



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien


Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.



Dreiundvierzigster Jahrgang.

1911.

Mit 1 Tafel und 1 Kartenbeilage.

BERLIN.

BEHREND & CO.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

**Für den Inhalt der Abhandlungen und Vorträge
sind die Autoren allein verantwortlich.**

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1911.

Vorstand, 1. Januar 1911.

Hans Virchow	Vorsitzender.
Karl von den Steinen	} Stellvertreter des Vorsitzenden.
Schuchhardt	
v. Luschan	} Schriftführer.
Neuhaus	
Traeger	Geschäftsführender Schriftf.
Sökeland	Schatzmeister.

Ausschuss, 21. Januar 1911.

**Friedel, Obmann, Ehrenreich, Gütze, Maass, Minden, F. W. K. Müller, Seler,
Staudinger, C. Strauch,**

Organ der Gesellschaft: **Zeitschrift für Ethnologie.** Redaktions-Kommission:
H. Virchow, Herausgeber, **v. Luschan, Schuchhardt, K. v. d. Steinen, Traeger.**
Bibliotheks-Kommission: **Maass**, Bibliothekar, **Hahn, K. v. d. Steinen, Traeger.**
Kustos der Photographien-Sammlung: **Neuhaus.**
Anthropologische Kommission: **v. Luschan**, Vorsitzender der Fachsitzungen,
Bartels, Fritsch, v. Hansemann, Strauch, Virchow, Waldeyer.
Prähistorische Kommission: **O. Olshausen**, Vorsitzender der Fachsitzungen,
Friedel, Goetze, Menzel, Hub. Schmidt, Schuchhardt.

Vermächtnisse.

Rudolf Virchow, Ehrenpräsident † 1902.

Max Bartels † 1904.
Adolf Bastian † 1905.
Ludwig Dittmer † 1908.
Gustav Gütz † 1906.
Fedor Jager † 1900.

Wilhelm Joest † 1897.
Carl Künne † 1898.
Emil Riebeck † 1885.
Heinrich Schliemann † 1891.
William Schönlanck † 1898.

Goldene Medaille.

(Alfred Maass-Stiftung 1. Mai 1909.)

Albert Grünwedel 20. November 1909. Turfan-Expedition.**Ehrenmitglieder.**

- Andree, Richard, Dr.,** Professor (November 1909). München, Friedrichstr. 9.
Andrian-Werburg, Ferdinand, Freiherr von, Ministerialrat (Juli 1894). Aussee, Steiermark.
Montelius, Oscar, Dr. phil., Professor, Reichsantiquar (November 1909). Stockholm.
Ranke, Johannes, Dr., Professor (März 1895). München, Brienerstr. 25.
Schweinfurth, Georg, Dr., Professor (Februar 1906). Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrichstr. 8.
Uwarow, Gräfin, Präsident der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft (Dezember 1889). Moskau.
Waldeyer, Wilhelm, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat (November 1909). Berlin W. 62, Lutherstr. 35.

Korrespondierende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

- | | |
|---|---|
| Anutschin, D., Dr., Professor, 1889. Moskau. | Brigham, William, T., A. M., A. A. S.,
Director of the Bernice Pauahi Bishop
Museum of Polynesian Ethnology and
Natural History, 1898. Honolulu, Ha-
waiian Islands. |
| Aspellin, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, 1874.
Helsingfors, Finnland. | Burgess, J., L. L. D., C. I. E., Director
General of the Archaeolog. Survey of
India, 1887. Edinburgh, 22 Seton Place. |
| Bamler, G., Missionar, 1911. Deutsch Neu-
Guinea, Insel Rook, Post Finschhafen. | Capellini, G., Professor, Senator, 1871.
Bologna. |
| Barnabei, F., Dr., Professore, Direttore
del Museo nazionale Romano, 1894.
Rom, Ripetto 70. 3 p. | Capistrano de Abreu, Dr. João, 1895. Rio
de Janeiro, Brasilien, Rua D. Luisa 145. |
| Baye, Baron Joseph de, 1890. Paris,
58 Avenue de la Grande armée. | Capitan, Dr., Professor, 1904. Paris, Rue
des Ursulines 5. |
| Beddoe, John, M. D., F. R. S., 1871.
The Chantry, Bradford-on-Avon (Wilts)
England. | Cartailhac, E., Professeur, Administrateur du
Musée, 1881. Toulouse, Rue de la chaîne 5. |
| Bellucci, Giuseppe, Dr., Professor, 1881.
Perugia. | Castelfranco, Pompeo, R. Ispettore degli
Scavi e Monumenti, 1883. Mailand,
Via Principe Umberto 5. |
| Blumentritt, Ferdinand, Professor, 1900.
Leitmeritz, Böhmen. | Chantre, Ernest, Professor, Faculté des
Sciences de Lyon, Anthropologie. Sub-
direktor des Museums für Naturgeschichte,
1881. Lyon, Quai Claude-Bernard. |
| Boas, Franz, Dr. phil., Professor, 1899.
New-York, Columbia University. | Dawkins, W. Boyd, Professor, M. A.,
F. R. S., 1877. Woodhurst, Jallowfield,
Manchester. |
| Bobrinskoy, Graf Alexis, Excellenz, 1905.
Smjela, Gouv. Kiew. | |
| Bonaparte, Roland, Prinz, 1885. Paris,
22, Cours La Reine. | |
| Boule, Marcellin, Professor der Palaeontologie,
1906. Paris. Muséum, Place Val-
hubert 3. | |

- Denker, J., Dr.,** Bibliothécaire au Muséum, 1906. Paris, 8 Rue de Bouffon.
- Dörpfeld, Wilh., Dr.,** Professor, erster Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, 1903. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstr. 137.
- Dorsey, George A.,** Curator of Anthropology, Field Museum, 1910. Chicago, U. S. A.
- Dupont, Ed.,** Direktor des Kgl. naturgeschichtlichen Museums, 1871. Brüssel.
- Fewkes, J. Walter,** 1900. Washington.
- Flamand, G. B. M.,** Directeur Adjt du Service géologique des Territoires du Sud de l'Algérie, 1908. Algier-Mustapha, Rue Barbès 6.
- Flex, Oscar,** Missionär, 1873. Karlsruhe.
- Garson, J. G., M. D.,** 1889. London, Royal College of Surgeons.
- Gerlach, Dr. med.,** 1880. Hongkong.
- Gross, V., Dr. med.,** 1880. Neuveville, Schweiz.
- Guimet, Emile,** 1882. Lyon.
- Hackman, A., Dr.,** 1910. Helsingfors, Finskt Museum. Fredsgatan 13.
- Haddon, A. C., Sc. D., F. R. S.** President of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland, 1903. Cambridge, Inisfail, Hills Road.
- Hampel, Josef, Dr.,** Professor, Hofrat, Kustos am National-Museum, 1884. Budapest.
- Hausmann, R.,** Professor, 1896. Dorpat, Jurjef.
- Heger, Franz, K. und K. Regierungsrat,** Direktor der Anthropologisch - Ethnographischen Abteilung am K. K. Naturhistor. Hofmuseum, 1893. Wien I, Burgring 7.
- Heierli, J., Dr. hon. c.,** Privat-Dozent, 1890. Zürich V.
- Helbig, Wolfgang, Dr.,** Professor, 1883. Rom, Villa Lante, Passeggiata Margherita.
- Herman, Otto,** Direktor der Ungarischen Ornithologischen Centrale, 1906. Budapest, VIII Józsefkörút 65.
- Herrmann, Anton, Dr. phil.,** Professor, 1889. Budapest I, Szent-Györgyutca 2.
- Hildebrand, Hans, Dr.,** Reichsantiquar, 1872. Stockholm.
- Hirth, Fr., Dr.,** Professor, 1886. New-York, Columbia University.
- Holmes, William H.,** Head Curator of the United States National Museum, Chief Bureau of American Ethnology, 1903. Washington. D. C.
- Hörmann, Konstantin, Hofrat,** Direktor des Landes - Museums, 1894. Sarajevo, Bosnien.
- Hörnes, Moriz, Dr. phil.,** Professor, 1894. Wien III, Ungargasse 27.
- Houtum - Schladler, A.,** General, 1878. Teheran, Persien.
- Jacques, Victor, Dr.,** Secrétaire de la Société d'Anthrop., 1889. Brüssel, Rue de Ruysbroeck 36.
- Jhering, Hermann von, Dr.,** Professor, Director do Museo zoologico, 1886. São Paulo, Brasilien, Caixa do correio 190.
- Kate, H. ten, Dr.,** 1886. Genthod-Bellevue, Canton Genf, Schweiz.
- Kern, H., Dr. phil.,** Professor, 1898. Leiden.
- Keysser, Christian,** Missionar, 1910. Finschhafen, Bismarck-Archipel, Südsee.
- Koganei, R., Dr. med.,** Professor an der Universität, 1904. Tokio.
- Kollmann, J., Dr. med.,** Professor, 1887. Basel, Birmannsgasse 8.
- Lacerda, Dr.,** Professor, Direktor des National - Museums, 1889. Rio de Janeiro.
- Lubbock, Sir John, Bart., M. P.,** 1871. High Elms, Farnborough, Kent, England.
- Macalister, Professor,** President Anthropologica, Institute of Great Britain and Ireland, 1893. Cambridge.
- Man, Edward Horace, C. F. E.,** 1904. St. Helens, Preston Park, Brighton, England.
- Manouvrier, L., Dr.,** Professor, 1904. Paris, Rue de l'École-de-Médecine 15.
- Marchesetti, Carlo, Dr.,** Direktor des naturhistorischen Museums, 1887. Triest.
- Martin, F. R., Dr. phil.,** Assistent am archäologisch-historisch. Staatsmuseum, 1898. Stockholm, Gref-Magnigatan 3.
- Mc Gee, A. N., Dr.,** Director Public Museum, 1903. St. Louis, Mo. Corner 3d and Pine Sts.
- Moore, Clarence B.,** 1906. Philadelphia Pa. 1321 Locust Str.
- Moreno, Don Francisco,** Direktor des Natio-

- nal-Museums, La Plata, 1878. Buenos Aires.
- Morgan**, J. de, 1897. Croissy sur Seine, Nr. 1. Seine et Oise, Rue Dormeuil.
- Morse**, Edw. S., Dr., Professor, Direktor der Peabody Academy of Science, 1889. Salem, Mass., Nord-Amerika.
- Morselli**, Enrico, Dr. med., Professor, Direttore della Clinica Psichiatrica della R. Università, 1881. Genua, via Assarotti 46.
- Mortillet**, Adrien de, professeur à l'Ecole d'anthropologie, 1907. Paris (14^e), 10^{bis}, Avenue Reille.
- Müller**, Sophus, Dr., Direktor des National-Museums, 1882. Kopenhagen.
- Munro**, Robert, M. A., M. D., L. L. D., 1894. Elmbank, Largs, Ayrshire, N. B.
- Nieuwenhuis**, A. W., Dr. Professor, 1910. Leyden, Witte Singel 75.
- Nordenskiöld**, Freiherr Erland, Dr., 1910. Stockholm, Drottningholmsvägn 8a.
- Noetting**, Fritz, Dr. phil., Hofrat, 1894. Hobart (Tasmanien), Australien, Beachholme, King Street, Sandy Bay.
- Orsi**, Paolo, Dr., Professor, Direttore del Museo Nazionale, 1888. Siracusa.
- Peñafiel**, Antonio, Dr., Professor, 1891. Mexico. D. F., Callejon de Betlemitas Num. 8.
- Petrie**, W. M. Flinders, M. C. L., L. L. D., Edwards - Professor of Egyptology in the University College, 1897. London WC., Cowerstr.
- Pigorini**, Luigi, Professor, Direktor des prähistorisch - ethnographischen Museums, 1871. Rom, Via Collegio Romano 27.
- Pisko**, Julius E., k. u. k. General-Konsul, 1895. Liverpool, J. u. R. Austro-Hungarian Consulate General.
- Prosdocimi**, Alessandro, Cav., Dr., Professor, 1889. Este, Italien.
- Putnam**, F. W., Professor, Curator of the Peabody Museum, Harvard University, 1903. Cambridge, Mass., U. S. America.
- Radloff**, W., Dr., Prof., Mitgl. d. Kais. Ak. d. Wiss., 1884. St. Petersburg; Wassili Ostrow, 7, Linie Nr. 2.
- Reinach**, Salomon, Conservateur du Musée des Antiquités Nationales, Membre de l'Institut, 1904. St. Germain-en-Laye.
- Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, 1882. Stockholm, Drottninggatan 110.
- Riedel**, J. Gerard Friedr., Dr., 1871. Batavia, Java, N.O.Indien, 138 Kramat, Weltevreden.
- Risley**, Herbert H., K. C. I. E., C. S. I., 1895. South View, Hill Side, Wimbledon. England.
- Rivett-Carnac**, J. H., Colonel, Aide de Camp of His Majesty the King, 1882. Schloss Wildeck, Aargau, Schweiz.
- Romiti**, G., Prof., Dr., 1911. Pisa.
- Roth**, W., Dr., 1906. Pomeroun River, British Guiana, South America.
- Rutot**, Aimé, Conservateur au Musée royal d'histoire naturelle de Belgique, 1906. Brüssel, Rue Vautier 31.
- Salln**, Bernhard, Dr., Direktor des Nordischen Museums, 1908. Stockholm.
- Salinas**, Antonio, Professor, Direktor d. National-Museums, 1883. Palermo.
- Sarasin**, Paul, Dr. phil., 1906. Basel, Spitalstr. 22.
- Sarasin**, Fritz, Dr. phil., 1906. Basel, Spitalstr. 22.
- Sergi**, Giuseppe, Dr., Professor, Direktor d. anthrop. Museums, 1891. Rom, Via Collegio Romano 27.
- Stahl**, August, Dr. med., 1906. Bayamon, Portorico.
- Stieda**, Ludw., Dr., Geh. Medizinalrat, Professor, 1883. Königsberg i. Pr.
- Studer**, Theophil, Dr., Professor, 1885. Bern.
- Stuers**, Jonkheer Victor de, Meester, Referendaris Chef der Afdeeling Kunsten en Wetenschappen aan het Departement van Binnenlandsche Zaken, 1900. Haag.
- Szombathy**, Josef, k. k. Regierungsrat, Kustos a. k. k. naturhist. Hofmuseum, 1894. Wien I.
- Toldt**, K., Dr. Professor, k. k. Hofrat, 1906. Wien I, Helferstorferstrasse 4.
- Topinard**, Paul, Dr., Professor, 1879. Paris, Rue de Rennes 105.
- Troll**, Joseph, Dr., 1890. Wien VIII/1, Josefs-gasse 10.
- Truhelka**, Ćiro, Kustos am Bosnisch-Hercegow. Landes-Museum, 1894. Sarajevo, Bosnien.
- Tsuboi**, S., Dr., Professor an der Universität, 1904. Tokio.

- | | |
|--|--|
| Turner , Sir William, Professor der Anatomie, 1890. Edinburgh, 6 Eton Terrace. | Weisbach , Augustin, Dr. med., General-Stabsarzt, 1871. Graz, Steiermark, Sparbersbachgasse 41. |
| Tytor , Edward, B., Professor der Anthropologie, 1893. Linden. Wellington. Somerset, England. | Wieser , Ritter von Wiesenhort, Franz, Dr. phil., Professor, Präsident d. Ferdinandeums, 1894. Innsbruck. |
| Vedel , E., Amtmann, Vizepräsident der Königl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde, 1887. Sorö, Dänemark. | Wilson , Dr. med., Professor, 1898. Sydney, Australien. |
| Vernan , R., Dr., Professor der Anthropologie in Paris, 1906. Muséum, Rue de Buffon 61. | Zampa , Raffaello, Dr., Professor, 1891. Perugia per Bosco, Villa S. Ubaldo. |
| Watson , Dr. med., Professor, 1898. Adelaide, Australien. | Zwingmann , Georg, Dr., Med.-Inspektor, 1873. Kursk. |

Ordentliche Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Aufnahme.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

- | | |
|---|---|
| Ash , Julius, 1890, Berlin. † 1907. | Neuhauss , Richard, Dr. med., Professor, 1883. Gross-Lichterfelde I, Marienstrasse 32. |
| Cahnholm , O., Dr., Sanitätsrat, 1883. Dresden-A., Gellertstr. 5. | Pelizaeus , W., 1902. Kairo, Egypten. |
| Cornig , Dr. med., 1891. Basel, Bundesstr. 17. | Riegler , C., Direktor, 1886. Stuttgart, Rothe-waldstr. 27 a. |
| Ehrenreich , Paul, Dr. med. et phil., Privatdozent, 1878. Berlin W. 30, Heilbronner Strasse 4. | Sarasin , Paul, Dr. phil., 1887. Basel, Spitalstrasse 22. |
| Frödin , Otto, Dr., 1909. Statens Historiska Museum, Stockholm. | Sarasin , Fritz, Dr. phil., 1886. Basel, Spitalstrasse 22. |
| Hainauer , Oskar, 1887, Berlin. † 1894. | Schlemm , Julie, Fräulein, 1893. Berlin W. 10. Viktoriastr. 4 a. |
| Jesst , Wilh., Dr., Professor, 1880. Berlin. † 1897. | Seler , Cäcilie, Frau Professor, 1900. Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 3. |
| Landau , Wilhelm, Freiherr von, Dr. phil. 1877, Berlin. † 1908. | Sokoloski , L., 1888, Wreschen. † 1891. |
| Loubat , Duc de, Exzellenz, 1895. Paris, Rue Dumont d'Urville 47. | |

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

- | | |
|---|---|
| Abel , Karl, Dr. med., 1887. Berlin W. 35, Potsdamerstr. 122 b. | Agahd , R., Dr., Realgymnasialdirektor, 1909. Frankfurt a. O., Huttenstr. 8. |
| Absolon , Karl, Dr. phil., Privatdozent, Kustos am mährischen Landesmuseum, 1910. Brünn. | Ahrens , Dr. med., 1904. Berlin W. 30, Motzstrasse 53. |
| Adam , Leonhard, stud. iur. et cam., 1910. Berlin W. 50, Ansbacherstr. 6. | Akopianz , Senekerm ter stud. phil., 1911. Gumuck-Klerne, z. Zt. Berlin NW. 7, Bauhofstr. 2. |
| Adloff , P., Dr. phil., Zahnarzt, 1910. Königsberg i. Pr., Weissgerberstr. 6/7. | Albrecht , Gustav, Dr. phil., städt. Bibliothekar, 1896. Charlottenburg 5, Wallstrasse 51. |
| Adolf Friedrich , Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Dr. phil., 1901. Rabensteinfeld, Mecklenburg. | Albu , Dr. med., Professor, 1890. Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 29. |

- Almgrist**, Arnold, 1910. Waasa, Finnland.
- Alten**, Georg von, Generalleutnant z. D., Exzellenz, 1908. Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 24.
- Altertumsverein**, 1909. Haltern, Westf.
- Altertumsverein**, 1895. Worms a. Rh.
- Altrichter**, Karl, Rechnungsrat, 1886. Nieder-Schönhausen b. Berlin, Blücherstrasse 25.
- Ambrosetti**, Juan B., Dr., Professor, Direktor des ethnograph. und archäolog. Museums der Universität, 1908. Buenos Aires, Calle Santiago del Estero 1298.
- Amende**, Ernst, Seminaroberlehrer, 1910. Altenburg, S.-A., Hohestr. 44.
- Andrée**, Landrichter Dr. jur., 1911. Berlin W. 62, Keithstr. 13.
- Ankermann**, Bernhard, Dr. phil., Kustos am Königl. Museum für Völkerkunde, 1902. Steglitz, Grunewaldstr. 26.
- Antze**, Gustav, Dr. phil., Assistent am Mus. f. Völkerkunde, 1906. Leipzig, Lampestrasse 13.
- Arbusow**, Leonid, Dr., 1910. Sassenhof b. Riga (Russland), Tapetenstr. 2, 19 Quart.
- Armstrong**, Edm. Clarence Rich., M. R. I. A., F. S. A., Assistent Irish Antiquities Depart., National Museum, 1909. Dublin, Eglinton Road 37.
- Arne**, T., Dr., 1910. Staatens Historiske Museum, Stockholm.
- Arnhold**, Eduard, Kaufmann, 1907. Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 12.
- Arriens**, Carl, Maler u. Illustrator, 1909. Berlin W. 30, Speyererstr. 21.
- Asche**, Freiherr von, Geh. Kommerzienrat, 1906. Bad Harzburg.
- Ascher**, Hugo, Kaufmann, 1892. Berlin W. 50, Rankestr. 6.
- Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Professor, Geh. Regierungsrat, 1869. Berlin W. 57, Bülowstrasse 51.
- Aschoff**, Albert, Dr. med., Sanitätsrat, 1894. Berlin SW. 48, Friedrichstr. 1.
- Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1877. Berlin SW. 61, Belleallianceplatz 11a.
- Ash**, Frau Bertha, 1908. Berlin NW. 40, Alexanderufer 6.
- Asmus**, Rudolf, Dr., med. prakt. Arzt, 1909. Teterow, Schwerin.
- Auerbach**, Richard, Kaufmann, 1896. Wilmersdorf-Berlin, Nassauischestr. 1.
- Bab**, Hans, Dr. med., prakt. Arzt, 1903. Wien IX, Alserstrasse 26, II bei Mathog.
- Baelz**, E. von, Dr. med., Geh. Hofrat, Professor, 1901. Stuttgart, Neue Weinsteige 33.
- Baldermann**, Gustav, 1906. Mährisch-Altstadt, Nordmähren.
- Bartels**, Anna, Frau Geh. Rat, 1904. Berlin NW. 40, Roonstr. 7.
- Bartels**, Paul, Dr. med., Privatdozent, 1893. Berlin NW. 23, Schleswigerufer 12.
- Baumann-Seyd**, Frau A., 1910. Hamburg, Jordanstr. 36.
- Baumgartner**, Theodor, Ingenieur u. Konkordats-Geometer, 1910. Zürich-Seebach.
- Beccard**, E., Dr. phil., 1908. Berlin NW. 21, Stromstr. 55.
- Behla**, Robert, Dr. med., Regierungs- und Geh. Medizinalrat, 1877. Charlottenburg 2, Grolmannstr. 32/33.
- Behlen**, Heinr., Kgl. Forstmeister, 1895. Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden.
- Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, 1883. Berlin W. 8, Unter den Linden 10.
- Bein**, Willy, Dr., Regierungsrat, etatsmässiges Mitglied der Normaleichungskommission, 1909. Berlin W. 15, Emserstr. 25.
- Belck**, Waldemar, Dr. phil., 1893. Frankfurt a. Main, Baumweg 62.
- Benda**, C., Dr. med., Professor, Privatdozent, 1885. Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 30.
- Benignus**, Siegfried, Dr. phil., 1910. Berlin N. 24, Liniestr. 107.
- Benninghoven**, Wilh., Dr., Professor, 1910. Berlin NW. 21, Turmstr. 19.
- Berendt**, G., Dr. phil., Professor, Geh. Berg- rat, 1875. Friedenau, Kaiserallee 120.
- Berger**, Paul, Rentier, 1910. Merseburg.
- Berna**, Ferdinand, cand. med. 1911. Berlin W. 30, Nollendorferstr. 7.
- Berner**, Ulrich, stud. phil., 1908. Berlin NW. 5, Stephanstr. 4.
- Bernhardt**, M., Dr., Professor, Geh. Medizinal- rat, 1874. Berlin W. 8, Französische- strasse 21.

- Bersu**, Gerhard, stud. phil., 1909. Frankfurt a. O., Leipzigerstr. 25.
- Bertram**, Stephanus, Arzt, 1906. Berlin N. 58, Lychenerstr. 119.
- Berwerth**, Fritz, stud. phil., 1911. Wien I, Schottengasse 3.
- Bessel-Hagen**, F., Dr., Professor der Chirurgie, Direktor des Städt. Krankenhauses Charlottenburg-Westend, 1909. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 200.
- Bibliothek**, Grossherzogliche, 1885. Neustrelitz.
- Bibliothek**, Stadt-, 1888. Stralsund.
- Bibliothek**, Universitäts-, 1900. Basel.
- Bibliothek**, Universitäts-, 1891. Greifswald.
- Bibliothek**, Universitäts-, 1896. Tübingen.
- Bibliothek**, Königl. u. Universitäts-, 1909. Königsberg i. Pr.
- Bibliothek**, Universitäts-, 1909. Leipzig.
- Bibliothek**, Universitäts-, Fundatiunea Universitara Carol I, 1909. Bucarest.
- Bibliothek**, Mährische Landes-, 1910. Brünn.
- Bibliothek**, Landes- und Stadt-, 1910. Düsseldorf, Friedrichsplatz 7.
- Bibliothek**, Kgl. Universitäts-, 1910. Kiel.
- Bibliothek**, Kgl. Bayerische Hof- und Staats-, 1910. München.
- Bibliothek**, Königl. öffentl. 1909. Dresden-N., Kaiser Wilhelmplatz 11.
- Bilharz**, O., Ober-Bergrat a. D., 1910. Berlin W. 30, Haberlandstr. 7.
- Biedemann**, Hermann, Dr. med., 1887. Berlin O. 34, Frankfurterallee 85.
- Blackenborn**, M., Dr. phil., Professor, Privatdozent, 1903. Halensee, Joachim-Friedrichstr. 57.
- Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Hofrat, Professor, 1878. Braunschweig, Gausstr. 17.
- Blau**, Fräulein Margarete, 1911. Berlin-Marienfelde, Adolfstr. 9, Pension Wulfert.
- Bleyer**, Georg, Dr. med., 1897. Tijnucas, Estado de Santa Catharina, Brasilien.
- Bloch**, Iwan, Dr. med., 1893. Charlottenburg 2, Schlüterstr. 78.
- Blum**, Agnes, Dr., 1910. Berlin W. 30, Speyererstr. 1.
- Blume**, Erich, Dr. phil., wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Kaiser Friedrich-Museum, 1905. Posen.
- Blumenthal**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1850. Berlin W. 10, Victoriast. 31.
- Bockenheimer**, Dr., Universitätsprofessor und Privatdozent der Chirurgie, 1907. Charlottenburg 2, Kantstr. 10.
- Boerschmann**, Ernst, Militär-Bauinspektor bei der Deutschen Gesandtschaft in Peking, 1910. Zurzeit Halensee, Küstrinerstr. 21.
- Bohle**, J., Dr., 1898. Lehe, Hafenstr. 6.
- Bolle**, Dr. med., 1903. Berlin N.W., Alt-Moabit, Meierei.
- Bong**, Verlagsbuchhändler, 1903. Berlin W. 57, Potsdamerstr. 88.
- Bordes**, Otto, Dr., Zahnarzt, 1910. Berlin W. 50, Nürnberger Str. 8.
- Bormann**, Alfred, Dr. med., Stabsarzt, 1897. Marienwerder, Westpr., Kleine Herrenstrasse 4.
- Bornmüller**, Joh., Dr. med., Arzt, 1908. Berlin SO. 36, Lausitzerplatz 13.
- Bosse**, Chr., Geh. Regierungsrat, Verwaltungsdirektor der Kgl. Museen, 1910. Berlin W. 62, Landgrafenstr. 10.
- Bouchal**, Leo, Dr. jur., 1898. Wien IV/1, Schäffergasse 22.
- Bracht**, Eugen, Landschafts-Maler, Geh. Rat, Professor, 1883. Dresden A., Franklinstrasse 3 B.
- Brandenburg**, Erich, Dr., 1905. Konstantinopel, Deutsche Post.
- Brandt**, von, K. deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimrat, Exz., 1879. Weimar, Cranachstrasse 7.
- Brasch**, Felix, Dr. med., 1895. Wannsee, Alsenstr. 28.
- Brass**, Emil, Konsul a. D., 1906. Berlin W. 30, Goltzstr. 21.
- Brauer**, A., Dr., Professor, Direktor des Kgl. Zoologischen Museums, 1909. Halensee, Westfälischestr. 62.
- Bredow**, von, Rittmeister a. D., 1872. Berlin W. 62, Kleiststr. 19.
- Breysig**, Kurt, Dr., Prof. an der Universität Berlin, 1904. Schlachtensee, Kurstr. 8.
- Brögger**, Anton W., Dr. phil., Konservator beim Museum von Stavanger, 1910. Stavanger, Norwegen.
- Broh**, James, Dr. jur., Rechtsanwalt, 1910. Berlin C. 25, Alexander-Platz 2.
- Bruchmann**, K., Dr. phil., 1878. Berlin SO. 16, Michaelkirchstr. 27.

- Brückner**, Erich, Dipl.-Ingenieur, Kgl. Regierungsbauführer, 1906. Weissenfels a. S., Naumburger Str. 13.
- Brühl**, Ludwig, Dr. med., Kustos am Kgl. Institut f. Meereskunde 1910. Steglitz, Peschkestr. 2.
- Brüning**, H. Enrique, 1905. Lambayeque, via Puerto de Eten (Peru).
- Brünn**, Emma, Frau, 1909. Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 126.
- Brunner**, K., Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, 1899. Steglitz, Belfortstr. 13 a.
- Buchholz**, Rudolf, Kustos des Märkischen Provinzial-Museums, 1877. Berlin W. 50, Rankestr. 2.
- Buchner**, Ernst, stud. med., 1910. Karlshorst, Stühlingerstr. 18.
- Burger**, Friedr., Dr. jur., 1910. Paderborn, Ikenberg 1.
- Busch**, Friedr., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1896. Berlin W. 15, Fasanenstr. 52.
- Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Stabsarzt a. D., 1884. Stettin, Friedrich-Karlstr. 7.
- Buschke**, A., Dr. med., Universitätsprofessor, Dirigierender Arzt am Virchow-Krankenhaus, 1898. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 243.
- Busse**, Herm., 1895. Woltersdorfer Schleuse bei Erkner, Buchhorsterstr. 4.
- Caro**, Henry, Dr. med., 1903. Berlin SW. 29, Bergmannstr. 110.
- Carrière**, Ludwig, cand. phil., 1910. Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 32.
- Carthaus**, Emil, Dr., 1911. Grunewald bei Berlin, Gillstr. 2 a I.
- Castan**, Eric, Kunstmaler, 1909. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 237.
- Chotek**, Karel, Dr., Professor, 1910. Prag-Smichov, Národopisné Museum Českoslovanské.
- Classen**, Quirin, 1907. Berlin W. 30, Barbarossastr. 16.
- Cleve**, G. L., Pastor, 1903. Tandala, Bez. Langenburg, via Dar-es-Salaam (Deutsch Ost-Afrika) z. Zt. Friedenau, Friedrich Wilhelm Platz 2.
- Cohn**, William, Dr. phil., 1903. Halensee, Joachim-Friedrichstr. 55.
- Cohn**, D., 1906. Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 102.
- Conwentz**, Dr., Prof., Geh. Regierungsrat, 1911. Berlin-Schöneberg, Wartburgstr. 54.
- Cosak**, Harald, stud. phil., 1910. Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 32.
- Crahmer**, Wilh., Volontär am Kgl. Museum f. Völkerkunde, 1908. Wilmersdorf, Umlandstr. 108/109.
- Cremer**, Carl, Dr., Rechtsanwalt, 1911. Hagen i. W., Bergstr. 93.
- Crome**, B., Dr. phil., Privatdozent, 1909. Göttingen.
- Czarnikow**, E. C., Direktor, 1910. Küppersteg, Niederrhein.
- Czekanowski**, Jan, Dr., 1906. St. Petersburg, Wasiljewskij Ostr. Anthropol. Ethnogr. Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
- Cummings**, Byron, Dean of School of Arts and Sciences, 1911. University of Utah, z. Zt. Steglitz, Sachsenwaldstr. 25.
- Danzel**, Th. W., stud. ethnol., 1909. Leipzig, Inselstr. 13.
- Dascalu**, C., Professor, Lehrer d. Geschichte am Gymnasium zu Român (Rumänien), 1910. Z. Zt. Bonn, Rheinufer 10 (Hotel Dissmann).
- Davidsohn**, H., Dr., Sanitätsrat, 1872. Friedenau, Wiesbadenerstr. 3.
- Deiss**, F. W., Oberleutnant a. d. Unteroffiziersvorschule, 1909.
- Demetriewicz**, Wladimir, Dr., Univers.-Professor für Prähistorie an der k. k. Universität, 1905. Krakau, Smolensk-Gasse 19.
- Dempwolff**, Dr. med., Oberstabsarzt in den Schutztruppen, 1904. Berlin lagernd Postamt W. 8.
- Dieck**, W., Dr. med., Professor, Abtlgs.-Direktor am Zahnärztlichen Institut d. Universität, 1910. Berlin W. 35, Potsdamerstr. 113, Villa 3.
- Dierbach**, Carl, Dr. med., Sanitätsrat, 1908. Berlin C. 25, Alexanderstr. 50.
- Diercks**, Gustav, Dr. phil., 1888. Steglitz, Humboldtstr. 2a.
- Diergardt**, Freiherr von, 1907. Burg Bornheim b. Bonn a. Rh.
- Dieseldorff**, Erw. P., 1905. Coban, Guatemala.

- Diest**, von, Generalleutnant z. D., Exzellenz, 1904. Daber, Kr. Naugard.
- Diko**, Fritz, Zahnarzt, 1910. Berlin W. 50, Marburger Str. 5.
- Dill**, Dr., Zahnarzt, 1911. Basel, Petersgraben 47.
- Dittmer**, Georg, Gutsbesitzer, 1909. Strehlen i. Schlesien.
- Dittrich**, Thekla, Frau Direktorin, 1909. Berlin NW. 21, Bremerstr. 70.
- Domick**, Pfarrer, 1902. Pfaffendorf, Mark.
- Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, 1886. Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
- Dönitz**, Wilh., Dr., Prof., Geh. Medizinalrat, 1908, Steglitz, Lindenstr. 27.
- Dorn**, Hermann, stud. phil., 1910. Stuttgart, Gutenbergstr. 4.
- Dorr**, R., Dr., Professor, 1910. Elbing, Inn. Mühlendamm 34.
- Drontschlow**, Krum, stud. phil., 1911. Charlottenburg, Leibniz Str. 47.
- Ebermaler**, C., Geh. Ober-Regierungsrat, vortrag. Rat im Reichs-Kolonialamt, 1910. Berlin W. 30, Freisingerstr. 3.
- Ebert**, Max, Dr. phil., 1906. Berlin SW. 11, Möckernstr. 137.
- Ehlers**, Dr. med., 1890. Berlin W. 62, Lützowplatz 2.
- Eichhorn**, Aug., Dr., 1905. Friedenau, Rubensstr. 28.
- Eichhorn**, Gustav, Dr., Konservator am Germanischen Museum, 1905. Jena.
- Eiseck**, Ernst, Dr. med., 1910. Berlin SW. 47, Yorckstr. 10.
- Elkan**, Max, Kaufmann, 1903. Berlin NW. 23, Holsteinerufer 7.
- Elser**, Friedr. Wilhelm, stud. med. dent., 1910. Jauer, Goldbergerstr. 13.
- Eltz**, Rich, Rittergutsbesitzer, 1910. Waldhof, Kreis Riesenburg, Westpr.
- Elven**, Eduard, 1910. Crdingen a. Niederrhein.
- Engel**, Hermann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1887. Berlin N. 37, Schönhauserallee 172.
- Eperjesy**, Baron Albert von, K. und K. Österr.-Ungar. Gesandter, Exzellenz, 1880. Schloss Wehrburg, Post Iisens bei Launa a. Etsch, Südtirol.
- Erdeljanovič**, Jovan, Dr., Dozent an der Universität, 1902. Belgrad, Serbien, Kralja Milutina ulica 32.
- Fabian**, J., Lehrer, 1911. Gardelegen, Bornemannstr.
- Falkenberg**, Wilh., Dr. med., Oberarzt, 1903. Lichtenberg b. Berlin, Herzbergstr. 79.
- Falkenburger**, Fritz, stud. med., 1911. Berlin O. 27, Schicklerstr. 2.
- Favreau**, Paul, Dr. jur., Rechtsanwalt, 1903. Königswinter.
- Fechhelmer**, Frau Hedwig, 1910. Berlin W. 30, Haberlandstr. 12.
- Fehlinger**, Hans, Schriftsteller, 1910. München 44, Prinz Ludwigshöhe.
- Felst**, Sigmund, Dr. phil., Direktor, 1909. Berlin N. 54, Weinbergsweg 13.
- Fetzer**, Chr., stud. phil. Charlottenburg, 1910. Schlüterstr. 63.
- Feyerabend**, Direktor des Kaiser Friedrich-Museums, 1890. Görlitz, Hartmannstr. 16.
- Fiedler**, Eduard, Porträtmaler u. Zeichenlehrer, 1910. Charlottenburg 2, Schlüterstrasse 4.
- Filchner**, Oberleutnant, 1906. Berlin W. 30.
- Finokh**, Carl, Dr., Berlin SO. 33, Cuvrystrasse 2.
- Fischer**, Adolf, Professor, 1901. Cöln a. Rh., Hansaring, p. Adr. des Kunstgewerbe-museums.
- Fischer**, Eugen, Dr., Professor, 1909. Freiburg i. Br. Turnseestr. 54.
- Fleming**, James, 1906. Mannheim, M. 5. 4.
- Fledner**, Karl, Dr. med., 1894. Monsheim b. Worms.
- Florschütz**, Dr. med., 1896. Gotha.
- Foy**, Willy, Dr., Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museum, 1902. (Städtisches Museum für Völkerkunde), Cöln a. Rh.
- Fränkel**, Bernhard, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, 1871. Berlin W. 9, Lennestrasse 5.
- Freund**, G. A., Dr. phil., 1884. Berlin NW. 7, Unter den Linden 69.
- Friedel**, Ernst, Geh. Regierungsrat, Stadtrat, 1872. Berlin NW. 52, Paulstr. 4.
- Friedemann**, Max, Dr. med., 1903. Zehlendorf, Stubenrauchstr. 6.
- Friedenthal**, Hans, Dr., Privatdozent für Physiologie, 1909. Nikolassee/Wannsee-bahn, Prinz Friedrich Leopoldstr. 4.
- Friedländer**, Immanuel, Dr. phil., 1890. Neapel, Vomero., Via Luigia Sanfelice. Villa Hertha.

- Friedländer**, Julius, 1910. Berlin W. 62, Lützowplatz 3.
- Friedrichsen**, Fritz, Dr. med., 1910. Bad Neuenahr.
- Frisch**, A., Druckereibesitzer, 1876. Berlin W. 35, Lützowstr. 66.
- Fritsch**, Gustav, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1869. Gross-Lichterfelde O., Berlinerstr. 30.
- Fritsch**, K. E. O., Professor, 1888. Grunewald (Bezirk Berlin), Siemensstrasse 41.
- Frizzi**, Ernst, Dr., 1908. Wien XIII/10, Speisingerstr. 17.
- Frobenius**, Leo, 1903. Halensee, Kurfürstendamm 127.
- Fuchs**, Rudolf, Dr., 1905. Charlottenburg, Knesebeckstr. 88.
- Fuchs**, Albert, Herausgeber der Elsäss. Monatsschrift für Geschichte und Volkskunde, 1910. Zabern.
- Fühner**, Hermann, Dr., 1901. Freiburg i. Br., Karlsplatz 23.
- Fülleborn**, Dr. med., Professor, 1898. Hamburg 9, Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten.
- Futterer**, Johanna, Frau Professor, 1908. Südende, Friedenauerstr. 4.
- Gaedcke**, Karl, 1893. Oberlehrer, Salzwedel, Salzstr. 7.
- Gähde**, Dr., Stabsarzt an der Kaiser Wilhelm-Akademie, 1911. Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35.
- Gaul**, R., Dr., Sanitätsrat, 1910. Stolp i. P., Präsidentenstr. 2.
- Gaupp**, Hans, Dr. med., Stabsarzt, 1909. Bromberg, Elisabethmarkt 12.
- Gelb**, Adhémar, Dr. phil., 1911. Wilmersdorf, Nassauischestr. 31.
- Gelinsky**, Ernst, Dr., Stabsarzt, 1909. Deutsche Gesandtschaft, Peking.
- Gensen**, Dr. med., prakt. Arzt, 1911. Berlin SW. 47, Grossbeerstr. 68.
- Gerhardt**, Max, Dr. phil., 1906. Schöneberg b. Berlin, Prinz Georgstr. 4.
- Gesellschaft**, Anthropologische, 1905. Köln, Zugweg 44.
- Gesellschaft**, Deutsche Kolonial-, 1900. (Abteilung Berlin-Charlottenburg), Berlin NW. 40, Alsenstr. 10.
- Gesellschaft**, Estländische Litterarische, 1911. Reval. Sektion zur Erhaltung einheimischer Altertümer.
- Gesellschaft**, historische, 1887. Bromberg, Stadtbibliothek, Kaiserstrasse.
- Gesellschaft**, Senckenbergische Naturforschende, 1911. Frankfurt-Main, Viktoria-Allee 7.
- Gessner**, Hans, Architekt, 1897. Berlin W. 62, Bayreutherstr. 11.
- Glebler**, C., Ingenieur, 1905. Gross-Lichterfelde O, Wilhelmplatz 8.
- Glümer**, von, Leutnant a. D. und Fabrikbeamter, 1898. Essen (Ruhr), Albrechtstrasse 14.
- Goering**, Dr., Ministerresident, 1910, Burg Veldenstein bei Neuhaus a. d. Pegnitz.
- Görke**, Franz, Direktor, 1886. Berlin W. 62, Maassenstr. 32.
- Götze**, Alfred, Dr. Professor, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, 1888. Gr. Lichterfelde-West, Steglitzerstr. 42.
- Goldammer**, Franz, Stabsarzt, Dr., 1908. Berlin W. 30, Luitpoldstr. 38.
- Goldschmidt**, Oskar, Dr. jur., 1894. Schlachtensee, Waldemarstr. 70.
- Goldschmidt**, Hans, Dr., 1907. Essen a. d. Ruhr.
- Goldschmidt**, Artur, Dr., 1910. Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 114.
- Gotthelf**, Carl, 1905. Berlin W. 35, Lützowstrasse 60a.
- Gottschalk**, Sigismund, Prof. Dr. med., Privatdozent, 1886. Berlin W. 35, Potsdamerstr. 106.
- Grabley**, Dr., Paul, Chefarzt des Sanatoriums Woltersdorfer Schleuse, 1911. Woltersdorfer Schleuse b. Erkner.
- Graf**, Georg Engelbert, Schriftsteller, 1910. Steglitz, Peschkestr. 16.
- Graebner**, Fritz, Dr., 1904. Cöln (Rhein), Rautenstrauch-Joest-Museum.
- Gretzer**, W., 1910. Hannover, Eichendorffstr. 8.
- Grimm**, Paul, 1907. Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 30.
- Grosse**, Hermann, Lehrer, 1897. Berlin NW. 87, Zwinglistr. 9.
- Grossheim**, Dr., Generalarzt a. D., 1905. Berlin W. 50, Ansbacherstr. 28.
- Grossmann**, Louis, Rabbiner und Professor

- am Hebrew Union College, 1894. Cincinnati, Ohio, America, 2212 Park Avenue.
- Grubauer**, Albert, Dr., Zoologe, 1910. Tempelhof, Berlinerstr. 16.
- Grubert**, Dr. med., Sanitätsrat, 1889. Falkenberg, Pommern.
- Grünwedel**, A., Dr., Professor, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1882. Gross-Lichterfelde W., Albrechtstr. 8.
- Guébbard**, A., Dr., Professeur agrégé à la Faculté de Médecine de Paris, 1909. St.-Vallier-de-Thiery, Alpes-Maritimes.
- Gudewill**, John Carl, Rentner, 1901. Braunschweig, Kaiser Wilhelmstr. 7.
- Günther**, Carl, Photograph, 1881. Berlin W. 64, Behrenstr. 24.
- Gunsett**, Dr., A., 1911. Strassburg (Els.), Hoher Steg 27.
- Güterbock**, Bruno, Dr. phil., 1885. Berlin W. 30, Nollendorfplatz 1.
- Guthknecht**, Gustav, Professor, Maler, 1896. Steglitz, Humboldtstr. 13.
- Gutzmann**, H., Dr. med., 1895. Berlin W. 35, Schönebergerufer 11.
- Haake**, Dr. med., 1903. Braunschweig, Friedrich Wilhelmstr. 7.
- Haberer**, K. A., Dr., Professor, Kgl. Regierungsrat, 1905. Griesbach, Baden.
- Hagen**, B., Dr., Hofrat, 1903. Frankfurt a. M., Miquelstr. 5.
- Hagen**, Joachim Otto v. d., 1904. Schmiedeburg bei Greifenberg (Uckermark).
- Hagenbeck**, Karl, Tierhändler, 1878. Stellingen (Bz. Hamburg.)
- Hahn**, Eduard, Dr. phil., Privatdozent, 1888. Berlin W. 30, Nollendorfstr. 31/32.
- Hahn**, Ida, Fräulein, 1910. Berlin W. 30, Nollendorfstr. 31/32.
- Hahne**, Hans, Dr. med., Direktorialassistent am Provinzial-Mus., Privatdozent für prähistor. Archäologie a. d. Kgl. techn. Hochschule, 1903. Hannover, Jägerstrasse 8.
- Hake**, Georg von, Ritterguts-Besitzer, 1902. Klein-Machnow bei Stahnsdorf (Kr. Teltow).
- Hambloch**, Anton, Grubendirektor, 1910. Andernach a. Rh.
- Handtmann**, E., Prediger, 1880. Potsdam, Kronprinzenstr. 37.
- Hansemann**, David von, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Prosektor am Rudolf Virchow-Krankenhaus, 1886. Grunewald (Bz. Berlin), Winklerstr. 27.
- Hardenberg**, Freiherr von, Majoratsherr in Schlöben b. Roda, 1884. Sachsen-Altenburg im Sommer (im Winter Karlsruhe, Stephanienstr. 46.)
- Hartmann**, Georg, Dr., 1910. Rathstock, Oderbruch.
- Hartwich**, Carl, Dr. phil., Professor, 1883. Zürich (Schweiz), Polytechnikum.
- Hattwich**, Emil, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, 1880. Berlin NW. 40, Reichstags-Ufer 3.
- Hauser**, Otto, Archäolog, 1909. Basel, Margaretenstr. 109.
- Hausmann**, Konrad von, General der Kavallerie z. D., Exzellenz, 1909. Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 74.
- Hauthal**, R., Dr., Professor, Direktor des Römer-Museums in Hildesheim, 1908. Hildesheim.
- Havelburg**, Dr., Arzt, 1907. Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 9.
- Heck**, Dr. phil., Professor, Direktor des Zoologischen Gartens, 1889. Berlin W. 62, Kurfürstendamm 9.
- Heilborn**, Ad., Dr. med., 1903. Steglitz, Ahornstr. 10.
- Heilbronn**, Alfred, 1910. Berlin-Grunewald, Teplitzerstr. 32.
- Heilmann**, Ernst A., Dr. med., 1903. Charlottenburg 2, Joachimsthalerstr. 5.
- Helbig**, Georg, Wissenschaftl. Zeichner u. Maler, 1897. Schöneberg-Berlin, Rossbachstr. 5.
- Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat, 1888. Berlin W. 10, Margaretenstr. 2/3.
- Hellmloh**, Max, Kgl. Landmesser, 1909. Breslau V, Brandenburgerstr. 25.
- Henius**, Max, Dr. med., Arzt, 1909. Berlin W. 30, Motzstr. 35.
- Hennig**, Paul, Rechtsanwalt, 1903. Berlin SW. 11, Anhaltstr. 15.
- Hermann**, Rudolf, Dr. phil., 1904. Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 32.
- Hermes**, Th., Ingenieur, 1911. Gnoiën, Schwerin.
- Herold**, Karl, 1907. Z. Zt. auf Reisen.

- Hertz, Wilh.,** Arzt, 1911. Charlottenburg 5, Dernburgerstr. 23.
- Herrmann, Wilh.,** Eisenbahn-Ingenieur, 1903. Gr.-Lichterfelde-West, Moltkestr. 36.
- Heyl zu Hemsheim, Erwin, Freiherr von, Dr.,** Legationssekretär, 1903. Worms a. Rh.
- Hindenburg, Dr.,** prakt. Arzt, 1905. Grossbeeren bei Berlin.
- Hirschberg, Julius, Dr. med.,** Professor, Geheimer Medizinalrat, 1880. Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 26.
- Hobus, Felix, Pfarrer, 1902.** Dechsel, Kr. Landsberg a. W.
- Höner, F.,** Zahnkünstler, 1890. Berlin W. 50, Nachodstr. 2.
- Hoerschelmann, Werner von, Dr. phil., 1909.** Mexiko.
- Hoffmann, Joh., Dr. phil.,** Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium, 1909. Berlin NW. 52, Alt-Moabit 21.
- Hofmann, Cölestin, Lehrer, 1910.** Rumburg, Nordböhmen,
- Hofmeier, J., Dr. med.,** Geh. Sanitätsrat, 1902. Nikolassee (Wannseebahn), a. d. Rehwiese 25.
- Hofmeister, Hermann, Dr., 1909.** Lübeck, Lindenstr. 5.
- Hofschlaeger, Reinhard, Dr. med.,** Frauenarzt, 1910. Krefeld.
- Hoops, Joh., Dr. Professor, 1909.** Heidelberg, Klingenteichstr. 18.
- Horn, O., Dr. med.,** Kreisarzt und Medizinalrat, 1887. Tondern.
- Hornbostel, Erich M. von, Dr., 1907.** Wilmersdorf, Kaiser-Allee 180.
- Hornbostel, Frau von, 1909.** Wilmersdorf, Kaiserallee 180.
- Hübner, Georg, 1907.** Manáos, Estado de Amazonas, Nordbrasilien.
- Huguenel, E., Apotheker, 1904.** Potsdam, Luisenstr. 53.
- Huth, Erich F., Dr., Ingenieur, 1909.** Berlin W. 30, Landshuterstr. 9.
- Huth, Walter, Oberstleutnant a. D., 1910.** Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 20/21.
- Institut, Kaiserlich Archäologisches, 1902.** Berlin W. 50, Ansbacher Str. 46.
- Institut, Königl. Archaeologisches, 1910.** Tübingen, Wilhelmstr. 9.
- Israel-Kautz, cand. med., 1910.** Wilmersdorf, Xanthener Str. 11.
- Jacobi, Alfred, Dr., prakt. Zahnarzt, 1901,** Steglitz, Kuhlighof 1.
- Jacobi, Arnold, Dr., Professor, Museums-Direktor, 1907.** Dresden A., Zoologisches Museum.
- Jacoby, G., 1907.** Berlin W. 15, Uhlandstrasse 175.
- Jaeger, Erwin, Dr. med., 1905.** Leipzig, Johannisplatz 1.
- Jaffé, Benno, Dr. phil., 1879.** Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 129.
- Jahn, Martin, stud. hist., 1911.** Berlin N. 28, Lortzingstr. 38.
- Jannasch, R., Dr. jur. et phil., Professor,** Vorsitzender des Zentral-Vereins für Handels-Geographie, 1896. Berlin W. 62, Lutherstr. 5.
- Jansen, Hubert, Dr., 1909.** Wilmersdorf-Berlin, Hildegardstr. 19a.
- Jellinek, Morton, stud. phil., 1910.** W. 8, U. d. Linden 29.
- Jenny, Ernst, Rittergutsbesitzer, 1910.** Berlin W. 30, Luitpoldstr. 20.
- Jentsch, Hugo, Dr. phil., Prof., 1875.** Guben.
- Jentsch, Alfred, Dr., Professor, Geh. Berg-rat, Kgl. Landesgeologe, 1909.** Berlin W. 50, Eislebenerstr. 14.
- Jonghe, Ed. de, Dr. phil., Secrétaire au Cabinet du ministre des Colonies, 1905.** Brüssel, Rue St. Quentin 29.
- Kaempff, Georg, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, 1905.** Berlin W. 50, Rankestr. 5.
- Kaetel, Joh., 1909.** Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 25.
- Kallius, E., Dr. med., Professor, Direktor des anatom. Instituts der Universität, 1909.** Greifswald, Karlsplatz 15.
- Katz, Otto, Dr. med., 1896.** Charlottenburg 1, Berlinerstr. 50.
- Kaufmann, Paul, Dr. med., Professor, 1900.** Rom, Italien, Via Giovanni Lanza 178.
- Kaup, J., Dr., Privatdozent, 1910.** Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14.
- Kay, Charles de, General-Konsul a. D., 1895.** New York, 413 West 23 St.
- Klekebusch, Albert, Dr., 1906.** Karlshorst (Bz. Berlin), Prinz Oskarstr. 7.
- Klissing, Max, Dr. phil., Assistent am Seminar für historische Geographie, 1903.** Villa Muscoli presso Fiesole (Firenze) Italien.

- Kind, Alfred, Dr.**, 1907. Zehlendorf bei Berlin, Landhaus Daheim (Machnower Strasse).
- Kirchhoff, Xaver**, Ingenieur, 1904. Friedenau, Kirchstr. 28.
- Kissenberth, Wilhelm, Dr.**, 1907. Maranhão, Brasilien, Consulado allemão.
- Klaar, W.**, Kaufmann, 1883. Berlin W. 35, Karlsbad 3.
- Klaatsch, Hermann, Dr. med.**, etatsmässiger a. o. Professor der Anthropologie, Direktor des Anthropologischen Instituts und der Ethnographischen Sammlung, Kustos der Sammlungen des Kgl. Anatomischen Instituts, 1900. Breslau XVI, Auenstr. 18.
- Klahre, Pfarrer**, 1910. Halenbeck bei Freyenstein.
- Klapp, Rudolf, Dr.**, Professor, 1910. Berlin NW. 23, Klopstockstr. 4.
- Klasske, Waldemar, Dr. med.**, Arzt, 1908 Berlin N. 58, Dunckerstr. 9.
- Klatt, Berthold, Dr.**, I. Assistent am Zoolog. Institut d. Kgl. Landwirtschaftl. Hochschule, 1910. Berlin C. 54, Sophienstrasse 16.
- Klopp, Hans**, 1911. Potsdam, Brandenburger Str. 48.
- Koch, Max, Dr. med.**, 1900. Berlin S. 59, Freiligrathstr. 8.
- Koch, Frau Robert**, Exzellenz, 1911. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 52.
- Koch-Grünberg, Theodor, Dr. phil.**, Privatdozent, 1902. Freiburg i. Br., Lorettostrasse 56.
- Köhl, Sanitätsrat Dr.**, 1905. Worms.
- Kochler, Bernhard, stud. phil.**, 1906. Berlin W. 30, Eisenacherstr. 103, Atelierhaus.
- Köhler, Julius, Dr.**, Sanitätsrat, 1909. Berlin W. 50, Augsburgstr. 57.
- Köhler, Max**, Architekt, 1910. Friedenau, Friedrich Wilhelmplatz 6.
- Körner, Franz**, Grubenbesitzer, 1906. Berlin NW. 23, Hündelstr. 9.
- Koetschau, Karl, Dr.**, Professor, Hofrat, Direktor, Kaiser Friedrich-Museum, Berlin, 1909.
- Kolbow, Fritz**, Bildhauer, 1909. Radebeul b. Dresden, Holweg 88.
- Kollm, Hauptmann a. D.**, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, 1891. Charlottenburg 2, Hardenbergstrasse 41.
- Kollokowsky, Georg**, Stadtverordneter, 1910. Berlin W. 35, Steglitzerstr. 75.
- Konllok, Julius, Rentier**, 1892. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 28.
- Kopp, Hans Fr.**, cand. med., 1910, Friedenau, Rönnebergstr. 13.
- Kossinna, Gustaf, Dr. phil.**, Professor, 1895. Gross-Lichterfelde West, Karlstr. 10.
- Kozierowski, Stanislaus von**, Probst, 1908. Skorzewo b. Posen.
- Kraemer, Augustin, Prof. Dr.**, Generaloberarzt, 1903. Berlin W. 50, Bambergerstrasse 5.
- Kraemer, Hans**, 1907. Berlin W. 10. Corneliusstr. 2.
- Krause, Eduard**, Konservator am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1876. Zehlendorf, Wannseebahn, Goethestr. 41.
- Krause, Max**, 1911. Berlin S. 42, Alexandrinenstr. 93/94.
- Krause, L.**, Archivsekretär, 1901. Rostock (Mecklb.), St. Georgstr. 111.
- Krause, Fritz, Dr. phil.**, Assistent am Museum f. Völkerkunde, 1906. Leipzig, Reichelstr. 3B.
- Krause, Hans, Dr. phil.**, Realgymn.-Oberlehrer, 1909. Döbeln i. S., Thielestrasse 6.
- Kretschmer, Konrad, Dr. phil.**, Professor, 1899. Charlottenburg 1, Eosanderstr. 30.
- Kretschmer, Paul, Dr. phil.**, Professor, 1894. Wien VIII, Florianigasse 23.
- Krickeberg, Walter, stud. phil.**, 1905. Charlottenburg 5, Schlossstr. 16.
- Kriegel, Friedr.**, Dr. med., 1903. Schöneberg bei Berlin, Apostel Paulusstr. 18.
- Kroner, Moritz, Dr. med.**, Geh. Sanitätsrat, 1886. Berlin S. 42, Oranienstr. 143.
- Kronthal, Karl, Dr. med.**, Sanitätsrat, 1890. Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstr. 7/8.
- Kruse, W.**, Dr. med., Professor, 1900. Königsberg i. Pr.
- Kuczynski, Max H.**, stud. med., 1909. Freiburg (Breisgau), Rheinstr. 66.
- Kühl, W. H.**, Buchhändler, 1905. Berlin SW., Königgrätzerstr. 82.
- Kunze, Johannes, Dr. phil.**, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium, 1907. Berlin W. 30, An der Apostelkirche 12.
- Kupka, Dr.**, Professor, 1903. Stendal, Fromm- hagenstr. 14.

- Kurtz**, F., Dr. phil., Professor, 1874. Córdoba, p. A. Herren Mayer & Müller, Berlin NW. 7, PrinzLouisFerdinandstr. 2.
- Küster**, Ernst, Dr., Professor der Chirurgie, Geh. Medizinalrat, Generalarzt, Mitglied des Herrenhauses, 1908. Charlottenburg 4, Schlüterstrasse 32.
- Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, 1891. Berlin SW. 68, Ritterstr. 56.
- Kuttner**, Olga, Dr. phil., 1910. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 184.
- Lachmann**, Georg, Kaufmann, 1889. Berlin W. 10, Bendlerstr. 8.
- Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, 1889. Berlin W. 10, Tiergartenstr. 3.
- Lampe**, W., Lehrer, 1910. Harriehausen b. Gandersheim.
- Landau**, H., Bankier, 1876. Berlin W. 64, Wilhelmstr. 71.
- Langen**, Baronin von, geb. Gräfin Schlieffen, 1910. Dresden-A. 26, Karcherallee 25.
- Langenmayr**, Paul, Justizrat, 1891. Pinne, Prov. Posen.
- Langerhans**, Wilhelm, Landgerichtsrat, 1901. Berlin W. 15, Kaiserallee 221.
- Lasch**, Richard, Dr. med., 1904. Wien VIII, Wickenburggasse 2.
- Laschke**, Alexander, Kais. Reichsbank-Oberbuchhalter, 1896. Berlin NW. 21, Essenerstr. 16.
- Lau**, Max Ed., Dr. med., 1911. Berlin, Marienstr. 31.
- Le Coq**, Albert von, 1892. Halensee, Johann Georgstr. 13.
- Lehmann**, Edvard DDr., O. Professor d. Theologie a. d. Universität Berlin, 1910. Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 112.
- Lehmann-Haupt**, Carl F., Dr. jur. et phil., Professor, 1886. Berlin W. 50, Marburgerstrasse 6.
- Lehmann**, Joseph, Dr. phil., 1908. Charlottenburg, Fasanenstr. 5.
- Lehmann**, Walter, Dr. med., 1901. Kustos am Ethnogr. Museum, München, Kaulbachstr. 61a.
- Lehmann-Nitsche**, R., Dr. med. et phil., Professor, 1893. La Plata, Argentinien, Mus. de La Plata.
- Lehnerdt**, Otto, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1877. Berlin W. 9, Eichhornstr. 8.
- Lemcke**, Dr. phil., Professor, Geh. Re-
gierungsrat, 1891. Stettin, Pölitzerstrasse 8.
- Lenke**, Elisabeth, Fräulein, 1882. Berlin W. 35, Genthinerstr. 33.
- Lenhoff**, Rudolf, Professor, Dr., Arzt, 1907. Berlin SO. 16, Schmidtstr. 37.
- Lenhoff**, Julius, Fabrikbesitzer, 1908. Berlin SO. 16, Schmidtstr. 37.
- Levin**, Moritz, Dr. phil., 1887. Berlin W. 15, Meierottostr. 10.
- Levinstein**, Walter, Dr. med., 1897. Schöneberg b. Berlin, Maison de Santé.
- Lewitt**, Dr. med., Arzt, 1905. Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.
- Liebermann**, F. von, Dr. med., 1888. Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 88.
- Liebermann**, F., Dr. phil., Professor, 1877. Berlin W. 10, Bendlerstr. 10.
- Lienau**, Michael Martin, Leiter der vorgeschichtl. Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg, 1905. Lüneburg, Villa Waldesruh.
- Lillenthal**, Julius, Dr. med., 1910. Berlin S. 14, Kommandantenstr. 50.
- Lindenschmit**, Professor, Dirigent des Römisch-Germanisch. Central-Museums, 1894. Mainz.
- Lippmann**, Otto, stud. phil., 1911. Neubabelsberg b. Berlin, Kaiserstr. 12.
- Lissauer**, A., Fräulein, 1910. Charlottenburg 4, Pestalozzistr. 88.
- Loewenthal**, John, stud. phil., 1909. Berlin NW. 23, Klopstockstr. 23.
- Lohmann**, Ernst, Pastor, 1901. Freienwalde a. d. O.
- Lorenz**, Oberlehrer, 1910. Frankfurt (Oder), Halbe Stadt 17.
- Lorentzen**, Dr. med., Arzt, 1910. Gevelsberg i. W.
- Luckmann**, O., Oberlehrer, 1911. Spandau, Hamburger Str. 112.
- Lüders**, Carl, Apotheker, 1906. Blankenburg (Harz).
- Ludwig**, H., Professor, Zeichenlehrer, 1894. Charlottenburg 5, Horstweg 13a.
- Luschan**, F. von, Dr. med. et phil., o. Professor der Anthropologie, Geh. Reg.-Rat, 1885. Südende, Oehlertstr. 26.
- Lüthi**, E., Gymnasiallehrer, Direktor der schweizer. perman. Schulausstellung, 1910. Bern.

- Lyceum**, Naturwissenschaftl. Sammlungen des Kgl. Lyceums Dillingen, 1910. Dillingen (Donau).
- Maass**, Alfred, Privatgelehrter, 1902. Berlin W. 10, Tiergartenstr. 18c.
- Maas**, Heinrich, Kaufmann, 1883. Berlin W. 10, Hildebrandsche Privatstr. 24.
- Maas**, Julius, Kaufmann, 1883. Berlin W. 10, Hildebrandsche Privatstr. 24.
- Mac Gurdy**, George Grant, Lecturer in Anthropology and Curator of the Anthropol. Collection, Yale University, 1897. New Haven, Connecticut U. S. America, 237 Churchstreet.
- Madsen**, Peter, Baumeister, 1889. Berlin N. 65, Müllerstr. 120.
- Magnus**, P., Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat. 1870. Berlin W. 35, Blumeshof 15.
- Magnus-Levy**, Adolf, Dr. Professor, Privatdozent f. Innere Medizin, 1909. Berlin NW. 6, Karlstr. 5B.
- Malachowski**, R., Frau Reg.-Baumeister, 1911, Charlottenburg 5, Lietzenseeufer 11.
- Maltzan-Vidal**, Freifrau, Agnes v., 1910. Z. Zt. auf Reisen.
- Mandel**, Helene, Frau Reg.-Baumeister, 1911. Gr.-Lichterfelde-West, Dürerstrasse 23.
- Manger**, Martin von, Dr. med., Arzt, 1908. Berlin N. 31, Bernauerstr. 17.
- Mankiewicz**, Otto, Dr. med., 1896. Berlin W. 9., Potsdamerstr. 134.
- Mansfeld**, Dr. med., Stabsarzt, 1904. Dresden-A, Struvestr. 23.
- Marcinowski**, J., Dr., 1909. Sanatorium Haus Sielbeck, A. Uklei.
- Marquardt**, Fred., Bergingenieur, 1909.
- Martin**, A. E., Dr., Prof., Geh. Medizinalrat, 1877. Berlin W. 62, Keithstr. 14.
- Martin**, Rudolf, Dr. med., Professor für Anthropologie, 1894. Zürich IV, Neue Beckenhofstrasse 16.
- Martini**, Erich, Dr., Professor, Marine-Oberstabsarzt, 1905. Tsingtau, Deutsch-China.
- Maška**, Karl J., Oberrealschuldirektor, 1885. Teutsch, Mähren.
- Matern**, Karl Erich, Dr. med., Arzt, 1908. Berlin NW. 87, Turmstr. 66.
- Matschie**, Paul, Dr., Professor, Kustos am Zoolog. Museum, 1904. Berlin NW. 21, Bundesratsufer 5.
- Maurer**, Herman, Bureau-Vorsteher, 1896. Friedenau, Stubenrauchstr. 28/29.
- Mayot**, Lucien, Dr. med., Dr. Sc., Chargé du cours d'Anthropologie à l'Université de Lyon, 1900. Lyon-Bellecour, Rue Émile Zola 15.
- Mayntzhusen**, Friedrich, 1907. Yaguarazapá am Alto Paraná, Paraguay.
- Melsner**, Dr. med., Generalarzt a. D., 1903. Berlin W. 50, Culmbacherstr. 14.
- Mendelsohn-Bartholdy**, Paul von, Bankier, Königl. Dänischer General-Konsul, 1906. Berlin NW. 7, Sommerstr. 5.
- Mennung**, A., Dr., Oberlehrer, 1905. Schönebeck (Elbe), Friedrichstr. 17.
- Menzel**, Hans, Dr., Königl. Bezirksgeologe, 1905. Nikolassee-Berlin, Lückhoffstr. 1.
- Messing**, Otto, stellv. Direktor d. Deutsch-Asiatischen Bank, 1905. Berlin W. 8, Unter den Linden 31.
- Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Professor, Direktor des Luisenstädtischen Real-Gymnasiums, 1879. Berlin S. 14, Sebastianstrasse 26.
- Meyer**, Friedrich, Dr., 1906. Tangermünde.
- Meyer**, Eduard, Dr., Professor, 1903. Gross-Lichterfelde-West, Mommsenstr. 7/8.
- Meyer**, Ernst, Pastor, 1904. Königsmark b. Osterburg in der Altmark.
- Meyer**, Ferdinand, Bankier, 1892. Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstr. 74.
- Meyer**, Hans, Dr. phil., Prof., Geh. Hofrat, 1902. Leipzig-Reudnitz, Haydnstr. 20.
- Meyer**, J., Dr., Arzt, 1907. Halensee, Kurfürstendamm 109.
- Meyer**, Herrmann, Dr. phil., Konsul, 1898. Leipzig, Bismarckstr. 9.
- Meyer**, Bernhard, prakt. Arzt, 1910. Gerzen (Niederb.)
- Michaelis**, Hermann, Bergwerksdirektor, 1906. Coblenz, Rheinzollstr. 10.
- Michaelis**, Hugo, Dr., 1908. Berlin W. 30, Luitpoldstr. 32.
- Michelson**, Gustav, stud. med., 1910. Dorpat, Teichstr. 9.
- Mielke**, Rob., Zeichenlehrer u. Schriftsteller, 1894. Berlin - Halensee, Karlsruher Strasse 27.

- Milchner, R.**, Dr. med., 1898. Berlin NW. 7, Mittelstr. 18.
- Minden, Frau Direktor Franka**, 1904. Berlin W. 62, Kleiststr. 1.
- Minden, Georg, Dr. jur.**, Direktor des Berliner Pfandbriefamts, 1885. Berlin W. 62, Kleiststr. 1.
- Miske, Kálmán**, Freiherr von, 1898. Kőszeg (Günz), Ungarn.
- Möller, Armin**, Kustos am städtischen Museum, 1894. Weimar, Städt. Museum.
- Mollison, Theodor, Dr. med.**, Privatdozent und Assistent am Anthropol. Institut der Universität Zürich, 1910. Zürich, Stockenstr. 47.
- Moszkowski, Max, Dr. med.**, 1908. Grunewald, Herthastr. 2a.
- Mühlpfordt, Arthur**, stud. phil., 1909. Berlin SW. 61, Teltowerstr. 62.
- Mühsam, Hans, Dr.**, 1907. Berlin W. 30, Maassenstr. 11.
- Müller, F. W. K.**, Dr. phil., Professor, Mitglied der Kgl. Akademie der Wissenschaften, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1902. Zehlendorf (Wannseebahn), Berlinerstr. 3.
- Müller, W., Dr.**, 1903. Kgl. Museum für Völkerkunde, Indische Abtg., Berlin W 62, Courbièrestr. 5.
- Müller, Wilhelm**, Landmesser, 1904. Gross-Lichterfelde-West, Steglitzer Str. 21 D I.
- Mueller, Herbert, Dr. jur.**, 1907. Friedenau, Odenwaldstr. 22.
- Müller, W., Dr. jur.**, 1909. Yokohama, Kaiserl. Deutsches Generalkonsulat.
- Müller, Paul, Dr.**, Gymnasial-Oberlehrer, 1909. Friedeberg, Neumark.
- Müller, Dr.**, Sanitätsrat, 1911, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 40.
- Müller-Brauel, Hans**, Schriftsteller u. Landwirt, 1910. Zeven, Haus Sachsenheim.
- Müllerheim, Robert, Dr. med.**, Frauenarzt, 1906. Berlin W. 62, Burggrafenstr. 6.
- Münsterberg, Oscar, Dr. phil.**, 1896. Berlin W. 35, Derfflingerstr. 3.
- Münter, Friedr.**, Dr. med., Stabsarzt a. d. Kaiser Wilhelm-Akademie, 1909. Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35.
- Munk, Hermann, Dr. med.**, Professor, Geh. Regierungsrat, 1869. Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 4.
- Museum, Gräflich Dzieduszyckisches**, 1900. Lemberg, Galizien.
- Museum, Städtisches**, 1904. Dortmund.
- Museum, Grossherzogl. Germanisches**, 1900. Jena.
- Museum für Völkerkunde**, 1888. Leipzig.
- Museum für Völkerkunde**, 1903. Lübeck.
- Museums-Gesellschaft Arnstadt i. Th.**, 1911. Vors. Geh. Schulrat Fritsch, Arnstadt i. Th., Schönbrunnstr. 5.
- Museum, Provinzial-**, 1889. Halle a. S., Domstr. 5.
- Museum, städtisches**, 1900. Braunschweig.
- Museum, städtisches**, 1897. Gera (Reuss j. L.).
- Museum für Völkerkunde**, 1885. Hamburg.
- Museum, Landes-, Rudolfinum in Laibach**, 1911.
- Museum, städtisches**, 1905. Halberstadt.
- Museum, Provinzial-**, 1908. Hannover.
- Múzeum, Székely Nemzeti**, 1910. Sepsiszentgyörgy, Ungarn.
- Museum d. Comitatus Vasvármegyei, Prof. Gilbert von Neogrády, Altertums Abteilung**, 1910. Szombathely, Ungarn, Comitát Vas.
- Muskat, Gustav, Dr. med.**, 1901. Berlin W. 9, Potsdamerstr. 16.
- Nábe, Max**, 1906. Leipzig-Gohlis, Louisenstrasse 24.
- Nachod, Oskar, Dr. phil.**, 1905. Grunewald (Bez. Berlin), Hagenstr. 57.
- Naturwissenschaftl. Sammlungen des Kgl. Lyzeums Dillingen**, 1910. Dillingen a. d. Donau.
- Naumann, Dr.**, Professor, 1905. Bautzen.
- Neergaard, Dr.**, Inspektor am Nationalmuseum, 1901. Kopenhagen.
- Neuhaus, Aug., Dr.**, Assistent am German. Nationalmuseum, 1910. Nürnberg, Hallerstr. 5.
- Neumann, Alfred, Dr. med.**, Professor, Ärtzl. Direktor der chirurg. Abteilung des städt. Krankenhauses im Friedrichshain, 1901. Berlin NO. 18, Landsberger Allee 159.
- Neumann, Oskar, Professor**, 1896. Berlin N. 4, Zoolog. Museum, Invalidenstr. 42.
- Nissen-Meyer, Oberstleutnant z. D.**, 1910. Friedenau, Bismarckstr. 1.
- Nopcsa, Baron Franz, Dr.**, 1904. Ujarad, Temesmegye, Ungarn.

- Oesten**, Gustav, Zivil-Ingenieur, 1879. Berlin W. 66, Wilhelmstr. 51.
- Olshausen**, Otto, Dr. phil., Professor, 1881. Berlin W. 50, Kulmbacher Str. 7.
- Olshausen**, Franz, Dr., Legationsrat, 1907. Berlin W. 50, Kulmbacher Str. 7.
- Olshausen**, Waldemar, Dr., 1909. Berlin NW. 23, Bachstr. 5.
- Oppenheim**, Max, Freiherr von, Dr. jur., Minister-Resident a. D., 1887. Aleppo, Syrien, deutsches Konsulat.
- Oppenheim**, Paul, Dr. phil., Professor, 1896. Gross-Lichterfelde-W., Sternstrasse 9.
- Orth**, A., Dr. phil., Professor, Geh. Reg.-Rat, 1876. Berlin W. 30, Zietenstr. 6b.
- Orth**, Joh., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1903. Grunewald (Bez. Berlin), Humboldtstr. 16.
- Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, 1880. München, Kaulbachstr. 93.
- Osten**, v. d., Rittergutsbesitzer, 1911, Wisbu bei Muddelmow, Kreis Regenwalde, Pommern.
- Ortes**, Felix F., Generalsekretär des La Plata - Museums, 1907. La Plata, Argentinien.
- Paasche**, Hans, Kapitänleutnant a. D., 1910. Charlottenburg-Westend, Reichstr. 5 im Winter; Gut Waldfrieden bei Hochzeit, N.M., im Sommer.
- Paech**, Fritz, Dr. jur., Amtsrichter, 1909. Berlin W. 57, Steinmetzstr. 3.
- Pallardi**, Jaroslav, K. K. Notar, 1897. Mährisch-Budwitz, Mähren.
- Palm**, Julius, Dr., Geh. Sanitätsrat, 1879. Charlottenburg 2, Grolmanstr. 39.
- Pape**, Fritz, Bankdirektor, 1909. Berlin S. 53, Lehninerstr. 1.
- Passow**, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1895. Charlottenburg 2, Uhlandstr. 2.
- Pastor**, Willy, Schriftsteller, 1906. Wilmersdorf b. Berlin, Gasteinerstr. 4—5.
- Peiser**, Felix, Dr., Professor, 1892. Königberg i. Pr., Golz-Allee 11.
- Penck**, Albrecht, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, 1908. Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48.
- Pfeiffer**, Ludwig, Dr., Geh. Medizinalrat, 1910. Weimar, Seminarstr.
- Pflugmacher**, E., Dr. med., Generalarzt a. D., 1889. Potsdam, Auguststr. 38.
- Pfuhl**, F., Dr. phil., Professor, 1877. Posen, Bergstr. 10 a.
- Phillip**, P., Dr. med., 1896. Gr.-Lichterfelde-West III, Drakestr. 53.
- Picard**, Hugo, stud. med., 1910. Konstanz, Kreuzlingerstr. 68.
- Pinkus**, Felix, Dr. med., 1895. Berlin W. 9, Potsdamerstr. 7.
- Pippow**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, 1878. Wilmersdorf, Bregenzerstr. 3.
- Planert**, Wilh., Dr. phil., Fransecki Str. 3 III.
- Plehn**, Albert, Dr. Professor, Dirig. Arzt der Innern Abtlg. des Städt. Krankenhauses am Urban. Berlin W. 62, Kleiststrasse 22.
- Plehn**, Anna, Fräulein, 1910. Friedenau, Wielandstr. 32.
- Ploetz**, Pauline, Dr. med., praktische Ärztin, 1910. Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 42.
- Plötz**, Alfr., Dr. med., 1903. München 23, Clemensstr. 2.
- Pösch**, Rudolf, Dr. med., Privatdozent für Anthropologie an der k. k. Universität. 1901. Wien III, 3, Reiserstr. 34.
- Poll**, Heinrich, Dr. med., 1896. Berlin NW. 40, Hindersinstr. 3.
- Ponfick**, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, 1873. Breslau XVI, Novastr. 3.
- Porawski**, Paul, Lehrer, 1909. Berlin NW. 52, Alt-Moabit 17.
- Poser und Gross-Naedlitz**, Elsa v., Fräulein, 1910. Friedenau, Stierstr. 21.
- Preuss**, Eugen, Bankier, 1908. Berlin NW. 23, Flensburgerstr. 2.
- Preuss**, K. Theodor, Dr. phil., Kustos am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1895. Friedenau, Hähnelstr. 18.
- Pröhl**, F., Dr. med., Oberstabsarzt und Regimentsarzt des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments, 1906. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 37.
- Prüfer**, Friedrich, stud. ethnol., 1908. Leipzig, Emilienstr. 44.
- Putjatin**, Fürst Paul Arseniewitsch, 1902. St. Petersburg, Perspektive Gresge 6.
- Puydt**, de, Marcel, 1911. Liège, 116 Boulevard de la Sauvenière.
- Quente**, Paul, Kunstmaler, 1909. Berlin W. 62, Keithstr. 5.
- Radlauer**, Curt, Dr., 1909. Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3.

- Ramsay**, Hauptmann a. D., 1910. Halensee, Westfälischestr. 42.
- Rathgen**, F., Dr., Professor, 1905. Berlin C. 2, Kleine Präsidentenstr. 7.
- Recho**, O., Dr. phil., 1905. Hamburg 13. Mus. für Völkerkunde.
- Rehlen**, W., Magistratsrat, 1910. Nürnberg, Sulzbacherstr. 22.
- Reich**, Max, Dr. med., Professor, 1891. Berlin W. 30, Motzstr. 85.
- Reicher**, Michael, cand. phil., 1910. Zürich, Clausiusstr. 46.
- Reinecke**, Paul, Dr. phil., Kgl. Generalkonservator im National-Museum. 1892. München, Prinzregentenstr.
- Reinhardt**, Dr. phil., Professor, Geh. Reg.-Rat, Direktor, 1870. Berlin W. 50, Würzburger Str. 8.
- Reitzenstein**, Ferdinand, Freiherr von, 1908. Dresden, Viktoriastr. 21.
- Remak**, E. J., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1896. Berlin W. 9, Potsdamerstr. 133.
- Richter**, Berth., Bankier, 1870. Berlin W. 9, Königsgrätzerstr. 4.
- Richter**, Johannes, stud. phil., 1909. Charlottenburg 4, Goethestr. 21.
- Riedel**, Bernh., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1880. Berlin W. 62, Kalkreuthstr. 1.
- Rieken**, Käte, Frau Dr., 1909. Cottbus.
- Rochlitz**, Fritz, stud. phil., 1910. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 177.
- Roeber**, Ernst, Professor, Historienmaler, 1904. Bonn-Kessenich, Rosenberg im Sommer, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 17 im Winter.
- Roesicke**, Adolf, Dr., 1910. Berlin W. 9, Vossstr. 9.
- Rogatz**, Hermann, Rektor, 1904. Gross-Lichterfelde-Ost, Lorenzstr. 68.
- Roemert**, Georg, Dr. med., Arzt, 1908. Berlin SW. 47, Grossbeerenstr. 28d.
- Röhelm**, Géza, stud. phil., 1910. Budapest, Hermina-út. 35a.
- Rosenow**, Dr., Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden, 1904. Berlin W. 15, Uhlandstr. 155.
- Rotter**, Dr. med., Professor, dirigierender Arzt am St. Hedwigs-Krankenhaus, 1899, Geh. Med.-Rat. Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 66.
- Ruge**, Karl, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Professor, 1881. Berlin W. 8, Jägerstr. 61.
- Ruge**, Ludwig, Dr., Rechtsanwalt, 1910. Berlin W. 62, Burggrafenstr. 19.
- Ruge**, Anita, Frau, 1911. Berlin W. 62, Burggrafenstr. 19.
- Ruge**, Paul, Dr., Medizinalrat, 1883. Berlin W. 62, Keithstr. 5.
- Runkwitz**, Dr. med., General-Oberarzt der Marine, 1893. Altenburg, S./A., Johannisstr. 16.
- Ruprecht**, Verlagsbuchhändler, 1903. Berlin W. 57, Potsdamerstr. 88.
- Sachs**, Hans, Dr. med., prakt. Arzt. 1908. Berlin N. 58, Rodenbergstr. 1.
- Samter**, P., Dr. med., 1892. Berlin N. 58, Schönhauserallee 45.
- Sander**, W., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Direktor, 1876. Dalldorf (Bz. Berlin).
- Sander**, L., Marine-Stabsarzt a. D., 1895. Friedenau, Niedstr. 36.
- Sarre**, Friedrich, Dr., Professor, 1908. Neubabelsberg, Kaiserstr. 39.
- Sartorius-Prelsen**, F., 1910. Arlesheim bei Basel.
- Saudé**, Emil, Dr. phil., 1901. Charlottenburg 5, Potsdamerstr. 10.
- Schäfer**, Heinr., Dr., Professor, Direktor b. d. Kgl. Museen, Kustos, 1909. Steglitz, Breite Str. 24.
- Schalow**, Hermann, 1909. Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 2.
- Scharrer**, Viktor, 1899. Nürnberg, Deutscherherrenstr. 7.
- Scheffelt**, Ernst, Dr. phil., 1911. Berlin NW. 23, Flensburger Str. 12, II l.
- Schenck**, Adolf, Dr., Professor, 1906. Halle a. S., Schillerstr. 7.
- Scheuermann**, W., Redakteur d. Deutschen Tageszeitung, 1911. Gr. Lichterfelde O., Boninstr. 4.
- Scheve**, Alfred, Prediger, Missions-Sekretär a. D., 1903. Hamburg-Horn, Rennbahnstrasse 119.
- Schierstädt**, Hans von, Rittergutsbesitzer, 1905. Alt-Baerbaum b. Pielburg.
- Schiff**, Friedrich, stud. med., 1910. Berlin W. 66, Wilhelmstr. 94.
- Schilling**, Hermann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, 1900. Berlin N. 24, Friedrichstrasse 109.

- Schirmer**, Alfred, Dr., Zahnarzt, 1911. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 204.
- Schlagbaum**, Otto, Dr., 1905. Kgl. Zoologisches u. anthropol.-ethnogr. Museum, Dresden-A., Zwinger, Dresden-A. 1, Galeriestrasse 9 III.
- Schütz**, Dr., Hofrat, 1900. Heilbronn a. N.
- Schlichterer**, Otto, Kaufmann, 1911. Wilmersdorf, Prinz-Regentenstr. 114.
- Schlüter**, Ernst, Kaufmann, 1910. Friedenau, Saarstr. 5.
- Schlüter**, Otto, Dr., Privatdozent, 1907. Bonn, Loëstr. 31.
- Schmidt**, Frau Professor, 1906. Jena, Kaiser Wilhelmstr. 3.
- Schmidt**, Hermann, Dr. med. Oberarzt an der Berliner Städtischen Anstalt für Epileptische, 1911, Wuhlgarten b. Biesdorf.
- Schmidt**, Max, Dr. jur., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1900. Steglitz, Schildhornstr. 4.
- Schmidt**, Hubert, Dr. phil., Privatdozent, Kustos am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1901. Berlin W. 62, Bayreutherstr. 28.
- Schmidt**, Rob., Rud., Dr., Privatdozent, 1909. Tübingen, Geolog. Institut.
- Schmidt**, Erich, Professor Dr., 1909, Bromberg, Töpferstr. 20.
- Schmidt**, Johannes, Pastor, 1910. Ketzin a. d. Havel.
- Schneider**, Amtsgerichtsrat, 1910. Spremberg.
- Schnittger**, Br., Assistent am National-Museum, 1909. Stockholm.
- Schoede**, Hermann, 1905. Berlin W. 57, Bülowstr. 40a.
- Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, 1882. Grunewald, Wangenheimstr. 15.
- Schönichen**, Walther, Dr., 1907. Friedenau. Fregestr. 78.
- Schötensack**, Otto, Dr. phil., Universitätsprofessor, 1891. Heidelberg, Blumenstr. 1.
- Schöppe**, W., Dr. Ing. 1911. Berlin O. 17, Markgrafendamm 26.
- Scholl**, Arthur, Dr. med., 1899. Berlin NO. 18. Straussbergerstr. 10.
- Schreiber**, Wittold, Dr., 1907. Lemberg, (Galizien-Österreich), Kurkowagasse 45a.
- Schröder**, Aug., Verlagsbuchhändler, 1909. Stuttgart, Cottastr. 56.
- Schröder-Bensler**, Gustav, Zahnarzt, 1904. Cassel.
- Schröder**, Pastor, 1905. Hainichen b. Dornburg a. Saale.
- Schuhhardt**, Carl, Dr., Professor, Direktor am Königl. Museum f. Völkerkunde, 1908. Gr.-Lichterfelde-West, Brienzerstrasse 5.
- Schütz**, Wilhelm, Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrat, Rektor dertierärztl. Hochschule, 1869. Berlin NW. 6, Luisenstr. 56.
- Schütz**, L. H., Dr., 1909. Frankfurt a. M., Elsheimerstr. 4.
- Schulte im Hofe**, Dr. phil., 1905. Berlin SW. 11, Dessauerstr. 11.
- Schultze**, Major, 1895. Allenstein, Bahnhofstr. 74.
- Schultze**, Rentier, 1889. Charlottenburg 1 Berlinerstr. 87 a.
- Schultze**, Martin, Fahrenwalde b. Brüssow.
- Schulze-Veltrup**, Dr. phil., Professor, 1902. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 12.
- Schuster**, G., Dr. phil., Königl. Archivrat, 1902. Halensee, Halberstädter Strasse 2.
- Schwabacher**, Adolph, Bankier, 1886. Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 20.
- Schwalbe**, Dr., Professor, 1905. Strassburg (Els.), Schwarzwaldstr. 39.
- Schwantes**, G., Lehrer, 1909. Hamburg, Brahmsallee 125.
- Schweinitz**, Graf Hans Hermann, Oberleutnant, 1894. Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 31.
- Seger**, H., Dr., Professor, Direktor a. Schlesisch. Museum f. Kunstgew. u. Altertümer, 1907. Breslau, Victoriastrasse 117.
- Seher**, Carl, Dr. med., 1909. Gr.-Lichterfelde-West, Steglitzerstr. 30.
- Selenka**, Frau Professor, 1904. München, Leopoldstr. 9.
- Seler**, Eduard, Dr. phil., Professor, Mitglied d. Kgl. Akademie d. Wissenschaften, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, 1884. Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 3.
- Sergi**, Sergio, Dr., 1907. Rom, Via Finanze 1.
- Sergiewska**, Nadeschda, Frau Dr., 1910. Moskau, Djewitschje Pole, Olsufjewskij Per. 8 im Winter; im Sommer: Sysran (Russland), Haus E. W. Pustoschkin, Kasanskaja Str.

- Sieglin**, W., Dr. phil., Professor, 1899. Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 6.
- Siecke**, Erich, Regierungsbauführer, 1909. Berlin SW. 47, Grossbeerenstr. 69.
- Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., 1869. Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
- Silberstein**, Adolf, Dr., 1906. Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 12.
- Simon**, J., Dr. phil. hon. c., 1905. Berlin C. 2, Klosterstr. 80/84.
- Simons**, E. M., Dr., Frauenarzt, 1904. Charlottenburg 4, Kantstr. 74.
- Sökeland**, Hermann, Fabrikant, Stadtverordneter, 1887. Berlin NW. 21, Stromstr. 56.
- Sökeland**, Marie, Frau, 1909. Berlin NW. 21, Stromstr. 56.
- Soenderop**, Fritz, Dr., Kgl. Geologe, 1909. Berlin NW. 21, Dortmunderstr. 2.
- Solberg**, Ole, Dr., Ethnographisches Museum, 1905. Kristiania, Norwegen.
- Soldanski**, H., stud. phil., 1910. Wilmersdorf, Güntzelstr. 22.
- Solger**, Friedr., Dr. phil., 1903. Berlin N. 39. Reinickendorferstr. 2c.
- Soltmann**, Albrecht, Fabrikbesitzer, 1908. Charlottenburg 5, Kaiserdamm 109.
- Speiser**, Felix, Dr. phil., pr. Adr. Dr. P. Speiser, Freiestr. 31, 1908. Basel, Langegasse 86.
- Spiegelberg**, Erich, Dr. med., 1910. Berlin-Charlottenburg W. 15, Kurfürstendamm 203/204.
- Spiegelberg**, Frau, Louise, 1911. Berlin-Charlottenburg W. 15, Kurfürstendamm 203/204.
- Staatsschule**, höhere, 1892. Cuxhaven.
- Stahr**, Hermann, Dr. med., 1904. Prosektor des Städtischen Krankenhauses, Kiel.
- Staudinger**, Paul, Privatgelehrter 1890. Berlin W. 30, Nollendorfstr. 33.
- Stechow**, Dr., Generalarzt und Inspekteur der 4. Sanitäts-Inspektion, etatsmäss. Mitglied des wissenschaftl. Senates b d. Kaiser Wilhelms-Akademie, 1881. Strassburg i. E., Ruprechtsauer Allee 24.
- Stensby**, H. P., Dr. phil., 1905. Kopenhagen, Upsalagade 6.
- Steinen**, Leonore von den, Frau, 1909. Steglitz, Friedrichstr. 1.
- Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Professor, 1882. Steglitz, Friedrichstr. 1.
- Steinen**, Wilhelm von den, Kunstmaler, 1888. Gr.-Lichterfelde O., Augusta-strasse 36.
- Steinthal**, Leop., Bankier, 1878. Steglitz, Friedrichstr. 8.
- Stephan**, Gg., Mühlenbesitzer, 1894. Lichterfelder Buschmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
- Sternbeck**, Alfred, Dr. phil., Oberlehrer, 1910. Pankow, Hartwigstr. 32.
- Steuber**, Werner, Generaloberarzt u. Divisionsarzt der 1. Garde-Division, 1910. Charlottenburg 4. Dahlmannstr. 26.
- Studel**, Hermann, Dr., a. o. Professor der Physiologie, 1911. Charlottenburg 4, Waitzstr. 1.
- Stimming**, Arzt, 1904. Gross-Wusterwitz bei Brandenburg a. d. H.
- Stocky**, Albin, Ingenieur, 1911. Neubydžov-Böhmen.
- Stoecker**, Helene, Dr. phil., 1909. Friedenau, Sentastr. 5.
- Stoerner**, Dr. phil., Direktorial-Assistent a. Kgl. Museum f. Völkerkunde, 1908. Gr. Lichterfelde-Ost, Goethestr. 20.
- Stoller**, J., Dr., Kgl. Geologe, 1911. Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.
- Stołyhwo**, K., 1907. Warschau, Krakowskie-Przedmieście 66.
- Stramm**, Dr., Postinspektor, 1911. Karlshorst, Kais. Wilhelmstr. 8/9.
- Strassmann**, Paul, Dr. med., Professor, 1901. Berlin NW. 40, Alexanderufer 1.
- Stratz**, Dr., Professor, 1902. Haag, Niederlande, Dendelstraat 31.
- Strauch**, Curt, Dr. med., Privatdozent, 1896. Berlin NW. 6, Luisenplatz 9.
- Strauch**, Franz, Kontre-Admiral z. D., 1877. Friedenau, Niedstr. 39.
- Strebel**, Hermann, Dr. phil. h. c., 1879. Hamburg 23, Papenstr. 79.
- Strunk**, Heinrich, Dr., Corpsstabsapotheker, 1909. Berlin NW., Bochumerstr. 4.
- Strutz**, Kgl. Kreis-Bau-Inspektor, 1907. Pillkallen (Ostpr.).
- Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur, 1904. Vukovar a. d. Donau, Österreich-Ungarn.
- Stucken**, Eduard, 1892. Berlin W. 62, Burggrafenstr. 2a.
- Stuhlmann**, Dr. med., Geh. Regierungsrat, 1893. Hamburg 25, Claus Groth-Str. 74.

- Stummer**, Alb., staatl. Weinbau-Assistent, 1910. Klosterneuburg b. Wien, Martinstrasse 9.
- Stumpf**, Joh., Zahnarzt, 1906. Sondershausen, Richard Wagnerstr. 8.
- Sturm**, Paul, Professor, 1910. Schöneberg, Post Friedenau, Hauptstr. 75.
- Tafel**, Albert, Dr. med., 1909. Charlottenburg 4, Schlüterstr. 35.
- Tatarinoff**, E., Dr., Professor, Direktor des Historischen Museums, 1906, Solothurn.
- Taubner**, K., Dr. med., 1887. Hamburg, Borsteler Chaussee 9.
- Teutsch**, Julius, Likör-Fabrikant, 1900. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4.
- Thede**, E., Dr. med., 1910. Augustenburg, Kr. Sonderburg.
- Thiel**, Ernst, Fabrikbesitzer, 1909. Friedenau, Cranachstr. 19.
- Thilenius**, Georg, Dr. med., Professor, Direktor des Museums für Völkerkunde. General-Sekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1900. Hamburg 37, Abteistr. 16.
- Thurwald**, Richard, Dr., jur., 1901. Berlin W. 50, Fürtherstr. 1.
- Timmann**, F., Dr. med., Generalarzt und Inspekteur der 4. San.-Insp., 1875. Berlin W. 62, Keithstr. 5.
- Titel**, Max, Kaufmann, 1883. Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 57.
- Török**, Aurel von, Dr. med., Professor, Direktor des Anthropologischen Museums, 1884. Budapest.
- Traeger**, Paul, Dr. phil., 1899. Zehlendorf (Wannseebahn), Burggrafenstr. 7.
- Treutmann**, Max, Dr. phil., 1909. Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 139.
- Troitzsch**, Reinhold, Vorschullehrer am Sophien-Realgymnasium, 1909. Berlin N. 28, Granseerstr. 7.
- Uhlig**, R., Dr. med., 1906. Zittau, Töpferberg 18.
- Umlauff**, J. F. G., Naturalienhändler, 1879. Hamburg, St. Pauli, Spielbudenplatz 8.
- Unger**, Ernst, Dr. med., 1903. Berlin W. 35, Derflingerstr. 21.
- Urach**, Karl, Fürst von, Graf von Württemberg, 1892. Stuttgart, Neckarstr. 68.
- Velde**, Gustav, Dr. med., Ober-Stabsarzt. 1902. Charlottenburg 5, Schlossstr. 17.
- Verch**, I., Fabrikbesitzer, 1909. Charlottenburg 2, Leibnizstr. 104.
- Verein**, anthropologischer, 1895. Koburg, Löwenstr.
- Verein**, Museums-, 1907. Neubrandenburg.
- Verein**, Museums-, 1880. Lüneburg.
- Verworn**, Max, Dr., Professor, 1906. Bonn, Nussallee 11.
- Vierkandt**, A., Dr., Privatdozent, 1903. Gross-Lichterfelde O, Wilhelmstr. 22.
- Virchow**, Hans, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1884. Berlin W. 62, Keithstrasse 4.
- Virchow**, Lisbeth, Frau Geh.-Rat, 1909. Berlin W. 62, Keithstr. 4.
- Virchow**, Rose, Frau Geh. Rat, 1907. Berlin W. 9, Schellingstr. 10.
- Virchow**, Hanna, Fräulein, 1907. Berlin W. 9, Schellingstr. 10.
- Vizuete**, P. Dr., 1910. Barcelona, Rambla de Cataluna 50.
- Voegler**, Lehrer, 1909. Prieschka bei Liebenwerda, Bez. Halle.
- Voeltzkow**, A., Dr., Professor, 1909. Berlin W. 30, Luitpoldstr. 3.
- Vogel**, Max, Dr. med., 1911. Basel, Römergasse 34.
- Voosen**, Ernst, Konsula. D., 1894. Im Winter Berlin W. 35, Genthiner Str. 13c; im Sommer Caputh b. Potsdam, Villa Übersee.
- Vorländer**, H., 1871. Dresden, Parkstr. 2.
- Vouga**, Paul, Dr., Conservateur au Musée archéologique de Neuchâtel 1910. Neuchâtel, Musée Historique.
- Vula**, Romulus, 1911. Hátszeg Hunyad, Siebenbürgen, Ungarn.
- Wagenführ**, Felix, Hauptmann, 1910. Berlin W. 62, Martin Lutherstr. 79.
- Wagner**, Ludwig, Dr. med., Stabsarzt, 1910. Westend b. Berlin, Nussbaum-Allee 14.
- Wahl**, H., Bergwerksbesitzer, 1893. Berlin W. 10, Viktoriastr. 2.
- Wahle**, Ernst, stud. archaeol., 1909. Delitzsch, Bitterfelder Str. 25.
- Walden**, Edgar, 1903. Wissenschaftlicher Hilfsarb. am Kgl. Mus. f. Völkerkunde. Berlin-Steglitz, Forststr. 11.
- Waldeyer**, W., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Ständiger Sekretar d. Kgl. Akademie der Wissenschaften, 1883. Berlin W. 62, Lutherstr. 35.

- Waldschmidt, Otto**, Apotheker, 1910. Berlin NW. 21, Turmstr. 19.]
- Waloker, Fritz**, cand. geogr., 1910. Zehendorf, Gertraudstr. 10.
- Warnekros, Ludwig, Dr.**, Professor, Geh. Medizinalrat, 1908. Grunewald (Bez. Berlin), Bismarckallee 14.
- Weber, W.**, Rentier, 1881. Freienbrink bei Erkner.
- Wedding, Wilhelm**, Rentier, 1910. Wilmersdorf, Hildegardstr. 19a.
- Weeren, Julius, Dr. phil.**, Professor, Geh. Regierungsrat, 1887. Niedersedlitz bei Dresden.
- Wegner, Fr.**, Rektor, 1892. Berlin O. 17, Mühlenstr. 50.
- Weinitz, F.**, Dr., Professor, 1903. Berlin W. 57, Frobenstr. 23.
- Weiss, M.**, Oberleutnant, 1909. Berlin W. 30, Bayrischer Platz 13/14.
- Weissenberg, S.**, Dr. med., 1898. Elisabethgrad, Süd-Russland.
- Weisstein, Herm.**, Kgl. Kreis-Bauinspektor, 1882. Brieg (Bz. Breslau), Reussstr. 3.
- Wenslercki-Kwilecki, Graf**, 1882. Karlshorst (Bz. Berlin).
- Wentzky, Friedrich von**, 1910. Heilbronn a. N., Vielmathstr. 53.
- Werner, Johannes**, Direktor, 1908. Stolpi.P.
- Westphal, Dr. med.**, Arzt, 1910. Anstalt Wuhlgarten b. Biesdorf.
- Wernert, Paul**, stud. rer. nat., 1910. Tübingen, Geolog. Institut.
- Wessnigk, Edgar**, Referendar, 1911. Charlottenburg 2, Goethestr. 14.
- Weule, Karl, Dr.**, Professor, Direktor des Museums f. Völkerkunde, 1898. Leipzig.
- Widemann, Wilhelm**, Professor, 1901. Berlin W. 9, Schellingstr. 8.
- Wiechel, Hugo**, Ober-Baurat, 1880. Dresden-N., Wasserstr. 4, Bismarckplatz 14.
- Wieggers, F.**, Dr., Königl. Bezirksgeologe, 1906. Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.
- Wieck, Otto A.**, Dr. med., Arzt, 1910. Grunewald, Hubertusallee 25.
- Wiese, Karl**, 1900. Berlin NW. 21, Perlebergerstr. 40.
- Wilke, Dr. med.**, Generaloberarzt, 1903. Chemnitz, Heinrich-Beckstr. 56.
- Winokler, Hugo, Dr.**, Professor, 1892. Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 79.
- Winterstein, Pfarrer**, 1910. Schollene bei Rathenow.
- Witt, N. H.**, 1908. Wannsee, Bismarckstrasse 36.
- Wolff, Frau Sanitätsrat Eva**, 1910. Berlin W. 50, Nürnberger Str. 64.
- Wolff, Dr., Fritz**, Stabsarzt an der Kaiser Wilhelm - Akademie, 1911. Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35.
- Wolff, M.**, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, 1874. Berlin W. 35, Potsdamerstr. 121a.
- Wolff-Rolaw, Frau Therese**, Dr. phil., 1906. Berlin SW. 11, Königgrätzer Str. 50 bei Frau Buchmann.
- Wolter, Carl A.**, 1893. Hamburg, Glockengiesserwall 1 II.
- Wossidlo, Dr. phil., Prof.**, Oberlehrer, 1900. Waren, Mecklenburg-Schwerin.
- Wüst, Ewald, Dr.**, Privatdozent für Geologie u. Paläontologie, 1907. Halle a. S., Am Kirchtor 3.
- Zahn, Robert, Dr. phil.**, Kustos bei den Kgl. Museen, 1902. Berlin C. 2, Lustgarten, Kgl. Museen.
- Zander, Kurt, Dr. jur.**, Geh. Regierungsrat, 1897. Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 117.
- Zehlln, Konrad**, Apothekenbesitzer, 1893. Salzwedel.
- Zernik, Franz, Dr.**, 1907. Berlin W. 15, Uhlandstrasse 30.
- Ziemann, H.**, Professor, Chefarzt in der Schutztruppe für Kamerun und Med. Referent, 1911. Berlin W. 30, Viktoria Luise-Platz 11.
- Zschlesche, Paul, Dr. med.**, Sanitätsrat, 1894. Erfurt, Walkmühlstr. 6a.
- Zuelzer, Margarete, Dr. phil.**, Assistent a. d. Kgl. Prüfungsanstalt f. Wasserversorgung, 1909. Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 70.
- Zürn, R.**, K. Distriktschef a. D., 1908. Grunewald, Dunckerstr. 2.
- Zürn, Paul**, Generalmajor, Präses des Ingenieurkomitees, 1910. Charlottenburg 4, Giesebrechtstr. 18.

Abgeschlossen am 31. März 1911 mit 7 Ehrenmitgliedern, 114 korrespondierenden und 787 ordentlichen, zusammen 908 Mitgliedern.

Übersicht der unserer Gesellschaft durch Tausch, Ankauf oder Geschenk zugegangenen periodischen Veröffentlichungen.

Das nachstehende Verzeichnis dient zugleich als *Empfangsbestätigung* der uns im letzten Jahre zugegangenen Schriften.

Die mit * vermerkten Gesellschaften, deren Schriften wir nicht erhalten haben, bitten wir um gefällige Nachlieferung der etwa erfolgten Publikationen *ausschliesslich* an die Adresse:

Anthropologische Gesellschaft, Berlin SW. 11, Königgrätzer Strasse 120.

Abgeschlossen am 1. Januar 1911.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin-Leipzig. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Red. von A. Ploetz. VI. Jahrg. Heft 6. VII. Jahrg. Heft 1—5. (Angekauft.)
2. Berlin. Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. XXXI. Jahrg. Nr. 4—12. XXXII. Jahrg. Nr. 1—5.
- * 3. „ Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde.
4. „ Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. 1909. Nr. 10. 1910. Nr. 1—10. 1911. Nr. 1.
5. „ Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. XXIII. Heft 1—5. Ergänzungsheft 3.
6. „ Jahrbuch der Königl. Geologischen Landesanstalt. XXVII. 1906.
7. „ Berliner Missions-Berichte. 1909. Nr. 4—12. 1910. Nr. 1—4. (Von Frau Bartels.)
8. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande. XXVII. Jahrg. 1910. Nr. 428—450. XXVIII. Jahrg. 1911. Nr. 451—452.
- * 9. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum.
10. „ Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. XVIII. Jahrg. 1909. Nr. 7—12. XIX. Jahrg. 1910. Nr. 1—6.
- * 11. „ Brandenburgia. Archiv.
12. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XX. Jahrg. 1910. Heft 1—4.
13. „ Deutsche Kolonial-Zeitung. XXVII. Jahrg. Nr. 2—53. XXVIII. Jahrg. Nr. 1—4.
- * 14. „ Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft. (Von Hrn. G. Minden.)

- *15. Berlin. Jahresbericht der Deutschen Orient-Gesellschaft. (Von Hrn. G. Minden.)
16. „ Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkskunde. Bd. III, Heft 3.
17. „ Die Denkmalpflege: Herausgegeben von der Schriftleitung des Central-Blattes der Bau-Verwaltung. XII. Jahrg. 1910. 1—16. XIII. Jahrg. 1911. Nr. 1.
- *18. „ „Afrika“. Herausgegeben vom evangelischen Afrika-Verein. XVII. Jahrg. 1910. Heft 1—4. (Von Hrn. Alfr. Maass.)
19. „ Korrespondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine. 58. Jahrg. 1910. 1—12. (Angekauft.)
20. Berlin-Leipzig. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. Jahrg. XIV. Jahrg. 1909. Nr. 4. Jahrg. XV. 1910. Nr. 1—4. Jahrg. XVI. 1911. Nr. 1. (Angekauft.)
- *21. Berlin. Helios. 26. Bd.
- *22. „ Societatum Litterae.
23. „ Amerika, Süd- u. Mittel-. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Dr. P. Traeger. 1909. Nr. 14—24. 1910. Nr. 1—24. 1911. Nr. 1.
- *24. Berlin-Charlottenburg. Verhandl. der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. (Von Hrn. Minden.)
25. Berlin-Charlottenburg. Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. Jahrg. V. Nr. 12. Jahrg. VI. Nr. 1—12. Jahrg. VII. Nr. 1.
26. Berlin-Leipzig. Baessler-Archiv. Beiträge zur Völkerkunde, herausgegeben aus den Mitteln des Baessler-Instituts unter Mitwirkung der Direktoren der Ethnologischen Abteilungen des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin, redigiert von P. Ehrenreich. B. G. Teubner. 1910. 4^o. Bd. I, 1—2. Beiheft 1.
27. Berlin-Stuttgart. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen. Jahrg. XIII. 1910.
28. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden. Heft 118, 2—3. Heft 119, 1—3 nebst Bericht.
29. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins. 41.—42.
30. Braunschweig. Archiv für Anthropologie. Neue Folge. Bd. IX. Heft 1/2, 3/4. (Von d. Herren Fr. Vieweg & Sohn.)
31. „ Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde. Bd. XCVII. Nr. 1—24. Bd. XCVIII. Nr. 1—24. Von Herrn Andree-München).
32. „ Zentralblatt für Anthropologie. XV. Jahrg. 1910. Heft 1—6. (Angekauft.)
33. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild u. Schrift.
- *34. Colmar (Elsass). Mitteilungen der Naturhistorischen Gesellschaft in Colmar.
- *35. Cöln. Jahresbericht des Vereins zur Förderung des Städtischen Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde in Cöln.
36. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen. XXX. Bericht. 1909.
- *37. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft.
38. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. Jahrg. 1909, Juli-Dez. Jahrg. 1910, Jan.-Juni.
- *39. „ Mitteilungen des Vereins für Erdkunde.
40. Dürkheim. Mitteilungen der Pollichia. LXVI. Jahrg. 1909.
41. Erfurt. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft 30 u. 31. 1909/10.
42. Frankfurt a. M. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des

Kaiserl. Archäologischen Instituts über die Fortschritte der Römisch-Germanischen Forschung. 1908.

43. Giessen. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Bd. XVII.
- *44. Görlitz. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
45. Gotha. Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Bd. 56. 1910. Nr. 1—6. II. Halbbd. Heft 1—6. Bd. 57. 1911. Heft 1.
- *46. „ Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
- *47. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft.
- *48. „ Berichte der Gesellschaft für Völker- und Erdkunde zu Stettin.
49. Guben. Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Bd. XI. Heft 1—4.
50. Halle a. S. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. 33. Jahrg. 1909. 34. Jahrg. 1910.
51. „ Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Bd. 9. 1910.
- *52. Hamburg. Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde.
53. Hannover. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1910. Heft 1—4.
54. „ Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover. 1909—1910.
55. Heidelberg. Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. XVI. Heft 2.
- *56. Heilbronn. Berichte vom Historischen Verein Heilbronn.
- *57. Jena. Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Sozialen Hygiene und Demographie. Herausg. v. A. Grotjahn und F. Kriegel.
58. Kassel. Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Bd. 34.
- *59. Kiel. Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.
- *60. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer.
- *61. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia.
62. „ Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft. 50. Jahrg. 1909.
63. Leipzig. Abhandlungen und Berichte des Königl. Zoologischen und Anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Bd. XII. 1908. 1—3.
64. „ Archiv, Orientalisches, Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kulturgeschichte und Völkerkunde der Länder des Ostens. Herausgegeben von Hugo Grothe. Jahrg. I. 1.
65. „ Archiv für Religionswissenschaft. Bd. XII. Heft 2—4. Bd. XIII. Heft 1. (Von Frau Bartels.)
- *66. „ Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde.
67. „ Der Alte Orient, Gemeinverständliche Darstellungen. XI. Jahrg. Heft 2—4. XII. Jahrg. Heft 1—3. (Angekauft.)
68. „ Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. IX. Heft 1—3.
69. „ Memnon, Zeitschrift für die Kunst- und Kultur-Geschichte des alten Orients. 1909. Bd. III. Heft 3. (Herausg. v. Hr. Prof. Frhr. v. Lichtenberg.)
70. „ Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. III. 1908/09.

- *71. Leipzig. Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde.
72. „ Vierteljahresberichte des wissenschaftl. human. Komitees. Fortsetz. d. Monatsber. u. des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen. Jahrg. 1. Heft 2—4. Jahrg. 2. Heft 1, 2. Herausgeb. v. Dr. med. Magnus Hirschfeld. (Angekauft.)
73. Lötzen. Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia. XVI. Jahrg. Heft 16.
74. Magdeburg. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. 37. Jahresber.
75. „ Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde und dem Naturwissenschaftlichen Verein in Magdeburg. Bd. II, 1.
- *76. Metz. Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde.
- *77. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.
78. „ Altbayerische Monatsschrift. IX. Jahrg. Heft 3—6.
79. „ Oberbayerisches Archiv. 54. Bd. Heft 3.
80. Münster. Jahresberichte des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. 38. Jahresber. für 1909/10.
81. „ Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 67. 2. Abteil.
- *82. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg.
- *83. Nürnberg. Mitteilungen aus dem Germanischen National-Museum. Jahrg. 1909.
84. „ Anzeiger des Germanischen National-Museums. Jahrg. 1909. Heft 4. Jahrg. 1910. Heft 1—3.
85. „ Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft. Bd. XVIII, 1.
- *86. „ Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft.
- *87. „ Mitteilungen der Naturhistorischen Gesellschaft.
88. Oldenburg (im Grossherzogtum). Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. Teil XXXVI.
89. Osnabrück. Mitteilungen des Historischen Vereins. Bd. XXXIV. 1909. Register Bd. XVII—XXXII.
90. Posen. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. X. Jahrg. 1909. XI. Jahrg. 1910.
91. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XXIV. Jahrg. 1909. XXV. Jahrg. 1910.
- *92. „ Roczniki towarzystwa Przyj. nauk Poznańskiego. Tom XXXI, XXXII, XXXIV, XXXV.
93. Prenzlau. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins. Bd. IV. Heft 3.
94. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrg. 75.
- *95. Speyer. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz.
96. Stendal. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark. Bd. II. Titel u. Inh. Bd. III. Heft 1.
97. Stettin. Baltische Studien. Neue Folge. Bd. XIII.
98. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1909. Nr. 1—12.
- *99. Stuttgart. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.
100. „ Fundberichte aus Schwaben. XVII. Jahrg. 1909.

101. Stuttgart. Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. XII. Heft 3. Bd. XIII. Heft 1—2.
102. „ Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft. Bd. 1—22 (1878—1908). Bd. 23 (1909. Heft 1/2. 3. Bd. 24. Heft 1—3. Bd. 25. Heft 1.
103. Thorn. Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst. Heft 17—18.
104. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XXVIII. Jahrg. Heft 4. XXIX. Jahrg. Heft 1—3.
105. „ Korrespondenzblatt für Geschichte und Kunst. Jahrg. III. Nr. 1—6. Jahrg. IV. Nr. 1.
106. „ Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen. N. F. II. Jahrg. 1909.
- *107. Wernigerode. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde.
108. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XXXIX. 1909.
109. „ Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. XIII. Jahrg. 1909/1910. Nr. 1—4.
110. Wolfenbüttel. Braunschweigisches Magazin. Bd. XV. Jahrg. 1909.
111. „ Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig. Jahrg. VIII. 1909.
112. Würzburg. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte. Bd. II. Heft 1—3. Ergänzungs. I.

II. Europäisches Ausland.

Nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

113. Brüssel. Bulletins de la Classe des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1909. Nr. 9—12. 1910. No. 1—10.
114. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1910.
- *115. „ Annales de Musée du Congo . . . Ethnographie et Anthropologie.
- *116. „ Bulletin et Mémoires de la Société d'Anthropologie.
117. Brüssel. Annales de la Société d'Archéologie. Tome XXIII. 1909. Liv. 3 u. 4. Tome XXIV. 1910. Liv. 1 u. 2.
118. „ Annuaire de la Société d'Archéologie. Tome XXI. 1910.
- *119. „ Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie.
120. „ Bulletin des Musées Royaux des arts décoratifs et industriels. 2^e Série II^e Année. No. 4—12. 2^e Série 3^e Année No. 1—2. (Von Frau Bartels.)
121. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois. Tome XXXIX. 1909.

Dänemark.

- *122. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. 1908/9. 1910.
123. „ Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1909. Bd. XXIV. Heft 1—4.
- *124. „ Nordiske Fortidsminder, udgivne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab.

- *125. Kopenhagen. Meddelelser om Danmarks Antropologi.
126. Reykjavik (Island). Arbók hins Islenska fornleifafelag. 1909.

Finnland.

- *127. Helsingfors. Finska Fornminnesföreningens Tidskrift.
128. „ Suomen Museo. Suomen Muinaismuisto-Yhdistyksen Kuukauslehti.
XVI. Jahrg. 1909.
(123—124 durch Hrn. Aspelin.)

Frankreich.

129. Bordeaux. Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Tome LXIII.
130. Grenoble. Bulletins de la Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie. T. XV, 1908. No. 3 u. 4. T. XVI, 1909. No. 1 u. 2.
131. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie. Tome XXVIII, 1909.
132. „ Archives du Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. Tome X.
133. Paris. L'Anthropologie. [Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.] 1909. Tome XX. No. 5—6. 1910. Tome XXI. No. 1—5. (Von dem Verleger Hrn. Masson.)
134. „ Le Tour du Monde. Jahrg. 1909. No. 16—52. Jahrg. 1910. No. 1—14.
135. „ A Travers le Monde. Jahrg. 1909. No. 16—52. Jahrg. 1910. No. 1—14.
(134 u. 135 von Frau Bartels.)
136. „ Bulletin de Correspondence Hellénique. Jahrg. 1910. XXXIV. 1—4.
*137. „ Mémoires de la Délégation Française en Perse. (V. M. J. de Morgan.)
138. „ Journal de la Société des Américanistes de Paris. Nouvelle Série. N. S.-Tome V, No. 2.
139. „ Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome IX, 1908. Fasc. 6. Tome X. 1909. Fasc. 1—2. 3. Tome XI, 1910. Fasc. 1—2.
140. „ Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie. Jahrg. XX. 1910. Heft 1—12.
141. „ Annales du Musée Guimet. Tome XXXII.
*142. „ Annales du Musée Guimet. (Bibliothèque d'études.) Tome XXXIII.
*143. Paris. Revue de l'histoire des religions.
144. „ Revue des Études ethnographiques et sociologiques. 1909. No. 21—24. 1910. No. 1—10.

Griechenland.

- *145. Athen. Δελτιον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολογικῆς ἐταιρείας τῆς Ἑλλάδος. (Von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland.)
146. „ Πρακτικὰ τῆς ἐν Αθῆναις Ἀρχαιολογικῆς Ἐταιρείας. 1909.
147. „ Ἐφημερίς ἀρχαιολογικῆ. Jahrg. 1909. Heft 4. Jahrg. 1910. Heft 1—2.
148. „ Ἐπετηρίς Πανασσου.
149. „ Mitteilungen des Kaiserlich-deutschen Archäologischen Institutes. Bd. XXXIV. 1909. Heft 4. Bd. XXXV. 1910. Heft 1—3.
150. „ Laographia 1909. Bd. I. Heft 1—4. 1910. Bd. II. Heft 1—3.

Grossbritannien.

151. Cambridge. Biometrika. Vol. VII. Part 3—4. (Angekauft.)
152. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine. Vol. XXVI. 1910. No. 1—12. Vol. XXVII. No. 1.
153. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. XLIII. 1908—1909.

154. London. Journal of the African society. Vol. IX. No. 34—36. Vol. X. No. 37—38.
155. Liverpool. Journal of the Gypsy Lore Society. New-Series. Liverpool Vol. III. 1909. No. 3—4. Vol. IV. 1910. No. 1—2.
156. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXIX, 1909, July-Dec. Vol. XL, 1910, Jan.-June.
157. „ Man. (Angekauft.) Vol. X, 1910. No. 1—12. Vol. XI, 1911. No. 1.
158. London. Journal of the african Society vol. IX. 34—36. X. 37.

Italien.

159. Catania. Archivio storico per la Sicilia orientale. Anno V. Fasc. 3. Anno VI. Fasc. 2—3. Anno VII. Fasc. 1—3.
160. Milano. Rivista archeologica della provincia e antica diocesi di Como. Fasc. 59—61. Anno 1910.
161. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. 1909. Vol. XXXIX. Fasc. 1—4. 1910. Vol. XL. Fasc. 1—2. (Von Hrn. P. Mantegazza.)
162. „ Bollettino di Pubblicazione Italiana. 1910. No. 109—120.
163. „ Rivista Geografica Italiana. Vol. XVI. Fasc. 10. Vol. XVII. Fasc. 1—10.
- *164. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia.
- *165. „ Rivista mensile di Psichiatria forense, Antropologia criminale e scienze affini.
166. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana. Serie IV. Tomo V. Anno XXXV. No. 5—12. Serie IV. T. VI. Anno XXXVI. No. 1—9. (Von Hrn. L. Pigorini in Rom.)
167. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia. Vol. XV. Fasc. 2.—3.
168. „ Bullettino dell'Istituto. Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Vol. XXIV. 1909. Fasc. 1—4. Vol. XXV. 1910. Fasc. 1—3.
169. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XVIII. 2° Sem. Fasc. 12. Vol. XIX. 1° Sem. Fasc. 1—12. 2° Sem. Fasc. 1—12.
170. „ Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XVIII. Fasc. 4—12. Vol. XIX. Fasc. 1—8.
171. „ Notizie degli scavi di antichità. Vol. VI. Fasc. 9—12. Vol. VII. Fasc. 1—6.

Luxemburg.

172. Luxemburg. Ons Hémecht. Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst. XVI. Jahrg. Heft 1—12.

Niederlande.

- *173. Assen. Verslag van de Commissie van bestuur van het Prov. Museum van Oudheden in Drenthe aan de gedeputeerde staten.
174. 's Gravenhage. Verslag van den Directeur van Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. 1908/1909.
175. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 1909. 7^e volgr. IX, 3—4. 1910. 7^e volgr. X. 1910. 8^e volgr. I, 1—2.
176. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XIX, Heft 4—6, Suppl. Bd. XIX. Bd. XX, Heft 1 u. 2.

Norwegen.

177. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning. 1909. Heft 3. 1910. Heft 1—2.
 *178. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsminde-merkens bevaring.
 179. „ Aarsberetning fra Foreningen for Norsk Folkemuseum. XI—XV. 1905—1909.
 180. Stavanger. Stavanger Museum, 1909. 20. aargang.
 181. Trondhjem. Skrifter det kongelige Norske Videnskabers Selskabs. 1909.

Österreich-Ungarn.

- *182. Agram. Vjesnik hrvatskoga arkeologičkoga društva.
 183. Budapest. Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums. Jahrg. V.
 184. Budapest. Archaeologiai Ertesítő. XXX. Bd. 1910. No. 1—5.
 185. „ Értésítő, Muzeumi és Zönyrtári. Budapest 1907—1910. Bd. I—IV.
 186. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. XXXVI. Heft 3. Bd. XXXVII. Heft 1.
 187. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. 1909.
 188. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Heft 54.
 189. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturwiss. Klasse. Jahrg. 1909. Nr. 9—10. Jahrg. 1910. Nr. 1—10. Historisch-philosophische Klasse. Jahrg. 1909. Nr. 9—10. Jahrg. 1910. Nr. 1—8.
 *190. „ Materialy antropologiczno-arheologiczne.
 191. „ Katalog literatury naukowej polskiej. Tom. IX. 1909. Zesz. 3—4.
 *192. Laibach. Mitteilungen des Museal-Vereins für Krain.
 193. „ Carniola, Mitteilungen des Musealvereins für Krain. Neue Folge Letnik I. Zvezek 1—4.
 194. „ (Ljubjani.) Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. Letnik XIX. Sešit 1—6.
 195. Lemberg. Chronik der Uckrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften. Jahrg. 1908. Heft 3—4. Jahrg. 1909. Heft 1.
 196. „ Sbirnik [ruthenisch]. Ethnographische Sammlung. T. XXVI. T. XXVIII.
 197. „ Matériaux [ruthenisch] pour l'ethnologie ukraïno-ruthène. XI. und XII. 1909.
 198. Olmütz. Časopis vlasteneckého Musejniho spolku Olomuckého. Ročník XXVII. Číslo 1—4. T. XXVIII. Číslo 1.
 199. „ Pravěk. 1910. Nr. 1—4. Ustrédní list pro prachistorii u antropologii zemí Českých.
 200. Prag. Památky archaeologické a místopisné. Dilu XXIII. Sešit 7—8. Dilu XXIV. Sešit 1.
 201. „ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XLVIII. Jahrg. No. 1—4.
 *202. „ Bericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten.
 203. „ Český Lid. Ročník XIX. 1909. Číslo 4—10. Ročník XX. 1910. Číslo 1—4.
 *204. „ Časopis Společnosti Přátel Starožitností Českých.
 *205. „ Národopisný sborník Československý.
 206. „ Národopisný Věstník Československý. Ročník V. Číslo 1—10.
 207. „ Bericht über das Museum des Königreichs Böhmen. Jahrg. 1909.
 *208. Salzburg. Jahresberichte des städtischen Museum Carolino-Augusteum.

209. **Teplitz.** Tätigkeits-Bericht der Teplitzer Museums-Gesellschaft. Jahrgang 1907/1908. 1909/1910.
- *210. **Triest.** Atti del Museo civico di storia naturale.
- *211. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali.
212. **Wien.** Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. IX. 1910. Nr. 1.
213. „ Anthropos. Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Bd. V. Heft 1—6. Bd. VI. Heft 1.
214. „ Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums. Bd. XXIII. Nr. 3—4. Bd. XXIV. Nr. 1 u. 2.
215. **Wien.** Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXXX. Heft 1—6.
- *216. „ Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
- *217. „ Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
218. „ Jahrbuch für Altertumskunde. Bd. III. 1909. Heft 1—4. Bd. IV. 1910. Heft 1—2.
219. „ Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Bd. VIII. No. 10—12. Bd. IX. No. 2—9.
220. „ Abhandlungen der Kais. Königl. Geographischen Ges. Bd. VII. Nr. 1—3. Bd. VIII. Nr. 1—2. Bd. IX. Nr. 1.
221. „ Mitteilungen der Kais. Königl. Geographen-Ges. Bd. 52, 12. Bd. 53, No. 1—12.
- *222. „ Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben von dem Bosnisch-Herzegowinischen Landes-Museum in Sarajevo.
223. „ Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XV. Jahrg. 1909. Heft 5—6. XVI. Jahrg. 1910. Heft 1—5.

Portugal.

224. **Lissabon.** O Archeologo Portuguez. Vol. XIV. No. 9—12.
- *225. **Porto.** Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez.

Russland.

226. **Dorpat.** Sitzungsberichte d. gelehrten Estnischen Ges. 1909.
- *227. „ Verhandlungen der gelehrten Estn. Ges. XXII. Bd. Heft 2—3.
- *228. **Kasan.** Mitteilungen der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie.
- *229. **Moskau.** Arbeiten der anthropologischen Abteilung. [Nachrichten der Kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.] (Von Hrn. Anutschin.)
- *230. „ [Russisch.] Denkschriften der Russischen geograph. Ges. XXXIV u. XXXV.
231. „ „Erdkunde“. [Russisch.] Periodische Zeitschrift der geographischen Abteilung der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde Anthropologie und Ethnographie. 1910. 2 u. 3.

232. Moskau. Rundschau, Ethnographische, [Russisch]. Herausgegeben von der Ethnographischen Abteilung der Kaiserlichen Gesellschaft der Liebhaber der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnologie. Herausgeb. von W. F. Millera und N. A. Jantschuka. Vol. 20 und 21, Heft LXXVI—LXXXV. 1910. Nr. 1—2.
- *233. „ Kawkas. [Russisch.] Materialien zur Archäologie des Kaukasus und der östlichen Gouvernements Russlands.
- *234. „ Journal [russisch], Russisches anthropologisches.
- *235. St. Petersburg. Arbeiten der Anthropol. Gesellschaft der militär-medizinischen Akademie.
236. „ Bulletin [russisch] de la Commission Impériale Archéologique. Liv. 25—33.
237. „ [Russisch.] Denkschriften der K. Russ. Geogr. Ges. T. XXXIV—XXXV.
- *238. „ Jahrbuch der russischen anthropologischen Gesellschaft an der Kais. St. Petersburger Universität.
- *239. St. Petersburg. Matériaux [russisch] pour servir à l'archéologie de la Russie. Liv. 32.
- *240. „ Compte rendu [russisch] de la Commission Impériale Archéologique.
- *241. St. Petersburg. Bericht [russisch] der k. Russischen Geographischen Gesellschaft.
- *242. Riga. Mitteilungen aus der livländ. Geschichte. Bd. XX. Heft 3.
243. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands. Jahrg. 1909.
- *244. Warschau. Swiatowit.

Schweden.

- *245. Stockholm. Antiquarisk Tidskrift for Sverige.
246. „ Fornvännen meddelanden från K. Vitterhets Historie och Antikvitetsakademien. 1909. Häftet 4—5. 1910. Häftet 1—4.
247. „ Fataburen från Nordiska Museet: 1909. Häft 1—4.
- *248. „ Ymer.
249. „ Svenska Landsmålen. 1909. Heft 1—4.
250. Upsala. Le Monde Oriental. Vol. III. Fasc. 2—3. Vol. IV. Fasc. 1—3.

Schweiz.

251. Basel. Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XIII. Jahrg. Heft 4. XIV. Jahrg. Heft 1—3.
252. Bern. Jahresbericht des historischen Museums pro 1909. (Von Herrn Wiedmer-Stern.)
253. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie. Tome XX. 1909—1910.
254. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. N. F. Bd. XI. 1909. Heft 3—4. N. F. Bd. XII. 1910. Heft 1—2.
255. „ Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. XVIII. Jahresbericht. 1909.
256. „ Jahresbericht der Geographisch - Ethnographischen Gesellschaft in Zürich. 1909—1910. (Von Hrn. Heierli.)
257. „ Mitteilungen der Antiquar. Ges. Bd. XXVII. Heft 2.

III. Afrika.

258. Cairo: The archaeological survey of Nubia-Bulletin. No. 5—6. (Vom Generaldirektor des Departements.)
 259. Tunis. Revue Tunisienne, publiée par le Comité de l'Institut de Carthage. Année XVII. 1910. Nr. 79—84. Année XVIII. 1911. Nr. 85.

IV. Amerika.

- *260. Andover (Mass. U. S. A.) Bulletin, Department of Archaeology Phillips Academy.
 261. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science. Vol. X.
 262. Berkeley, California. Publications of the University of California, American Archaeology and Ethnology. Vol. V. No. 3—4. Vol. VII. No. 4—5. Vol. VIII. No. 5—6. Vol. IX. No. 1.
 *263. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Soc. of Nat. History.
 *264. Buenos-Aires. Anales del Museo Nacional.
 *265. „ Boletin de la Academia Nacional.
 266. Buenos Aires. Revista del Museo de La Plata. T. XVI.
 *267. „ Anales del Museo de La Plata.
 268. Cambridge, Mass. Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University. Vol. IV. No. 3.
 269. „ Archaeolog. and ethnolog. papers of the Peabody Museum. Vol. II. Vol. IV. No. 3. Vol. VI. No. 1.
 *270. „ Report of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology.
 *271. Caracas, El Museo Nacional, Organo oficial del Instituto del mismo nombre. 1909. 8°.
 272. Chicago. Publications of the Field Columbian Museum. Report Series. Vol. III. Nr. 4. Anthropological Series. Vol. VII. No. 3.
 273. Cincinnati. Annual report of the Cincinnati Museum Association. XXIX. 1909.
 *274. Colorado Springs, Col. Studies of the Colorado College. Publication, Science Series. Publication, Language.
 275. Davenport. Proceedings of the Academy of Natural Sciences.
 *276. Lancaster, Memoirs of the American Anthropological Association.
 277. Lima. Boletin de la Sociedad Geografica de Lima. Tom. XVIII. No. 4. XIX. No. 1.
 *278. Lima-Perú. Revista Histórica.
 279. Madison. Collections of the State Historical Society of Wisconsin.
 280. „ Proceedings of the State Historical Society of Wisconsin. 54—57.
 281. Milwaukee. Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. 1908/1909.
 282. Montevideo. Anales del museo nacional de Montevideo. Tom. IV. Nr. 2.
 283. New York. American Anthropologist. Vol. XI. 1909. Nr. 4.
 284. „ Anthropological Papers of the American Mus. of Natural History. Vol. IV. Part 1—2. Vol. V. Part 1. Vol. VI. Part 1.
 285. „ The American Museum of Natural History. Annual Report for 1909.
 *286. „ Bulletin of the American Museum of Natural History. (V. d. M.)
 *287. „ Memoirs of the American Museum of Natural History. (V. d. M.)
 288. „ Bulletin of the Archeological Institute of America. Vol. I. Number 2—4. Vol. II. No. 1.

289. Norwood, *Journal of american archaeology*. Vol. XIII. No. 4. Vol. XIV. No. 1—4.
290. Pará (Brazil). *Boletim do Museu Paraense*. Vol. VI. 1909.
- *291. Philadelphia. *Bulletin of the Free Museum of Science and Art, Dep. of Arch. a. Pal., Un. of Pennsylvania*.
292. „ *University of Pennsylvania the Museum Journal*. Vol. I. 1—2.
293. „ *Proceedings of the American Philosophical Society*. Vol. XLVIII. 1909. No. 193. Vol. XLIX. 1910. No. 194—196.
- *294. „ *Transactions of the Department of Archaeology Free Museum of Science*.
- *295. Rio de Janeiro. *Archivos do Museu Nacional*.
296. Santiago de Chile. *Boletim des Museo Nacional de Chile*. Tomo II. 1.
- *297. São Paulo. *Revista do Museu Paulista*.
298. „ *Revista da Sociedade scientifica de São Paulo*. Vol. IV. 1909.
- *299. Toronto (Canada). *Proceedings of the Canadian Institute*.
300. Toronto (Canada). *Transactions of the Canadian Institute*. Vol. VIII. Part. 4.
301. Washington (D. C., U. S. A.). *Annual Report of the Smithsonian Institution*. Year 1908. 1909.
- *302. „ *Annual Report of the Geological Survey*.
- *303. „ *Annual Report of the Bureau of Ethnology*.
- *304. „ *Special Papers of the Anthropological Society*.
305. „ *Bulletin of the Bureau of American Ethnology*. Vol. 37. 45. 48.
- *306. „ *Publications of the Bureau of American Ethnology of the Smiths. Inst.*
307. „ *Bulletin of the U. S. National Museum*. No. 71—74.
308. „ *Proceedings of the U. S. National Museum*. Vol. 37.

V. Asien.

309. Batavia. *Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde*. Deel LI Afl. 6. Deel LII. Afl. 1—6.
310. „ *Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen*. Deel XLVII. 1909. Afl. 1—4. Deel XLVIII. 1910. Afl. 1—2.
311. „ *Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen*. Deel LVIII. 1—3.
- *312. „ J. A. van der Chijs, *Dagh-Register*.
313. „ *Rapporten van de commissie in Nederlandsch - Indie 1907—1908 v. oudheidkundig onderzoek op Java en Madoera*.
314. Bombay. *The Journal of the Anthropol. Soc.* Vol. VIII. Nr. 5—7.
- *315. „ *Report on the search for Sanskrit Mss. in the Bombay Presidency*.
- *316. Calcutta. *Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India*.
317. „ *A descriptive catalogue of Sanskrit Mss. in the Library of the Calcutta Sanskrit College*. 27. (Government of India.)
- *318. „ *Report on the search of Sanskrit Mss.* (Government of India.)
- *319. „ *Notices of Sanskrit Mss. pbl. under orders of the Government of Bengal.* (Government of India.)
- *320. „ *Proceedings of the Asiatic Soc. of Bengal*.
321. „ *Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. Philological Series*. Vol. 74. Part 2—4.

322. Calcutta. Journal and Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. Vol. IV. No. 5—11.
323. „ Memoirs of the Asiatic Soc. of Bengal. Vol. II. No. 5—9.
324. Colombo. Journal of the Ceylon branch of the Royal Asiatic Society. Vol. XXI. No. 62.
325. Hanoi. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient. Tome IX. No. 4. Tome X. No. 1—2.
- *326. Kyōto. The Calendar, Imperial University of Japan.
- *327. Madras. Bulletin of the Madras Government Museum.
- *328. „ Report on a search for Sanskrit and Tamil Mss. prepared under the orders of the Government of Madras.
- *329. Manila. Publications, Ethnological survey from the Department of the
330. „ Journal of Science. Vol. IV. No. 6. Vol. V. No. 1—5.
- *331. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society.
- *332. „ Der ferne Osten. (Angekauft.)
- *333. Singapore. Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society
334. Tokio. Mitt. d. deutschen Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ost-Asiens. Bd. XII, Teil 2.
335. „ Journal of the Anthropol. Soc. of Tōkyō. Vol. XXIV. No. 282—283. Vol. XXV. No. 284—294. Vol. XXVI. No. 295—296.
- *336. „ Die Wahrheit, Erste Deutsche Zeitschrift in Japan.
- *337. Wladivostok. Denkschriften der Gesellschaft für Erforschung des Amur-Gebietes.

VI. Australien.

338. Adelaide. Memoirs of the Royal Society of South Australia. Vol. II. Part. 2.
339. „ Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXXIII.
- *340. Brisbane. Bulletin of North-Queensland Ethnography. (V. Hrn. W. Roth.)
341. Sydney. Report of the trustees of the Australian Museum. Year 1909—1910.
342. „ Records of the Australian Museum. Vol. VII. No. 5. Vol. VIII. No. 1.
343. „ Memoirs of the Australian Museum. Vol. IV. Part 12.
344. „ Science of man. Vol. XI. No. 7—12. Vol. XII. No. 1—3. Vol. XIII. No. 4 u. 6.

VII. Polynesien.

- *345. Honolulu. Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II. No. 4.
346. „ Occasional papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. IV. No. 4.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Ein zweites Goldland Salomos¹⁾.

Vorstudien zur Geschichte Westafrikas.

Von

Pfarrer Johannes Dahse.

Kapitel 1.

Ziel und Einfuhrartikel der Tharschischfahrt.

Wenn ich meinen Studien die Überschrift gegeben habe „Ein zweites Goldland Salomos“, so deute ich damit schon an, dass ich in erster Linie nicht von dem berühmten Lande Ophir reden will, sondern eine neue Hypothese zu begründen versuchen werde. Während nämlich die meisten Forscher sämtliche auf Handelsfahrten Salomos bezügliche Stellen auf Ophirfahrten beziehen, unterscheide ich mit Josephus²⁾, Keil³⁾, Guthe⁴⁾, Oppert⁵⁾ zweierlei Fahrten Salomos und lasse die einen nach Ophir, die

1) Verzeichnis der Abkürzungen: Allg. Hist.: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, Leipzig 1748. Arch. f. Rel.: Archiv für Religionswissenschaft. CB.: Burton and Cameron, To the Gold Coast for Gold. DGBL.: Deutsche Geographische Blätter. EB.: Encyclopaedia Britannica. EMM.: Evangelisches Missions-Magazin, Basel. GGM.: Geographi Graeci minores, Paris. MFDSch.: Mitteilungen von Forschungsreisenden in den deutschen Schutzgebieten. NMG.: Norddeutsche Missionsgesellschaft. PRE.: Protestantische Realencyklopädie. RGG.: Religion in Geschichte und Gegenwart. WASK.: Ellis, West African Sketches. WAY.: West African Yearbook. ZE.: Zeitschrift für Ethnologie. OLZ.: Orient. Literaturzeitung.

Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika.

Bowdich: Mission from Cape Coast Castle to Ashantee, Neudruck 1873.

Connolly: „Social Life in Fanti-land“, Journal of the Anthropol. Inst. 26. 1897.

Christaller I: Dictionary of the Asante and Fante Language.

II: Grammar of the Asante and Fante Language.

Dupuis: Journal of a Residence in Ashantee, London 1824.

2) Antiq. Ind VIII 7. 2 (181).

3) Keil, Über die Hiram-Salomonische Schiffahrt nach Ophir und Tharschisch, Dorpat 1834.

4) In PRE³ Bd. 14. „Ophir“, Bd. 17. „Schiffahrt“.

5) „Tharshich und Ophir“, Berlin 1903.

Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1911. Heft 1.

andern nach einer anderen Gegend gehen. Von einer Ophirfahrt handeln die Stellen 1. Kg. 9²⁶⁻²⁸ und 1. Kg. 10¹¹⁻¹². An der ersten Stelle heisst es: „Auch Schiffe erbaute der König Salomo zu Ezeon Geber, das bei Eloth am Ufer des Schilfmeeres im Lande Edom liegt. Und Hiram sandte auf der Flotte Untertanen von sich — Schiffsleute, die mit dem Meere vertraut waren — zusammen mit den Untertanen Salomos. Und sie gelangten nach Ophir und holten von dort Gold — 420 Talente — und brachten es dem Könige Salomo.“ Im 10. Kapitel ist dann von dem Besuch der Königin von Saba die Rede, die 120 Talente Gold, Spezereien und Edelsteine bringt, und dann heisst es V. 11: „Aber auch die Schiffe Hiram, die Gold aus Ophir geholt hatten, brachten eine grosse Menge von Sandelholz und Edelsteinen mit.“ Der Parallelbericht der Chronik zu 1. Kg. 26-28 unterscheidet sich dadurch von dem älteren Bericht, dass der Chronist den Hiram nicht nur seine Knechte, sondern seine Schiffe nach Ezeon Geber schicken lässt, was zur Zeit des Chronisten sehr wohl möglich war, da ein von Pharao Necho II. begonnener, von Darius I. vollendeter Kanal einen Wasserweg zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meer eröffnet hatte. Der Irrtum der Chronik besteht nur darin, dass der Chronist das, was zu seiner Zeit möglich war, in Salomos Zeit verlegte. Wenn nun 1. Kg. 10¹¹ darin mit der eben angeführten Chronistenstelle übereinstimmt, dass hier auch von den Schiffen Hiram die Rede ist, so braucht mit dieser Bezeichnung nicht gesagt zu sein, dass Hiram seine Schiffe dorthin gesandt habe, was ja mit 1. Kg. 9²⁶ in Widerspruch stehen würde, sondern es kann damit nur ein Eigentumsrecht Hiram an jenen Schiffen ausgedrückt sein. Was nun diese Ophirfahrt anlangt, so ging sie von Ezeon Geber aus südwärts auf dem Roten Meer; so denkt es sich auch der Chronist, wenn er die Schiffe Hiram vom Mittelländischen Meer zum Roten gebracht werden lässt. Die Produkte der Ophirfahrt sind drei: Gold, Sandelholz und Edelsteine.

Von einer zweiten Unternehmung Salomos und Hiram handelt nun der Vers 1. Kg. 10²²: „Denn der König hatte Tharsisschiffe auf dem Meer bei den Schiffen Hiram; alle drei Jahre einmal kamen die Tharsisschiffe und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ Dass es sich an dieser Stelle um eine andere Fahrt handelt, zeigt erstens der Ausdruck Tharsisschiff, zweitens die Angabe über die Zeitdauer und Häufigkeit der Fahrt, was beides bei der Ophirfahrt fehlt und drittens die von den Ophirprodukten sich unterscheidenden Importartikel. Was zunächst den Ausdruck Tharsisschiff anlangt, so bedeutet allerdings manchmal dieser Ausdruck nur soviel wie „grosses Meerschiff“, wie man ganz ähnlich früher im Deutschen von „Ostindienfahrern“ redete. So ist es z. B. sicher der Fall 1. Kg. 22⁴⁹, vielleicht auch Jes. 2¹⁶ Ψ 48⁸. Auch wird in allen Übersetzungen des A. T. Tharsis mehr oder minder häufig durch „Meer“ wiedergegeben, so von LXX. Jes. 2¹⁶; Vulg. Jes. 23^{1. 6. 10. 14. 60⁹. 66¹⁹}, Ezech. 27²⁵, 1. Kg. 22⁴⁹; Targum an allen Jesaias- und Ezechielstellen, ausserdem Jona 1³, 4². Ja, Hieronymus sagt sogar zu Jes. 2¹⁶, dass die Hebräer für Ozean das Appellativum „Tharschisch“ hätten. Aber diese allgemeinere Bedeutung für Tharschischschiff ist doch erst aus der speziellen

entstanden, die der Chronist an unserer Stelle noch richtig zum Ausdruck bringt, wenn er schreibt 2. Chr. 9₂₁: „Denn der König hatte Schiffe, die mit den Leuten Hiram's nach Tharschisch fuhren; alle drei Jahre einmal kamen die Tharschischschiffe und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ Wie der Ausdruck „Ostindienfahrer“ für Ozeanfahrer erst entstehen konnte, nachdem man nach Ostindien gefahren war, so konnte auch unter Tharschischschiff erst dann allgemein „grosses Meerschiff“ verstanden werden, nachdem man Fahrten nach Tharschisch mit grossen Schiffen gemacht hatte. Wir haben es also 1. Kg. 10₂₂ mit Fahrten nach Tharschisch zu tun, die durchs Mittelmeer gingen, da Jona sich in Joppe einschiffte, als er nach Tharschisch flüchten wollte. Wo lag denn nun dieses in 1. Kg. nur indirekt, in Chr. aber direkt als Ziel dieser Fahrten angegebene Tharschisch? Da es sich um eine Unternehmung, die drei Jahre dauerte, handelt, kann es nicht, wie z. B. Josephus gemeint, das cilicische Tarsus, die Geburtsstadt des Paulus, sein; es muss in weiter Entfernung von Palästina liegen, wie die Zusammenstellung Jes. 66₁₉ zeigt, wo es unter den entferntesten Gegenden aufgezählt wird. Dass es bekannt und berühmt war, zeigen Jes. 23 und Ezech. 37. An Produkten von Tharschisch werden Ezech. 27₁₂ Silber, Eisen, Zinn und Blei, Jer. 10₉ Silber aufgezählt, ausserdem wird der Tharschischstein erwähnt Ex. 28₂₀, 39₁₃, Ezech. 1₁₆, 10₉, 28₁₃, Cant. 5₁₄ und Dan. 10₆. Da es nun dem Verfasser von 1. Kg. 10₂₂, wie der vorhergehende Vers („es war nichts von Silber, denn in den Tagen Salomos ward das Silber für nichts geachtet“) und Vers 27 („und der König machte, dass das Silber zu Jerusalem an Menge den Steinen gleichkam“) zeigen, auf die Menge der Silbereinfuhr ankam, so haben wir Tharschisch in einer Gegend zu suchen, die in jenen Zeiten Silber ausführte. Da kann dann aber nur die Landschaft für Tharschisch in Betracht kommen, die ein Onomasticon vaticanum dafür hält, wenn es sagt: *Θαοσίς ἢ Βαιτικίη*. Es ist das Gebiet des Baetis, des heutigen Guadalquivir im südwestlichen Spanien, „dessen Quellen in Silber wurzeln.“ Dort befand sich ja die den römischen und griechischen Klassikern wohl bekannte phönizische Kolonie Tartessus, deren Hauptort Gadir, das heutige Cadiz war. Von 1100—600 blühte dort eine altphönizische Kolonie, dann setzten sich Griechen aus Phokaea dort fest, was im A. T. dadurch zum Ausdruck zu kommen scheint, dass Tharschisch Gen. 10₄ zu Javan, den Griechen gerechnet wird. Von 500 an haben es die Karthager, also die Punier in Besitz genommen, was sich im A. T. wiederum dadurch kundgibt, dass LXX Ezech. 27_{12, 25}, 38₁₃, Jes. 23_{1, 6, 10, 14} Tharschisch durch *Καρχηθών* = Karthago wiedergibt. Diese Landschaft Tartessus ist nun aber das Silberland jener Zeiten. Berichtet uns doch Plinius¹⁾, dass die Phönizier von ihrer ersten Fahrt nach Tharschisch so viel Silber mitgebracht hätten, dass ihre Schiffe es nicht fassen konnten und sie deswegen sich aus dem Silber Anker gemacht hätten. Silberne

1) PRE.³ Bd. 12 „Metalle“ S. 742: ebenso Diod. Sic. „Bibl. Hist.“ V 35, 36 und Aristot. „Mirabilia“ cap. 147.

Krippen und Weinfässer faud Hamilkar Barkas¹⁾ bei den Turdetaniern, den Bewohnern von Tartessus. In Neukarthago, dem heutigen Karthagena, arbeiteten nach Polybios²⁾ 40 000 Bergleute, die täglich 25 000 Drachmen Silber für den römischen Staat gewannen. Nach diesem Silberland gingen also die gemeinsamen Fahrten Hiram und Salomos auf dem Mittelländischen Meer. Sie dauerten drei Jahre, welche Angabe so zu verstehen sein wird, dass man im ersten Sommer hinfuhr, den zweiten zum Erwerb der Produkte auf von dort unternommenen Fahrten benutzte und im dritten zurückkehrte. Im Winter ruhte natürlich die Schifffahrt. Auf der Hin- und Rückfahrt wurden dann noch andere phönizische Faktoreien besucht, die sich ja überall an den Küsten des Mittelmeers befanden. Zeit genug dazu hatte man, da die direkte Fahrt von Palästina nach Tharschisch damals nur etwa 30 Tage gedauert haben mag³⁾. Wir kommen nunmehr zu den übrigen Produkten, die man von jenen Fahrten mit heimbrachte. Da sich über dieselben ganz verschiedene Angaben in den verschiedenen alten Übersetzungen finden, gebe ich zunächst den verschiedenen Wortlaut.

Im Hebräischen stimmt der Wortlaut der Chronistenstelle mit dem von 1. Kg. überein, beide Male sind fünf Produkte genannt: Gold, Silber, schenhobbim, kofim und tukkijim. In der griechischen Übersetzung haben wir dagegen an den beiden Parallelstellen voneinander abweichende Übersetzungen und an der Stelle 1. Kg. sogar in den verschiedenen Handschriften ganz verschiedene Auffassungen. Es lesen nämlich 1. Kg. 10²² hinter *χρυσίου και ἀργυρίου* die Handschriften B. und Genossen *και λίθων τορνετών και πελεκητών*, d. h. gravierte und behauene; 44. 74. 106. 120. 134. 144 *και λίθων τορνετών και πελεκητών*, d. h. gedrehte und behauene; 19. 82. 93. 108. 119. 245 *και λίθων τορνετών και ἀπελεκητών*, d. h. gravierte und unbehauene Steine. Diese drei Auffassungen stimmen darin überein, dass nur vier Produkte von dieser Handelsfahrt mitgebracht werden, ausser Gold und Silber noch zwei Arten von Steinen. Auch die Chronistenstelle zählt in der griechischen Übersetzung nur vier Produkte auf, nämlich *χρυσίου και ἀργυρίου και ὀδόντων ἐλεφαντίνων και πιθήκων*. Jedoch fügen die Handschriften 19. 93. 108. 158, also die Rezension Lucians, noch *και τεχειμ* (*τεκχειμ, τεκχημ*) und damit eine Transkription von תכיים hinzu und erklären dies im Text oder am Rande mit *σχιγγών* (*σχιγγξ* = Schimpanse!). — Offenbar durch die griechische Übersetzung der Chronistenstelle ist in eine Anzahl der griechischen Handschriften von 1. Kg. (so vor allem in die mit der aldina-Bibelausgabe von 1518 in Verbindung stehenden Handschriften) der Zusatz *και ὀδόντων ἐλεφαντίνων και πιθήκων* hinter *χρυσίου και ἀργυρίου* eingedrungen, so dass wir hier sechs Produkte aufgezählt finden. Eine Aufzählung von fünf Produkten, also hinsichtlich der Zahl Übereinstimmung mit dem Hebräer haben wir nur bei den Handschriften A und 247, und zwar nur an der 1. Königestelle, wo diese beiden lesen *χρυσίου και ἀργυρίου και ὀδόντων ἐλεφαντίνων και πιθήκων και ταύνων*.

1) Strabo III 2. 14.

2) Nach Strabo III 2. 10.

3) PRE. Bd. 17 S. 572.

Während in der Chronik die Handschriften 19. 93. 108. 158 תכיים noch als Affen deuten (also noch im 4. Jahrhundert nach Christus herrscht diese Deutung!) finden wir beim Griechen nur in den Handschriften A und 247 in 1. Kg. das hebräische תכיים mit „Pfauen“ wiedergegeben! Dieselbe Auffassung wie A 247 in 1. Kg. vertritt die Vulgata, indem sie 1. Kg.: aurum et argentum et dentes elephatorum et simias et pavos und Chr.: aurum et argentum et ebur et simias et pavos gibt. Dagegen geht Josephus, der wie ich 1. Kg. 9₂₆ und 10₂₂ auf verschiedene Fahrten bezieht und der 1. Kg. 10₂₂ auf dem tarsischen Meere stattfinden lässt, seine eigenen Wege, indem er von dieser Tharschischfahrt: Gold, Silber, viel Elfenbein, Äthiopier und Affen heimgebracht werden lässt. Diese merkwürdige Übersetzung des Josephus zeigt uns, dass zu seiner Zeit für תכיים noch nicht die Deutung „Pfauen“ bestand. Er las vielmehr סכיים (vgl. 2. Chr. 12₃) = Äthiopier und lässt also von dieser Handelsfahrt dem Salomo Sklaven mitgebracht werden, gerade so wie zur selben Zeit Plinius eine Aufzählung der Handelsartikel Thulas (in Ostafrika) mit „Affen und Sklaven“ schliesst¹⁾. Sachlich wäre gegen eine solche Deutung nichts anzuführen, denn die Phönizier führten ja im Altertum den ausgedehntesten Sklavenhandel, und schon die Ägypter haben von ihren Fahrten nach Punt Zwerge als Sklaven mitgebracht. Ob aber diese Deutung sprachlich haltbar ist, wird das folgende zeigen. Soviel haben wir bisher festgestellt, dass die lucianischen Handschriften in der Chronikastelle den vierten Importartikel kofim mit *πιθήκων*, den fünften tukkijim mit *σφιγγῶν* wiedergeben, beides also als „Affen“ deuten, während die ursprüngliche LXX kofim und tukkijim durch den einen Sammelausdruck *πιθήκων* wiedergegeben hat²⁾.

Über das dritte Produkt unserer Handelsfahrt herrscht bis heute Übereinstimmung. Unter שנהבים versteht man allgemein „Elfenbein“, trotzdem letzteres in der Regel durch שן allein, so in unserem Kapitel 10₁₈, oder durch קרנות שן, Ezechiel 27₁₅ wiedergegeben wird. Nun hat man aber gerade aus dem Vorkommen dieses Wortes שנהבים an unserer Stelle weittragende Folgerungen gezogen. Man hat in den letzten Silben dieses Wortes הבים das Sanskritwort *ibha* finden wollen, das Elefant bedeutet und daraus geschlossen, dass die Fahrt 1. Kg. 10₂₂ nach Indien gegangen

1) Peters, Ophir 1908, S. 19.

2) Der ursprüngliche griechische Übersetzer der Chr. gibt häufig einen kürzeren Text als der Hebräer, indem er Unverständliches auslässt I 15₂₂, II 20₂₅, bei Aufzählungen zusammenzieht I 16₃, oder ganz allgemein übersetzt II 15₁₆. Dagegen hält Lucian, der Revisor der griechischen Bibel im 4. Jahrhundert n. Chr., wie an unserer Stelle so auch sonst es für nötig, auch das zweite hebräische Wort noch besonders wiederzugeben. Vergleiche für diese Eigentümlichkeit Lucians die sachlich gerade mit der in diesem Kapitel geführten Untersuchung in Berührung stehenden Ezechielstellen:

27₁₅ karnoth schen vobnim: vor *ὀδόντας ἕλεφ.* + *κέρατα καὶ* 22. 23. 48. 51. 231.

27₁₆ vrikmah ubuz: *ποικιλίσματα* (+ *καὶ βύσσον* 22. 36. 48. 51. 231) *ἐκ Θαρσίης*.

28₁₅ tharschisch: vor *ἄνθρακα* + *καὶ ἰάκινθον* 22. 23. 36. 42. 48. 51. 231.

Durch diese beiderseitigen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Übersetzer erklären sich in der Chronikastelle die verschiedenen Übertragungen von kofim und tukkijim.

sein müsse, wofür auch die als „Pfaunen“ verstandenen תכיים sprächen. Andere Sanskritforscher aber, wie z. B. Lassen, haben sich gegen den Zusammenhang von *ibha* und שנהבים erklärt. Was aber die Pfaunen, „das einzig sichere indische Produkt“, anlangt, so haben wir oben gesehen, dass noch nicht einmal Josephus sie als Produkt unserer Handelsfahrt kennt. Wegen dieser Unsicherheit können sie nicht als Beweis für Indien herangezogen werden. Und noch weniger beweist das Elfenbein etwas für dieses Ziel unserer Fahrt. Denn Elefanten werden schon von Herodot 4₁₉₁ unter der Fauna Libyens aufgezählt, noch heute ist gerade das Elfenbein Afrikas besonders hochgeschätzt, und es erstreckt sich das Gebiet des afrikanischen Elefanten heutzutage etwa bis zum 15° nordwärts. Elfenbein könnte also ebensogut aus Afrika wie aus Indien gekommen sein. Aber nun ist es überhaupt fraglich, ob in unserm Texte ursprünglich ein Ausdruck für Elfenbein stand. Josephus muss statt שנהבים etwa שן רבה gelesen haben, zu seiner Zeit war also die Lesart תהבים noch unsicher. Zur Erklärung unserer Stelle hat man nun ja Ezech. 27₁₅ herangezogen, wo als Produkte der fernen Länder קרנות שן והבנים aufgezählt werden. Aber wenn an dieser Stelle הבנים nach dem Ägyptischen für Ebenholz erklärt wird, und man darnach auch an unserer Stelle שן והבנים „Elfenbein und Ebenholz“ zu lesen vorgeschlagen hat, so scheint mir dies doch unsicher zu sein und vor allem spricht LXX sowohl Ezech. 27₁₅ wie an unserer Stelle gegen diese Deutung. Denn dort zieht sie mit Recht תהבים zum letzten Teile des Satzes und übersetzt es τοῖς εἰσαγομένοις (ἀντιδίδους τοῖς μισθοῦς σου), und an unserer Stelle redet sie in 1. Kg. von Steinen und nicht von Holz. Als LXX-Lesart haben wir ja für 1. Kg. 10₂₂ festgestellt: λίθοι τορνετοί (τορνευτοί) καὶ πελεκητοί (ἀπελέκητοι). Es fragt sich nun, ob sich für diese griechische Übersetzung nicht eine Emendation des jetzt verderbten hebräischen Textes finden lässt. Da möchte ich vorschlagen statt:

שנהבים וקפים ותכיים

zu lesen:

אבנים נקבים ותפים.

Denn *λίθοι* führt auf אבנים, und bunte Steine von Tharschisch sind ja hochberühmt. Bei *τορνετοί* (ursprünglich durchbohrt) fällt einem die Stelle Ezech. 28₁₃ ein, wo נקבים als „durchbohrte Arbeit“ gedeutet wird. Und ebendieselbe Stelle wirft auch ein Licht auf das תכיים d. h. תפים eingefasste Arbeit, woran LXX mit ihrem *πελεκητοί* zu denken scheint. Wie kommt dann aber das שן in unseren Text hinein? Da führen uns die bunten Steine von Tharschisch weiter. Welche Farbe hat der schon oben erwähnte Tharschischstein gehabt? Da sehen wir zunächst, wie die Überlieferung in der Wiedergabe des hebräischen Wortes תרשיש schwankt. Abgesehen von den Stellen Ez. 1₁₆, Cant. 5₁₄, Daniel (Theod.) 10₆¹⁾, wo wir *θαρσεῖς* beim Griechen haben, finden wir in den griechischen Übersetzungen drei verschiedene Bezeichnungen für diesen Edelstein *χρυσόλιθος* Ex. 28₂₀, 39₁₃, Ez. 1₁₆ (Aq.) und Dan. 10₆ (Aq.), *δάριδος* Ex. 28₂₀, Armenier, ebenso 39₁₃, Ez. 1₁₆ (Sym.) 28₁₃, Lucian, *ἀρθραξ* Ez. 10₉, 28₁₃.

1) Daniel (urspr. LXX) 10₆ *δαΐάσης*.

Was nun zunächst die letztgenannte Stelle anlangt, so darf auf die dortige Übertragung *ἀνθραξ* nicht zuviel Wert gelegt werden. Denn Ez 28₁₃ finden sich für die an dieser Stelle im Hebräischen aufgeführten 9 Edelsteine 12 Bezeichnungen, und zwar dieselben, die an den beiden Exodusstellen für die dort beim Hebräer und beim Griechen genannten 12 Edelsteine gebraucht sind¹⁾. *ἀνθραξ* ist im Ex. = נֶפֶךְ, dagegen wie wir sahen Ez. = תְּרִשִׁי. Daran kann ja nun nicht gezweifelt werden, dass mit *ἀνθραξ* ein roter Edelstein gemeint ist: Rubin, Karfunkel oder edler Granat²⁾. Auch der als zweite Übertragung in Betracht kommende Hyazinth-Zirkon ist in der Regel von gelblicher oder rötlicher (allerdings auch brauner oder grüner) Farbe. Chrysolith aber, nach dem heutigen Sprachgebrauch ein pistaciengrüner Stein, wurde nach Plinius im Altertum in Spanien gefunden, und zwar von goldgelber Farbe³⁾. Nach all diesem dürfte unter תְּרִשִׁי ein gelber oder roter Edelstein zu verstehen sein. Ich mache beiläufig darauf aufmerksam, dass sich in dem „Mineralreich in Bildern“ von Kurr auf Tafel III (Quarz) ein schöner gelbroter Eisenkiesel aus Spanien abgebildet findet, ohne damit sagen zu wollen, dass der Tharschisch gerade ein solcher gewesen sei. Nun hat aber LXX 1. Kg. 10₂₂ den Plural *λίθοι τορρευτοὶ καὶ πελεκητοί*. Ausser den speziellen Tharschischsteinen werden also noch andere von dorther gekommen sein Welche könnten da in Betracht kommen? Da lesen wir Ez. 27₁₆ im Hebräischen *bnaphék argaman vrikma* wofür der Grieche hat *στάκτην καὶ ποικίλματα ἐκ Θαρσοείς*. Die beiden letzten Worte *ἐκ Θαρσοείς* stehen im Griechischen für das im Hebräischen auf das *vrikma* folgende *ubuz*; LXX hat also an Stelle des den Zusammenhang störenden Byssos, einen Ländernamen gelesen, den sie mit *Θαρσοείς* in Verbindung bringt. Als Produkte kommen dorther *στάκτην καὶ ποικίλματα*. Nun geben uns die Handschriften XII 23. 62. 88. 147 die Auskunft, dass *στάκτην* für *εναφεκ* steht. Kautzsch übersetzt nur *naphek argaman* mit „karfunkelroten Purpur“. Das führt uns darauf, dass mit *στάκτην* ein roter Farbstoff, und zwar ein rotes Harz gemeint sein kann. Nun brachten aber die Phönizier von ihren Handelsfahrten sowohl nach dem Osten (Sokotra) wie nach dem Westen das „Drachenblut“ mit, das Harz des Drachenblutbaumes (*Daemonorops Draco* oder *Dracaena Draco*), das bereits von Theophrast, Plinius und Dioscorides genannt wird. Ausser dem rötlich-gelben Tharschischstein brachten die Tharschischfahrer also noch rotes Harz mit heim⁴⁾. Was endlich nun noch den Ausdruck *rikma* Ez. 27₁₆ anlangt, LXX *ποικίλματα*, so können an unserer Stelle darunter doch unmöglich bunte Gewänder verstanden werden. *rikma* sind auch bunte Steine (1. Chr. 29₂, wo LXX ausdrücklich übertragen *λίθοι ποικίλοι*). Da dürfen wir nun auch nicht vergessen,

1) Und zwar beim Griechen Ez. in derselben Reihenfolge wie Ex., während beim Hebräer Ez. nicht bloss die Zahl, sondern auch die Anordnung eine andere ist.

2) PRE. V S. 157.

3) PRE. V S. 158.

4) Dass rote und blaue Farbstoffe nach Phönizien aus dem Westen kommen, zeigt Ez. 27₇. Auch wird Jer. 10₉ in ein und demselben Verse vom Tharschischstein, vom Golde aus Uphas und von תְּלַכָּת וְאַרְנָמָן gesprochen.

dass noch heute, wie schon im Altertum (Plinius) aus Almaden in Spanien die schönsten Zinnoberkristalle kommen, die bekanntlich von kirschroter bis karmoisinroter Farbe sind. Auch die können unter den *λίθοι πελεκητοί* (kristallisiert) mit verstanden worden sein. Wenn so aber drei Arten *ποικίλματα* von roter Farbe aus Spanien mitgebracht wurden, dann nimmt es uns kein Wunder, wenn durch einen Leser, der darum wusste, zu der Stelle 1. Kg. 10₂₂, als deren ursprünglichen Wortlaut wir **אבנים נקבים ותפים** angenommen haben, der erklärende Zusatz **שנים** = rote zuerst an den Rand und später in den Text kam. Als man dies dann später nicht mehr verstand, hat man das **ש** auf Elfenbein gedeutet, das ja im selben Kapitel 1. Kg. 10₁₈ vorkam. Wie unter den *λίθοι πελεκητοί* Kristalle verstanden sein könnten, so unter den durchbohrten oder gravierten Steinen „Gemmen“. Sind doch die alten Etrusker, deren Küste die Tharschischfahrer ohne Zweifel berührt haben werden, wegen ihrer Gemmenschneidekunst allbekannt.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Herkunft des Goldes von 1. Kg. 10₂₂ festzustellen. Da hat es nun im Altertum in Spanien Gold gegeben, wie uns Strabo, Plinius, Pomponius Mela, Diodorus Siculus, Marcianus Heracleota berichten¹⁾. Aber immer ist die Ausfuhr von Gold aus Iberien nur geringfügig gewesen, und wie Plinius uns erzählt, haben z. B. auch die Römer, als sie im Jahre 201 Hannibal besiegten, von den Karthagern, denen Spanien gehörte, keinen Tribut in Gold, sondern in Silber gefordert. Wenn wir nun eine Gegend finden, die reicher an Gold als Tharschisch, und von Tharschisch aus in einem Sommer zu erreichen war, wird von dorther das Gold der Tharschischfahrer stammen. Nun gibt es an der westafrikanischen Küste zwei Goldgebiete, das eine, weniger ergiebige, Senegambien mit seinen Hinterländern Bambuk und Bure; das andere die Goldküste samt den Aschantiländern. An der letzteren erstrecken sich reiche goldführende Distrikte bis unmittelbar an die See; dort hätten es also etwaige Expeditionen sehr einfach gehabt, ihr Gold einzutauschen. Vielleicht lohnt es sich nachzuforschen, ob an dieser Goldküste irgendwelche Spuren darauf hindeuten, dass dort das Ziel der Tharschischfahrer gewesen ist, das ihnen das ersehnte Gold bot.

Nun gibt es aber noch zwei Stellen im Alten Testament, die bisher bei einer Untersuchung über Tharschisch wenig beachtet und die doch gerade von besonderer Bedeutung sind. Jeremias 10₉ lesen wir nämlich von dem breitgehämmerten Silber, dass aus Tharschisch gebracht wird und von dem Golde aus Uphas, und ebenso ist Daniel 10₅ von dem „feinen Gold aus Uphas“ und 10₆ von dem Tharschischstein die Rede. Beide Male ist Uphas und Tharschisch zusammen genannt, aber doch voneinander unterschieden; ein Beweis dafür, dass Gold nicht aus Tharschisch, wohl aber bei Gelegenheit der Tharschischfahrt mitgebracht wurde²⁾. Wie

1) Oppert, Tharschisch und Ophir S. 8.

2) Infolge seiner falschen Auffassung des hebräischen Textes lässt der griechische Übersetzer von Jeremias 10₉ von Tharschisch eine besondere Sorte Gold mitbringen *ἀπο Θαρσοῦς ἤξει χρυσίον Μώφαζ*.

Fürst in seinem hebräischen Lexikon angibt, bedeutet nun aber **יִּזְרְעֵל** soviel wie Goldküste. Denn **יִ** ist gleich **יָ**; **ז** und **ר** wechseln ja miteinander. Das bisher vergeblich gesuchte Land Uphas haben wir also in der noch heute den Namen Goldküste führenden westafrikanischen Kolonie. Dorther stammt, wie nun das folgende zeigen wird, auch das 1. Kg. 10.²² erwähnte Gold.

Kapitel 2.

Guinea als Goldland.

Guinea ist das Land, das durch nunmehr drei Jahrtausende als Goldland berühmt gewesen ist; haben wir doch für diese ganze Zeit die Zeugnisse der Schriftsteller dafür. Wenn Jeremias 10.⁹, welche Stelle wahrscheinlich zur Zeit des Exils geschrieben ist, Tharschisch und Uphas, wie wir sahen, zusammenstellt, so war in der Mitte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts Westafrikas Goldland in Westasien bekannt. Hundert Jahre später um die Mitte des 5. Jahrhunderts erzählt uns Herodot von dem stummen Goldhandel an der Westküste Afrikas 4.¹⁹⁸. Dorthin ausserhalb der Säulen des Herkules bringen die Karthager ihre Waren, legen sie an der Küste nieder; ziehen sich auf ihre Schiffe zurück; unterdessen kommen die Eingeborenen und legen Gold neben die Waren am Ufer nieder und verschwinden. „Die Karthager aber gingen an das Land und sähen nach, und wenn des Goldes genug wäre für die Waren, so nähmen sie es und führen nach Hause; wäre es aber nicht genug, so gingen sie wieder an Bord und warteten es ruhig ab. Dann kämen jene wieder und legten noch immer etwas Gold zu, bis die Karthager zufrieden wären. Keiner aber betrüge den andern.“ Ähnliches erlebte Apollonius von Thyana¹⁾ im Jahre 70 p. Chr. an den Grenzen Ägyptens und Äthiopiens; für dieselbe Gegend bezeugt es Philostratus¹⁾ 200 p. Chr., für das Gebiet der Sasu um 520 p. Chr. Kosmas Indicopleustes und im 15. Jahrhundert Yacouti²⁾ für das „Belad-at-Tibr“ und Cadamosto für den Goldhandel von Melli. Nun soll freilich nach der Ansicht mancher Forscher (z. B. Pietschmann) der von Herodot erwähnte stumme Handel noch innerhalb des heutigen Marokko stattgefunden haben. Aber ausser dem stummen Goldhandel berichtet uns der „Vater der Geschichte“ nun auch noch von einer Insel *Κύρραυις* 4.¹⁹⁵, auf der von Mädchen aus dem Sumpfe Gold gewonnen werde mit Federkielen, die mit Pech bestrichen wären. Diese Insel kann aber nicht Cercina sein, sondern entweder das westafrikanische *Κερονη* oder die von Hanno am *Ἐσπέρον Κέρας* erwähnte Insel. Auch Diodor 3.³⁴ kennt beim *Ἐσπέρον Κέρας* die *Κεραύνια ὄρη* und lässt in ihrer Nähe Hesperia, die Insel der Amazonen liegen, reich an Früchten und Edelsteinen, und Aeschylus redet im Prometheus *λυόμενος* fr. II von dem beim Ocean liegenden, allnährenden See der Äthiopen, den er *γαλκοκέραυνον* nennt. Und wenn dann endlich noch Palaephatus Incred. 33 die *Κεραῖοι* als *σηόδορα χορσοῖ* bezeichnet, so steht nach alle-

1) Nouveau Journal Asiatique, Tom III S. 289.

2) Ebenda, S. 365.

diesem fest, dass man den Goldreichtum der westafrikanischen Küste auch über Marokko hinaus im Altertum kannte. Wenn wir nun aber aus jenen Zeiten nicht zahlreichere und genauere Nachrichten von einer Goldausfuhr aus diesen Gegenden haben, so zeigt sich darin, wie erfolgreich die Phönizier und Karthager in ihrem Bestreben gewesen sind, die Herkunft ihrer Handelsartikel möglichst zu verheimlichen. Ausdrücklich berichtet uns Strabo von solch einem Bestreben der alten Handelsleute, wenn er sagt: „Die Punier allein machen diese Handelsfahrten von Gadir aus, und verheimlichen allen die Fahrt.“ So nimmt es uns denn auch nicht wunder, wenn Ps. Skylax im 4. vorchristlichen Jahrhundert zahlreiche andere Handelsartikel, aber kein Gold in seinem Periplus dieser Küste aufzählt. Er schreibt GGMI. S. 94 von dem Handel an der Westküste Afrikas: „Sie verkaufen ihre Waren gegen Häute von Hirschen und Löwen und Panther und Elefanten, gegen Zähne und tägliche Nahrung.“ — Die punischen Kaufleute bringen ihnen Salben, ägyptische Steine, *ἀργούς ἐξαράκτους?*, attische Töpferwaren und Kannen, deren Muster am Kannenfest (in Athen) käuflich sind.“

Wenn Ptolemaeus dann im 2. nachchristlichen Jahrhundert an der Westküste Afrikas die Hafenstädte Magnus portus und Periphosius portus kennt, so muss auch ihm ein mit diesen Städten bestehender Seeverkehr bekannt gewesen sein. Nach ihm hören wir aber nun für ein Jahrtausend scheinbar nichts mehr von einem Seeverkehr mit unserer Gegend. Dafür fließen uns aber durch die Wüste Sahara reichliche Nachrichten über mächtige und reiche Staaten zu, die sich südlich der Wüste befanden und deren Goldreichtum das Gespräch der ganzen damals bekannten Welt bildete, vor allem über das Reich von Ghana. Wie aber Leo Frobenius auf seiner letzten Afrikareise festgestellt hat¹⁾, hat es schon vor dem Reiche von Ghana im mittleren Westafrika ein Reich gegeben, von dem eine Königsreihe von 74 Königen überliefert wird! Dessen Ursprung muss also manche Jahrhunderte vor Christi Geburt gewesen sein. Denn das auf jenes Reich folgende Königreich Ghana wurde in der oberen Nigergegend ungefähr um 300 p. Chr. gegründet, und soll bis zur Einführung des Islam 22 Herrscher gehabt haben. Wunderdinge werden von dem König von Ghana berichtet. An seinem glänzenden Hofe schmückten die Männer gleich den Frauen sich mit Hals- und Armbändern. Die Sklaven trugen goldverzierte Degen und die Söhne der Edlen golddurchflochtenes Haar. Ja, der König besass sogar nach Edrisi I 7 einen Goldblock von 30 Ratl (= 75 Pfd.) aus einem einzigen Stück, der dann im 8. Jahrhundert von einem dortigen Prinzen veräußert worden ist. Im Jahre 765²⁾ wurde dann die noch heute blühende Stadt Djenni, die Stadt der Goldschmiede, in der Nähe des Niger gegründet, dann das Reich Ghana abgelöst von dem Reiche von Melli, von dessen Königen zehn nacheinander die Pilgerfahrt nach Mekka machten, darunter Mensa Musa

1) ZE. 1909 S. 762.

2) Barth gibt statt dessen 1013/44 an; IV S. 604.

1324 mit ungeheurem Gepränge¹⁾. Im Süden von diesen Reichen (dem von Ghana und dem von Melli) kannte man nun damals das Land Wangara, das bei den Arabern als Belad-at-Tebr gepriesen und hochberühmt war wegen der grossen Mengen Goldes, die von dort kamen. Wie aber Dupuis 1821 in Kumassi, der Hauptstadt Aschantis, mitgeteilt wurde, gehörte gerade auch die Goldküste samt ihrem Hinterlande zu diesem Wangara. Es mag noch erwähnt werden, dass auf der Katalanischen Erdkarte von 1375 der Negerfürst Mussemelly abgebildet ist: Herr der Neger von Guinea, der reichste und vornehmste Herr wegen der Menge Gold, die man in seinem Lande sammelt.“ Auf derselben Karte ist auch ein Tal Darha angegeben, „dadurch ziehen die Kaufleute, die nach dem Lande der Neger von Guinea reisen“. Wenn so im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts noch ein bekannter Karawanenhandel durch die Wüste mit unserem Gebiete stattfand, so beginnt um dieselbe Zeit nun auch wieder der Seeverkehr. Und zwar sind es die Franzosen, die beanspruchen, die ersten gewesen zu sein, die von Elmina an der Goldküste Gold geholt haben. Es wird nämlich erzählt, dass die Normannen 1364²⁾ die Goldküste entdeckt haben und Barbot berichtet, dass 1383³⁾ Kaufleute von Dieppe und Rouen bis Kommenda gekommen sein und ein Fort zu Elmina gegründet haben sollen. Andere lassen 1413⁴⁾ ein normannisches Fort zu Elmina errichtet werden. Tatsache ist, dass in Elmina um 1670 noch von einer französischen Bastion gesprochen wurde, dass nach Aussage der Eingeborenen die Franzosen vor den Portugiesen dort Handel getrieben und die Holländer, als sie Elmina in Besitz nahmen, eine Jahreszahl 13.. gefunden haben sollen. Aus dem 15. Jahrhundert wissen wir nun Genaueres über mehrere dorthin gegangene Expeditionen. Zuerst, dass 1469 die Westküste Afrikas bis hin nach Fernando Po von dem Portugiesen Fernando Gomez befahren wurde. Als dessen Beauftragte Joao de Santarem und Pedro de Escobar 1471 von ihrer Fahrt nach S. Thomé und Annobóm (entdeckt am 1. Januar 1471) zurückkehrten, fanden sie einen ausgedehnten Goldhandel in Sama vor. Dieser Ort Esiamia ist aber ein Seehafen des an Gold reichen Gebietes von Wasa, dessen Bewohner zuerst Gold entdeckt und einst über Aschanti geherrscht haben sollen⁵⁾. Wir haben in diesem Teile der Goldküste noch heute Reste einer älteren Bevölkerung vor uns, die früher auch eine eigene Sprache redeten. Dies ist insofern wichtig, als es beweist, dass nicht erst von den Aschanti und Fanti, über deren Einwanderung hernach zu reden sein wird, der Handel mit Gold begonnen wurde. — Dieser in Sama von den Portugiesen entdeckte Goldhandel war die Veranlassung, dass König Joao II. von Portugal 1481 Don Diego d’Azembuja mit 700 Mann nach der Goldküste sandte. Als dieser zu dem Negerfürsten Karamansa, dem König von Afutu, kam, wurden seine Erwartungen in betreff des dortigen

1) EMM. 1907 S. 120.

2) West African Yearbook 1902 S. 10.

3) CB. I S. 28.

4) WAY. 1902 S. 10.

5) Christaller II S. X.

Goldreichtums nicht getäuscht. Des Königs Arme und Beine waren mit Goldplatten bedeckt, um seinen Hals hing eine goldene Kette und viele Stränge Gold hingen von seinem Barte herab; ebenso war Haupthaar und Bart der vornehmsten Schwarzen mit Gold geschmückt. Trotz des Widerspruchs von Karamansa baute d'Azembuja ein Fort St. Georg in „Oro de la mina“, jetzt „Elmina“, in der Eingeborenen-sprache Odena genannt. Von 1554 bis 1556 gingen dann die ersten englischen Expeditionen nach unserer Küste. Auch sie wissen von dem grossen Goldreichtum dieser Gegend zu erzählen. Von den Eingeborenen heisst es¹⁾: Many of them especially their women are as it were laden with collars, bracelets, hoops and chains either of gold, copper or ivory. Some also wear on their legs great shackles of bright copper, which they think to be no less comely. They likewise make use of collars, bracelets, garlands and girdles of certain blue stones like beads. Some of their women wear on their bare arms certain foresleeves, made of plates of beaten gold wire with a knot or wreath like that which children make in rush rings. Es ist interessant, diesen Bericht zu vergleichen mit dem, was 1902 über das Hinterland der Elfenbeinküste²⁾, das ja erst in jüngster Zeit den Europäern erschlossen worden ist, berichtet wird: Throughout the land, there is not a man, who does not wear certain golden jewels and on holidays the women are literally covered with gold and certain chiefs wear collars made entirely of very weighty nuggets. Of these latter one seeing officers wear decorations got the idea into his head of wearing some nuggets on his chest, weighing up to 6 ounces in the same way as decorations are worn! Aus jenen Nachrichten von 1481 und 1554/56 geht nun aber hervor, dass damals hier nicht nur Gold gewonnen wurde, sondern dass auch die Goldschmiedekunst schon vor Ankunft der Europäer an unserer Küste bekannt war. Besonders wird die feine Filigranarbeit unserer Neger und das golddurchwirkte Zeug gerühmt³⁾. „Die Einwohner von Wanki (zwischen Denkera und Aschanti) nämlich, so heisst es, wissen die Kunst, feine Zeuge mit Gold zu wirken, welches sie dem Volke von Akanni (Akem) verkaufen, das solche den Arabern, die dicht an dem Niger wohnen oder auch den Leuten von Gago gegen Norden weiter verkauft.“

Es können hier nun nicht alle Arten von Goldschmuck, die dort hergestellt wurden und werden, einzeln aufgezählt werden. Unter den Sachen, die die Eingeborenen für den einheimischen Gebrauch machen, seien erwähnt vor allem die schweren Brust- und Kopfplatten von Filigranarbeit, einzeln bis 50 Lstrl. an Wert, die Darstellungen aller Arten von Tieren, besonders als eins der am häufigsten vorkommenden einheimischen Muster⁴⁾ a snakes head and coil, und die verschiedensten Hals-, Arm- und Beinringe. Dann die reich mit Gold versehenen ahenné⁵⁾:

1) Ellis, History S. 27.

2) West African Yearbook 1902 S. 162.

3) Allg. Hist. IV S. 107.

4) Connolly S. 149.

5) Christaller I S. 174.

d. h. the insignia of the king or chief consisting in the chair, the sword and the ornaments (trinkets of gold and corals), ferner die weiteren Embleme der Herrscher und Staaten: Goldene Schirme, Sonnen und Mützen, Musikinstrumente, Waffen und Jagdgeräte aller Art, auch silberne Pfeifen mit Tonköpfen, die sehr an ägyptische Muster erinnern¹⁾. Endlich für den Fetischdienst bestimmte Gegenstände, vor allem die Fetischschwerter, die man überall auch im Hinterlande unserer Togokolonie auf den Fetischaltären und in den Fetischhütten findet. Unter den Sachen, die an die Europäer verkauft werden, waren zu Bosmans Zeit besonders die goldenen und silbernen Hutschnüre berühmt wegen solch feiner Ausführung dat de Goud Smits in Europa het beswaarlijk zouden namaken²⁾. Heutzutage sind es vor allem alle mögliche Arten Ringe, Kreuze, Broschen, Ohringe, Ketten (siehe Abb. A und C), besonders auffallend das Blumenkorbmuster und die grossen Flügeldecken eines Käfers in Gold gefasst als Broschen, endlich die bekannten Zodiakusringe, deren einzelne Sternbilderzeichen einzeln gearbeitet und auf den Goldreif aufgelötet werden. Als Sitze der Goldschmiede sind besonders berühmt Akkra und Cape Coast, ferner Porto Seguro und in älterer Zeit auch Elmina und Barrako³⁾. Doch fehlt es wohl in keiner der goldführenden Gegenden an Goldschmieden. In Tarkwa, inmitten von Wasa, hatten Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts solche an verschiedenen Strassenecken ihren Sitz aufgeschlagen und anscheinend fortwährend zu tun⁴⁾.

Wenn nun Allg. Hist. IV S. 146 gesagt wird, dass die Schwarzen die Goldschmiedekunst von den Franzosen, Portugiesen und Holländern gelernt hätten, so haben wir schon gesehen, dass diese Schmiedekunst schon vor der Europäer Zeit hier gebräuchlich war, was natürlich nicht ausschliesst, dass infolge der vielen europäischen Niederlassungen europäische Einflüsse und Anregungen auch auf die einheimische Goldschmiedekunst eingewirkt haben werden. Ist doch der Neger nach Kemp⁵⁾ imstande, exakte Kopien auch der feinsten europäischen Schmucksachen zu machen. Dagegen ist schon 1874 von Wolsely und besonders 1900 von de la Fosse darauf aufmerksam gemacht worden, dass viele an der Goldküste jetzt einheimische Schmucksachen eine auffallende Ähnlichkeit mit altägyptischem Schmucke haben. Gerade dadurch unterscheidet die Goldschmiedekunst unseres Gebietes sich von der Senegambiens, denn ähnlich wie von der Goldküste wird auch aus Senegambien berichtet, dass unter den dortigen Schmieden sehr geschickte Goldarbeiter sich befinden, die mit sehr primitiven Werkzeugen Erzeugnisse von gutem Geschmack herzustellen wissen: Ringe, Schmetterlinge, Kreuze, Sterne, eingefasste Käfer-

1) „Vier Jahre in Asante“ von Gundert (Ramseyer und Kühne's Tagebücher) S. 271.

2) Bosman, Beschreibung von Guinea I S. 123.

3) Allg. Hist. IV S. 44, 88.

4) Paul Dahse in DGBI. 1882 S. 89.

5) Nine Years at the G. C. S. 56.

decken, Ohrringe, Amulette und dergleichen. Hewett¹⁾ vergleicht ihre Arbeit mit der berühmten Malteserarbeit und berichtet, dass die Joloffen ihre Hauptweiber mit selbstverfertigten Schmucksachen überhäufen und

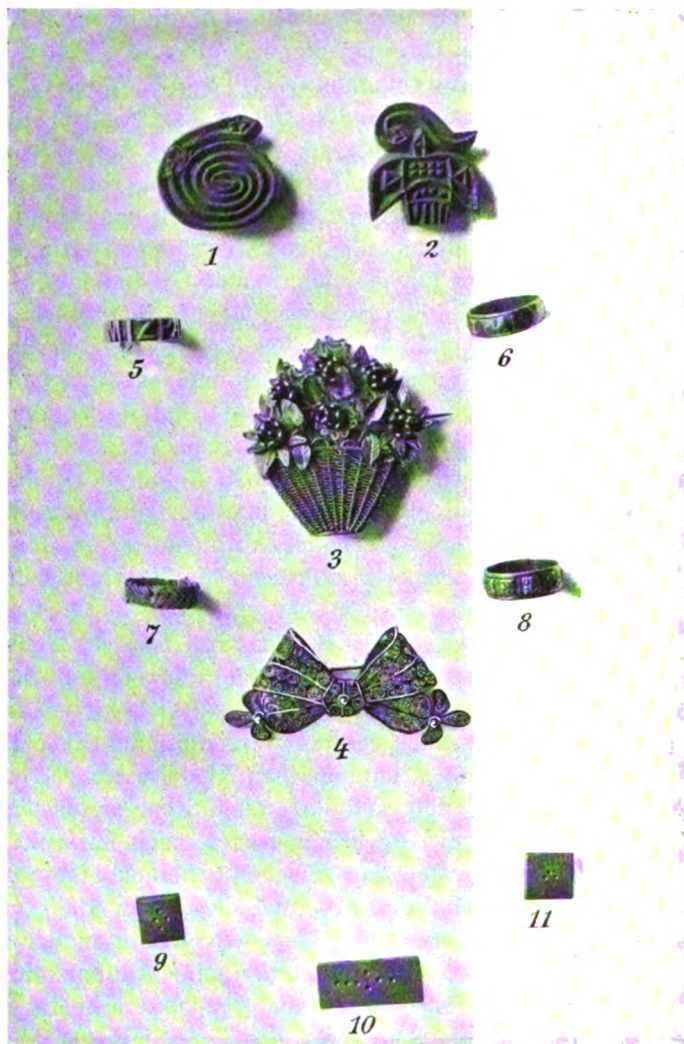


Abb. A. 1 und 2 westafrikanische Holzstempel, Schlangenmotiv. 3 und 4 Goldbrotschen von der Goldküste, Negerarbeit. 5 MIZPAH-Ring unbekannter Herkunft. 6 MIZPAH-Ring aus Gold von der Goldküste, (siehe Kap. 9 am Schluss). 7 und 8 goldene Ringe von der Goldküste, Negerarbeit. 9, 10, 11 Rückseite der Goldgewichte
Abb. C, Nr. 8, 6, 10.

dass sie ihre Gold- und Silber-Bijouterien oder reines Gold gegen Leder-sachen der Mandingos verhandeln. Davon aber, dass die Goldindustrie Senegambiens ägyptischen Mustern folge, ist bisher nichts bekannt ge-

1) S. 264.

worden. Doch finden sich auch bei ihnen die eben genannten Zodiakusringe; nach dem Daheim 1909 Nr. 51 S. 32 konnte man auf der „Ila“ in Frankfurt senegalesische Goldschmiede an der Arbeit dieser Ringe sehen; über die Herkunft dieses Musters hernach. — An besonders interessanten Einzelheiten der Goldschmiedekunst der Goldküste und ihres Hinterlandes seien noch erwähnt: der Fussstuhl des Königs von Gyaman (Hauptstadt Bontuku) mit einem Gewicht von 32 lbs.¹⁾, getragen auf den Schultern zweier Männer, und desselben Königs Bett mit massiv goldenen Füßen²⁾; ferner die Symbole der Macht von Aschanti: die goldenen Äxte, der goldene Stuhl und die Staatsschirme. Eine goldene Axt wurde beim Friedensschlusse 1881 freiwillig den Engländern ausgeliefert³⁾, während zu Anfang desselben Jahres noch Aschantis Gesandte an den englischen Gouverneur eine goldene Axt mit sich als Zeichen der Drohung geführt hatten⁴⁾. Die 1900 verlangte Auslieferung des „goldenen Stuhles“⁵⁾, der während des Aschantikrieges von 1896 vergraben worden sein sollte, führte zum letzten Aschantiaufstand. Von diesem Throne sagt Ramseyer⁶⁾, er sei ein wohl 400 Jahre alter Landesstuhl, mit Golddraht und -platten so ausgebessert, dass man das Holz kaum sähe. Der grosse Staatsschirm, Boamong = Schläger der Völker, war zu Ramseyer und Kühnes Zeit von rotem und schwarzem Samt mit Goldlöwen auf der Spitze; er befindet sich seit 1873 im Kensington Museum. Von anderen solchen Staatsschirmen berichtet uns Bowdich, der 1817 Kumassi besuchte; der Aschantikönig sass wenigstens unter 100 Sonnenschirmen, wenn er Audienz erteilte. Sie waren aus scharlachroten, gelben und den hellsten seideneu Zeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elefanten, Fässern, Schwertern usf. von Gold geschmückt. Einige wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit ausgestopften Tieren besetzt⁷⁾. Wir haben den Sonnenschirm als Attribut königlicher Macht nun aber nicht nur in Aschanti, sondern auch in anderen Königreichen unserer Küste. In der Beschreibung der Krönung des Königs von Whyda⁸⁾ ist von solch einem reich geschmückten Sonnenschirm die Rede, „von dem reichsten goldenen Stücke, die unterste Seite ist mit Gold eingefasst und der Saum mit goldenen Franzen und Schnüren umgeben. Oben steht ein Helm aus vergoldetem Holze in Lebensgrösse. Die Schirmstange ist sechs Fuss hoch und vergoldet. Der Bediente dreht den Schirm ständig zur Kühlung.“ Und beim 50 jährigen Jubelfest der Norddeutschen Mission in Ho wird vom König von Gbedz gbe berichtet, dass neben ihm der grosse Königsschirm aufgespannt war und dahinter sein Häuptlingsstab sich befand. „Ausserdem sah man dort 15 grosse aufgespannte Königs-

1) African Times 1882 1. August.

2) CB. II S. 350.

3) Paul Dahse a. a. O. S. 98.

4) WAY. 1902 S. 5.

5) M. Schanz, Westafrika, S. 210.

6) „Vier Jahre in Asanti“, S. 99.

7) „Das Wissen“ 1910 S. 164.

8) „Sklavenküste“, Hirschberg 1798 S. 108.

schirme, die fast alle oben an den Spitzen Gestalten trugen, meistens aus Holz geschnitzte Figuren: der eine trug einen Schützen im Anschlag, ein anderer einen Leopard. Der Königsschirm von Amedschove trägt die recht sinnigen Gestalten von Arbeitern auf dem Felde. Auf einem bemerkte ich sogar einen Götzen.“¹⁾ Wie in dieser Beschreibung der Häuptlingsstab von Gbedz gbe erwähnt wird, so ist noch ein Symbol der Machthaber von der Goldküste der Erwähnung wert, nämlich der elfenbeinerne goldbesetzte Stab von Elmina, der 1872 von dem letzten niederländischen Gouverneur an die Briten überreicht wurde, nachdem er schon durch die Hände von 100 aufeinander folgenden Machthabern gegangen war²⁾. Häufig winden sich um solch einen Herrscherstab an unserer Küste die sich kreuzenden Doppelschlangen.

Nach diesen Ausführungen über den Goldreichtum ist es verständlich, dass die Goldküste nach und nach von sämtlichen seefahrenden Nationen aufgesucht und besetzt worden ist. Wie schon erwähnt, wurde das erste portugiesische Fort 1481 zu Elmina errichtet, da diesem Volke durch die Demarkationslinie Papst Alexanders VI. die neuen Entdeckungen in Afrika zugesprochen worden waren, und auch an anderen Stellen setzten sich die Portugiesen fest und bauten eine ganze Anzahl Forts. Als aber Portugal 1581 bis 1640 spanische Provinz war, wurden die portugiesischen Forts der Goldküste von den Holländern, die sich ja von Spanien befreit hatten, als Feindesland angegriffen. 1637 kam Moritz von Nassau mit einer Flotte von Brasilien und vertrieb die Portugiesen aus Elmina; 1642 fiel auch das Fort von Axim und damit die letzte portugiesische Besetzung in die Hände der Holländer, die dadurch in den Besitz einer Herrschaft gelangten, die sie mit grösster Rigorosität zugunsten ihres Handelsmonopols ausgeübt haben. Während sich dies vor allem im westlichen Teile der Goldküste abspielte, setzten sich im östlichen Teile nahe bei Akkra in Christiansborg 1660 die Dänen fest, die bis 1850 dort blieben und dann ihre Besitzungen an die Engländer verkauften. Zwischen beiden liess 1682/85 der Grosse Kurfürst von Brandenburg seine Forts „Gross-Friedrichsburg und Dorothea, Akkada und Takkarary“ gründen, die aber schon 1720 an die Holländer übergingen. Die Engländer setzten sich nach verschiedenen kleineren Unternehmungen vor allem von 1618 an an der Goldküste fest, gründeten dort 1624 Cormantine, kämpften 1665—67 mit den Holländern, denen sie 1667 Cape Coast nahmen. Jahrhunderte lang dauerte dann die Rivalität zwischen beiden Nationen, 1867 wurde noch einmal ein Vertrag geschlossen, durch den der Sweet River den englischen östlichen Teil der Goldküste von dem westlichen holländischen Teile scheiden sollte, aber schon 1871 gingen die letzten holländischen Besitzungen an die Engländer über. Auch die Franzosen hatten einige Niederlassungen, vor allem im westlichen Teile der Goldküste, um ihren seit 1560 begonnenen (bzw. wiederbegonnenen) Handel zu schützen, sogar Schweden besetzte 1652

1) Monatsblatt der NMG. 1898 S. 12.

2) „Vier Jahre in Asanti“ S. 281.

bei Cape Coast den Carolusberg. Im ganzen belief sich die Zahl der europäischen Forts an der Goldküste im 17. Jahrhundert auf etwa 35¹⁾. Einige wenige derselben befanden sich auch im Innern des Landes, wie das holländische Fort Ruyghaver, ein paar Tagereisen den Ankobrafluss aufwärts, von dessen Besetzung noch heute an der Küste die Erzählung umläuft, dass sie, als ihr die Bleikugeln ausgegangen, mit goldenen Kugeln auf die Feinde geschossen haben sollen. Es war aber nicht allein das Gold, dass die Weissen dorthin zog: Huc naves auro ferrum ut magnete trahuntur (Medaille des Grossen Kurfürsten²⁾), und auch nicht bloss Elfenbein und Pfeffer, sondern vor allem der Sklavenhandel, den die Portugiesen seit 1441 aus Afrika begonnen hatten. Von den Engländern war Sir John Hawkins 1562 der erste³⁾, der aus Westafrika Sklaven ausführte. Auch Kurbrandenburg hielt sich nicht frei von jenem Handel. In dem Oktroi für die brandenburgisch-afrikanische Kompagnie vom Mai 1682 heisst es, dass es der Kompagnie erlaubt sei, „an der afrikanischen Küste mit Pfeffer, Elefantenzähnen, Gold, Schladen oder was sonst daselbst zu negotiiren oder zu handeln verfallen möchte, ihre Kommerzien und freies Gewerbe zu treiben.“⁴⁾ Ja der Sklavenhandel war sogar die Hauptsache: Ohne den Sklavenhandel auf Amerika kann die Kompagnie nicht emergieren, schreibt Raule⁵⁾. Und Friedrich Wilhelm klagt, dass ein jeder der aus Guineagold geprägten afrikanischen Schiffsdukaten ihm zwei gekostet habe. So überwog lange Zeit der Sklavenhandel den Goldhandel. Trotzdem ist auch in jenen Zeiten die Goldküste ein goldausführendes Land gewesen, ja eine zeitlang waren viele der in Spanien und Portugal umlaufenden Münzen aus Guineagolde geprägt. Während die erste englische Expedition 150 lbs davon mit heimgebracht⁶⁾, exportierte Elmina allein am Anfang des 17. Jahrhunderts 3 000 000 l, 1816 war der Export auf 400 000 l zurückgegangen und betrug 1866 sogar nur 120 333 l⁷⁾. Von 1877 an begann man aber dort mit europäisch eingerichteten Bergwerken; während des Transvaalkrieges begaben sich dann viele Ingenieure von Südafrika nach unserer Küste. Seitdem besteht dort ein regelrechter Goldbergwerksbetrieb.

Kapitel 3.

Die Staaten der Westküste.

Wir sahen im vorigen Kapitel, dass die Goldküste Westafrikas ein uraltes Goldland ist. Da wird es interessant sein, zu untersuchen, welche Geschichte dieses Land denn hinter sich hat, vor allem, was die eigenen Bewohner des Landes über dessen Vergangenheit auszusagen wissen. Das

1) Siehe eine Liste bei Reindorf History of the Gold Coast S. 15 f.

2) „Das Wissen“ 1910 S. 120.

3) WAY. 1902 S. 2.

4) „Das Wissen“ 1910 S. 120.

5) A. a. O. S. 132.

6) WAY. 1902 S. 2.

7) CB. II S. 352/53.

Gebiet, das uns hier interessiert, zieht sich von den Bissagos-Inseln bis zum Niger hin, es ist im wesentlichen das Gebiet der ehemaligen drei Negerstaaten Aschanti, Dahome und Benin. Alle drei sind um die Wende des letzten Jahrhunderts ihrer Selbständigkeit verlustig gegangen. In die Hauptstadt Benins zogen 1897 die Engländer ein, die Franzosen haben 1893 das Reich Dahome vernichtet und sein letzter König ist in Algier in der Verbannung gestorben, und Aschantis Hauptstadt Kumassi wurde 1900 nach einem letzten Aufstande der Eingeborenen endgültig von den Engländern eingenommen und damit die Goldküste gegen unliebsame Überraschungen aus dem Innern gesichert. Wie jene Staaten ungefähr gleichzeitig untergegangen, so sind zwei von ihnen, nämlich Aschanti und Dahome, auch ungefähr zu gleicher Zeit gegründet. Über diese beiden Reiche findet sich nämlich in Barths geschichtlicher Tabelle¹⁾ die Angabe, dass um 1600 die Königreiche Assianti und Dahome anfangen, mächtig zu werden. Besonders berühmte Könige waren Osai Tutu von Aschanti 1700—1720, der das Joch des Königs von Denkera abschüttelte und 1719 auch die dem Herrscher von Denkera gelieferten holländischen Kanonen erbeutete, und Trudo von Dahome, ebenfalls am Anfange des 18. Jahrhunderts. Nun lässt sich aber ein Reich Dahome noch weiter zurück verfolgen. Auf Karten des 15. Jahrhunderts finden wir nämlich „Dauma“ verzeichnet, und auf solch ein älteres Reich Dahome weist die Tradition hin, die Mary Kingsley erzählt, dass vor der Ankuft der Weissen im 15. Jahrhundert ein Kampf zwischen Dahome und Benin „seinem Vetter“ stattgefunden habe, der für den letzteren schlecht abgelaufen sei. Damals müsse Dahome sich von der Oberherrschaft Benins befreit haben²⁾. Vorher war's in diesem Teil Westafrikas eine Friedenszeit und eine Erinnerung an solch eine goldene Zeit, die endete, als die Europäer kamen, lebt noch heute nach Bastian³⁾ in den Sagen Benins, in Ardras Liedern, fort. Das war die Zeit, in der nach einstimmiger Tradition das Reich von Benin, das älteste jener drei Reiche unseres Gebietes, einen viel weiteren Umfang hatte als das kleine von den Engländern zerstörte Reich desselben Namens. Wie der Däne Römer 1760 berichtet⁴⁾, soll auch die Goldküste einst ein Teil der westlichen Hälfte des Kaiserreichs Benin gewesen sein und dieses Reich soll sich nach Westen bis zum Gambia, ostwärts aber noch doppelt soweit als nach Westen erstreckt haben. Da andere Traditionen, wie wir hernach sehen werden, hierzu stimmen, so müssen wir annehmen, dass einst an der Westküste Afrikas ein grosses mächtiges Reich bestanden hat, das noch mehr umfasst hat, als das Gebiet der späteren drei Staaten: Aschanti, Dahome und Benin. Es fragt sich nun, wie sich dieses Reich zu den anderen grossen Staaten im Innern Westafrikas verhalten hat. Da hat es nun ausser den schon erwähnten Reichen von Ghana und Melli noch zwei

1) IV. S. 664.

2) West African Studies S. 144.

3) Ethnol. in ihren geogr. Gesichtspunkten S. 65, 66.

4) Reindorf S. 3.

Staaten im Innern Westafrikas gegeben, deren Einflüsse sich geltend gemacht haben könnten. Nach Barth¹⁾ wurde nämlich bei Beginn des 7. Jahrhunderts am Niger das Reich Songhai gegründet von einer Herrscherfamilie della stirpe di Libya, die von Osten gekommen und in ihren verschiedenen Zweigen bis 1492 dieses Reich regiert hat, in welchem Jahre Askia²⁾ als erster Einheimischer den Thron von Songhai bestieg und das Reich zu höchster Blüte brachte. Dieses Reich von Songhai hat aber in politischen und kommerziellen Beziehungen zum Süden gestanden. Denn die Landschaft Gurma zwischen dem Beninreiche und dem Niger im Norden ist von Songhai aus kolonisiert³⁾. Wir hören von Kriegszügen der Songhaiherrscher nach Gurma⁴⁾. Handelswege führten von der alten Hauptstadt Songhais, von Kukia, durch Gurma bis nach Sannane Mangu im Hinterlande Togos⁵⁾. Und umgekehrt erfahren wir von Beziehungen der Küste Westafrikas zu diesem Reiche. Da heisst es von Dahome, es habe Tribut bezahlt an das grosse Kaiserreich Zogho (= Songhai⁶⁾); nördlich von Dahome und Aschanti⁷⁾ habe es kein anderes mächtiges Reich gegeben, denn das der Ayos (der Leute von Zogho); die Urheimat der Ewevölker wird nach einheimischer Tradition in irgend eine Beziehung zu Ayo gesetzt⁸⁾. Von Elmina an der Goldküste sandten die Portugiesen 1534 eine Gesandtschaft nach Songhai⁹⁾ mit reichen Geschenken, darunter auch portugiesischen gottesdienstlichen Gegenständen, die später von den Marokkanern bei der Eroberung von Gagho, der zweiten Hauptstadt Songhais, und der Zerstörung dieses Reiches 1694 unter der Beute gefunden wurden. Bis nach Gagho kamen auch, wie schon erwähnt, durch den Handelsverkehr die golddurchwirkten Zeuge der Wanki. Aus all diesen Nachrichten geht das hervor, dass Songhai auf die Küstenreiche Westafrikas mannigfach eingewirkt haben muss; dass Dahome zeitweilig davon abhängig und Aschanti zu ihm in Beziehungen gestanden hat. Davon aber, dass Benin von dem Songhaireich in irgend einer Abhängigkeit geschwebt hätte oder davon beeinflusst wäre, erfahren wir nichts, doch sandte es häufig Geschenke an den dortigen Königshof (Dupuis S. LXV). Benins Verbindungen gingen vornehmlich nach einer anderen Himmelsrichtung.

Ausser dem Reiche von Songhai muss aber nun noch das 2. Reich aus dem Innern Westafrikas erwähnt werden, auf das man im letzten Jahre besonders wieder aufmerksam gemacht wurde, als Leo Frobenius aus der alten Hauptstadt desselben die alten Reichskleinodien seiner

1) IV 600.

2) Barth IV 623.

3) IV 261.

4) IV 638, 648.

5) IV 574.

6) Dupuis S. XLVII.

7) Datzel, Geschichte von Dahome, S. 11. Dupuis S. XLVI.

8) Spieth, Die Ewestämme, S. 53.*

9) Barth II S. 637.

Kaiser mitbrachte¹⁾. Das ist das Reich von Mossi, westlich von Gurma. Im Jahre 1489 erzählte der Joloffenprinz Bemoing²⁾ in Portugal von dem Volke der Mosen, östlich von Timbuktu, das in seinen Gebräuchen einige Ähnlichkeit mit den Christen habe. Infolgedessen sandte Jao II. von Portugal von Benin aus eine Gesandtschaft an den Herrscher von Mossi, in dem er den Priesterkönig Johannes zu finden hoffte. Ausdrücklich wird aber von den Mohammedanern immer betont, dass die Mossi Heiden waren; Dupuis schreibt S. CVII von Anghoa, the capital of the heathen kingdom of Mousee. Ungefähr 1329 hat dieser Stamm Timbuktu erobert, aber es nur kurze Zeit gegen Melli behaupten können³⁾. Als sich dann aus den südlichen Teilen von Melli im 16. Jahrhundert das Reich Mandingo mit der Hauptstadt Kong bildete, wurden die Bewohner von Mossi, die Habés, die als tüchtige Handwerker, vor allem Schmiede, bekannt waren, vertrieben. 1896 sind dann die Franzosen in die letzte Hauptstadt des ehemaligen Mossireiches Wagadugu eingezogen. Auch als Handelsleute sind die Bewohner von Mossi weitbekannt. Barth berichtet⁴⁾, dass auf dem Markt von Dore besonders ihre schönen Esel sehr gesucht waren und dass sie besonders billige Baumwollstreifen zu Markte brächten. Koste doch in ihrem Heimatlande z. B. ein gefärbtes Baumwollhemd nicht mehr als 700–800 Muscheln. Nach Christaller⁵⁾ brachten sie ausser Eseln und Baumwolle auch Sklaven, Schafe, Geflügel und Schibutter auf den Markt von Salaga.

Kapitel 4:

Kenntnis der Alten von Westafrika.

Nachdem wir so die Staaten Westafrikas kennen gelernt haben, fragt es sich, von welcher Seite dieses ganze Westafrikanische Gebiet Anregungen und Einflüsse höherer Kultur empfangen haben könnte. Da richten sich zunächst unsere Blicke von selbst nach dem fernen Osten Afrikas. Wäre es nicht möglich, dass Ägyptens oder Äthiopiens Einfluss sich bis hierher erstreckt habe? Eine dahingehende Tradition wurde Barth in Burrum erzählt⁶⁾. Einst sei ein Pharao dorthin ins Gebiet des späteren Reiches Songhai gekommen, dann aber zurückgekehrt. Barth hält diese Sage für glaubhaft, da sie nicht an eine berühmte, sondern an eine jetzt zerstörte Stadt am Nigerbogen anknüpfe. Auch weist er auf Manches hin, was auf ägyptische Einflüsse zurückgehen könnte; z. B. auf den Anbau von Reis, der von Ägypten hierher verpflanzt sei; auf die Sorgfalt, die man den Toten erweise; wenn jemand auswärts gestorben, wurde dessen Leichnam mit Honig gefüllt, zurückgebracht⁷⁾; auf die Kornmagazine am Niger, die den ägyptischen Taubenhäusern nicht unähnlich wären⁸⁾; auf

1) ZE. 1909 S. 764.

2) bei Barth IV 621 „Djolof-Prinz Bemoy“.

3) IV 613.

4) IV 293.

5) I 649.

6) V 194f.

7) IV 435.

8) IV 256.

ägyptische Haartracht (Horuslocke) in Damerghu¹⁾, südlich von Agades und anderes mehr. Leider scheinen ägyptische Nachrichten über solche Züge nach dem fernen Westen ganz zu fehlen. Und auf den ersten Blick erscheint uns heutzutage solch ein Zug durch die Wüste von Ägypten bis zum Niger recht unwahrscheinlich. Aber es darf bei einer Beurteilung dieser Frage nicht ausser acht gelassen werden, dass in alter Zeit der Nil aller Wahrscheinlichkeit nach Nebenflüsse von der libyschen Wüste her gehabt hat²⁾. Darauf deuten mannigfache Sagen, die vor allem romanhaft ausgeschmückt sind in der Schiffahrt der Kaufleute von Jinnie nach Kairo (Jackson, account of Marocco p. 312³⁾) oder in dem, was Dupuis erzählt wurde, dass der Niger durch den Shady mit dem Nil verbunden sei⁴⁾. Doch das alles sind Sagen und als solche für einen Beweis der Verbindung des östlichen Afrikas mit dem westlichen belanglos. Dagegen können wir nun auf eine bisher nicht beachtete Stelle aus der Zeit vor Christi Geburt hinweisen, die Zeugnis davon ablegt, dass man schon damals ganz genau den Weg durch Zentralafrika nach dem Atlantischen Ozean kannte. Sie findet sich in dem Buche der Jubiläen, das die Abessinier noch heute in ihrer Bibel haben, das aber ursprünglich hebräisch geschrieben war. Dort heisst es 8₁₅ und 22 von den Gegenden um den Gichonfluss: „Südlich vom Wasser des Gichon an dem Ufer dieses Flusses entlang gen Morgen, wo Sems Lande liegen, kommt man zum Garten Eden 15 16, jenseit des Gichon gen Süden aber geht's durchs Gebiet Hams zum ganzen Feuergebirge, zum Meere Atel, zum Meere Mauk, welches das ist, worin alles, was hinabfährt, umkommt, und im Norden an die Grenze von Gadir.“ Aus diesen Worten sehen wir, dass der Weg von den östlichen Ländern Afrikas durch Innerafrika nach Westafrika bekannter gewesen ist, als man gewöhnlich annimmt. Wenn Roscher schon 1857 nachgewiesen hat⁵⁾, dass Ptolemäus in seiner Geographie Karten benutzte über zu seiner Zeit nicht mehr benutzte Karawanenstrassen quer durch Afrika zum Niger und zu den Goldländern, so sehen wir, dass schon der Verfasser des Jubiläenbuches diesen Weg quer durch Afrika kennt. Denn wenn er diesen zentralafrikanischen Weg von Osten nach Westen dahin beschreibt, dass man südlich vom Gichon (etwa dem Bahr el Ghasal mit dem Nebenfluss Bahr el Arab, oder weiter nördlich dem Wadi Malik) im Süden zuerst zum ganzen Feuergebirge, dann zum Meere Atel, dann zum Meere Mauk und dann nordwärts nach Gadir kommt, so verrät er einfach eine aufs höchste verblüffende genaue Kenntnis dieser Gegenden. Denn dass das Meer Atel der Atlantische Ozean und zwar der Golf von Guinea ist, ist doch klar und deutlich. Zu der Angabe über das Meer Mauk aber vergleiche man das griechische Sprichwort τὰ πέρα Γαδείρων οὐ περατά und Ps. Skylax: „Die Gegenden jenseit

1) II 28.

2) Lenz, Timbuktu II 364.

3) Roscher Ptolemäus und die Handelsstrassen S. 61.

4) Dupuis S. XCIII.

5) a. a. O. S. 112/113.

der Insel Kerne sind nicht weiter fahrbar wegen der Seichtigkeit des Meeres, wegen des Schlammes und wegen des Tanges¹⁾.“ Auch des Sattaspes Fahrzeug wurde ja im Meere festgehalten²⁾ — alles Nachrichten aus alter Zeit vom sogenannten Sargasso-Meer. Endlich kann nun aber das ganze Feuergebirge, das man vom Osten her vor dem Meere Atel erreicht, kein anderes sein als das Kamerungebirge. Denn dieses ganze Feuergebirge muss identisch sein mit dem *θεῶν ὄρημα* der Alten, der von des Anonymus *Geographia compendiaris*³⁾ neben dem grossen Atlas als höchster Berg Libyens erwähnt wird, von dem Mela III, sagt: *mons altus, ut Graeci vocant, θεῶν ὄρημα perpetuis ignibus excelsus flagrat* und Plinius VI, 35, a media eius (meridiani Aethiopiae lateris) parte imminens mari *mons aeternis ardet ignibus, θεῶν ὄρημα dictus*⁴⁾. An der ganzen Westküste Afrikas stimmt nun aber zu der Beschreibung *mons altus imminens mari* nur das Kamerungebirge. „Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung an der sonst flachen Westküste Afrikas taucht nnr an dieser Stelle ein mächtiges Hochgebirge unmittelbar am Meeresgestade auf und erhebt sich wie eine Weltpyramide mit seinem höchsten Gipfel (Mongo ma Loba Berg Gottes?) bis zu 4070 m Höhe“⁵⁾. Und dieses allein ist ein erloschener Vulkan, denn mit den *perpetuis ignibus* sind nicht „Buschfeuer“, sondern Vulkanausbrüche gemeint, wie denn auch noch am 26./27. April 1909⁶⁾ hier Erdstösse stattfanden und Lavamassen herunterkamen. Und wenn man nun bedenkt, dass diesem Gipfel gegenüber auf Fernando Po, nur durch eine 20 Seemeilen breite Meeresstrasse getrennt, der Clarence Pic sich bis zu 3000 m Höhe erhebt und wie ein zweiter Torpfeiler in die Lüfte ragt⁷⁾, dann können wir es verstehen, dass die Alten nicht nur am Ende Europas, sondern auch an der Westküste Afrikas von einem „Atlas“ reden: musste doch jeden Seefahrer diese Gegend Libyens an die „Säulen“ des Herkules“ erinnern. So lässt ja, wie bekannt, Polybius zwischen dem *θεῶν ὄρημα* und dem promontorium Hesperium den Atlas liegen, 8 Stadien von der Insel Cerne⁸⁾ und Diodor⁹⁾ kennt einen äthiopischen Atlas und lässt bei ihm die Atlanten wohnen. Dort läge aber auch am Tritonfluss die Insel Hesperia mit Mene, der heiligen Stadt der *Αἰθίοπες ἰχθυοφάγοι*. Wenn man aber auch hier ein Atlasgebirge kannte, so ist es nicht verwunderlich, dass das, was von dem einen erzählt wurde, auf das andere übertragen wurde. So schreibt Plinius von dem mauretanischen Atlas: „Mitten aus dieser Sandwüste heraus soll er sich in den Himmel erheben, rau und starr, wo er sich zum Meeresgestade neigt, dem er den Namen gegeben. Bei Tage erblicke man niemanden von den Bewohnern, alles

1) GGM. I S. 93.

2) Herodot IV 43.

3) GGM. II. 501.

4) GGM, I S. 13.

5) Steiner, Kamerun S. 8.

6) 95. Jahresbericht der Baseler Missionsgesellschaft S. XCVI.

7) Steiner, Kamerun S. 8.

8) Plinius V 1, VI 36, VI 199.

9) III 53 in GGM. I S. XXIX.

schweige nur aus Furcht vor der Einsamkeit; eine stille Andacht ergreife die Gemüter der sich Nahenden und ausserdem Furcht vor dem über die Wolken und bis in die Nähe des Mondes Ragenden. Derselbe glänze nachts häufig von Feuern und werde erfüllt von der Pane und Satyrn Ausgelassenheit und rausche von der Flöten und Pfeifen Getön und der Cymbeln und Trommeln Getöse. Das erzählten berühmte Schriftsteller ausser den dortigen Taten des Herkules und Perseus.“ Mit dieser Beschreibung wird uns nun aber nicht ein Bild von dem Abschluss des mittelländischen Meeres gegeben, sondern von unserer Gegend. Denn vom äthiopischen *θεῶν ὄχημα* sagt Mela III, : „Jenseit des Berges zieht sich ein langer grüner Hügelzug hin an dem weiten Meeresgestade, von wo man auf weite, unüberblickbare Gefilde schaut, der Pane und Satyrn (Heimat). Über dieses Gebiet herrscht die glaubwürdige Meinung, dass obwohl in diesen Gegenden keine Spur von Kultur ist, keine Wohnsitze und Fussspuren, tiefe Einsamkeit bei Tage und noch tieferes Schweigen, bei Nacht häufig Feuer glänzen und sich scheinbar weithinziehende Lager zeigen, es ertönen Cymbeln und Trommeln und man hört Flöten lauter tönen als Menschen¹⁾. Und wenn nun endlich Hanno, eben bevor er das vor Hitze unzugängliche Land, wo „die grössten Feuerströme ins Meer fielen, passiert, von der am Hesperu keras gelegenen Doppelinsel sagt: „Nachdem wir gelandet, erblickten wir bei Tage nichts als Wald, bei Nacht aber, viele brennende Feuer und hörten Flötenlaute und den Lärm von Cymbeln und Trommeln und hundertstimmiges Geschrei; da ergriff uns Furcht und die Wahrsager rieten, die Insel zu verlassen²⁾, — so muss man doch sagen, diese drei Schilderungen von Plinius, Mela und Hanno stimmen so überein, dass ein und dieselbe Gegend damit gemeint sein muss, nämlich nach Hanno eine dem Kamerungebirge = *θεῶν ὄχημα* und dem Clarence Pic = äthiopischer Atlas benachbarte Gegend, nicht weit von der nach Marcian dann auch der *ὑπόδρομος Αἰθιοπίων* liegt, „wo wie es feststeht der nach Süden rauschende Ozean ein Ende hat und im übrigen unbekanntes Land nachfolgt“;³⁾ meines Erachtens kann man nicht deutlicher als Marcian es in den letzten Worten tut, die Kamerungegend, von der an der Ozean nicht mehr nach Süden, sondern nach Westen rauscht, beschreiben. Dann aber ist mit dem Vorhergehenden bewiesen, dass, während zu einer gewissen Zeit die Welt der Alten bei den europäischen Säulen des Herkules aufhörte, sie für die angeführten Geographen bis in unsere Gegend reicht.

Dass aber Westafrika den Alten bekannt gewesen ist, bestätigen uns nun weiter verschiedene griechische Sagen. Schon Homer verlegt *Ἡλύσιον πεδίον*, wo Rhadamanthys, der Bruder des Minos regiert, in den äussersten Westen. So hat man denn Rhadamanthys nach dem Ägyptischen als Ra-amanthes, „König des Westens“, gedeutet⁴⁾, und ElySION mit dem

1) GGM. I S. 11.

2) GGM. I S. 10 ff.

3) ebenda S. 542.

4) Zoega nach Breusing, Nautik der Alten. II. 74.

Ägyptischen aalu, „das heilige Gefilde“, in Verbindung gebracht¹⁾. Ob das sprachlich möglich ist, müssen andere entscheiden. Wenn nun aber der nach Homer im Westen herrschende Rhadamanthys Bruder des Minos von Kreta genannt wird, so liegt die Möglichkeit vor, dass ebenso gut wie des Minos Reich jetzt auf Kreta wieder entdeckt ist, so auch im fernsten Westen einst ein mächtiges Reich bestanden hat. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir nun beachten, was eine andere griechische Sage von dem Könige der westlichen Äthiopen berichtet. Perseus kommt auf seinem Rückfluge vom Atlas auch an die Küste Äthiopiens zu dem Könige Kepheus, dem Bruder des Danaus und Ägyptus, dessen Tochter Andromeda er rettet und im goldenen Königspalaste heiratet. Bemerkenswert erscheint mir in dieser Perseussage, dass Kepheus dem Danaus und Ägyptus gleichgestellt wird. Daraus geht meines Erachtens hervor, dass es in alter Zeit neben dem griechischen (Danaus) und ägyptischen (Ägyptus) auch einen äthiopischen Kulturkreis gegeben hat, der wegen seines Reichtums an Gold (goldener Palast des Kepheus) berühmt war.

Nicht nur aber die Geographen, und nicht nur die griechische Sage, auch die Geschichtsschreibung der Griechen kennt ein westliches Königreich der Äthiopen. Nach der Schlacht von Pelusium 525 zieht Kambyses nilaufwärts; er beabsichtigt gegen „die langlebigen Äthiopier²⁾“, die da wohnen in Lybien, an dem südlichen Meer, zu Felde zu ziehen.“ Man hat gemeint, dieses südliche Meer sei der indische Ozean; diese Anschauung ist aber falsch. Denn nach den klaren Worten Herodots wohnen die langlebigen Äthiopier im Westen. Es heisst nämlich 3₁₁₄: „Gegen Mittag hinunter nach Sonnenuntergang zu grenzt das äthiopische Land am Ende der Welt. Es hat viel Gold und ungeheure Elefanten, und allerlei wilde Bäume und Menschen, die sehr gross und schön sind und sehr lange leben.“ Dieses Westafrika mit seinem wunderbaren Reichtum, wo im Gefängnis alle Leute goldene Ketten trugen³⁾, und mit seinen merkwürdigen Sitten und Gebräuchen war des Kambyses Ziel auf seinem verunglückten Äthiopenzuge. Herodot berichtet noch 3₂₀: „Diese Äthiopier aber, zu denen Kambyses sandte, sollen die grössten und schönsten von allen Menschen sein, und man sagt, dass sie ganz andere Sitten und Bräuche haben als alle andern Menschen, so z. B. über das Königreich: Nämlich, wen sie für den grössten halten von ihren Bürgern und dessen Kraft nach dem Masse der Grösse ist, der muss ihr König sein.“ Nach dem Periplus Westafrikas von Ps. Skylax⁴⁾ aber wohnen die „grössten Äthiopier“ ununterbrochen von dort bis hin nach Ägypten“, und er sagt von ihnen: „Es sind aber diese Äthiopen die grössten von allen Menschen, die wir kennen; länger als vier Ellen, ja einige von ihnen sind auch fünf Ellen lang, und sie tragen Kinnbärte und langes Haupthaar und sind

1) Lauth bei Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten sub *Ἡλιόισιν*.

2) Herodot III, 17.

3) III, 23.

4) GGM. I, S. 94/95.

überhaupt die schönsten von allen Menschen. Und es herrscht über sie, wer immer der grösste ist. . . . Sie haben aber auch eine grosse Stadt, bis zu welcher die Phönizier fahren.“ Vergleichen wir nun die letzte Bemerkung mit dem, was wir oben aus Diodor angeführt haben, so kann kein Zweifel daran sein, dass die zuletzt erwähnte, von den Phöniziern besuchte Stadt identisch ist mit Mene, der heiligen Stadt der *Αἰθίοπες Ἰχθυοφάγοι* auf der Insel der Amazonen in der Nähe des Tritonflusses. Ist aber der sogenannte Mongó ma Loba das *θεῶν ὄχημα*, und der Clarence Pic der äthiopische Atlas, so muss der Tritonfluss der Niger sein, in dessen Nähe aber Benin liegt, identisch mit Mene, der heiligen Stadt der Äthiopier. Diese *Αἰθίοπες Ἰχθυοφάγοι*, wie Diodor sie nennt, sollen nun aber von Westafrika bis nach Ägypten wohnen, oben hörten wir von der in Westafrika umlaufenden Sage, dass das Reich von Benin westlich sich bis zum Gambia, östlich aber noch doppelt so weit erstreckt habe; jedenfalls geht aus diesen beiden Überlieferungen hervor, dass Benin Beziehungen nach dem Osten gehabt hat.

Nun aber lässt Plinius¹⁾ gegenüber dem Berge Atlas die Insel Atlantis liegen, Polybius die Insel Cerne, Diodor die Insel Hesperia. Mit dieser „Insel“ wird aber das Deltaland des Niger, das ja Fernando Po mit dem äthiopischen Atlas gegenüberliegt, und überhaupt das ganze Lagunengebiet dieser westafrikanischen Küste gemeint sein. Nach Dupuis²⁾ konnte man von der Stadt Benin aus nach Westen bis zum Volta an der Goldküste, und nach Osten bis hin nach Bonni und Calabar, ohne aufs offene Meer zu müssen, durch die Lagunen und diese verbindende Flussarme zu Schiffe kommen. Wer dies im Auge hat und Hannos Periplus liest, in dem davon die Rede ist, dass die Expedition³⁾ „zuerst am Abendhorn“ eine Insel gefunden habe mit einem salzigen See, und in diesem wieder eine Insel, und ebenso am „Südhorn“ eine Insel mit einem See, worin wieder eine Insel sich befand, der kann gar nicht daran zweifeln, dass Hanno bei seiner Fahrt an der westafrikanischen Küste diese Lagunengegenden berührt haben muss. Liegt doch z. B. in der Togolagune der Ort Anyako mit der Bremer Missionsstation auf solch einer Laguneninsel, und ebenso weiter östlich in einer Lagune Lagos. Sehr wohl konnten Hannos Leute die Küste Afrikas in diesen Gegenden, wenn etwa östlich und westlich von ihrem Landungsplatz Buchten oder Flüsse waren, für eine Insel halten und fanden in dem „salzigen See“, d. h. einer Lagune, wiederum eine Insel. Wenn man nun wegen der von Hanno angegebenen Entfernungen seine Fahrt nicht bis hierher, sondern nur bis Sherboro gehen lässt, so vermag man auch dies Ergebnis nur durch eine Konjektur des Textes zu erreichen, indem § 8 statt *δύο*: *δῶδεκα* gelesen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Hannos griechischer Periplus nur eine gekürzte Ausgabe des Originals⁴⁾. Dann darf man aber auf die

1) VI 36 in GGM. I 28.

2) Dupuis, S. LV.

3) GGM. I, S. 10 ff.

4) Angefertigt nach dem im Saturntempel zu Karthago aufgehängten Auszug.

Angaben der Entfernungen, die der Grieche uns gibt, gar nicht zu viel Gewicht legen; die entscheidenden Gründe müssen die sachlichen Angaben bieten, aber auch dabei ist nicht zu vergessen, dass die Küste Westafrikas im Laufe der Jahrtausende Veränderungen erlitten hat: erzählen doch z. B. die Leute von Axim an der Goldküste, dass der Marktplatz ihrer Stadt jetzt von den Wellen des Meeres bedeckt sei. Nur das ist nach dem oben ausgeführten sicher, dass unter dem *θεῶν ὄχημα* das Kamerungebirge zu verstehen und Hannos Fahrt demnach bis hierher gekommen ist, und also auch das Lagunengebiet, „das Inselland“, passiert haben muss.

Ist aber dieses Inselland nun etwa wirklich das vielgesuchte alte Atlantis, welche Vermutung meines Wissens zuerst Leo Frobenius 1909 in der ZE. geäußert hat? Auf der Insel Atlantis gebrauchte man nach Solon eine Art Messing „jetzt nur noch dem Namen nach bekannt“ — in Benin ist der Bronzeguss seit uralten Zeiten bekannt gewesen¹⁾. Liegt Benin doch auch nicht allzu weit von dem westafrikanischen Zinnlande entfernt. Bisher ist es noch immer eine offene Frage gewesen, woher in der Bronzezeit der Orient sein Zinn erhalten hat. Nach Meyer²⁾ kommt Zinnbeimischung im Kupfer schon im alten Reiche Ägyptens vor. „Woher das Zinn kommt, ist gänzlich unbekannt.“ Nach ihm können die Zinngruben von England und Portugal hierfür ebensowenig in Betracht kommen, wie die von Iran und Hinterindien. Und doch müsse ein lebhafter Handel mit Zinn durch die gesamte vorderasiatische-europäische Welt gegangen sein. Ich denke, wir haben die Heimat dieses Zinns in Afrika zu suchen. In dem Gebiet zwischen Tschadsee und Niger wird seit alten Zeiten in dem Granit des Goragebirges Zinn gewonnen. Besonders P. Staudinger hat in diesem Gebiete das Vorkommen von Zinn einwandfrei nachgewiesen³⁾. Aber nicht nur nördlich, sondern auch westlich von Benin kommt noch heutzutage der Zinnstein im Pegmatit vor. Mein Vater hat Anfang der 80er Jahre in einer seit uralten Zeiten bergmännisch ausgebeuteten Gegend der Goldküste reiche Zinnlager entdeckt, über die näheres in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1882 von Gümbel „Beiträge zur Geologie der Goldküste“ berichtet wurde⁴⁾. Leider bin ich nicht in der Lage, an dieser Stelle die genauere Örtlichkeit anzugeben, da nicht mir allein dies „Geheimnis“ gehört. Durch dieses Zinn der Goldküste und das von Sokoto erklärt sich aber sowohl die Bronzekunst von Benin, wie meines Erachtens auch das Vorkommen von Zinn in den alten Kulturreichen des Ostens. Wie oben nachgewiesen, war der Weg durch Zentralafrika ja bekannt.

Nun stimmen aber noch verschiedene Punkte, die Plato bei seiner Schilderung von Atlantis hervorhebt, gerade mit unserer westafrikanischen Küste. Zuerst der Reichtum der dortigen Herrscher, „die so grossen

1) Hierauf macht Frobenius in ZE. 1909, S. 781, 82 aufmerksam: ich verweise auf das schon vorhin erwähnte Beiwort des Sees der Äthiopen: *χαίκοκραννος*, siehe Kap. 2.

2) Geschichte des Altertums I, § 225, 539.

3) ZE. 1897 (S. 97), 1902 S. 247, 1903 S. 430.

4) Vgl. auch CB. II, 366.

Reichtum besaßen, wie er weder vorher jemals Herrscherfamilien zu eigen gewesen ist, noch zukünftig leicht zu eigen sein wird¹⁾. Ihr Land wurde begrenzt von goldführenden Bergen, wem fallen dabei nicht die Berge der Goldküste ein? Ausser dem Golde aber „war aus der Erde gegrabenes Erz den damaligen Menschen dort am teuersten,“ mit Recht hat schon Leo Frobenius auf diese Parallele zwischen Atlantis und Benin aufmerksam gemacht. Aber auch Herodot²⁾ kennt Leute, bei denen *πάντων ὁ χαλκὸς σπανιότατον καὶ τιμιότατον*³⁾. Das sind die Äthiopen, zu denen Kambyses seine Gesandten schickt, womit wir eine weitere Bestätigung für unsere Vermutung haben, dass jene Äthiopen im fernen Westen, in Westafrika gewohnt. Weiter aber gibt es auf Atlantis eine Frucht mit hölzerner Schale *πόματα καὶ βρώματα καὶ ἀλείμματα φέρον*⁴⁾ — die Kokosnuss. Wenn nach Reindorf⁵⁾ diese auch erst 1843 durch die von Jamaica nach der Goldküste wieder übergesiedelten westindischen Neger gekommen sein soll, weshalb diese auch in der Ewesprache: yevune = Europanuss heisst, so ist doch nach Christaller⁶⁾ eine kleinere Art derselben an unserer Küste einheimisch und nach Allg. Hist.⁷⁾ finde man südwärts der „Sanaga“ (von Senegambien) unter den Palmen auch Kokos, wenn auch nur wenige, an. Und wenn nun weiter die Fruchtbarkeit von Atlantis so gerühmt wird, so vergleiche man damit, was von Benin, von der Goldküste und Fernando Po berichtet wird. Letztere Insel mit den schönsten Urwaldungen und dem fruchtbarsten Ackerbau wurde gleich nach ihrer Wiederentdeckung durch die Europäer *Ilha hermosa* genannt. Von der Goldküste heisst es in der neuesten Beschreibung⁸⁾: „Alle tropischen Gewächse gedeihen hier unter dem Himmel eines ewigen Sommers in üppiger Fülle. Verschiedene Arten von Palmen — vor allem die Öl-, Kokos- und Raphiapalme — erheben da ihre stolzen Häupter, Bananen und Pisang gewähren im Verein mit Jam, Mais und Maniok dem Neger seine tägliche Nahrung. Erdbohnen, Mais, Kaffee und Zuckerrohr reifen zu zweimaliger Jahresernte; Pfeilwurz und Reis wird in manchen Gegenden des Gebirges gepflanzt; Indigo und Rizinus wachsen wild, und vor allem gedeiht die Staude des Pfeffers, sowie die köstlichen Frucht der Ananas und Guave. Baumwolle wird da und dort im Innern gezogen und liefert reichen Ertrag. Duftende Orangen- und Limonen- gruppen, dichtbelaubte Mangobäume und Tamarinden, die manches Dorf, manchen einsamen Weiher umstehen, spenden goldige Früchte und kühlenden Schatten. Die Wälder aber mit den gewaltigen Gebilden der

1) Critias 114 D.

2) III 23.

3) Hier hat Herodot zu der in Ägypten gehörten Kunde, die wir auch bei Plato haben, dass Erz am geschätztesten sei, von sich aus das „am seltensten“ hinzugefügt und damit den ursprünglichen Sinn ins Gegenteil verkehrt.

4) Critias 115 B.

5) Hist of the Gold Coast, S. 269.

6) I, S. 296.

7) III, S. 286.

8) Steiner, Die Basler Mission auf der Goldküste, S. 3.

Pflanzenwelt hegen eine Unzahl von Nutzhölzern und die feurigsten Gewürze, während der Schoss der Erdrinde das edle Metall des Goldes birgt und die Flüsse Goldsand mit sich führen. Und selbst da, wo die Hand des Menschen den Boden gar nicht baut, schiesst aus demselben ein Gras- und Baumwuchs hervor, von dem man im nordischen Europa keine Vorstellung hat.“ Fürwahr, diese Fruchtbarkeit ist einer Atlantis würdig. Und was hier die Eingeborenen auch ohne Europäer erreicht haben, schreibt uns Dupuis von Benin¹⁾: „the land itself is so fertile and populous that it is usual to travel the day long amidst corn fields or plantations, of which the tall and stunted palm, date, plantain, banana, yam, cassada and some kinds of fruit trees besides, occupy the surface of many acres, which are enclosed with mud walls or bramble to distinguish them as private property.“ Und von dem Fischfang Benins heisst es: Infolge der Lagunen they enjoy in security from the surf and the tempest the most prolific inland fisheries known any where in Soudan —, wir befinden uns ja, wie oben nachgewiesen, nach Diodor bei den *Αἰθίοπες ἰχθυοφάγοι*. Wenn es nun endlich noch von Platos Atlantis heisst, es habe gereicht bis Etrurien und bis Ägypten²⁾, so kann an Beziehungen zum Niltal nach dem, was hernach erwähnt werden wird, nicht mehr gezweifelt werden, aber auch in der Angabe über Etrurien findet sich eine höchst wichtige geschichtliche Erinnerung, über die unten Kapitel 9 zu reden sein wird. Mit Recht hat unseres Erachtens Leo Frobenius in Westafrika Atlantis wiedergefunden.

Kapitel 5:

Beziehungen Westafrikas zum Osten und Norden.

Wir haben gesehen, wie Westafrika ein den Alten bekanntes Land gewesen ist, das man nicht nur auf dem Seewege aufgesucht, sondern auch auf dem Landwege erreicht hat. Wird uns doch sogar die Entfernung von Theben dorthin angegeben. Denn wenn Herodot³⁾ von dieser Hauptstadt Ägyptens 50 Tage bis nach dem Atlas rechnet, so kann damit doch unmöglich das mauretanische Atlasgebirge gemeint sein, das bedeutend weiter entfernt von Ägypten liegt, rechnet doch auch Herodot von den Garamanten, die 30 Tage von Theben entfernt wohnen, bis zu den Lotosessern nach Westen noch 30 Tage und ebenso weit ist es nach der Karte noch von diesen bis nach Mauretanien. Vielmehr muss, wenn Herodot 4₁₈₄ zehn Tage von den Garamanten die Ataranten wohnen lässt; „die einzigen Menschen ohne Namen“, dies Volk identisch sein mit den Bewohnern von Bornu, von denen Leo Afrikanus S. 494 sagt: „Sie führen keine eigenen Namen nach der Weise der anderen Völker.“ Herodot hat sich also in seiner Beschreibung von den Garamanten aus nach Süden gewandt, die Karawanenstrasse entlang, die noch heute von Fezzan, dem Wohnsitz der Garamanten, nach dem Tschad führt. Weitere zehn Tage

1) S. LIV.

2) Timaeus 25 B., Critias 114 C.

3) IV 181—184 GGM I S. XXIX.

aber südwärts wohnen dann die Atalanten an dem Berge Atlas, von dem die dortigen Bewohner sagen, er wäre die Säule des Himmels. Damit kommen wir aber in das oben nachgewiesene Atlantis-Gebiet. Dass die Angabe „zehn Tage“ auf Genauigkeit keinen Anspruch macht, zeigt Herodot selbst 4₁₈₅, nach welcher Stelle sich alle zehn Tage Salzbergwerke und Menschen in der Wüste finden. Kennt so aber Herodot sogar die Karawanenstrasse von Fezzan nach dem Tschad, dann gewinnt die von Barth erwähnte Sage von einem nach Westafrika gehenden Heereszuge eines Pharao sehr an Wahrscheinlichkeit. Ist diese Sage doch nun auch nicht die einzigste Nachricht, die uns von Beziehungen Ägyptens nach Westafrika zu berichten weiss.

Da berichtet der nach Schurtz¹⁾ im allgemeinen zuverlässige arabische Reisende Zain el abidin, der im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts Wadai besuchte, von Ruinen, steinernen Sarkophagen und Resten eines Sonnenkultus, die er in der Nähe der Hauptstadt Wadais entdeckt haben will, wohl einen Ableger ägyptischer Kultur aus alter Zeit. Südlich von Wadai liegt dann „Dar Runga“, wahrscheinlich identisch mit „Ruma“, dem Lande der Goldschmiede, wo man das Gold in Bergen und wohl bewässerten Distrikten fand²⁾. Vielleicht ist damit das Vorkommen alt-ägyptischer Mumienperlen in Mokoanghai, ungefähr am nördlichsten Punkt des Uelle, ziemlich genau südlich von Wadai in Verbindung zu bringen³⁾. Von dem mitten nach Zentralafrika reichenden Einfluss Ägyptens gibt es ja Spuren bei den Monbuttu und in Uganda. — Weiter nach Westen führt uns eine andere Tradition.⁴⁾ Der erste König von Kanem soll nämlich ein Araber und zwar ein Nachkomme der alten himjaritischen Königsfamilie gewesen sein. Von himjaritischen Beduinen der Sahara hört man auch sonst. Es fehlte ja in Südarabien in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht an Gründen, die zu einer Auswanderung veranlassen konnten: Wirtschaftliche Bedrängnis und Übervölkerung des Landes veranlasste damals eine Anzahl südarabischer Stämme auszuwandern⁵⁾. Das Meer haben die Himjariten ja nie gescheut und in den Kämpfen mit Abessinien wird's nicht an Gelegenheit gefehlt haben, durch Abessinien hindurch nach dem Innern Afrikas zu kommen. Demnach können schon vor der islamitischen Zeit Araber sich nach Afrika gewandt und Einfluss unter den Stämmen der Sahara erlangt haben. — Dieser Tradition von Kanem geht nun aber zur Seite eine andere, die im äussersten Westafrika erzählt wird⁶⁾. Der maurische Emir Mohamed Tarsyna el Lemtouni fiel in einem Kampfe mit Stämmen aus dem Sudan, die in der Nähe von Tékllessyn wohnten und Araber waren, aber jüdischen Bekenntnisses. Da finden wir also in einer Gegend nicht weit vom Niger arabische Juden wohnen. Noch heute zeigt sich ein jüdischer Typus bei

1) in Helmolts Weltgeschichte I 530.

2) Alfred Lock, Gold 1882 S. 27 und Petermanns Mitteilungen 1889, S. 188.

3) ZE 1903 S. 796.

4) Helmolts Weltgeschichte I 525.

5) PRE, Bd. I Arabien S. 768.

6) le Chatelier, l'Islam dans l'Afrique occidentale S. 123.

den Beni Hassan am Senegal. Edrisi¹⁾ um 1150 gibt uns verschiedene Nachrichten über diese Juden des westlichen Sudan. S. 4 redet er davon, dass im Gebiete der Lamlam, wo die zwei Städte Mallel und Daw lägen, jüdische Einwohner seien, die von den Bewohnern von Barisa, Silla, Takrur und Ghana oft überfallen und als Sklaven fortgeschleppt würden. Nach S. 35 gibt es dann noch ein Judenland Camnouria, westlich ans Meer und östlich an die Wüste Nisar grenzend, durch welches Land die Kaufleute ziehen, die nach Ghana und Wangara wollen; auch dieses Judenland hatte ehemals zwei blühende Städte, Camnouria und Naghira, und seine Bewohner sind ebenfalls eine Beute ihrer Nachbarn. Wie diese beiden Judenreiche sich zueinander verhalten (ob Doppelgänger, entstanden durch falsche Benutzung der Quellen?) kann ich nicht entscheiden. Nur soviel steht fest, dass einst nördlich vom westafrikanischen Negerlande Juden gewohnt haben; das bezeugt auch Leo Africanus²⁾, der S. 42 sagt: „In der Folge (die Zeit lässt sich nicht genau angeben) kam die jüdische Religion dorthin“; „das Judentum ist aber ganz ausgerottet worden“, vgl. Edrisi: „Die Juden sind meist in Unglauben und Unwissenheit versunken.“ Von ihren Wohnsitzen berichtet Edrisi ferner noch, dass sie sich befänden sur les bords d'une rivière, qui se jette dans le Nile. Dapper³⁾, Beschreibung von Afrika S. 39, nennt sie uralte Eingeborene, welche „vor Zeiten die Länder auf beiden Seiten des Flusses Niger bevölkten.“ Nach ihm S. 337 liegt das Land der Juden zwischen Bergen und grenzt nach Süden an den Mittelstrich, nach Westen an Berge auf der Seite des Königreiches Benin und im Norden an andere Berge, welche gegen Dauma und Medra über liegen. Es gehört „unter das Gebiet der Abessinier“. Interessant ist, dass die Existenz dieses Judenreiches uns nun aus dem Osten Afrikas bestätigt wird, indem de Barros im Westen von Abessinien einen jüdischen König „Negus Tederos“ kennt, von dessen Macht man grosse Dinge erzählt⁴⁾. In Kumassi hörte Dupuis⁵⁾, dass die Juden des Sudan in viele grosse und kleine Stämme zerfielen, dass sie länger im Lande seien als die mohammedanischen Araber und von Beruf Hirten, Händler oder Kunsthandwerker. Man glaube, sie seien aus der Nachbarschaft von Oberägypten gekommen, „während die Kinder Israel in der Gefangenschaft gehalten wären“. Dass Kunsthandwerk in unseren Gegenden auf Juden zurückgeführt wird, hat zu verschiedenen Malen schon Paul Staudinger betont. Zuerst machte er darauf aufmerksam, dass die Glasindustrie von Nupe nur bei wenigen Familien bekannt sei, die aus dem Osten gekommen und Juden gewesen sein sollen⁶⁾. Dann konnte er auf die merkwürdige Ähnlichkeit der Erzeugnisse dieser Industrie mit denen von Hebron in Palästina hinweisen⁷⁾. Aber auch in der Goldschmiede-

1) Ausgabe von Dozy und de Goeje, Leyden 1866.

2) Ausgabe von Lorsbach, Herborn 1805.

3) Deutsche Ausgabe Amsterdam 1670.

4) Ausgabe von Soltau III 119.

5) S. CVI.

6) ZE 1898 (S. 193).

7) ZE. 1906 S. 231.

kunst Afrikas machen sich jüdische Einflüsse bemerkbar: Wie noch heute nach Schurtz¹⁾ in Yemen unter den Goldarbeitern viele Juden sind, so befand sich im 16. Jahrhundert nach Leo Afrikanus²⁾ in der Hauptstrasse von Kairo eine Gegend, wo die Goldschmiede ihre Stelle hätten: „sie sind Juden und setzen viele Kostbarkeiten ab“. Derselbe berichtet aber auch von Fes in Marokko³⁾: Die meisten hiesigen Goldschmiede sind Juden, sie arbeiten in Neu-Fes und bringen ihre Waren nach der Altstadt zum Verkaufe. In Alt-Fes darf weder Gold noch Silber gemünzt werden, auch darf kein Mohammedaner das Goldschmiedehandwerk treiben. Denn sie sagen, es sei Wucher, wenn man Sachen von Gold oder Silber für teurere Preise, als sie nach dem Gewichte haben müssten, verkaufe; die Regenten erlauben es aber den Juden Ihre Menge hat, besonders seitdem ihre Glaubensgenossen vom König von Spanien vertrieben worden sind, so sehr zugenommen, dass sie sich nicht wohl zählen lässt.) Da Leo eben vorher von den jüdischen Goldschmieden gesprochen hat, dürfen wir annehmen, dass sich unter diesen aus Spanien vertriebenen Juden auch Goldschmiede befunden haben werden. Von Marokko aus zogen solche dann auch nach dem Süden, denn nach Leo S. 452 sitzen auch an der Strasse von Fes nach Timbuktu jüdische Goldschmiede. Wenn nun auch nach de Barros bei der um des Goldes und der Sklaven willen nach der Goldküste unter d'Azambuja 1481/2 unternommenen Expedition sich neben 500 Mann Truppen auch 100 Handwerker befunden haben⁴⁾ und nach Ritter⁵⁾ Juden dabei gewesen sind, so könnten auch an der Goldküste von dieser Seite her jüdische Einflüsse⁶⁾ gewirkt haben; welche Spuren man davon noch findet, wird hernach gezeigt werden. Hier kommt es mir darauf an, auf den letzten Seiten bewiesen zu haben, dass schon vor der islamitischen Einwanderung und ausser der himjaritischen von Osten her auch eine jüdische nach Inner- und Westafrika aus der Gegend von Oberägypten erfolgt ist. — Wie die Mohammedaner Westafrika und Arabien in Verbindung bringen, mag folgende Sage⁷⁾ zeigen: „Eine weisse Araberfrau Mina sei von Mekka nach der Goldküste gewandert. Als sie an den Platz kam, an welchem in Fasañ Wasser aus dem Boden kommt, hielt sie, um ihr Kind zu baden. Dann habe sie sich länger in den Bergen aufgehalten und ihre Leute hätten die grosse Mauer (100 m lang, manneshoch und 1 m dick, aus Felsblöcken aufgeschichtet) gebaut. Nach ihr sei der Platz Amina benannt. Später sei sie über Tashi und Salaga nach der Goldküste gewandert, wo noch Elmina nach ihr benannt sein soll“. Dass noch heute die Handelsstrasse quer durch Afrika von Arabern viel benutzt wird, ist bekannt. Vollblutaraber aus Dschidda sind noch heutzutage in Salaga anzutreffen, wohin sie über Suakim, Wadai,

1) Das afrikanische Gewerbe S. 35.

2) S. 520.

3) S. 265.

4) Ausgabe von Soltau I S. 60.

5) Ritter, Geschichte der Erdkunde S. 248f.

6) Verhdl. des Intern. Geographentages, Berlin 1899. Bd. I S. 59/61 Staudinger.

7) MFDsch XI 120.

Bornu, Sokoto kommen, um die Kolanüsse einzutauschen¹). Von den arabischen Geographen hat Leo Africanus am Anfang des 16. Jahrhunderts selbst die 15 Königreiche durchzogen, die man damals auf dieser langen, aber wie Leo²) sagt, sicheren Karawanenstrasse berührte; es sind von Westen nach Osten: Walata, Ginea, Melli, Timbuktu, Gago, Guber, Agadez, Cano, Casena, Zegzeg, Zanfara, Wangara, Bornu, Gaogao und Nubien am Nil. Und damit kommen wir zu einem Reiche, südlich von Ägypten auf dem Wege, der von Yemen nach Westafrika führte, das vielleicht engere Beziehungen zu Westafrika gehabt hat. Das ist das alt-äthiopische nubische Reich, das sich um 1100 v. Chr. von Ägypten unabhängig machte und lange Zeit eine grosse Rolle in Afrika gespielt hat. Von seinen Königen hat Schabaka 750 ganz Ägypten unterworfen, und Taharka 672 sogar versucht, Syrien zu unterjochen. Aber nicht bloss in kriegerischer, sondern auch in kommerzieller Hinsicht war dieses Reich von Bedeutung. Ist doch Meroe, seit 600 die Hauptstadt dieses Reiches, ein Haupthandelsplatz gewesen, von dem nach Osten Handelsstrassen bis nach Yemen, Indopersien und Babylonien führten³). Wie wenig es diesen Nubiern an Reiselust gefehlt hat, zeigt der Eunuch der Königin Kandace in der Apostelgeschichte; von ihrem Kampfesmut zeugt der Kampf der Kandace, die mit vielen Myriaden Äthiopen andauernd Krieg führte gegen Petronius, den römischen Befehlshaber Ägyptens. Sie herrschte aber über die Gegenden, wo des Kambyses Heer von dem Sand und dem heftig wehenden Südwind verschüttet ward⁴). Der Nubier Kunstfertigkeit zeigt der Goldschmuck einer dortigen Königin aus der Zeit um Christi Geburt, der sich jetzt im Berliner und Münchener ägyptischen Museum befindet⁵). Hat der Einfluss dieses Reiches sich aber nach Norden und Osten erstreckt, so ist nicht einzusehen, warum vom altnubischen Reiche nicht auch Verbindungsfäden nach Westen gereicht haben sollen. Denn die Entfernung vom Berge Barkal z. B. nach dem mittelländischen Meer ist ungefähr ebenso weit wie die von Nubien nach dem Tschad und bei etwaigen Handelszügen nach dem Westen brauchte nicht einmal die eigentliche Wüste passiert zu werden, sondern der Weg ging südlich davon. Schon unter dem ägyptischen Könige Merenre⁶) ist der Häuptling von Amam (= Nubien) gegen die Libyer an der westlichen Ecke des Himmels gezogen, und wenn mit diesen Libyern auch wohl Oasenbewohner nicht allzu weit vom Niltal gemeint sein mögen, so werden spätere Unternehmungen sich doch weiter erstreckt haben. Reicht doch z. B. das Tal des Wadi Malik schon halb bis zum Tschad und konnte als Weg benutzt werden. Nach Roscher geht nun aber aus den Angaben des Ptolemäus klar hervor, dass er eine von Meroe ausgehende Karawanenstrasse durch Zentralafrika kennt. Und Leo Afrikanus, der uns eben schon den Weg

1) MFDSch. II 83.

2) S. 7.

3) Roscher, S. 44.

4) GGM. II S. 633.

5) RGG. „Äthiopien“ Sp. 217.

6) Meyer, Gesch. des Altertums § 265.

von Nubien nach Westafrika beschrieben hat, berichtet uns nun auch von einer kriegerischen Verwicklung, die sich vom Nillande bis nach Westafrika hin bemerkbar macht. Denn zu seiner Zeit musste der König von Bornu schleunigst von einem Kriegszuge gegen das Goldland Wangara zurückkehren, weil sein eigenes Reich von Osten aus von dem Könige von Gaogao, dem Nachbarn von Nubien, angegriffen wurde S. 492. Von Gaogaos Beziehungen zu Nubien zeugt aber der Umstand, dass seine Bewohner nach Leo S. 479 Christen waren.

Nun haben wir aber zwei voneinander unabhängige Traditionen, die anscheinend Nubien und Westafrika in Verbindung setzen; zuerst den Reisebericht eines spanischen Mönches¹⁾, in dem der Priester Johann und der Goldfluss in Verbindung zueinander gebracht werden: Jenes Priesters Reich ist Dongola, das christliche Nubien, und sein Wohnort Melli am Goldfluss! In der Tat ist nun aber Nubien vom 6. Jahrhundert an ein altchristliches theokratisches Reich gewesen, das erst im 15. Jahrhundert durch die Araber gestürzt wurde. Mit solch einem altchristlichen Reiche im Osten (und das ist die zweite Tradition) hat nun aber Benin in Verbindung gestanden. Denn der Gesandte des Königs von Benin, der 1486 mit Johann Alphons d'Avéiro nach Portugal kam, erzählte dort von einem grossen Könige im Osten (die Entfernung wird verschieden angegeben: 20 Monatsreisen²⁾ oder 250 Meilen³⁾ oder 350 lieues³⁾, dem jeder neue König von Benin das Ableben seines Vorgängers anzeigen musste, worauf er als Bestätigungszeichen Stab, Helm und Kreuz von Messing erhielt. Ogane sei der Titel dieses Königs und er bleibe für die zu ihm geschickten Abgesandten unsichtbar, nur einen Fuss strecke er hinter einem seidnen Vorhang hervor. Von den Königen Nubiens aber heisst es: „Die Äthiopen verehren ihre Könige wie Götter und sie sind eingeschlossen und ans Hans gebunden“⁴⁾. Und dafür, dass diese Könige auch Macht besaßen und weithin etwas zu sagen hatten, spricht der Umstand, dass „zu Zeiten, wenn die Christen in Ägypten unter dem allzu harten Druck der Mohammedaner zu leiden hatten, die christlichen Herrscher Nubiens und Äthiopiens ihr Machtwort für die Glaubensbrüder in die Wagschale warfen. Wenn sie mit Krieg drohten oder gar in Aussicht stellten, dass sie Ägypten zur Wüste machen würden, indem sie das segen- und lebenspendende Wasser des Nil in die Wüste leiten würden, falls die Araber die Christen nicht schonten, dann gaben auch die fanatischen Mohammedaner klein bei“⁵⁾. — Freilich hat man ja nun später den Priester Johann in dem abessinischen Negus Negesti wiedererkennen wollen, weshalb die Portugiesen dorthin Gesandtschaften schickten. Aber es ist nicht zu vergessen, dass ursprünglich „Äthiopien“ nicht Abessinien, sondern Nubien ist. Und da wir in Nubien nun gerade einen Priesterstaat (zuerst heidnisch, dann christlich) vor uns haben, und dies Land so viel

1) Kunstmann, Afrika, 1853, S. 24.

2) Soltau, S. 65.

3) Oppert, Der Presbyter Johannes, S. 7.

4) GGM. II, S. 634 in der Chrestomathie aus Strabo.

5) EMM. 1907, S. 32.

näher nach Westen und am Ausgangspunkt der alten Karawanenstrasse dorthin liegt, so suchen wir mit grösserem Rechte den Priesterkönig Johann dort in Nubien, zumal über dessen Könige gerade berichtet wird, dass sie eingeschlossen leben. Während man für die nubische Königin den Titel Kandace kennt, ist meines Wissens der einheimische Titel des Königs, dem dann Ogane entsprechen müsste, noch nicht bekannt. Zu jener Belehnung mit Stab, Helm und Kreuz haben wir eine interessante Analogie. Der König von Songhai erhielt beim Antritt als Moslim Schwert, Ring und Koran von einem Emir el Mumenin, nach Barth¹⁾ offenbar aus Ägypten. Aus diesen Belehnungen aber geht hervor, dass das mittlere Westafrika sich abhängig vom Osten gefühlt hat, von dem es einen grossen Teil seiner Kultur erhalten.

Nun hat man aber behauptet, dass auch das abessinische Reich ein Träger und Übermittler der Kultur für Westafrika gewesen sei. Darüber hat schon vor 30 Jahren der englische Captain George Peacock die Abhandlung geschrieben: *The Guinea or Gold Coast of Africa, formerly a colony of the Axumites, or ancient Abyssinians in the reign of king Solomon, and the veritable Ophir of Scripture.*“ Aber die Gründe, die er für die in diesem Titel ausgesprochene Ansicht anführt, vor allem westafrikanische Namen, die an abessinische anklingen sollen, sind so nichts-sagend und so wenig beweisend, dass hier nicht darauf eingegangen zu werden braucht; schon Burton und Cameron haben sie in ihrem Werke „*To the Gold Coast for Gold*“ widerlegt. Dagegen bedarf es hier kurz der Untersuchung, wo die Goldexpeditionen des Königs von Axum nach Sasu, die Peacock anführt und nach Westafrika gehen lässt, ihr Gold geholt. Der Bericht des Kosmas Indicopleustes, auf den Peacock sich beruft, lautet wörtlich²⁾: „Die Sasu genannte Landschaft liegt nahe dem Ozean, wie auch der Ozean dem Weihrauchlande benachbart ist, und hat viele Goldbergwerke. Ein ums andere Jahr schickt der König der Axumiten durch den Befehlshaber des Agaou-Landes dorthin besondere Leute des Goldhandels wegen, denen sich auch viele andere Handelsleute anschliessen, so dass es über 500 Männer sind. Sie bringen aber dorthin Rindvieh und Salz und Eisen.“ — Nachdem dann der stumme Handel geschildert ist, wobei wir erfahren, dass die Eingeborenen das Gold in Körnern bringen, die sie *Tayzaqa* nennen, heisst es von der Rückkehr: „Bei der Rückkehr reisen sie geschlossen und bewaffnet, weil gewisse Leute des Gebietes, das sie durchziehen müssen, sie bedrohen und ihnen das Gold abzunehmen suchen. Bei solchem Verhalten machen sie die Expedition in sechs Monaten hin und zurück; indem sie den Hinweg langsamer reisen, vor allem wegen des Viehs, den Rückweg aber schneller, damit nicht die Unwetter und Regengüsse sie auf dem Marsche überraschen. In jenen Gegenden ist nämlich die Quelle des Nilflusses und zur Regenzeit strömen infolge der vielen Regengüsse zahlreiche Flüsse aus ihm auf den Weg.“ So viel geht aus dieser Beschreibung hervor,

1) Barth IV, S. 605.

2) Ausgabe von Montfaucon, S. 139 f.

dass die Expeditionen nach Sasu nilaufwärts gingen in ein Gebiet, wo es an Rindvieh, Salz und Eisen fehlte. Nun findet sich aber im Süden Abessiniens am blauen Nil in Fazokli und ebenfalls in dem noch südlicher gelegenen Reich Kaffa, der Heimat des Kaffees, Gold. Vielleicht dürfen wir dort das Ziel der Sasu-Expeditionen suchen. Jedenfalls kann es nicht Westafrika sein, da Sasu als der Weibrauchküste angrenzend, aber weit von der ins Innere sich erstreckend geschildert wird, und da dorthin Salz gebracht wird, was in Westafrika nicht nötig ist. Die Entfernung von Axum nach Sasu ist weniger als von Axum nach Alexandrien, letztere gibt er auf 60, erstere auf plus minus 50 Tagereisen an¹⁾. Übrigens spricht Plinius²⁾ auch von einem Berge Pangäus im Süden Äthiopiens, der goldführend sei und Agatharcides³⁾ beschreibt uns den Bergbaubetrieb Bîscharins im Norden Abessiniens, wo ebenfalls reiche Goldlager waren, die aber als Sasu nicht in Betracht kommen⁴⁾. Nach de Barros III₁₁₈ wird auch im Westen Abessiniens Gold gefunden.

Ehe wir nun auf den von Peacock erwähnten Schlangenkult näher eingehen, ist noch kurz ein anderer Weg zu betrachten, auf dem Anregungen und Einflüsse höherer Kultur zu Lande in unser Gebiet von der Westküste Afrikas eingedrungen sein könnten. Das ist der Weg von der Nordküste Afrikas quer durch die Sahara. Die älteste griechische Nachricht, die wir darüber haben, findet sich bei Herodot, der II₃₂ von den Nasamonen erzählt, dass sie durch die Wüste bis zu einer an einem von Westen nach Osten fließenden Strome gelegenen Stadt, die von Schwarzen bevölkert gewesen, vorgedrungen seien, ohne Zweifel eine Stadt am Niger. Aus karthagischer Zeit hören wir dann von den Reisen des Mago⁵⁾: Mago Carthaginiensis ter Africae deserta aquis carentia peragravit sicca polenta victitans absque potu. Später sandten die Römer ihre Heerführer auf Karawanenpfaden über die Sahara nach dem Sudan, Gallus, Suetonius Paullinus, Septimius Flaccus, Balbus, Maternus. Über des letzteren Reise haben wir die spezielle Angabe, dass er vier Monate gebraucht habe, um nach Agisymba zu kommen⁶⁾. Unter Agisymba ist an dieser Stelle keine Stadt (etwa Simbabwe in Südafrika) zu verstehen, sondern wie in der Geograph. Compend⁷⁾. das Land benachbart den *Αἰθίοπες ἀνθρωπόραγοι*, die am *βραχεία θαλάσση* wohnen, d. h. den Niam-Niam, deren Wohnsitze sich bis zum Tschadsee erstreckt haben; wohnen sie doch auch bei Edrisi S. 4 südlich von Ghana, also in diesen Gegenden. Aber hat man damals nun auch von Norden her wirklich schon eine genauere Kenntnis der Länder südlich der Sahara gehabt? Da fällt

1) S. 138.

2) VII, 57.

3) Bei Lock, Gold S. 7.

4) Bemerkenswert ist aber, worauf mich Prof. v. Luschan aufmerksam gemacht, dass abessinische und westafrikanische Dachhelme beinahe identisch sind, was auf irgendwelche Beziehungen hinweist.

5) Nach Roscher S. 70

6) Ebenda S. 92.

7) GGM. II S. 498.

das sehr ins Gewicht, was man gerade in diesem Jahre von Ruinen aus alter Zeit in diesen Gegenden gehört hat. Da ging im Frühjahr die Nachricht durch die Zeitungen, dass nach dem Journal officiel du Haut-Sénégal = Niger der Kommandant von Sinder auf einem Streifzuge im Nordosten von Air und an der Ostgrenze dieses Gebirgsmassivs merkwürdige Altertümer aufgefunden habe. Nach Aussage der Tuareg soll hier vor Jahrhunderten eine weisse Bevölkerung gesessen haben; übrigens eine Aussage, die man schon früher ähnlich gehört hat, spricht doch schon Ibn Batuta von weissen Christen, die Gasthäuser am Niger gehabt hätten¹). Die neuen Funde sind Grabdenkmäler, Inschriften und Zeichnungen, Ruinen von Brunnen und Bauten, die davon zeugen sollen, dass dort einst eine nichtrömische Bevölkerung ansässig gewesen sein müsse. Diese Entdeckungen des Kommandanten von Sinder beweisen, dass die Oasen der Sahara in früheren Zeiten kulturfähiger und bewohnter gewesen sind als jetzt; dann wächst aber auch die Wahrscheinlichkeit, dass der Handelsverkehr zwischen Nordafrika und den Gebieten südlich der Sahara ausgedehnter gewesen ist, als man sich denkt. Wie die zentralafrikanische Karawanenstrasse vom oberen Nil zum Tschad seit Jahrtausenden nie aufgehört hat, ein Verbindungsweg von Osten nach Westen zu sein; so hat auch stets eine Karawanenstrasse vom Norden nach dem Süden bestanden. Wenn Leo Africanus²) sagt, dass erst im Jahre der Hedschra 380 (= 990) der Verkehr mit dem Negerlande angeknüpft sei, so spricht dagegen schon der Umstand, dass schon im Jahre der Hedschra 60 (= 679/80) in Ghanata ein mohammedanisches Stadtviertel mit 12 Moscheen gewesen sein soll³). Und Leo selbst lässt den Gründer der ältesten Songhai-Dynastie bei Beginn der Hedschra aus Libyen nach Kukia kommen und dasselbe zu seiner Hauptstadt machen. Diese Stadt bildete auf der einen Seite den Anfang der ägyptischen Karawanenstrasse und es heisst von ihr, dass sie der Haupthandelsplatz für das Gold des Negerlandes war und als Gegenwert ausserdem mit Salz, Muscheln, Kupfer und Glasperlen handelte⁴). Das Gold aber, das Kukia erhielt, kam von Sansanne Mangu, der alten Mandingo-Niederlassung in unserer Togokolonie. Auch von der zweiten Hauptstadt des Songhai-Reiches, von Gagho, wird berichtet, dass dort im Anfang des 16. Jahrhunderts der Goldhandel einen sehr bedeutenden Umfang erreicht habe und auch dorthin aus den Aschantiländern gekommen sei. Ja noch zu Barths Zeiten ging ein Teil des Goldes aus diesen Ländern nach Kano⁵), und von den noch weiter östlich gelegenen Gegenden berichtet schon 1517 Leo Afrikanus, dass der König von Bornu sogar Hundeketten aus Gold gehabt habe, das aber aus unseren Gegenden dorthin gekommen sein wird⁶). — Aber der Handel

1) Ritter, Gesch. der Erdkunde, 166 ff.

2) Barth IV S. 603.

3) S. 601.

4) S. 607.

5) V 21 f.

6) Soetbeer, Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen, Nr. 57 S. 44, und Herborner Ausgabe S. 495.

Songhais ging auch direkt nach dem Norden, wo Agades noch heute die Songhaisprache spricht. Dies wird dadurch bewiesen, dass im 10. Jahrhundert nach Abu Obeid in Agades verarbeitete Goldfäden aus den Ländern der Schwarzen gegen bearbeitetes Kupfer, blau und rot gefärbte Stoffe eingetauscht wurden¹⁾; dass schon frühe Tademekka²⁾ (= es Suk) „das Ebenbild von Mekka“ neun Tagereisen von Gagho und 40 von Gadames als Handelsplatz eine Rolle spielte und dass noch 1892 in der Hauptstadt von Fezzan, in Murzuk³⁾, dem Treffpunkt der transsaharanischen Karawanenstrassen der Goldstaub der Aschantiländer als Münze diente. Nach Mungo Park handelten die Bewohner von Fezzan sogar mit Kong⁴⁾. Sehen wir uns nun danach um, woher die als Ausgangspunkte der Karawanenstrassen bisher genannten Orte Sansanne Mangu und Kong ihr Gold erhalten haben, so berichtet Nachtigal, dass von Bontuku, der Hauptstadt von Giaman, die Karawanen mit Goldstaub über Salaga nach dem Innern gehen⁵⁾. Nach Bontuku aber kommt, wie Christaller mitteilt, viel Goldstaub von einem wilden Volke zu Lobi in Tausch gegen Kauris⁶⁾. Lobi aber bringt seinen Goldstaub auch nach Kong, wo es weder Eisen noch Schmiede gibt und empfängt dafür Kupferbarren und Sklaven. Von Kong aber geht das Gold nicht nur nach dem Osten, sondern auch nach dem Westen nach Djenni in Tausch gegen Baumwollgewebe und Pfeffer⁷⁾. So sehen wir, die Hinterländer von Aschanti sind die Quellen des Goldes.

Noch ein Punkt in betreff des Goldhandels ist aber der Erwähnung wert, da er an Ähnliches in Altägypten erinnert. Wie im alten Pharaonenlande kommt auch in einem Teile von Westafrika das Gold auf den Markt in Gestalt von Ringen. So berichten Barth⁸⁾ und Lenz⁹⁾ von Timbuktu und Dubois¹⁰⁾ von Djenni. Da jedoch nach Timbuktu das Gold nicht aus unserem Goldgebiet kommt, sondern dorthin aus Bambuk oder Bure gebracht wird, so kommt jene Ringform des Goldes als etwaige ägyptische Reminiszenz für unseren Goldbezirk nicht in Betracht. Das Charakteristikum der Aschantiländer ist nicht der Goldring beim Goldhandel, sondern der Goldstaub¹¹⁾. Auf das zweite westafrikanische Goldgebiet, das von Bambuk und Bure, das eben erwähnt wurde, kann in dieser Untersuchung nicht näher eingegangen werden; jenes liegt zwischen Senegal und Gambia, dieses an der linken Seite des Dscholiba, also weit entfernt vom Zentrum des westafrikanischen Kulturgebietes, das wir hier

1) Stüwe, Handelszüge der Araber, S. 116.

2) Barth V 195.

3) „Ausland“ 1892 S. 6.

4) Travels in the interior of Africa S. 535.

5) Persönliche Mitteilung an meinen Vater.

6) I S. 646.

7) Globus, Band 60 S. 20/21.

8) V 22.

9) Timbuktu II 149/150.

10) Tombouctou S. 205.

11) Wie P. Staudinger mir mitteilte, kommt manchmal auch hier der Goldring vor.

im Auge haben. Das Gold dieser Gebiete geht ausser nach Timbuktu vor allem nach dem Westen. Es war im Jahre 1618, als die erste englische Kompagnie zur Erforschung dieses Gebietes gegründet wurde und 1623 erschien eine Beschreibung einer dahin unternommenen Expedition unter dem Titel: Der Goldhandel oder eine Entdeckung des Flusses Gambia und des Goldhandels der Äthiopier von Richard Jobson. Vielleicht bietet eine Fortsetzung dieser Studien Gelegenheit, darauf einzugehen.

Kapitel 6.

Völkerverschiebungen in Westafrika.

Wie oben erwähnt, hat Peacock in dem in Westafrika herrschenden Schlangenkult ausländische Einflüsse vermutet. Er ist nicht der erste, der solche Vermutungen geäußert hat. Seitdem Europäer nach Westafrika gekommen, hat immer der westafrikanische Schlangenkult in den Reisebeschreibungen eine grosse Rolle gespielt. Schon 1485 weiss man davon zu erzählen. In der Reisebeschreibung von Snelgrave 1727 heisst es¹⁾: Die Bewohner von Whida gingen morgens und abends hin Fetisch zu machen, d. h. ihrem vornehmsten Gotte, welches eine besondere unschädliche Schlange ist, ein Opfer zu bringen und ihn zu bitten, dass er ihre Feinde an dem Übergang über den Fluss verhindern solle. „Sie haben auch eine alte Erzählung, dass die Anrufung der Schlange um Beistand sie allemal von einem bevorstehenden grossen Elende befreit hätte.“ Ungefähr um dieselbe Zeit machte Atkins 1721 seine Reise nach Guinea, auch er erzählt von dem Schlangenkult und meint Allg. Hist.²⁾: Die salomonische Flotte, die von Ophir-Zophala ihr Gold geholt, sei bis zur Goldküste geschifft und habe daselbst eine mündliche Sage von der alten Schlange oder der feurigen Schlange, die Moses in der Wüste aufgerichtet, hinterlassen. Er führt aber auch die Meinung anderer an, dass der Schlangendienst von dem Nutzen der betreffenden Schlangen hergekommen sein könnte. Auch in Aschanti gilt die Python Schlange als heilig. Ramseyer und Kühne³⁾ fanden während ihres Transportes nach Kumassi am Ende eines Aschantidorfes ein Fetischhaus, in dem ein kegelförmiger, weissgetünchter Erdhaufen die Begräbnisstätte einer Python Schlange bezeichnete, mit einer Vertiefung oben, um dem Fetisch Palmwein hineinzugiessen, während daneben eine geschnitzte Menschenfigur mit Zeugkappe auf dem Kopf und Schwert in der Hand Wache hielt. Aus unsern Gegenden ist, wie bekannt, der Voduisimus mit den Negern nach Mittelamerika gekommen und wird dort noch heute, z. B. in Surinam geübt⁴⁾. An und für sich ist solch ein Schlangenkult ja nichts besonderes und um nichts merkwürdiger als irgend ein anderer Tierdienst.

1) Allg. Hist. III 545.

2) IV 348.

3) S. 57.

4) Westermann, Wörterbuch der Ewesprache S. 13* und P. Staudinger, ZE. 1904 727.

Das Merkwürdige ist nun aber das, dass die Dächer der Städte Benins, schon als die ersten Europäer 1485 davon hörten, mit ehernen Schlangen bedeckt waren und dass das Schlangennmotiv in allen Kunstarbeiten unseres Gebietes ein immer wiederkehrendes Motiv bildet (siehe Abb. A Nr. 1, 2). Nyendael¹⁾ sah in Benin oben auf einem Tor eine grosse kupferne Schlange und fand Menschenköpfe in Kupfer gegossen. Und als 1897 die Engländer in Benin einzogen, da fanden sie ausser den anderen wunderbaren Bronzestücken und Elfenbeinschnitzereien auch eine dieser ehernen Schlangen auf einem der Häuser des Königs liegen. Errichtung von ehernen Schlangen und dazu die oben erwähnte Sage, dass die Anrufung der Schlange um Beistand allemal Hilfe gesendet habe — da fällt einem doch unwillkürlich die Stelle des Alten Testament Numeri 21, ein: „Da machte Mose eine eiserne Schlange und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemanden eine Schlange biss, so sah er die eiserne Schlange an und blieb leben.“ Auf irgend eine Weise scheint hier eine jüdische Beeinflussung vorzuliegen. Da wir oben wahrscheinlich gemacht haben, dass Benin zu Nubien Beziehungen gehabt hat, so dürfte auch dieser Schlangenkult dorthier stammen. Und da sehen wir nun, wie erstens an der Grenze Nubiens schon im 6. und 5. vorchristlichen Jahrhundert Juden sassen²⁾, bei denen sich ein Dienst der Schlange erhalten haben kann. Zweitens aber stand Nubien in jener Zeit in enger Beziehung zu dem Amon von Theben³⁾, in dessen Tempelbezirk nach Herodot II,⁷⁴ heilige Schlangen bestattet wurden⁴⁾. Damit dürfte die Herkunft dieses westafrikanischen Schlangenkultes aus Nubien als höchstwahrscheinlich gelten.

Ausser der Schlangenverehrung gibt es in unserem Kulturgebiet aber noch eine ganze Reihe Zeremonien, die mit jüdischen Ähnlichkeit haben. Reindorf⁵⁾ führt fünf Punkte solcher Art an, die man bei dem Ga-Volk finden könne: 1. eine Art Taufe acht Tage nach der Geburt, 2. Benennung der Kinder nach Grossvater, Grossmutter oder Vater und Erbrecht der Kinder und nicht der Neffen, 3. Beschneidung, 4. Bestreichen der Pfosten und Wände mit rotem Ton beim Herbstfeste und 5. Patriarchalisches Regiment. Auch behauptet er, dass die Tracht des Hauptpriesters von Accra Ähnlichkeit mit der des jüdischen Hohenpriesters habe⁶⁾. Wilson⁷⁾ führt als jüdische Reminiszenzen noch weiter an: die Einteilung der Stämme in Familien, wobei die Zwölfzahl häufig sei, nach Reindorf und Ellis die Siebenzahl; ferner Verbot der Verwandtenheirat, Neumondfest, Trauergebräuche (das Scheren), Besessensein und Reinigungen; be-

1) Allg. Hist. IV 449.

2) RGG. I Spalte 100.

3) Spalte 216/17.

4) „In der Gegend um Theben gibt es heilige Schlangen, die den Menschen nichts tun, . . . diese begraben sie . . . in dem Heiligtum des Zeus, denn diesem Gotte sind sie heilig.“

5) S. 23/24.

6) S. 6.

7) Westafrika S. 163.

sonders macht er darauf aufmerksam, dass bei den blutigen Opfern Altäre und Pfosten besprengt würden. In der Allg. Hist.¹⁾ wird die Meinung einiger Europäer angeführt, dass in Ardrah und Whida die Beschneidung und Namengebung von den Juden herkämen, wie auch die Sitten, dass die Neger den Mond verehren um die Zeit, wenn die Juden dieses Fest begehen, dass sie ihres Bruders Weib heiraten und viele alttestamentliche Namen hätten. Der Verfasser jenes Reiseberichtes ist der Ansicht, dass das alles von den Mohammedanern stamme, mit denen Ardrah und Whida handeln, während der Herausgeber des Sammelwerkes meint, es käme manches wahrscheinlich von den Franzosen und Spaniern her. Ehe aber diese Frage, ob auch in diesen Punkten eine Abhängigkeit vom Judentum vorliegen könne, erörtert werden kann, fragt es sich, ob denn heute noch dieselben Volksstämme in unserem Gebiete sitzen wie vor Jahrhunderten bzw. welche Verschiebung im Laufe der Zeit die Bevölkerung unseres Gebietes erlitten hat.

Da haben wir oben schon gesehen, dass im westlichen Teile der Goldküste sich ein Rest älterer Bevölkerung erhalten hat, der teils Awowin (in Asini, Amanahia [Apollonia], Awowin, Ahanta und Wasa), teils Obutu (in Gomoa und Aguna) spricht²⁾, beides wahrscheinlich Dialekte der Guansprache, die ihr Hauptverbreitungsgebiet nach Christaller³⁾ bei Salaga und nach Westermann⁴⁾ von Kraty bis Ntschumru, in der Landschaft Nta-Gondja hat. An Besonderheiten aus diesem Teil der Goldküste ist erwähnenswert, dass man in Ahanta nach einer Woche von zehn Tagen rechnet⁵⁾, dass in Aguna jahrhundertlang Königinnen die Herrschermacht inne hatten (1694 wird uns z. B. von einer solchen berichtet⁶⁾ und dass Wyete, der erste König von Obutu eine Fülle von Goldschmuck an seiner Person gehabt habe⁷⁾. Diese älteste Bevölkerung der Goldküste wurde von den Fantistämmen vorgefunden, als sie zusammen mit den Aschantis und Giamans aus dem Norden (Takyiaman) in das Gebiet eingezogen⁸⁾. Besonders mit den Leuten von Asabu, östlich von Elmina, hatten sie einen harten Kampf zu bestehen⁹⁾. Die ursprüngliche Heimat der Tschivölker (Fanti, Aschanti, Giaman) ist nun aber nicht Takyiaman gewesen, sondern ein Gebiet jenseits Salaga¹⁰⁾. Dafür sprechen sprachliche, geschichtliche, kulturgeschichtliche Gründe. In der Fantsprache gibt es viele Bezeichnungen für Pflanzen und Tiere, die in den jetzigen Wohnsitzen der Fanti nicht, wohl aber in den nördlichen und nordöstlichen Gegenden vorkommen. An solchen Tiernamen haben wir

1) Band IV S. 134/135.

2) Christaller I S. 664.

3) I S. XVIII.

4) Wörterbuch S. 32*.

5) Ellis, the Yoruba-speaking people S. 143.

6) Allg. Hist. III S. 404.

7) Reindorf S. 4.

8) CB. II 324; Christaller I S. 646 African Times 1877 S. 27.

9) Reindorf S. 8.

10) Connolly, Social Life in Fanti Land S. 131.

in Christallers Lexikon der Tschisprache: Das Pferd oponko, die Kuh nantwi, den Elefant esono, den Löwen gyata. Gerade diese Tiere finden sich aber nach Ramseyer¹⁾ in dem Steppenland im Norden, von dem die Landschaft Nta mit den Städten Salaga und Daboya den wichtigsten Teil bildet. Dort lebt man meist von Mais; Bananen und Jams sind unbekannt. Dort trifft man gelegentlich noch heute den Elefanten und Löwen, und die Steppenbewohner, meist Mohammedaner, haben grosse Herden von Schafen und Rindern, gute Pferde und Kamele. Nun stammen aber auch die Eweer aus dem Norden²⁾. Nach einer Ewe-Überlieferung³⁾ sollen ihre Vorfahren mit den Tschiern und Aschantiern, nach Kw. auch mit den Gaern, aus „Amedschowe“, dessen Lage man nicht mehr kennt, „weit hinter Atakpame in der Richtung auf eine grosse Wüste“ ausgewandert sein, weil sie sich die Tyrannei ihres grausamen Königs, der sie zwang, mit Dornen und Kaktus vermischten Lehm zu treten⁴⁾, nicht länger gefallen lassen wollten. Es fragt sich nun, wer hat ursprünglich nördlicher gewohnt, die Ewe- oder die Tschivölker? Darüber lässt sich folgendes ermitteln.

Nach Christaller hat die Guansprache, die um Salaga gesprochen wird, fast keine Berührungspunkte mit dem Ewe⁵⁾, dagegen stehen Ewe und Tshi sich nahe. Daraus folgt, dass von diesen beiden letztgenannten Stämmen, die ursprünglich schon Nachbarn gewesen sind, die Tschizwischen den Guan- und Ewestämmen ihren ursprünglichen Wohnsitz gehabt haben werden; dass die Guanbevölkerung das älteste Element darstellt, wurde oben schon mitgeteilt; die Ewestämme müssen nun aber, da sie am wenigsten mit den Guan gemeinsam gehabt haben, am weitesten von ihnen gewohnt, also nördlicher als die Tshi ihren Wohnsitz gehabt haben, wie die einheimische Überlieferung sagt, näher „der grossen Wüste“. Nach der eigenen Überlieferung sind aber die Eweer nun auch später zu einer höheren Kultur gekommen als die Tshi- und Gastämme. Denn den äusseren Glanz des Königtums haben sie bei den Aschantiern gesehen⁶⁾ und die Aschantier bekamen ihn aus Denkera⁷⁾. Von den Tschiern lernten sie nach A. Y. das Trommeln und den Gesang⁴⁾. Und die Gaer, denen zuerst ein Europäer Flinten, Schwert, Messer und Hacke gegeben und deren Gebrauch sowie überhaupt Ackerbestellung und Häuserbau gezeigt, seien in all diesen Dingen ihre Lehrmeister geworden⁸⁾. Aus diesen Überlieferungen geht hervor, dass die Tshi- und Gastämme eher eine höhere Kultur hatten als die Eweer. Einen weiteren Beweis dafür gibt uns die Vergleichung der Sprachen dieser Stämme. Während die Eweer für die meisten Metalle nur das eine Wort ga haben

1) S. 290 unter Seremu.

2) Spieth, Ewe-Stämme S. 10.

3) S. 2.

4) S. 4.

5) II S. XX.

6) Spieth, S. 94.

7) erst 1719 von Aschanti unterjocht Christaller I S. 638.

8) Spieth S. 96.

und durch Hinzufügung der Bezeichnung der Farbe die verschiedenen Arten unterscheiden: ga dzê rotes Metall (Kupfer, Messing) ga yibo schwarzes Metall (Eisen) ga gí weisses Metall (Zink, Zinn) und nur das Blei mit einem besonderen Namen tsumi („Kot, Exkrement des Tons“) bezeichnen, hat die Tschisprache für die verschiedenen Metallarten verschiedene Namen awowa Kupfer, dade Eisen, sanya Zinn; die Tschistämme scheinen also länger damit in Berührung gewesen zu sein. Gold wird von beiden Sprachen mit demselben Worte sika bezeichnet, während das Silber in Ewe klosalo, in Tschidwete heisst. Beachtenswert ist, dass beide Völker auch den Reis (Ewe: mo; Tschidwete: e-mo) und die Gitarre (Ewe: sanku; Tschidwete: o-sanku) mit demselben Worte bezeichnen; sie müssen beides also wohl durch dieselben Kulturträger erhalten haben.

Nun hat es aber einst nördlich von Salaga ein grösseres Reich, bestehend aus den Landschaften Gondja und Dagomba, mit der Hauptstadt Yendi gegeben, das durch seine Kunstfertigkeit hochberühmt war¹). Bowdich berichtet uns²) noch vor 100 Jahren, dass die Leute von Dagomba sogar die Aschantier in der Goldschmiedekunst übertroffen hätten. Nach Dupuis war die Hauptstadt dieses Reiches hochberühmt wegen ihres Reichtums und ihrer Erzeugnisse³). Und diesem Reiche benachbart näher zum Niger hin, nordwestlich von Benin lag Borghu, dessen Hauptstadt Nikki⁴) als Verarbeiterin des aus den heutigen Aschantiländern kommenden Goldes weitbekannt war und endlich noch der Erwähnung wert Rabba und Bida, die Städte von Nupe, nördlich von Benin, deren Glasindustrie hervorragend war⁵). Zu diesem Kulturbezirk, dessen Hauptort Benin war, gehörten in ihren früheren Wohnsitzen auch schon die Tschistämme, woraus sich ihre die Eweer übertreffende Kultur erklärt.

Ausser der Guan- und Tschisprache wird nun aber an der Goldküste in ihrem östlichen Teile noch die Gasprache gesprochen, vor allem in Accra. Nach einer einheimischen Tradition sollen die Gaer samt den ebenfalls Ga sprechenden Adangmeern aus dem Osten in ihre jetzige Heimat eingewandert sein, aus einem Lande Tetetutu oder Same zwischen zwei breiten Strömen⁶). Danach haben sie jedenfalls einst östlich vom Volta gesessen und westlich von Benin. Letzteres soll einst die Oberhoheit über diese Stämme gehabt haben, was in folgender Sage zum Ausdruck kommt⁷). Einst sei ein König Ayi Kuschi mit zwei Prinzen gelandet, von denen der eine über Accra, der andere über Akem herrschen sollte. Nachdem er diesen das Schwert ausgehändigt, sei er wieder abgefahren. Reindorf bringt diese Sage in Verbindung mit der Oberherrschaft Benins, dessen Herrscher jene Könige eingesetzt haben könne,

1) Dupuis S. XLVII u. XLIX.

2) S. 259.

3) S. XC.

4) S. LVIII u. CXII f. „Nikki is the great mint of Soudan south of the Niger as Bornou is that of the north.

5) Staudinger in ZE 1898 (193) 1906 S. 231.

6) Reindorf S. 6.

7) S. 4.

wie es ja Tatsache sei, dass einst die Könige von Lagos von Benin eingesetzt wären, ein Beweis für die einst bedeutend grössere Ausdehnung Benins. Auch macht Reindorf darauf aufmerksam¹⁾, dass die Insignien des Königs von Akkra mit denen von Benin identisch seien und ebenso die meisten religiösen Zeremonien, wie z. B. killing the sacrificial animals with sharp stones instead of knives.

Nach dem bisher Dargelegten haben wir nun also in unserer heutigen Togokolonie von Süden nach Norden in alter Zeit folgende Reihe von Stämmen wohnen, die Gastämme, die Guanstämme und die Tschistämme, die alle drei das gemeinsam haben, dass sie nach Wochen von sieben Tagen rechnen, während die Ewevölker ursprünglich die viertägige Woche hatten²⁾, die man jetzt noch ganz im Norden z. B. in Wangara kennt³⁾. Östlich in Yoruba⁴⁾ und Benin⁵⁾ hat die Woche fünf Tage, westlich bei den Ahantas, wie schon erwähnt, zehn Tage. Jene ursprüngliche Reihenfolge der Stämme in unserer Togokolonie hat nun dadurch eine Verschiebung erlitten, dass die Ewevölker aus den Nigergegenden, wo sie in stark befestigten Städten gewohnt haben, vertrieben wurden. Sie schoben die Tschistämme westlich nach Takyiman, drängten die Guanstämme zur Seite und trieben die Gastämme über den Volta. So wurde in das ursprünglich so grosse Beninreich ein Keil gesprengt von Völkerschaften, die auf einer niedrigeren Kulturstufe standen als die Bewohner von Gross-Benin. Wie für die Tschistämme Takyiman, so war für die Ewestämme Nodschie Zwischenstation⁶⁾. Von letzteren trennten sich die Fonstämme und zogen nach Dahome⁷⁾; den am weitesten nach Westen vorgedrungenen Teil der ersteren bilden die Agni in der Landschaft Baule an der Elfenbeinküste, die um 1750 in ihr jetziges Wohngebiet, wo ehemals die Gouros wohnten, einwanderten⁸⁾. Hinter den Ewevölkern her werden viele der Völkerschaften gewandert resp. getrieben sein, deren Reste wir jetzt im Hinderlande Togos mit seinen zahlreichen kleinen Sprachinseln finden. Um der Sklaverei im Norden zu entgehen, zog man gen Süden und bot dort den weissen Sklavenhändlern willkommene Beute.

Ist unsere Hypothese von den ursprünglichen Sitzen der Ewe-, Tschist-, Guan- und Gastämme richtig, so müssen sich bei den Ewevölkern weniger Berührungspunkte mit Benin zeigen als bei den übrigen genannten Stämmen. Dies ist aber in der Tat der Fall. Von der für Benin charakteristischen Schlangenverehrung finden wir im Ewegebiet nur da etwas, wo Einflüsse von der Tschist- oder Yorubaseite stattgefunden haben, nicht aber bei den eigentlichen Eweern. Wohl wird an der westlichsten Grenze Togos in der Landschaft Avatime der Stadttro von Gadze in einer roten

1) S. 3.

2) Spieth, S. 311.

3) MFSch. XI S. 142.

4) Ellis, the Yoruba . . . 143.

5) Allg. Hist. IV S. 458.

6) Spieth, S. 2.

7) Spieth, S. 54*.

8) l'Anthropologie 1900, S. 431ff. und Chatelier, l'Islam S. 72.

Schlange verehrt, der vor der Reissaatzeit und vor der Reisernte geopfert wird¹⁾. Aber die Vorfahren der Avatimer sind von der westlichen Seite des Voltagebietes²⁾, aus dem jetzigen Gasprachgebiet in den Jahren 1680—90 nach Togo eingewandert. Damals sollen nach einer Sage die Vorfahren des Volkes, nachdem sie auf den Bergen angekommen waren, unwissentlich ihre Häupter auf eine Schlange gelegt haben, die ihnen aber nichts zu leide tat. Daher wird jene rote giftige Schlange verehrt, während alle übrigen Schlangen getötet werden dürfen. Mit dieser Schlangenverehrung hat also das eigentliche Ewevolk nichts zu tun. Und wenn nun weiter heutzutage in dem in Ewe so verbreiteten Yewekultus die Verehrung der Schlange eine grosse Rolle spielt, so ist dieser Yewekult in Ewe noch gar nicht alt³⁾ und er wird von den Eingeborenen stets als aus dem Osten, von Yoruba über Dahome, gekommen bezeichnet, dort ist man „im Bauche der Schlange“ da wo me, wie Dahome gedeutet wird. Aus Yoruba aber stammen nun auch, wie die Sprache beweist, die Leute, unter denen auch noch der Schlangenkult im Togogebiet sehr verbreitet ist, die Bewohner von Atakpame⁴⁾. Bei ihnen herrscht eine Sage von der Regenbogenschlange. Man erzählt sich in Atakpame, dass die schönen blauen Perlen, die man in der Erde fände, die Exkremente der Regenbogenschlange seien, die zur Erde fallen, wenn die Regenbogenschlange sich zum Himmel aufbäumt. Schon 1858 berichtet darüber der Bremer Missionar Schlegel⁵⁾, dass diese Regenbogenschlange besonders im Innern des Ewelandes göttlich verehrt wird. Nach ihm erzählten die Eweer sich, dass die feinen, wunderschönen roten, dunkelblauen und hellbraunen Perlen, die aus dem Leibe der Riesenschlange herkommen, in Weda in Dahome aus der Erde gegraben werden. Man sieht deutlich, auch dieser Schlangenkult ist aus dem Osten gekommen.

Neben der Schlangenverehrung ist die Metallindustrie für Gross-Benin charakteristisch. Da hat schon Klose, Togo S. 262, darauf hingewiesen, dass sich in unserer Kolonie nur wenig Goldschmiede fänden, deren Arbeit vielmehr von den Schwarzschmieden ausgeführt werden müsste. Wie ganz anders bei den Ga- und Tschileuten und welche Kunstfertigkeit in Benin! Dass in unserer Togokolonie seit alten Zeiten Eisen gewonnen wurde, zeigen viele Spuren, vor allem die Hochöfen von Sandrokofu; nach der Überlieferung der Eweer haben auch schon ihre Vorfahren Eisen gewonnen und geschmiedet⁶⁾. Ob sie diese Kunst mit aus ihrer ursprünglichen Heimat gebracht, oder erst in der neuen Heimat gelernt haben, muss dahin gestellt bleiben. Interessant ist, dass in Hinsicht des Schmiedefetisches Ga- und Ewestämme Berührungen zeigen. Bei den Gaern, die zum Leidwesen Reindorfs⁷⁾ heutzutage die Schmiedekunst nicht mehr

1) Missionsblatt d. N. M. 1889, Nr. 11 S. 105.

2) ebendasselbst 1910, Nr. 9 S. 98.

3) Westermann, Wörterbuch S. 31*.

4) Plehn, Beiträge zur Völkerkunde des Togogebietes S. 7.

5) Spieth S. 553f.

6) S. 90, 92, 94.

7) S. 272.

betreiben, sie früher aber eifrig geübt haben, heisst der Schmiedefetisch Ligblē¹⁾; in der Ewesprache ist gbla der Anführer der jetzt nicht mehr existierenden Schmiedekaste²⁾ und Sogbla der Gott des Schmiedes³⁾. Jedenfalls haben die Eweer, falls sie etwas von der Eisengewinnung kannten, ihre Kunst in den früheren Sitzen des Gastammes vervollkommnet und von den älteren Bewohnern auch die Bezeichnung für den Oberschmied übernommen. Dann sind noch zwei Punkte zu erwähnen, die die Eweer in der neuen Heimat von den Gaern angenommen haben müssen. Erstens die Beschneidung, die sich nicht bei den Nachbarn ihrer früheren Heimat, bei den Tshi und auch nicht bei den heute im Hinterlande der Togokolonie wohnenden⁴⁾ Tappa, Ntschumuru, Gonya, Bron, Adele, Anyanga, Tschautscho, Tschamba, Bassari, Semere, Sugu, Kabure und Sogba findet, wohl aber bei den Ga. Und zweitens haben die Eweer die spitzen Dächer ihrer Heimat⁵⁾ gegen die Giebeldachhäuser der Küste, das Hauptmerkmal des westafrikanischen Kulturkreises⁶⁾ eingetauscht.

Es ist, denke ich, nunmehr zur Genüge nachgewiesen worden, dass die Ewevölker ursprünglich nicht zu dem westafrikanischen Kulturkreis gehört haben. Wann sind sie in ihn eingedrungen? Bei Spieth heisst es, dass die Ewestämme etwa vor 300—400 Jahren in ihr jetziges Gebiet eingewandert seien⁷⁾. Damit würde ungefähr eine Überlieferung der Gastämme stimmen. Denn nach Reindorf hatte in Accra der vierte König nach der Einwanderung des Gastammes: Mankpong Okai die Gewohnheit im Wagen zu fahren, was Reindorf dem Einfluss der Portugiesen zuschreibt⁸⁾. Nicht allzu lange vor deren Ankunft muss also die Wanderung der Galeute über den Volta in ihr jetziges Gebiet infolge des Einbruches der Ewevölker stattgefunden haben. Bis dahin waren die Ga-, Guan- und Tschistämme Nachbarn von Yoruba und Benin und bildeten mit demselben ein grosses Reich. Da ist es denn kein Wunder, dass in den einzelnen Teilen dieses Reiches gleiche Erscheinungen fremder Kultur zutage treten, wie in Benin selbst. Hat es ein Gross-Benin gegeben, so hat Gross-Benin auch gleichmässig fremde Einwirkungen erhalten. Für den Schlangenkult haben wir eben das Eindringen aus dem Osten, von Nubien her, wahrscheinlich gemacht. Über die Industrie ward gleichfalls schon die Überlieferung erwähnt, dass die Glasindustrie in Nupe auf Juden zurückgeführt wird, die aus dem Osten gekommen sein sollen. Mit Recht sagt unseres Erachtens aber Mary Kingsley⁹⁾, dass das Volk, das von seiner Industrie ins Land brachte, auch einige Spuren seiner Religion hinterlassen haben wird. Wie heutzutage die Haussahändler die erfolgreichsten Verbreiter des Mohammedanismus sind, so ist es wahrscheinlich,

1) S. 264.

2) Westermann, Wörterbuch S. 177.

3) Spieth S. 846, 860.

4) ZE 1905 S. 67.

5) Spieth S. 90.

6) ZE 1905 S. 56.

7) S. 11*.

8) S. 13.

9) West Afr. Stud. S. 143.

dass in alten Zeiten auch auf religiösem Gebiet in unseren Gegenden die Juden, deren Vordringen bis hierher keine Hypothese mehr, sondern Tatsache ist, Anregungen hinterlassen haben. Was aber nun gerade von den angeführten Parallelen zum Judentum wirklich auf die Juden zurückgeht, und was davon gerade auf die aus dem Osten gekommenen Juden zurückgeführt werden darf, muss vorläufig noch unentschieden bleiben, da auch noch auf anderem Wege Einflüsse solcher Art ins Land gekommen sind. Nur darauf möchten wir mit Nachdruck hinweisen, dass die Anregungen, die Gross-Benin auf dem Landwege erhalten hat, nicht von Norden, und nicht von Westen, sondern von Osten ausgegangen sind. Wie umgekehrt Westafrika auf den Osten eingewirkt haben könnte, wird unten angedeutet werden. Wir kommen nun zu dem anderen Wege, auf dem fremde Anregungen und Einflüsse auf unser westafrikanisches Gebiet eingewirkt haben, das ist der Seeweg.

Kapitel 7.

Spuren uralten Seeverkehrs I: Die aggrry-beads¹⁾.

Wir haben oben in Kapitel 2 gesehen, dass die Goldküste seit alten Zeiten ein berühmtes Goldland gewesen ist, wir haben dann die Staaten Westafrikas kennen gelernt, haben untersucht, welche Kenntnis die Alten von diesem Teile Afrikas hatten, sind den Beziehungen Westafrikas zum Osten und Norden nachgegangen und haben endlich auf Grund sprachlicher, geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Momente die ursprüngliche Besiedelung unseres Gebietes festgestellt. Nun fragt es sich, welche Beweise wir dafür haben, dass dieses Gebiet in uralter Zeit wirklich auch schon zu Schiffe besucht worden ist. Man hat die Forderung aufgestellt, dass nur ein solches Land Ophir sein könne, das sich durch archäologische Funde dafür legitimiere. Ebenso ist erst dann unser Beweis, dass die Goldküste ein zweites Goldland Salomos sei, geschlossen, wenn direkte Funde bzw. Reminiszenzen aus dem Lande selbst den indirekten Beweis ergänzen. Diese Funde sind nun aber vorhanden.

Der französische Forscher de la Fosse berichtet²⁾, wie bei den Agni in der Landschaft Baule im Hinterland der französischen Elfenbeinküste (westlich von Aschanti) sich ein Perlenberg fände, in dem man früher ganze Skelette gefunden habe, die an Hals, Arm und Fuss Perlenkolliers, Bronzeringe und Goldschmuck getragen hätten. Trotz der eifrigen Durchwühlung des Bodens fände man noch jetzt an der angegebenen Stelle wie auch in den andern Bergen von Safwi sowie im dortigen Flusse Tano Grabstätten, die merkwürdige Glasperlen enthielten. Dass diese Glasperlen einen auswärtigen Ursprung haben, spricht sich in einer bei den Baule herrschenden Sage aus, dass einst Himmelssöhne mit weisser Haut, grossen Ohren, langen Haaren unter Sturm und Regen zur Bestattung ihrer Toten mittels eines Kessels und einer Kette vom Himmel

1) So nenne ich im folgenden alle voreuropäischen Perlen, wie der Sprachgebrauch schwankt, zeigt Anmerkung 3 auf Seite 49.

2) l'Anthropologie 1900 S. 677—690.

herabgestiegen seien. Die Königin Pokou habe diese Himmelssöhne gefangen und von ihren Toten sollen die im Perlenberg gefundenen Gegenstände stammen. Wenn andere Eingeborene behaupten, diese Perlen würden aus kostbaren Steinen im Bette des Flusses Tano gewonnen, so erklärt sich diese Annahme daraus, dass frühere Gräber jetzt vom Tano-flusse überflutet werden. Gerade solche Perlen finden sich nun auch an der englischen Goldküste, im deutschen Togogebiet und östlich bis hin nach Benin im Nigerdelta; in unserm ganzen Kulturgebiet wird gewissen Perlen eine besondere Bedeutung beigelegt. So heisst es in der Allg. Hist. von den Leuten von Benin: Ihr vornehmstes Fest ist das Korallenfest, das im Mai gefeiert wird¹⁾. Leider weiss der Gewährsmann nichts über die Art dieses Festes, dagegen erfahren wir über die Korallen bzw. Perlen von fast allen Reisenden Näheres. Als im Jahre 1554 die englische Expedition von John Lock die Goldküste besuchte, heisst es von den Eingeborenen von Cape Coast: they likewise make use of collars, bracelets, garlands and girdles of certains blue stones like beads²⁾. „Blaue Steine“ dienten ihnen also als Schmuck. Über den Fundort dieser blauen Steine erfahren wir etwas von Dapper 1670, der berichtet, dass europäische Kaufleute in Benin sog. Akori aufkaufen: „Dieses blaue Korall, das man mit Tauchen aus dem Grunde holet — denn es wachset eben wie ein anderes Korall auf einem steinichten Grunde im Wasser (das ist Dappers irrthümliche Ansicht von der Entstehung dieser Perlen) — und davon die Eingeborenen länglich runde Korallen zu schleifen wissen, führen die Holländer an den Goldstrand und verhandeln sie allda den Schwarzen, deren Frauen sie zur Zierde in den Haaren tragen³⁾.“ Von Benin kommen also diese blue beads: In Ardrah treiben die Holländer, in Praja und Offra die Engländer mit ihnen ein ansehnliches Geschäft⁴⁾. Auch nach der Ansicht noch anderer Reisenden holt man solche Perlen aus dem Wasser: Der Fluss Forcado soll eine Art blaue, grüne oder schwarze Steine enthalten haben, die von den Negeru hochgehalten, als Korallen gebraucht und auch auf der Goldküste in hohem Werte sind⁵⁾. Aber auch an der Goldküste selbst gibt es Fundstätten dieser blue beads. Von der Gegend von Issini⁶⁾ heisst es bei Loyer, dass man dort einen grünlichblauen Edelstein, wie Glaskorallen aussehend, fände. „Die dort wohnenden Kompasschwarzen zerbrechen ihn in sehr kleine Stückchen, die sie mit dem Feuerstein sehr geschickt durchbohren, an Gras reihen und alsdann den Veteres (weiter im Innern) verkaufen, die sich ihrer anstatt des Geldes bedienen. Was Loyer hier von der Bearbeitung dieser „Steine“ durch die Kompasschwarzen sagt, dürfte „halb Mär, halb mehr“ sein. Richtig wird sein, dass jene Schwarzen grössere Perlen in kleinere zerbrochen haben können. Dass

1) IV S. 458.

2) Ellis, history S. 26 27.

3) Deutsche Ausgabe 490.

4) Allg. Hist. IV 431.

5) S 479.

6) III S. 454. 457 f.

sie aber diese „Steine“ mit dem Feuerstein durchbohrt hätten, erscheint doch sehr unwahrscheinlich, zumal die Baule, die wie die Bewohner von Issini im Gebiet des Tanoflusses wohnen, ausdrücklich von einem ausländischen Ursprung dieser Perlen zu erzählen wissen; doch vergleiche die von mir später angeführte Mitteilung Staudingers. Noch weiter nach Westen, bei den Krunegern, so erzählt uns Wilson¹⁾, stehen ebenfalls blaue Perlen, von der Goldküste gebracht, in hohem Werte, man schätzt sie höher als Gold. Infolge der weiteren Erforschung der Binnenländer hat man nun auch weitere Fundstätten der blue beads im Innern des Landes gefunden, auch damit wird die Ansicht widerlegt, dass diese Perlen noch heute gleich den Korallen in den Flüssen wüchsen, von den Schwarzen heraufgeholt, geschliffen und durchbohrt würden. Graf Zech berichtet²⁾, dass auf den Märkten Tschambas diese blauschwarzen Perlen feilgeboten wurden und dass nach den Angaben der Eingeborenen an vielen Stellen des Hinterlandes von Togo, nämlich in Tschamba, Pedji, Sugu, Dagomba, Mungu und Kapre diese Perlen aus der Erde gegraben wurden. Nach Klose³⁾ werden sie auf dem Markte von Kete von den Reichen gekauft, und ebenso von den Haussa in Akpande im Lande Bo feilgehalten. Graf Zech meint, es sei wohl denkbar, dass diese Perlen einer Bevölkerung angehört hätten, die infolge grösserer Völkerverschiebungen aus jenen Gegenden verdrängt worden sei, und dass dieselben seinerzeit bei Bestattungen den Toten mitgegeben worden wären. Nach ihm werden sie auch bei den Basarileuten auf den Märkten verkauft und dort, wie auch im Logbagebiet, als Schmuck um den Hals getragen. Gegenüber den von Graf Zech angegebenen zahlreichen Fundstätten dieser Perlen betont Plehn⁴⁾, dass diese mattblauen Röhren, die ziemlich teuer bezahlt würden, nur aus Atakpame und Pessi stammen, und meint, irgendwo auf einer jetzt verlassenen Kulturstätte seien wohl grössere Massen dieser Perlen aufgehäuft, die früher dorthin importiert oder dort hergestellt wurden; man könnte ja an alte Grabstätten denken. Plehn erwähnt auch die Sage von der Regenbogenschlange; von dieser dürfte es gelten, dass sie einen etwa auf Atakpame und Pessi beschränkten Verbreitungskreis gehabt hat, während mit seiner Ansicht von der Verbreitung der Perlen selbst Graf Zech im Rechte sein dürfte. Kurz gesagt, finden sich diese Perlen im ganzen Kulturgebiet von Gross-Benin.

Zu der Sage von der Regenbogenschlange gibt Zündel⁵⁾ an, dass einheimische, mit Glasperlen handelnde Kaufleute das Volk dort glauben machen, diese Perlen stammten von der Haut einer einzigen ungeheuer grossen Schlange, welche ihre Haut während ihres Verweilens im Freien abgeschuppt habe. Zur Entstehung dieser Sage wird der Umstand bei-

1) Westafrika S. 91.

2) MFSch. XI S. 129.

3) Togo S. 330. 454.

4) Beiträge S. 12.

5) Berl. Z. f. Erdk. 1877 S. 417.

getragen haben, dass diese Schmuckperlen, wie Merensky sagt, tief in der Erde gefunden werden, wie Wirbel einer verwesenen Schlange, d. h. als wenn sie eine Schnur gewesen. Auch Christaller¹⁾ meint, dass die hauptsächlich aus dem Lande Benin stammenden, an der Gold- und Sklavenküste hochgeschätzten, aus einer ein- oder mehrfarbigen porzellanartigen Masse bestehenden Korallen wahrscheinlich einst Toten mit ins Grab gegeben und daher jetzt wie an eine inzwischen verwesene Schnur gereiht in der Erde gefunden werden. Nach Ellis²⁾ ist die Regenbogengottheit den Ewe- und Yorubaleuten gemeinsam; bei letzteren heisst die grosse Schlange der Unterwelt Oshumare, bei den Eweleuten Anyiewo. Sie kommt ans Tageslicht, um Wasser zu trinken, und geht wieder an die Enden der Welt, wenn sie ihren Durst gelöscht hat. Von ihr stammen die blue beads (= Popo beads) und die aggrry beads³⁾. Schon gelegentlich erwähnten wir, dass auch Perlen mit andern Farben in Ansehen stehen. Steinemann⁴⁾ unterscheidet drei Sorten, die bei Popo ausgegraben würden, die fleischrote zui, die himmelblaue kploti und die hellbraune dzagba. Diese drei Sorten wurden auch 1858 von Schlegel erwähnt, bei Westermann, Wörterbuch, werden auch diese drei Namen genannt, zu gbloti und sui wird nichts über ihre Farbe bemerkt, dagegen heisst es von adzagba: eine längliche, durchbohrte, in der Erde gefundene Perle von schmutzig roter Farbe, sehr teuer. Bemerkenswert ist, dass dzonu Perle, auch Zauberding bedeutet und dzagbato (von dzagba) Zauberlied. Diese Perlen gelten den Eweern unter allen beweglichen Gütern neben Gold- und Silberschmuck als das Höchste. Früher verschaffte sich ein reicher Mann, so erzählt der Eweer bei Spieth⁵⁾, sui (rote Perlen), adzagba (wertvolle gelbe Perlen) und gbloti (blaue Perlen) [es werden also immer diese drei Sorten aufgezählt], und sehr lange silberne und goldene Ketten; heute legen sie aber nicht mehr so grossen Nachdruck darauf. Nach Steiner⁶⁾ bilden diese Perlen auch auf der Goldküste den wertvollsten Familienschatz⁷⁾, der mit Gold aufgewogen wird, und sie werden von Familie auf Familie vererbt. Unter diesen ahene (ahene pa, ahene panyin) sind nach Christaller auch an der Goldküste die gelben (bota = kakawa) die kostbarsten, er nennt noch eine rote Art (nenkyinema) und eine adiaba, die der bei den Eweern adzagba genannten Art zu entsprechen scheint; andere Namen sind bodom, nnyane, asen und teteaso. Für die Landschaft Baule nennt de la Fosse die Namen der blauen („dies die eigentlichen und kostbarsten“) ouoryé, der transparenten ouorye nzonin, der grünen akpekpó,

1) „Afrikanische Sprachen“ S. 41.

2) The Ewe speaking people S. 48, the Yoruba speaking people S. 81.

3) Wie Ellis unterscheidet Reindorf S. 17 die blue beads von den aggrry beads und bezeichnet mit letzterem Namen S. 3 die mosaic beads; in früheren Zeiten wurden die blauen besonders agori genannt.

4) ZE. 1885 S. 110.

5) S. 116.

6) Persönliche Mitteilung.

7) Sieben Sklaven sind für eine bei einer Schlägerei zerbrochene Perle zu zahlen. Bowdich S. 210.

der gelben amané aloko und der weiss und schwarzen mouwa. Nach Ellis¹⁾ werden auch bei den Fantiern in der Landschaft Wasa, dem reichen Golddistrikt, die dort gefundenen gelben am höchsten bewertet, während die Leute von Amanahea²⁾ die blau und gelben vorziehen.

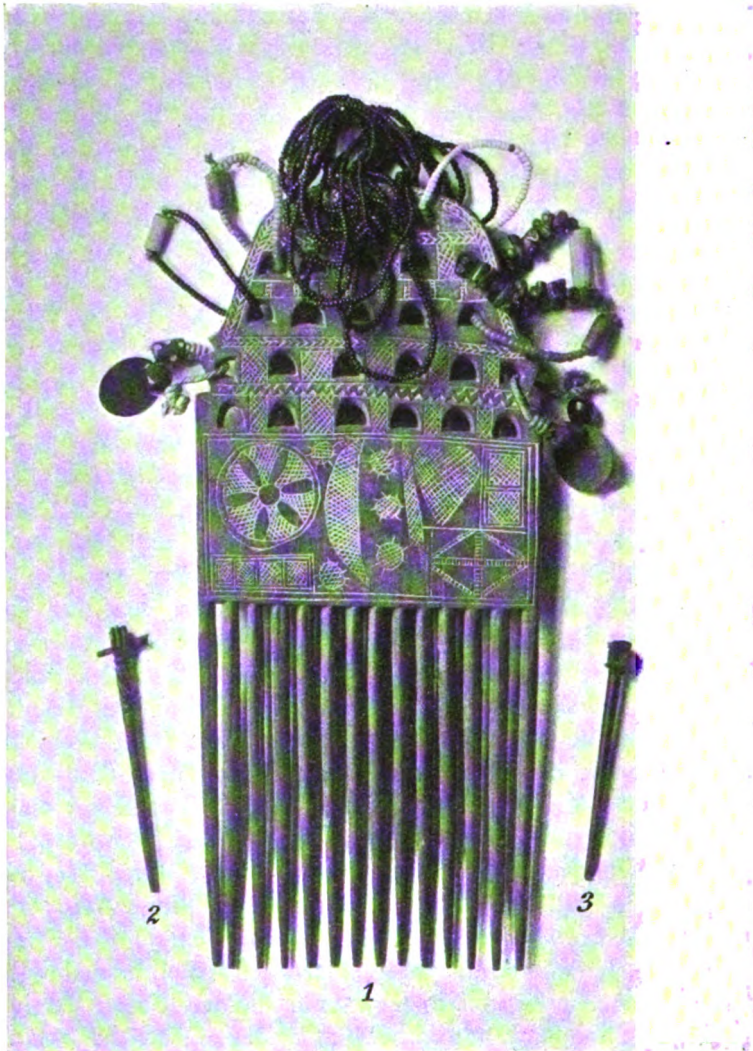


Abb. B. 1 Negerfetschkamm mit alten und modernen Perlen, arabischen Münzen und astronomischen Darstellungen (vgl. Kap. 9). 2 u. 3 hölzerne Haarnadeln, 2 mit einer kleinen durch den Kopf gehenden Hand, 3 mit Landesstuhl an der Spitze.

Ellis sagt, dass Perlen vorkämen with the most delicate flowers and leaves in the centre; the majority consist of various strata of different colours so imperceptibly blended, that one cannot detect any join or

1) West African Sketches S. 118.

2) Bowdich S. 210.

division. Ich selbst besitze einen grossen Negerholzkamm, der ausser anderen ganz kleinen (modernen) Perlen und zwei Münzen mit arabischen Schriftzeichen sechs jener alten Perlen an hervorragender Stelle als Schmuck aufweist, und zwar zwei hellblaue, drei gelbe und eine von grüner Grundfarbe mit gelben, geschweiften Linien, die einen blau-weiss-roten Abschluss haben¹⁾. Wie dieser Holzkamm²⁾ offenbar zu einem Fetisch gehörte, so sind auch sonst diese Perlen von einem Nimbus umgeben. Cabbalistic virtues are attributed to them, sagt Ellis³⁾ von ihnen. Wherever they are buried a smoke-like vapour emerges from the ground. Zu welcher Anschauung Merensky bemerkt, dass „riechen“ von den Eingeborenen die Prozedur genannt wird, vermöge deren er verborgene Dinge auskundschaftet. Nach Schanz⁴⁾ gelten die Aggry-Perlen allgemein als Zaubermittel und Medizin. To find an aggry bead is considered a sure sign of a continuance of good fortune and the natives believe, that these beads breed and multiply if buried in a particular sort of sand⁵⁾. Bei den Aschantiern macht man ein Pulver von zermalmtten aggry beads und reibt damit Kinder ein, weil man glaubt, man beschleunige damit ihr Wachstum. Auch wenn man wissen will, ob jemand die Wahrheit sagt, benutzt man die Perlen: man legt eine in eine Schale voll Wasser, der betreffende nimmt einen Schluck davon und die Perle in den Mund, indem er gleichzeitig die Macht der Perle anruft, ihn zu töten, falls er lüge. Auch sei hier noch die Anschauung in betreff Anyi-ewo erwähnt, die Ellis uns mitteilt, that his excrement is believed to have the power of transmuting grains of maize into cowries, whence comes the notion commonly held by Europeans in West Africa, that Anyi-ewo confers wealth on man⁶⁾. Es ist erklärlich, dass man von so hoch geschätzten und mit einem solchen Nimbus umgebenen Gegenständen auch Nachahmungen gemacht hat. Nach Ellis wurden solche in England und Venedig fabriziert⁷⁾, aber er bemerkt ausdrücklich, dass die Eingeborenen sich durch solche Imitationen nicht täuschen lassen. Auch Merensky⁸⁾ erwähnt, dass die Schwarzen die Nachahmungen erkennen, denn die alten Perlen leisten dem Feuer Widerstand, während die nachgemachten leicht schmelzen. Wie versucht wird, moderne europäische Glasperlen in ground beads (so werden die aggry beads auch genannt) zu verwandeln, beschreibt uns Graf Zech⁹⁾: man reibt sie mit Sand ab oder sucht ihnen auf andere künstliche Weise ein mattes, altes Aussehen zu

1) Von diesen sechs Perlen hält P. Staudinger, der beste Kenner der afrikanischen Perlen, die gelbe und eine blaue für echt und die grüne für eine nach altem Muster nachgemachte.

2) Siehe Abbildung B.

3) S. 118 f.

4) Westafrika S. 17.

5) Ellis, WASK. S. 119 f.

6) Ewe-speaking people S. 48.

7) WASK. S. 119.

8) ZE. 1882 (S. 543,5).

9) MFSch. XI S. 129.

geben. Aber die Käufer verstehen sich meistens sehr gut auf den Unterschied: Sie halten beim Einkauf die auf eine Schnur gezogene Perle gegen das Licht und sehen durch; sie sagen, man müsse die Schnur ziemlich deutlich sehen können. Auch Plehn¹⁾ weist darauf hin, dass die vielen neueren Glasperlen, die von Europa importiert werden (nebenbei bemerkt, heisst nach Westermann die billige rote europäische Perle *anitsriwa* und der Portugiese *anitsriwayewu!*), von den Kennern scharf von den echten Atakpame-Perlen getrennt werden. Endlich ist noch darauf hingewiesen worden, dass die Eingeborenen die falschen an ihrer grösseren Schwere zu erkennen vermögen (Isert bei Andree)²⁾. Es hat nirgends, selbst nicht in Venedig und nicht für grosse Opfer gelingen wollen, die echten Perlen, namentlich in bezug auf die spezifische Schwere genau nachzuahmen, so berichtet³⁾ schon vor Jahrzehnten der Hamburger Epffenhausen, und ein österreichisches Haus, das in Afrika Nachahmungen einführen wollte, hat nach de la Fosse die Schwarzen nicht täuschen können: *le reflet et la transparence* der echten Perlen habe den imitierten gefehlt. Wenn so nach allseitigem Zeugnis die nachgemachten Venediger Glasperlen scharf von den echten *blue beads* und *aggry beads* unterschieden werden, so dürfen wir annehmen, dass die echten nicht, wie Bastian³⁾ und Schanz gemeint haben, venetianischen Ursprungs sind. Wir müssen uns vielmehr nach einem andern Ursprungsland umsehen.

Freilich werden nun ja auch in Afrika selbst Perlen hergestellt. P. Staudinger hat besonders auf die Achatperlen aufmerksam gemacht, die aus dem Kirotaschigestein hergestellt werden und die ebenfalls sehr beliebt sind. Auch zeigte er mir in seiner reichen Perlensammlung, in der in unserem westafrikanischen Kulturkreise gefundene Glasperlen der verschiedensten Art und verschiedensten Herkunft in den schönsten Stücken vertreten sind, in Afrika selbst hergestellte Glasperlen, wodurch die von mir oben angeführte Angabe Loyers von der „Perlenindustrie“ der Kompasschwarzen eine gewisse Bestätigung erhalten würde. Man muss also bei einer Bestimmung der Herkunft dieser Perlen vorsichtig sein. Für einen Teil derselben hat aber Andree, der sie von den indianischen Perlen und dem sog. Palaugeld unterscheidet, mit seiner Meinung recht, dass es *aggry beads* gibt, die nach Muster und Modell altägyptisch sind. In der altägyptischen Sammlung des Louvre sowie in der alteyprischen Sammlung von Cesnola fänden sich z. B. auf solchen Perlen genau dieselben blau-weiss-roten Zickzacklinien wie bei diesen *aggry*-Perlen. Auch macht Andree und ebenso Ellis⁴⁾ darauf aufmerksam, dass in den Gräbern von Theben gerade solche Perlen gefunden seien und dass noch zur Römerzeit nach Strabo dort die Glasindustrie blühte. Ferner hat Epffenhausen ganz ähnliche Perlen an ägyptischen Mumien beobachtet. Endlich, und damit ist der Beweis

1) Beiträge S. 12.

2) ZE. 1885 S. 110.

3) Angeführt ZE. 1885 (S. 373 f.).

4) Ellis, history S. 9–11.

geschlossen, hat man, wie de la Fosse mitteilt, durch chemische Analyse auf der Sorbonne festgestellt, dass diese Perlen in Farbe und Art von demselben Glase seien, wie die im alten Ägypten und Assyrien gefundenen. Im British Museum kann man die mit der Etikette Egyptian beads versehenen nicht von diesen aggrys unterscheiden. Nach alledem dürfen wir mit Fug und Recht sagen, solche aggy beads sind ägyptischen Ursprungs. Wie sind sie aber nach der Westküste Afrikas gekommen?

In dem Führer durchs Londoner Museum of Practical Geology¹⁾ werden in England gefundene Druidic beads beschrieben. Da heisst es: these beads were called „Glain Neidyr“, from „glain“ pure and holy and „neidyr“ a snake. It is curious to find these beads in the ancient British tombs, in the graves of our Roman conquerors, in the tumuli of the Anglo-Saxons and at the present day in the Ashantee district of Africa; while a bead in all respects similar is made in Venice. Natürlich können die glain neidyr nicht erst von Venedig nach Britannien gekommen sein, sondern müssen denselben Ursprung haben wie die aggrys von der Goldküste. Dafür spricht auch der Umstand, dass in England gerade so wie in Westafrika jene Perlen mit einer Schlange in Verbindung gebracht werden. In most parts of Wales and throughout all Scotland and in Cornwall we find it a common opinion of the vulgar that about Midsummer eve it is usual for snakes to meet in companies and by joining heads together and hissing, a kind of bubble is formed like a ring about the head of one of them, which the rest by continual hissing blow on till it comes off at the tail and then it immediately hardens and resembles a glass ring, which whoever finds shall prosper in all their undertakings. The rings, which they suppose to be thus generated are called Gleinu Nadroedh i. e. gemmae anguinum; — of a green colour usually, though some of them are blue and others curiously waved with blue, red and white. Schon Plinius weiss von solchem ovum anguinum in magna Galliarum fama zu berichten. Es kann nicht zufällig sein, dass im alten Britannien wie in Westafrika Perlen und Schlange zueinander in Verbindung gesetzt werden. Nun finden wir aber noch in einer dritten Gegend ähnliches. Auch unter den Kaffernvölkern Südostafrikas finden wir nach Christaller²⁾ dieselben Perlen wie an der Gold- und Sklavenküste bis heute hoch geschätzt. Und diese Kaffern kennen auch eine Sage von der Regenbogenschlange. The Zulus have almost exactly the same notion as the Ewe tribes, for they believe that the rainbow is a snake and when it touches the earth they say it is drinking at a pool³⁾. Leider sagt uns Ellis dann nicht, ob in Südostafrika diese Regenbogenschlange nun auch zu Glasperlen in Verbindung gesetzt wird. Wohl aber erfahren wir durch Merensky⁴⁾ von dort noch eine genaue Analogie zu den westafrikanischen Perlen. Merensky fand diese Schmuckkorallen 1860

1) Ausgabe 1877 S. 160.

2) Afrikanische Sprachen S. 41.

3) Ellis, the Ewe speaking people S. 48.

4) ZE. 1882 S. (543—545).

bei den Basutos Nordtransvaals, wo sie von den regierenden Häuptlingen und ihren Frauen getragen wurden. Sie dienten auch als Sühnegeld, und von den 17 Arten war die gelbe und schwarze Sorte am meisten geschätzt. Sie wurden im Lande Bonyae östlich von Sofala, im alten Monomotapa gefunden. Freilich sollen diese südafrikanischen beads nun kleiner sein als die aggy beads und Merensky nimmt 1891 in ZE. S. 399 für sie einen indischen Ursprung an. Nun werden natürlich auch aus Indien Perlen nach Ostafrika gekommen sein⁵⁾, aber für ägyptischen Ursprung solcher Perlen an der Ostküste Afrikas haben wir aus dem Altertum ein direktes Zeugnis! Arrian erwähnt unter den Handelsgegenständen des östlichen Äthiopiens „zahlreiche Arten von Glassfluss und anderer murrhina, die in Theben hergestellt wird“. Was die verschiedene Grösse der west- und südafrikanischen Perlen anlangt, so wird sie sich aus der verschiedenen Zeit der Einfuhr erklären. Wie schnell wechselt doch gerade in Schmuck- sachen noch heutzutage die Mode; auch in den Wildnissen Afrikas ist eine Sucht nach beständigem Wechsel der Nouveautés noch heutzutage bemerkbar, so wird es auch schon im Altertum gewesen sein. Nun aber noch zur Analogie zu Westafrika. In Südafrika wird die teuerste Sorte in Beziehung zum Golde gebracht, sie heisst dlama = Gold¹⁾; wir befinden uns dort ja in einem alten Goldlande. In Westafrika, in der Landschaft Bron, südwestlich von Salaga, werden die aggy-beads: sika-kunkurie = Goldeicheln genannt²⁾; also auch dort in irgendeine Beziehung zum Golde gesetzt. Dass eine solche Beziehung bestanden haben muss, zeigt sich weiter darin, dass noch heute nach Ellis der Wert einer aggy-Perle berechnet wird nach ihrem Gewicht in Goldstaub. Im Handel werden sie nach Schanz ein- bis zweimal mit Gold aufgewogen. Endlich weist auch der Umstand auf eine Beziehung zum Golde hin, dass sie nach übereinstimmendem Zeugnis von Ellis und Merensky in den reicheren Goldländern häufiger vorkommen als anderswo. An der Goldküste werden sie hauptsächlich in den Seestaaten, aber vor allem in dem reichen Golddistrikt von Wasa gefunden³⁾. Demnach müssen diese Perlen als eine Bezahlung für Goldstaub ins Land gekommen sein. Dagegen spricht auch nicht, dass sie in nicht goldproduzierenden Gegenden ebenfalls gefunden werden. Durch die Einfuhr für Gold kamen sie in den Gebrauch der Eingeborenen des ganzen Kulturbezirkes, dessen Hauptstadt Benin war, und man findet sie jetzt an den Bestattungsstätten der Gross-Beniner.

Welches ist nun das Handel treibende Volk gewesen, das sie zur See nach Westafrika, nach Britannien und nach Südostafrika gebracht hat. Da können die Araber nicht in Betracht kommen, denn von einem Handel der Araber mit Britannien kann ja keine Rede sein, übrigens scheint ja Plinius das Vorkommen derselben in Britannien schon zu kennen. Und

1) P. Staudinger macht mich auf die darauf bezüglichen Angaben Dappers aufmerksam.

2) Merensky in ZE. 1891 S. 399f.

3) ZE. 1882 S. (543—545).

4) Ellis, WASK. S. 118.

die Araber haben solche alten Perlen schon in Westafrika vorgefunden. Edrisi im 12. Jahrhundert sagt nämlich nach der Aufzählung der Städte des Negerlandes Magzara (Oulil, Tacrou, Daw, Barisa, Moura) und nach der Beschreibung der südlich von Barisa wohnenden Lamlam von dem Schmuck all dieser Völker: *Ils se parent d'ornements en cuivre, de breloques, de colliers de verre, de pierres nommés „loâbos-chaikh“ (= bave de veillard) ou bâdzouc (bâdzaroun) et de diverses espèces de faux onyx fabriqués avec du verre.* Die Steine *البادوق* oder *لبادرون* beschreibt er dann näher S. 34, wo er von dem westlichen Meere sagt: *Sur les rivages de cette mer on trouve la pierre dite „baht“ renommée dans l'Afrique occidentale, où elle se vend à très haut prix; surtout dans le pays des Lamtouna, qui prétendent que celui qui en est porteur réussit dans toutes ses entreprises. On dit aussi, que cette pierre jouit de la propriété de lier la langue. On y trouve encore un grand nombre d'autres pierres de formes et de couleurs variées, qu' on recherche beaucoup et qui passent de père en fils par héritage, attendu, dit-on, qu'elles s'emploient avec succès dans le traitement de plusieurs maladies. Telles sont celles que les femmes dont les mamelles sont malades suspendent sur leur sein et qui encalment promptement la douleur; telles sont encore celles qui facilitent les accouchements et celles au moyen des quelles en faisant un signe à des femmes ou à des enfants on s'en fait suivre. Ils (les Lamtouna) possèdent beaucoup de pierres semblables et sont renommés pour les opérations magiques, qu'ils pratiquent à l'aide de ces pierres. Man vergleiche mit diesem Aberglauben, was die Aschanti von den Aggri-beads denken. Auch Kazwini († 1283) führt diese Steine an. Diese Nachrichten beweisen erstens, dass die Araber nach dem Kulturbezirk von Benin gekommen sind, daher ihre Kunde davon, zweitens, dass jene Steine vor der arabischen Zeit dorthin gekommen, und nicht durch die Araber, zu deren Zeit heissen sie schon bave de veillard. Vielmehr ist mit Recht vermutet worden, dass die Phönizier jene Perlen als Tauschmittel gegen Gold (bzw. gegen Zinn in Britannien) in die genannten Gegenden gebracht haben. Dafür haben wir nämlich, soweit es Westafrika angeht, ein direktes Zeugnis eines alten Schriftstellers, was bisher allen, die darüber Nachforschungen angestellt haben, entgangen ist. Die schon einige Male herangezogene, fälschlich dem 500 v. Chr. lebenden Geographen Skylax zugeschriebene Schrift über die Küsten des Mittel- und Westmeeres aus dem vierten vorchristl. Jahrhundert berichtet von dem Handel der Phönizier (= Karthager) mit den Völkern der Westküste Afrikas (vgl. oben Kap. 2) *οἱ δὲ Φόνικες ἔμποροι εἰσάγουσιν αὐτοῖς μίρον, λίθον Αἰγυπτίαν.* Von diesen „ägyptischen Steinen“ finden wir noch heute welche unter den westafrikanischen aggry-beads. Wenn jene Stelle nun auch zunächst nur von den Karthagern redet, so werden ähnliche Perlen, die auch bei Arrian als *λιθίας ὑαλῆς πλείονα γένη* bezeichnet werden, doch auch schon durch die alten Phönizier, die wie das folgende wahrscheinlich machen wird, auch schon bis hierher gekommen sind und deren Spuren die Karthager folgten, hier eingeführt worden sein. Zum Schlusse noch ein Wort über den Namen dieser Perlen. Es könnte sein, dass sich*

darin noch eine Erinnerung an die Semiten erhalten hätte. Wir haben nämlich die verwandten Bezeichnungen: ouoryé (Elfenbeinküste), koli (Ga), und a-gori, akori dafür. Nun hat der rheinische Missionar Vedder in seiner Schrift: Semitische Lehnworte in der Namasprache darauf hingewiesen, dass bei den Nama die eingehandelte fremdländische Perlen schnur garas genannt wird; er bringt dieses Wort dann in Verbindung mit dem semitischen קַרְנִיּוֹת = Perlen, Hohelied 1₁₀. Sollte sich in dem gori der Westküste Afrikas auch dieses semitische Wort erhalten haben?

Kapitel 8.

Spuren uralten Seeverkehrs II: auf Goldgewichten.

Über die „Masse und Gewichte in Afrika“ hat Kürchhoff in der ZE. 1908 ausführlich gehandelt. Er gibt nach Lukas an, dass in Fezzan als Goldgewichte zwei Arten Samenkörner dienten: Habbet ell Goret von 4 Gran und „Hahnenauge“ von Scharlachfarbe mit schwarzem Streifen, aus Nigritien stammend. Ersteres wiegt ebensoviel wie ein „Karat“, welche Bezeichnung ja ursprünglich den getrockneten Kern des Johannesbrotens (Ceratonia) bedeutete und dann zum orientalischen Gold- und Juwelengewicht wurde. Letzteres sind die Früchte des Abrus precatorius, der Paternostererbse, die schon in alter Zeit zu Verzierungen und Schmucksachen, später auch zu Rosenkranzperlen Verwendung fanden, aber auch seit Jahrtausenden schon als Feingewicht dienten. Sie bilden nämlich als Rati seit den wedischen Zeiten die Einheit des ostindischen Feingewichts und werden ebenso noch heute an der westafrikanischen Goldküste und ihrem Hinterland als Goldgewichte gebraucht, vgl. P. Staudinger, ZE. 1896 S. 224.

Schon 1675 erfahren wir von Müller¹⁾, dass das Gold an der Goldküste schon lange vor Ankunft der Europäer von den Eingeborenen gewogen wurde, und zwar bediente man sich hierzu der Taku und Damba, beides Hülsengewächse gleich den Erbsen, länglich rund, von roter, schwarzer und weisser Farbe, ein Taku noch einmal so gross als ein Damba. In der 30 Jahre später erschienenen Reise nach Guinea von Bosman finden wir dann noch die genauere Angabe²⁾, dass die kleinsten Bohnen, die dambas, rot mit schwarz vermenget, die schwereren takoes aber weiss mit schwarz gezeichnet, bisweilen auch ganz schwarz seien und etwas mehr als 4 Stüver gelten, während die dambas ungefähr 2 Stüver wert seien. In dem Lexikon der Tschisprache von Christaller³⁾ findet sich eine grosse Liste von Goldgewichten, darunter auch die damna und taku. Auch erfahren wir dort näheres über das in Bontuku: poussaba genannte Gewicht, das gleich $\frac{1}{2}$ damna ist. Es heisst in der Tschisprache pesewa und ist the dark-blue seed of a Leguminous plant (climber). Nach Burton und Cameron II S. 155 ist taku = carat seed; damna ist

1) „Die afrikanische Landschaft Fetu“ S. 254.

2) I S. 85.

3) S. 636.

die Goldgewichtsbezeichnung für die Paternostererbse. Seit wann diese Samenkörner so gebraucht werden, und von wem dieser Gebrauch eingeführt wurde, lasse ich dahingestellt sein.

Auch im Nordwesten unseres Goldgebietes rechnet man beim Goldhandel nach Bohnen. Mungo Park¹⁾ berichtet uns von den Mandingos am Oberlauf des Niger, dass sie das Gold in kleinen Wagschalen wägen, die sie stets mit sich herumführen. Sie machen bei dem Golde hinsichtlich des Wertes keinen Unterschied zwischen Goldstaub und verarbeitetem Golde, und als Gewichte dienen ihnen schwarze Bohnen. Näheres darüber und besonders über das Verhältnis dieser schwarzen Bohnen zu den in den südlicheren Gegenden gebrauchten Samenkernen kann ich nicht mitteilen, ebensowenig darüber, wie das in der Liste der Gewichte von Djenni als geringstes Goldgewicht genannte Bonanakorn sich dazu verhält. Jedenfalls ist es eine in Afrika weit verbreitete Sitte, Gold mit Körnern zu wiegen. Durch die Araber ist dann die Bezeichnung in Gebrauch gekommen, die im ganzen südlichen Teil von Nordwestafrika jetzt als Werteinheit gilt, der mitkal. Dupuis schreibt darüber²⁾, dass der mitskal eine dünne Goldmünze sei, die im 2. bis 3. Jahrhundert der Hedschra über den Niger nach dem Süden eingeführt worden wäre. Es gäbe noch welche dort, die in Damaskus, Bagdad, Mehedia, Marokko geprägt seien und hochgeachtet würden. Und auch nach Barth³⁾ ist es eine Folge des Einflusses der Araber, dass das Gewicht des mitkal beim Goldhandel eingeführt wurde; im Sudan seien verschiedene Arten desselben in Gebrauch, besonders die von Agades, dem früheren Haupthandelsplatz des Goldes, von Timbuktu und von Mangu, dem Mandingohandelsplatz im äussersten Norden unseres Togogebietes. In der Türkei ist ja noch heute der mitskal ein Gewicht für Perlen, und so finden wir denn auch bei Kürchhoff den mutgal als Gewicht für Perlen angegeben. Letztere Namensform erinnert an die von Binger für Djenne verzeichneten moutoukhal. Dieses Gewicht beträgt in Djenne 4,5 g, überhaupt wird das Gewicht des mitkal in der Regel als etwas über 4 g angeführt. — An der Goldküste aber rechnet man nun nicht nach mitkal; dies beweist, dass diese Gewichtsbezeichnung sich von diesem alten Goldlande an Westafrikas Küste aus nicht verbreitet hat, sie ist von Norden her, durch jenen arabischen Einfluss ins Hinterland gekommen.

Wie sich nun die Summe der Gewichtsstücke, die einen mitkal bilden, in dem Hinterlande der französischen Elfenbeinküste zusammensetzt, erfahren wir, nach Kürchhoff, aus dem Werke von Binger: Du Niger au Golfe de Guinée, wo es heisst⁴⁾: das Gold wird in Kong nach mitkal gerechnet. In jedem Dorfe gibt es einen oder zwei Leute, die eine Wage besitzen. Mit dieser wiegen sie für alle, die sie darum angehen, und erhalten dafür einige Kauris. Die von ihnen benutzten Gewichte sind nur ihnen bekannt; sie bestehen aus Kupfergewinden,

1) S. 358.

2) S. CXII.

3) V 22.

4) I 309.

alten Wachspetschaften, Schlüsseln, Ochsenzähnen usw. Jedes dieser alten Eisen füllt eine grosse Büchse. Ähnlich ist es in Salaga. Auch dort bedienen sich die Kaufleute mehr oder minder genauer Gewichte, die hauptsächlich aus alten Eisen- oder Kupferstücken bestehen. Auch ich besitze von der Goldküste solche Metallstücke, die als Goldgewichte dort benutzt wurden. (Abb. C Nr. 5 u. 12.) Neben den Samenkernen, die

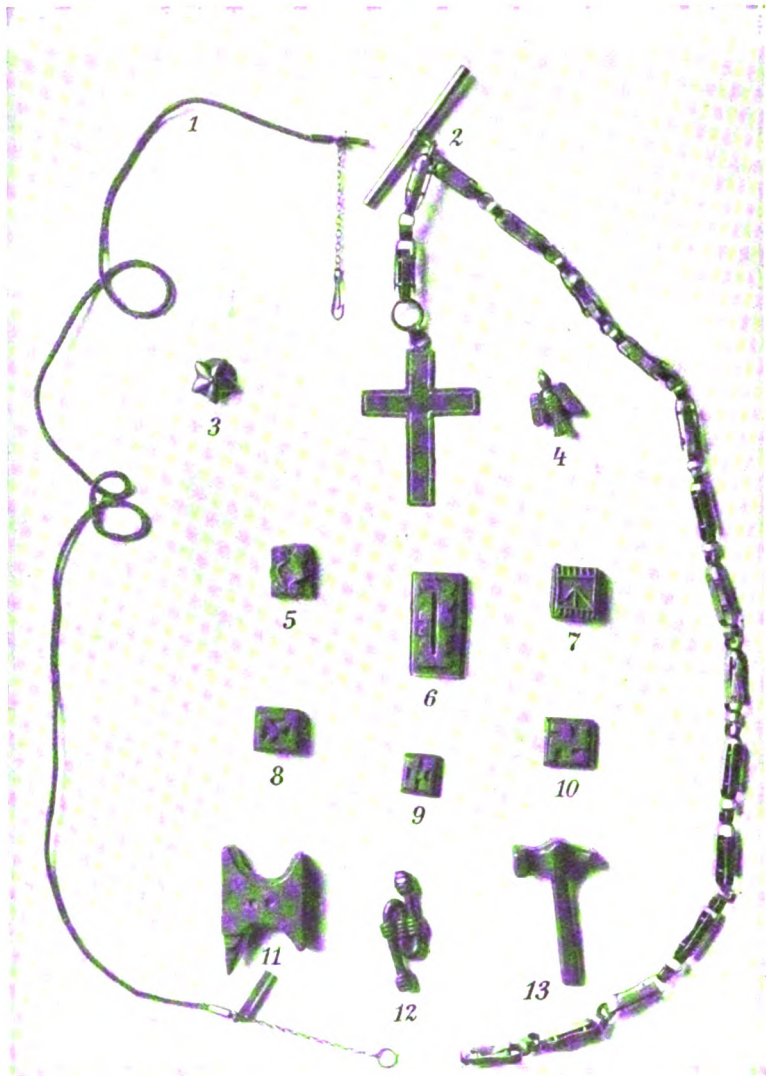


Abb. C. 1 und 2 goldene Ketten von der Goldküste, 3 und 4 goldene Knöpfe ebendaher, von Negern gearbeitet, nur der Verschluss von 1 europäische Arbeit. 5—13 Aschanti-Goldgewichte: 6 dwowa, 7 suru. 8 amamfisuru, 9 borowofa, 10 nmanu (nsano), 11 = zwei nansua.

wir oben kennen gelernt haben, bilden nun solche Metallstücke eine zweite Art Goldgewichte. Aber man hat doch den Eindruck, als ob dies nur Ersatzstücke für wirkliche Gewichte seien, die die betreffenden

Wägemeister nicht in der Lage waren, sich zu beschaffen. Und in der Tat haben wir nun auch noch eine dritte Art von Goldgewichten und erfahren sogar Näheres über Herstellungsort und -art. Schon Bosman¹⁾ schreibt: Es gäbe Leute, die meinten, die Mohren hätten kein anderes Gewicht als von Holz. Aber diese Leute irren, da alle ihre Gewichte entweder aus Erz oder Zinn bestehen, die sie selbst gegossen haben, und wiewohl sie die bei uns gewöhnlichen Abteilungen nicht in acht nehmen, kommt es nichtsdestoweniger auf eins aus und ist ihre Rechnung allezeit richtig. Von solchen speziell zum Wägen des Goldes hergestellten Gewichten hören wir nun an den verschiedensten Stellen unseres Gebietes. In dem Buche „Vier Jahre in Aschanti“, das uns die Gefangenschaft der Missionare Ramseyer und Kühne in Kumassi schildert²⁾, werden als solche Gewichte Bronzestücke, von denen die grösseren Menschen- oder Tierbilder oder irgend eine Szene des Aschantilebens darstellen, erwähnt. Im Berliner Museum für Völkerkunde findet sich eine grossartige Sammlung derselben. Graf Zech berichtet³⁾, dass er in Siade in einer Fetischhütte eine kleine Goldwaage mit Goldgewichten, wie sie in Aschanti gebräuchlich, angetroffen habe. Nach Berlin sind solche aus dem Hinterlande unseres Togogebietes, und zwar aus Kete, und aus dem Hinterlande der Goldküste, aus Salaga gekommen. Die einen von ihnen stellen Tiere dar, z. B. Leopard mit Schildkröte in den Klauen, Büffelantilope, Fische, Schlangen, kreuzweis übereinandergelegte Eidechsen usw. Andere stellen Gegenstände dar, die eine symbolische Bedeutung haben: Schwerter, Messer, Beile, gekrümmte Doppelschwerter usw. Jene aus Salaga nach Berlin gekommenen hat ein flüchtiger Aschantiprinz dort angefertigt⁴⁾. Im Hinterland der Elfenbeinküste sind dieselben Gegenstände als Goldgewichte in Gebrauch und werden auch dort von den Eingeborenen hergestellt: *Étranges petits bibelots (chains, tortues, pantheres, antilopes, oiseaux, cavaliers etc.)* aus Kupfer und Bronze. Diese dienen zum Abwägen grösserer Quantitäten Goldstaubes, während bei kleineren Mengen Goldes Gewichte aus Kupfer in einfacheren Formen (Rechtecke und Kugeln) gebraucht werden⁵⁾. Die kleinen Goldgewichte, die ich besitze, haben fast alle solche geometrische Formen, doch vergleiche auch den interessanten kleinen Ambos mit Hammer (Abbildung C Nr. 11 u. 13). Bei Kürchhoff wird nun ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sich die Eingeborenen der Elfenbeinküste bei anderen geschäftlichen Transaktionen keiner Gewichte bedienen, sondern nur beim Verkauf von Goldstaub und von Goldklumpen, sowie beim Abmessen der an die Häuptlinge als Tribut abzuliefernden Menge Goldstaubs. Also gerade auch im Verkehr der Eingeborenen untereinander sind diese Gewichtsstücke in Gebrauch. Wenn wir oben gesehen haben, dass die Goldschmiedekunst in unseren Gegenden schon vor Ankunft der Europäer blühte, werden auch diese

1) Bosman I S. 85.

2) S. 272.

3) MFDSch. Bd. XI S. 109.

4) ZE. 1896 S. (224).

5) de la Fosse in l'Anthropologie 1900 S. 431 ff.

Goldgewichte nicht erst durch Europäer eingeführt sein, sind doch nach Reichenow¹⁾ manchmal diese Goldgewichte aus Gold sehr zierlich gearbeitet, also selbst ein Erzeugnis der dortigen Goldschmiedekunst. Sowohl aber diese Goldgewichte aus Gold, wie die aus Bronze und ebenso mancher Goldschmuck werden durch das sog. „verlorene Wachsverfahren“ hergestellt. So ist es bei den Aschantileuten, so bei den Baule der Elfenbeinküste, so hat man auch in Benin die berühmten Bronzen hergestellt. Das „verlorene Wachsverfahren“ beim Metallguss ist ein weiteres Charakteristikum von Gross-Benin. Interessant ist, dass die Aschantier den Gebrauch der Gold- und Silbergewichte nicht aus ihrer nördlichen Urheimat mitgebracht haben, sondern erst während der Regierung von Opoku Ware (1731—1749) von dem König von Takyiman Amo Yaw gelernt haben wollen²⁾. Takyiman war demnach eher von der Kultur Benins berührt, als die aus dem Norden gekommenen Aschanti. Im Süden Benins aber, an der Loangoküste, hat man ebenfalls nicht nur kunstvolle Bearbeitung der Metalle überhaupt, sondern auch gerade dieses Giessen über die verlorene Form; mit Recht sieht Staudinger³⁾ darin einen Beweis dafür, dass auch die Loango zu dem Reiche Benin in seiner Glanzzeit in Beziehungen gestanden haben müssen. Nun wird uns aber gerade über das „verlorene Wachsverfahren“ eine sehr interessante Notiz aus dem Altertum überliefert. Der König Sanherib von Assyrien nämlich benutzte die Bewohner der Länder Kui, Cilicien, Philistaea, Tyrus als Arbeiter bei seinen Palästen und berichtet in bezug darauf: „In dem klugen Verstande, welchen mir der Herr der Weisheit, Ea, gegeben hat, machte ich für die Kupferarbeiten, welche ich für den Bedarf meiner Paläste in Ninive anzufertigen hatte, auf Befehl des Gottes Formen aus Lehm und goss Bronze hinein.“ Während bis dahin die Assyrer beim Giessen hölzerne Formen benutzten, führt er beim Metallguss das sog. verlorene Wachsverfahren ein, das er von den Phöniziern erlernt hatte⁴⁾! Die Phönizier waren auch seine Lehrmeister im Metallguss, wie schon 300 Jahre vorher zu Salomos Zeiten für Israel (1. Kg. 7, 14 ff.). Ihre Metallindustrie war ja eine der berühmtesten jener Zeiten und versorgte den ganzen Markt des vorderen Orients. Woher mögen die Phönizier, deren eigenes Land so arm an Metallen ist, sie gelernt haben?

Für die Herkunft unserer Goldgewichte kann ich auf drei Momente hinweisen. Zuerst, dass es in ganz Afrika ausserhalb unseres Kulturgebietes nirgends ähnliche Gewichte, dagegen ganz ähnliche Goldgewichte bei den alten Ägyptern und Assyrern gibt. Die assyrischen⁵⁾ Gewichte haben in der Regel die Form von liegenden Löwen, die babylonischen




1) Geogr. Universalbibliothek V S. 22. Vgl. auch Bowdich S. 260. The Kings scales . . . and weights were neatly made of the purest gold, that could be manufactured.

2) Reindorf S. 75.

3) ZE. 1908 S. 282.

4) ZE. 1908 S. 47.

5) ZE. 1889 S. 245 ff., 1891 S. 515 ff.

die von Schwimmvögeln, aber es finden sich auch Darstellungen von Rindern, Schweinen, Antilopen u. dgl.; die ägyptischen¹⁾ zeigen die Gestalt von liegenden Stieren und die kleineren die Form von Stierköpfen und Steinziegeln (also rechteckig, wie die kleineren in Aschanti). Bei den Altbabyloniern unterscheidet man die doppelt wiegenden „Minen des Königs“ von den gewöhnlichen Gewichten, der Aschantikönig hatte seine eigenen „Königsgewichte“, die schwerer waren als die andern²⁾. Die Gewichtsbezeichnung fand im Altertum³⁾ durch Punkte statt, ebenso auf den Aschantigoldgewichten⁴⁾. Dies alles erweckt die Vermutung, jene Aschantigoldgewichte seien auf ägyptischen Einfluss zurückzuführen. Jedoch liegt der Sachverhalt verwickelter. Auf dem auf Abb. C, Nr. 10 abgebildeten Goldgewicht sehen wir das bekannte Sauvastika-Zeichen, das sich auch sonst häufig auf Aschantigoldgewichten findet. Nun kommt freilich dieses symbolische Zeichen auch sonst in Afrika vor. Z. B. fand Weule⁵⁾ es in Mwitani an der Haustür des Häuptlings Nakaam in sauberer aus Elfenbeinblättchen gefertigter Einlegearbeit. Dort war es etwas modern eingeführtes, „ein Stern“ nach der Meinung des Häuptlings, den, wie auch andere dortige Ornamente, der Baumeister von der Ostküste Afrikas mitgebracht hatte. Und wenn man dann weiter dieses Zeichen bei einer Basundifrau⁶⁾ gefunden hat, so wohnen die Basundi ja in dem Hinterlande der Loangoküste, deren Zusammenhang mit dem alten Kulturgebiet von Benin wir gerade eben beim „verlorenen Wachsverfahren“ erwähnt haben. Der Punkt aber, auf dem zuerst in Afrika sich jenes Zeichen, und zwar in ganz regulärer Form auf Bronze gefunden hat, ist ein Teil von Gross-Benin, die Goldküste. Nun wird in der Abhandlung von Wilson über Swastika, Washington 1896 eingehend geschildert, wie fast alle Varianten des Swastika-Zeichens während des Bronzezeitalters in Gebrauch kamen; in Spanien und Portugal gehört es dem prähistorischen Eisenzeitalter an. Nach Ohnefalsch-Richter ist dieses Zeichen einst durch die Phönizier aus Indien über See eingeführt, da es sich in alter Zeit nicht in Babylonien, Assyrien, Persien; und in Ägypten nur auf fremder Importware und in späterer Zeit findet. Dagegen überall, wohin die Phönizier kamen, führten sie es ein. So haben wir es in Troja, Cypern, Karthago, Nordafrika, Etrurien usw.⁷⁾. Interessant sind nun auch die Symbole, die in Verbindung mit dem Sauvastika- oder dem Swastika-Zeichen erscheinen. In Spanien und Portugal erscheint es in Verbindung mit einer Ente; auf Hüttenurnen Etruriens  oder in Verbindung mit dem Zeichen ; in Indien und in Troja in Verbindung mit Sternen. Zu dem indischen  vergleiche man den abgebildeten

1) Peters, Ein Goldland des Altertums S. 284.

2) Kürchhoff, ZE. 1908 S. 118.

3) ZE. 1891 S. 530.

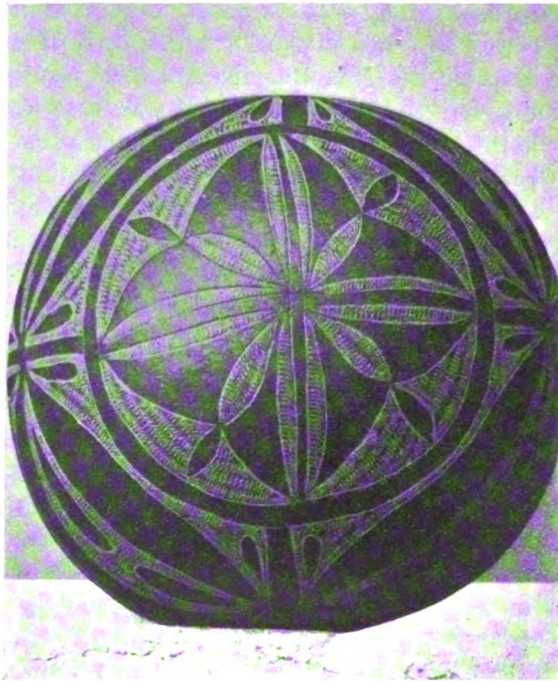
4) Siehe Abbildung A, Nr. 9, 10, 11.

5) Siehe Abbildung in seinem „Negerleben in Ostafrika“.

6) ZE. 1896 (S. 138).

7) Schliemann Ilios S. 396.

Negerfetischkamm (Abb. B), auf dem sich freilich nicht das Sauvastika-Zeichen, wohl aber ähnliche Sterndarstellungen finden. Was nun die Zeit anlangt, so sollen diese Symbole im 13. bis 12. vorchristl. Jahrhundert in Terremario, 11. bis 6. Jahrhundert in Villanova und Etrurien in Gebrauch gewesen sein; nach italienischen Archäologen wird jener Stuhl auf den etruskischen Hüttenurnen dem den Etruskern vorhergehenden Volke und dem 12. bis 11. Jahrhundert zugeschrieben. Nach all diesem möchte ich vermuten, dass auch in Westafrika das Sauvastika-Zeichen durch die Phönizier eingeführt ist. Da hat nun aber v. Luschan die Ansicht geäußert, dass dieses Zeichen in Westafrika selbst, und zwar aus zwei sich kreuzenden Eidechsen, wie wir sie auf den abgebildeten



Kalebasse Nr. 1.

Kalebassen Nr. 2 und 3 sehen, entstanden sei. Diese Ansicht aber ist wenig wahrscheinlich. Schon der Umstand, dass dieses Sauvastika-Zeichen in den vom Handel des Altertums berührten Gegenden sich gerade im Bronzezeitalter findet, spricht dafür, dass es auch nach Aschanti zur Bronzezeit gekommen ist, wo wir ja das reguläre Zeichen noch heute gerade auf der Bronze finden. Dann aber geben die zwei sich kreuzenden Eidechsen, wenn sie stilisiert werden, in erster Linie nicht ein Sauvastika-Zeichen, sondern die Figur, die wir auf Kalebasse Nr. 1 sehen. Demnach möchte ich für Westafrika die Entstehung des Sauvastika-Zeichens aus den beiden Eidechsen ablehnen und aus den angeführten Gründen das fertige Zeichen nach Westafrika eingeführt sein lassen. Eine andere Frage ist es natürlich, ob etwa in seiner Urheimat jenes Zeichen aus den beiden Eidechsen

entstanden ist. Man hat ja verschiedene Hypothesen über die Entstehung desselben aufgestellt. — Haben nun aber etwa die Phönizier mit dem Sauvastika-Zeichen auch die Goldgewichte nach Westafrika gebracht. So wenig ich mich schon jetzt für die Herkunft der Goldgewichte aus Ägypten entscheiden möchte, so wenig für ihre Einfuhr durch die Phönizier. Wir kommen jetzt zu dem Gewichtssystem der Aschantigewichte.

Aus den Notizen meines Vaters, der 12 Jahre (1863—1869 und 1878 bis 1884) als Kaufmann und Bergwerksbetriebsdirektor an der Goldküste gelebt hat, geht hervor, dass das mit dem \square versehene Goldgewicht, das drei Punkte zeigt (siehe die Abbildung C Nr. 10 und Abbildung A Nr. 11), einen Wert von $\frac{1}{3}$ und das mit dem Zeichen \square versehene, das vier Punkte hat, einen Wert von $\frac{1}{2}$ hat. Zieht man das erstere von dem letzteren ab, so bekommt man als Wert für einen Punkt $\frac{1}{6}$, d. h. 4 sh. 2 d. Das aber ist der Wert von einem ackie = dollar (siehe Gundert, Vier Jahre in Aschanti, S. 273), der entweder zu 4 sh. 6 d. oder 4 sh. 2 d. gerechnet wird. Somit heisst von den abgebildeten Gewichten das

Abb. A Abb. C

Nr. 11	Nr. 10 mit 3 Punkten:	nnomanu	=	3 ackie	=	24 taku
„ 9	„ 8 „ 4	„	:	amamfisuru	=	4 ackie = 32 taku
„ 10	„ 6 „ 7	„	:	dwowa	=	7 ackie = 56 taku

Hier ist ein Ashanti-dwowa gemeint, das Akim-dwowa zählt 8 ackie, siehe die Liste bei Christaller.

Ich habe nun schon vor Jahren durch einen Goldschmidt das Gewicht meiner Stücke feststellen lassen, und es ergab sich $\cdot\cdot\cdot = 5$, $\cdot\cdot\cdot = 8$, $\cdot\cdot\cdot = 14$ g. Mein $\cdot\cdot\cdot$ -Gewicht ist, wie die Beschaffenheit des anscheinend abgeschabten Stückes beweist, nicht genau; es müsste 1 g mehr wiegen, dann würde auch die Rechnung stimmen $\cdot\cdot\cdot + \cdot\cdot\cdot = \cdot\cdot\cdot$ oder $6 + 8 = 14$. Umgekehrt wiegt mein kleinstes Stück mit einem Punkt (siehe die Abbildung C Nr. 9) 2,2 g, also anscheinend 0,2 g zuviel.

Nun aber sind nicht nur die rechtwinkligen Gewichte mit Punkten versehen, auch mein Ambos zeigt solche, und zwar zwei; es liegt demnach eine andere Skala zugrunde. Mein Vater hat dies Gewicht gezeichnet mit 16 \$, das ist aber in Akim das Gewicht nnwowa mnienu, d. h. 2 dwowa Akimer Währung, oder nach Aschantirechnung 2 nansua. Damit ist als Wert jedes Punktes auf dem Ambos 8 ackie = 1 nansua festgestellt. Es wird sich nun empfehlen, im Berliner Museum nachzuforschen, ob die dortigen Gewichte mit Punkten versehen sind, die zu den beiden von mir jetzt nachgewiesenen Gewichtssystemen passen; vor allem werden die rechteckigen zu untersuchen sein, wobei ich besonders auf die länglichen Sauvastika-Gewichte aufmerksam mache. — Mein Vater hat nun auch noch das Gewichtsstück (Abbildung C Nr. 7), das nicht mit Punkten versehen ist, mit der Bezeichnung 1 £ versehen, es wiegt 9 g. Nach den mir vorliegenden Tabellen ist es anscheinend das Gewicht suru = $4\frac{1}{2}$ ackie = 36 taku, das einen Wert von 1 £ 3 d. besitzt.

Es fragt sich nun, woher stammen diese Gewichtsbennungen? Während die Worte *suru*, *nansua*, *dwowa* der Tschisprache anzugehören scheinen, muss das Wort *ackie*, das nach Gundert von den Kaufleuten an der Küste gebraucht wird, wie schon die Form zeigt, ausländischer Herkunft sein. Dafür zeugt auch schon seine Gleichstellung mit dem *dollar*. Nun weist die *dollar-Rechnung* auf Spanien hin, wo ja die *Pesos* auch *dollar* genannt wurden. Wie ein *Peso* früher in 8 *Reales* zerfiel, so ein *ackie* in 8 *taku*. Das Wort *ackie* erinnert nach Burton und Cameron II 155 an das arabische *wukkah* oder *wukkiyah*; vergleiche auch das marokkanische Handelsgewicht *uckie* = $\frac{1}{14}$ *ratel* und die marokkanische Münze *uckie*. Wenn sich auf spanischen (jüdischen oder arabischen) Goldgewichten der Punkt als Wertbezeichnung für einen *dollar* nachweisen lässt, würde dadurch die Frage nach der Herkunft dieses Gewichtssystems gelöst sein. Wichtig erscheint mir nun aber, dass sich die Punkte als Gewichtsbezeichnung auch auf dem *Ambos*, der doch zu den Figurengewichten gehört, finden. Hier ist die Werteinheit 1 *nansua* (= 1 *dwowa* *Akimer* Währung) und wiegt 15,25 *g*, während ein *Ashanti-dwowa* 14 *g* wiegt. Durch dieses von mir auf dem *Ambos* nachgewiesene Gewichtssystem ist es bewiesen, dass die *Asante-gold weights* mit Figurendarstellungen auch wirklich Gewichte sind. Der Zweifel, den Meinhof darüber geäußert hat, ist also unberechtigt. Dass sich gleiche Darstellungen wie die der Goldgewichte auf Schnitzereien aus Togo und auf Beninsachen finden, worauf Meinhof hinweist¹⁾, ist längst bekannt. Symbolische Zeichen und *Memoria technica* gibt es von der Elfenbeinküste bis zum Niger in solcher Fülle, dass darüber in einer besonderen Arbeit zu reden sein wird.

Kapitel 9.

Spuren uralten Seeverkehrs III: Astronomisches.

Wir kommen nunmehr zu einem dritten Beweise für die Beziehungen der westafrikanischen Küste zur altorientalischen Kultur. Das Volk der *Baule* im Hinterland der Elfenbeinküste, wo sich jener *Perlenberg* befindet, hat eine gewisse Sternkunde. Und zwar kennen sie unter anderem den „Polarstern“ und seine Eigenschaft, den Norden anzuzeigen. Mit Hilfe des „Grossen Bären“ verstehen sie seine Stellung zu finden und orientieren sich danach. Wie de la Fosse schreibt²⁾, sei das um so bemerkenswerter, als der Polarstern dort sehr tief am Horizonte steht und selten d'une façon nette zu sehen sei. Das merkwürdigste aber ist, dass sie den Polarstern „den Wegweiser“ *mè ati* nennen; man denkt unwillkürlich, dieser Name müsste durch Seefahrer dorthin gekommen sein. Nun soll nach einer Notiz bei *Movers*³⁾ der Polarstern im Altertum bei den Phöniziern sehr angesehen gewesen sein und nach ihnen den Namen *Φωινίκη* erhalten haben. Von Direktor *Archenhold* aber hörte ich, dass

1) Zeitschrift für Kolonialsprachen I S. 73, Meinhof, Die moderne Sprachforschung in Afrika S. 119.

2) L'Anthropologie 1900 S. 431 ff.

3) *Movers* Phönizier I S. 531.

der Polarstern im Altertum noch keine Rolle gespielt habe, und noch kein „Wegweiser“ gewesen sei. — Auch an der Goldküste¹⁾ sind Sterne bekannt; man kennt dort ebenso wie in unserer Kolonie Togo²⁾ den „Orion“, man kennt dort auch die „Plejaden“ und nennt sie „die Henne mit ihren Küchlein“. An das Erscheinen des letzteren Gestirns knüpft sich in unserer Kolonie Togo in der Landschaft Avatime, deren Bewohner ja von der Goldküste stammen, ein besonderes Fest³⁾. Zweimal in jedem Jahre wird ein besonderer Landesgottesdienst gehalten, der je drei Wochen umfasst, in den Monaten Juli und November. Vor der Reissaatzeit und vor Beginn der Reisernte hat einer der Ältesten in Biakpa, dem Hauptfetschplatz, jeden Morgen in der Frühe aufzustehen und nach dem Sternbild der „Gluckhenne“ auszusehen. Erblickt er dies Sternbild im Norden, so macht er dem Ayapo-Oberpriester seiner Stadt sofort die Mitteilung, „die Gluckhenne ist erschienen“. Letzterer sendet augenblicklich eine Botschaft zu allen Ayapopriestern, die diese Nachricht mit Freuden begrüßen. Ein ganz ähnliches Fest fand sich, wie Missionar Vedder mitteilt⁴⁾, bei den jetzt verschwundenen Kaphottentotten Südafrikas, auch dort wurde das Erscheinen des Siebengestirns mit einem jährlichen Fest gefeiert. — Auch bei den in Westafrika östlich von der Sklavenküste wohnenden Yorubavölkern kennt man ein Sternbild die „Gluckhenne“. Wenn Ellis⁵⁾ darunter die Milchstrasse verstanden wissen will, so wird das eine irrtümliche Anschauung sein; auch hier wird der Name „Gluckhenne“ die Plejaden anzeigen. Ist das doch der Jahrtausende alte Name für dieses Sternbild; schon das Targum kennt den Namen „Glucke“ und meint wahrscheinlich die Plejaden damit⁶⁾. — Nun ist auch westlich von unserem Gebiete, in der Landschaft Quoja am Vorgebirge Mesurado an der heutigen Liberiaküste das Sternbild des Stieres bekannt, zu dem ja die Plejaden gehören. Nach Allg. Hist.⁷⁾ teilen die Quoja-Neger den Tag nicht in Stunden, sondern erkennen nur, wenn es Mitternacht ist, an den fünf Sternen, welche sie Monja Ding oder „des Herrn Sohn“ heissen, die ausser den Plejaden im Kopfe des Stieres erscheinen, also an den Hyaden. Nach Littmann⁸⁾ heisst bei den Abessinern das Sternbild des Stieres Kema und ihr Sohn Ali.

Nun haben aber im Altertum die Plejaden und die Hyaden eine wichtige Rolle gespielt⁹⁾. Sie heissen die Schiffersterne Schol Arat 254, die in Verbindung mit dem kühnen Seefahrer Atlas gebracht werden. Der Frühuntergang der Plejaden (3. Nov.) bedeutete für die Mittelmeerlande das Ende der Schifffahrt und den Eintritt des Winters, daher die

1) Christaller I 210, 345.

2) MFSch. I 165. Westermann, Wörterbuch 274.

3) Monatsblatt d. Nordd. Miss. 1889 Nr. 11 S. 104.

4) Semit. Lehnworte in der Namasprache S. 34.

5) S. 83, 242.

6) PRE. XIX S. 13 Zeile 54 f.

7) III 623.

8) Arch. f. Rel. 1908 S. 317.

9) Zum folgenden vgl. Roscher, Lexikon der Mythologie, III 2549 ff.

Unruhe von Hannibals Soldaten, die sich zu dieser Zeit (*occidente jam sidere Vergiliarum Liv. 21₃₅*) noch in den Alpen befanden und von dem ersten Schneefall betroffen wurden. Auch in der Landwirtschaft richtete man sich nach den Plejaden¹). Ihr Wiedererscheinen vor Sonnenaufgang ist das Zeichen, dass man die Sichel zur Ernte schleifen soll (*Hesiod 384*). Wenn aber Plejaden, Hyaden und Orion sich hinabneigen, soll der Bauer an die Aussaat denken (*ibid. 614 ff.*). Nach Theon v. Alexandrien (um 380 p. Chr.) kündigt der Frühaufgang der Plejaden in Ägypten den Anfang der Hitze und Ernte an, ihr Niedergang in der Morgenzeit den Anfang der Pflugzeit, der Spätaufgang die Kälte. Jupiter selbst hat ihnen ihre Stelle angewiesen, damit sie den Sterblichen getreue Verkünder sein können der Veränderung der Jahreszeiten sowie des Aufgangs von Sommer und Winter (*ad Arat. Phoen. 133*)²). Wie in Westafrika die Plejaden eine Rolle in der Landwirtschaft spielen, haben wir schon oben gesehen. Aus Ostafrika aber berichtet Burton³), Zanzibar. von den Wasuahili, dass sie ihre Ackerbau-Jahreszeiten nach Sternen berechnen, die sie Kilimia nennen. Kilimia appearing in the East is a signal for the agriculturist to prepare his land. Kilimia aber sind die Plejaden⁴). Endlich ist es nun aber bekannt, dass auf dem Schilde des Achill II. XVIII 483 in dem mittelsten Kreise an erster Stelle die Plejaden zu sehen waren:

*ἡέλιόν τ' ἀκάμαντα σελήνην τε πλήθουσαν
 ἔν δὲ τὰ τεύχεα πάντα, τὰ τ' οὐρανὸς ἑστεφάνουται
 Πλημιάδας δ' Ἰάδαο τε τότε σθένος Ὠρίωνος
 Ἄρκιον δ' ἦν καὶ ἄμαξαν ἐπίκλησιν καλέονσι.*

Die Plejaden haben nach diesem vielfältigen Zeugnis der Alten für das ganze Leben einer gewissen Zeit eine bedeutsame Rolle gespielt. Diese Vormachtsstellung am Himmel hatten aber die Plejaden im „Stierzeitalter“, als die Sonne in der Frühlingstag- und -nachtgleiche im Stiere stand, und zwar gegen Ende dieses Zeitraumes, da die Plejaden am weitesten nach dem Sternbild des Widders zu stehen, also etwa um Ausgang des 2. Jahrtausends vor Christo; sie hatten sie noch zu Salomos Zeit. —

Zu dem eben angeführten Schilde des Achill bemerkt Helbig⁵): „Ich halte es nicht für unmöglich, dass einmal eine phönizische Schale zutage kommt, deren mittlerer Kreis wie auf dem Schild mit einer Gruppe von Himmelskörpern geschmückt ist. Diese Erwartung Helbig's ist bis jetzt, soweit mir bekannt, hinsichtlich phönizischer Funde nicht eingetroffen, wohl aber gibt es — westafrikanische Kalebassen mit solchen Darstellungen. Mein Vater hat von der Westküste Afrikas zwei Kalebassen mitgebracht

1) Jeremias, *Alter der babylon. Astronomie* 2. Aufl. S. 87 f.

2) E. Bunsen, *Die Plejaden und der Tierkreis*, S. 13.

3) Burton, *Zanzibar*, S. 176.

4) Bei den Masai zeigen die Plejaden (n gokwa) durch ihr Wiedersichtbarwerden im Westen den Beginn der nach ihnen benannten grossen Regenzeit an. *Weltall VI* 132.

5) Das homerische Epos S. 413.

(jetzt im Museum für Völkerkunde, Berlin), die Sterndarstellungen zeigen¹⁾ (siehe Abbildung Kalebasse Nr. 2 u. 3). In der Mitte der einen sehen wir, durch einen Kreis von den übrigen Bildern getrennt, zwei kreuzweis übereinander liegende Eidechsen, Halbmond und Stern und eine Gruppe von sieben Sternen. Ausserhalb dieses Kreises finden sich rund um die Kalebasse herum, ausser Wellenlinien- und Vierblattnament, ein grosser zwölfekiger Stern = Sonne, gekrümmtes Doppelschwert, stilisierter Stierkopf, Pflanze, stilisierter Schmetterling, Schlüssel, Segelschiff mit englischer Flagge, und ein Bild, das ich nicht zu deuten weiss; ferner ist infolge späterer Schraffierung nicht mehr deutlich zu sehen: das einschneidige lange Messer, das sich auch auf dem Fetischkamm findet, und der Stab mit



Kalebasse Nr. 2.

zwei sich darum windenden Schlangen, der aber fast wie eine Brille aussieht. Während die Kalebasse Nr. 2 überall spitze Formen zeigt, was sich besonders bei der Sonne, dem Stierkopf und dem Wellenlinienornament bemerkbar macht, hat die andere, anscheinend bedeutend ältere Kalebasse runde Formen. Wiederum haben wir in der Mitte die beiden sich kreuzenden Eidechsen. Nun sind aber die Sternbilderdarstellungen nicht durch einen Kreis von den übrigen Darstellungen abgetrennt, sondern wechseln mit ihnen. Da sehen wir das sechsspeichige Sonnenrad (auch auf dem Fetischkamm), Halbmond und Stern, Gruppe von sieben Sternen, einen Mann mit viereckiger platter Mütze, der seinen einen Arm nach

1) Die Lücken auf den flächentreuen Zeichnungen kommen von der starken Krümmung der Schalen.

oben, den andern nach unten streckt, ferner gekrümmtes Doppelschwert, stilisierter Stierkopf, Pflanze, stilisierter Schmetterling, Fetischstuhl, Vogel, der sich den Schwanz rupft, Schlange, Krokodil, Antilope, hockender Europäer und ein mir unverständliches Bild. Ornamentierung findet sich auf dieser Kalebasse nicht, wohl aber Schraffierung. Auf dem Fetischkamm sieht man ausser dem schon erwähnten Sonnenrad, Messer und stilisiertem Stierkopf noch Halbmond mit fünf Sternen und quadratische Ornamente, schachbrettähnlich (siehe Abb. B). — Es ist mir bisher nicht gelungen, festzustellen, ob meine Kalebassen von der Gold- oder Sklavenküste stammen, auch habe ich bisher auf Kalebassen nichts Ähnliches gesehen, wohl aber auf Beninsachen; sind es doch neben den Sterndar-



Kalebasse Nr. 3.

stellungen auch meistens unserm Kulturbezirk eigentümliche Symbole, die wir auf diesen Kalebassen sehen: gekrümmtes Doppelschwert, einschneidiges Schwert, Fetischstuhl, Stierkopf, Schlangensstab. Was nun aber die Sterndarstellungen: Sonne, Halbmond und Stern, und Siebengestirn anlangt, so fällt einem sofort die auf den ersten Blick sehr überraschende Identität mit dem an babylonischen Königsstelen, Grenzsteinen und Haustüren zu sehenden Symbol $\circ \cdot \cdot \cdot \cdot \smile \text{☉}$ auf¹⁾. Sogar die Sonne ist beiderwärts durch ein vier- oder sechsspeichiges Rad dargestellt; der in Verbindung mit dem Halbmond stehende Stern ist natürlich Venus (diese Verbindung findet sich in Nordafrika häufig auf punischen Grabsteinen; bei den Yorubavölkern Westafrikas heisst die Venus „des Mondes

1) Meyer, Gesch. des Altertums, § 427 S. 527; Hommel, Gesch. des alten Morgenlandes, 1895 S. 42; RGG. I Sp. 871.

Hund“ wegen der treuen Begleitung, beim Ewevolk „Des Mondes Braut“) und die sieben Sterne sind die Plejaden. Ich unterlasse es zur Zeit noch, irgend welche Folgerungen aus dieser Identität zu ziehen, mache nur auf zweierlei aufmerksam. Zuerst, dass genau die ebengenannte westafrikanische und babylonische Darstellung sich auf dem tönernen Spinnwirtel Ilios Nr. 1969 findet und eine ähnliche Darstellung auf einem etruskischen Spiegel¹⁾. Auf dieser Darstellung ist nach Grimme die Mannesgestalt mit dem einen hocherhobenem Arm aller Wahrscheinlichkeit nach Orion, er ist begleitet von Hund und Hase, über ihm sieht man eine Gruppe von sieben grossen Sternen und einen kleinen und innerhalb dieser eine Mondsichel. Nicht bloss nach Grimme, sondern auch nach andern Forschern haben wir hier eine Darstellung des „Plejadenkampfes“ vor uns. Dass Troja mit Etrurien zu den verschiedensten Zeiten in Verbindung gestanden hat, steht nach vielen Funden, die man gemacht hat, fest. Ed. Meyer schreibt in der neuesten Auflage seiner Geschichte des Altertums S. 694, dass schon in den ältesten Gräbern Etruriens ganz gleichartige Elemente sich finden, wie auf den anderen Gebieten der trojanischen Kultur, woraus ein reger durch die See vermittelter Austausch, neben dem es an Kriegen und Umwälzungen nicht gefehlt haben wird, folge. Für die sonstigen Beziehungen Etruriens nach dem Osten mache ich nur auf vier charakteristische Punkte aufmerksam. Zuerst auf das etruskische Weltjahr, über das Suidas sub *Τυρρηνα* berichtet²⁾: Der Demiurg habe der Welt zwölf Jahrtausende zum Lebensalter anberaumt und jedes Tausend unter die Herrschaft eines Tierkreiszeichens gestellt. Sechs Jahrtausende habe die Schöpfung gedauert, sechs soll der Bestand sein. Im ersten sei Himmel und Erde, im zweiten das Firmament, im dritten Meer und Gewässer, dann die beiden grossen Lichter, die Seelen der Tiere und zuletzt der Mensch geschaffen worden. Das sind aber, wie uns allen bekannt, altorientalische Ideen. Nach Jeremias zeigt 2. die systematische Hervorhebung der Zwölfzahl z. B. bei Stammeseinteilungen Bekanntschaft der Etrusker mit altorientalischen Gedanken. 3. hat man in Vetulonia in Etrurien, wie Usener, Die Sintflutsagen, S. 248—253 mitteilt, ein kleines Schiff aus Bronze gefunden, mit Darstellungen verschiedenartigsten Getiers, dem Anschein nach durchweg Haustiere, wie Hund, Ackerstier, Schweinefamilie, Schaf, Kalb oder Esel und Gans. Nach Usener haben wir in diesem Funde eine Arche Noäh im kleinen vor uns, sie trägt phönizischen Charakter an sich, ist aber nicht phönizischer Import, sondern von einheimischem Handwerker fremdländischer Vorlage nachgebildet, das betreffende Grab gehört dem 7. Jahrhundert v. Chr. an. Ein ähnliches Bronzeschiffchen wurde auch in Sardinien gefunden. 4. kommen auf etruskischen Spiegeln Darstellungen vor, die sich nach dem beigeschriebenen Namen Atunis zweifellos auf Aphrodite und Adonis beziehen³⁾.

1) Grimme, Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult, Tafel II Nr. 7; Roscher, Lexikon, III Sp. 1026.

2) Jeremias, Das alte Testament im Lichte des Alten Orients, 1. Aufl. S. 65.

3) PRE. XIX S. 375 Zeile 2 f.

Wie Etrurien aber nach Osten Beziehungen gehabt hat, so auch nach Westafrika. Das wird unwiderleglich bewiesen durch den auf einer pränestiner Schale dargestellten westafrikanischen Affen (*Cynocephalus sphinx*, Mandrill)¹⁾. Weiter finden sich in Etrurien kleine Bronzefiguren, völlig analog den Aschantigoldgewichten, die für den Hausgottesdienst in Etrurien gebraucht wurden. In Etrurien und Westafrika haben wir wie in Troja das \boxplus -zeichen und das Stuhlmotiv. Die Hüttenurnen Etruriens erinnern an das Giebeldachhaus Westafrikas. Wir haben beiderwärts Perlen und durchbohrte Zylinder aus Glas als phönizische Einfuhr. Bowdich schreibt von dem westafrikanischen sanko-Instrument²⁾: the Etruscan character of the carving is very surprising und Leo Frobenius hat ZE.³⁾ darauf aufmerksam gemacht, was der Vollständigkeit halber hier auch herangezogen werden mag, dass die Ornamente Benins Ähnlichkeit haben mit denen der — Langobarden. Nach all diesem kann nicht daran gezweifelt werden, dass Etrurien mit Westafrika uralte Verbindungen gehabt hat, die teils durch die Althönizier vermittelt, teils aber wohl auch selbst unterhalten wurden. Waren die Etrusker doch neben den Phöniziern und Karthagern das bedeutendste Handelsvolk des Mittelmeers, das mit den letzteren ja nach dem Zeugnis des Aristoteles Handelsverträge abgeschlossen hat. Dürfen wir nun aber überdies noch weitergehen und annehmen, dass umgekehrt auch Westafrika nach Etrurien hinübergewirkt hat? Was soll die Nachricht Platos bedeuten, dass Atlantis sich erstreckt habe bis nach Etrurien und bis nach Ägypten???

Durch meine beiden Kalebassen wird nun auch ein neues Licht geworfen auf einen merkwürdigen Holzteller, der in Rhodesia in Südafrika gefunden worden ist, und der in der Mitte ein Krokodil (meine Kalebassen haben, wie erwähnt, in der Mitte zwei gekreuzte Eidechsen) und am Rande allerlei symbolische Zeichen hat. Da haben wir Zeichen, die an den Tierkreis erinnern: Stier, Zwillinge, Jungfrau?, Bogenschütze, Wassermann?; da sehen wir die unter dem Namen „Dollos“ bekannten Wurfzauberhölzer der Kaffern; da haben wir ausser anderen nicht mehr deut- und erkennbaren aber auch Symbole, die wir eben in Westafrika kennen gelernt haben, nämlich \uparrow und Eidechse; und endlich Sonnenrad, Halbmond und Venus, Gruppe von drei Sternen und eine nach Armhaltung und Kopfbedeckung ganz und gar an den auf der einen Kalebasse dargestellten Mann erinnernde Mannesgestalt; den man schon als Orion gedeutet hat (siehe Abb. 4). P. Staudinger⁴⁾ hat die Darstellungen auf dieser Holzschüssel einen verdorbenen, mit negerischen Elementen vermischten Tierkreis genannt. Er hat unseres Erachtens Recht. Symbolische Zeichen verschiedenartigsten Ursprungs sind hier zu einem bunten Durcheinander vereinigt. Wichtig für unsere Untersuchung ist, dass sich darunter auch astronomische

1) Helbig. Das homerische Epos.

2) Bowdich S. 261.

3) ZE. 1907 S. 330 ff.

4) ZE. 1906 S. 921.

Symbole zeigen, die an westafrikanische erinnern. Wenn wir oben sahen, dass sich in den beiden Goldländern West- und Südafrikas dieselben Perlen fanden, so haben wir jetzt beiderwärts gleiche symbolische Zeichen entdeckt.

Unter den westafrikanischen astronomischen Zeichen findet sich nun auch, wie schon verschiedentlich bemerkt, die moderne Tierkreisdarstellung, die man ja jetzt so häufig auch in Deutschland auf den Goldringen aus Westafrika sieht. Bei den Baule werden diese Tierkreiszeichen auf Ringen nicht im Innern des Landes, sondern nur an der



Abb. 4.

Küste dargestellt, während das „verlorene Wachsverfahren“ überall geübt wird. Demnach muss diese Darstellung des Tierkreises später als letzteres dorthin gekommen sein, was ja auch schon daraus folgt, dass die jetzt üblichen Zodiakusbilder erst seit dem 10. Jahrhundert¹⁾ auf Darstellungen erscheinen. Ich hatte vermutet, dass diese Darstellung durch die am Ende des 15. Jahrhunderts als Pflanzler nach der Goldküste versetzten spanischen Juden²⁾ dorthin gekommen sei, und war dazu veranlasst durch einen von der Goldküste stammenden Ring, der die Inschrift trägt

1) EB. Bd. 24 S. 792.

2) Ritter, Gesch. d. Erdkunde S. 248 f. und Staudinger in Verhandlungen des Intern. Geographentages, Berlin 1899, Bd. I, S. 59/61.

MIZPAH. Diese Vermutung wird mir durch eine gütige Mitteilung P. Staudingers bestätigt, dass MIZPAH-Ringe als jüdische Verlobungsringe gelten (siehe Abb. A Nr. 5, 6). Nun hat aber M. Kirmes im Briefkasten des Sammler-Daheim 1909 Nr. 51 S. 32 darauf hingewiesen, dass diese Tierkreisringe ursprünglich an der Ostküste Afrikas und in den Teilen Innerafrikas, die von altersher mit dem Osten in Verbindung standen, vorkamen. Auf persönliche Anfrage erfuhr ich von Professor Kirmes noch, dass diese Darstellung wohl ursprünglich in Asien entstanden sei und dass es sehr alte Exemplare gäbe in Sammlungen von Konstantinopel und Kairo. In der ZE. 1906 S. 884 wird die Anschauung vertreten, dass der westafrikanische Tierkreis, der neuerdings auch in Ostafrika nachgemacht werde, auf portugiesische Vorbilder zurückgehe. Ich lasse die Entscheidung offen. Nur mache ich darauf aufmerksam, dass nach einer von F. Brandes in London verfassten Zeitungsnotiz in den „Bremer Nachrichten“ vom 16. September 1903 bei den alten Römern bereits Zauberringe in Gebrauch waren, auf denen Sterne, der Kopf von Anubis, ein menschlicher Fuss oder der Zodiakus abgebildet waren. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, auf welche Quellen sich diese Mitteilung stützt, und auch nicht, was für ein Tierkreis es war. Irgendwie werden da die signa panthea in Betracht kommen, ob die Mithras-Religion da hineinspielt¹⁾?

Kapitel 10.

Sonstige Spuren phönizischer Westfahrten.

Ausser in Etrurien lassen sich nun aber auch noch an andern Stellen, die auf dem Seewege nach Westafrika liegen, Spuren phönizischen Einflusses nachweisen. Da will ich keinen Wert legen auf das, was man sich im 16. Jahrhundert und schon vorher bei den Arabern von uralten Bronze- und Steinbildern erzählte, die auf den Inseln ausserhalb der Säulen des Herkules oder in der Nähe der letzteren sich befunden haben sollen. So sollen bei Cadiz und auf den kanarischen Inseln Bronzeidole gestanden haben, und auf der äussersten Insel der Azoren²⁾ soll angeblich ein grosses Steinbild, ein Mann zu Ross, der mit ausgestreckter Rechten nach Nordwesten deutete, von den Entdeckern gefunden und nach Lissabon gebracht worden sein. Das alles können mehr oder minder Fabeln sein. Aber einen zwingenden Beweis für den Handel punischer Kaufleute bilden doch nun die vielen punischen Münzen, die auf den Azoren, wie Humboldt³⁾ angibt, gefunden worden sind. Wie dieser Umstand beweist, dass die Azoren den Puniern bekannt waren, so geht aus andern Beweisstücken hervor, dass die alten Phönizier schon die Kanarischen Inseln kannten. Denn bis zum Jahre 1868 stand in Orotava auf der Hauptinsel Teneriffa⁴⁾ ein uralter Drachenbaum, der nach den Schätzungen der Botaniker auf ein Alter von mehreren Jahrtausenden zurückblicken

1) Vgl. den Tierkreis von Heddernheim bei Wiesbaden.

2) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen S. 81.

3) Kritische Untersuchungen I S. 455.

4) CB. I 141—143.

musste; schon die Conquistadores, die 1493 die Insel betraten, waren von seinem Alter ergriffen. Von diesem Baume spricht Humboldt mit Verwunderung und fragt: „Ist sein Dasein ein Beweis dafür, dass die Bewohner der Kanarien einst mit asiatischen Völkern in Verkehr standen?“ Wir können Humboldts Frage mit Breusing¹⁾ dahin beantworten, dass jener Baum von den Phöniziern, die auf ihren östlichen Fahrten die Insel Sokotra besuchten, wo die Drachenbäume in üppiger Fülle gedeihen, mitgenommen und nach den westafrikanischen Inseln verpflanzt wurde. Haben wir doch auf ägyptischen Denkmälern Abbildungen davon, wie Blumenkübel von der Fahrt nach Punt mitgebracht wurden. Endlich hat man auch auf den Kanarischen Inseln Perlen gefunden, die nur von auswärts eingeführt sein können, vielleicht ebenfalls ein Beweis phönizischen Handels²⁾.

Durch solche Funde wird nun das bestätigt, was uns bei den alten Schriftstellern von phönizischen Kolonien ausserhalb der Säulen des Herkules berichtet wird. Nach Strabo haben die Phönizier schon vor Homer den besten Teil von Spanien und Afrika besetzt. Und er berichtet nach Eratosthenes (geb. 276), der als Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek und geborener Nordafrikaner und auch durch eigene Reisen über die Vorzeit des phönizischen Afrikas die beste Kunde haben konnte, dass in Nordwestafrika die Phönizier nicht weniger als 300 Städte gehabt haben sollen, welche die Pharusier und Nigriten zerstört hätten. Wenn man auch hinsichtlich der Zahl Bedenken gegen diese Angabe hat (und doch vergleiche man damit die 30 Forts, die im 17. Jahrhundert die europäischen Staaten bloss an der Goldküste hatten), so wird die Tatsache selbst, dass die Phönizier an der westafrikanischen Küste Kolonien hatten, doch heutzutage von den Geographen als historisch angenommen. Denn jener Bericht des Strabo erfährt eine bestätigende Beleuchtung durch eine zweite Nachricht. Im Jahre 500 ungefähr erhielt der Karthager Hanno von seiner Vaterstadt den Auftrag, mit einer Flotte von 60 Fünfundruderern eine Kolonisations- und Handelsexpedition an der Westküste Afrikas zu unternehmen. Von der Beschreibung dieser Reise wurde dann später auf Staatsbefehl ein Auszug gemacht und in dem Saturntempel zu Karthago aufgestellt, von dem wir noch eine griechische Übersetzung (*Περιπλους*) haben, deren Angaben oben schon verschiedentlich herangezogen wurden. Aus Hannos Periplus geht nun aber hervor, dass er sich bewusst war, nicht der erste zu sein, der jene Küsten besuchte. Während er von einer Stadt ausdrücklich sagt, dass er sie dort neu gegründet habe, nennt er andere Städte, die von seiner Expedition nur neu besetzt wurden, ein Beweis dafür, dass zu seiner Zeit wohl noch Überreste jener alten, von Eratosthenes und Strabo erwähnten Städte vorhanden gewesen sein müssen. Diese Expedition des Hanno hat nun aber, wie jetzt diejenigen annehmen, die die Westküste Afrikas aus eigener Anschauung kennen, sich mindestens bis zum Kamerungebirge erstreckt; dies ist, wie oben nachgewiesen, das *θεῶν ὄχημα* des Periplus. Dass die

1) Nautik der Alten.

2) CB. I 126.

Fahrt auch an dem südlichen Ufer Westafrikas entlang gegangen, wird dadurch bestätigt, dass Arrians Periplus¹⁾ sie 35 Tage gegen Sonnenaufgang, also ostwärts fahren lässt.

Ich möchte in diesem Zusammenhange noch auf einen Artikel hinweisen, der in der „Wissensch. Beilage zur Münch. Allg. Ztg.“ 1903 Nr. 118/9 erschienen ist. Dort erklärt Th. Zell, der schon in seinem Buche „Polyphem = ein Gorilla“ die Anschauung vertreten hat, dass den Irrfahrten des Odysseus Seefahrerabenteuer der Phönizier zugrunde lägen, in bezug auf die Abenteuer des Odysseus bei Circe, dass dies die Erlebnisse eines Seefahrers am Hofe einer afrikanischen Königin seien: Zähmung von Bestien, Frauenherrschaft, Kannibalismus, leichtes Heiraten durch einen Fremdling, Vorliebe der Neger für Musik, Lebensweise und Jagd des Kudu, der grösser als ein Edelhirsch, veränderter Stand der Sonne, dies alles spräche für Afrika als Heimat der Circe. Dass auch gerade in unseren Gegenden Königinnen geherrscht haben, zeigen die beiden oben erwähnten Herrscherinnen, die Baulekönigin Pokou und die von Aguna²⁾. Zell stellt mit seiner Grundanschauung von den Odyssee nicht allein; Breusing lässt z. B. auch des Odysseus Irrfahrten sich bis nach Westafrika erstrecken. Nach allem in dieser Untersuchung Ausgeführten kann wohl die Ausdehnung der Reisen der Alten bis in unsere Gegenden nicht mehr bestritten werden. Wir dürfen sie für die Altphtonizier annehmen auf Grund der symbolischen Zeichen, die in Westafrika sich finden und im Alten Orient ihre Parallelen haben; wir schreiben sie weiter den Karthagern zu wegen der Angaben in dem Periplus des Hanno und des Ps. Skylax. Wir finden sie nun wiederum zur Zeit der Römer. Denn Polybius³⁾ machte Scipione Aemiliano res in Africa gerente mit einer aufs beste ausgerüsteten Flotte eine Fahrt bis in unsere Gegenden. Ja noch darüber hinaus. Denn nach einer Fahrt von 10 Tagen und 10 Nächten über das *θεῶν ὄρημα* hinaus erreichte er als südlichsten Punkt das promontorium Hesperium, nicht identisch mit dem *Ἐσπέριον κέρας* des Hanno, sondern wohl gleich dem heutigen Kap Lopez. Wir sahen schon oben, wie er zwischen diesem Vorgebirge und dem *θεῶν ὄρημα* den Atlas liegen lässt, den Clarence Pic auf Fernando Po. — Und auch noch weiter sind die Alten gekommen oder vielmehr sie haben diese Seite Afrikas auch von der Ostseite zur See erreicht. Denn es braucht wohl nicht mehr ausdrücklich erwähnt zu werden, dass durch die hier geführte Untersuchung auch die von Herodot berichtete Umsegelung Afrikas durch die Phönizier zur Zeit des Pharao Necho, die übrigens heute ja wohl allgemein als wirklich geschehen angenommen wird, eine neue Bestätigung erhalten hat. Ist aber Westafrika so im ganzen ersten vorchristlichen Jahrtausend zur See erreicht worden und, wie wir oben in Kapitel 2 gesehen haben, in dieser ganzen Zeit auch schon als Goldland berühmt gewesen, dann wird auch das von der

1) 43 II.

2) Was hier aber nur als Analogie, nicht als Beweis für eine Heimat der Circe an der Goldküste angeführt sei!

3) Bei Göbel, Die Westküste Afrikas, S. 20.

Tharschischfahrt mitgebrachte Gold von hier stammen, und wir haben die Goldküste und ihre Hinter- und Nebeländer mit Recht ein zweites Goldland Salomos genannt.

Kapitel 11.

Ablehnung anderer Vermutungen.

Es wird bekannt sein, dass die Goldküste schon von manchen, besonders ausländischen Forschern für Ophir gehalten worden ist. Isert schreibt wegen der *aggry-beads*¹⁾: „It is not improbable that in the golden age of Egypt she had communication with the Gold Coast; indeed it has been thought and perhaps not without some reason, that the Gold Coast is the Ophir of Solomon.“ Atkins vertrat in seiner Reise nach Guinea die Anschauung, dass Ophir gleich Sofala sei und dass man dann umgeschifft sei zur Goldküste. Nach Peacock²⁾ war auch ein Dr. Doig, formerly master of the Grammar School at Stirling, der Meinung, dass die Goldküste das salomonische Ophir wäre, und er selbst schliesst sich dessen Meinung an und lässt Salomos und Hiram's Flotten von Ezeon Geber aus zuerst durchs Rote Meer nach Adulis fahren, von dort mit abessinischen oder sabäischen Herrschern Verbindungen anknüpfen, dann um Afrika herum „die abessinischen Kolonien“ an der Goldküste aufsuchen und endlich über Tharschisch nach Tyrus und Joppe zurückkehren. Ähnliche Anschauungen finden wir schon nach Cornelius de Lapede bei Pinedas, lib. 4 de rebus Salomonis, der die Ophirfahrten von Ezeon Geber um das Kap der Guten Hoffnung nach Tartessus, von dort um Afrika nach Ostindien und dann zurück nach Ezeon Geber gehen lässt. Nach Huetius³⁾ war in jenen Zeiten Ophir der allgemeine Name für die Ostküste Afrikas und speziell für Sofala, Tharschisch aber der allgemeine Name für Westafrika und Spanien, speziell die Landschaft am Guadalquivir. Auch dieser Forscher nimmt bei den Handelsfahrten Salomos eine Umschiffung Afrikas an, und ebenso 50 Jahre später Michaelis⁴⁾, der die Fahrten vom älanitischen Meerbusen nach Ophir = Arabien gehen lässt, wo man für Silber, das andere Schiffe dorthin gebracht, Gold aus Arabien selbst oder Indien eingetauscht habe und dann über Tartessus heimgekehrt sei. Eine Modifikation letzterer Anschauung in betreff des Zwischenhandels schlägt Roscher vor⁵⁾, der das auf der zentralafrikanischen Karawanenstrasse vermutlich nach der Insel Dahlak (Massaua) aus dem Westen gebrachte Gold dort von Ophirfahrern abholen, sie dann nach Indien fahren, dort einen Teil des Goldes gegen indische Waren umtauschen und dann mit dem westafrikanischen, auf jenem Landwege erhaltenen Golde und mit indischen Produkten nach Ezeon Geber zurückkehren lässt. Alle diese Anschauungen aber gehen von der verkehrten Auffassung aus, dass alles im Alten Testament über

1) Bei Bowdich S. 218, 9.

2) S. 8.

3) Histoire du commerce et de la navigation des anciens S. 30.

4) Spicilegium Geogr. Hebr. ext. 1769 S. 100.

5) S. 57, 58.

den Seehandel Salomos Berichtete auf ein und dieselben Handelsfahrten sich beziehe, und sind daher zu kompliziert. Wie zu Anfang dieser Untersuchung nachgewiesen, sind aber zweierlei Fahrten, eine Ost- und eine Westfahrt zu unterscheiden, dann lösen sich alle Schwierigkeiten ganz einfach und man kommt nicht zu solch umständlichem Handelsverkehr, wie ihn Pinedas, Michaelis und Roscher schildern.

Von denen nun aber, die eine Westfahrt annehmen, lässt Keil¹⁾ die afrikanischen Produkte am wahrscheinlichsten an der nördlichen Küste Afrikas noch innerhalb der Säulen eintauschen, dort habe es nicht bloss Affen und Elefanten, sondern nach Eusthatius auch Pfauen gegeben; nach Guthe²⁾ kommt aber als Heimat der Waren der westliche Teil der Nordküste Afrikas in Betracht, er äussert sich nicht genauer über die Gegend. Durch die nun aber gerade an der Goldküste und überhaupt im Kulturbezirk von Gross-Benin sich findenden Reminiszenzen an den Alten Orient dürfte dieses Gebiet in erster Linie als Herkunftsort der afrikanischen Produkte der Tharschischfahrt in Betracht kommen. Nicht unerwähnt mag bleiben, dass Niebuhr in der OLZ. 1900 Sp. 69 die Deutung סכיים als Negersklaven vertreten hat und damit die westafrikanische Herkunft der Schiffsladungen vollkommen klargestellt sein lässt. Ähnlich schon zur Zeit des Cornelius a Lapide³⁾ 1642 nonnulli putant (Ophir) fuisse Angolam, in qua sunt Aethiopes, qui in mancipia adducti sunt Salomoni, uti et hodie inde adducuntur in Hispaniam. Von westafrikanischen Sklaven ist aber in dem ursprünglichen Texte, wie oben nachgewiesen, nicht die Rede. Und auch nicht, wie ebenfalls nachgewiesen, von indischen Produkten, weshalb für uns die von Oppert vertretene Anschauung, dass die Tharschischfahrten (Tharschisch gleich Meer überhaupt) nach Indien gegangen sein sollten, unannehmbar ist.

Nun hat man aber behauptet, dass gerade auf den Kulturkreis von Benin Indien eingewirkt haben müsse. Da wird ZE 1906 S. 983 auf die alten Beziehungen von Goa zum portugiesischen Afrika hingewiesen; noch 1881 wären in Angola „viele“ Inder als Priester und Ärzte tätig gewesen; wir hören von der Wanderung der Malaien quer durch Afrika von 1704 ab schon in einem Reisebericht der Allg. Hist. IV S. 378. Die Beninkunst soll indischen Ursprungs sein und in besonders intimer Weise sollen die Goldgewichte der Aschanti an indische Kunst erinnern, ebenda S. 987: „Jeder, der sie zum erstenmal sieht, ohne zu wissen, woher sie kamen, wird zunächst auf Indien raten und es wäre schon merkwürdig, wenn dieser täuschenden Ähnlichkeit nicht etwas Wahres zugrunde läge.“ Merkwürdigerweise lässt dann aber der Vertreter dieser Anschauung Messing und Bronze aus Europa, d. h. Portugal nach Benin kommen und einen portugiesischen Kanonier den ersten Urheber sein S. 991. Nun soll hier keineswegs geleugnet werden, dass auch auf Benin indische Einflüsse eingewirkt haben können und auch wirklich eingewirkt haben, aber

1) a. a. O. S. 91.

2) PRE XVII S. 572.

3) zu 1. Kg. 9₃.

zwischen der vorhistorischen Einwirkung Indiens, von der in ZE 1905 S. 54ff die Rede ist und der gelegentlichen Einwirkung, seitdem Afrika und Indien den Portugiesen gehörte, liegt die Zeit der phönizischen, etruskischen (?), karthagischen, griechischen und römischen Mittelmeerfahrten, die bis hierher gekommen sind, und die ihre Dokumente an der Westküste Afrikas, wie nachgewiesen, niedergelegt haben. Und da mögen zum Schlusse noch einige Einzelheiten erwähnt werden, die auf solche Fahrten zurückgehen mögen. Da hat man an der Goldküste Überreste einer antiken Bronzelampe gefunden¹⁾, da ist aus Dahome nach Frankreich eine tönernerne Lampe gekommen, die wohl auf solche antike Muster zurückgeht²⁾, da hat man einen antiken Bronzekessel im Hinterland der Elfenbeinküste bei den Baule entdeckt³⁾ und dort auch einen seltsam ornamentierten Pomadentopf aus Ton⁴⁾ — Ps. Skylax führt unter den Handelsartikeln der Phönizier für die Westafrikaner an erster Stelle *μύρον* an!⁵⁾ Und des Skylax Bericht zeigt uns auch, auf welchem Wege griechische Ideen nach Westafrika gekommen sein können. Ausführlich erwähnt er unter den Einfuhrartikeln: *κέραμον ἄττικον καὶ χούς· τὰ γὰρ πλάσματά ἐστιν ὄνια ἐν τοῖς χούσι τῆς ἐοσιῆς*. Die *χούς* aber sind das Kannenfest, der zweite Tag der grossen dreitägigen Frühlingsfeier im Monat Anthesterion (Februar-März), ein Fest des Nyseischen Bacchus in Athen. Mit diesen nach Westafrika aus Griechenland gekommenen Trinkgeschirren, auf denen doch jedenfalls auch bildliche Darstellungen sich fanden, können auch griechische Ideen dort ihren Einzug gehalten haben⁶⁾.

Kapitel 12:

Wechselbeziehungen zwischen dem Westen, Osten und Süden Afrikas.

Nachdem wir so allseitig die Bedeutung des Handelsverkehrs zur See mit unserem Gebiete gewürdigt, haben wir nun noch kurz zusammenzufassen, was ausser dem schon Erwähnten wohl auf dem Landwege nach Westafrika gekommen sein kann. Da sahen wir oben schon, wie der Schlangenkult, religiöse Anschauungen und mancherlei Industrie zu Lande aus dem Osten in unsere Gegenden eingewandert sind. Ausser dieser wahrscheinlich durch Nubien vermittelten Einwirkung ist nun besonders aber noch die echtägyptische hervorzuheben. Darüber hat vor allem de la Fosse gehandelt: Er findet bei den Baules die Häuser ähnlich denen der ärmeren Klassen Ägyptens; er behauptet, die Kleidung sei dieselbe wie bei den niederen Ägyptern und ebenso der Färbeprozess bei den gewebten Stoffen, ferner die Sessel. Auf die Ähnlichkeit des Goldschmuckes und der Goldgewichte wurde schon hingewiesen. Indem ich

1) Ellis, history S. 9.

2) ZE 1907 Fig. 26 S. 80.

3) de la Fosse in der Legende vom Perlenberg.

4) de la Fosse, Abbildung 1.

5) Dazu kommen nun noch die soeben von Leo Frobenius gemachten neuen Funde im Gebiete des alten Atlantis.

6) Wie es scheint, hat es in Griechenland Trinkgeschirr mit Sternbilderdarstellungen gegeben, siehe Stoll, Griech. Lyriker II S. 21 22.

alles weitere, besonders das über die Religion von de la Fosse Ausgeführte übergehe, mache ich nur auf das aufmerksam, was er über das Paradeschwert sagt, weil das vielleicht einen Anhalt geben kann über den Zeitpunkt einer ägyptischen Einwirkung. Die Ähnlichkeit des gekrümmten Aschantischwertes mit dem altägyptischen ist ja schon oft betont worden, wie auch, dass letzteres zu dem Wurfmesser der Monbuttu Beziehungen hat¹⁾. Besonders wird man da an Darstellungen aus der 12. ägyptischen Dynastie erinnert. Aus dieser Dynastie hatte aber z. B. Sethos I in Lybien²⁾ zu kämpfen. Von den Tonpfeifen der Aschanti, die fast wie ägyptische aussehen, war oben schon die Rede. De la Fosse führt auch Skulpturen, die an ägyptische erinnern, aus dem Gebiet der Baules an und Rüttimeier redet mehrmals in seinem Vortrag über „Westafrikanische Steinidole“³⁾ von beinahe ägyptischen Zügen derselben. Wenn wir ferner sahen, dass in Westafrika der Sonnenschirm solch hohe Bedeutung hat, so geht auch das wohl zweifellos auf ägyptische Einwirkung zurück. Endlich wird auch der Webstuhl Westafrikas von Hartmann mit dem ägyptischen in Verbindung gebracht⁴⁾. Wann alle diese Einwirkungen von Ägypten ausgegangen sind und in welcher Weise, ob lediglich durch Handelsverkehr oder durch Kriegszüge oder gar durch Wanderungen, müssen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Nur soviel ist sicher, dass solche Beziehungen älter sind als die von Nubien ausgehenden. Auch ist das nicht ausgeschlossen, dass in uralten Zeiten West- und Zentralafrika die Gebenden und die Ägypter die Empfänger waren!

Es ist bekannt, dass der Falke in Ägypten dem Horus heilig war; in Edfu wurde dieser Sonnengott in jenem Vogel verehrt, wie überhaupt die Sonnengötter mit Vorliebe Sperbergestalt annahmen. In Westafrika ist der Geier ein heiliges Tier. In Yendi wird nach Barth den Geiern Verehrung zuteil⁵⁾, in Nupes Hauptstadt, Bida⁶⁾, wie auch in Salaga⁷⁾ fressen sie unangetastet die Abfälle auf den Strassen. Zu hunderten fliegen die Raubvögel über Kumassi hin, alle unangetastet und als heilig verehrt; die Falken (sansa) sogar zur königlichen Familie gerechnet⁸⁾. Und damit vergleiche man nun die in Nauatali in Südafrika von Bent entdeckten steinernen Vögel. Hier liegen Erscheinungen vor, die die Vermutung uralter Beziehungen der drei Gebiete zueinander erwecken. Dass das historische Ägypten in diesem Punkte auf Südafrika eingewirkt habe, erscheint uns unwahrscheinlich. Wenn wir daran denken, dass Horus mit den Schmieden⁹⁾ in Verbindung gebracht wird und die Schmiede-

1) So schon Bastian 1878 S. 96 in ZE (cf. auch Hartmann, Völker Afrikas S. 120; Frobenius Ursprung der afrikanischen Kulturen S. 202.)

2) Meyer, Gesch. des Altertums § 281.

3) S. 202.

4) Hartmann, Völker Afrikas S. 159.

5) IV 574.

6) MFDSch. II 99.

7) ebenda I 160.

8) „Vier Jahre in Asante“ S. 150 Bowdich S. 276

9) Lockyer S. 394.

kunst doch wohl im äquatorialen Afrika eine Urheimat hat¹⁾, so möchten wir Zentral- und Westafrika als Ausgangspunkt von Völkerbewegungen annehmen, die ihre Wellen bis hin nach Ägypten und andererseits bis nach Südafrika geworfen haben. Das würde natürlich in eine Zeit zurückführen, die jenseit des ältesten, beglaubigten Datums²⁾ der Weltgeschichte, jenseit des Jahres 4241 v. Chr. liegt. Nicht ohne Bedeutung dürfte es doch sein, dass de la Fosse immer darauf hinweisen kann, dass Westafrika mit der Kultur der ärmeren Bevölkerung Ägyptens, d. h. der nicht weiter fortgeschrittenen solch überraschende Ähnlichkeit hat. Man könnte sich denken, dass in Ägypten eine Kultur zur Blüte gelangt ist, deren Wiege in Zentral- und Westafrika gestanden hat. Schon Bastian³⁾ hat ja 1884 von dem zentralafrikanischen Typus gesprochen, der immer deutlicher zutage träte und sich am nächsten an den ägyptischen Stil anlehnen würde. Doch bleiben diese Zusammenhänge für die Zukunft noch näher zu erforschen.

Nun haben wir schon mehrfach auf die Parallelen zwischen West- und Südafrika hingewiesen: beiderwärts Perlen ausländischen Ursprungs, die mit dem Golde in Verbindung gebracht werden, beiderwärts astronomische Zeichen, die gleichen Ursprungs sein müssen, beiderwärts Steine „das Geld der Alten“ (vgl. CB II S. 155, Daheim 1909/10 Nr. 2 S. 30; an der Goldküste nach persönlicher Mitteilung Steiners genannt blamabii-asika). Wie erklärt sich das alles? In den 1871 von Mauch wieder entdeckten Ruinen von Simbabwe in Südafrika haben wir ein Gebiet, das von denselben Seefahrern besucht wurde, wie Westafrika. Nach letzterem kamen sie durchs mittelländische, nach ersterem von Ezeon-Geber aus. Dies ist Ophir, das eine Goldland Salomos, jenes Uphas, das zweite Goldland Salomos, wie in vorliegender Untersuchung gezeigt worden ist.

1) v. Luschan, ZE. 1907 S. 381f.

2) Meyer, Gesch. d. Altertums § 197.

3) Ethnologie in ihren geographischen und historischen Gesichtspunkten, S. 67.

Die syrischen Juden anthropologisch betrachtet.

Von

Dr. S. Weissenberg-Elisabethgrad.

Mit vier Photographien nach Aufnahmen des Verfassers.

Die geographische Lage sowie die Bodengestaltung Syriens und Palästinas brachte es wohl mit sich, dass beide Länder seit uralter Zeit in ihren Schicksalen eng miteinander verknüpft sind. Indem sie eigentlich nur eine geographische Provinz bilden, sind die häufigen Kämpfe mit abwechselndem Glücke verständlich, die meistens zu zeitweiligen Grenzverschiebungen unter den einzelnen nicht selten ephemeren Königreichen führten. Im allgemeinen ist Syrien als das Land zu bezeichnen, wohin die Juden in ihrem Zerstreungsdrange vielleicht am frühesten gelangt sind. Schon König David besiegte Damaskus und machte es sich durch hinterlassene Besatzungen untertan, welcher Zustand aber nicht lange dauerte (2. Sam. 8, 5 und 6). Nach der Teilung des jüdischen Reiches war es hauptsächlich das Reich Israel, das häufig in Verwicklungen mit Aram (Syrien) geriet. Nach der siegreichen Schlacht bei Afek, etwa in der Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr., bekam der König von Israel Ahab das Recht eine israelitische Kolonie in Damaskus anzulegen, wie es einige Jahre zuvor auch der Aramäer Ben-Hadad für sich in Samaria erwirkt hat (1. Kön. 20, 34).

Die winzigen Königtümer am Gestade des Mittelmeeres konnten aber vor den mächtigen Reichen des Ostens nicht lange standhalten und sie fielen bald unter das Joch Assyriens und dann Babyloniens. Seitdem kam Judäa nur auf kurze Zeit unter den Makkabäern zur Selbständigkeit, teilte aber im grossen und ganzen das Schicksal Syriens. Es lässt sich vermuten, dass die häufigen politischen Wirren in Judäa dazu führten, dass Unzufriedene im nächstgelegenen Damaskus Zuflucht suchten und fanden. Jedenfalls ist aber nach Apostelgeschichte 9 zu schliessen, dass schon zu Beginn der christlichen Ära zahlreiche Juden in Damaskus ansässig waren. Auch berichtet Jos. Flavius (Jüd. Krieg. II, 20, 2), dass die Damaszener nach einer für die Römer unglücklichen Schlacht 10 000 Juden ermordet haben.

Für das ganze Mittelalter haben wir sichere Nachweise dafür, dass Syrien mehr oder weniger grosse jüdische Gemeinden beherbergt hat. So spielten die Juden keine geringe Rolle in den Kämpfen zwischen den

Persern und Byzantinern. Der bekannte jüdische Reisende des 12. Jahrhunderts, R. Benjamin von Tudela gibt an, dass zu seinerzeit in Damaskus 3000 und in Aleppo 1500 jüdische Familien wohnten, von denen viele reich und gelehrt waren. Ein anderer jüdischer Reisender aus derselben Zeit, R. Petachja aus Regensburg, schätzt die jüdische Bevölkerung von Damaskus auf 10 000 Seelen.

Nach der Vertreibung der Juden aus Spanien (1492) liessen sich viele Flüchtlinge in Syrien hauptsächlich in Damaskus und Aleppo nieder, wo sie eigene Synagogen bauten. Sie haben sich allmählich ganz und gar in der an Zahl überwiegenden und kulturell nicht tiefer stehenden älteren jüdischen Bevölkerung aufgelöst und nur einige Familien weisen noch stolz auf ihre spanische Abstammung hin.

Zur besonderen Blüte gelangten die jüdischen Gemeinden Syriens im 16. und 17. Jahrhundert, aus welcher Zeit viele hervorragende Rabbiner und Gelehrte bekannt sind.

Die obige allzu kurze Schilderung der geschichtlichen Verhältnisse lässt erkennen, dass Syrien eigentlich nie judenrein war und dass die dortigen jüdischen Gemeinden auf eine ununterbrochene, Jahrtausende lange Existenz Anspruch erheben dürfen. Es darf deshalb mit einem gewissen Recht vorausgesetzt werden, dass sich unter der heutigen jüdischen Bevölkerung Syriens noch Elemente aus dem grauen Altertum erhalten haben, weshalb das Studium dieser Bevölkerung in mancher Beziehung, hauptsächlich aber in anthropologischer von grossem Interesse wäre, um so mehr als auch jetzt noch die syrischen Juden hauptsächlich in den Grossstädten in kompakten Massen wohnen. So wird die jetzige jüdische Einwohnerschaft von Aleppo und Damaskus auf je 10000 und die von Beirut auf 5000 Seelen geschätzt. Ausserdem zählen noch viele kleinere Städte jüdische Gemeinden und auch im Libanon sollen sich welche erhalten haben.

Während meines Aufenthaltes in Palästina konnte ich auch Syrien einen kurzen Besuch abstatten und es gelang mir 30 Damaszener Juden, sowie zehn Juden und zehn Jüdinnen aus Aleppo anthropologisch zu untersuchen. Im folgenden möchte ich die Untersuchungsergebnisse kurz mitteilen und auf die sich ergebenden höchst bemerkenswerten Unterschiede im Bau beider Gruppen aufmerksam machen, um weitere Forschungen in dieser Richtung anzuregen.

(Siehe Tabelle S. 82.)

In Tabelle I habe ich die von mir bestimmten Masse in ihren Mittel- und Extremwerten zusammengestellt, um eine bessere Übersicht beim Vergleich der verschiedenen Gruppen zu gewinnen.

Schon eine ganz oberflächliche Betrachtung lehrt, dass die Damaszener Juden sich nach ihren Körpermerkmalen von den in Aleppo bedeutend unterscheiden.

So sind die Damaszener Juden mit einer mittleren Körperhöhe von 1663 mm über mittelhoch, während die von Aleppo mit einer solchen von 1645 mm mittelhoch sind.

Tabelle I. Körpermasse der syrischen Juden.

Mass	Damaskus			Aleppo						Männer zu- sammen Mittel
	Min.	Mittel	Max.	Männer			Frauen			
				Min.	Mittel	Max.	Min.	Mittel	Max.	
Körperlänge	1510	1663	1830	1540	1645	1740	1450	1521	1590	1658
Klafterweite	—	—	—	1595	1711	1800	1400	1545	1640	—
Kopfumfang	—	—	—	515	536	575	—	—	—	—
Grösste Kopf- länge	168	185	198	170	179	195	160	171	183	183
Grösste Kopf- breite	136	148	156	144	151	155	132	142	150	148
Gesichtslänge	112	126	141	124	129	137	104	116	126	126
Jochbreite	127	136	145	131	137	143	118	125	130	136
Nasenhöhe	51	56	63	52	57	66	46	51	56	56
Nasenbreite obere	25	31	37	25	31	35	27	30	35	31
Nasenbreite untere	29	33	38	31	33	36	28	30	32	33
Kopfindex	73,5	80,0	88,1	78,5	84,3	91,2	75,7	83,0	92,0	80,9
Gesichtsindex	81,7	92,6	102,3	89,4	94,2	99,3	81,9	92,8	102,4	92,6
Nasenindex	50,8	58,9	69,2	52,1	57,9	65,4	53,8	58,8	66,0	58,9

Der Kopf der Damaszener (grösste Kopflänge 185, grösste Kopfbreite 148) ist mehr lang und schmal, der der Juden aus Aleppo (grösste Kopflänge 179, grösste Kopfbreite 151) ist dagegen mehr kurz und breit.

Aus diesem verschiedenen Verhalten der Kopfdurchmesser resultiert der verschieden grosse mittlere Kopfindex beider Gruppen, der um ganze vier Einheiten differiert, indem er für Damaskus 80,0 und für Aleppo 84,3 beträgt.

Das Gesicht ist umgekehrt bei den Juden aus Aleppo, die eine Gesichtslänge von 129 und eine Jochbreite von 137 hatten, etwas länger als bei denen von Damaskus, deren entsprechende Masse 126 und 136 hoch waren.

Dementsprechend ist auch der Gesichtindex verschieden, indem er für Aleppo 94,2 und für Damaskus 92,6 beträgt.

Den Gesichtsmassen entsprechend ist auch die Nase bei gleicher oberer und unterer Breite bei den Damaszenern etwas kürzer als bei der anderen Gruppe, was auch am Nasenindex, der bei den Damaszenern um eine Einheit grösser ist (58,9 gegen 57,9), seinen Ausdruck findet.

Der auffallendste Unterschied zwischen den Juden von Damaskus und denen von Aleppo besteht somit in der Kopfform, indem die ersteren hart an der Grenze der Mesokephalie stehen, während die letzteren beinahe hyperbrachykephal sind. Man könnte einwenden, dass dieser Unterschied

ein zufälliger sei, indem nur zehn Juden aus Aleppo gemessen wurden, welche Zahl für irgend welche bindenden Schlüsse als unzureichend zu betrachten ist. Demgegenüber sei aber darauf hingewiesen, dass auch die gemessenen zehn Jüdinnen aus Aleppo im Mittel einen stark ausgesprochen brachykephalen Kopf mit einem Index von 83,0 hatten. Wird diese Erscheinung berücksichtigt, dann steigt die Kurzköpfigkeit der Juden von Aleppo aus dem Bereiche des Zufälligen in den des Tatsächlichen. Übrigens spricht auch nach Tabelle II die Verteilung der Kopfindices nach den gebräuchlichen Formen dafür, dass in Aleppo mehr kürzere, in Damaskus mehr längliche Köpfe vorkommen. So liessen sich in Damaskus keine Ultrabrachykephalen, dagegen echte Dolichocephale feststellen, während in Aleppo umgekehrt keine langen, dagegen aber extrem kurze Köpfe nicht selten anzutreffen waren.

Tabelle II. Kopfindex.

	Damaskus	Aleppo	
		Männer	Frauen
Dolichocephal	75	1	—
Mesokephal.	80	17	2
Brachycephal	85	11	3
Hyperbrachycephal	90	1	4
Ultrabrachycephal	95	—	1

Bevor wir auf die Ursachen dieser Erscheinung eingehen, wollen wir noch kurz die beschreibenden Merkmale durchnehmen.

Die Gesichtsform war bei den Damaszenern in 13 Fällen oval, in 11 langoval, in 5 spitzoval und in 1 breitoval; ausserdem zeigten vier eine leicht fliehende Stirn. Unter den Juden von Aleppo zeigten vier Männer und sechs Frauen langovale, vier Männer und eine Frau ovale, zwei Männer und eine Frau breitovale und endlich zwei Frauen spitzovale Gesichter; ausserdem liessen sich bei drei Männern und einer Frau mehr oder weniger vorstehende Jochbeine feststellen.

Messtabellen.

Abkürzungen:

br. = breit,	ger. = gerade,	schw. = schwarz,
brn. = braun,	J. = Jochbeine,	sem. = semitisch,
d. = dunkel,	h. = hell,	sp. = spitz,
e. = etwas,	l. = lang,	St. = Stirn,
fl. = fliehend,	ov. = oval,	v. = vorstehend.

Körperhöhe, Klafter und Kopfumfang in Zentimetern. Alle übrigen Masse in Millimetern.

I. Juden aus

Nr.	Körper- höhe	Gr. Kopf- länge	Gr. Kopf- breite	Kopf- index	Gesichts- länge	Joch- breite	Gesichts- index	Obere Nasen- breite
1	173	197	156	79,2	132	145	91,0	37
2	65	77	47	83,0	24	37	90,5	31
3	83	97	51	76,6	30	45	89,7	33
4	66	91	46	76,4	27	36	93,4	37
5	71	68	48	88,1	12	37	81,7	28
6	65	85	40	75,7	26	36	92,6	34
7	62	80	50	83,3	20	37	87,6	32
8	64	89	53	81,0	24	40	88,6	33
9	61	83	54	84,1	21	35	89,6	35
10	71,5	87	48	79,1	23	39	88,5	30
11	60	87	45	77,5	18	32	89,4	28
12	65	86	45	78,0	27	37	92,7	32
13	65	76	45	82,4	25	33	94,0	31
14	69	80	53	85,0	29	38	93,5	28
15	64	81	51	83,4	25	37	91,2	30
16	66,5	80	40	77,8	15	33	86,5	28
17	73	79	52	84,9	31	37	95,6	36
18	62,5	89	47	77,8	22	28	95,3	29
19	61,5	77	48	83,6	26	36	92,6	32
20	60	79	47	82,1	35	39	97,1	31
21	66,5	80	46	81,1	30	34	97,0	30
22	71,5	85	36	73,5	29	30	99,2	30
23	66,5	86	42	76,3	32	29	102,3	30
24	79	90	50	79,0	41	39	101,4	28
25	69	97	52	77,2	30	44	90,3	32
26	63	90	51	79,5	27	42	89,4	26
27	72	85	45	78,4	25	32	94,7	25
28	51	84	40	76,1	19	27	93,7	26
29	61	85	48	80,0	22	33	91,7	28
30	61	98	51	76,3	23	40	87,9	31

Bei 5, 19 und 24 Kopf hoch, hinten abgeplattet.

Was die Nasenform anbelangt, so war sie bei 14 Damascenern gerade, bei 11 ausgesprochen und bei 3 leicht semitisch, die übrigen zwei hatten eine Adlernase; eine Nase war auffallend breit. Von den Juden aus Aleppo zeigten sechs Männer und fünf Frauen eine gerade, zwei Männer und zwei Frauen eine echt semitische, zwei Frauen eine leicht semitische und endlich zwei Männer und eine Frau eine Adlernase; bei zwei Männern war die Nase ausserdem im ganzen gross.

Über das Verhalten der Farben der Augen und der Haare belehrt uns Tabelle III. Die Haarfarbe war meistens schwarz, hellbraun liess

Damaskus.

Untere Nasenbreite	Nasenhöhe	Nasenindex	Gesichtsform	Nasenform	Irisfarbe	Haarfarbe	Farbentypus
37	55	67,3	lov. St. e. fl.	e. sem.	hbrn.	schw.	brünett
33	53	62,3	spov.	ger.	brn.	schw.	"
37	57	64,9	ov.	ger. br.	hbrn.	dbrn.	"
35	56	62,5	lov.	ger.	dbrn.	schw.	"
32	53	60,4	ov. St. e. fl.	ger.	dbrn.	schw.	"
36	52	69,2	lov.	ger.	grau	dbrn.	gemischt
34	55	61,8	ov.	sem.	brn.	schw.	brünett
35	55	63,6	ls pov.	sem.	grau	ddbrn.	gemischt
32	57	56,1	lov.	sem.	dbrn.	schw.	brünett
33	55	60,0	ov.	ger.	brn.	"	"
31	51	60,8	ov.	e. sem.	dbrn.	"	"
38	56	67,9	ov.	e. sem.	dbrn.	"	"
30	57	52,6	lov.	sem.	hbrn.	"	"
29	52	55,8	brov.	ger.	brn.	"	"
31	57	54,4	ls pov.	sem.	hbrn.	ddbrn.	"
35	52	67,3	ov.	ger.	hbrn.	dbrn.	"
32	59	54,2	ov.	sem.	hbrn.	hbrn.	"
34	58	58,6	lov.	Adler	brn.	dbrn.	"
34	53	64,1	ov.	ger.	brn.	schw.	"
34	61	55,7	lov. St. e. fl.	sem.	brn.	schw.	"
32	58	55,2	lov.	e. Adler	brn.	ddbrn.	"
30	55	54,5	lov.	ger.	dbrn.	schw.	"
34	60	56,7	lov.	ger.	brn.	schw.	"
33	58	56,9	lov. St. e. fl.	ger.	grau	hbrn.	gemischt
33	57	57,9	ov.	ger.	dbrn.	schw.	brünett
32	63	50,8	ov.	sem.	brn.	ddbrn.	"
31	59	52,5	ls pov.	sem.	dbrn.	schw.	"
30	55	54,5	spov.	sem.	hbrn.	schw.	"
33	54	61,1	ov.	sem.	hbrn.	schw.	"
35	53	66,0	ov.	ger.	dbrn.	ddbrn.	"

sich nur bei zwei Damaszenern feststellen. Aber auch blondes Haar scheint, wenn auch selten, vorzukommen, indem ich es in Damaskus unter mehr als 200 Schülern nur zweimal antraf. Dass unter den zehn untersuchten Jüdinnen eine blond war, ist wohl einem Zufall zuzuschreiben. Den Haarfarben entsprechend, zeigte auch die Iris fast durchweg braune Farbe, indem nur drei Männer aus Damaskus, und je ein Mann und eine Frau aus Aleppo graue, sowie eine Frau blaue Augen hatten. Somit waren die untersuchten Personen ihrem Farbentypus nach überwiegend Brünett, da nur etwa 10 pCt. gemischte Charaktere zeigten.

II.

A.

Nr.	Körper- höhe	Klafter	Kopf- umfang	Kopf- länge	Kopf- breite	Kopf- index	Ge- sichts- länge	Joch- breite	Ge- sichts- index	Nasen- höhe
1	166,5	74,5	53	182	144	79,1	126	132	95,5	57
2	74	79	7,5	95	53	78,5	37	38	99,3	66
3	59	65	4	77	54	87,0	29	37	94,2	60
4	54	59,5	1,5	73	46	84,4	26	41	89,4	59
5	68	75	4	81	55	85,6	26	37	92,0	54
6	71	80	3	70	55	91,2	24	37	90,5	52
7	64	75	7	90	55	81,6	35	43	94,4	55
8	62,5	66	3	73	53	88,4	35	39	97,1	59
9	70	73,5	2	74	49	85,6	29	34	96,3	54
10	56	63,5	1,5	73	47	85,0	24	31	94,7	56

B.

I	155	157,5	—	185	140	75,7	120	126	95,2	55
II	48	49	—	63	50	92,0	4	27	81,9	52
III	52,5	54	—	83	50	82,0	22	21	100,8	52
IV	51	54,5	—	60	32	82,5	19	18	100,8	51
V	52	58	—	64	45	88,4	22	25	97,6	52
VI	52,5	59	—	74	46	83,9	12	28	87,5	47
VII	45	40	—	70	40	82,3	26	23	102,4	56
VIII	55	55	—	73	41	81,5	10	30	84,6	46
IX	51	54	—	70	32	77,7	12	25	89,6	52
X	59	64	—	71	43	83,6	16	30	89,2	50

Nr. 2 und 3 sollen aus Spanien stammen.

Überblicken wir kurz die gewonnenen Resultate, so sehen wir, dass die beiden jüdischen Gruppen, obgleich räumlich ziemlich eng beieinander wohnend, doch auffallende physische Unterschiede aufweisen. Ausser der verschiedenen Kopfform, worauf schon oben aufmerksam gemacht wurde, lassen sich noch folgende bemerkenswerte Unterschiede feststellen: das Gesicht der Juden von Aleppo, obgleich im allgemeinen länger als das der Damaszener, zeigt doch nicht selten vorstehende Jochbeine, und auch in der Form der Nase lässt sich insofern eine Differenz konstatieren, als diese bei den Damaszenern viel häufiger die semitische Krümmung zeigt als bei der anderen Gruppe.

Wenn auch der Zufall dem Anthropologen manchmal böß mitspielt, so ist hier diesem Faktor kaum eine nennenswerte Bedeutung zuzuschreiben, da beide Geschlechter, worauf ich schon bei dem Kopindex hinwies, dieselben Besonderheiten zeigen. Es ist somit nach anderen Ursachen mehr innerlicher Natur zu forschen, die die besagten Differenzen

Aleppo.

Juden.

Obere Nasenbreite	Untere Nasenbreite	Nasenindex	Gesichtsform	Nasenform	Irisfarbe	Haarfarbe	Farbentypus
29	33	57,9	ov. J. e. v.	Adler	hbrn.	schw.	brünett
35	35	53,0	ov.	sem. gross	brn.	schw.	"
34	36	60,0	ov.	ger.	hbrn.	schw.	"
31	32	54,2	brov. J. e. v.	Adler, gross	grau	schw.	gemischt
30	34	63,0	ov.	ger.	dbrn.	schw.	brünett
33	32	61,5	brov. J. e. v.	ger.	dbrn.	schw.	"
35	36	65,4	lov.	ger.	brn.	ddbrn.	"
28	31	52,5	ov.	sem.	brn.	schw.	"
25	33	61,1	lov.	ger.	brn.	schw.	"
27	33	58,9	lov.	ger.	brn.	schw.	"

Jüdinnen.

28	30	54,5	lov.	ger.	brn.	schw.	brünett
27	29	55,8	brov.	sem.	dbrn.	dbrn.	"
29	30	57,7	lsprov.	ger.	hblau	blond	blond
28	29	56,9	lov.	sem.	dbrn.	schw.	brünett
29	28	53,8	lov.	e. sem.	dbrn.	dbrn.	"
30	31	66,0	ov.	ger.	dbrn.	ddbrn.	"
33	31	55,4	lov.	e. sem.	brn.	ddbrn.	"
35	30	65,2	spov. J. v.	e. Adler	dbrn.	schw.	"
30	32	61,5	lov.	ger.	grau	schw.	gemischt
27	29	58,0	lov.	ger.	dbrn.	schw.	brünett

Nr. 9 und 10 zeigten hohe, hinten abgeplattete Köpfe, bei 10 war der Kopf schief.

hervorgebracht haben, und glaube ich, solche nur in der verschiedenen ethnischen Zusammensetzung der beiden Gruppen suchen zu müssen. Meiner Meinung nach sind die Damaszener Juden als weniger gemischte, dem Urtypus näherstehende Gruppe zu betrachten, während die von Aleppo viel fremdes Blut besonders durch die grössere Zuwanderung der spanischen Juden aufgenommen haben. So führten zwei Männer aus letzterer Stadt ihren Ursprung auf Spanien zurück.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass unter den Gemessenen eine gewisse Verunstaltung des Kopfes in Form einer deutlichen Abplattung des Hinterhauptes sich bemerkbar machte, die entschieden zur im Mittel resultierenden Kurzköpfigkeit das ihrige beitrug. Einen in solcher Weise deformierten Kopf zeigten drei Damaszener sowie drei Aleppoer.

Unsere Untersuchung lehrt, wie wichtig es sei, die einzelnen Provinzen getrennt zu behandeln, denn nur dadurch kann man hoffen, entweder die vorhandenen Besonderheiten zutage zu fördern oder die

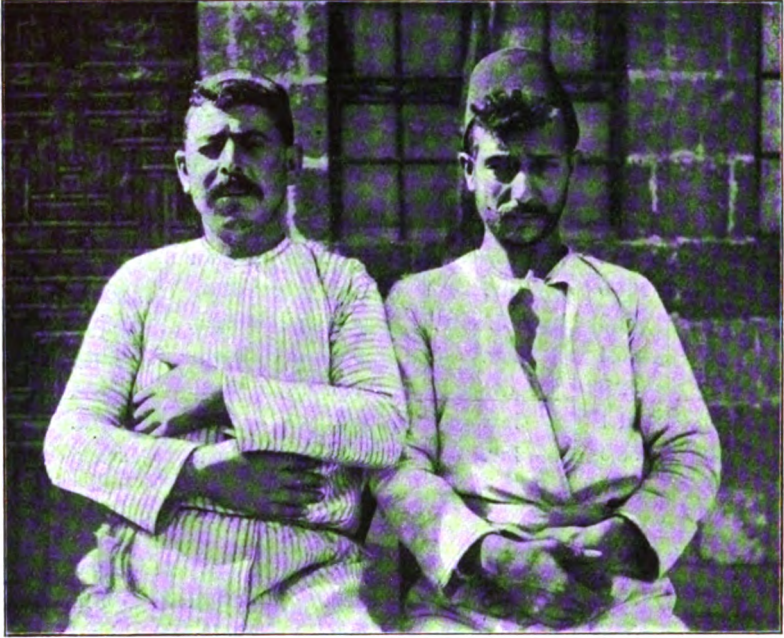


Abb. 1a. Juden aus Damaskus.

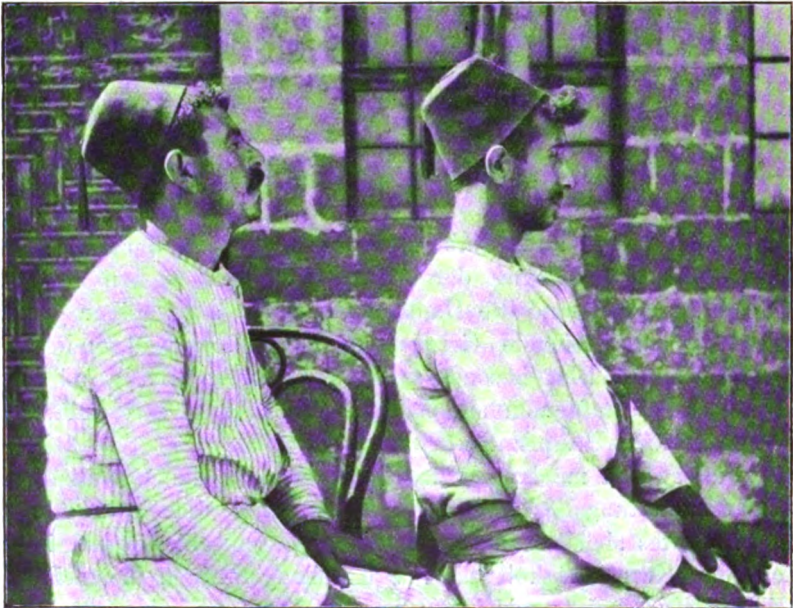


Abb. 1b. Juden aus Damaskus.



Abb. 2a. Juden aus Aleppo.



Abb. 2b. Juden aus Aleppo.

Tabelle III. Farbentypus.

	Damaskus	Aleppo	
		Männer	Frauen
Haarfarbe:			
Blond	—	—	1
Hellbraun	2	—	—
Dunkelbraun	10	1	4
Schwarz	18	9	5
Irisfarbe:			
Hellbraun	8	2	—
Braun	10	5	2
Dunkelbraun	9	2	6
Blau	—	—	1
Grau	3	1	1
Farbentypus:			
Brünett	27	9	8
Blond	—	—	1
Gemischt	3	1	1

Identitäten zu beweisen. Die letzte Kolonne der Tabelle I bringt die für beide Gruppen gemeinsam berechneten Mittelwerte, und ist daraus zu ersehen, wie der Zahlenüberschuss der Damaszener die Besonderheiten der Aleppoer ganz und gar unterdrückt, indem die gemeinsamen Mittelwerte mit denen für die Damaszener allein sich fast decken.

Die Ausrüstung eines Elefantenjägers der Baia nebst einigen Bemerkungen über die Elefantenjagd in Kamerun.

Von

Carl Seyffert in Leipzig.

Dazu Anhang: Wortlaut und Übersetzung zweier zum Einlegen in Amulettkapseln bestimmter Schriftstücke in arabischer Sprache.

Von

Prof. Dr. **Hans Stumme** in Leipzig.

(Mit 22 Figuren.)

Das Kgl. ethnographische Museum zu Dresden erwarb vor kurzem von Herrn Oberleutnant v. Oertzen die Ausrüstung eines Elefantenjägers der Baia.

Die Baia¹⁾ wohnen im französischen Kongogebiet; nur ein verhältnismässig kleiner Teil des Stammes kommt, namentlich dem Flusslauf des Kadei folgend, bis auf deutsches Gebiet. Ihre bedeutendsten Dörfer sind Gubu, Gaza und Bertua, letzteres auf deutschem Boden. In ständigem Verkehr mit handelstüchtigen Leuten, wie den Ngaundere, Tibati und Haussa sind die Baia selber tüchtige Händler geworden, deren Wirkungskreis sich bis nach Ngaundere im Norden, bis zu den Makkah im Süden erstreckt, vor allem aber bis in das Gebiet der Wute im Westen. Einige besonders Unternehmungslustige mögen wohl auch bis Bamum und in die Gabaris-Gegend vordringen, aber soweit wie die von Sokoto kommenden Haussahändler streifen sie doch nicht umher.

Als Durchzugsgäste sind die Baia bei den Eingeborenen hoch geschätzt: sie gelten als Inhaber starker Medizinen und Amulette und als Hersteller eines sehr wirksamen Giftes. Fast alle Giftspeere, die v. Oertzen im Joko-Bezirk gefunden hat, hatten die Wute von den durchziehenden Baia erworben. Daneben bedeutet ihr Erscheinen aber auch eine ganze Reihe von Festtagen für die Eingeborenen. Sie gelten nämlich allgemein als gute Jäger und betreiben die Jagd sogar mit einer gewissen Passion, soweit sie ihnen Gewinn verspricht. Wo sie sich niederlassen, wird zuerst das Grosswild, Elefant und Büffel, mit Pulver, Giftspeer und Pfeil verfolgt; unter dem geringeren Wilde räumen sie mit Netzen und Brenn-

1) Brussaux, Bull. de l'Afrique française. Nov. 1907. Reitzenstein, Längs der Ostgrenze von Kamerun. Glob. 93, Bd. S. 229 ff.

jagden auf. Hervorragende Jäger sind die Kaka, ein Baiastamm nordwestlich von Mbismu gegen Gaza hin. Es wird erzählt, das die Bewohner des grossen Kakadorfes Delele im Jahre 1905 300 Elefanten erlegt hätten¹⁾. Die in jagdlicher Beziehung scheinbar ungeordneten Verhältnisse unterliegen in Wirklichkeit ganz bestimmten Abmachungen, an denen unter allen Umständen festgehalten wird. Jedes Dorf, jedes Gemeinwesen besitzt seinen ziemlich festbegrenzten Jagdgrund. Will ein Fremder dort jagen, so bedarf es dazu der Erlaubnis des, sagen wir, Jagdherrn, der als Entschädigung für die erteilte Erlaubnis einen Teil der Beute, beim Elefanten gewöhnlich einen Stosszahn erhält. Das Fleisch wird zu Freundschaftspreisen für etwas Pulver, Salz, Feldfrüchte, oder auch gegen Gummi eingetauscht.

Da die Baia bei ihren Jagdzügen ganz skrupellos vorgehen und in kurzer Zeit alles vorhandene Wild ausrotten, so hatte ihnen v. Oertzen im Wute-Bezirk das Jagen verboten. Ein Mann hatte das Verbot übertreten, er wurde zwei Tagemärsche nördlich von Joko angetroffen und ergriffen. Mit vieler Mühe gelang es v. Oertzen, die Ausrüstung dieses Jägers, die jetzt dem Dresdner Museum einverleibt ist, zu erwerben. Eine solche Ausrüstung gilt dem Jäger höher als sein Leben. Ausser seinen Waffen besitzt er einen wahren Schatz an allen möglichen Zaubermitteln. Den Grundstock dieser Kostbarkeiten bilden einige von den Vätern ererbte Medizinen, alles übrige aber hat er auf seinen Wanderfahrten gesammelt, zum Teil für teures Geld erstanden. Sie sind ihm unersetzlich, ohne sie wird er auf der Jagd niemals mehr Erfolg haben. Aber ausserdem fällt er, wenn er diese Zaubermittel verliert, dem Spott seiner Stammesgenossen anheim, wenn nicht gar ihrer Rache, da auch sie sich durch den Verlust der Medizinen schwer geschädigt glauben; wird doch dadurch die Jagdbeute in Zukunft stark beeinträchtigt werden.

Eine eigentliche Jänergilde, wie in Bornu, gibt es sonst in Kamerun nicht. Die Neger sind im allgemeinen keine Jäger aus Passion, sie schiessen den Elefanten nur seines Fleisches und seiner Zähne wegen. Im Norden sind die Jäger nur wenig geachtet, man nennt sie kirri-mina (kirri = Hund, also etwa Hundsfötter), im Gras- und Waldland dagegen „werden geschickte, kühne Elefantenjäger mit Stolz gezeigt“²⁾. Der Elefantenjäger steht sich bei seinem Berufe recht gut. Zwar muss er gewöhnlich dem Häuptling, in dessen Gebiet er jagt, einen Zahn des erlegten Tieres ablassen³⁾, andererseits aber erhält er unter allen Umständen als Jagdtrophäe den Schwanz des Elefanten⁴⁾. Im Lande der Ekoi und Keaka flechten sich die Frauen aus diesen Schwanzhaaren Ringe zu Halschmucken, auf die sie Perlen reihen. Der Jäger erhält für zwei solcher Haare 1 Brassrod = 25 Pfg. Da ein Schwanz 100—150 Haare hat.

1) Glob. 93, Bd. 1907, S. 12.

2) Hutter, Wanderungen und Forschungen etc. S. 472.

3) Passarge, Adamaua S. 306.

4) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 70. Hutter, Wanderungen etc. S. 469. Auch in Ostafrika nach Weule, Ergebnisse etc. S. 38.

bringt ihm ein Elefant also etwa 25 M. ein¹⁾. Aber was kostet auch die Ausrüstung dieses Jägers! An einem Gürtel um den Leib hängen die Amulette und die Täschchen mit Zaubersprüchen so dicht, dass es aussieht, als hätte der Jäger ein kurzes Röckchen an, um Ober- und Unterarme trägt er Ringe und Schnüre mit Zaubermitteln, um den Hals und um die Beine, ja, sogar am Glied werden kleine Medizinen festgebunden²⁾. Und die klugen, schreibkundigen Haussa, die die Zaubersprüche herstellten, verstehen ihr Geschäft, sie lassen sich ihre Arbeit sehr teuer bezahlen, und der Zauber übt seine Wirkung erst aus, wenn er vollständig bezahlt ist³⁾.

Sehen wir uns nun die Ausrüstung, die dieser Baia-Elefantenjäger trug, genauer an.

1. Auf dem Kopfe trug er eine kappenartige Mütze (Abb. 1 Kat. Dresden 24 593) aus einem weitmaschigen Geflecht von einer braungelben, gedrehten Bastschnur. Die Mütze schliesst sich der Kopfform an, am untern Rande ist sie nach aussen umgeschlagen, dass ein schmaler Rand entsteht, obenauf sitzt eine Kugel, in der das Geflecht zusammenläuft. Zwei einander gegenüberliegende Seiten sind mit kleinen Knötchen verziert, zu denen die Enden der Flechtschnüre zusammengedreht sind. Die beiden schmalen Seiten, die frei von solchen Knötchen sind, sind dunkelbraun gefärbt. Verziert ist die Mütze mit Elefantenschwanzhaaren, die mit einem einfachen Finger (= Anheftungs)knoten in die Maschen eingeknüpft sind. Auf die Haare sind bunte Glasperlen aufgereiht, und zwar weiss, hellblau, grün, rot, orange, schwarz.

Ähnliche Mützen werden auch bei Ekoi und Keaka getragen, zur Jagd und zu grossen Festlichkeiten. Man nennt sie *atscha-njonk* (*atscha* = Schwanz, *njonk* = Elefant)⁴⁾.

2. An der linken Seite trug er an einem Gürtel eine Pulverflasche (Abb. 2. Kat. Dresden 24 515). Sie besteht aus einem Flaschenkürbis (Pulverkalabasse), der Boden ist mit einer Scheibe Messingblech beschlagen und mit einem schmalen, aufrechtstehenden Streifen Kupferblech eingefasst. Der bauchige Teil ist mit Leguanhaut⁵⁾ umkleidet und mit 6 doppelten Längsreihen von Messingnägeln verziert. Um den unteren Teil des Halses herum gehen drei Stufen, deren Vorderflächen mit Kupferblech, deren Oberflächen mit Messingblech umkleidet sind. Der obere Teil des Halses ist mit Messingblech umgeben. Der Deckel besteht aus einer grossen Scheibe von Messingblech — etwa 11 cm Durchmesser — an ihrer unteren Seite ist in der Mitte ein Zylinder von Eisenblech angebracht, in den der Flaschenhals gerade hineinpasst. Am Bauche der Flasche, sowie am Rande des Deckels befinden sich Ösen von Messing-

1) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 54 und 78.

2) Hutter, Wanderungen etc. S. 447.

3) Morgen, Durch Kamerun S 195.

4) Mansfeld, Urwald-Dokumente S. 70 und 78.

5) Die Zoologica bestimmte mir in liebenswürdigster Weise Herr Professor Dr. Wandolleck, Direktorialassistent am Kgl. zoolog. Museum zu Dresden.

draht, für die Aufhängeschnur bestimmt. Die ganze Flasche ist 12,5 cm hoch.

3. Eine Flöte aus Antilopenhorn (Abb. 3. Kat. Dresden 24 590), 19,7 cm lang. Sie wird bei der Treibjagd und bei Beschwörungen des Wildes verwendet.

4. Eine Flöte aus Holz (Abb. 4. Kat. Dresden 24 591). Der walzenförmige Körper verjüngt sich stark nach dem einen Ende zu und endet in einem spitzeiförmigen, auf der einen Seite abgeschrägten Ansatz. In der Mitte der abgeschrägten Fläche befindet sich das Mundloch. Ein kleiner, runder, angeschnittener Henkel, an dem die Flöte angehängt wird, befindet sich nicht weit vom Schalloch. Die Flöte ist 18,2 cm lang.

Diese Flöte wird vor Beginn der Jagd zum Zusammenrufen der Jagdgesellschaft benutzt, ihr monotoner Ruf ertönt oft stundenlang.

Die Vermutung, dass wir es in Kamerun mit einem uralten Phalluskult zu tun haben, ist oft genug ausgesprochen worden¹⁾; vielleicht deutet auch die Form dieser Flöte darauf hin.

5. Eine Doppelglocke (Abb. 5. Kat. Dresden 24 592). Zwei flache eiserne Glocken, die eine 17 cm, die andere 17,8 cm lang, sind durch einen eisernen, schön mit Rohr umflochtenen Handgriff miteinander verbunden. Die Glocken werden mit einem Stäbchen oder auch mit der Hand geschlagen und werden entweder zum Zusammenrufen der Jagdgesellschaft oder auch zum Lärmen bei der Treibjagd verwendet²⁾.

6. Ein Fliegenwedel (Abb. 6. Kat. Dresden 24 589), aus einem Büffelschwanz bestehend. In der Mitte des Griffes ein spiralig aufgerollter Kupferring.

Diese Büffelschwänze stehen sehr hoch im Werte, sie können nur von sehr wohlhabenden, also tüchtigen Jägern erworben werden, und dienen dazu, Fliegen und andere Insekten damit zu verscheuchen. Besonders schlägt man sich beim Laufen damit die Beine.

7. Ein grosser Ring³⁾, am Oberarm getragen (Abb. 7. Kat. Dresden 24 561). Er besteht aus mehrfach geflochtenen, zusammengedrehten starken Hanfstricken, die mit einem weichen rissigen Leder (vermutlich Schaffell) überzogen sind.

8. 15 Armringe, an den Unterarmen und an den Fussgelenken getragen (Kat. Dresden 24 570—24 584). Sie bestehen aus weichem, biegsamem Holz oder sind aus einer Liane, aus Gras oder aus Hanfstricken geflochten und mit Leder überzogen. Der Lederüberzug ist stets an der Innenseite des Ringes zusammengenäht und mit einer harzigen Masse bestrichen.

1) Hutter, Wanderungen etc. S. 296 und 447. Es sei auch an das noch zu erwähnende Hochbinden des Gliedes vor Antritt der Elefantenjagd erinnert, sowie an das schon erwähnte Befestigen von Amuletten an demselben.

2) Vgl. dazu das Gong „akangkang“ bei Mansfeld, Urwalddokumente, S. 145, Abb. 112.

3) Armringe auch sonst in Afrika von Elefantenjägern als Amulette getragen, z. B. Schomburgk, Wild und Wilde im Herzen von Afrika, S. 203.

9. Drei glatte Armringe von Elfenbein (Kat. Dresden 24 585—24 587).

10. Armring von Holz (Abb. 8. Kat. Dresden 24 569) aus einem Stück geschnitzt, auf der Aussenseite mit drei Reihen von zinnernen Nägeln beschlagen.

11. Armring von der unter 8) beschriebenen Art (Abb. 9. Kat. Dresden 24 568), daran ein Amulett, bestehend aus einem länglichen walzenförmigen Stück Holz, das mittels Sehne am Ringe befestigt ist. Das Holz ist in der Längsrichtung durchbohrt, in dieser Röhre steckt ein dünnes kleines Holzstäbchen.

12. Armring wie 11), daran eine mit Leder überzogene Schildkrötenschale (Abb. 10. Kat. Dresden 24 562).

Die Schildkröte (hier wahrscheinlich *Testudo ibera*) spielt in Kamerun eine Rolle beim „Fernzauber“. Der Mediziner oder ein beliebiger anderer, der von ihm die Macht dazu bekommen hat, kann einen Feind oder einen Nebenbuhler in der Gestalt einer Schildkröte in seine Gewalt bekommen. Diese kann er nun krank machen, ja er kann sie sogar sterben lassen, und erreicht dadurch, dass auch der Feind krank wird und schliesslich sogar stirbt. Lässt er das Tier wieder gesund werden, so wird auch der Feind wieder gesund¹⁾. Nach Mansfeld²⁾ wird am Crossfluss dem Gott Obashi, wenn eine Person erkrankt ist, eine Schildkröte geopfert. In den Märchen der westafrikanischen Neger spielt sie die Rolle des Reinecke Fuchs³⁾.

13. Armring wie 11, daran als Amulett ein kleines Antilopenhorn, dessen Wurzel in Leder eingenäht ist (Kat. Dresden 24 567).

Auch die Antilope spielt eine besondere Rolle in Kamerun. So gilt sie bei den Fan-Leuten als Symbol der Schnelligkeit, die durch den Genuss ihres Fleisches auf den Jäger übertragen wird. Ebenso erwirbt der Jäger durch den Genuss von Antilopenfleisch grosse Gewandtheit und Körperkraft. Man führt dies auf den merkwürdigen Glauben zurück, dass die Antilope Menschenfleisch fresse. Deshalb ist es auch den Frauen und Kindern vielerorts verboten, Antilopenfleisch zu essen. Dieser sonderbare Aberglauben ist nach v. Oertzens Beobachtungen darauf zurückzuführen, dass die Antilopen, wenn es ihnen an Salz fehlt, bisweilen Knochen benagen⁴⁾. In Togo⁵⁾ trägt der Jäger Antilopenhaare bei sich als Glücksbringer.

14. Armring wie 11), daran das ebenfalls unter 11) beschriebene Amulett von Holz und ein kleines festverschlossenes Lederbeutelchen, dessen Inhalt nicht bekannt ist (Kat. Dresden 24 566).

15. Armring wie 11), daran an einer Hanfschnur ein kleines

1) Plehn, Beobachtungen in Kamerun in Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 719.

2) Urwald-Dokumente S. 226.

3) Frobenius, Der schwarze Dekameron, S. 175 und bei anderen.

4) Bei allen Stämmen des Westens gilt „njaka“, die kleine Antilope, als besonders klug und zauberkräftig: Frobenius, Der schwarze Dekameron, S. 212. Im Kongogebiet spielt sie nach demselben Autor (S. 175) die Rolle des Reinecke Fuchs.

5) Klose, Togo, S. 144.

festverschlossenes Lederbeutelchen mit unbekanntem Inhalt (Kat. Dresden 24 564).

16. Armring wie 15) (Kat. Dresden 24 563).

17. Armring wie 16), das Amulett ist mit einer Lederöse am Ring befestigt (Kat. Dresden 24 565).

Ausser diesen bisher beschriebenen Gegenständen trug der Baia nun noch 25 Gehänge mit allen möglichen Amuletten an sich, um den Leib, um den Hals, an Ober- und Unterarmen und an den Beinen.

18. An einer starken geflochtenen Baumwollschnur, deren Anfang und Ende ineinander geflochten sind, hängt ein kleines rechteckiges Täschchen von Fell. (Abb. 11. Kat. Dresden 28 001). Auf die Schnur sind in der Mitte zwei längliche, blaugrüne Glasperlen aufgenäht.

Es handelt sich um das Fell der Servalgenette (*Genetta servalina*). Die Negerinnen des Graslandes verfertigen ihre Anhängetäschchen häufig aus dem Fell der Zibetkatze (*Viverra civetta*)¹⁾.

19. Korantasche (Kat. Dresden 28 002). Es ist eine rechteckige kastenähnliche Ledertasche, ganz von der Form unsrer Patronentaschen, mit zwei übereinanderliegenden Deckeln. Der untere Deckel ist mit Pressornamenten verziert, in den oberen, wie in die Vorderseite der Tasche sind mit schmalen farbigen Lederstreifen Ornamente eingeflochten. Zum Verschliessen dienen einmal zwei schmale Lederriemen, die über dem unteren Deckel verknötet werden können, dann ein Lederriemen mit ledernem Knopf am obern Deckel, der durch eine von Lederschnüren geflochtene Öse am untern Rande der Tasche gezogen wird. Die Tasche selbst hängt an einer sehr starken Doppelschnur von zusammengedrehtem Baumwollstoff, der mit rotbraun und gelblich gefärbtem Baumwollgarn umflochten ist. Am untern Ende sind die beiden Schnuren durcheinandergeflochten, an ihren Enden haben sie grosse eiförmige Quasten als Abschlüsse.

Diese Taschen werden in Tibati gefertigt.

Der Koran fehlt. Das Kgl. ethnogr. Museum zu Dresden besitzt in der Sammlung des Herrn Lt. Lessel einen prächtigen, ganz vollständigen, und zwar von nur einer Hand geschriebenen Koran aus Nordkamerun.

20. Ein längliches rechteckiges Ledertäschchen mit drei Abteilungen (Kat. Dresden 28 003). Die beiden vorderen haben einen gemeinsamen Deckel, der mit lila und roten Baumwollfäden bestickt ist. Der Deckel des hinteren Abteils ist grösser als der der beiden vorderen, geht über diesen hinweg und bildet zugleich den Deckel des ganzen Täschchens. Es hängt an einer geflochtenen Hanfschnur und hat zum Schutz ein Lederetui. Dieses ist an seinen beiden oberen Ecken durchlocht und durch diese Löcher geht die Hanfschnur hindurch, so dass es verschiebbar ist. Aus der Vorderseite sind sieben Sterne herausgeschnitten, die Ausschnitte sind wieder mit Leder unterlegt. Der Inhalt der drei Abteile des Täschchens ist folgender:

1) Hutter, Wanderungen etc., S. 473



Seyffert: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers.

- a) im hintersten Täschchen befinden sich:
- a) ein kleines Horn von einer Antilope mit ganz glatt abgeschliffener Oberfläche;
 - β) drei kurze, runde Holzstäbchen, mit einem Baumwollfaden zusammengebunden;
- b) im mittleren Täschchen befinden sich:
- a) ein Zahn;
 - β) eine verrostete Gewehrfeder (als Feuerstahl);
- c) im vorderen Täschchen befinden sich:
- a) ein scharfer Reisszahn, an der Wurzel durchlocht;
 - β) ein kleiner Feuersteinsplitter;
 - γ) Zunder;
 - δ) ein Fingerring von Zink.

Der im mittleren Täschchen befindliche Zahn ist ein Schneidezahn, aber so stark abgenutzt, dass seine Bestimmung nicht mehr möglich ist, vielleicht ist er von *Troglodytes niger* (?). Die Gewehrfeder dient als Feuerstahl¹⁾. Der grosse Reisszahn im vorderen Täschchen ist vom Leoparden. Man trägt Leopardenzähne zur Stärkung der Körperkraft²⁾, ganz speziell der Potenz, an einer dünnen Schnur um die Hüftén; sie stehen ausserordentlich hoch im Preise. Im Grasland³⁾ trägt man die Zähne und die Klauen des Leoparden als Amulette um den Hals oder auch in den langen Schopf am Kopfwirbel eingeflochten. Auch sonst spielt der Leopard in Kamerun eine Rolle. Böse Geister hausen in ihm, wie die Bakwiri⁴⁾ glauben; nach Ansicht der Duala⁵⁾ verlässt die Seele bisweilen den menschlichen Leib auf einige Zeit und fährt in ein Tier, besonders gern in einen Leopard. Im Crossflussgebiet ist er neben andern Totemtier⁶⁾.

Auch in Togo⁷⁾ werden die Zähne dieses Tieres als Glücksbringer getragen und in den dortigen Märchen tritt der Leopard häufig auf⁸⁾. In Ostafrika⁹⁾ gelten die Panterklauen als ein Zaubermittel und in einem angreifenden Panter soll der Geist eines verstorbenen Zauberers hausen¹⁰⁾.

Der Zunder ist ein Präparat aus der Wolle des Bombaxbaumes (alhauāmi). Nach Passarge¹¹⁾ wird die Wolle über dem Feuer geröstet so dass sie leicht anbrennt, dann zerzupft und mit etwas Butter durchgerieben. Zunder, Feuerstahl und der Feuersteinsplitter — *kainkírra wúta* h. gehören zu jedem Haussafeuerzeug.

1) Passarge, Adamaua, S. 291, Abb. 157 „massa-bī wúta“.

2) Plehn, Beobachtungen etc. S. 720.

3) Hutter, Wanderungen etc. S. 474.

4) Seidel, Kamerun, S. 207.

5) Plehn, Beobachtungen etc. S. 723.

6) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 220.

7) Klose, Togo, S. 144.

8) Frobenius, Der schwarze Dekameron, S. 250ff.

9) Matschi, Die Säugetiere Ostafrikas, S. 69.

10) Ebenda.

11) Adamaua, S. 291, Abb. 157.

21. An einer dünnen schwarzen, fünffachen Lederschnur (Abb. 12. Kat. Dresden 28 004) hängen:

- a) eine grosse, rechteckige, festverschlossene Ledertasche mit Pressornamenten auf der Vorderseite;
- b) eine ebensolche Tasche;
- c) eine kleine Lederkalabasse mit Röhrenhals und darüber ein an den beiden Aufhängeriemchen verschiebbarer Deckel. Die obere Hälfte des Bauchteiles ist mit schmalen Lederriemchen zierlich umflochten, nach unten hängen Fransen von schmalen Lederriemen und vier breitere Lederstreifen, auf ihren Oberseiten mit Ritzornamenten verziert. Darin findet sich noch ein Rest eines grauen Pulvers, das sich nicht entzünden lässt¹⁾.
- d) ein kleiner Lederknopf mit lederner Öse, auf seiner Oberseite ist ein Kreuz eingepresst. Durch die Öse ist eine schön geflochtene Baumwollschnur gezogen, mittels der der Knopf am Gehänge befestigt ist. Ein einfacher Knoten, mit ganz feinen, weissen Flaumfederchen verziert, lässt die Schnur nicht durch die Öse gleiten.
- e) ein Stück Wurzel²⁾;
- f) ein längliches, sehr hartes Stück Holz mit Rinde. Die innere Holzseite ist ganz glatt poliert, in der Mitte der Aussenseite ist ein ovales Stück aus der Rinde herausgeschnitten;
- g) eine kleine hölzerne Flöte, wie die unter 4. beschriebene, nur ist der vordere Ansatz rechteckig;
- h) ein ledernes Nähbesteck nach der Art, wie wir es von den nordischen Völkern, Lappen, Eskimo usw. kennen. Die Hülle ist mit Schnitzmustern ornamentiert, das Innere mit Haaren gefüllt. Vielleicht sind es Antilopenhaare, die, wie wir sahen, in Togo³⁾ der Jäger als Glücksbringer bei sich trägt; es ist aber anzunehmen, dass sie nur als Polster für Nähadeln dienen, wie wir bei Nr. 41 sehen werden;
- i) Scheide aus Leder mit einem Dolchmesser darin. Damit das Messer nicht aus der Scheide fallen kann, ist eine besondere Vorrichtung vorhanden: an dem Riemen, an dem die Scheide hängt, ist ein kleiner schmaler Querriemen angebracht mit einem ledernen Knopf an dem einen, einem Knopfloch an dem andern Ende, zum Knöpfen um den Messergriff.

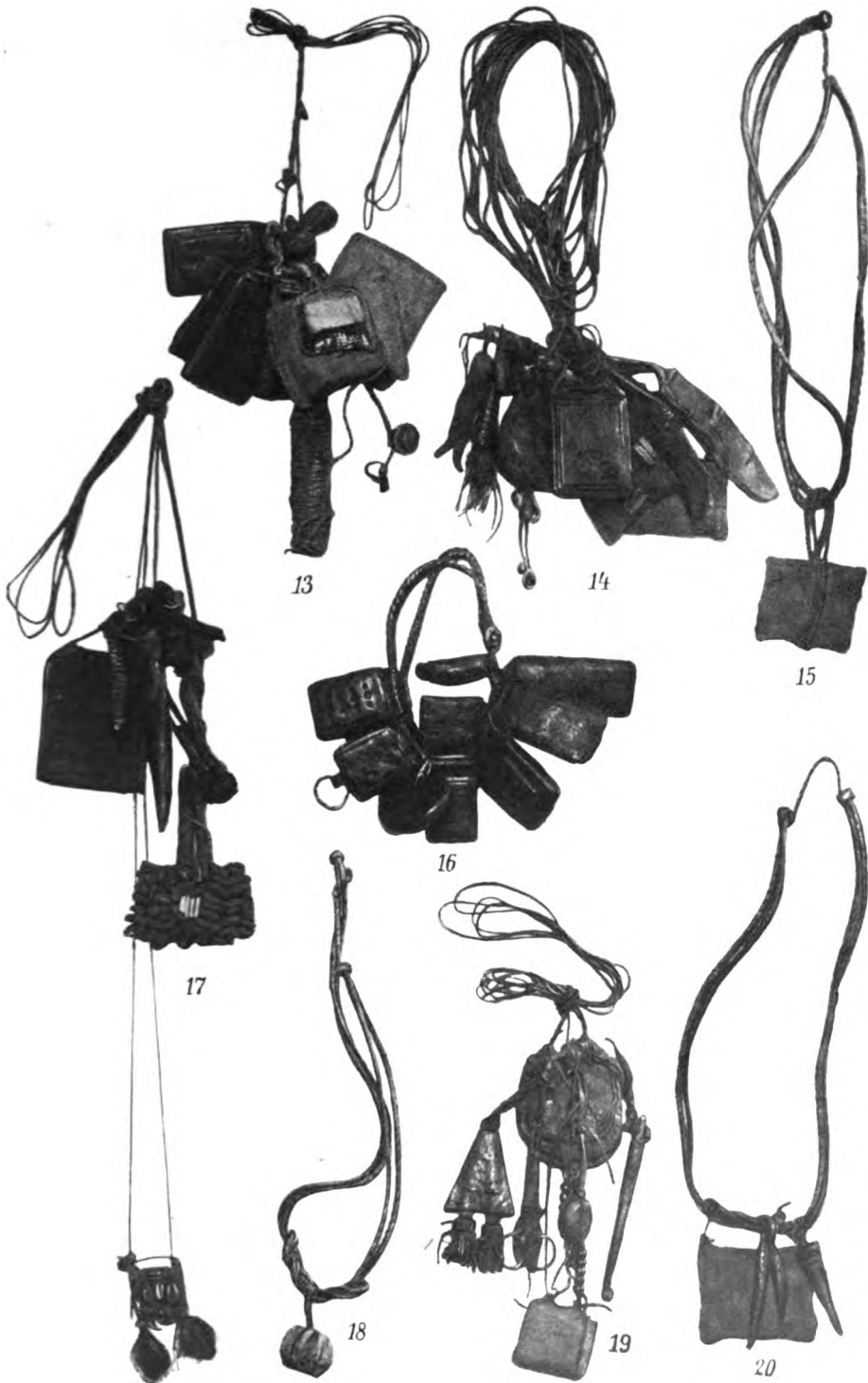
Die unter a) und b) erwähnten Täschchen werden von des Arabischen mächtigen und schreibkundigen Haussa angefertigt. Sie enthalten auf Papier geschriebene, zauberkräftige Koransprüche und werden besonders im Kriege und auf der Jagd oft in ungeheuren Mengen auf dem Körper getragen⁴⁾. (Vgl. dazu die folgende Nr. 22.)

1) Vgl die Antimonflaschen bei Ratzel, Vnde, Bd. II, S. 490, 522.

2) Die Direktion des Kgl. botan. Gartens in Dresden konnte die botanischen Objekte leider nicht sicher bestimmen.

3) Klose, Togo, S. 141.

4) Bei den Wute z. B. nach Morgen, Durch Kamerun etc. S. 195, 206, 227; im Grasland bei Hutter, Wanderungen etc. S. 447.



Seyffert: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers.

22. An einer dünnen dreifachen Lederschnur (Abb. 13. Kat. Dresden 28 005) werden die folgenden Amulette getragen:

- a) vier rechteckige flache Ledertäschchen, fest verklebt, so dass der Inhalt nicht festzustellen ist. Bei dreien davon sind die Vorderseiten ornamentiert, bei der einen mit bogenförmigen Pressornamenten.

Eines dieser Ledertäschchen wurde geöffnet. Es enthielt einen Bogen starken Papiers, in ganz bestimmter Weise zusammengefaltet, in verschiedene Felder geteilt und mit arabischer Schrift beschrieben. Über den Inhalt des Schriftstücks wird am Schlusse berichtet werden.

- b) ein mit Hanfschnur fest umwickeltes Bündelchen, enthaltend ein Stück Rinde, Holzstäbchen und Blätter, vermutlich von einer Strophantusart;
- c) ein rechteckiges, aus Gras geflochtenes Täschchen, darin drei Stücke sehr hartes Holz. Auf der Vorderseite dieses Täschchens sind noch zwei kleinere Täschchen befestigt;
 - a) das kleinere von weissem Fell, wahrscheinlich von einem ungeborenen oder ganz neugeborenen Schaf;
 - β) das grössere von Schlangenhaut, beide sind fest vernäht, so dass ihr Inhalt nicht festzustellen ist;
- e) ein halbkugeliges Ledergegenstand, an einem schmalen Lederriemen hängend.

23. Eine Lederschnur mit Öse, durch die das andere, freie Ende geknotet ist (Kat. Dresden 28 006). Daran hängen:

- a) ein Antilopenhorn, dessen Wurzel in eine Lederhülle eingenäht ist;
- b) ein kleiner runder, festverschlossener Ledergegenstand;
- c) ein länglich ovaler, festverschlossener Ledergegenstand.

24. An einer achtfachen, feingeflochtenen Lederschnur (Abb. 14 Kat. Dresden 28 007) werden folgende Amulette getragen:

- a) ein kleines rechteckiges, aus Gras geflochtenes Täschchen, auf dessen Vorderseite dreimal je zwei Holzröhrchen, wie längliche Perlen, aufgenäht sind. Darin befinden sich:
 - α) ein längliches Stückchen Holz;
 - β) getrocknete und zerpfückte Blätter;
- b) ein rechteckiges Täschchen von Leder, dessen Vorderseite ornamentiert ist. Es ist fest verklebt, daher der Inhalt nicht festzustellen;
- c) ein ovales ledernes Doppeltäschchen von der Form der Feuersteingtaschen, wie sie die Fulbe¹⁾ tragen. Die Vorderseite ist ornamentiert, an jedem Täschchen befindet sich unten ein schmaler Lederriemen mit je zwei Kauris. In dem hintern Täschchen befinden sich:
 - α) ein flacher rechteckiger Gegenstand mit ganz dünner brauner Baumwollenschnur umwickelt und verschnürt;
 - β) ein kleiner Stein, in ein Blatt eingewickelt und verschnürt;

1) Passarge, Adamaua, S. 291, Abb. 157.

- γ) eine kleine Frucht;
- δ) der halbe Unterkiefer einer Varaneidechse;
- ε) ein Stückchen Feuerstein;
- ζ) eine Anzahl kleiner Früchte;
- η) Zunder;
- d) eine doppelte Baumwollschnur, daran hängen:
 - a) drei runde, in der Mitte durchbohrte Holzscheibchen;
 - β) ein länglich-rechteckiges, an einem Ende abgerundetes Stück weiches Holz mit harter Rinde;
 - γ) ein kleines schwarzes Antilopenhorn, das mit einer schwarzen harzigen Masse ausgefüllt ist. Darin stecken Schwanzhaare der Zibetkatze und Schwanzhaare der Stachelratte, die ein leises Rascheln verursachen;
 - δ) ein ebensolches Horn, aber leer;
 - ε) die Schuppe von einem Schuppentier.

Bei den Keaka¹⁾ tragen Männer und Frauen eine merkwürdige Frisur: sie ahmen nämlich geradezu das Fell des Schuppentieres nach.

- ζ) ein kleines Leinwandbeutelchen, gefüllt mit ganz kleinen Kieselsteinen.

v. Oertzen beobachtete den vielgeübten Brauch, dem Magen des wilden Perlhuhns²⁾ Steine zu entnehmen und sorgsam aufzuheben.

- η) ein feingeflochtenes, längliches Beutelchen, in dem zwei Stückchen Holz stecken, deren Enden nach auswärts ähnlich „Gemsgrickeln“ gebogen sind und aus dem Beutelchen hervorstehen. Die beiden Hölzer sind von einander getrennt durch einen umgebogenen Federkiel;
- θ) zwei längliche festverschlossene Lederhüllen ohne Inhalt, Messerscheiden ähnlich;
- ι) ein kleines, von Gras geflochtenes Täschchen, mit Gras angefüllt, darin ein rechteckig zusammengefaltetes Blatt, das mit Gras zusammengebunden ist.

25. An einem doppelten Lederriemen (Abb. 15 Kat. Dresden 28008) hängt ein kleines Täschchen von feinstem Grasgeflecht. Quer über die Tasche geht eine einfach geflochtene Doppelschnur, die sich am Rande des Täschchens teilt und an jeder Seite einen Henkel bildet, wie bei unsern Markttaschen. Darin befinden sich drei Medizinen:

- a) ein rechteckig zusammengeschnürtes Blatt;
- b) ein länglich-runder in Baumwollstoff fest verschlossener Gegenstand (wahrscheinlich von Holz), in der Mitte mit rötlicher Baumwollschnur umwunden;
- c) wie das vorige, nur etwas kleiner, und unter die Umwicklung sind zwei flache Holzstäbchen geschoben.

1) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 58.

2) Im Crossflussgebiet gilt das Perlhuhn als Verkünder des Tages, es weckt durch seinen Ruf alle Tiere des Waldes auf, Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 229.

Interessant sind die Ledergehänge, an denen die Amulette befestigt sind. Es sind in den meisten Fällen Hanfschnuren, die mit einer Lederhülle umgeben sind. An den Enden befinden sich runde Lederknöpfe. Der eine von ihnen trägt einen dünnen, zu einer Schlinge zusammengedrehten Riemen. Der Knopf des andern Riemen wird durch diese Schlinge gesteckt und diese dann zusammengedreht. Oft finden wir aber auch ganz prachtvoll geflochtene Lederriemen, bei denen sich das Geflecht wie Glieder einer Panzerkette aneinanderschliesst (z. B. 34. Abb. 16).

26. Eine einfache Lederschnur mit dem eben beschriebenen Verschluss (Kat. Dresden 28010) ist in der Mitte zu einem einfachen Knoten geschlungen. In diesen ist die Messinghülse einer europäischen Patrone eingeknüpft, deren vorderes, offenes Ende in eine Lederumhüllung eingnäht ist.

27. An einem schön geflochtenen Lederriemen (Kat. Dresden 28011) hängen sehr kleine flache rechteckige, festverschlossene Ledertäschchen. Zwei von ihnen weisen Spuren von Press- und Ritzornamenten auf.

28. An einer Baumwollschnur (Kat. Dresden 28002) hängen 9 flache rechteckige Ledertäschchen verschiedener Grösse, ihre Vorderseiten sind ornamentiert. Sie sind fest verschlossen, so dass ihr Inhalt nicht festzustellen ist.

29. Eine doppelte Lederschnur (Kat. Dresden 28013) ist in der Mitte zu einem doppelten Knoten verschlungen. Daran hängt ein kleines geflochtenes Beutelchen, darin sind kleine Knochenstückchen, vermutlich von Vogelknochen.

30. Eine doppelte Lederschnur (Kat. Dresden 28014) ist in der Mitte einfach geknotet.

31. Eine doppelte Lederschnur (Kat. Dresden 28015).

32. Eine doppelte Lederschnur, in der Mitte einfach geknotet (Kat. Dresden 28016).

33. Eine doppelte Lederschnur, in der Mitte zu einem doppelten Knoten verschlungen (Kat. Dresden 28017).

34. An einem doppelten, prachtvoll geflochtenen Lederriemen (Abb. 16 Kat. Dresden 28018) hängen:

a) 7 kleine flache, festverschlossene Ledertäschchen. 5 davon sind fast quadratisch, eines von diesen hat in der Mitte der unteren Kante eine Lederöse, in der ein kupferner Ring hängt. Von 4 Stück sind die Vorderseiten mit Pressmustern verziert. 2 Stück sind länglich rechteckig;

b) ein kleines schmales Lederetui. Darin ist ein gebogenes Stück Holz fest eingefügt, das unten etwas heraussteht;

c) eine flache, nierenförmige Frucht¹⁾.

35. An einer dreifach geflochtenen Lederschnur (Abb. 17. Kat. Dresden 28019) hängen:

a) ein von Gras geflochtenes, rechteckiges Täschchen mit langen Henkeln von Baumwollstoff. Auf die Vorderseite sind aufgenäht:

1) Pusaetha (?).

- a) vier längliche sechskantige blaue Glasperlen in der Mitte;
- β) über die ganze sonstige Fläche kleine braune Holzstückchen, und zwar einmal einfach zylindrisch und dann solche mit schwarzen Dornen daran, Vogelkrallen ähnlich¹⁾.

Das Täschchen ist fest vernäht, so dass sein Inhalt nicht festzustellen ist. Die beiden Henkel sind mit dem Tragriemen durch eine Strähne lilagefärbten Baumwollgarns verbunden.

- b) ein Antilopenhorn von etwa 16 cm Länge. Seine Oberfläche ist ganz glatt geschabt, an der Spitze sind vier parallele Ringe eingeschnitten. Es ist noch zum Teil mit einem aromatisch riechenden Harze ausgefüllt (vgl. 24 d γ);
- c) ein längliches Stück Holz;
- d) zwei Wurzeln;
- e) der Fruchtkolben einer Pflanze (kleine schwarze, stark aromatisch duftende Früchte) in ein weitmaschiges Geflecht von Baumwollgarn eingeflochten;
- f) eine kleine Lederkalebasse mit verschiebbarem Deckel. Darin Reste eines schwarzen Pulvers, das sich nicht entzünden lässt;
- g) ein flaches, rechteckiges Ledertäschchen, fest verklebt, so dass sein Inhalt nicht festzustellen ist;
- h) an einer langen Baumwollschnur ein kleines quadratisches Täschchen von Krokodilhaut. Seine Vorderseite ist verziert mit einer kleinen weissen und zwei grösseren, durch hohes Alter gebräunten Kauris, sowie mit zwei Leopardenkrallen. An den beiden unteren Ecken sind je zwei Büschel von Schwanzhaaren der Zibetkatze befestigt. Da das Täschchen fest verschlossen ist, kann sein Inhalt nicht bestimmt werden;
- i) ein schmales Stückchen Kupfer von besonderer Form, das dreifach zusammengebogen ist. Die Ränder sind nach innen zu umgebogen, und in regelmässigen Zwischenräumen sind Stückchen aus dem umgebogenen Rande herausgeschnitten, so dass sich regelmässig wiederholende Figuren entstehen.

36. Eine doppelte Lederschnur (Abb. 18 Kat. Dresden 28020) ist in der Mitte zu einem zweifachen Knoten geschlungen. Daran hängt eine runde Frucht.

37. Eine doppelte Lederschnur (Kat. Dresden 24596) ist in der Mitte zu einem zweifachen Knoten geschlungen. Daran hängen zwei kleine schwarze Antilopenhörner, beide mit den Wurzeln in Leder eingnäht.

38. Eine 27 cm lange lederne Messerscheide, am unteren Ende mit einem ledernen Knopf verziert, ohne Messer, hat eine Öse aus geflochtener Lederschnur und hängt damit an zwei Gehängen:

- a) an einem einfachen Lederriemen;
- b) an einem dreifachen Lederriemen, der in der Mitte zu einem einfachen Knoten geschlungen ist (Kat. Dresden 24 597.)

1) Vielleicht von einer Liane (Dalbergia) (?).

39. An einer doppelten Lederschnur (24 598), die zu einem einfachen Knoten geschlungen ist, hängen:

- a) ein kleines flaches rechteckiges, festverschlossenes Ledertäschchen;
- b) ein länglich-keulenförmiger, in ein Netz eingeflochtener Gegenstand unbestimmbarer Natur.

40. An einer geflochtenen Lederschnur (Kat. Dresden 24 599) hängt ein ganz flaches Ledertäschchen, unten mit Lederfransen verziert. Die lederne Hülle dazu, deren Oberseite reich mit Ritz- und Pressornamenten verziert ist, hat an ihren beiden oberen Ecken je ein Loch, durch das sie über die Lederschnur verschiebbar ist. Ohne jeden Inhalt.

41. An einer dünnen, vierfachen Lederschnur (Abb. 19 Kat. Dresden 28 009):

- a) ein längliches Lederetui, in dem sich eine eiserne Pinzette befindet.

Sie dient zum Ausziehen der Haare, besonders der Barthaare, das spitze Ende zum Ausbohren der Sandflöhe;¹⁾

- b) ein Lederetui mit einer Schere europäischen Fabrikats;
- c) ein Nähetui von der schon beschriebenen Art (vgl. 21h), nur doppelt. Darin Haare, wohl von einer Antilope, und 3 Nähnadeln europäischen Fabrikats, mit Fadenresten;
- d) ein ledernes Doppeltäschchen, die Vorderseite mit Ritzornamenten verziert. An der Mitte der unteren Kante jedes Täschchens je zwei Lederriemen, an denen jedesmal sechs grosse, schwarze kugelige Glasperlen europäischen Ursprungs hängen. In dem Täschchen befindet sich Zunder. Es ist wohl das übliche Feuersteinzeugtäschchen;
- e) ein kleiner, aus zwei Hälften bestehender Lederbehälter, der eine stark riechende Schmiere und zwei kleine Bäuschchen rohe Baumwolle enthält. Der Behälter ist etwa pflaumenförmig und hat an dem oberen und unteren Ende je zwei lederne Strippen, durch welche der schmale Aufhängerriemen hindurchgeht. Ist er fest angezogen und oben durch einen verschiebbaren Lederknopf zusammengeschnürt, so ist das Büchchen fest verschlossen.

Es handelt sich um ein Schminkbüchchen mit dem Sekret der Zibetkatze, das besonders bei den Graslandnegerinnen als ein ausserordentlich beliebtes Parfüm gilt.²⁾ Um es stets zu haben, wird das Tier sogar gehalten.³⁾ Dasselbe gilt für Bornu; dort reiben sich die Eingeborenen das Drüsensekret unvermischt auf die Haut.⁴⁾

41. Ein kleines flaches, quadratisches Täschchen von Baumwollstoff mit Indigo blau gefärbt.

Es wurde geöffnet und enthielt ein in ganz besonderer Art zusammengefaltetes und mit den Enden ineinandergeschobenes Papier, mit arabischen

1) „tschadde“ nach Ratzel, Völkerkunde, Bd. II, S. 519.

2) Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee, S. 97.

3) Seidel, Kamerun S. 97.

4) A. Schultze, Das Sultanat Bornu usw. S. 65.

Schriftzeichen beschrieben, (vgl. Abb. 24) über deren Bedeutung am Schlusse berichtet werden soll.

42. Eine doppelte Lederschnur ist in der Mitte zu einem zweifachen Knoten verschlungen (Abb. 20. Kat. Dresden 24 600), daran hängen:

- a) ein rechteckiges, aus Gras geflochtenes Täschchen, das fest verschlossen ist, so dass sein Inhalt nicht festgestellt werden kann;
- b) ein kleines, schwarzes Antilopenhorn, bis zum Rande mit einer harzigen Masse ausgefüllt (vgl. dazu 24d γ);
- c) ein eisernes, in Leder eingenähtes Amulett von der in Nordkamerun allgemein bekannten Form;
- d) dasselbe Amulett, nur kleiner und ohne die Lederumhüllung.

43. Zu allen diesen Geräten und Amuletten trug der Baia-Jäger das allgemein gebräuchliche Feuersteingewehr,¹⁾ und

44. die etwa $\frac{1}{2}$ m langen Elefantenlanzen mit eiserner Spitze, die aus dem Gewehr herausgeschossen werden. Unter anderen sind sie auch von Passarge²⁾ beschrieben und abgebildet.

Im Anschluss an diese Beschreibung sei es gestattet, einige Bemerkungen über die Elefantenjagd in Kamerun anzufügen.

Das Vorkommen des Elefanten in Afrika erstreckt sich etwa vom 17° n. Br. bis 21° s. Br., also vom Südrande der Sahara bis zu einer Linie, die ungefähr mit dem Wendekreis des Steinbocks zusammenfällt. Dazu gibt es ausserdem am Südostrande der Kapkolonie, zwischen Knysna und Grahamstown noch einige, besonders geschonte Herden.³⁾ Die Jagd auf Elefanten ist ausserordentlich lohnend, da das Elfenbein noch immer hoch im Werte steht. Trotz aller Bestrebungen der Behörden, die gänzliche Ausrottung der im Aussterben begriffenen Tiere zu verhindern, wird die Jagd doch immer noch derartig betrieben, dass Sachverständige eine nicht allzu ferne Vernichtung des Elefanten in Afrika befürchten, um so mehr, als beim afrikanischen Elefanten, im Gegensatz zum asiatischen, auch das weibliche Tier Stosszähne hat.⁴⁾ Einen Begriff von dem Vernichtungskrieg, der gegen diese Dickhäuter geführt wird, kann man sich machen, wenn man bei Hutter⁵⁾ liest, dass „nach der Schätzung eines des berühmtesten Elfenbeinhändlers und Kenners, Westendorp, jährlich an 60 000 Elefanten das Leben lassen müssen, um der Nachfrage nach Elfenbein Genüge zu tun“. Um noch einige Zahlen sprechen zu lassen, sei auch das Urteil eines zweiten Fachmannes, Schillings,⁶⁾ angeführt, wonach auf dem Antwerpener Elfenbeinmarkt von 1888—1902 allein 3 212 700 kg Elfenbein in Handel kamen,

1) Passarge, Adamaua, S. 800 u, a. m.

2) Adamaua, S. 305, fig. 164.

3) Matschi, Die Säugetiere von Ostafrika, S. 88.

4) siehe schon Schweinfurth, Im Herzen von Afrika S. 475.

5) „Kamerun“ in „Das überseeische Deutschland“, S. 70.

6) Mit Blitzlicht und Büchse, S. 113, 121.

im Jahre 1902 allein 322 700 *kg*! Und ähnliche Zahlen gelten auch für die übrigen hauptsächlichsten Elfenbeinhandelsplätze der Welt.

In Kamerun findet sich der Elefant noch häufig genug, besonders im nordwestlichen, im südlichen und östlichen Teil der Kolonie.¹⁾ Er ist nicht nur auf das Urwaldgebiet beschränkt, sondern kommt auch in der Savannenregion vor. Wahrscheinlich gibt es in Kamerun mehrere Varietäten, sogar im Urwaldgebiete selbst. So berichtet Passarge²⁾ dass Lottner (Deutsches Kolonialblatt 1900, S. 505.) „bei der Station Yaunde eine Varietät unterscheidet, die hellfarbig sei und einen spitzen Schädel habe, die andere sei dunkelfarbig und habe einen breiten Schädel.“ Im Nordwesten soll der Elefant einer anderen Varietät angehören, als in Südkamerun „da er niedriger ist, breiten Kopf und dicke kurze Zähne hat.“³⁾ „In den nördlichen Adamauagegenden ist der Elefant freilich durch die guten Waffen der Mohammedaner fast ausgerottet“⁴⁾ in Nord-Mabum dagegen „gibt es so viele Elefanten, dass sie geradezu eine Landplage sind“⁵⁾;⁶⁾ ebenso ist es im Ossidingebirge,⁶⁾ wo das Tier noch in 1200 *m* Höhe vorkommt, und aus dem Gebiet zwischen Sanaga- und Njongmündung berichtet Frh. v. Stein zu Lausnitz⁷⁾ „von dem massenhaften Auftreten von Elefanten. Die Tiere haben schon öfters Bakokoansiedler zur Auswanderung und zur Aufgabe ihrer Anpflanzungen gezwungen.“⁸⁾

Was den Export von Elfenbein aus Kamerun anlangt, so wurden im Jahre 1893 allein aus dieser Kolonie 65 860 *kg* Elfenbein exportiert, das sind für 755 000 Mk. (etwa 740 Elefanten).⁹⁾ Im Jahre 1906 war der Export auf 904 733 Mk. gestiegen, 1907 sogar auf 1 073 802 Mk.¹⁰⁾ Einen nicht unbedeutenden Teil des Elfenbeins liefert der Haussahandel, der sich stark entwickelt und bis zur Küste ausgedehnt hat; schon 1902 brachte die erste grosse Karawane für 10 000 Mk. Elfenbein mit.¹¹⁾

Betrachten wir nun die Methoden, die die Eingeborenen anwenden, um das so beliebte Jagdwild in ihre Hände zu bekommen. Der Elefant ist tatsächlich eine gesuchte und sehr begehrte Jagdbeute. Nicht nur das Elfenbein ist es, das den Elefanten begehrenswert erscheinen lässt, sondern vor allen Dingen das Fleisch, da auf lange Zeit hinaus sich die Möglichkeit bietet, sich einmal ordentlich satt zu essen. Die Erlegung eines Elefanten ruft stets grosse Freude hervor, und die Reisenden geben drastische

1) Seidel, Kamerun S. 92.

2) „Kamerun“ in Meyer, Das deutsche Kolonialreich, I S. 445.

3) Ebenda S. 447.

4) Seidel, Kamerun S. 92.

5) Hutter, Wanderungen, S. 460.

6) Mansfeld, Urwalddokumente, S. 72.

7) Die Njongexpedition 1904/05 in „Deutsches Kolonialblatt“ 1907. XVIII. Jahrg. S. 607.

8) Weniger optimistisch urteilt Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee, S. 248.

9) Seidel, Kamerun, S. 96.

10) Passarge, Kamerun, in Meyer, Das Deutsche Kolonialreich I, S. 530.

11) Passarge, Kamerun, in Meyer, Das deutsche Kolonialreich, I, S. 540.

Schilderungen davon, wie schnell das riesige Wildpret zerwirkt und verpeist ist.¹⁾

Was nun die Jagdmethoden betrifft, so stellt man dem Elefanten mit den für ganz Afrika gebräuchlichen Fallen und Gruben nach, oder man stellt ihn und greift ihn direkt an. Um mit der ersten Art zu beginnen, so haben die Tshinga²⁾ am Mbam längs des Flussufers umfangreiche, tiefe Gräben gezogen, in welche die Tiere hineinfallen; es gibt aber auch schon eine ganz primitive Art von Fallen, die Morgen³⁾ so beschreibt: „An den Stellen, wo der Elefant nach dem Wasser wechselte, gruben sie ein etwa 1 m tiefes und $\frac{1}{2}$ m breites Loch und bedeckten dasselbe mit einer Matte, welche an den Rändern mit Steinen beschwert war. An dieser Matte wurde eine Liane befestigt, welche über einen darüber befindlichen Ast gezogen wurde. Am Ende dieser Liane hing ein starker, nach unten zugespitzter und im Feuer gehärteter Baumklotz. Der Elefant sollte nun beim Passieren dieser Stelle durch die Matte in die Grube hineintreten, im selben Augenblick sollte alsdann die Liane reißen und der zugespitzte Klotz dem Tier in den Nacken fahren.“ Dass diese Art, Elefanten zu fangen, höchst problematisch ist, braucht wohl nicht erst erläutert zu werden. Trotzdem behauptete Balinga, im letzten Jahre zwei Elefanten auf diese Weise erlegt zu haben.“⁴⁾

Im Grasland legt man häufig Wildgruben an, etwa 4–5 m tief und breit. Sie werden mit einem dünnen Pfahlrost bedeckt, auf den eine Schicht von Erde, Laub und Gras gelegt wird, um dem Tiere die Grube gänzlich zu verbergen. Auf der Sohle sind angespitzte Phähle eingerammt, auf denen sich das Tier anspiesst.⁵⁾

Nicht eben viel waidgerechter ist die Jagd in dem Falle, wo rings um eine äsende Herde eine Hürde errichtet wird. Morgen⁶⁾ erzählt uns

1) Dominik, Kamerun, S. 168, Vom Atlantik zum Tschadsee, S. 249, und bei anderen.

2) Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, S. 109.

3) daselbst.

4) Ähnlich die Elefantenfallen im Njassagebiet bei Weule, Ergebnisse usw., S. 90. Dort werden sie aber mit mehr Erfolg angewendet.

Die Anwendung der kurzen eisernen Elefantenspeere, wie sie in Ostafrika gebräuchlich sind — ein Exemplar befindet sich im Dresdner Museum, — schildert Schomburgk, Wild und Wilde im Herzen Afrikas, S. 79 und 80: „Der Wechsel der Tiere wurde genau ausgekundschaftet, und auf einem Baume, unter dem höchstwahrscheinlich die Tiere zur Tränke durchwechseln würden, fassten die Jäger Posten. Sie waren mit einem grossen Speer bewaffnet, dessen eiserne Spitze ungefähr einen Meter lang war. Über der Spitze war ein schwerer Holzklötz angebracht. Kamen nun die Elefanten unter dem Baum hindurch, so liess der Jäger den Speer fallen, so dass er zwischen die Schulterblätter traf. Das Gewicht des Holzklötzes trieb den Speer tief hinein. Rasend vor Schmerz stürzte das Tier davon. Durch die Bewegungen drang der Speer immer tiefer ein, bis er ein edles Organ traf oder aber der Blutverlust allein genügte, um den Elefanten zu töten.“

5) Hutter, Wanderungen usw., S. 471. Derartige Fallen sind auch in Ostafrika gebräuchlich, z. B. am Kilimandjaro (Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, S. 131.) Nicht mehr üblich sind sie im Südosten von Deutsch-Ostafrika nach Weule, Ergebnisse usw., S. 40.

6) Durch Kamerun von Süd nach Nord, S. 156.

eine solche Jagdszene. Man hatte mit grösster Schnelligkeit um die Elefanten eine ganz provisorische Hürde errichtet aus ganz dünnem, höchstens 1 m hohem Strauchwerk, das man bequem hätte mit dem Fusse umstossen können. Es ist kaum verständlich, wie sich der Elefant, dieses so kluge Tier, vom Menschen so leicht übertölpeln lässt. Es wäre ihm eine Kleinigkeit, aus der Hürde auszubrechen, er tut das aber nicht, sondern bleibt oft 14 Tage und noch länger darin, bis endlich die ganze Herde den unzähligen auf sie abgegebenen Geschossen erlegen ist. Morgen fragte einen Eingeborenen, wie das wohl käme, und erhielt zur Antwort: „Der Elefant ist ein so dummes Tier, dass er sich in einem Käfig, den eine Fliege zerreißen kann, einfangen lässt.“

Eine ganz ähnliche Art der Elefantenjagd schildert Dominik¹⁾ von den Mwele. Man hatte um eine grössere Elefantenherde einen Zaun von halbmanssdicken Stämmen, die in den Erdboden eingegraben waren, errichtet und diese mit Lianen untereinander verbunden. Eine gewaltige Volksmenge umstand die Hürde und scheuchte die Tiere, wenn sie die Absicht zeigten, durchzubrechen, durch Lärm und Geschrei wieder zurück. Ausserdem umschritten einige alte Mediziner das Gehege, die in den Händen Elefantenschwänze trugen und den Zaun unter Beschwörungen besprengten, um die Tiere an Ort und Stelle zu bannen. Dies geschieht, wie v. Oertzen beobachtete, auch dadurch, dass die Mediziner, die sich mit Elefantenkot beschmieren, Zaubermittel um die Herde herum auf den Boden legen.²⁾

Neben diesen Jagdmethoden gibt es nun aber auch andere, die erheblich mehr Mut und Überlegung erfordern. Es gibt Jäger, die dem gewaltigen Tier ganz allein zu Leibe gehen und dabei nur allzu oft in höchste Lebensgefahr geraten, ja oft genug ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen müssen.

Für gewöhnlich schliessen sich mehrere Jäger zusammen, um auf das grosse Wild eine regelrechte Treibjagd zu veranstalten; eine grosse Menge Treiber werden dazu verwendet. Die Baia³⁾ „treiben die Tiere durch Grasbrände, Schreien und Lärmen in die Enge; von dem Rauch betäubt, durch den Spektakel eingeängstigt lassen sich die armen Tiere dann ohne Widerstand töten.“ Auch im Graslande⁴⁾ kennt man eine Art Kesseltreiben: Analog dem im Urwald üblichen Fenzen, d. h. Einzäunen, brennt man die Tiere dort ein. Unter sorgfältigster Berücksichtigung des herrschenden Windes, des Geländes usw. werden in der Richtung, nach der das Wild abzugehen verspricht, Hunderte von Menschen aufgestellt, die langsam gegen die Schützenlinie in konkavem Bogen vorrücken oder auch das dürre Gras anzünden, so dass das Feuer und der Rauch die Treiberdienste verrichten. Der Feuerring ist in der Regel

1) Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen, S. 241.

2) Dasselbe auch in Deutsch-Ostafrika nach Weule, Ergebnisse usw. S. 38/40.

3) Passarge, Adamaua, S. 255.

4) Hutter, Wanderungen usw., S. 472.

nicht ganz geschlossen mit Rücksicht auf den Wind, an den Lücken sind dann Treiber mit Lärminstrumenten und Waffen aufgestellt.¹⁾

Weit gefährlicher ist es natürlich, wenn nur ein Einzelner den Elefanten angreift. In früheren Zeiten, als noch keine Feuerwaffen im Lande existierten, wurde das Tier mit dem Speer oder mit Pfeil und Bogen angegriffen. Zur grösseren Wirksamkeit wurden die eisernen Spitzen vergiftet, was auch heute noch geschieht. Denn wenn heute auch an Stelle des Bogens das Vorderlader-Feuersteingewehr getreten ist, so wird im allgemeinen doch nicht mit Kugeln geschossen, sondern mit vergifteten Lanzen. Ihr Schaft ist etwa 50 cm lang und steckt so weit in dem Laufe, dass nur die Spitze aus der Mündung hervorsieht. Der Lauf wird so voll Pulver geladen, dass die Lanze, aus 20 Schritt Entfernung abgefeuert, angeblich durch die Weichteile des Tieres hindurchgeht.²⁾ Die Lanzen spitze ist vergiftet, bei den Wute³⁾ z. B. mit einem starken, vegetabilischen Gift, aus einer Pflanze gewonnen, die Mada genannt wird.⁴⁾ Dieses Gift tötet den Elefanten in etwa einer halben Stunde. Auch bei den Haussa in Gari Maharba am Mao Deo wurden diese vergifteten Lanzen von Passarge⁵⁾ gefunden. Die Kameruner Zwerge jagen wie v. Oertzen mehrfach sah, den Elefanten mit Speeren aus Rotholz. Sie schleichen sich ganz dicht an das Tier heran und stossen dann zu. Ihre Speerspitzen sind vergiftet.

Hat der Jäger von der Anwesenheit eines Elefanten gehört, so erhebt er sich vor Tagesgrauen, um seine Vorbereitungen für die Jagd zu treffen. Wenn er alles Notwendige beisammen hat, entkleidet er sich, soweit er überhaupt etwas an hat, das Glied wird hochgebunden⁶⁾, der Körper vielfach mit einem Gemisch aus gestampftem Rotholz und trockener Elefantenlosung eingerieben, um die menschliche Witterung abzuschwächen⁷⁾ und der ganze Körper wird in der schon beschriebenen Weise mit den Amuletten behängt. Hat der Jäger vor dem Elefantenfetisch, den es z. B. im Ossidinge-Bezirk⁸⁾ gibt, sein Opfer dargebracht, so macht er sich auf die Spur des Tieres. Hat er sie gefunden, so folgt er ihr, stösst er auf Losung, so fährt er mit den Zehen hinein, um zu prüfen, ob sie noch warm ist⁹⁾. Hat er nun endlich das Wild entdeckt, so schleicht er sich

1) nach v. Oertzens Angaben.

2) Passarge, Adamaua, S. 300.

3) Morgen, Durch Kamerun usw. S. 92.

4) Strophantus.

5) Adamaua, S. 300. Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, S. 131 erwähnt von Ostafrika, dass „die Wanderobbo ihnen mit vergifteten Pfeilen nachstellen. Einige pflegen auch vergiftete Stossspeere zu benutzen.“ Desgl. bei den Mushukulumbwe: Schomburgk, Wild und Wilde, S. 80: „schlichen sich die Jäger heran und trieben ihm die Speere mit voller Wucht in die Weichteile. Manch älterer Jäger hat aber hierbei seinen Tod gefunden.“

6) Hutter, Wanderungen usw., S. 447.

7) Die Wakua in Ostafrika „pflegen ihre Kleidungsstücke fast ganz abzulegen und reiben sich den ganzen Körper, besonders aber die Achselhöhlen, mit Erde intensiv ein.“ (Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, S. 130.) Vgl. auch Weule Ergebnisse usw. S. 38/40.

8) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 221 ff.

9) Hutter, Wanderungen usw., S. 467. Zintgraff, Nordkamerun, S. 104.

bis in seine allernächste Nähe heran, denn er hat ja unter den vielen Zaubern einen ganz besonders mächtigen, der ihn für den Elefanten unsichtbar macht¹⁾). Freilich kann inzwischen ein anderer Zauber entstehen, der stärker ist, als dieser, und der kühne Jäger ist verloren, der Elefant wird ihn töten. Hat er aber Waidmannsheil gehabt, hat er das Tier erlegt, so schneidet er ihm zunächst die Schwanzspitze ab, die er als Jagdtrophäe behalten darf, die einzige Jagdtrophäe, die der Neger überhaupt kennt²⁾), und bricht ihm die Zähne heraus; einen davon muss er gewöhnlich, wie wir sahen, seinem Jagdherrn abliefern³⁾). Das Fleisch erhalten die Bewohner des Jagdreviers zu ganz geringem Preise: für sie bedeutet, wie oben schon erwähnt wurde, die Erlegung eines Elefanten den Beginn zu einer ganzen Reihe von Freudenfesten.

Auch wenn das Tier tot ist, hat der Jäger noch mancherlei zu beobachten; so glaubt man z. B. nach Hutter⁴⁾), dass, wenn man einem erlegten Elefanten eines seiner Ohren aufklappt, das Regen bringt.

Dass geschickte und kühne Elefantenjäger in hohem Ansehen stehen und eine bevorzugte Stellung geniessen, wurde schon erwähnt, und kostet ihnen ihr Beruf nicht das Leben, so werden sie reiche und angesehenen Männer⁵⁾).

Der Elefant spielt im Leben der Neger eine grosse Rolle, und daher ist es nicht zu verwundern, dass sich an ihn eine Menge Fabeln und abergläubische Anschauungen anknüpfen. So herrscht im Graslande, wie auch im Waldlande der sonderbare Glaube, dass sich irgend jemand in einen Elefanten verwandeln kann. In dieser Verwandlung sucht er seinem Feinde irgend welchen Schaden an Leib und Leben oder an seinem Eigentum zuzufügen⁶⁾). Freilich kann diese Macht der Familie des Zauberers recht unangenehm werden. Bei den Nkossi⁷⁾) z. B. herrscht der Aberglaube, dass die Seele den Körper noch bei Lebzeiten verlassen kann und dann irgend ein grosses Tier, also auch den Elefanten, aufsucht.

1) Dr. Plehn, Beobachtungen usw., S. 719.

2) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 70. Auch nach Schomburgk, Wild und Wilde, S. 203 am Bangweolo-See. Stanley, Durch den dunklen Weltteil Bd. II, S. 289 usw.

3) Passarge, Adamaua, S. 306.

4) Wanderungen usw., S. 448. Siehe auch Schomburgk, Wild und Wilde, S. 203: „zog aus dem Maule des Tieres etwas von den zuletzt zerkauten Blättern hervor, bestrich damit sorgfältig seine Amulette und nahm etwas davon in den Mund, kaute es einige Male durch und spuckte es dann dem Elefanten in den Mund, hob alsdann den Wedel des Tieres in die Höhe, um ihm ebenfalls etwas in den After zu spucken. Nun wird der Wedel abgetrennt, und feierlich geht der stolze Jäger um den Elefanten und überschlägt ihn mit seinem eigenen Wedel, ehe er ihn auf das Hinterteil des Tieres niederlegt.“

5) Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse, S. 159 erzählt aus Ostafrika: „Die gewerbsmässigen schwarzen Jäger glauben vielfach, dass nach glücklicher Erlegung von etwa 15 Elefanten sich eines Tages das Blatt zu Ungunsten des Jägers wenden müsse. Sie ziehen es vor, von da ab nur noch „Elefantendau“ (Zaubermedizin) zu machen“. — Auch Schomburgk, Wild und Wilde, S. 203.

6) Hutter, Wanderungen usw., S. 446.

7) Plehn, Beobachtungen usw., S. 723.

Wird nun durch Zauber ermittelt, dass die Seele irgend eines Menschen so gewandert ist, und haben gerade in dieser Zeit Elefanten in den Pflanzungen grösseren Schaden angerichtet, so wird die Familie desjenigen, der in dem Elefanten war, zum Schadenersatz herangezogen. Stellen bei demselben Volksstamm die Zauberer fest, dass ein Verstorbener Pleurenverwachsungen hat, so bedeutet das, dass seine Seele in einen Elefanten übergang¹⁾. Wie die Bakwiri²⁾ glauben, hausen im Elefanten böse Geister; sie haben daher eine grosse Scheu vor ihm.

Eine ganz besonders bedeutende Rolle spielt der Elefant im Ossidinge-Bezirk. Hier ist er nämlich unter anderen Tieren Totemtier³⁾. Er wird trotzdem gejagt, wenn auch mit einiger Vorsicht. Ein jeder Ort hat seinen Elefantenfetsch⁴⁾, vor welchem vor Antritt der Jagd geopfert werden muss. Der Jäger darf dies ja nicht unterlassen, da man aus Erfahrung weiss, dass stets nur die Jäger von einem Elefanten getötet wurden, die dies Opfer unterlassen hatten. Derjenige aber, der diese Pflicht erfüllte, kann sicher sein, dass sich ihm jeder Personen-Elefant sofort dadurch kenntlich macht, dass er den einen Vorderfuss hochhebt und vor das Gesicht hält. Sollte er versehentlich das Tier verwunden, so wird auch die dazu gehörige Person krank. Da er aber wohl weiss, dass er dann der Rache der Familie des Erkrankten anheimfallen wird, hütet er sich schon davor, das Tier zu verletzen. Gehört der Jäger selbst zum Elefanten-Totem, und trifft er gar etwa seinen eigenen Totem-Elefanten, so werden sich beide ohne weiteres sofort erkennen und einfach aneinander vorübergehen.⁵⁾ Nach allem darf es nicht wundern, dass auch in unzähligen Märchen und Erzählungen der Neger immer wieder der Elefant auftritt als eine der volkstümlichsten Erscheinungen der Tierwelt.⁶⁾

Im Anhang soll noch die Rede von zwei arabischen Amulettbriefen sein, die den Täschchen unter Nr. 22a und 41f entnommen wurden. Herr Prof. Dr. Hans Stumme in Leipzig, dem auch an dieser Stelle für seine Mühe ein besonderer Dank ausgesprochen sei, hatte die grosse Liebenswürdigkeit, die beiden Schriftstücke zu transskribieren und zu übersetzen.

Es handelt sich um zwei der auf S. 10 erwähnten Koransprüche, die in kleine Ledertäschchen eingenäht, von den Negern bei Jagd und Krieg zum Schutze am Körper getragen werden. Der erste (Tafel III) soll „erretten von allen Schrecknissen und Unglücksfällen“, der zweite (Tafel IV) ist geradezu als ein „Schiess-Schutzbrief“ bezeichnet.

Zum Schluss möchte ich Herrn Oberleutnant v. Oertzen für die reichhaltigen und interessanten Mitteilungen, die er zum Thema zu machen wusste, ganz besonderen Dank aussprechen!

1) Ebenda.

2) Seidel, Kamerun S. 207.

3) Mansfeld, Urwald-Dokumente, S. 221 ff.

4) Mansfeld, Ebenda, S. 221 ff.

5) Mansfeld, Ebenda, S. 221 ff.

6) Stanley. Durch den dunklen Weltteil, Bd. I, S. 430 und an vielen anderen Orten.



Seyffert-Stumme: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers.

Anhang.

Wortlaut und Übersetzung zweier augenscheinlich zum Einlegen in Amulettkapseln bestimmter Schriftstücke in arabischer Sprache, im Maghreb von Algeriern, Tuniern oder Tripolitanern geschrieben.

Von Professor Dr. **Hans Stumme** in Leipzig.

Tafel III, auf grau-blauem Papier, 23 cm hoch, 17½ cm breit.

(1.) Das Schriftstück eröffnet oben folgende Zeile:

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ صَلَّى اللَّهُ عَلَى سَيِّدِنَا مُحَمَّدٍ وَعَالِهِ وَصَحْبِهِ وَسَلَّمَ

تسليماً : يا حي يا قيوم

bismi-llāhi-rrahmāni-rrahīm(i), ṣallā-llāhu ‘alā sajjidinā muḥammad wa’ālihi waṣaḥbihi, waṣallama taṣliṣman; jā ḥajj, jā qajjūm! „Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen, des Erbarmers; Gott schütze unseren Herrn Muḥammad und seine Familie und seine Freunde, und gebe ihm vollständiges Heil; o Lebendiger, o Ewiger!

(2.) Das Schriftstück schließt unten folgende Zeile:

انه كله الخير من عند الله والله غلب على امره بكمث غير بعيد
innahu kulluhu-lchairu min ‘indi-llāhi, wallāhu gālibun ‘alā ‘amrihi, fama-kaṭa gaira ba‘idin! „Siehe, alles Gute (kommt) von Allah, und Allah setzt seine Sache durch, und er weilt nicht ferne.

(3.) Im Karree in der Mitte des Schriftstückes steht in acht Zeilen (zum Karree siehe die Bemerkung zu 4!):

اللهم افضى حاجتى من جميع الحاجات من الاثواب والمعيشة من العبيد والاماء
وكل شى من الاشياء امين

allāhumma, ‘aḡḡi ḥādḡati min alḥādḡāt, min al-‘aḡwāb walma‘iša, min al-‘abid wal‘imā’, wakull šai’ min al-‘ašḡā’; āmin! „O Gott, erfülle mein Verlangen, meine Bedürfnisse alle, an Kleidern, Unterhalt, Sklaven und Sklavinnen, und an allen Dingen; Amen!“

(4.) Mit Auseinanderziehungen (die auch hier in der arabischen Schrift gekennzeichnet werden) läuft über das ganze Schriftstück weg von oben bis unten in elf übereinanderstehenden (von rechts nach links laufenden Zeilen):

- (a) allāhumma, ṣalli
 (β) ‘alā sajjidinā
 (γ) muḥammad
 (δ) ṣalātan
 (ε) tundjinā bihā
 (ζ) min djami‘
 (η) al’ahwāl
 (θ) wal’āfat
 (ι) watuḡḡi
 (κ) lanā bihā
 (λ) min djami‘

„O Gott, schütze β unsern Herrn γ Muḥammad (und durch ihn mache wirksam) δ ein Gebet, ϵ durch dessen Erhörung Du uns errettest ζ von allen η Schrecknissen θ und Unglücksfällen ι und durch dessen Erhörung Du uns verschaffst λ von allen“ (fortgesetzt sub 5!).

Bemerkung: Statt اللهم Zeile α sollte اللهم stehen. Aus dem \blacktriangle (dem Buchstaben m) in Zeile ζ ist das Karree fabriziert worden!

(5.) Mit Auseinanderziehungen (hier markiert) läuft über das ganze Schriftstück hinweg von links nach rechts, in elf nebeneinanderstehenden Zeilen, die inhaltliche Fortsetzung und den Abschluss von dem sub 4 Gegebenen bildend, das Folgende:

الحاجات	(α)	alḥādġāt
و تطهرنا بها	(β)	watutahbirunā bihā
من جميع	(γ)	min djamī‘
السيئات	(δ)	assajjī‘at
وترد عنا بها	(ϵ)	watarfa‘unā bihā
اعلى الدرجات	(ζ)	‘a‘lā addaradġāt
وتبلغنا بها	(η)	watubliġunā bihā
اغشى الغايات	(θ)	‘aqsā algāġāt
من جميع الخيرات	(ι)	min djamī‘ alchairāt
في الحيات	(κ)	filḥāġāt
وبعد الاموات	(λ)	waba‘da-lmamāt!

„Bedürfnissen β und d. d. E. Du uns reinigst γ von allen δ schlechten Dingen ϵ und d. d. E. Du uns erhebst ζ zum Höchsten der Stufen η und d. d. E. Du uns erreichen lässt θ das äußerste der Übermaße ι von allen guten Dingen κ im Leben λ und nach dem Sterben!“

(6.) In den vier Ecken stehen, nach den äussersten Ecken des Papiers geschrieben, die Namen der vier Hauptengel (deren letzter der Todesengel ist):

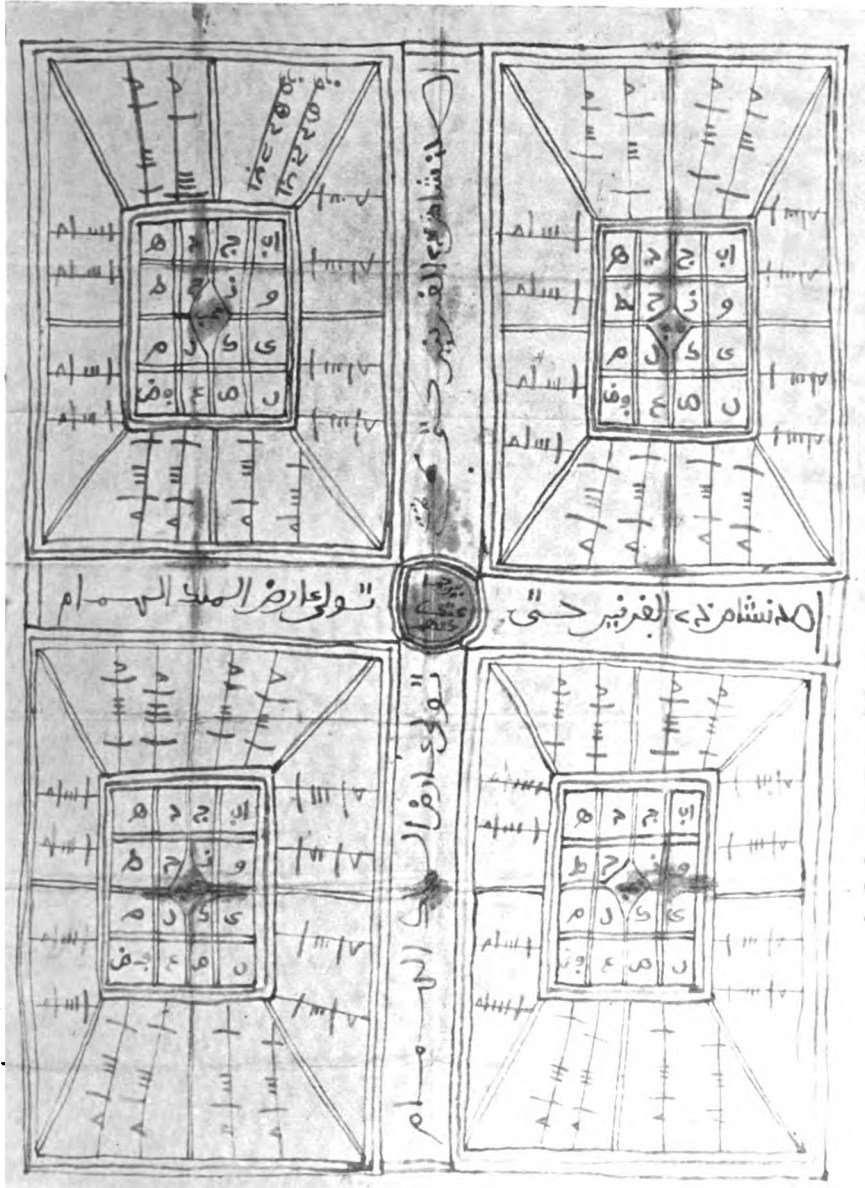
جبريل	djubrīl	„Gabriel“	(rechts oben),
ميكائيل	mīkā‘il	„Michael“	(links oben),
اسرافيل	‘asrāfil	„Asrāfil“	(links unten),
عزرائيل	‘azrā‘il	„Azrael“	(rechts unten).

(7.) Von innen nach aussen gerichtet stehen in den je zehn offenen äußerstseitlichen Karrees die Epitheta Allahs:

الجبّار	aldġabbār	„der Allmächtige“,
الغفار	alġahbār	„der Allsiegreiche“,
المعز	almu‘izz	„der Alle zu Ehren bringende“,
الحفيظ	alḥafiz	„der Allbewahrer“.

Tafel IV, auf gelblichem Papier, 45 cm hoch, 33 $\frac{1}{2}$ cm breit.

(1.) Die Schrift in den Gängen zwischen den vier großen Rechtecken, die je einmal (einmal von oben nach unten, das andere Mal von



Seyffert-Stumme: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers

rechts nach links) über das Papier läuft, von einer etwa eiförmigen Umschließung in der Mitte (zwischen *تولى* und *حتى*) unterbrochen, soll wohl bedeuten:

رصد نيشان ندى القرنين حتى تولى عارض الملك الهمام
raṣḍ anniṣān ḍi-lqarnain, ḥattā tawallā ‘arīd almalik alhumām „Schieß-Schutzbrief des *Ḍulqarnein* (A. ist ein sagenhafter Held; er wird auch mit Alexander dem Großen identifiziert), (den er trug), als er gegen den hehren König zog“.

Bemerkung: Es steht aber allerdings nicht *رصد نيشان*, da, sondern das eine Mal (bei der Schrift von rechts nach links) etwa *اصل نشمر* und das andre Mal (bei der Schrift von oben nach unten) etwa *اصلنشمش*; über *حتى* jener Zeile steht dann auch noch *تمت* *tammāt* „sie ist fertig geworden“ (es ist unklar, was gemeint ist!).

(2.) In der ei- oder kreisförmigen Umschließung des Zentrums steht *بين جماعتك كلهم* *baina djamā‘atak kullhum* „unter Deinem gesamten Bekanntenkreise“. Zusammenhang ist mit dem sub 6 gegebenen *مرحب* *muḥabb* „geliebt“ zu suchen.

(3.) Viermal in den Komplexen von je 16 Karrees stehen die Buchstaben in der Reihenfolge des arabischen Alphabets, wie sie im Maghreb üblich ist, oder aber wie die Buchstaben des arabischen Alphabets (überhaupt) als Zahlenwerte geordnet zu werden pflegen:

أ. ب. ج. د. هـ. و. ز. ح. ط. ي. ك. ل. م. ن. ص. ح. و. ض. (←)

(→) 'b. dj. d. h. w. z. ḥ. ṭ. j. k. l. m. n. ṣ. 'h. f. ḍ

Zahlenwerte: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 20 30 40 50 90 70 880.

(4.) Von der Grenze des linken oberen Karreekomplexes ziehen sich (zweimal) nach oben zu, schief auf dem Kopfe stehend, die Buchstaben (die aber wohl, wie vorher, als Zahlenwerte aufzufassen sind) *أ ب ج د هـ و*; die ersten sechs Buchstaben stehen aber über einem Striche, der im *و* endigt.

(5.) Je 16mal im rechten oberen und in den beiden unteren Karrees, bloß 14mal aber im linken oberen Karree, erblickt man die Kombination *هـ س ر ا* (*h, s, 'r*; Zahlenwert: 1, 60, 1, 5). Also wiederum eine Zahlensymbolik.

(6.) In schiefem Rechteck steht in jedem der Komplexe von 16 Karrees, in der Mitte: *مرحب* *muḥabb* „geliebt“. Dies gehört also augenscheinlich zu 2!

Sitzung vom 21. Januar 1911.

Vorträge:

Hr. David von Hansemann: Demonstration eines syphilitischen Schädels aus Südamerika.

Hr. Richard Neuhauss: Deutsch-Neuguinea. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben sind Herr Architekt Honzik, seit 1904, und Herr Rentier Morwitz, seit 1892 Mitglieder der Gesellschaft.

(2) Die neuen Mitglieder sind unter der Dezembersitzung des vorigen Jahres schon mit aufgeführt (s. vor. Jg. S. 988).

(3) Nach § 30 der Statuten erfolgt die Wahl des Ausschusses für das Jahr 1911. Sie ergibt die Wahl der Herren Ehrenreich, Friedel, Goetze, Maass, Minden, F. W. K. Müller, Seler, Staudinger, C. Strauch. Der Ausschuss tritt nach Schluss der Sitzung zusammen und wählt zu seinem Obmann wiederum Hrn. Friedel.

(4) Von Herrn Max Friedemann ist eine Diskussionsbemerkung zu dem Vortrage des Herrn Friedenthal über „Die Stellung des Menschen im zoologischen System“ (vor. Jg. S. 989) eingegangen, welche folgenden Wortlaut hat:

Der Herr Vortragende hat an der Hand eines grossen Tatsachenmaterials zu zeigen gesucht, dass der Huxleysche Pithecometrasatz zu Recht besteht. Ich möchte es aber nicht unerwähnt lassen, dass wir andererseits gezwungen sind, die Allgemeingültigkeit dieses Satzes einzuschränken und zwar gilt dies für dasjenige Organ, das ja den Menschen besonders auszeichnet, das Gehirn. Untersucht man die örtlichen Verschiedenheiten der Grosshirnoberfläche mit Zellfärbungen (Cytoarchitektonik) und Markscheidenfärbungen (Myeloarchitektonik), so gelangt man dazu, die Grosshirnoberfläche in eine mehr oder weniger grosse Anzahl strukturell verschiedener Felder einzuteilen, denen mit Wahrscheinlichkeit eine physiologische Bedeutung zukommt. Brodmann hat zuerst systematisch die Grosshirnoberfläche der Säugetiere nach diesen Gesichtspunkten untersucht und die Grundlage zu einer vergleichenden Morphologie der Hirnrinde geschaffen. Dabei hat es sich nun herausgestellt, dass die menschliche Hirnrinde ganz nach demselben Typus wie die der übrigen Säugetiere gebaut ist und dass wiederum die Primaten (bzw.

Mensch und Anthropoiden) eine Gruppe für sich innerhalb der Säugetiere auch in bezug auf die Grosshirnrinde bilden. Trotz unverkennbarer Übereinstimmungen lässt es sich aber bei einem Vergleich der Hirnkarte des Menschen mit derjenigen der übrigen Affen nicht leugnen, dass dem Menschen eine Sonderstellung innerhalb der Primaten zukommt. Seine Grosshirnrinde zeigt eine so beträchtlich grössere Oberflächenentwicklung, die strukturelle Differenzierung ist eine so viel weiter gehende, dass die Unterschiede bei den einzelnen Affengattungen untereinander dagegen gar nicht in Betracht kommen. Konnte doch O. Vogt neuerdings allein im Stirnhirn des Menschen über 50 myeloarchitektonische Felder auffinden, eine Zahl, die von der Felderanzahl der gesamten Grosshirnoberfläche der Affen noch nicht erreicht wird. Wenn nun auch bei einzelnen Menschenrassen (z. B. Javanen, Herero, Ägypter, Australier), wie wir durch die Forschungen Elliot Smiths, Brodmanns und Flashmans wissen, Anklänge an die Anthropoiden vorkommen, so lassen sich damit die erwähnten übrigen Differenzen nicht aus der Welt schaffen. Es zeigt sich hier wieder, dass die verwandtschaftlichen Beziehungen im Tierreich je nach dem Organ, das man als Untersuchungsobjekt wählt, in sehr verschiedener Weise zum Ausdruck kommen können, und dass man nicht ohne weiteres die Ergebnisse, die man bei einem Organ erzielt hat, auf die Verhältnisse bei einem anderen übertragen darf.

Ich möchte auch zum Schluss nicht unerwähnt lassen, dass nicht nur die Krallenaffen ein höheres relatives Hirngewicht als der Mensch besitzen, sondern dass sich, wie das z. B. aus der ausführlichen Arbeit von Wanecke zu ersehen ist, dieses höhere relative Gewicht auch in anderen Säugetierklassen, sogar in den sogenannten niederen, beobachten lässt.

(5) Hr. E. Brandenburg hat aus Konstantinopel die im Bericht der Dezembersitzung erwähnte Mitteilung über

Höhlenwohnungen

eingesendet.

Im vergangenen Jahre untersuchte ich zahlreiche Grotten, hauptsächlich in Süd-Etrurien. Besonders kam dabei das Tibertal mit seinen kleinen Seitentälern in Betracht. Am ergiebigsten war die Umgebung von Civita Castellana (Falerii). Die Funde wurden in der Revue des Etudes Ethnographiques usw., Nov.-Dez.-Nummer 1909, Paris, publiziert. Viele dieser Grotten erwiesen sich genau wie solche, die ich in früheren Jahren in Anatolien gefunden habe, als Wohnungen und Viehställe, charakterisiert durch Bänke, Kamine, Krippen, Wasserbehälter usw. (vgl. auch Z. f. E. 1907, III, S. 410f. und l. c. 1908, III, S. 383ff.). Das allein freilich würde noch nicht genügen, um Beziehungen zwischen beiden Ländern zu konstatieren, denn die Übereinstimmung der Anlagen liesse sich zwanglos aus den gleichen Bedingungen, d. i. dem gleichen Material und den gleichen Bedürfnissen des praktischen Lebens ableiten. Wir können aber solche Beziehungen annehmen, d. h. eine Beeinflussung von Osten her, wenn wir auch in beiden Gebieten sich gleichende Details finden bei

Anlagen, die offenbar nicht zu praktischen, sondern allem Anschein nach zu Kultzwecken gedient haben. Besonders sind es da Nischen (vgl. l. c.) die zu keinem praktischen Gebrauch gedient haben können und hier wie dort eine grosse Ähnlichkeit aufweisen. Man vergleiche z. B. Z. f. E. l. c. S. 386 Abb 8b mit R. E. E. S. l. c. Abb. 15, ferner Z. f. E. l. c. Abb. 9a mit R. E. E. S. l. c. Abb. 16a, b u. A. In allen diesen Fällen handelt es sich wohl um einen Kult der im Felsen wohnenden Berggottheit, sagen wir der Kybele, der man gewissermassen in kleinen Nischen Imitationen einer Höhle zum Wohnen schaffen und anweisen wollte.

Auch meine angefochtenen „Stufen“ (meine Theorie, dass es sich um rudimentäre, „abgekürzte“ Sitzbilder einer Gottheit handelt, entgegen den Reichelschen „Götterthronen“, vgl. O. L. Z. 1907/08, ist bis jetzt als falsch usw. bezeichnet, aber innerhalb — ich konstatiere das ausdrücklich — von vier Jahren, nachdem ich damit hervortrat, nirgends widerlegt worden!) fand ich sicher in zwei Exemplaren. Mehrere andere Fälle, wo ein praktischer Zweck nicht absolut auszuschliessen war, z. B. bei Kastell S. Elia, habe ich absichtlich nicht erwähnt.

Die in Etrurien so häufigen mysteriösen engen Gänge, für die wohl mehrere Erklärungen möglich sind, als etwa in einem Fall zur Flucht, in einem anderen als Wasserleitung usw., haben in Anatolien, allerdings nicht zu oft, Gegenstücke: bei Sarikevi (vgl. Memnon I, 1), bei Arzlan-Kaja, bei Düver (B. A. 06 S. 658) und bei Aiaiasin. Bei den beiden letzten Gängen ist der „Fluchtzweck“ deutlich erkennbar, rätselhaft, wie auch noch bei so vielen Gängen in Etrurien (vgl. auch R. E. E. S. Abb. 9a, b bei Villa Spada, sowie Abb. 8) ist aber der Zweck des sich gabelnden Ganges von Sarikevi.

Wir können also annehmen, dass zwischen Anatolien und Etrurien, was die Grotten anbelangt, Beziehungen bestanden haben, denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass etwa ein Kult wie der einer Berggottheit sich länger im Volke hielt und bei Wanderungen mitgebracht wurde. Vorläufig ist auch auf diesem Gebiet das Material noch etwas dürftig; es stehen obige Ergebnisse aber durchaus nicht im Widerspruch mit denen auf verwandten Gebieten, im Gegenteil ergänzen sie dieselben (vgl. auch Basil Molestow, Introduction usw.). Auch hoffe ich später noch über ähnliches in Süditalien berichten zu können.

Endlich möchte ich noch bei dieser Gelegenheit auf eine gewisse Ähnlichkeit des Grundrisses des Mithräums von Aquincum (A. O. 12, III, S. 11) mit der merkwürdigen Kultstätte von Bajad (Z. f. E. l. c. 08, III, S. 388) hinweisen; vielleicht wird auf diesem Wege eine Erklärung möglich sein.

Im Frühjahr 1910 konnte ich dann einige „Höhlen-Städte“ im Süden von Tripoli, in Djebel Garian besichtigen. Sie gehören in dieselbe Kategorie, wie die von Träger (Z. f. E. 1906, S. 100ff.) in Matmata gefundenen. Die Publikation ist in O. L. Z. in der Januarnummer erfolgt. Um einen viereckigen Hof herum gruppiert liegen die einzelnen Kammern, 5 bis 6 m tief unter der Erdoberfläche. Es würde hier zu weit führen, die „Bauform“ dieses Hofes, sein Verwandtschaftsverhältnis zum nordafrika-

nischen Patio usw. zu untersuchen. Träger glaubt, dass diese Art des Wohnens von den Leuten gewählt sei, um sich besser verbergen und verteidigen zu können. Ich glaube, dass das nicht der Hauptgrund war, sondern dieser mehr in der leichten Bearbeitung des Materials, festem Lehm, und dem Mangel an Holz zu suchen ist. Der Hauptwert dieser Funde liegt aber darin, dass man hier noch eine vollkommen „troglodytisch“ lebende Bevölkerung beobachten kann und so manche Aufklärung über gewisse Details in prähistorischen Grotten erhält, deren Zweck bisher nicht recht ersichtlich war (vgl. O. I. Z. 1. c.).

(6) Bericht des Hrn. Ed. Seler:

Über den Internationalen Amerikanisten-Kongress in Buenos Aires und Mexico.

Mexico D. F., 2. Oktober 1910.

Aus Europa waren zu diesem Kongresse (17. bis 24. Mai) der Generalsekretär des vorigen Kongresses, Regierungsrat Heger aus Wien, Prof. Cordier aus Paris, Prof. Mochi aus Florenz, Miss Adela C. Breton (als Vertreterin des Royal Anthropological Institute in London), der Direktorialassistent am Königlichen Museum für Völkerkunde Dr. Max Schmidt und der Unterzeichnete erschienen; aus Nordamerika der Geologe Prof. Baily Willis und der Anthropologe Aleš Hrdlička; aus Brasilien der Direktor des Museums von São Paulo, der bekannte Zoologe v. Ihering; aus Perú der Direktor des Museo Histórico Nacional de Lima, Prof. Max Uhle; aus Chile der Historiker José Toribio Medina, der Anthropologe Dr. Aureliano Oyarzun und der Linguist Rudolf Lenz; aus Paraguay der Kolonialdirektor Mayntzhusen. Argentinien hatte eine stattliche Zahl von Fachleuten und Interessenten entsandt, von denen ich den Direktor des Museums von La Plata, Prof. Samuel A. Lafone Quevedo, den Direktor des Nationalmuseums von Buenos Aires, Dr. Florentino Ameghino, den Direktor und Begründer des Museums der Facultad de Filosofía y Letras von Buenos Aires, Prof. Juan B. Ambrosetti und seinen jungen Adlatus Salvador de Benedetti, den Geographen Francisco B. Moreno, den Geologen Santiago Roth, den Anthropologen Prof. Lehmann-Nitsche und den ehemaligen Staatsminister Dr. Estorislao A. Zeballos hervorhebe. Als Präsident fungierte der Dekan der Facultad de Filosofía y Letras, Dr. Matienzo, als Generalsekretär Prof. Lehmann-Nitsche. Wie aus der obigen Aufzählung zu ersehen ist, und auch im allgemeinen klar hervortrat, war das deutsche und deutschsprechende Element auch diesmal wieder in erfreulicher Weise am Kongresse vertreten.

Die Amerikanistenkongresse, international wie sie sind, pflegen doch durch das Land, in dem sie abgehalten werden, ihre besondere Signatur zu erhalten. In Argentinien ist insbesondere nach zwei Richtungen hin wissenschaftliche Arbeit geleistet worden. Unter der Führung des verstorbenen Burmeister hat sich die Forschung mit Macht darauf geworfen, den wunderbaren Reichtum eigentümlicher Tierformen, den die

geologischen Formationen des Landes bergen, zu sammeln und zu studieren. Und indem man dann weiter die Gleichzeitigkeit menschlicher Reste mit gewissen dieser Tierformen nachweisen zu können glaubte, sind argentinische Gelehrte, vor allem Florentino Ameghino dazu gelangt, das Alter des Menschen in Argentinien bis in Zeiten hinaufzurücken, für die an anderen Punkten der Erde nirgends bisher die Existenz des Menschen nachgewiesen ist. Ja ein vereinzelter Knochenfund hat in neuerer Zeit Gelegenheit gegeben, für Argentinien eine neue Spezies, den *Homo neogaeus*, eine Art Zwischenstufe oder Vorläufer des Menschen zu konstruieren.

Diese Frage war auch für die Kongressisten offenbar von grösstem Interesse, es kam aber nicht zu einer eingehenderen Diskussion, geschweige denn zu einer Entscheidung. Florentino Ameghino selber legte Steinwerkzeuge vor, die er dem Menschen der mittleren Pampasformation zuschrieb, und die nach ihm in der Weise hergestellt worden seien, dass Rollkiesel mit einem ihrer Enden in die Höhlung eines Quarzits gestellt und durch einen Schlag auf das obere Ende längsgespalten worden seien. Prof. v. Ihering hatte eine Karte ausgehängt, auf der er einer ihm aus geographischen Studien erwachsenen Anschauung Ausdruck gab, der, dass in alter Zeit Ostasien mit Südamerika irgendwie in Verbindung gestanden habe, und dass später erst die Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika sich gebildet habe, und er schloss nun, dass dieses Verhalten ein indirekter Beweis für die Ameghinosche Theorie sein könne, dass das Alter des Menschen in Südamerika in ungleich frühere Zeiten zurückreiche, als in Nordamerika. Das war aber auch alles, was unter direkter Bezugnahme auf die Frage auf dem Kongresse zur Sprache kam. Dagegen hatte, gerade zum Studium dieser Frage, die Smithsonian Institution die Herren Willis und Hrdlička zum Kongress nach Buenos Aires entsandt. Die beiden Herren haben nicht nur das von Ameghino und anderen gesammelte Material in den Museen von Buenos Aires und La Plata eifrig studiert, sie haben auch in Begleitung Ameghinos die Hauptfundstellen bei Mercedes in der Pampa westlich von Argentinien und am Rio Negro in Patagonien besucht, um über diese Frage ins klare zu kommen. Es scheint nun in der Tat, wie ich vorläufigen privaten Mitteilungen entnehmen muss, dass die Ameghinosche Deutung einer unbefangenen Prüfung der vorliegenden Tatsachen nicht standhält, und es wird wohl auch für Südamerika, wie für Nordamerika gelten müssen, dass für die Existenz des Menschen in der Tertiärzeit noch keine haltbaren Beweise beigebracht sind. — Neben dieser Hauptfrage wurden auch die physischen Verhältnisse der tatsächlich existierenden prähistorischen und historischen Rassen Amerikas eifrigst diskutiert. Ein gewisses Aufsehen machte der Vortrag des Frl. Dillenius, einer in Buenos Aires von deutschen Eltern geborenen jüngeren Dame, einer Schülerin Lehmann-Nitsches, die nach der von P. Aigner angegebenen Methode durch Studium des Scheitelbeins die ursprüngliche Gestalt der verdrückten Schädel der Calchaqui-Gräber zu bestimmen versucht hatte und zu dem Resultat gelangt war, dass diese Schädel, die in

ihrer verdrückten Gestalt das Aussehen hyperbrachykephaler Schädel haben, ursprünglich dolichocephal gewesen seien und dem sogenannten paläoamerikanischen Typus angehört haben müssen.

Ein zweites Feld wissenschaftlicher Tätigkeit, auf welchem die Arbeit der argentinischen Gelehrten in den letzten Jahrzehnten in besonders lebhafter Weise eingesetzt hat, ist die alte Kultur der Stämme, die im Nordwesten Argentiniens in den Tälern der hohen Kordilleren und auf den kalten, an Bolivien grenzenden Hochflächen wohnten, — der Diaguita (oder, wie sie nach ihrem Hauptwohnorte auch genannt werden, Calchaqui), der Atacama und der Humahuaca und anderer noch weniger erforschter Stämme an den Grenzen von Chile. Diese Stämme, von denen man bis dahin nicht viel mehr gewusst hatte, als dass sie in langen hartnäckigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit den spanischen Kolonisatoren gegenüber zu verteidigen wussten, aber ihnen schliesslich doch erlagen, sind uns in letzter Zeit dadurch näher gerückt worden, dass man ihre zumeist auf strategisch gut gewählten Punkten angelegten Wohnplätze und ausgedehnte Grabfelder hat untersuchen können, die eine unglaubliche Fülle von Gegenständen aus Ton, Stein, Kupfer und Bronze geliefert haben, zum grossen Teil sehr eigenartigen Stils, mit Figuren von Menschen, Schlangen, Straussen und mit merkwürdigen geometrischen oder geometrisch gewordenen Ornamenten bemalt. Während wir in Berlin, nach der kleinen, aber doch die Haupttypen gut zur Anschauung bringenden Sammlung Dr. Max Uhles, den Eindruck gehabt hatten, dass wir es hier in der Hauptsache mit durchaus eigenartigen Halbkulturen zu tun haben, — deren Eigenart ja auch in besonderen Gebräuchen sich aussprach (Bestattung von neugeborenen Kindern und Fötussen in grossen bemalten, in besonderen Grabplätzen vereinigten Urnen), — während daneben uns nur die unverkennbaren Beeinflussungen von Seiten der zivilisierten Stämme des peruanischen Hochlandes zu denken gaben, ist die Forschung der argentinischen Gelehrten von Anfang an nach einer anderen Richtung gegangen. Der belgische Anthropologe, Dr. Ten Kate, der eine Zeitlang für das Museum von La Plata tätig gewesen war, hatte die Kultur der Calchaqui-Stämme der der sogenannten Pueblo-Indianer des Südwestens der Vereinigten Staaten von Nordamerika vergleichen zu müssen geglaubt, — eine Ähnlichkeit, die anderen, und so auch mir, aber mehr ein Produkt gleichartiger klimatischer Verhältnisse und gleicher Höhe des Kulturzustandes zu sein scheint. Die argentinischen Gelehrten aber, Lafone Quevedo und vor allem Ambrosetti, hatten damals auf das Vorhandensein einer Urrasse geschlossen, die in gleicher Weise im Norden, wie im Süden Amerikas ihre Kultur entwickelt hätte, und die der Vorläufer der höher entwickelten Kulturen, der peruanischen und anderer, gewesen sei. Diese Auffassung ist indes auch von anderer, sehr beachtenswerter Seite, unter anderem auch von Eric Boman, in seinem ausgezeichneten Werke über die Stämme der Andenregion von Argentinien zurückgewiesen worden. Das Auftreten der argentinischen Gelehrten auf dem Kongresse war denn auch ein derartiges, dass man den Eindruck hatte, dass sie selbst nunmehr diese Auf-

fassung aufgaben. Sie begnügten sich, was gewiss im allgemeinen zu loben ist, die tatsächlichen Verhältnisse klar zu legen. Carlos Bruch beschrieb die Anlage der alten befestigten Städte der Region. Ambrosetti und De Benedetti schilderten die Verhältnisse der alten Ruine der Quebrada von Humahuaca, des uralten Verbindungsweges, der von Bolivien nach Argentinien, bezw. von Perú über Bolivien und Argentinien nach Chile führt, Verhältnisse, die sie in wiederholten Ausgrabungskampagnen für das Museum der Facultad de Filosofia y Letras eingehend studiert hatten, und Lafone Quevedo brachte eine neue Deutung für gewisse kunstvoll geschnitzte Röhrchen, die in Gräbern der Calchaqui-Region zusammen mit Bündeln von Kaktusstacheln gefunden wurden, und die er als Miniaturblasrohre zum Schiessen vergifteter Pfeile erklärt. Nach einer anderen Richtung erörterte Max Uhle das Problem der Calchaqui-Kultur. Uhle hat bei seinen Ausgrabungen in Pachacamac an der Küste von Peru den Nachweis erbracht, dass dort die Tiahuanaco-Kultur und gewisse Schichten der Kultur der Küstenstämme der Blütezeit des Incareiches vorausgehen, und er glaubt auf Grund gewisser von ihm einerseits in der Chimu-Region, andererseits in den südlichen Küstenstrichen von Nazca und Ica beobachteter Verhältnisse annehmen zu können, dass sowohl die sehr eigenartige buntbemalte Keramik der letzteren Fundstellen, wie die feinbemalten Gefässe der Chimu-Region einer noch älteren Kultur als die Monumente von Tiahuanaco angehören, — einer Kultur, die in der Zeit um oder vor Christi Geburt ansetzt. Auf diese Weise unterscheidet er an der Küste von Perú in der Hauptsache drei ihrem Inhalt und ihrem Ursprunge nach verschiedene und auch zeitlich weit auseinanderliegende Kulturperioden. Denselben Schema will Uhle nun aber auch das Material der prähistorischen Kulturen Argentiniens einfügen, indem er von den Fundorten wie La Paya, wo der Inca-Einfluss klar zutage liegt, zunächst die ältere eigentliche Calchaqui-Kultur der Gräberfelder von Santa Maria, Amaicha usw. absondert, die der Tiahuanaca-Kultur in Perú und Bolivien vergleicht, und als vor dieser liegend und einer besonderen Kulturperiode angehörig die stilistisch abweichenden sogenannten drakonischen Gefässe von Andagala und anderen Fundorten annimmt. Das ist aber vorläufig eine durch und durch hypothetische Konstruktion, deren Richtigkeit oder Zulässigkeit erst durch die Auffindung von Überschiebungen oder andere ähnliche tatsächliche Feststellungen erwiesen werden kann. — In den geographischen Verhältnissen liegt es endlich auch, dass auch für die alperuanische Kultur in Argentinien ein besonderes Interesse vorhanden ist. Wird doch die Sprache der Inca auch heute noch in nicht unwesentlichen Teilen der westlichen Distrikte gesprochen. Auf dem Kongresse wurden indes von den Argentinern selbst keine Arbeiten über dies Gebiet vorgelegt. Dr. Schmidt berichtete über seine Studien an den Geweben der Gretzer'schen Sammlung des Königlichen Museums für Völkerkunde. Der Unterzeichnete sprach über alperuanische Vasengemälde, die Typen unterscheidend, die dem Gegenstande der Darstellung nach unter ihnen sich erkennen lassen. Und Uhle erörterte die Geschlechterverfassung

der Inca, nach der Liste in dem Werke Pedro Sarmiento de Gamboas, das von Pietschmann in Göttingen aufgefunden und publiziert worden ist. Uhle kommt dabei zu dem Schlusse, dass auch im Tale von Cuzco ehemals Aimara geherrscht haben müssen, — die Indianerbevölkerung, die noch heute in kompakten Massen die Hochländer um den Titikaka-See bewohnt, — und dass im Kampfe gegen diese die Khechua und ihre Führer, die Inca, zur Macht gelangt seien. Zu sehr lebhaften Diskussionen innerhalb und ausserhalb des Kongresses gab endlich ein Vortrag Anlass, den Arthur Posnanski, ein in Bolivien ansässiger deutscher Ingenieur, über die Monumente von Tiahuanaca hielt. In Bolivien ist man zum Teil zu ganz exorbitanten Vorstellungen über das Alter dieser Monumente gelangt, und Posnanski dachte diese Anschauungen zu rechtfertigen, indem er die Tatsache, dass die Monumente von Tiahuanaca, insbesondere das grosse Steinpfeilerviereck, nicht genau nach den Himmelsrichtungen orientiert sind, als einen Beweis dafür in Anspruch nahm, dass zur Zeit der Errichtung dieser Monumente die Erdachse eine andere Neigung gehabt habe.

Gegenüber den prähistorischen, anthropologischen und archäologischen Fragen, die eingehend erörtert wurden, kam die Ethnologie der lebenden Indianer nur spärlich zum Wort. Prof. v. d. Steinen hatte ein handschriftliches Unicum, eine Grammatik der Zamuco-Sprache, eingesandt, die in dem Kongressbericht veröffentlicht werden wird. Lafone Quevedo sprach über die Guaicuru- und die Chiquitosprache. Lehmann-Nitsche legte Arbeiten des Rev. Theophilus Schmid über patagonische Sprachen vor. Rudolf Lenz, der bekannte Erforscher der araukanischen Sprache und des araukanischen Folklore, überreichte ein sorgfältig gearbeitetes, höchst interessantes Werk über die indianischen Elemente in der heutigen Sprache Chiles. Prof. v. Ihering sprach über die heutige Verteilung der Indianerstämme Südbrasiens, dabei die schwierige Frage berührend, wie die noch vorhandenen Reste der alten Indianerbevölkerung vor Vernichtung bewahrt und der europäischen Kultur gewonnen werden könnten. Vojtech Frič, der eben von einer Reise zu den Chamacoco zurückgekehrt war und eine schöne und reiche Sammlung von Ethnographicis dieses Stammes mitgebracht hatte, die zum Teil für das Petersburger Museum bestimmt ist, sprach über Mythen und religiöse Vorstellungen der von ihm besuchten Indianerstämme. Leider missbrauchte er wieder die Redefreiheit, die ihm für seine Mitteilung gewährt war, zu einem mit dem Gegenstande gar nicht in Verbindung stehenden, ganz unangebrachten und in der Hauptsache völlig ungerechtfertigten Angriffe auf die Jesuiten und die Missionen überhaupt. Herr Mayntzhusen endlich, ein deutscher Landsmann, der in Yaguarazapa am Alto Parana eine Kolonie eingerichtet hat und sie verwaltet, hatte zwei interessante Sammlungen ausgestellt, — die eine stammt von den Guayaki, einem Indianerstamme, der in den dichten Wäldern des östlichen Paraguay umherzieht, jede Berührung mit den Weissen und der europäischen Mischbevölkerung ängstlich meidend; die zweite enthät die Ergebnisse von Ausgrabungen, die Herr Mayntzhusen an alten Wohn- und Begräbnisplätzen der Guarani-Indianer veranstaltet

hat. Beides sind wertvolle und seltene Sammlungen. Erfreulicherweise hat sich Herr Mayntzhusen bereitfinden lassen, sie dem Königlichen Museum für Völkerkunde zu überweisen.

Neben den Sitzungen und Vorträgen fanden Besichtigungen der Museen und öffentlichen Institute statt. Das Museo Nacional de Buenos Aires, das seinerzeit unter der Leitung Burmeisters stand, ist leider in gänzlich ungenügenden Räumen und in einem so baufälligen Hause untergebracht, dass man es nicht wagt, es für die Besichtigung durch ein grösseres Publikum zu öffnen. Hier findet sich die erste Calchaqui-Sammlung, die seinerzeit zum Verkauf kam, und die so gerechtes Aufsehen erregte. Die Bronzegegenstände, Glocken, Reliefscheiben usw., die zu dieser Sammlung gehören, erregten das besondere Interesse der Kongressisten. Buenos Aires ist Bundeshauptstadt, und das Museum von Buenos Aires ist Nationalmuseum. Der Landdistrikt von Buenos Aires bildet einen besonderen Staat, dessen Hauptstadt La Plata ist. Hier ist eine Staatsuniversität errichtet worden und daneben befindet sich in einem Haine von Eichen- und Eukalyptusbäumen ein neues, prächtiges Gebäude, das das Museum des Staates Buenos Aires birgt. Dieses „Museo de la Plata“ ist von Moreno gegründet worden; sein gegenwärtiger Leiter ist Samuel Lafone Quevedo. Hier befindet sich neben anderen naturwissenschaftlichen Sammlungen eine prachtvolle Kollektion von den grossen vorweltlichen Tieren des Landes, deren Kustos der deutsch-schweizerische Gelehrte Santiago Roth ist; ferner eine sehr gute anthropologische Sammlung, die Lehmann-Nitsche verwaltet; endlich eine archäologische Sammlung, die unter der besonderen Obhut von Lafone Quevedo steht. Das Hauptstück sind die Sammlungen aus der Calchaquieregion. Lafone Quevedo, der in der Gegend von Andalgalá begütert ist und regelmässig einen Teil des Jahres dort zubringt, hat einen guten Teil dieser Sammlungen zusammengebracht; andere entstammen den sehr sorgfältigen Ausgrabungen des verstorbenen Carlos Methfessel. Das Tagebuch Methfessels, das von einer Fülle in grossem Massstabe ausgeführter Zeichnungen begleitet ist und alle Daten über die gesammelten Gegenstände enthält, wird von der Verwaltung des Museums veröffentlicht werden. In dieser Sammlung gewinnt man erst den richtigen Massstab für die Bedeutung der Calchaquikultur. Eine geradezu erdrückende Fülle eigenartiger Typen und besonderer Ornamente tritt einem hier entgegen und man bedauerte nur, dass Musse und Zeit für ein eingehenderes Studium fehlten. Ein drittes Museum ist das der Facultad de Filosofia y Letras in Buenos Aires, das in den Kellerräumen der Facultad untergebracht ist. Es enthält in der Hauptsache die Ergebnisse der von Ambrosetti und De Benedetti im Auftrage der Facultad unternommenen Reisen und Ausgrabungen. Besonders wichtig sind hier die aus den alten Wohn- und Begräbnisplätzen der Quebrada von Humahuaca stammenden Funde und eine kleine Sammlung von Gegenständen der Chacoindianer, die De Benedetti unter den Indianern zusammenbringen konnte, die regelmässig für die Zuckerhacienda der Provinz Tucuman erworben werden.

In Verbindung mit dem Kongresse waren endlich von dem leitenden

Komitee in Buenos Aires verschiedene Exkursionen in Aussicht genommen worden, eine nach den Fällen am oberen Paraná, eine andere nach der archäologisch so interessanten Region der Calchaqui, eine dritte nach Bolivien und Perú. Für die erste Exkursion fanden sich nur zwei Teilnehmer. Die zweite kam nicht zur Ausführung, da die nötigen Vorbereitungen nicht getroffen waren und die Exkursion selbst auch unverhältnismässig viel Zeit erfordert hätte. Dagegen ermöglichte eine Einladung, die von seiten der bolivianischen Regierung an den Kongress ergangen war, deren Träger Herr Posnanski war, einer kleinen Zahl von Teilnehmern, unter denen das deutschsprechende Element wiederum beträchtlich überwog, die Reise nach Bolivien und Perú.

Wir besuchten zuerst die Städte Córdoba und Tucuman. Córdoba besitzt eine Universität, an der schon seit einer Reihe von Jahren deutsche Professoren wirken. Ein kleines Museum existiert in der Stadt, von einem Geistlichen P. Geronimo D. Lavagua zusammengebracht, das neben allerhand anderem auch eine Anzahl Gegenstände aus Ton und Stein enthält, die von den Ureinwohnern der Gegend stammen, den unter dem Namen Comechingones bekannten Indianern, die aber längst ausgestorben oder in der Mischbevölkerung aufgegangen sind. In Tucuman hatte ein Deutscher, Herr Rudolf Schreiter aus Chemnitz, von dem ich vor zwei Jahren eine kleine Sammlung für das Berliner Museum erwarb, wieder eine Anzahl Calchaquiurnen zusammengebracht, die Regierungsrat Heger für das Wiener Museum erstand.

In La Quiaca, am Endpunkte der argentinischen Eisenbahn, zugleich der Grenzstation gegen Bolivien, wurden wir von einem Abgesandten der bolivianischen Regierung, Herrn Manuel E. Aramayo, empfangen und erreichten unter seiner Führung nach dreiundeinhalb-tägiger Wagenfahrt auf einem neuen Wege, der von Tupiza über die Hochflächen am Südfusse des Schneeberges Chorollque führt, den Salzsee von Uyuri und die Eisenbahn, die Antofagasta an der Küste des Stillen Ozeans mit La Paz, der Hauptstadt von Bolivien, verbindet. In Bolivien ist für die wissenschaftlichen Interessen seit einer Reihe von Jahren Herr Manuel V. Ballivian besonders tätig, — der Sprössling einer alteingesessenen Familie, die den letzten Inca, Atahuallpa unter ihren Ahnen zählt, die aber auch in Spanien reich begütert ist. Herr Ballivian ist zurzeit Leiter des Ackerbau- und Einwanderungsdepartements und ist Präsident der Geographischen Gesellschaft. Er hat auch das Museum von La Paz gegründet, in dem sich, neben einer schönen Sammlung von Mineralien des Landes und anderen naturwissenschaftlichen Sammlungen, Gegenstände von den noch lebenden Indianerstämmen Boliviens und Altertümer befinden. Unter den letzteren ist, neben Stein- und Tongegenständen aus Tiahuanaco, eine Suite eigentümlicher, in ziemlich primitiver Art bemalter Krüge und Becher aus der Gegend von Uyuri besonders bemerkenswert, von denen ich mir die Haupttypen kopieren konnte.

Der Hauptzweck unserer Exkursion nach Bolivien war natürlich der Besuch der weltbekannten Ruinenstätte von Tiahuanaco. Daneben hatten wir noch den Wunsch, die Inseln des Titikakasees und die Incabauten

auf ihnen zu sehen und zu studieren. Die Monumente von Tiahuanaco sind durch die Veröffentlichungen von Squier, von Stübel und Uhle und neuerdings die der Mission française unter de Créqui-Montfort und Sénéchal de La Grange bekannt genug. Die vielen Rätsel, die sie dem Besucher aufgeben, sind darum noch nicht gelöst. Uns war es betrübend, zu sehen, wie viel von dem, was noch vor wenigen Jahren vorhanden war, zerstört worden ist. Der Besuch der Inseln des Titikakasees, die als Geburtsstätten der Sonne und des Mondes auch in der Inca-Sage eine grosse Rolle spielen, wurde uns durch das Entgegenkommen der peruanischen Regierung, die uns einen der kleineren auf dem See stationierten Dampfer zur Verfügung stellte, ermöglicht. Der peruanischen Regierung hatten wir es auch zu danken, dass wir in bequemer Weise die alte Hauptstadt des Inca-Reiches, Cuzco, und einige Ruinen der Nachbarschaft, der Feste Saxay huaman und des Inti huasana von Pisac besuchen konnten. Von Sammlungen ist in Cuzco zurzeit nicht viel vorhanden. Die alte Sammlung Centeno ist bekanntlich von Adolf Bastian für das Berliner Museum erworben worden. Daneben gab es noch eine öffentliche Sammlung in der mit der Universität verbundenen öffentlichen Bibliothek von Cuzco. Davon scheint aber der grösste Teil zerschlagen oder sonst wie abhanden gekommen zu sein.

In Lima endete offiziell der für den Kongress von Buenos Aires veranstaltete Ausflug. Infolge der langen Reisen und der unvermeidlichen Aufenthalte war bis zu dem für den Kongress in Mexiko in Aussicht genommenen Termin nicht viel Zeit mehr übrig. Ich benutzte sie dazu, soviel als irgend möglich von den Ruinen und Gräberfeldern der Küste und den öffentlichen und privaten Sammlungen zu sehen. Als seinerzeit Adolf Bastian die Sammlung Macedo für das Berliner Museum erwarb, und dann der Inhalt des von Reiss und Stübel ausgebeuteten grossen Gräberfeldes von Ancon auch unserem Museum zufloss, waren wir der Meinung, dass wir die Haupttypen des archäologischen Materials der peruanischen Küste in unserem Museum vereinigt hätten. Wie sehr wir darin im Irrtum waren, zeigte sich, als vor einigen Jahren die grossen Grabfelder der Gegend von Nazca und Ica aufgedeckt wurden. Wenn man jetzt die Sammlung Gaffron in München, die Gretzersche Sammlung im Königlichen Museum für Völkerkunde, die Sammlung des Museo Historico Nacional in Lima und die verschiedenen Privatsammlungen in Perú durchsieht, so findet man dort zu Hunderten jene buntbemalten und geglätteten Gefässe mit den Ungeheuerfiguren, die ein Beil und einen abgeschnittenen menschlichen Kopf in der Hand halten — Stücke, von denen wir in der Macedoschen Sammlung zwei oder drei gehabt und als ganz seltene wunderbare Vorkommnisse betrachtet hatten. Und weiter, sieht man unsere Sammlungen durch, so findet man Fundorte wie Chancay, Recuay, Chimbote, Trujillo, Lambayeque durch Gefässe von ziemlich einheitlichem Typus vertreten, während Ancon, Pachacamac eine grössere Mannigfaltigkeit von Formen und Mustern aufweisen. Kommt man nun aber an diese Fundorte selbst, und durchwandert man die riesigen Gräberfelder, wo von Berufenen und Unberufenen seit Jahrzehnten der Boden

um und um gewühlt worden ist, so sieht man zwischen den Schädeln, den bleichenden Knochen, den Haarschöpfen, den Fetzen von Mumieneinwicklungen usw., Scherben und ganze Gefässe von oft ganz ansehnlichen Dimensionen und von bestimmtem Typus und mit bestimmter Verzierung, die aber in unseren Sammlungen von diesen Fundorten nicht vorkommen, einfach weil man nur die guten, die feingearbeiteten und verzierten und ganzen Stücke gesammelt, die gröberen, grösseren und zerbrochenen Stücke als wertlos liegen gelassen hat. Für das archäologische Bild der betreffenden Lokalität sind aber die letzteren nicht minder wichtig als die ersteren. Endlich hat sich in den letzten Jahren, und gerade auch durch die Bemühungen Uhles, der in den ersten Jahren seines Direktorats Mittel für Ausgrabungen zur Verfügung hatte, gezeigt, dass hier an der Küste von Peru neben den Fundorten, die die bekannten Typen enthalten, andere vorkommen, wo sich Reste von abweichendem, eigenartigem, primitiverem Typus finden, und wo es auf der Hand liegt, dass ethnische Verschiedenheit oder vielleicht auch eine ältere Kulturschicht anzunehmen ist. Arequipa ist eine solche Lokalität, ferner die Muschelhügel bei Ancon und einige der grossen Huacas in der Nähe von Lima, die Uhle ausgegraben hat. Das sind wichtige Vorkommnisse, die aber in unseren heimischen Sammlungen noch in keiner Weise vertreten sind. Aber auch, was die bekannten und typischen Stücke betrifft, die feinbemalten Gefässe von Chimbote, Trujillo, Chicama und anderen Fundorten, so ist die Mannigfaltigkeit eine so grosse, die Produktivität der alten keramischen Künstler (oder Künstlerinnen) eine so erstaunliche, dass man in jeder neuen Sammlung wieder neues sieht. Und Sammlungen hat in Perú, man möchte sagen, fast jeder wohlhabende Mensch. Von den Sammlungen, die ich kennen gelernt habe, erwähne ich hier zunächst die des Museo Historico Nacional in Lima. Man kann sagen, dass Dr. Uhle, der gegenwärtige Direktor, diese Sammlung in den wenigen Jahren, wo er Mittel zur Verfügung hatte, neu geschaffen hat. Ein älterer Bestand existierte, der war aber gering und ziemlich minderwertig. Und von den Hauptfundorten, Chimbote, Trujillo usw., besitzt auch jetzt das Museum herzlich wenig. Dagegen hat Uhle das Museum durch prachtvolle Sammlungen aus der Gegend von Nazca bereichert, die aus Gefässen, aus Mumien, Stoffen und den mannigfaltigsten Grabbeigaben bestehen. Er hat aus einer grossen Huaca unterhalb Lima eine Menge Riesengefässe, allerdings zumeist in Scherben, von eigenartiger, primitiver, schwarz-weissroter Bemalung gezogen. Er hat in einem Grabfelde bei der alten Stadt Cajamarquilla oberhalb Lima besondere Arten der Bestattung und auch wieder eine besondere Facies von Grabbeigaben gefunden. Er hat endlich auf der kahlen Felseninsel San Lorenzo, die den Hafen von Callao auf der Südseite begrenzt, die Reste einer Fischerbevölkerung gefunden, deren Grabausstattung einen ganz beachtenswerten Kulturstand zeigt.

Nach Abschluss meiner peruanischen Reisen und Studien habe ich, um rechtzeitig zum Kongress in Mexiko zur Stelle zu sein, den Weg über Panama und New Orleans genommen. Zu dem Kongresse, der vom 8. bis 14. September stattfand, waren ausser mir von Europa wieder Re-

gierungsrat Heger aus Wien, und mit ihm Dr. Lenz und Professor Oberhummer, erschienen; aus Frankreich Dr. Capitan, der Inhaber der Loubat-Professur am Collège de France, und mit ihm die Herren Dr. Marcou und Falcoz; aus Spanien Professor Sanchez-Moguel; aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika Dr. Franz-Boas aus New York, Herr Aleš Hrdlička aus Washington, George B. Gordon aus Philadelphia, Dr. Alfred M. Tozzer aus Cambridge Mass., Dr. Roland B. Dixon u. a. Zum Präsidenten des Kongresses wurde der Unterzeichnete gewählt. Als Generalsekretär fungierte, da der ursprünglich in Aussicht genommene interimistische Direktor des Nationalmuseums Lic. Genaro Garcia eines Trauerfalles halber verhindert war, Lic. José Romero. — Dem Kongresse in Mexiko gab diesmal die verhältnismässig starke Beteiligung der Nordamerikaner sein besonderes Gepräge. Dr. Franz Boas, der Altmeister der indianischen Linguistik legte die ersten Bände des Handbuchs der indianischen Sprachen vor, das unter seiner Leitung herausgegeben und von dem Smithsonian Institution in Washington veröffentlicht wird. Dr. Tozzer, der seinerzeit mit Mitteln des Maya Exploration Fund in Yukatan und Chiapas gereist ist, um die Maya-Sprache und den Maya-Folklore zu studieren, sprach über die Formation des Maya-Verbums. Herbert J. Spieden erörterte die Chronologie der grossen Reliefskulpturen von Copan, Aleš Hrdlička gab einen ganz interessanten Bericht über einen vor wenigen Wochen von ihm (zum Teil im Verein mit dem Unterzeichneten) unternommenen Besuch der peruanischen Grabfelder und die Ergebnisse seiner dort vorgenommenen anthropologischen Studien. Frau Zelia Nuttall, die zwar seit einigen Jahren ihren dauernden Wohnsitz in Mexiko (in dem alten Hause Pedro de Alvarado's in Coyoacan) hat, aber doch als Amerikanerin zu zählen ist, legte eine höchst interessante Bilderschrift vor, die sie in dem mexikanischen Staatsarchiv aufgestöbert hat, die in Bildern und begleitendem Texte Aufschluss darüber gibt, was unmittelbar nach der Eroberung der Stadt Mexiko mit den grossen Idolen des Haupttempels, Uitzilopochtli und anderer, — über deren Verbleib man bisher absolut nichts wusste, — geschah. George Grant Mac Curdy beschrieb ein interessantes Altertum, das in dem Museum der Yale-University in New Haven sich befindet, auf dem, ähnlich wie auf dem grossen sogenannten Calendario Azteca, die gegenwärtige und die vier prähistorischen Sonnen, die die Mexikaner annahmen, abgebildet ist. Eine von Stansbury Hagar vorgelegte Arbeit über Tierkreissymbolismus in dem mexikanischen und dem Maya-Kalender beruht meiner Überzeugung nach auf irrigen Voraussetzungen.

Was die europäischen Gelehrten betrifft, die an dem Kongresse teilnahmen, so legte Dr. Capitan drei Arbeiten vor. Eine beschreibt eine Bilderschrift vom Jahre 1534, die denselben Charakter trägt, wie verschiedene der Bilderschriften der Alexander von Humboldtschen Sammlung in Berlin, die ich als Klageschriften wegen unbezahlter Leistungen und Tribute gedeutet habe, auf der aber diese ihre Bedeutung durch einen begleitenden Text ausdrücklich bezeugt ist. Eine zweite Arbeit Dr. Capitans behandelt ein Altertum, das sich in seinem Besitze be-

findet, und das eine zusammengerollte Schlange darstellt, wo aber ähnlich wie bei dem Kolossalbilde, den Couatlicue in Mexiko und bei verschiedenen der sogenannten quauhxicalli oder Opferblutgefässe, die Unter- oder Bodenseite des Monuments durch ein Reliefbild der Erdkröte markiert ist. In einem dritten Vortrage sprach Dr. Capitan über die abgeschnittenen Menschenköpfe auf den buntbemalten Gefässen von Nazca in Peru. Ich konnte ihm bemerken, dass ich einen solchen Kopf in natura als Geschenk Dr. Gaffrons dem Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin übersenden konnte.

Ein Landsmann Dr. Capitans, Herr George Engerrand, der die geologische Abteilung des Nationalmuseums von Mexiko leitet, legte geschlagene Steine aus Concepcion im Staate Campeche vor, die, wie es scheint, das älteste Zeugnis von der Existenz des Menschen auf der Halbinsel Yukatan sind. Auch unsere deutschen Geologen, die für das Instituto Geologico Nacional Mexicano tätig sind, die Herren Waitz und Wittich, hatten Vorträge über die mineralogischen altmexikanischen Steinperlen des Nationalmuseums angekündigt, zogen diese aber zurück, da ihnen, entgegen den Verfügungen des Ministers, die betreffenden Objekte nicht zur Untersuchung ausgeliefert worden waren. — Einen philologischen Beitrag zu den amerikanischen Studien gab der Madrider Professor Antonio Sanchez Moguel. Er erläuterte in längerem Vortrage die Sprache der Briefe des Columbus, indem er nachwies, dass in ihr sowohl der längere Gebrauch der portugiesischen Sprache, wie die Idiotismen des Dialekts von Andalusien zu erkennen seien. — Ich selbst beschränkte mich diesmal auf eine kleine Mitteilung über die Formen der Hieroglyphen der Tageszeichen auf den Monumenten des Distrikts von Peten.

Unter den mexikanischen Teilnehmern des Kongresses waren, wie gewöhnlich, die verschiedensten Berufsklassen vertreten, und eine sehr mannigfaltige Reihe von Themen wurde behandelt. Der frühere Gouverneur des Staates Tamaulipas, Alejandro Prieto, sprach über die Ethnologie und die Altertümer der südlichen Hälfte dieses nordöstlichsten Staates der Republik. Die Doktoren Francisco A. Flores und Alberto M. Carreno behandelten die Medizin der alten Mexikaner; der Geistliche Vicente de P. Andrade die Überreste heidnischer Vorstellungen und heidnischer Gebräuche, die unter den heutigen Indianern noch bestehen. Der Philologe Francisco Belmar sprach über die Sprachen der sogenannten nauatlakischen Gruppe. Herr Marcos E. Becerra sprach über den Zug des Cortes nach Honduras. Herr Fernandez del Castillo über das von ihm aufgefundene Originalmanuskript des Testaments des Cortez. Herr Juan Martinez Hernandez behandelte den grossen Zyklon der Maya-Geschichte. Herr Abraham Castellanos endlich, ein Schüler Rebsams, also nach deutscher Methode ausgebildeter Pädagoge, der an der Normalschule tätig ist, der aber, reiner indianischer (mixtekischer) Abkunft, das lebhafteste Interesse für die Sprache, den Folklore und die Altertümer seines Volkes hat, legte Photographien einer grossen aus der Mixteca stammenden Bildermalerei

vor und suchte an ihr — allerdings in nicht sehr glücklicher Weise — zu Feststellungen über die alte indianische Chronologie zu gelangen.

Im grossen und ganzen muss man sagen, dass an dem Kongresse von Mexiko, wenn auch grosse grundlegende Fragen nicht zur Erörterung kamen, wenn auch, wie es eigentlich immer der Fall ist, mancherlei Minderwertiges oder gar Schematisches mit unterlief, doch so viel Gutes und Brauchbares, die Wissenschaft Förderndes zum Vorschein kam, dass er mit Ehren neben seinen Vorgängern genannt werden kann.

Für den nächsten Kongress im Jahre 1912 lagen zwei Einladungen vor, eine von der holländischen Regierung, eine andere von dem Royal Anthropological Institute in London. Man entschied sich für die letztere Einladung, beschloss aber Holland für den nächst nächsten europäischen Kongress in Vorschlag zu bringen.

Exkursionen wurden von dem Kongresse drei veranstaltet: eine in der Kongresswoche selbst, an der alle Mitglieder teilnahmen, nach Teotihuacan, der alten prähistorischen Stadt im Norden des Tals von Mexiko; zwei andere, an denen sich aber immer nur einzelne beteiligten, nach der Pyramide von Xochicalco im Staate Morelos und nach den Ruinen von Mitla bei Oaxaca.

(7) Hr. David von Hansemann demonstriert vor der Tagesordnung

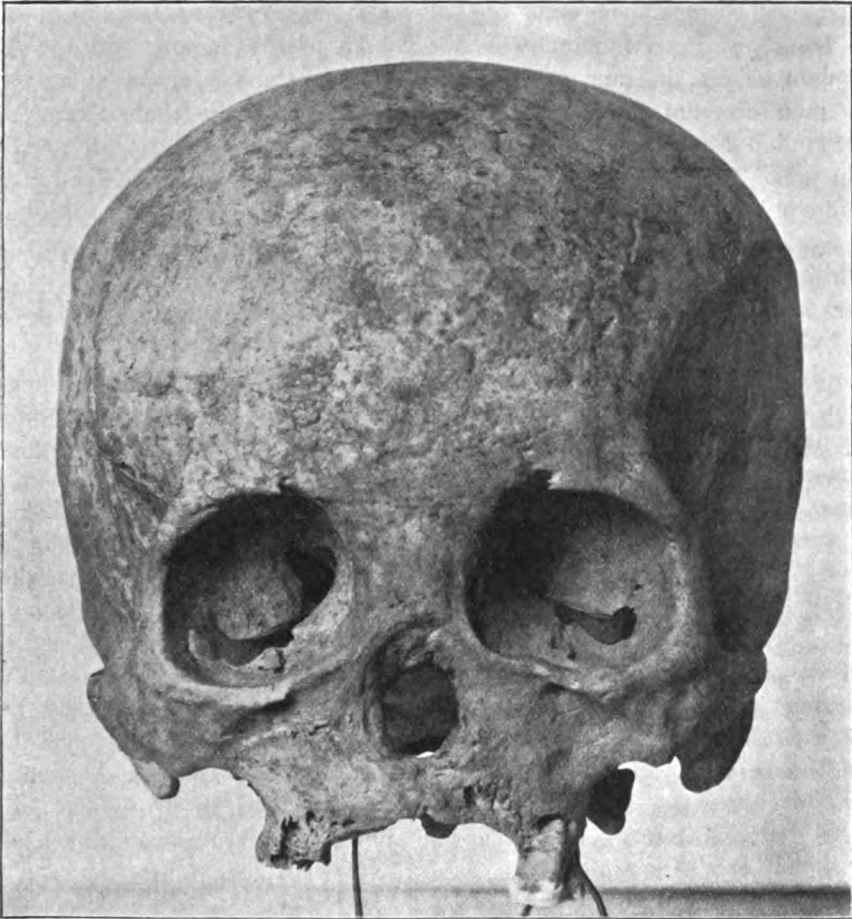
„einen syphilitischen Schädel aus Südamerika“.

Von Herrn Kunike wurde mir mitgeteilt, dass sich im Museum für Völkerkunde ein präkolumbischer Schädel befindet, der mit grösster Wahrscheinlichkeit syphilitische Veränderungen aufweist. Es wurde mir die Bitte ausgesprochen, denselben in der Anthropologischen Gesellschaft zu demonstrieren. Ich bin dieser Bitte um so lieber nachgekommen, als der Schädel in der Tat von besonderem pathologischen Interesse ist.

Es handelt sich, wie Herr Dr. Preuss die Liebenswürdigkeit hatte mir mitzuteilen, um den Schädel Katalog Nr. I.C. 8877, Sammlung La Valeta 1906 aus der amerikanischen Abteilung des Museums, und er stammt aus den Calchaquitälern, Staat Salta in Argentinien. Herr Dr. Preuss schreibt dazu, dass nähere Angaben über die Fundstätte fehlen, so dass ein Urteil über das Alter nicht abzugeben ist. „Immerhin darf man der Angabe des Sammlers Glauben schenken, dass der Schädel aus präkolumbischen Gräbern stammt, da auch die grosse von ihm gekaufte Calchaquisammlung fast völlig ohne europäische Beigaben ist.“

Ich will den Schädel hier natürlich nicht vom ethnographischen Standpunkt aus betrachten, sondern lediglich vom pathologischen. Die Veränderungen daran betreffen ganz vorzugsweise den Gesichtsschädel, wie es die beifolgende Abbildung zeigt. Auf der Stirn sind eine grosse Menge Knochenarben zu sehen, die zum grössten Teil glattrandig sind, mit flachen wulstigen Verdickungen des Schädels in der Umgebung. Nur auf der rechten Seite nach der Schläfe zu, über der Orbita, befindet sich

eine frische Knochenulceration, die noch nicht in Heilung übergegangen ist. Der Naseneingang ist in ein rundliches Loch verwandelt, und von dem inneren Nasenknochen ist alles verloren gegangen, offenbar schon während des Lebens des Individuums, denn die Knochenränder sind überall glatt vernarbt und zeigen keine Bruchstellen. Die Nasenbeine selbst sind aber noch vorhanden. Sie lassen noch eine Andeutung der Mittelnaht erkennen, sind aber im übrigen unter sich und mit der Nachbar-



schaft fest verwachsen. Der vordere Rand des Alveolarfortsatzes ist vollständig verschwunden, so dass der Gaumen stark verkürzt erscheint.

Bei einer solchen Schädelaffektion können drei Dinge in Frage kommen: 1. eine Geschwulst, 2. Tuberkulose und 3. Syphilis. Alle übrigen durch eitrige Entzündung, Aktinomykose, Erysipel und sonstige ulzerative Prozesse hervorgebrachten Störungen sind hier mit Sicherheit auszuschliessen.

Was nun zunächst die Geschwulstbildung betrifft, so macht dieselbe niemals solche Narben mit hyperostotischen Rändern, wie sie hier vorhanden sind. Entweder zerstören Geschwülste den Knochen glattrandig,

ohne Hyperostose hervorzubringen, oder sie machen stachlige poröse Exostosen. Was die Tuberkulose betrifft, so muss man hier zwei Dinge unterscheiden, nämlich die gewöhnliche ulzeröse Hauttuberkulose und tuberkulöse Periostitis einerseits und den Lupus andererseits. Die beiden ersten Affektionen machen niemals Hyperostosen am Schädel, sondern immer nur glatte Defekte, die auch glattrandig sind und ohne Verdickung des Knochens ausheilen. Auch der Lupus pflegt keine Hyperostosen zu machen. Jedoch komme ich auf die lupösen Veränderungen am Schädel gleich noch zurück.

Die Syphilis ist nun, wie Vergleiche mit rezenten syphilitischen Schädeln zeigen, in ganz ausgezeichneter Weise imstande, das zu machen, was man hier am Stirnbein des Schädels sieht, frische Ulzerationen und glattrandige Narben mit hyperostotischen Wülsten in der Umgebung. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, dass die Veränderung am Stirnbein auf Syphilis zu beziehen ist. Was aber nicht ganz in das Bild der Syphilis hineinpasst, das sind die Veränderungen an der Nase. Die Syphilis hat ganz vorzugsweise die Gewohnheit, die Nasenbeine zu zerstören. Aber sie zerstört nur äusserst selten die Innenknochen der Nase, ohne die Nasenbeine selbst zu ergreifen. Wenn es sich hier also um einen syphilitischen Prozess handelt, so würde er eine ganz ungewöhnliche Form angenommen haben. Dagegen ist der Lupus sehr wohl imstande, eine solche Zerstörung in der Nase hervorzurufen; besonders diejenigen Formen des Lupus, die an der Nasenschleimhaut selbst beginnen, machen solche Zerstörungen der Nasenmuscheln und des Vomers, ohne Beteiligung der Nasenbeine. Die Veränderung an der Nase würde also mehr für Lupus sprechen, während diejenige an der Stirn für Syphilis charakteristisch ist. Dass also der Schädel einem syphilitischen Individuum angehörte, ist zweifellos, aber es besteht die Möglichkeit, dass ausser der Syphilis auch Lupus vorhanden war, jedoch lässt sich diese Kombination, die man ja gelegentlich beim Menschen findet, hier nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, da auch die gesamten Veränderungen auf syphilitischer Basis, wenn auch nur ausnahmsweise, zustande kommen können.

(8) Hr. Richard Neuhauss hält unter Vorführung von 212 Lichtbildern einen Vortrag über seine von 1908–1910 ausgeführte

Reise nach Deutsch-Neu-Guinea

(Kaiser Wilhelmsland). Er beginnt mit Besprechung einer Auswahl der von ihm mitgebrachten ethnographischen Gegenstände, die im Saale ausgelegt sind. Wohl das bemerkenswerteste Stück, welches wir überhaupt aus Neu-Guinea besitzen, ist eine kleine, aus überaus hartem grünen Gestein gearbeitete Figur, die in ihrer Technik so hoch über allen aus Neu-Guinea stammenden Steinarbeiten steht, dass wir kaum annehmen können, die jetzt dort vorhandene Bevölkerung habe das Stück hergestellt. Gleichwohl ist die Darstellung rein papuanisch, und dasselbe grüne Gestein wird am Huongolf gefunden, wo die kleine Steinfigur seit Menschengedenken als Zaubermittel benutzt ist. Redner brachte in Erfahrung, dass ein ähn-

liches Stück vor Jahren durch die Frau eines Missionars nach Europa gebracht sein soll. Er ist dabei, dies Stück ausfindig zu machen, und hofft, dass hierdurch vielleicht Licht über das sehr seltsame kleine Kunstwerk verbreitet wird.

Unter den ausgestellten Gegenständen beanspruchen ferner ganz besonderes Interesse die Sachen, welche Neuhauss vom Augustafloss mitbrachte. An diesem gewaltigen Strome befindet sich ein Kulturzentrum, welches für Neu-Guinea ganz einzigartig dasteht. Manche Verzierungen erinnern an die Arbeiten der Maori. Die mit Ton übermodellierten, dann sorgfältig bemalten und mit Haaren geschmückten Schädel übertreffen in bezug auf Feinheit der Ausführung und auf lebenswahre Darstellung alles ähnliche, was wir aus der Südsee kennen.

Leider ist dies in jeder Beziehung so überaus vielversprechende, weite Ländergebiet von der Forschung bisher in geradezu sträflicher Weise vernachlässigt. Man verausgabte Millionen zur Erforschung des Süd- und Nordpols, aber das für uns Deutsche weit wichtigere Stromgebiet des Augustaflosses liegt für den Forscher jenseits von jeder Initiative. Unmittelbar nach der Besitznahme von Kaiser Wilhelmsland liess die Neu-Guinea-Co. durch eine kleine Expedition den Strom befahren (1886). Man konnte mit dem Seedampfer ungefähr 400 englische Meilen auf dem Strome vordringen. Dann bekümmerte man sich 22 Jahre lang nicht im mindesten um diese herrliche Eingangspforte in ein gewaltig ausgedehntes Ländergebiet. Erst als an den Küsten die Arbeiter-Anwerbungsverhältnisse immer schlechter wurden, dachte man wieder an den Augustafloss. Eine von der Neu-Guinea-Co. unternommene Anwerbungsfahrt machte Neuhauss mit. Allerdings konnte man wegen der Trockenzeit mit dem grossen Seedampfer nur rund 200 Seemeilen auf dem Strome vordringen; dies genügte aber, um die herrlichsten Schätze einzuheimsen.

Es bleibt eine Ehrenschild für den Deutschen, das Versäumte sobald wie möglich nachzuholen. Das Eis am Südpol wird auch nach 100 Jahren noch genau an derselben Stelle liegen; auf dem Augustafloss ist vielleicht schon nach fünf Jahren auf ethnologischem Gebiete nichts mehr zu holen. Denn schon werfen die Amerikaner ihr Augenmerk auf diese herrliche Fundgrube, und wenn eine einzige Expedition gründlich aufgeräumt und Unmengen von modernen Messern und Beilen als Tauschwaren an die dortigen Papua verteilt hat, ist es mit der alten Kunstfertigkeit vorbei. Neu-Guinea liefert für diese betäubende Tatsache eine endlose Fülle von Beispielen.

Zur gründlichen Durchforschung des Stromgebietes ist ein eigener, flach gehender Heckraddampfer notwendig, dessen Kosten sich auf etwa 50 000 *M* stellen. Weitere 50 000 *M* sind für die Ausführung der Expedition erforderlich, so dass sich also mit rund 100 000 *M* ein grossartiger Erfolg erzielen liesse. Das ist der vierzehnte Teil derjenigen Summe, welche für die deutsche Südpolexpedition benötigt wird. Aber natürlich, der Südpol liegt uns Deutschen viel näher, als die eigene Kolonie.

Während seines Aufenthaltes in Neu-Guinea richtete Neuhauss sein Augenmerk darauf, möglichst viele Typenaufnahmen der verschiedenen

Völkerstämme zu machen, um einiges Licht in diesen ungeheuren Wirrwarr zu bringen. Unter den 1110 entwickelten Negativen, die Neuhauss von seiner Reise mitbrachte, befinden sich rund 800 Typenaufnahmen, die in fast lückenloser Reihe die Stämme von der holländischen bis zur englischen Grenze veranschaulichen.

Unter den vom Vortragenden mit dem Projektionsapparat gezeigten Bildern befanden sich u. a. die verschiedenartigsten Krankheiten (Lupus, Lepra, Elephantiasis, Ovarialtumor usw.), ferner eine Penis-Amputation, die wahrscheinlich ausgeführt wurde, um den Frauenverführer zu bestrafen, schliesslich die ausgedehntesten und seltsamsten Narbenverzierungen, Schmuck und Bekleidung mannigfaltigster Art. Gezeigt wurden weiterhin Hausbauten aus fast allen Teilen des Landes, einige grossartige Brückenbauten und die verschiedenen Methoden der Bestattung. Unter den zahlreichen Kinderspielen verblüfft die exakte Ausführung der Schnurfiguren, von denen Erwachsene und Kleine mit wenigen, geschickten Griffen eine fast unbegrenzte Anzahl herzustellen vermögen.

Da das mit rund 1000 Abbildungen ausgestattete dreibändige Reise-
werk von Neuhauss voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird, so erübrigt es sich, auf den sonstigen Inhalt des Vortrages an dieser Stelle ausführlicher einzugehen.

Ausserordentliche Sitzung vom 28. Januar 1911.

Vorträge:

Hr. Rich. Neuhauss: Kinematographische und phonographische Aufnahmen aus Deutsch-Neuguinea.

Hr. Herbert Mueller: Über das taoistische Pantheon der Chinesen.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Vor der Tagesordnung legt auf Wunsch des Hrn. Dr. G. von Buchwald in Neu-Strelitz Hr. Hans Virchow

das **Fragment eines Schädels aus einem neolithischen Begräbnisplatze** vor. Die Fundstelle ist ein flacher Hügel im Revier der Försterei Bannerbrück in Mecklenburg-Strelitz, welcher jetzt im Walde liegt, jedoch

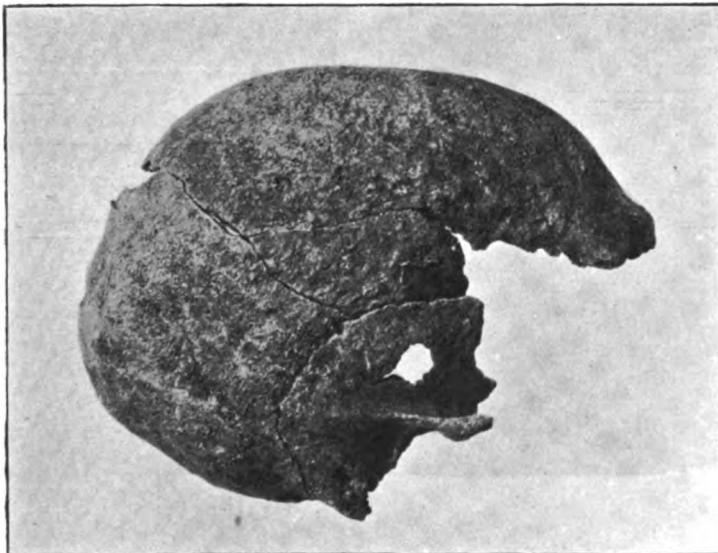


Abb. 1. Fragment eines neolithischen Schädels von Bannerbrück, von der rechten Seite.

in früheren Zeiten zu Ackerland gehörte. Leider hat weder eine genauere Untersuchung, noch eine sachgemässe Bergung der Gegenstände stattgefunden. Der Hügel wurde nämlich von Forstarbeitern zum Zwecke der Kiesgewinnung geöffnet und ausgebeutet. Der Förster hat einige der zerschlagenen Knochenstücke und einige Scherben aufbewahren lassen.



Abb. 2. Das Schädelfragment von Bannerbrück
von unten.

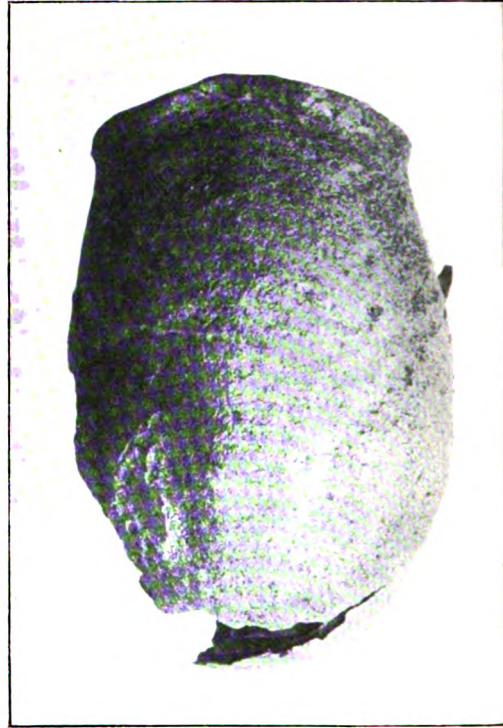


Abb. 3. Das Schädelfragment von Bannerbrück
von oben.

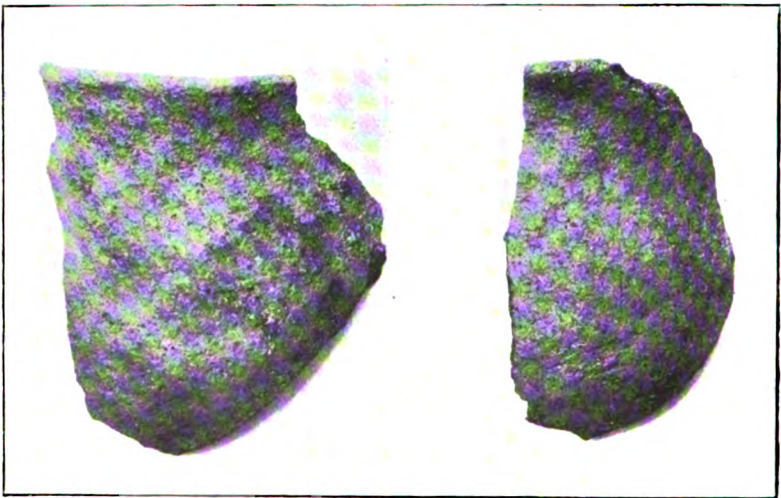


Abb. 5. 2 Tonscherben von einem Gefäß aus dem Begräbnishügel
von Bannerbrück.

Nach seiner Angabe lagen die Schädel alle nach Süden und dicht nebeneinander; die Scherben fast einen Klafter davon.

Die Betrachtung der übersendeten Knochen zeigt, dass sämtliche Schädel bei der Aufgrabung in Stücke zerschlagen sind und von den einzelnen Schädeln nur wenig aufbewahrt worden ist, so dass sich gar nicht einmal mit Sicherheit sagen lässt, wie viele Skelette vorhanden waren. Am reichlichsten sind Stirnstücke und Hinterhauptstücke erhalten. Den Stirnstücken nach müsste man sechs, den Hinterhauptstücken nach sieben Schädel zählen. Eines der letzteren ist von einem älteren Kinde. Die Hinterhauptstücke zeigen zwei charakteristische Typen, einen mit starkem *Torus occipitalis*, den anderen mit eleganter *Protuberantia occipitalis externa*; jeder Typus in zwei Exemplaren.

Dasjenige Stück nun, welches die Aufmerksamkeit des Hrn. von Buchwald fesselte, und um dessentwillen er die Vorlage wünschte, zeichnet sich durch flache niedrige Stirn (Abb. 1) und grosse Stirnwülste mit ge-

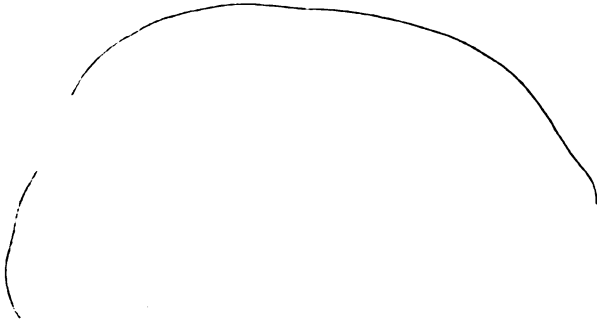


Abb. 4. Sagittalkurve des Schädelfragmentes von Bannerbrück, mit Fortlassung des unteren (verbogenen) Stückes.

räumigen Stirnhöhlen (Abb. 2) aus. Diese Kombination hatte Hrn. von Buchwald veranlasst, an eine primitive Form zu denken. In der Tat sah auch das Stirn- und Scheitelstück in der ursprünglichen Isolierung sehr auffallend aus, wovon man sich noch jetzt an der Abb. 1 einen Begriff machen kann, wenn man die unteren (angesetzten) Stücke abdeckt. Auch die Oberansicht, in welcher die schmale Form zum Ausdruck kommt, ist beachtenswert (Abb. 3). Es haben sich jedoch gerade von diesem Schädel einige Stücke hinzugefunden, und nach dem Ansetzen dieser ist doch der Eindruck des ganz Ungewöhnlichen zum grossen Teil geschwunden.

Leider sind an dem Schädelfragment die Nähte nicht erhalten, insbesondere auch nicht die Kranznaht, so dass eine völlig strenge Beziehung des Stirnbeins auf andere Stirnbeine nicht möglich ist. Dagegen gestattet das erhaltene Stück des Jochbogens eine hinreichend genaue Orientierung auf den Horizont.

Zur Vervollständigung der Anschauung gebe ich auch die Mediankurve (Abb. 4). Das unterste Stück musste dabei fortgelassen werden, weil diese Teile seitlich verbogen sind.

Der Fund befindet sich im Besitze der Grossherzoglichen Bibliothek in Neu-Strelitz.

Diskussion.

Hr. von Buchwald, der selber zu dieser Sitzung erschienen ist, legt zwei Topfscherben vor, um die Art der Tonware zu zeigen (Abb. 5). Aus den Schädeln glaubt er den Schluss ziehen zu dürfen, dass eine gemischte Bevölkerung dort gelebt habe, und dass auch in den einzelnen Schädeln die Merkmale ursprünglicher Rassen gemischt gewesen seien.

(2) Hr. Rich. Neuhauss:

Kinematographische und phonographische Aufnahmen aus Deutsch-Neuguinea.

Hr. Neuhauss gibt eine Fortsetzung seines vor acht Tagen gehaltenen Vortrages über Deutsch-Neu-Guinea. Hatte Redner damals ausschliesslich Einzelbilder (212 Diapositive) seinen Ausführungen zugrunde gelegt, so wurden heute lediglich Bewegungsbilder (über 800 *m* kinematographischer Aufnahmen) in Verbindung mit phonographischen Aufnahmen zur Darstellung gebracht.

Das Entwickeln gewöhnlicher photographischer Platten in einem so feuchtwarmen Klima wie Neu-Guinea ist keine Annehmlichkeit. Gleichwohl ist es zum Erzielen bester Resultate unerlässlich notwendig, das Hervorrufen an Ort und Stelle vorzunehmen. Andernfalls würde die Zahl der Fehlaufnahmen ins Unermessliche steigen. Bei kinematographischen Aufnahmen liegen die Verhältnisse noch ganz besonders ungünstig: der in den Tropen belichtete Film geht schon nach wenigen Wochen rapide zurück und bekommt grosse Neigung zur Schleierbildung. Nach zwei Monaten ist es überhaupt nicht mehr möglich, ein irgendwie brauchbares Bild herauszuholen. Nun erfordert aber der Transport von Neu-Guinea bis Europa rund zwei Monate. Dazu kommen die seltenen und schlechten Verbindungen der entlegeneren Punkte der Insel. Die Aufnahmen, welche Neuhauss dort fertigte, hätten durchschnittlich erst vier Monate nach der Exposition in Europa eintreffen können. Neuhauss bereitete sich also von vornherein darauf vor, die Aufnahmen an Ort und Stelle selbst zu entwickeln. Von den 50 Films (zu je 20 *m*), die er dort entwickelte, ist nicht ein einziger missraten. Sechs probeweise nach Europa gesandte Films waren völlig unbrauchbar.

Das Hervorrufen der Films dort im Lande, ohne Dunkelkammer, also nur zur Nachtzeit, mit einem Wasser, in dem die Bildschicht jeden Augenblick zu schmelzen droht, stellt an die Kräfte und Ausdauer des Reisenden fast übermenschliche Anforderungen. Redner versichert, dass dies auf der Reise die einzige Arbeit war, der er sich körperlich mitunter nicht mehr gewachsen fühlte.

Bevor Neuhauss den kinematographischen Apparat in Bewegung setzte, besprach er kurz einige höchst bedeutsame Gegenstände, die ihm am Tage vor der Sitzung zugegangen waren.

Es handelt sich um die kleine Steinfigur und einige verwandte Stücke, die Redner in der vorigen Sitzung erwähnte. Durch Vermittelung des Missionars Flierl, des Seniors der neuendettelsauer Mission, welcher seit 1886 fast ununterbrochen in Deutsch-Neu-Guinea wirkte, und der sich unter den Gästen der heutigen Sitzung befindet, erhielt Redner die drei kleinen Steingeräte, unter denen sich besonders eins durch ungemein feine Durcharbeitung auszeichnet. Das Stück ist etwa 20 cm lang, wovon 10 cm auf den als hockende menschliche Figur behandelten Griff entfallen. Die übrigen 10 cm bilden eine löffelartige Rinne. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass es sich um den steinernen Ersatz des heute von den Papuas ganz allgemein gebrauchten Spatels aus Kasuarknochen handelt.

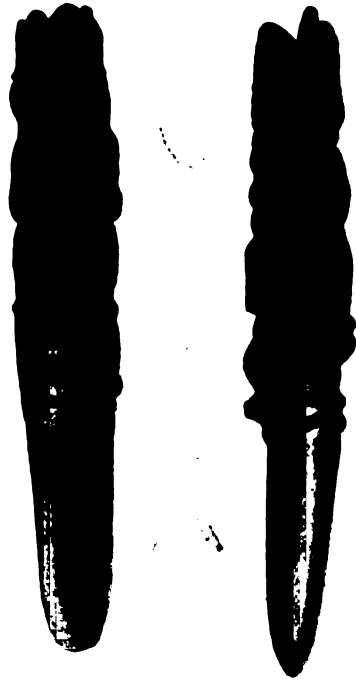
Natürlich können derartige steinerne Geräte niemals allgemeiner verbreitet gewesen sein, da die ausserordentliche Härte des grünen Gesteins viele Jahre zur Herstellung des Gerätes erforderte. Jedenfalls war es das nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzte Werkzeug eines grossen Häuptlings. Das Stück ist besonders dadurch interessant, dass es über das vor acht Tagen vorgelegte, von Neuhauss mitgebrachte Stück volle Aufklärung gibt. Technik, Gliedmassen der Figur und Gesichtszüge sind bei beiden Stücken genau die gleichen. Nur ist bei dem früher vorgelegten der löffelförmige Ansatz abgebrochen. Man hat dann die Bruchstelle aufs sorgfältigste abgeschliffen und das nunmehr seiner eigentlichen Bestimmung entzogene Instrument zu Zwecken der Zauberei verwendet. —

Bei Vorführung der Bewegungsbilder begann Neuhauss mit den von der Arbeit heimkehrenden Männern und Weibern. Letztere tragen die mit Feldfrüchten gefüllten, schweren Netztaschen an einem über den Kopf geschlungenen Band. Bei einzelnen thront obenauf noch der jüngste Sprössling. Die Männer halten es für unter ihrer Würde, irgend etwas zu tragen, abgesehen von ihren Waffen; man muss auf seiner Hut und für einen unvorhergesehenen Überfall gerüstet sein.

Es folgten Kriegsspiele von Kindern und Scheinkämpfe von Erwachsenen. Dergleichen Scheinkämpfe werden bei Festlichkeiten veranstaltet, auch bei ernstesten Streitigkeiten im Dorfe, wobei man sich aber hütet, den Gegner zu verletzen, damit nicht die Blutrache in ihre Rechte tritt.

Dann folgte eine sehr lange Reihe verschiedenartigster Tänze aus dem Innenlande und von der Küste. Zum Teil wurden diese Vorführungen mit phonographisch aufgenommenen Gesängen begleitet.

Hieran schloss sich die Darstellung einer Reihe der verschiedenartigsten Beschäftigungen, wie Palmklettern, Kochen von Bananen und



$\frac{1}{2}$ nat. Grösse.

Fischbrut, Bereitung von Sago, Fischen in der Lagune, Fahren mit grossen und kleinen Booten, Niederschlagen des Urwaldes, Betelkauen, Tabakrauchen, Essen, Überschreiten eines wilden Bergstromes auf schwankender Lianenbrücke, Mimik beim Rufen und Lachen usw.

Der letzte Teil der einstündigen Vorführung wurde eingeleitet durch das Herstellen von Kuchen aus Kokus und Tarobrei. Wir sehen die Eingeborenen die Kokusnüsse zerreiben, den Rahm auspressen und den Brei sorgfältig mischen. Die Mischung wird in Bananenblätter geschüttet und das Ganze verschnürt. 50 bis 100 derartige Pakete bilden das Ergebnis der Tagesarbeit. Mittlerweile haben andere Leute einen grossen Holzstoss entzündet, der über einer mit Steinen ausgepflasterten Grube errichtet ist. Der Holzstoss ist niedergebrannt, die Steine sind zur Rotglut erhitzt und man macht sich daran, die Grube sorgfältig zu reinigen. Zuerst werden die Kohlenreste mit Bambuszangen entfernt, dann wird die Grube mit grünen Zweigen ausgefegt. Zum Schluss packt man die Bananenblatt-Pakete in die heisse Grube und bedeckt das Ganze mit heissen Steinen und grünem Laubwerk. Nach 24 Stunden ist der Kuchen durchgebacken.

Darauf führte Redner verschiedenartige Spiele vor: Schaukeln der Kinder und Erwachsenen, Kreiselspiel und Abnehmen von Fäden. In letzterem sind die Schwarzen ungemein geschickt und wir sehen die kunstvollsten Figuren vor unseren Augen entstehen.

Ein über 100 m langer Film veranschaulicht die Töpferei am Huongolf (Laukanu). Vom Einweichen und Kneten des Tons bis zum Brennen sehen wir alle Stadien des entstehenden Topfes vor uns. Den Schluss der Vorführungen bildeten drei verschiedene Methoden des Feuermachens. Bemerkenswert ist, dass bei der von den Inland-Kai geübten Methode schon nach etwa 10 Sekunden dicker Qualm emporschlägt. —

Nebst einem Flötenliede und den Tönen der Balumpfeifen führte Neuhauss mit dem Phonographen auch noch einige Proben der Trommelsprache vor. Letztere ist ungemein gut ausgebildet, so dass sich die Leute die verschiedenartigsten Meldungen auf weite Entfernungen hin telegraphieren können. Nur ein Beispiel sei angeführt: Plötzlich ist ein Mann im Dorfe gestorben und seine auf dem weit entfernten Felde befindliche Frau soll herbeigeholt werden. Man trommelt also auf der grossen Signaltrommel: I = Anrufsignal. II = Signal, dass eine Frau gemeint ist. III = Todessignal. IV = Tanztakt des gestorbenen Mannes.

Nun weiss unter den zahlreichen auf dem Felde beschäftigten Frauen diejenige, welche den Tanztakt ihres Mannes hörte, dass ihr das Signal gilt und dass ihr Mann gestorben ist.

Höchst überraschend hierbei ist, dass jeder Mann im Dorfe seinen eigenen Tanztakt hat.

Auch das Einladungssignal zu einem grossen Festschmause bekamen wir zu hören: Es enthielt für die Festteilnehmer die Meldung, dass es Hundefleisch und Schweinefleisch zu essen gibt.

(3) Hr. Herbert Müller:

Über das taoistische Pantheon der Chinesen.

Der Aufsatz wird später erscheinen.

Sitzung vom 18. Februar 1911.

Vorträge:

- Hr. Karl Schuchhardt: Götterkult und Ahnenkult. Mit Lichtbildern.
Hr. Ernst Börschmann: Ein vorgeschichtlicher Fund aus China (Provinz Schantung). Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Neue Mitglieder:

- Hr. Seminaroberlehrer Ernst Amende, Altenburg,
Frl. Margarete Blau, Marienfelde,
Estländische Litterarische Gesellschaft, Reval,
Hr. stud. med. Fritz Falkenburger, Berlin,
Hr. stud. hist. Martin Jahn, Berlin,
Hr. Dr. med. Max Lau, Berlin,
Fr. Regierungsbaumeister Helene Mandel, Gross-Lichterfelde,
Hr. Sanitätsrat Dr. Müller, Berlin,
Hr. Dr. phil. Wilhelm Planert, Berlin,
Hr. Dr. phil. Ernst Scheffelt, Berlin,
Hr. Dr. med. Erich Spiegelberg, Berlin,
Hr. Ingenieur Albin Stocky, Neu-Bydžov,
Hr. Dr. med. Max Vogel, Basel.

(2) Vorstand und Ausschuss haben beschlossen, die Herren Professor Romiti in Pisa und Missionar Bamler in Deutsch-Neuguinea, Insel Rook, zu korrespondierenden Mitgliedern zu erwählen.

(3) Hr. Generalstabsarzt a. D. Weisbach in Graz ist seitens des Vorstandes zu seinem 50 jährigen Doktorjubiläum beglückwünscht worden und hat ein Dankschreiben geschickt.

(4) Am 3. Februar ist die Amtliche Stelle für Naturdenkmalpflege eröffnet worden, wobei die Gesellschaft durch den Vorsitzenden vertreten war. Der Direktor der neuen Anstalt, Hr. Geh. Regierungsrat Conwentz, entwickelte bei dieser Gelegenheit in einer längeren Ansprache die Ziele und Aufgaben der Anstalt, die Mittel zur Erreichung dieser Ziele und die Beziehungen zu staatlichen und städtischen Behörden, Korporationen und Privatbesitzern.

(5) Eingegangen ist die Einladung zum VII. Congrès préhistorique de France, welcher am 6. bis 12. August in Nîmes unter dem Vorsitz des Hrn. Armand Viré stattfinden wird.

(6) Hr. Rich. Neuhauss legt

1028 photographische Aufnahmen

von seiner Reise in Deutsch-Neuguinea, auf 134 Tafeln in 6 Mappen geordnet vor, welche einen Überblick über sämtliche Völkerschaften des genannten Gebietes geben, und macht dieselben der Gesellschaft zum Geschenk.

(7) Hr. Curt Strauch legt vor der Tagesordnung die bei einer gerichtlichen Obduktion am gleichen Nachmittag herausgenommenen

Geschlechtsteile eines Zwitters

vor. Die (von einem plötzlichen Tode überraschte) Person hatte als Frau gelebt, jedoch einen ansehnlichen Bartwuchs von männlichem Typus besessen. Es fanden sich Labien und eine lange und dicke, an ein männliches Glied erinnernde Klitoris. Der Uterus war ungewöhnlich klein. Die Geschlechtsdrüsen waren bis dahin nicht aufgefunden worden.

(8) Hr. P. Staudinger legt vor der Tagesordnung

Funde und Abbildungen von Felszeichnungen aus den alten Goldgebieten von Portugiesisch-Südostafrika

vor.

Vor beinahe zwei Jahren trat der durch seine Reisen und geographischen Aufnahmen in unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika bereits gut bekannte Kapitän J. Spring eine neue Forschungsreise nach Portugiesisch-Südostafrika an, die sich hauptsächlich in dem Gebiete der alten Goldminen bewegte. Wenn auch der Hauptzweck seiner Expedition die geographische Aufnahme und Erkundung sein sollte, so bat ich Herrn Spring in Rücksicht auf meine langjährigen Forschungen auf diesem Gebiete, sein Augenmerk neben ethnographischem Sammeln allgemeiner Art auf folgende Spezialpunkte zu richten: 1. Auf das Vorkommen alter Glas- und Steinperlen bei den Eingeborenen, 2. auf alle alten Bronze-, Eisen- oder gar Goldgeräte, namentlich aber Steinwerkzeuge und Waffen, seien sie auch der primitivsten Art, 3. auf etwaige Inschriften an Felsen und alten Bauten. Herr Kapitän Spring hatte nun meinen Wunsch nicht vergessen und mir eine Anzahl interessanter älterer und neuer Glas- und Muschelperlen, vorgeschichtliche Funde, die er zum grossen Teil selbst bei seinen Ausgrabungen machte, sowie Photographien von Felszeichnungen, „sogenannten Inschriften“, vor ungefähr Jahresfrist mitgebracht, wofür ich ihm im Interesse der Wissenschaft auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Auf die Glasperlen kann ich heute nicht eingehen, sie zeigen zum Teil Typen, die auch in andern Gegenden Afrikas

mit alten Berührungen sich finden, sondern ich komme gleich auf die Felszeichnungen, resp. Kritzelnungen zu sprechen, welche Herr Spring für Inschriften hielt, die aber keinerlei Form von Buchstaben haben und die man daher nicht als Schriftzeichen ansehen kann. Indessen etwas Besonderes ist doch bei den zunächst gezeigten zwei Photographien, welche Herr Spring in Tschikoloni in der Landschaft Manu von Felsen aufnahm, zu bemerken (Abb. 1 u. 2).

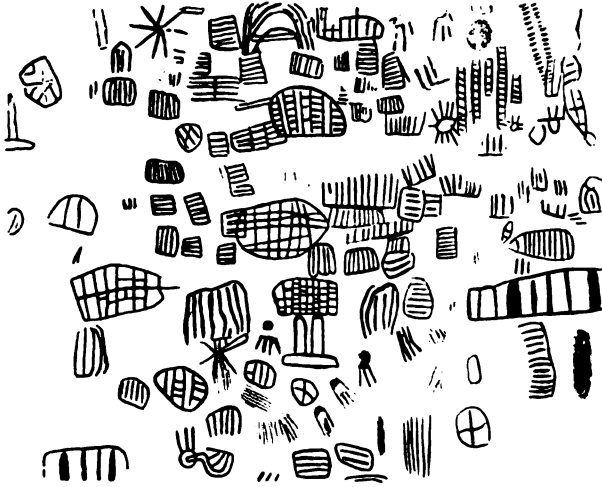


Abb. 1.



Abb. 2.

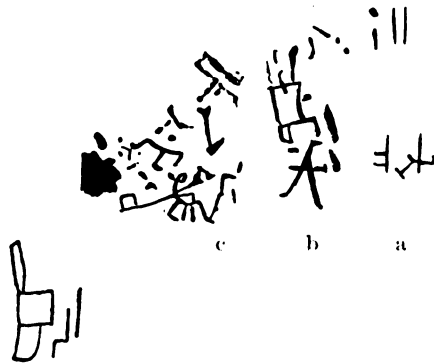


Abb. 3.

Recht ähnliche Felszeichnungen bildet Desplagnes in seinem für die Kenntnis der Prähistorie usw. von Afrika so wichtigen Werke: Le plateau Central-Nigérien unter Abb. 86 ab und auch auf einer der Photographien oder Zeichnungen, die Frobenius von seiner Reise aus dem französischen Sudan mitbrachte, glaube ich ebenfalls einige derartige Zeichnungen gesehen zu haben. Auf so manche Ähnlichkeit der Felszeichnungen aus dem Sahara- und daran anstossenden südlichen Gebiet

mit südafrikanischen habe ich schon früher hingedeutet. In Tschikoloni hat übrigens Herr Wiese aus Tschifumbasi, derselbe Herr, dem wir direkt und zuerst indirekt durch Schweinfurth Berichte und Felszeichnungen, resp. Abbildungen sogenannter Inschriften verdanken, auch Ausgrabungen vorgenommen.

Ich komme nun zu einer Felszeichnung, die Spring bei Katzombo in der Landschaft Tschipeta abnahm (Abb. 3). Um diese „Inchrift“ photographieren zu können, musste er erst Figuren von Menschen und Tieren (also wohl sogenannte Buschmannszeichnungen?) abwaschen lassen, die anscheinend mit einem roten, weichen Stein, von welchem er mir ein Stückchen mitbrachte, auf den Felsen gemalt waren. Die Übermalungen waren leicht abwaschbar, während die hier gezeigten Zeichen unverwischt blieben, also zu einer ganz anderen, viel früheren Zeit und wohl auch von einem andern Volke gemacht waren.

Auch hier kann man keine eigentlichen Buchstaben herausfinden, aber sie zeigen doch einen andern Charakter, als die vorher gebrachten und gehen vielleicht über eine planlose Kritzelei hinaus, und es ist nicht absolut von der Hand zu weisen, dass einige Marken und Zeichen eine gewisse Bedeutung hatten, die vielleicht den Arbeitern in den Goldbergwerken oder sonst eingewanderten Leuten verständlich war. Namentlich möchte ich die, worunter ich ein a, b und c gesetzt habe, eventuell auch noch einige andere dafür ansprechen. Aber als Inschriften im Sinne des Wortes kann man diese Felsbemalungen nicht ansehen. Eher kann man die von Herrn C. Wiese aufgefundenen Zeichnungen, von denen die eine, sehr interessante, auf S. 538 des Jahrgangs 1896 abgebildet ist, als solche ansprechen, sie würde aber mehr unter die Gruppe der Hieroglyphen fallen. Es bleibt also für die alten Goldbezirke in Süd-, resp. Südostafrika, wo so viele alte Minengänge und eine Anzahl noch unerklärter Bauten gefunden sind, nur die Schlichtersche Inchrift. Ich erwähnte dieselbe auf S. 917 im Jahrgang 1906 unserer Zeitschrift, allerdings damals mit dem Bemerkten, dass sie mir nicht zu Gesicht gekommen sei. Jedoch bald darauf wurde ich in liebenswürdiger Weise von Herrn Andree-München und besonders F. E. Peiser-Königsberg darauf aufmerksam gemacht, dass die von dem leider zu früh gestorbenen Dr. Schlichter in Inyanga gefundene Inchrift abgebildet wurde, und zwar im 1. Jahrgang der von Peiser herausgegebenen Orientalischen Literatur-Zeitung und unter dem Titel „Die erste Inchrift aus den alten Ruinenstätten Südafrikas“ von C. F. Seybold, Tübingen, besprochen worden ist. Leider konnte mir dieser Herr sonst keine näheren Angaben darüber machen, da Schlichter sehr bald nach seiner Entdeckung starb.

Ich gebe hiermit (Abb. 4) eine Kopie der fünf Zeichen. Leider sind es ja nur fünf, und mit fünf Buchstaben (als solche möchte man sie doch wohl bezeichnen, wenn man sie nicht als eine eigentümliche Bilderschrift ansehen will) lässt sich wenig machen. Schlichter fand den Stein in einem Torbogen horizontal eingesetzt und er schreibt an Professor Seybold, dass er nicht wisse, welche Seite die obere oder die untere sei. Ich sollte meinen, dass so wie Seybold die Inchrift wiedergibt, die Lage

richtig ist, denn ein gleichschenkliges Dreieck als Buchstabenzeichen wird man doch nicht mit der Spitze nach unten abbilden. Dieses, sowie die Stellung der beiden letzten Zeichen spricht auch gegen die auf S. 261 in Nr. 8 desselben Jahrganges von W. M. Müller geäußerte Möglichkeit der vertikalen Richtung der Schriftzeichen. Wohl kann es aber fraglich sein, wenn der Stein nachträglich eingesetzt, d. h. also die Inschrift nicht an Ort und Stelle gemacht wurde, ob die Richtung von vorn nach hinten richtig ist, d. h. ob die Buchstaben von rechts nach links oder umgekehrt zu lesen sind. Auf die Ausführungen von W. M. Müller, ob man es mit einer vorlybischen Schrift zu tun habe, und die interessanten Auslassungen der Redaktion kann ich hier nicht eingehen. Die Annahme Müllers aber, dass man doch nicht an eine Verbindung der so entfernten Gegenden (Lybien und Südafrika) denken dürfe, ist für mich persönlich und wohl für manchen anderen auch nicht hindernd; wir wissen noch nicht, welche Wanderungen vom Norden nach dem Süden von Afrika stattgefunden haben, und die Möglichkeit der Beeinflussung desselben durch auf dem Landweg gekommene Einwanderer, liegt (ganz abgesehen von den von der Küste, also auf dem Seeweg eingedrungenen) vor. Auch andere meiner Bekannten, darunter ein grosser Schriftgelehrter, vermochten diese Zeichen nicht zu entziffern, es sollen ähnliche primitive Buchstaben auch bei asiatischen Völkern vorkommen. Kürzlich hat einer meiner Bekannten das Dreieck und den vierten Buchstaben als gewisse bildliche Darstellungen aus dem Sexualleben gedeutet, aber dann würden die anderen Zeichen nicht erklärt sein, und es bleibt also auch eine gewagte Hypothese.

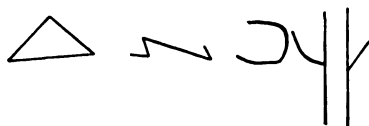


Abb. 4.

Ich komme nun zu den Stücken, welche Herr Spring teilweise unter dem „Inscripfelsen“ ausgrub, oder in den alten Minengängen fand. Ein Teil der Gegenstände ist nach Springs Angaben in einer Tiefe von 5–6 m in Tschikoloni (Landschaft Manu), ein anderer in 3 m Tiefe in Katzombo (Landschaft Tschigela) gefunden worden. Es sind zunächst eine Anzahl von Pfeilspitzen, Messerchen, Kratzern, Kernstücken aus Quarz resp. Bergkrystall, wie sie an verschiedenen Stellen in Südafrika auftreten und wie sie teilweise von Randall Maciver, mit dessen Ansichten über das Alter der Ruinen von Zimbabwe etc. ich nicht übereinstimme, in seinem Werke: *Mediaeval Rhodesia* auf Tafel XII. abgebildet sind. Das grösste der mir überbrachten in einem Minengänge gefundenen Stücke aus Urgestein, das als „Schraper“ bezeichnet wurde, zeigte keine deutlichen Spuren der Bearbeitung, kommt daher vorläufig nicht in Betracht. Von derselben Stelle wie der letzterwähnte Gegenstand stammt auch der durchbohrte runde Stein, ein Steinhammer, wie er dort genannt wird (Abb. 5). Wir kennen diese durchbohrten, runden, oft beinahe kugeligen Steine aus Südafrika, wo sie von den Buschleuten zum Beschweren der Grabstöcke benutzt werden, womit sie hauptsächlich eine kleine Zwiebel, ontjes, aus der Erde graben. Selbst gemacht haben sie die Buschleute wohl auch früher in alten Zeiten nicht und ihr ursprünglicher Zweck war wahrscheinlich ein

anderer Aber auch in Ostafrika östlich der Seen sind diese Zeugen aus der Vorzeit, deren Herkunft den Negern natürlich unbekannt ist, gefunden worden. Es ist möglich, dass die Steine als Waffen, d. h. als Keulenköpfe gebraucht wurden. So erhielt ich neulich aus Basel eine Anfrage, ob ich mit Leder bekleidete Steinkeulen aus Englisch-Ostafrika (Viktoria Nyanzagegend) kenne. Es mag sich eben jemand mit einem solchen Stein eine Waffe gemacht haben, vielleicht waren solche früher bei einigen Stämmen überhaupt allgemeiner. Hingegen hier in den Landschaften der alten Goldbergwerke werden sie wohl nicht mit Unrecht als Hämmer, richtiger „Zerklopfer“ bezeichnet. Sie treten in grossen Mengen dort auf. Das vorliegende Stück macht ganz den Eindruck, dass es zum Zerklopfen benutzt worden ist. Es wiegt etwa 2 Pfund und hat einen Durchmesser von etwa 10 *cm*.

Spring erhielt eine recht interessante Mitteilung von einem genauen Kenner des Landes, einem Ingenieur van Gracht, über die Ruinen in

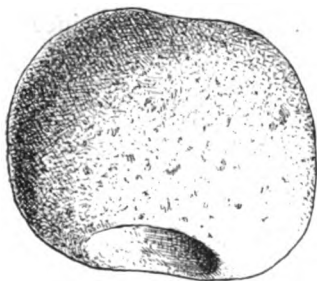


Abb. 5.



Abb. 6.

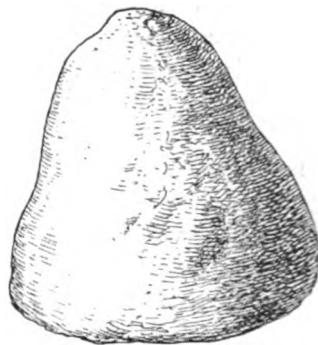


Abb. 7.

Maschonaland, bei denen dieser vier Bauperioden unterscheidet. Vielleicht kann ich ein anderes Mal auf die Aufzeichnungen zurückkommen. Über die Werkzeuge in Ophir (dieser Name hat sich natürlich bei vielen jetzt für die genannte Gegend eingebürgert) äussert sich van G. dahin, dass ausser eisernen auch Steinwerkzeuge viel gebraucht wurden. Als letztere gibt er Hammer, Beile, Keile und Schrapper an und schreibt, dass das Gewicht der Hammer zwischen $\frac{1}{2}$ und 50 Pfund variire. Die letzteren wären also ungemein grosse und schwere Stücke! Die Durchbohrung des vorliegenden Hammers ist gut.

Als einen wohl noch sehr wenig bekannten Gegenstand muss ich Ihnen den vorliegenden bearbeiteten Stein (Abb. 6) vorweisen. Die Oberfläche und Unterfläche sind eben, die vier Seitenflächen zeigen aber geringe Vertiefungen zum bessern Festhalten mit den Fingern. Das Stück liegt sehr gut in der Hand und wurde wahrscheinlich zum Zerpochen des goldführenden Gesteins benutzt. Der Reisende grub es in Katzombo in der Landschaft Tschipeta aus. Es ist sehr handlich und man kann es gut mit den Fingern umfassen. Ein kleinerer, weit roherer Klopfer aus Quarz wurde in Tschifumbasi gefunden. Es sollen noch Goldspuren daran gewesen sein, ebenso wie man ja in den Schmelz-

tiegeln dort noch mitunter Gold findet. In den Felsen am Flusse treten muldenartige Vertiefungen auf, wo das schon in kleinere Stücke zerschlagene erzführende Gestein zerklopft und mit Flusswasser ausgeschlemmt wurde. Auf noch zwei andere unscheinbare Steine möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Der eine ist ein ovaler auf einer Seite flacher und ganz glatter Kiesel, wie sie in Flussgeröllen usw. liegen. Auch er wurde ausgegraben, doch dienen ähnliche noch heute zum Polieren der Töpfe und heissen Kulundu. Ein kleiner runder Stein, dessen Benutzung man deutlich sieht, soll zum Einschlagen von Zeichnungen in den Felsen benutzt sein.

Aus den alten Minengängen in Manu stammt auch dieser (Abb. 7) Kegel aus gebranntem Lehm, der an der Basis eine runde Vertiefung besitzt. Er wurde mir als „Gussform“ bezeichnet. Es ist nicht ganz bestimmt, wozu er gedient hat. Vergeblich sah ich mich nach ähnlichen

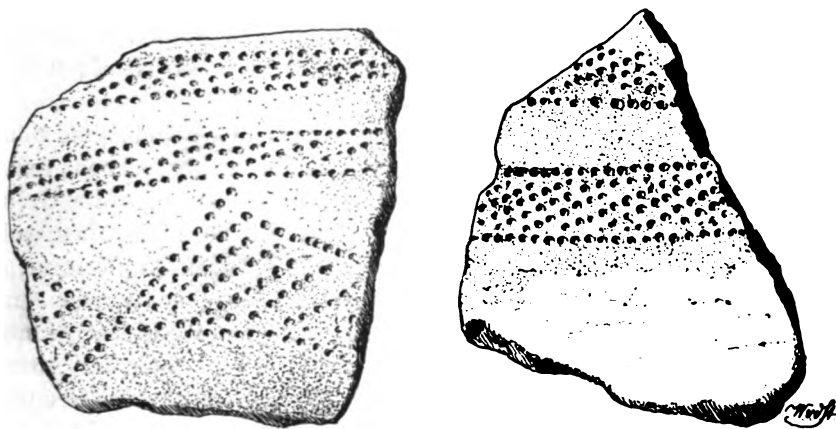


Abb. 8 u. 9.

Stücken um. In Lindau im Museum fand ich ein solches nicht gar zu verschiedenes prähistorisches Objekt, das man als Gewicht für einen Webstuhl ansah. Ich halte diese Bestimmung für fraglich und in diesem Falle kommt die Vermutung nicht in Betracht. Vielleicht war es das Kernstück zu irgend einer Gussform.

Drei Topscherben erhielt ich ebenfalls aus Manu. Ich zeige Ihnen hiermit zwei mit gut erkennbarem Verzierungsmuster. (Abb. 8 und 9). Eine Altersbestimmung ist schwer möglich. Ähnliche Ornamente sieht man auch in Europa bei prähistorischen Gefäßen und vielleicht auch jetzt noch in Afrika.

Ich gehe nun zu den Metallfunden über. Da ist eine sehr gut erhaltene und schön ausgeschmiedete Pfeilspitze, die in Tschiwesi in der Landschaft Tschipete ausgegraben wurde. Sie ist ohne Rost! Unter Umständen kann sich ja auch Eisen im Boden gut halten. In nicht so gutem Zustande befindet sich das Bruchstück eines dünnen eisernen Armringes.

Von Herrn Wiese rühren Perlen aus Bronze oder Kupfer her; sie
Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1911. Heft 1.

wurden im Mazoeriver, einem Nebenfluss des Luenja, der sich in den Zambesi ergiesst, von Goldwäschern gefunden, da sie sich in den Waschkästen festgesetzt hatten. Auch Goldperlen sollen dort noch vorkommen. Von derselben Stelle stammen kupferne oder bronzene Häkchen mit konischem Kopf, d. h. als Häkchen erscheinen sie jetzt, wahrscheinlich sind es aber Ziernägel, welche in Leder oder dünnes Holz geschlagen waren und deren Spitze dann umgeschlagen wurde. Das Leder oder Holz verfaulte und die Nägel blieben übrig. Ein paar Ohrringe, welche ich vorlege, zeigen ein feines, an indische, bzw. arabische Formen erinnerndes Muster, sie können älter sein, mögen aber auch noch heute von den Eingeborenen getragen werden. Es ist sehr bedauerlich, dass von den feinen aufgefundenen Goldarbeiten so wenig nach Europa und nach Deutschland wohl gar nichts gekommen ist, und so viel ich weiss, noch nichts davon richtig abgebildet und beschrieben wurde. Der frühere Goldreichtum dieser Gegenden ist als sehr bedeutend anzusehen, selbst Eisen soll mit Gold verziert worden sein; bei den Skeletten fand man öfters Goldschmuck, aber die Funde scheinen nicht in die richtigen Hände gelangt zu sein.

Man hat versucht das gewonnene Gold nach den abgebauten Gängen der Minen an den ungemein zahlreichen Stellen zu berechnen und ist auf grosse Summen gekommen. Spring stellte fest, dass die Grenzen des alten Goldgebietes noch über den Zambesi nördlich hinausgehen, weiter nordöstlich in Katanga haben wir die grossen Kupferlager, die auch schon seit alten Zeiten von Eingeborenen abgebaut wurden, mehr südwärts in Transvaal sehr viel Eisen und auch Kupfer. Selbst Zinnlager hat man dort entdeckt. Vielleicht sind auch diese schon im Altertum ausgebeutet worden. Ich verdanke ferner Herrn Spring die Grundrisse verschiedener Gehöfte mit Wohnhäusern und Sklavenkasernen, die teilweise sich noch im Besitze der Nachkommen der früher eingewanderten Portugiesen befinden, die sich natürlich mit den Eingeborenen vermischten. Ein anderes im Grundriss abgezeichnetes viereckiges Gebäude ist vielleicht wesentlich älter.

(9) Derselbe spricht vor der Tagesordnung über das

Bruchstück eines westafrikanischen Riesensteinbeiles.

Von Südafrika wende ich mich nach der Goldküstenkolonie im Westen des dunklen Erdteiles, also einem Gebiete, wo ebenfalls schon in grauer Vorzeit das glänzende Metall gewonnen wurde und deshalb eine gewisse Kultur bestand. Aber was ich Ihnen heute zeige, soll nur eine Ergänzung der früheren Demonstration eines riesigen 55 cm langen Steinbeiles aus der Landschaft Akem sein. Damals blieb die Frage offen, ob es sich um ein Gebrauchswerkzeug oder wirkliche Waffe oder nur um ein Zeremonialgerät handle. Dr. Fisch-Aburi, dem auch dieses etwa halb so grosse Bruchstück gehörte (es ist nun nach dem Baseler Museum übergegangen, wo der sehr eifrige Professor Rütimeyer für Afrika wirkt), meint, dass an einem neuerdings aufgefundenen ähnlich grossen Stück

Spuren der Benutzung zu sehen seien und neigt zur Ansicht, dass derartige Beile wohl zum Bearbeiten weicher Hölzer (z. B. wie desjenigen des dort vorkommenden Seidenwollbaumes (*Eriodendron anfractuosum*) gut benutzt werden konnten. Grosse steinerne Gebrauchsbeile oder Hacken scheint es an verschiedenen Stellen in Westafrika gegeben zu haben. Die Frage des Zweckes bei dem vorliegenden Stücke ist noch nicht ganz geklärt. Im übrigen verweise ich auf meine Ausführungen in der Zeitschrift Bd. 40, S. 809—813.

(10) Derselbe spricht vor der Tagesordnung über das

Zinnschmelzen afrikanischer Eingeborener.

Nun gelange ich zur letzten meiner heutigen Vorlagen, die aus einem weiter im Innern gelegenen Gebiet stammt, nämlich Zinnstäben aus Bautshi, sowie der Skizze eines Zinnschmelzofens.

Über diese hochwichtige Tatsache, dass Zinn in Innerwestafrika von den Eingeborenen verhüttet und dann als Rohzinn weiter verhandelt wurde, um von anderen Eingeborenen verarbeitet zu werden, habe ich Ihnen schon früher berichtet und Ihnen auch schon Zinnstäbe vorgelegt, die ich mir vor etwa zehn Jahren auf eine mühevollen Weise durch den sich damals in Akkra aufhaltenden G. A. Krause verschaffen liess, der Haussa-händler mit der Besorgung der Stäbchen beauftragte, welche aus einer Entfernung von 1200 bis 1500 km herbeigeht werden mussten. Aber heute bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen Zinnstäbe vorzuführen, die ich einem Herrn verdanke, welcher sie selbst, nachdem er das Ausschmelzen der Erze beobachtet hatte, an Ort und Stelle von den Eingeborenen erwarb. Ich hatte Herrn Hanns Vischer, Direktor des Erziehungswesens in Nord-Nigerien, bekannt durch seine Reise von Tripolis durch die Wüste nach dem mittleren Sudan, eine kleine Wunschliste übersandt für Beobachtungen bzw. Sammlungen in dem Gebiete seines Wirkungskreises, die sich in erster Linie auf alte Glas- und Steinperlen, Steinzeit- und alte Bronzefunde bezog, und auch um die genauere Erkundung der Zinnverhüttung durch die Eingeborenen, sowie einer vorläufig noch nicht erledigten, damit unmittelbar zusammenhängenden Frage gebeten. Ich war schon vor 19 oder 20 Jahren durch das häufige Auftreten von zinnernen Verzierungen auf Pfeifen, Messerscheiden usw. auf die Vermutung gekommen, dass die Eingeborenen in Westafrika selbst an irgendeiner Stelle Zinn gewinnen müssten, und ein Jahr darauf wurde auch durch einen Bericht von Macdonald bestätigt, dass am Benuë englische Agenten von Eingeborenen das Metall aufkauften. Ich wartete aber mit der Veröffentlichung darüber noch drei bis vier Jahre, bis ich genauere Nachrichten hatte, und der Übersichtlichkeit wegen gebe ich hiermit an, wo einige der kurzen Bemerkungen von mir über diesen Punkt zu finden sind. 1. In den Verhandlungen unserer Gesellschaft für A. E. u. U. Bd. 29, 1897, S. 97; Bd. 34, 1902, S. 247; 2. in der Deutschen Kolonialzeitung, Jahrgang 1899, S. 34; 1902, S. 238; 3. in den Verhandlungen des Internationalen Geographenkongresses 1899, Bd. 1, S. 60.

Ich bin nun Herrn Vischer zu ganz besonderem Danke verpflichtet, dass er sich noch kurz vor seiner Reise nach Europa die Mühe der Beobachtung machte, denn bald wird die Zinnschmelzerei der Eingeborenen wohl aufhören. Seit einer Anzahl von Jahren sind nämlich englische Zinnminengesellschaften in den Nigerbenueländern gegründet worden, und die Industrie der Europäer wird die der Schwarzen verdrängen.

Der Zinnschmelzofen lag in Riruwei in Bautschi. Gerhard Rohlfs, der hochverdiente Afrikaforscher, erwähnt in seinem Werke über seine grosse Reise einen Ort Rirue in Sokoto (der Name ist wohl identisch mit dem ebenangeführten), von wo Zinn kommen sollte, aber die Nachricht

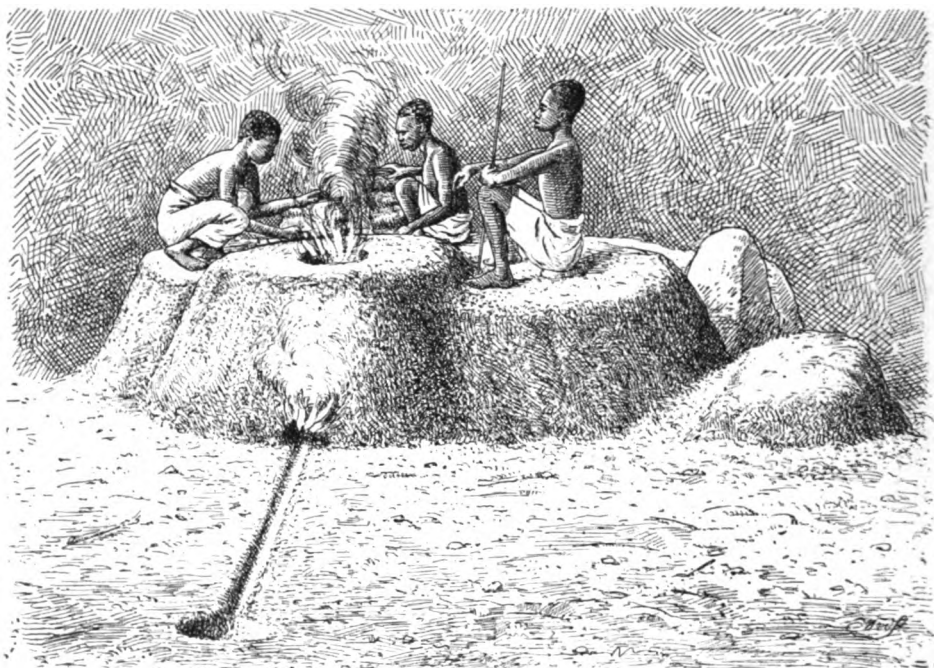


Abb. 10.

war recht unbestimmt und wurde von den meisten Lesern des Buches übersehen, ebenso wie auch die Notiz aus dem alten, vor etwa 240 Jahren erschienenen Sammelwerk Dappers, wo man Zinn bereits als ein Ausfuhrprodukt einer Landschaft der Westküste von Afrika genannt findet. Wir werden bald in einer sehr interessanten Arbeit von Herrn Pfarrer Dahse noch einen anderen Punkt in Westafrika kennen lernen, wo Zinnerze auftreten. Es ist nun möglich, dass noch andere Zinnfundstellen in der Gegend, vielleicht auch mit demselben Namen Rirue oder Riruwei vorhanden waren, denn die Zinnschmelzer wurden verschiedentlich vertrieben. Ich gebe zunächst die nach der Skizze von Vischer von Wilhelm v. d. Steinens Meisterhand umgezeichnete Abbildung des Zinnschmelzofens, und lasse den Bericht, den mir Herr Vischer von Afrika mit der Schreibmaschine geschrieben sandte, wörtlich folgen und füge nur einige Fussnoten und kurze Erklärungen als Anmerkungen hinzu.

Notizen über das Zinnschmelzen der Eingeborenen in Riruwei
(Riuwei) Bautschi, Province Northern Nigeria.

Geographisch: Riruwei, auch Liruwei¹⁾ genannt und geschrieben, befindet sich in der westlichen Ecke der Provinz Bautschi, ungefähr halbwegs zwischen Bautschi²⁾ (Yakuba) und Zaria (Saria). 40 km nördlich von diesem Riruwei liegt ein zweites Riruwei, von den Eingeborenen auch Riruwei Kano genannt. Diese beiden kleinen Städte sind von Hügeln und Felsen umgeben.

Geschichtlich: Die Leute vom südlichen oder Bautschi Riruwei kamen vor ungefähr 50 Jahren von dem nördlichen Orte. Nach langen Kämpfen zwischen Kano und Ningi, in welchen die Riruwei Leute als Kano-Bürger auf der Seite Kanos fochten, gaben die Leute schliesslich die nördliche Stadt auf und kamen nach Süden in das Gebiet von Bautschi, um hier ihre Zinnindustrie weiter zu treiben, oft gestört durch beständige Fehden. Im nördlichen Riruwei zeigt man mitten in der ummauerten Stadt, hinter dem Hause des Häuptlings einen tiefen Schacht. Hier sagen die Leute gruben die Ureinwohner von Riruwei, Heiden, nach Zinn. Die Kano-Leute hatten diese vertrieben und nahmen den Handel und das Schmelzen von Zinn für sich, jedoch gruben sie nie selbst nach dem Metall. Die wilden Heidenstämme von den benachbarten Hügeln, oder die Viehzucht treibenden Fulani brachten die Zinnerde zu den Schmelzöfen von Riruwei, um dafür Geld oder Tauschwaren zu empfangen. Brauchte man Geld in die Haushaltung für neue Kleider oder dergleichen, so ging man die Flüsse oder Bäche entlang, sammelte dort die angeschwemmte Erde und trug sie, nachdem sie ausgewaschen war, nach Riruwei. Die Riruwei-Leute sind, wie gesagt, Kano-Bürger und haben bis zur Stunde alle ihre Häuser in Kano. Die umwohnenden Heiden sind Sangawa. Die Riruwei-Leute wurden verdrängt aus ihrer nördlichen Stadt durch die Ningi, im Osten, vor 50 Jahren. Später wurden die Ningi endgültig von Riruwei geschlagen, die Zinnindustrie wurde aber in der alten Stadt nicht wieder aufgenommen.

Handel: Es scheint mir zweifelhaft, ob Zinn früher je von hier über die Grenzen Afrikas kam. Dagegen bin ich überzeugt, dass durch die Haussa-Händler Zinn von hier bis an den Nil und nach Ashanti und Benin, nach Timbuktu und selbst bis Tripoli exportiert wurde. Später kauften die Faktoreien am Binue die Zinnstäbchen und heute arbeitet eine ganze Reihe von Gesellschaften mit einem Kapital von zwei Millionen Pfund an der Eröffnung und Bearbeitung von Zinnminen.

1) R. u. l. wird bei den Haussa, wie bei vielen Afrikanern häufig verwechselt bzw. von Ungebildeten falsch ausgesprochen.

2) Bautschi oder Garun Jakuba-n-Bautschi ist die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches, d. h. einer Provinz von Sokoto. Seine Grenzen erstrecken sich bis über den Benin hinaus. Die Stadt soll nach Berichten von Rohlf's damals sehr bevölkert gewesen sein. Nur ein Teil der Bewohner sind muhammedanische Haussa bzw. Fulla, die meisten der Bewohner sind noch freie oder unterworfenen Heiden. Gari h. = Stadt, also eigentlich Gari-n-Jakuba.

Schmelzprozess der Eingeborenen (Haussas) in Riruwei: Die Zinnerde wurde längs den Bächen zusammengetragen und von den Leuten selbst gewaschen. (Haussa-Name: Kuza).

Dann wurde die Erde, d. h. die Stücklein Cassiterit im Holzmörser (turmi) zerstoßen. Darauf mit etwas Wasser vermischt zu einem Teig gemacht und in kleinen Klößen aufs Feuer gelegt. War das so herausgeschmolzene Metall nicht gut, so wurde es abermals in Mörsern zerstoßen¹⁾ und geschmolzen. Dann kam das Zinn in einem irdenen Topf, (kasko) Abb. 11, (der Topf wird anscheinend im zerbrochenen Zustand benutzt), nochmals übers Feuer und wurde von da, wenn flüssig, mit einem Gurken löffel²⁾, Abb. 12, ausgeschöpft und in die Form gegossen. Als Stäbchen war



Abb. 11 u. 12.

es dann bereit für den Export. Die Form war aus Asche mit Wasser zu einem Teig geknetet und auf einen länglichen Haufen geschichtet. Die Oberfläche war schräg abgeflacht und dann wurden eine Anzahl Grashalme in gleichen Abständen darauf gelegt. Die Grashalme wurden dann

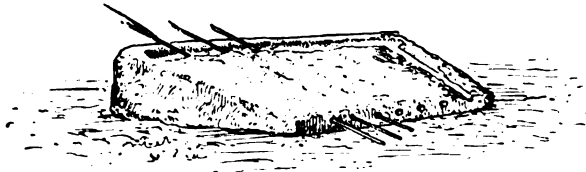


Abb. 13.

wiederum mit Erde zugedeckt. Wenn beinahe trocken, wurden die Grashalme herausgezogen. Oben wurde eine Rinne freigelassen, und in diese Rinne wurde dann das flüssige Zinn gegossen³⁾, Abb. 13.

Der Schmelzofen, siehe S. 148. Aus Lehm gebaut und gegen 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Fuss vom Boden. Der Mann rechts hat zu seiner Rechten einen Haufen feuchter Zinnerde, die er in kleinen Klößen auf das Feuer legt. Die zwei Männer links arbeiten an je zwei aus Ziegenfell genähten Blasebälgen, die abwechselnd ausgedehnt und zusammengedrückt werden. Dies muss

1) Hier ist vielleicht die Zinnschlacke bzw. das angeröstete Erz gemeint. Schon richtig ausgeschmolzenes Zinn kann man wegen seiner Zähigkeit nicht mehr zerstoßen, höchstens mit Beilen zerhacken.

2) Es ist ein aus einem Flaschenkürbiss (Lagenaria) gemachter Löffel gemeint; einen solchen Naturlöffel nennen die Haussa ludé, während der geschnitzte, dem unsrigen ähnliche Löffel tschokalli heisst. Man sollte nun annehmen, dass ein solcher Kürbisslöffel schnell durch das geschmolzene Zinn verbrannt würde, aber vielleicht wird er feucht erhalten, und dann hält ein solcher Löffel doch wohl kürzere Zeit.

3) Die Zinnstäbe, welche ich sowohl durch Krause bzw. die Haussa erhielt, als auch später von englisch deutscher Seite hatten genau dieselbe Form.

äusserst geschwind gemacht werden, um die Luft durch die Höhlung bis in den eigentlichen Schmelzofen zu stossen. Diese zwei Leute werden daher beständig abgelöst. Ist genug Erde vorhanden, so geht das Schmelzen Tag und Nacht fort. Der Schmelzofen, oder der Schmelzkamin ist von unten bis oben mit Holzkohle gefüllt. Das geschmolzene Zinn wird in einer Höhlung ungefähr drei Fuss vom Ofen angesammelt. Ob irgendwelche Säuren¹⁾ von den Eingeborenen gebraucht werden, konnte ich nicht erfahren. Ich schreibe hier genau nieder, was mir die Leute in Riruwei, wo ich das Schmelzen beobachtete, sagten.

Riruwei, August 1910.

Hanns Vischer.

Der Schmelzofen ist nach dem Grundriss (Abb. 14) und einer andern Zeichnung zu urteilen, anscheinend von einer Rohr- oder Grashütte umgeben. Ich unterliess deren Wiedergabe, da mir ihre Konstruktion nach der Zeichnung nicht ganz klar ist. Der Ofen ist wesentlich niedriger und roher

im Bau als die Eisenhochöfen, namentlich aber verschieden von denjenigen besonders gut für afrikanische Verhältnisse hergestellten, die ich Ihnen in der Abbildung aus dem Lemaireschen Werke gelegentlich der Erörterung über die Eisenindustrie zeigte (vgl. unsere Zeitschrift Jahrgang 1909, S. 101/4) oder gar von den Öfen zum Kupferschmelzen in Katanga, über die ich seit längerer Zeit Angaben und Skizzen besitze. Es liegt eben auch keine Notwendigkeit für die Eingeborenen vor, höhere oder kunstvollere Öfen zu bauen, da ja Zinn bekanntlich bei einer

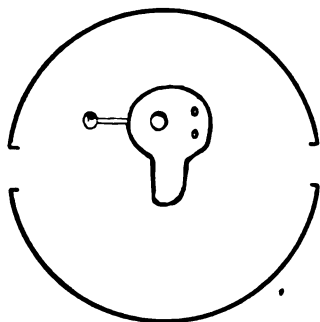


Abb. 14.

weit niedrigeren Temperatur als Eisen schmilzt. Weshalb die Leute nun in so schmalen, grashalmdünnen Formen das Erz giessen, erscheint nicht ohne weiteres verständlich. Vielleicht geschieht es, um es leichter zur Folie zu schlagen, d. h. breit verhämmern zu können. Als jetzigen Preis, der wohl durch die englischen Faktoreien beeinflusst ist, gibt Vischer für etwa 100 Stäbchen im Gewicht von etwa 1 Pfd. à 500 g 1 Schilling = 1200 Kauri an. Das Wertverhältnis von Kauri zum Bargelde schwankt natürlich je nach der Gegend.

Das wäre also für ein Stäbchen à 5 g Gewicht im Durchschnitt 1 Pf., also nach europäischen Verhältnissen nicht zu billig, vielleicht wird aber der Preis nicht in bar, sondern in Waren gezahlt. Bei den Angaben über den Handel möchte ich bemerken, dass es eben früher nicht bekannt war, dass Zinn doch über die Grenzen Afrikas kam. Ob es durch Haussa vertriebenes Zinn war, ist natürlich fraglich, ebenso aber auch, ob sie es nach Timbuktu brachten, wohin zur Zeit meines Aufenthaltes im Haussaland keine direkte Verbindung mehr von dort aus bestand; einen Handel mit gewissen Produkten vermittelten die Tuareggs. Auch der Export

1) Säuren sind für den Schmelzprozess nicht nötig.

nach Tripolis dürfte aus verschiedenen Gründen nicht praktisch sein. Ein Handelsplatz der Nigergesellschaft für Zinn am Benuë war Lau. Welches grosses Interesse und welche Wichtigkeit die Feststellung hat, dass Zinn schon seit Hunderten, vermutlich auch schon Tausenden von Jahren in Westafrika gewonnen wurde und dass auch in Südafrika bei den alten Goldbergwerken, d. h. nicht zu weit davon, ebenfalls Zinn auftritt, soll nur angedeutet werden. Vielleicht wird die Frage, woher die Leute im Altertum einen Teil des Zinnes erhielten, in nicht zu ferner Zeit geklärt.

Ich möchte nun, da wir einmal das Altertum erwähnt haben, kurz mit einigen Worten auf die jetzt durch alle Zeitungen gehenden Nachrichten über Funde des Herrn Leo Frobenius und die Entdeckung des sogenannten Atlantis zurückkommen. Atlantis in dieser jetzt genannten Lesart ist nur ein Schlagwort, wie es mitunter auch in Verlegenheit von dem verschwundenen Erdteil Lemurien gebraucht wird.

Dass an der Westküste von Afrika, z. B. Goldküste, Aschanti, Dahomey, Benin usw. und im Innern eine gewisse alte Kultur gewesen ist und diese Länder von fremden Völkern berührt wurden, haben diejenigen, die sich darum kümmerten, schon längst geglaubt und vermutet. Auch Orte in Yoruba und Nupe gehören dazu, wie ich des öfteren in Gegenwart von Herrn Frobenius besprach. Wenn nun der Name unseres Altmeister Bastian neulich in der Weise erwähnt wurde, dass man auf irgend eine Gleichgültigkeit oder Unterlassungssünde seinerseits für jenes Gebiet, resp. für Benin und Yoruba schliessen konnte, so möchte ich hier ausdrücklich feststellen, dass Bastian schon vor 24 Jahren, bald als ich von meiner innerafrikanischen Reise zurückgekehrt war, auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Erforschung gewisser Städte in Yoruba hinwies und mich für eine Reise dorthin zu gewinnen suchte. Aus damals leicht erklärlichen Gründen ging es nicht. Ehe man nun zu einem Urteil über die Wichtigkeit der Funde kommt, muss man sie sehen, namentlich den erwähnten Poseidonkopf¹⁾ und die Fayencen. Von der Giesskunst der Yoruba berichtete ich vor Jahresfrist gelegentlich eines besonderen Falles. Auf die Glasindustrie der Nupe wies ich schon früher hin. Die Granitssäulen bei Ifé usw. sind bereits von den Engländern beschrieben und abgebildet (Elgee und Denett). Letzterer glaubt, dass sie von in Portugal zu Handwerkern erzogenen Negern gemacht seien. Ich habe hier zwar eine Kopie, aber man kann daraus nichts Endgültiges entscheiden; man müsste namentlich den viereckig beschlagenen Stein, der auch in „Nigerian Studies“ abgebildet ist, sehen; es ist möglich, dass die runde Säule und der eckige Stein von ganz andern Meistern stammen als die steinerne Nachbildung eines Elefantenzahnes und eine eigentümliche konische Säule, bei der viele an den Phalluskult denken werden. Ein steinerner Stuhl aus Ifé, sowie rohe Skulpturen, nicht sehr entfernt von der Gruppe der durch Rütimeyer beschriebenen Köpfe aus der Sherbrogegend, sind ebenfalls

1) Nach der Niederschrift dieser Zeilen bekam ich Kenntnis von der im „Burlington Magazine, London“ erschienenen Veröffentlichung über die genannten Gegenstände. Nach der Abbildung hat der von den Eingeborenen verehrte Kopf ganz das Aussehen der Beninköpfe.

bereits abgebildet. Ich kann nur nochmals auf die epochemachenden Steinzeitfunde der Franzosen in den letzten Jahren hinweisen, so z. B. auch auf die von Flamaud beschriebenen sogenannten Eulenkopfsteine aus der Zentralsahara, deren Abbildung man mit dem in unserem Museum befindlichen Gesichtspfeilerstein aus Old Calabar vergleiche. Wichtig wären Funde von Fayencen, obgleich diese ja nicht so alt zu sein brauchen. Ich kenne nur zwei Beninköpfe aus Steingut, resp. gebranntem Ton der Abbildung nach. Also wir müssen abwarten, was neues gefunden ist. Hoffentlich bringt es neue Beweise längst vermuteter Beziehungen.

(11) Hr. Karl Schuchhardt spricht über

Götterkult und Ahnenkult.

Der Inhalt des Vortrages ist in dem Aufsatz „Stonehenge“ in der Prähistor. Ztschr. II. Bd. 1910 S. 331—340 ausführlich wiedergegeben.

(12) Hr. Ernst Börschmann:

Ein vorgeschichtlicher Fund aus China (Provinz Schantung).

Die Ostasiatische Abteilung des Museums für Völkerkunde ist vor einiger Zeit in den Besitz eines glasierten Tontopfes gelangt, der ein besonderes Interesse verdient durch die Umstände, unter denen er aufgefunden wurde. Denn diese sichern ihm ein hohes Alter von einer bestimmten unteren Grenze, nämlich 500 v. Chr. Das ist für chinesische Verhältnisse ganz ausserordentlich. Soweit bisher bekannt, ist es der einzige Fund eines unbestritten hohen Alters, und es rechtfertigt sich deshalb, dass wir uns eingehender mit diesem Topfe befassen.

Einige Worte mögen vorausgeschickt werden über die chinesische Archäologie oder, wie wir sie einstweilen noch nennen müssen „Vorgeschichte“ und über die Bedeutung alter Funde für die chinesische Altertumforschung überhaupt. Mehr noch, als auf anderen Gebieten der Archäologie, sind hier einigermaßen datierte Fundstücke aus früherer Zeit von der grössten Wichtigkeit, um einige Klarheit zu bringen in das Chaos der Anschauungen und Theorien über frühgeschichtliche Formen. China bietet uns das merkwürdige Bild, dass eine fest umschriebene, gesicherte Geschichte vorhanden ist, mindestens seit dem Jahre 800 v. Chr., dass aber fast keine wirklich beglaubigten Überreste in die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen. Allenfalls noch einige Baudenkmäler. Das Grabdenkmal auf dem Siao t'ang shan in Schantung wird in das erste Jahrhundert v. Chr. gesetzt, die Steintrommeln in dem Konfuziustempel in Peking in das 7. Jahrhundert, die Inschrifttafel des Kaisers Yü auf dem Heng shan in Hunan gar in das 10. Jahrhundert. Sind das aber bereits grosse Fragezeichen, so verliert man völlig den Boden unter den Füßen bei der kunstgeschichtlichen Wertung der zahlreichen Bronzen und Tongefässe, die bisher immer unter dem Sammelnamen „Han-Zeit“ (200 v. bis 200 n. Chr.) zusammengefasst wurden, soweit sie nicht unter der ehrwürdigen Flagge der Chou- (1100—200 v. Chr.) oder gar der

Shang-Dynastie (1800—1100 v. Chr.) segeln auf dem Meere der chinesischen Altertumskunde. Ist man in der Lage, zwei gleiche Stücke gegeneinander zu halten, wie z. B. die bekannten Bronzekannen in den beiden Abteilungen des Ostasiatischen Museums in Berlin, die beide „alt“ sein sollen, so springen dermassen grosse Verschiedenheiten in die Augen, dass ganze Epochen zwischen ihrer Herstellung zu liegen scheinen. Ein Beweis für die Unsicherheit des Urteils auf diesem Gebiet, aber auch für die Notwendigkeit eines Fortschrittes in der Erkenntnis. Natürlich gibt es unter den altchinesischen Bronzen und Tonwaren, die jetzt unsere Museen zu füllen beginnen, auch viele wirklich alten Stücke. Indessen die Schwierigkeit liegt darin, sie unter der Menge der übrigen herauszufinden und sie zu sondern von den übrigen, die in jüngster Zeit als Nachahmungen älterer Formen hergestellt wurden.

Es könnte eine Unterscheidung allein nach der Technik, der Linienführung und der Ornamentik in Frage kommen. Indessen eine solche Unterscheidung ohne die Hilfe von äusseren Datierungen erscheint auf dem Gebiete chinesischer Kunst unmöglich für uns, denen ein ähnliches Unterfangen bei unseren eigenen alten Kunstwerken Misserfolge genug eingebracht hat noch bis in die jüngste Zeit. Und wenn es gar unternommen worden ist, wie z. B. von W. von Hoerschelmann in seiner „Entwicklung der altchinesischen Ornamentik“, aus den vagen chinesischen Zeichnungen alter Gefässornamente in späteren chinesischen Druckwerken so etwas wie eine Systematik, ja sogar eine geschichtliche Entwicklung der alten Kunst aufzustellen, so erscheint das zum mindesten verfrüht. Ausserdem stimmt die ganze altbeliebte These nicht von dem Aufsteigen vom geometrischen zum stilisierten Tier- und Pflanzenmuster und endlich zu den realistischen Formen einer „freien“ und mehr entwickelten Kunst. Vielmehr ging der Realismus stets der Stilisierung voran. Doch das nur nebenbei. Es soll durch diese Bemerkung nur darauf hingewiesen werden, in welchem Dunkel man noch tappt und wie wichtig es ist, da Licht hineinzubringen.

Und dieses Licht muss kommen. Wenn vorher auf den fast gänzlichen Mangel an alten Monumenten in China hingewiesen wurde, ein Mangel, der vielerlei Ursachen hat geschichtlicher, technischer und allgemein kultureller Natur, so macht eine Gruppe von Denkmälern eine Ausnahme. Das sind die Gräber, von denen im ganzen Lande eine reiche Zahl noch aus uralter Zeit erhalten ist, mitsamt ihrer Tradition. Um nur ein Beispiel zu nennen — das Grab des Konfuzius in Shantung ist sicherlich noch das wirklich alte vom Jahre 480 v. Chr. Aus dieser Unzahl von Gräbern haben wir in der kommenden Zeit ungemein wertvolle Funde zu erwarten. Einstweilen verbietet es den Chinesen noch ihr Gefühl, die Gräber zu öffnen. Aber die moderne Zeit wird hier bald eine Änderung bringen. Unser Wissensdrang macht nicht Halt vor der heiligen Tradition einer ehrwürdigen Kultur und wird sie vernichten helfen. Schon hat der geschäftsklugen Chinesen hier und dort angefangen, den Bann zu durchbrechen. Schon sind in den letzten Jahren zahlreich Gräberfunde zu uns gekommen. Aber, wie es nun einmal in der Art des Chinesen liegt,

ausnahmslos ohne Datierung, geschweige denn mit einem Fundbericht. Dass ein Europäer bei der heimlichen Ausgrabung etwa zugegen sein könnte, ist natürlich gänzlich ausgeschlossen. Und nun hat man hier zwar eine Menge neuer Formen, aber keinen Anhalt für die Zeitbestimmung. Für die Wissenschaft liegt eine gewisse Gefahr in dieser Überschwemmung durch eine Unzahl gänzlich neuer Formen, ohne dass man imstande ist, sie in eine kunstgeschichtliche Verbindung zu bringen.

Der vorliegende Fund, der glasierte Tontopf, stammt nicht aus einem Grabe, sondern er ist zufällig gemacht worden (s. Abb. 2). P. Erlemann, der Baumeister der Steyler Mission in der bedeutenden Präfekturstadt Tsiningchow in Shantung am Kaiserkanal, stiess beim Graben eines Brunnens in 5 m Tiefe auf zwei alte Kupfermünzen, deren Herstellungszeit Hr. Dr. Herbert Müller auf etwa 1000 n. Chr. bestimmt hat, alsdann durchgrub er eine homogene, zähe Lehmschicht, die keine Spuren einer früheren Bewegung zeigte, traf jetzt auf schwarzen Boden und in ihm, in einer weiteren Tiefe von 1 m, also in einer gesamten Tiefe von 7 m, auf den Topf. Er erkannte sofort die Bedeutung des Fundes und hatte die Liebenswürdigkeit, folgenden Fundbericht abzufassen:

Zining, 11. November 1907.

P. P.

Den tausendjährigen Topf gebe ich mit, nebst zwei Kupfermünzen, welche letztere allerdings über der gestern bereits von mir angegebenen starken Lehmschicht, etwa bei Aufhören der Schuttlagen, ungefähr in einer Tiefe von $4\frac{1}{2}$ bis 5 m gefunden wurden. Der Topf wurde aber, wie ich gestern bereits angab, auf etwa 7 m Tiefe und zwar unter der 1 m starken, zähen Lehmschicht etwa 1 m tief in dem schwarzen, mit Muscheln und Schneckenhäuschen stark durchsetzten Boden — der offenbar mit dem Niederschlag der Zining benachbarten Seen genau gleich ist und sicher wohl denselben Ursprung hat — unter meinen Augen gefunden und ausgehoben. Wenn ich nicht selbst zugegen gewesen wäre, als man den Topf fand und aushob, so würde ich nach der Art und Erhaltung seiner Glasur durchaus nicht glauben, dass er in solcher Tiefe gefunden sei, und daher wohl sicher älter ist als die Stadt Zining und der feste Boden innerhalb der umliegenden Seen. Die dicke Lehmschicht über dem Fundorte des Topfes lässt auch nicht leicht die Annahme zu, dass er allmählich in diese Tiefe hinabgesunken sei; ergo:

P. P.

Die Persönlichkeit des Hrn. Pater, der zugleich Techniker ist und zahlreiche grosse und schöne Bauten für die Steyler Mission in jener Gegend teilweise unter recht schwierigen Gründungsverhältnissen ausgeführt hat, lässt es ohne weiteres als sicher annehmen, dass kein Beobachtungsfehler bei der Grabung vorgekommen ist, besonders was die homogene Lehmschicht betrifft. Bevor aber darauf der Schluss der Datierung aufgebaut wird, mag der Topf selbst beschrieben werden (vgl. Abb. 1).

Der Topf ist hergestellt aus einem hartgebrannten, dichten, wenig porösen Ton von chamottegelber Farbe und hat eine Höhe etwa von 10 cm und einen grössten Durchmesser etwa von 12 cm, wiegt trocken etwa 550 g (spez. Gew. 2,11). Er ist auf der Töpferscheibe gefertigt. Der Boden zeigt innerhalb der Vertiefung inmitten des kräftigen Bodenringes die spitze Nabe. Die Linienführung des Modellhölzchens ist sichtbar an den spiralförmig, aber sehr flach nach oben ansteigenden vier bis fünf Streifen, durch die eine Aufteilung der gebauchten Fläche erfolgt ist. Die einzige Verzierung bilden die beiden kleinen, flachgerillten Öhre, die in die Winkel zwischen den straffen Halsring und den Körper

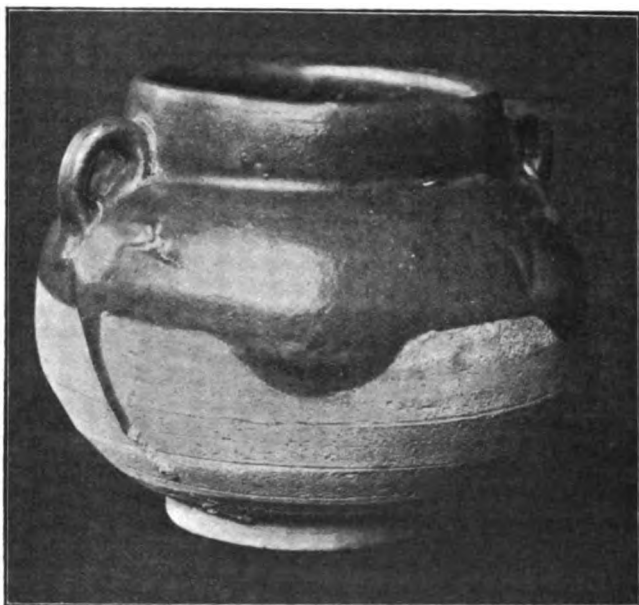


Abb. 1. Der glasierte Tontopf aus Tsi ning chow.

eingeklebt sind und als Gegensatz die kräftig gedrungene Form des Topfes erhöht zur Geltung bringen.

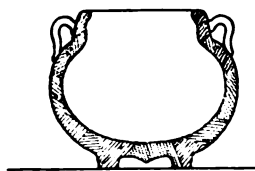
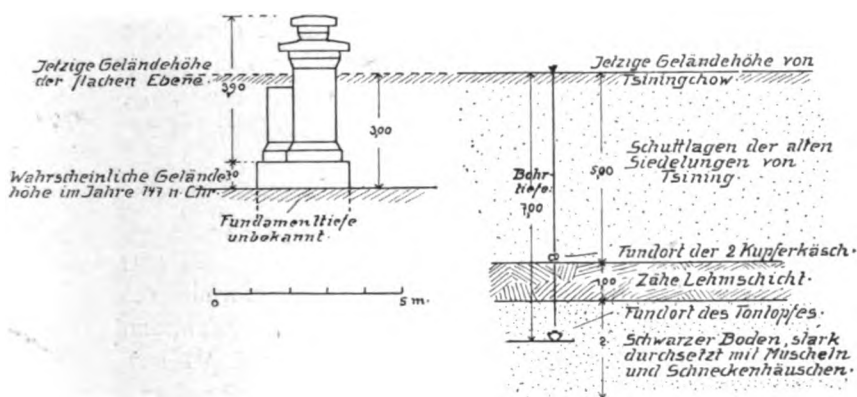
Geradezu auffallend ist die Glasur. Der Topf ist mit der Öffnung bis etwa zu seiner Hälfte hineingetaucht worden in die Glasurmasse, die sich dann beim Umdrehen nach unten verdickt hat und an einigen Stellen in Tropfen herniedergeflossen ist. Die Farbe der Glasur ist ganz eigenartig, nämlich chokoladenbraun und zeigt einen violett-metallischen Glanz. Dieser metallische Ton ist offenbar durch das lange Lagern im Seeboden entstanden — was andererseits wieder die Ursache für die gute Erhaltung ist — und erscheint als Ansatz zu einem ausgesprochenen Irisieren. Ausserordentlich wichtig ist die Feststellung, dass man bereits 500 v. Chr. in China eine solche schöne Glasur herzustellen verstand.

Der blossen Form nach könnte der Topf fast als modernes Erzeugnis angesprochen werden, wenn nicht die gedrungene, in sich be-

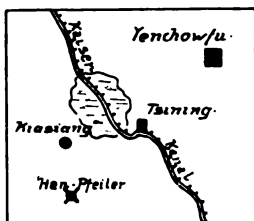
schlossene kräftige Linie des Umrisses als hervorragende Eigenart in die Augen fiel. Diese Linie verrät den Charakter der alchinesischen Zeit mit ihrer monumentalen Kunst, wie sie in den Reliefs der Han-Gräber in Shantung andeutungsweise uns überliefert ist. Doch soll diese Erkenntnis des Stiles allein aus der Linie heraus nicht etwa als bestimmtes Kriterium gelten, sondern nur auf den Zusammenhang hinweisen, in dem selbst die einfachsten Äusserungen des Kunsthandwerks mit dem künstlerischen Gesamtinhalt ihrer Zeit stehen.

*Kia hsiang hsien (Shantung).
Wuliang sze,
Pfeiler des Han-Grabes aus d. J.
147 n. Chr.*

*Tsining chow (Shantung)
Fundstelle eines alten Tontopfes
Beim Bohren eines Brunnens
gefunden durch P. Erlemann.*



0 5 10 cm.



0 50 km.

Abb. 2. Pfeiler des Han-Grabes und Fundstelle des Tontopfes.

Die Datierung nun, die im vorigen mit der Zahl 500 v. Chr. vorweggenommen ist, wird ermöglicht durch eine Betrachtung der geologischen Verhältnisse der grossen, sogenannten gelben Ebene. Diese Ebene nimmt den ganzen Nordosten Chinas ein und verdankt ihr Werden und Verändern in erster Linie dem Hoang ho. Dieser Strom, die „Sorge Chinas“, hat in den letzten 2500 Jahren nicht weniger als siebenmal seine Mündung verlegt, dabei Hunderttausenden von Menschen den Untergang bereitet und immer von neuem alle Kultur zerstört, aber gerade durch seine beständigen Wanderungen und die Ablagerungen von Löss die grosse Ebene allmählich aufgehöhht. Seit Richthofen es mit aller

Schärfe ausgesprochen, ist es allgemein bekannt, dass das Gebiet des Unterlaufes des Hoang ho in früheren geologischen Zeiten aus einer grossen Kette von zum Teil abflusslosen Seen bestand. Durch die allmähliche Aufhöhung der Ebene infolge der ständigen Überschwemmungen des Hoang ho verschwanden diese Seen, zum Teil noch in historischer Zeit, ja heute ist der Prozess noch nicht abgeschlossen, aber die Überbleibsel sind noch erkennbar in einer Kette von flachen Seen, die sich von Peking und Tientsin im Norden nach dem Süden bis zum Yangtse hinziehen. In diesem Linienzuge liegt auch der Kaiserkanal und Tsi ning chow selbst (s. Kartenskizze auf Abb. 2).

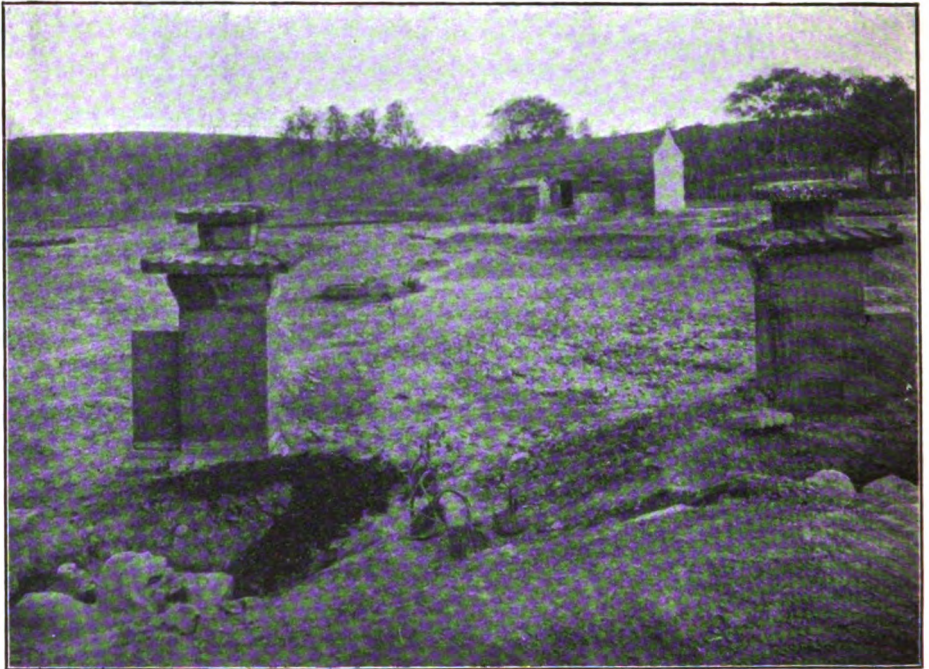


Abb. 3. Altes Baudenkmal: Han-Grab.

Für die Aufhöhung der Ebene hat man bisher kein genaues Mass ermitteln können. Man wusste nur, dass es sich um eine beträchtliche Höhe handele, aber um welche, konnte man nicht angeben. Hierbei kommt uns aber jetzt ein altes Baudenkmal zu Hilfe, nämlich ein Han-Grab, dessen Grabpfeiler heute in einem tief ausgehobenen, weiten Loche stehen und genau datiert sind, nämlich aus dem Jahre 147 n. Chr. (s. Abb. 3). Es ist der Grabpfeiler von Wu liang sze, jenem kleinen Häuschen, das etwa 30 km südwestlich von Tsi ning liegt und durch die in ihm aufbewahrten, vielfach veröffentlichten Han-Reliefs berühmt geworden ist. Das Grabmal liegt in der Nähe einer Anzahl von herausragenden Bergkuppen inmitten der flachen Ebene, die gerade dort so flach ist wie ein Teller. Deshalb war es mir möglich, genau den Unterschied

zu messen zwischen der Höhe des Pfeilersockels, gleichbedeutend mit dem alten Gelände von 147 n. Chr. und der Höhe des heutigen Geländes. Der Unterschied beträgt 3 m und bedeutet die gesamte Aufhöhung innerhalb des verflossenen Zeitraumes von 1800 Jahren. Danach berechnet sich der Zeitraum, der erforderlich ist für die Aufhöhung von 1 m auf 600 Jahre. Diese Masszahl kann man verwerten für die Zeitbestimmung des Topfes von Tsi ning.

Die Volksüberlieferung lässt die Stadt erbaut sein auf der Fläche eines früheren, ausgetrockneten Sees. Das deckt sich mit den geologischen Verhältnissen und mit dem Bohrprofil von 6 m Tiefe ab (s. Abb. 2). Man muss vermuten, dass zu jener Zeit, bevor die Ablagerung der Lehmschicht begonnen hatte, der Topf verloren ging, vielleicht von einem Boote aus, und 1 m in den Morast einsank. Dann kam eine 600jährige Periode der Überschwemmungen und führte zur Ablagerung der 1 m starken Lehmschicht, die jene untere Schicht abschloss. Auf jener Lehmschicht wurde die Stadt Tsining gegründet, wie es Grabungen an anderen Orten der Stadt übereinstimmend beweisen, und zwar, nach der Geschichte und der Überlieferung, etwa um Christi Geburt. Die genaue Zeit vermochte ich nicht festzustellen, aber ich möchte vorsichtig annehmen, 100 n. Chr. Jedenfalls taucht der Name der Stadt zum ersten Male in der Han-Dynastie auf. Seit jener Zeit hat sich die Stadt durch die Schuttablagerungen beständig erhöht, nach Art aller chinesischer Städte und jetzt eine Höhe von 5 m erreicht über ihrer ursprünglichen Gründungsebene.

Zieht man von der Zeit der Gründung, 100 n. Chr., die oben ermittelten 600 Jahre ab, so kommt man, vorsichtig gerechnet, als unterste Grenze auf den Zeitpunkt von 500 v. Chr., an dem die Lehmschicht begann, den Topf zu überdecken. Mindestens also aus dieser Zeit stammt der Topf selbst.

In der Annahme gerade von 600 Jahren für 1 m Lehmschicht scheint eine gewisse Unbestimmtheit des Schlusses zu liegen. Und es wird sich das Mass ja natürlich ändern nach den jeweiligen örtlichen Bedingungen. Indessen glaube ich es nach meinen sonstigen Beobachtungen im Gebiet des Hoang ho auch für Tsi ning als ein vorsichtiges Mittelmaß annehmen und in die Beweisführung einstellen zu dürfen.

Zum Schluss mag noch auf die Wichtigkeit hingewiesen werden, die der gelben Ebene beizumessen ist für künftige Funde aus Gräbern, deren Kuppen, oft gerade noch erkennbar, ein wenig über das jetzige Gelände herausragen. Es liegen da in Tiefen von 3—5 m und darüber ganze Kulturschichten begraben, die uns vielleicht schon in naher Zeit die überraschendsten Aufschlüsse geben werden über die Formenwelt des chinesischen Altertums.

Diskussion.

Hr. Herbert Müller: Ich muss es mir versagen, auf die hier angeregte Frage der chinesischen Archäologie bzw. Prähistorie im allgemeinen einzugehen. Eine kurze Bemerkung zu den von dem Herrn Vor-

redner so genannten 'Sphinxen' möge aber auch zu dieser Stunde noch erlaubt sein. Es sind diese auf den ersten Blick allerdings an die liegende Sphinxfigur erinnernden kleinen Tonstatuetten nichts anderes als Miniaturnachbildungen von Kopfstützen. Die Kopfstütze ist in Ostasien uralte und allgemein verbreitet. Sie kommt in den verschiedensten Formen vor, meist aus Holz, Bambusgeflecht oder als Kissen. Doch wurde und wird noch heute vielfach Ton oder Porzellan zu solchen Kopfstützen verwandt. Ein Stück aus der Sammlung Pander im Museum für Völkerkunde ist ein genaues Gegenstück zu diesen 'Sphinxen'. Es zeigt einen in derselben Weise auf Knien und Ellenbogen liegenden Knaben, der ein flaches Gefäß zwischen seinen Armen hält und ist mit einer blaugrünen Glasur bedeckt. Ähnliche Stücke sind auch sonst bekannt. Manchmal sind derartige Kopfstützen als Gefäße ausgebildet, die warmes Wasser aufnehmen können und dienen dann zugleich als Wärmer.

Derartige Miniaturwiedergaben von Gebrauchsgegenständen in alten Gräbern zu finden, braucht nicht zu überraschen. In der chinesischen Literatur ist solcher Ersatz der wirklichen Gebrauchsgegenstände durch kleinere Nachbildungen schon aus früherer Zeit überliefert. Ein Gesetz vom Jahre 696 machte diesen Brauch obligatorisch.

Prähistorische Fachsitzung vom 2. März 1911.

Vorträge:

Hr. Hubert Schmidt: Zur Bedeutung der Kammmuster.

Hr. Quente: Ein neues langobardisches Urnenfeld aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. zu Dahlhausen, Priegnitz.

Hr. Willy Pastor: Stonehenge. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. O. Olshausen.

(1) Herr Hubert Schmidt gibt vor der Tagesordnung einen neuen Beitrag zur

Bedeutung der Kammmuster

(einreihige und Doppelkämme), die er in einem Vortrage auf dem Kölner Anthropologen-Kongress¹⁾ behandelt hat, um die Beziehungen des alt-



Abb. 1.

ägäischen Kulturkreises zu Mitteleuropa zu beleuchten. Der Doppelkamm, der als Bilderschriftzeichen des 18. oder 17. Jahrhunderts v. Chr. Geb. auf dem Diskos von Phaistos (Kreta) erscheint und auf die älteren Grundformen zurückgeführt werden kann, wie sie in der Keramik von Tordos am Marosflusse (Siebenbürgen) in einer grossen Reihe von schriftartigen Zeichen oder Marken²⁾ neben der ihr eigentümlichen Ornamentik sich finden, lässt sich in rein ornamentaler Bedeutung auch auf der steinzeitlichen Keramik Thessaliens nachweisen. Das fragliche Ge-

1) Korresp.-Bl. d. dtsch.-anthrop. Ges. 1910, Nr. 9-12, S.125 f.

2) Zeitschr. f. Ethnol, 1903, S. 457 ff., Abb. 38-41.

fässfragment gehört zu der von Tsuntas¹⁾ auf Taf. 16 bis 19 veröffentlichten Keramik mit eingeritzten Verzierungen aus der „zweiten Periode“ seines Steinalters in Dimini und Sesklo; es hat die Form der zierlichen Amphoren, wie sie Taf. 16, 1 und 17, 1 bei Tsuntas abgebildet sind, und zeigt entsprechend den Bildformen von Tordos den Doppelkamm mit je vier Zinken und einem doppelstrichigen Mittelgliede auf dem Gefässbauche in mehreren Reihen untereinander eingeritzt. (Abb. 1). Eine Bestätigung der Behauptung eines Zusammenhanges des thessalischen Neolithikums mit der Tordosgruppe in den unteren Donauländern bieten andere Ornamentmotive derselben thessalischen Keramik. Sie könnten zum Teil wenigstens auch als kammartige Motive angesehen werden, sind aber im Zusammenhange betrachtet, Kombinationen von sich schneidenden Vertikalen und Horizontalen. Sie werden entweder entsprechend dem Doppelkamm, in freilich weniger regelmässigen Reihen, auf dem Gefässbauche verteilt (Taf. 16, 1) oder treten als Füllmuster in schrägen Bändern auf (Taf. 17, 3, 9; 18, 2; 19, 11). Dieselben Formen finden wir nun unter den schriftartigen Zeichen von Tordos, teils einzeln und allein, teils in Verbindung mit anderen Strichkombinationen (vgl. Ztschr. f. Ethnol. 1903,

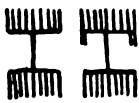


Abb. 2.



Abb. 3.

S. 457, Abb. 38 a. a. O.; 39 k.). Von der in Ritztechnik verzierten Keramik Thessaliens ist aber die bemalte nicht zu trennen, wie der Geist der Ornamentik im allgemeinen beweist; so finden wir das H-Motiv als Füllmuster auch aufgemalt auf einem Gefässfragment der Gruppe *B 3a* (Taf. 20, 3 bei Tsuntas). Wir haben also zwei Gruppen von Mustern zu unterscheiden: Strichmuster als willkürliche Linienkombinationen und Kammformen als konkrete Darstellungen. Beide bringen die Diminigruppe Thessaliens und die Tordosgruppe der unteren Donauländer in einen engeren Zusammenhang; dieselben Formen werden hier als schriftartige Zeichen, dort als ornamentale Gebilde verwendet. Der Doppelkamm zieht in diesen Kreis weiterhin auch die Insel Kreta hinein, so dass wir Thessalien gewissermassen als Brücke zwischen dem unteren Donaugebiete und Kreta betrachten können.

Die beifolgenden Vergleichstabellen (Abb. 2 und 3) veranschaulichen diese Zusammenhänge in schematischer Form und fügen das Beispiel von Polada (Italien) hinzu. Jedenfalls wäre so die Tordosgruppe als Ausgangspunkt für Beziehungen oder Verbindungen irgend welcher Art nach dem ost- und zentralmittelländischen Kreis zu betrachten. Was das Ägäum betrifft, so hat man unter allgemeiner Zustimmung die neolithische bemalte Keramik in einen Zusammenhang mit der donau-balkanländischen ge-

1) Tsuntas, *Αί προϊστορικαὶ ἀρχαϊκῆς Ἀιγυπτίων καὶ Σινοίλων* 1908.

bracht. In diesen Kreis von Analogien lassen sich also auch die schriftartigen Zeichen weniger im künstlerischen als im intellektuellen Sinne einreihen. In Kreta aber treten solche, man kann sagen, nordischen Elemente im Zusammenhange mit Schriftformen auf, die von der einheimischen, für die Entwicklung der minoischen Palastkultur massgebend gewesenen Bilderschrift abweichen. Hätten sie für die Entwicklung dieser südlichsten der ägäischen Inseln eine Bedeutung gehabt, so müssten unter den kretischen Funden noch andere Analogien zu finden sein, die auf den Norden weisen. In der Tat glaubt der Vortragende solche auch zu kennen und will bei nächster Gelegenheit darüber Mitteilung machen. Über die Probleme der Schriftzeichen soll ausführlicher an anderer Stelle gehandelt werden.

(2) Hr. Quente spricht über einen

langobardischen Urnenfriedhof bei Dahlhausen, Kr. Westprienitz,

wo er eine grosse Anzahl Brandgräber mit Beigaben an Nadeln und Fibeln aufgedeckt hat und eine zeitliche Entwicklung des Friedhofs von Norden nach Süden glaubt annehmen zu dürfen. Der Vortrag wird ausführlich in der Präh. Ztschr. Bd. III, 1911, erscheinen.

Diskussion.

Hr. Kiekebusch: Die Ausgrabungen bei Dahlhausen sind ja nach allem, was wir gehört haben, in guten Händen. Über gewisse Dinge — „Opferstein“, Männer- und Frauenfriedhof, ethnologische Schlüsse — wird sich erst reden lassen, wenn der ausführliche Bericht vorliegt. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass die Frage, wo die älteren und wo die jüngeren Gräber lagen, von äusserster Wichtigkeit ist und sich unter Umständen doch noch entscheiden lässt an der Hand namentlich auch des keramischen Materials. Vielleicht gelingt es auch hier — wie ich es beim Friedhofe von Darzau getan habe¹⁾ — ungefähr die Grösse der zum Friedhofe gehörigen Ansiedlung zu berechnen.

(3) Herr Willy Pastor hält den angekündigten Vortrag über

Stonehenge.

Stonehenge hat für unsere Vorgeschichte eine Bedeutung wie kein anderes Monument. Bis vor wenigen Jahren war es der Prähistorie nicht gelungen, über die sogenannte relative Chronologie hinauszukommen. Man sprach freilich auch von einer absoluten Chronologie. Aber die runden, abgerundeten Zahlen, die man unter dieser Bezeichnung buchte, hatten als Stützpunkte doch selber nur strittige Zeitbestimmungen. Der

1) Einfluss der röm. Kultur usw., Stuttgart 1908, S. 78 ff. Vgl. H. Delbrück: Geschichte der Kriegskunst. 2. Aufl. II. Teil. Berlin 1909. S. 5 u. S. 18 f.

Untersuchung des Stonehengemonumentes haben wir es zu verdanken, wenn hier seit einigen Jahren endlich Wandel geschaffen werden konnte. Die Astronomen Penrose und Lockyer kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass Stonehenge in seiner jetzigen Gestalt 1680 v. Chr. angelegt worden sei. Beide waren, um das zu wiederholen, nicht Prähistoriker, aber Montelius konnte ihre Gründe bei seiner Nachprüfung nur gutheissen. Weitere Bestätigungen fand diese Ansicht in der Volkskunde, und selbst an einem literarischen Zeugnis fehlte es nicht. Hekataös von Abdera spricht, laut Diodor, von einem „merkwürdigen Tempel von kreisrunder Form“, der auf der Hyperboreerinsel gegenüber dem Keltenslande liege und dem Apollo heilig sei.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich aufräumen mit dem alten Vorurteil, dass der europäische Norden in vorchristlicher Zeit mindestens nach dem vorliegenden philologischen Material keine Tempel gehabt hätte. Das ist ein Irrtum, selbst dann, wenn man sich auf Tacitus beschränken will. Allerdings betont Tacitus in der „Germania“, die Germanen hätten keine Tempel. Trotzdem entschlüpft ihm bei Nennung der Nerthus das Wort „Templum“. In seinen späteren Geschichtswerken zeigt er sich dann noch besser orientiert. Er spricht vom Tempelbau der Tanfana, der von Germanicus dem Erdboden gleichgemacht wurde, und ferner davon, dass die Trophäen der Varusschlacht, die zum Teil dann wieder nach Rom kamen, auf die Tempel der verschiedenen Völkerschaften verteilt waren.

Zurück zu Stonehenge. Als einen Sonnentempel hatten alle sachlichen Überlieferungen dieses Heiligtum genommen. Vorübergehend hatte ja allerdings die seit Worsaae so beliebte Grabhypothese wie alle anderen Megalithen so auch Stonehenge als Grab ansprechen können. Genauer begründet wurde das Urteil aber nicht. Nun schien mit der Entdeckung Penrose-Lockyers die Bestimmung Stonehenges als eines Sonnentempels endlich gesichert. Mehr als das: die Vorgeschichte hatte hier das erste absolute Datum. Der so lange gesuchte feste Punkt war endlich gewonnen, an dem man sich verankern konnte.

Unter diesen Umständen war es wohl nicht nur mir eine grosse Überraschung, als ich vor Jahresfrist in der Anthropologischen Gesellschaft über Megalithen sprach, in der Diskussion von Herrn Schuchhardt die Behauptung zu hören, Stonehenge sei kein Tempel, sondern ein Grab. Die Behauptung war so umfassend, dass sie in der kurzen Zeit, die der Diskussion an jenem Abend noch zugemessen war, irgendwie erschöpfend nicht mehr behandelt werden konnte. Die Beweismomente, die Herr Schuchhardt damals andeutete, waren:

1. Der bisher als Altar angesprochene Mittelstein sollte nur als Grabplatte gedeutet werden können.
2. Die ganze Anlage müsse früher in einem Rundhügel gesteckt haben, dessen Erdmassen man später abgetragen und fortgeschafft habe.
3. Stonehenge habe, was bei einem Tempel doch unmöglich sei, keinen Zugang.

Wenige Wochen nach jener Sitzung hatte ich die Freude, von Herrn Schuchhardt aufgefordert zu werden, mich ihm auf einer Reise nach Stonehenge anzuschliessen. Eine solche gemeinsame Expedition war allerdings, da wir von so verschiedenen Voraussetzungen ausgingen, die beste Gewähr für eine unparteiische Beobachtung und die Klärung der ganzen Streitfrage.

Am Nachmittag des 15. September standen wir dann in der Ruine von Stonehenge. Wenn es für mich persönlich noch eines Beweises bedurft hätte, dass Stonehenge nur ein Sonnentempel sein könne, so war er durch diesen Besuch geliefert. Das Heiligtum hat nicht einen, sondern dreissig Zugänge; der ganze äussere Kreis ist, wie ein älterer Autor sich gut ausdrückt, ein einziger Kranz von Portalen. Wenn dieser dreissigtorige Tempel keinen Zugang hatte, dann hatte ihn auch kein antiker Peripteros. Zudem war das nach Osten, in der Richtung der Tempelstrasse gelegene Tor ein wenig erweitert, und die Pfeiler zeigten hier seitlich einen geraderen Schnitt. In einem Hügel konnte die Anlage niemals gelegen haben. Von den ungeheuren Erdmassen, die hier abzutragen waren, hätten irgend welche Spuren sich erhalten. Was die umliegenden Hügel anlangte, so hätten sie mindestens dreimal so hoch sein müssen, wenn sie, wie Herr Schuchhardt das angenommen hatte, eine Stonehenge ähnliche Steinsetzung bergen sollten. Schliesslich konnte das Ganze vor der postulierten Zuschüttung auch nicht mit irgend einer Holzkonstruktion überdacht gewesen sein, da die Trilithen des zweiten und höchsten Kreises (was ja übrigens von Anfang an bekannt war) von ungleicher Höhe waren, und damit keine Stützpunkte für eine Eindachung boten.

Alle bis zu jenem Tage für die Grabhypothese vorgebrachten Gründe waren somit erledigt. Es fragte sich nun, welche positiven Anhalte für die Tempeldeutung da seien. Zunächst war hinzuweisen auf das schon Bekannte: die Volksüberlieferungen, die in Sitte und Sage gleich bestimmt waren, die strenge Orientierung des Schlacht- und Astronomsteines, die heilige Strasse, in die die Umwallung des Schutzringes auslief. Aber noch etwas anderes kam hinzu: die Deutung der fünf Trilithen um den Altarstein, deren Sinn mir aus keiner der vielen Abbildungen klar geworden war, und der mir offenbar schien im Anblick der Wirklichkeit selbst. Auf diesen Punkt komme ich noch zurück. Genug, dass auch Herr Schuchhardt, dem ich meine Beobachtung gleich mitteilte, zustimmte und der Ansicht war, meine Deutung sei geeignet, die letzten Bedenken zu zerstreuen. Ja zwei wesentliche literarische Bestätigungen meiner Ansicht habe ich Herrn Schuchhardt zu verdanken.

Das war im September. Im Oktober sahen die Dinge leider wieder anders aus. Herr Schuchhardt hatte in London einen Ausgrabungsbericht gelesen, nach dem innerhalb Stonehenges in sechs Fuss Tiefe einige Holzkohlenreste und Gefässscherben gefunden worden waren. Dieser Fund bestimmte ihn, von der Tempeldeutung wieder abzusehen und zur Grabhypothese zurückzukehren. Die Möglichkeit einer ganz unwesentlichen Beisetzung, die doch eigentlich recht nahe lag bei der Kümmerlichkeit

des Fundes und bei der Pracht des Tempels, sollte nicht gelten¹⁾. Der Fund war nicht unter dem von Herrn Schuchhardt als Grabplatte angesprochenen Mittelstein gemacht worden. Danach hielt er diesen nun weder für eine Altar- noch eine Grabplatte, sondern eine umgestürzte Stele. Die beiden Orientierungssteine draussen sollten die Reste zweier gewaltiger Steinringe sein, die seltsamerweise bis auf diese beiden Reste verschwunden waren, während alles andere noch da war; über den Umstand, dass ihre Orientierung mit der heiligen Strasse ebenso gut zusammenhing wie mit der Volksüberlieferung, sollte man sich hinwegsetzen können als einen blossen Zufall. In den letzten Monaten hat Herr Schuchhardt freilich auch diese Deutung wieder aufgegeben, und nun nimmt er die beiden Aussensteine gleichfalls für Grabstelen.

Die beste Widerlegung ist noch immer die positive Darstellung. In Erkenntnis dieses Satzes möchte ich hier von jeglicher Debatte absehen und ganz einfach bestimmen: welcher engeren Gruppe von Steinsetzungen gliedert das Stonehengemonument sich an? Die Antwort gibt ein Blick auf den Grundriss: um ein besonders markiertes Zentrum her lagern sich vier konzentrische Kreise. Das ist ein sehr weitverbreiteter Typus, dessen einfachste Form die sogenannten Walls of Troie darstellen. Die Trojawälle weisen zugleich auf die Herkunft der Grundanlage aus dem Sonnenkult²⁾.

Aber der Grundriss von Stonehenge zeigt doch einige sehr wesentliche Unterschiede, die vor allen Dingen erklärt sein wollen. Zunächst sind die ersten beiden Kreise (vom Mittelpunkt aus) nicht geschlossen; sondern nach der Tempelstrasse zu offen gelassen, so dass zwei hufeisenförmige Gebilde entstehen. Und auch weiter sind die vier Kreise durchaus nicht wie in allen übrigen Fällen gleichwertig behandelt. Der äusserste hat als blosser Umfassungsring alle eigene Bedeutung eingebüsst. Der ihm zunächst liegende, und ebenso der innerste Ring sind aus vergleichsweise so niedrigen Steinsäulen gebildet, dass diese beiden Ringe fast wie atavistische Organe anmuten. Während hier alles nachlässiger behandelt ist, finden wir den zweiten Ring in einer Weise künstlerisch betont, der unter allen Megalithen ohne jedes Beispiel dasteht. Dieser zweite Ring umfasst die fünf mächtigen Trilithen; der höchste erhebt sich hinter dem Mittelstein, während die beiden Paare nach vorn zu sich abstufen. Auf diese fünf Trilithen hin ist die ganze Anlage gebaut, ihr zuliebe wurde alles andere umgeformt. Folgerecht muss jeder Deutungsversuch ausgehen vom Trilithenring, und jeder Deutungsversuch unzureichend bleiben, der mit diesen Trilithen nichts anzufangen weiss.

Ich hoffe, es wird nicht als allzu unwissenschaftlich empfunden, wenn ich einfach erzähle, wie ich zu der Deutung kam, die, wie ich glaube,

1) Was die Beisetzungsfrage anlangt, so verweise ich einstweilen auf das, was ich hierüber im 6. Heft, Jahrgang 1910 dieser Zeitschrift sagte.

2) Die Typen der Megalithen im Allgemeinen und dieser konzentrischen Anlagen im Besonderen habe ich entwicklungsgeschichtlich so oft behandelt, dass sich Weiteres darüber hier wohl vor der Hand erübrigt.

dieses ganze Trilithenrätsel löst. Als ich an jenem 15. September in den Umfassungsring von Stonehenge trat und zum Innenraum hinübersah, löste dieser Eindruck eine merkwürdige Erinnerung in mir aus. Ich musste an eine Kirche zurückdenken, die ich als Schulknabe regelmässig besucht hatte. Es stand da hinter dem Altar eine Christusgestalt, an Grösse alles andere überragend, und rechts und links von ihr, den Altar hufeisenförmig umschliessend, je zwei Apostel. Die ganze Anlage der Christenkirche schien mir mit der in diesem Heidentempel so seltsam verwandt, dass es mir kein Zweifel mehr war, worin das Rätsel der fünf Stonehenge-trilithen lag: dieser Tempel war fünf Gottheiten geweiht, unter denen eine durch den gewaltigsten Trilithen, den unmittelbar hinter dem Altar, als Hauptgottheit klar ausgezeichnet war. Die Gottheiten selbst konnten natürlich in Trilithen nicht nachgebildet sein, wohl aber war es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass in diesen Trilithen Leerthronen geschaffen waren, auf denen man sich die Gottheiten bei den heiligen Handlungen gegenwärtig dachte.

Was Leerthronen sind, hat Herr Schuchhardt, der als erster nach Reichel diese Frage ernstlich behandelte, mehrfach hier auseinandergesetzt. Man wird zugeben müssen, dass die Vorstellung einer gewissen Grösse nicht entbehrt, sich auf solch einem Trilith eine unsichtbare Gottheit in jener wuchtig stilisierten Art zu denken, wie sie der nordischen Kunst noch tief ins zweite nachchristliche Jahrtausend hinein bei monumentalen Werken eigentümlich war. Diese Vorstellung steht an Kraft und Monumentalität in Nichts den altägyptischen granitenen Königsstatuen nach.

Die erste Bestätigung dafür, dass die fünf Stonehenge-trilithen in der Tat als Götterleerthronen zu deuten seien, wurde mir, wie gesagt, von Herrn Schuchhardt selbst. Er machte mich auf zwei Stellen eines Werkes über Stonehenge von Edgar Barclay aufmerksam. An der einen ist nach alten Autoren berichtet, dass die Kelten fünf Gottheiten verehrten. An der anderen ist ein vierkant zugehauener Menhir aus der Bretagne mit Bildern der Gottheiten selbst wiedergegeben (die eine der Seiten trägt, um die Fünffzahl voll zu machen¹⁾ zwei Götterbilder). Beim Suchen in der Literatur fand ich eine weitere Bestätigung in Krauses „Tuiskoland“. Krause berichtet, dass in alten Schriften Trilithen mehrfach unter der Bezeichnung „Fanus Mercoris“ und unter Namen wie Markore, Markole erwähnt werden. Dieser Markor, latinisiert Mercurius, war nach Tacitus (Germania IX) die oberste Gottheit der Germanen. Von ihm scheint also die Sitte des Trilithen als eines Leerthrones dann auch auf kleinere Gottheiten übergegangen zu sein.

1) Es bedarf noch genauerer Untersuchung, was es mit dieser „keltischen“ Fünfgottheit auf sich habe. Im Britischen Museum verweilten Herr Schuchhardt und ich länger beim bildnerischen Schmuck einer buddhistischen Stupe von Amravati. Eines der Reliefs zeigt einen Altar, umstanden von fünf Säulen, deren mittlere durch besondere Grösse ausgezeichnet ist, genau in der Rangordnung von Stonehenge.

Die Einsicht, dass die Trilithen als Götterleerthronen zu deuten sind, dürfte von einiger Bedeutung sein für die Erkenntnis der Megalithen überhaupt. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Megalithen liegt ja noch sehr im argen, und eigentlich hält man im herkömmlichen Schema nur drei Gruppen auseinander. Was man nicht als einen Menhir oder als einen Cromlech deuten kann, sieht man als einen Dolmen an. Die Dolmen selbst hat man dann in einer ähnlich summarischen Art früher ausschliesslich als Altäre, und später ausschliesslich als Gräber genommen. Auch an dieser Stelle habe ich darauf hingewiesen, wie weder die eine noch die andere Deutung in dieser Ausschliesslichkeit zu Recht besteht, und wie man den zeitlich früheren Typus des Altar- von dem späteren des Grabdolmen unterscheiden müsse. Aber noch ein dritter Typus ist, wie wir jetzt sehen, vom Gros der Dolmen abzugliedern: Dolmen, die nur als Götterleerthronen in Betracht kommen. Und zu ihnen möchte ich ausser den Markore-Trilithen auch die (in den Handbüchern gleichfalls als Dolmen geführten) Bilithen rechnen¹⁾.

Zum Schluss seien mir noch zwei Bemerkungen allgemeinerer Art gestattet. Ich ging aus von der grossen Bedeutung, die Stonehenge für die Wissenschaft gerade in letzter Zeit gewonnen hat. So schön hier alles ineinanderfasst, was Volkskunde, Prähistorie und Astronomie übereinstimmend aussagen, würden wir uns selbstverständlich — es ist eigentlich ein Gemeinplatz, das auszusprechen — nicht einen Augenblick besinnen, alles fahren zu lassen, sobald ein hinreichend starker Grund vorliegt, jene übereinstimmenden Aussagen zu beanstanden. Es fragt sich, ob ein solcher Grund beigebracht worden ist: und diese Frage glaube ich unbedingt verneinen zu müssen.

Zunächst ist noch einmal das folkloristische Zeugnis zu erwähnen. Das Zusammenarbeiten von Volkskunde und Prähistorie ist bisher beiden Wissenschaften gleich gut bekommen. Nun soll bei Stonehenge plötzlich eines der unzweideutigsten volkskundlichen Zeugnisse, der Frühgang am Mittsommertag, für den Prähistoriker wertlos sein. Weshalb? Weil Stonehenge sicher über 3000 Jahre alt ist, und jene Sitte möglicherweise nur wenige Jahrhunderte alt sein könnte. Die Möglichkeit eines solchen geringeren Alters wäre ja nicht ausgeschlossen. Aber wenn nun alle anderen Zeugnisse so ausgezeichnet mit dem volkskundlichen übereinstimmen, dann ist es doch mehr als gewagt, eine solche vage Möglichkeit ohne die Spur eines positiven Beweises behaupten zu wollen. Nicht uns kann die Aufgabe zufallen, neue Beweise für das hohe Alter jener Volkssitte zu geben, sondern Sache der Gegenpartei ist es, das geringere Alter zu erweisen. Solange das nicht geschieht, wird man es uns nicht verdenken, wenn wir dieses „Argument“ von vorneherein ausschalten.

Der zweite Einwand geht aus von der, wie behauptet wird, ungenauen Orientierung anderer Monumente mit vorgelagerter heiliger

1) Genaueres über diese Typen bringt mein Essay „Bild und Altar im nordischen Sonnenkult“, „Tägliche Rundschau“, Jahrgang 1911, Unterhaltungsbeilage Nr. 46, 47 und 49).

Strasse. Von diesen anderen Monumenten wurde bisher noch keines prä-historisch nachgeprüft. Aber selbst, wenn es sich bewahrheiten sollte, dass die Orientierung hier nicht stimmt, so ist damit noch nicht die Spur eines Beweises erbracht. Bewiesen wäre damit nur das eine, dass in den anderen Fällen gedankenloser Formalismus wurde, was bei Stonehenge noch Plan und Leben zeigt.

Wie leicht die Grundgedanken sakraler Baukunst in Vergessenheit geraten, möchte ich erläutern an einem ganz anderen Beispiel, auf das mich Herr von Unruh aufmerksam macht. In der Architekturabteilung der Grossen Berliner Kunstausstellung war vor drei Jahren der Entwurf für einen Kirchenbau zu sehen, dessen Architektur auf das 12. bis 14. Jahrhundert schliessen liess, und dessen Chorseite mit Apsis in voll auffallendem Abendsonnenschein gemalt war. Man würde dem Architekten wohl etwas ganz Neues gesagt haben, wenn man ihn auf das Unmögliche einer solchen Phantasiebeleuchtung hingewiesen hätte mit der Bemerkung, dass jede alte Kirche von Ost nach West steht, Türme nach Westen, Altar mit Chor nach Osten. Die alten Grundgedanken sind eben in Vergessenheit geraten, und seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts baut man Kirchen planlos meist so, wie man gerade Platz hat. Sicher wird auch das wieder einmal anders werden. Man wird wieder Sinn bekommen für die Schönheit des altgermanischen (nicht christlich-orientalischen!) Gedankens, dass die Gemeinde vor dem Hochaltar die Stellung mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zu haben soll, so dass in der Frühmesse die Sonnenstrahlen durch die Chorfenster Hochaltar und Priester umspielen.

So auch liegen die Dinge bei Stonehenge. Wenn sich bei anderen Monumenten, die zeitlich noch voraufliegen können, die Unrichtigkeit der Orientierung erweist, so liegt die Erklärung doch nicht weit. Wir wissen ja auch aus anderen Zeugnissen, wie gegen Ende der jüngeren Steinzeit der aus dem Süden heraufkommende Totenkult die Kerngedanken des uralten Sonnenkultus mehr und mehr verwischte. In der älteren Bronzezeit erst erlebte der Sonnenkult wieder eine glänzende Renaissance, und der Wechsel in der Bestattungsart zeigt, wie jetzt die Macht des Totenkultus gebrochen war. Ihren gewaltigsten Ausdruck fand diese wiedererstandene nordische Weltanschauung in dem Wunderwerk von Stonehenge, dessen Bedeutung als die eines Tempels wohl, wie die Trilithen zeigen, durch neue Beweise erhärtet, nicht aber mehr erschüttert werden kann.

Diskussion.

Hr. Schuchhardt: Ich bin zu der Anschauung, dass Stonehenge ein monumentaler Grabbau sei, gekommen, als ich 1905 erkannt hatte, wie schon unsere norddeutschen Megalithgräber ansehnliche architektonische Gebilde gewesen sind (s. diese Ztschr. 1908, S. 813 ff.) und wie auch unsere Rundhügel vielfach in Holz gebaute Schacht- oder auch Kuppelgräber enthalten haben (Präh. Ztschr. I 1909, S. 374 ff. Holwerda). Wie man sich dabei das ursprüngliche Aussehen von Stonehenge zu denken habe, konnte

nur durch eine genaue Untersuchung des Denkmals festgestellt werden, und ich habe daher in diesem sekundären Punkte meine ursprünglichen Vermutungen nachher korrigiert.

Um den Charakter von Stonehenge wissenschaftlich festzustellen, wird man meines Erachtens fragen: Was ist in dem Denkmal gefunden? Gibt es ähnliche Denkmäler und was ist in ihnen gefunden? In welche Zeit gehören somit diese Denkmäler, und kann es sich in ihr bei uns schon um „Sonnentempel“ handeln? Herr Pastor stellt aber keine dieser Fragen. Vielmehr geht er bei seiner Beurteilung von lauter modernen Dingen aus und überträgt sie ohne weiteres auf die Zeit vor fast 4000 Jahren: so dass heute das Volk zu Stonehenge wallfahrtete, um am Mittsommertage die Sonne aufgehen zu sehen, dass in neuerer Zeit in Kirchen und Domen allgemein bestattet worden sei, dass er aus seiner Konfirmandenstunde ein Christusbild mit je zwei Aposteln links und rechts vor Augen habe als Gegenstück zu den fünf Götterthronen bei Stonehenge. Er glaubt auch diese Rückschlüsse für bindend halten zu dürfen, bis die Gegenpartei ihre Unzulässigkeit erweise. Das wäre nun hier gar nicht allzu schwer. In allen Chroniken des Mittelalters (von 1130 an) wird Stonehenge als Grab betrachtet, es hat damals also sicher niemand daran gedacht, hier die Sonne zu beobachten; erst 1723 hat Stukeley seine „Orientierung“ entdeckt und es hat sich offenbar erst von da an, also, wie so vielfach, auf Grund gelehrter Spekulation die Volkssitte entwickelt. Ebenso ist der Rückschluss von dem Bestatten in gotischen Domen unzulässig. Man soll mir ein einziges antikes Heiligtum nachweisen, das zugleich als Bestattungsplatz gedient hätte!

Die Hauptsache bleibt, dass einerseits die Theorie der Orientierung nach der Erbauungszeit durch Lockyers Berechnungen selbst unmöglich geworden ist, andererseits über 200 Stonehenge verwandter Anlagen heute nachweisbar sind, die, wo nur immer sorgfältig in ihnen gegraben wurde, sich stets als Gräber erwiesen haben. Für das Erstere führe ich an: Lockyer hat für drei Anlagen, die gerade durch Ausgrabungen als gleichzeitig um 2000 vor Chr. entstanden erwiesen sind, Stonehenge, Strippel Stones in Cornwall und Criechie in Aberdeenshire, nach ihrer jeweiligen Orientierung als Erbauungszeiten berechnet: 1680 vor Chr., 1250 v. Chr., 600 vor Chr. Wenn die Orientierung so fehlweist, ist sie eben keine Orientierung.

Zum anderen aber sind allein in Aberdeenshire 175 Steinkreise wie Criechie vorhanden, die, wie Mr. Ritchie berichtet (bei Lockyer S. 385 Anm.), bei jeder ordentlichen Untersuchung das Grab geliefert haben. Ausserdem hat aber kein Geringerer als unser verehrter und höchst zuverlässiger Lissauer schon 1874 20 solcher Anlagen in Westpreussen ausgegraben und sie ebenfalls Stück für Stück als Gräber erwiesen (Lissauer: Die Prähist. Alt. Westpreussens S. 31, 42).

Wenn nun in Stonehenge selbst die deutlichen Anzeichen eines Schachtgrabes gefunden sind, wenn in seiner Umgebung die „Diskusgräber“ zeigen, dass die rund umhegte Fläche dieselben Schachtgräber birgt wie der runde Hügel und dass beide Grabformen gleichzeitig sind,

wenn damit das umhegte Rund von Stonehenge seine klassische Parallele erhält in dem Gräberrund von Mykenä, das ebenfalls Schachtgräber mit Stelen aufweist, so ergibt sich, dass wir in allen Fällen Grabanlagen vor uns haben und dass die Einzelsteine, die innerhalb der Umwallung von Stonehenge stehen oder liegen, Stelen von Schachtgräbern sind, die sich ebenso wie die kleinen Hügelgräber in die grosse Anlage hineingeflüchtet haben.

Für alles weitere verweise ich auf meinen umfassenden Aufsatz „Stonehenge“, der in der Präh. Ztschr. erscheinen wird¹⁾, und bemerke nur noch, dass der Sonnentempel der Hyperboreer bei Diodor nach dem Originaltext nicht „rund“ (*κυκλοειδής*), sondern kugelförmig (*σφαιροειδής*) war, also ein reines Phantasiegebilde nach der Lehre des „hyperboreischen“ Pythagoras, dass die Idealform aller Dinge die Kugelform sei. Und ferner bemerke ich, dass für die Germanen Tacitus' allgemeine Bemerkung: sie verehrten die Götter nicht in geschlossenen Räumen, (Germ.) massgebend ist und die gelegentliche Erwähnung eines Templum der Tamfana (Ann. I. 51) oder der Nerthus (Germ. 40) nur eine Entgleisung, ein zu speziell gewählter Ausdruck für „Heiligtum“. Da noch bei der Irminsul der Sachsen, die Karl d. Gr. zerstört, von keinem Tempel die Rede ist, hat es gewiss auch vorher in jenen Gegenden keinen gegeben.

Hr. Kieckebusch: Meiner Ansicht nach ist die Frage nach der Bedeutung des Denkmals von Stonehenge auch jetzt noch nicht völlig geklärt. Wohl aber haben die Herren Schuchhardt und Pastor zweifellos das grosse Verdienst, durch gründliche Behandlung die Frage ihrer Lösung näher gebracht zu haben. Die Betrachtung des Denkmals von zwei ganz verschiedenen Standpunkten aus ist ebenso wie die gemeinsame Reise der beiden Herren zur Besichtigung an Ort und Stelle für die Beurteilung überaus fruchtbar geworden. Beide Herren gehen sicher insofern zu weit, als sie auch nicht einmal die schwerwiegendsten Gründe der gegnerischen Ansicht gelten lassen wollen. Durch die von beiden Seiten geübte einseitige Betonung bzw. Widerlegung der Gründe, die für ein Grab oder für einen Sonnentempel sprechen, ist aber die wahre Bedeutung jedes einzelnen Grundes grell beleuchtet worden.

Hr. Schuchhardt hat — was ihn nur ehren kann — rückhaltlos erklärt, dass er seine frühere Meinung, das Steindenkmal wäre von einem Hügel überwölbt gewesen, nach der Besichtigung der Steine habe aufgeben müssen. Damit ist aber eine Hauptstütze der Grabtheorie zusammengesunken. Auch an der Erklärung der beiden Steine — des „astronomischen“ und des „Schlachtsteines“ — als Reste zweier weiterer Kreise hält Sch. nicht unbedingt fest. Dass der „Altarstein“ eine Grabstele gewesen ist, liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Es kommt darauf an, ob der „Altarstein“ unten behauen oder unbehauen ist; das kann aber nur durch eine Ausgrabung entschieden werden. Ist damit

1) Inzwischen erschienen ist. Bd. II, 1910, S. 292 - 340.

nicht — und auch nicht mit der Heranziehung gefundener Brandreste — der Nachweis gelungen, dass Stonehenge unbedingt ein Grab ist, so steht durch Schuchhardts Auseinandersetzungen fest, dass Stonehenge zu Gräbern in Beziehung steht. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem mykenischen Gräberrund ist tatsächlich unverkennbar, und ebenso entscheidend ist das Vorkommen von den beim Bau von Stonehenge abgesplitterten Steinbruchstücken in benachbarten Gräbern. Auch die Erörterungen über die Chronologie sind stichhaltig. Sehr interessant war Schuchhardts Exkurs über die Beziehungen des Nordens zum Süden, auf die ja bisher viel zu wenig Gewicht gelegt worden ist. Wenn Hr. Schuchhardt aber nachweist, dass die Nachrichten der Alten über den äussersten Norden in der Tat einen reellen Hintergrund haben, dann darf er nicht einzig und allein den Wert gerade der Stelle bezweifeln, die seiner Theorie unbequem wird. Wenn wir aus den dürftigen Bemerkungen alter Schriftsteller entnehmen können, dass die Bewohner des Nordens für Sonnenanbeter gehalten wurden, so ist das eine, wenn auch nicht entscheidende, so doch auch nicht kurzer Hand beiseite zu schiebende Stütze für die Ansicht, dass der Sonnendienst im religiösen Leben des Nordens eine hervorragende Rolle spielte. Die Forschung hat sich auch mit diesen Fragen bisher zu wenig beschäftigt. Auch heute müssen wir natürlich mit grösster Vorsicht und streng kritisch an diese Fragen herangehen, aber die Vorgeschichtsforschung braucht sich nicht mehr vor dem Verdachte eines gewissen Dilettantismus zu fürchten. Wer da glaubt, dass die Vorgeschichte für die Lösung derartiger Probleme gar keine Anhaltspunkte bietet, ist eben im Irrtum. Kein Geringerer als O. Montelius hat auch neuerdings diese Dinge mit vollem Rechte und mit ausgezeichnetem Erfolge behandelt.

Von den Gründen des Herrn Pastor kommen einige — z. B. der Vergleich der drei höchsten Trilithen mit drei Figuren in einer christlichen Kirche — für mich überhaupt nicht in Betracht. Auch bei Erwähnung und Heranziehung der Germanen muss kritisch verfahren werden. Zwei Gründe Pastors sind aber unbedingt nicht von der Hand zu weisen. Wenn die Astronomen — ohne von archäologischer Chronologie irgend eine Ahnung zu haben, die Erbauung des Denkmals in das Jahr 1680 setzten und wir aus archäologischen Gründen fast genau dieselbe Zeit anzunehmen gezwungen sind, so dürfen wir die Grundlagen der astronomischen Berechnung nicht ohne zwingende Gründe als falsch bezeichnen, selbst wenn die Berechnung der Erbauungszeit anderer Denkmäler, die nicht nach der Sonne orientiert sind, weniger sicher ist.

Der zweite von Hrn. Pastor angeführte Grund darf erst recht nicht als unwesentlich oder gar völlig belanglos abgetan werden. Die noch heute zur Zeit der Sommersonnenwende bei Stonehenge gefeierten Volksfeste können sehr wohl auf so alte Zeiten zurückgehen. Für die hier in Betracht kommenden Vorgänge hat das Volk ein gutes Gedächtnis. Ich erinnere nur an die Sage vom Seddiner Königsgrabe, die sich durch drei Jahrtausende hindurch und über zweimaligen Bevölkerungswechsel hinweg in voller Treue erhalten hat. — Entschieden ist die Stonehengefrage noch

nicht. Mir will es scheinen, als ob Stonehenge doch auch irgend welche Beziehungen zur Sonne gehabt habe, ob nun gerade als Kultstätte, das ist eine andere Frage.

Auf jeden Fall haben wir Ursache, Hrn. Schuchhardt und Hrn. Pastor für die vielfachen Anregungen, die sie uns geboten haben, dankbar zu sein.

Hr. Schuchhardt: Hr. Kiekebusch hat mich missverstanden, wenn er meint, ich hätte von den Hyperboreern — als Sonnenanbeter — nur so weit gesprochen als meiner Theorie bequem sei. Dass sie alle die Sonne als Gottheit verehrten, mag schon sein, die Griechen betrachteten sie aber als lauter berufsmässige Sonnenanbeter und sprachen von ganzen Ortschaften von Lautenspielern, weil sie alle Hyperboreer, die zu ihnen kamen, sich so betätigen sahen. Deshalb habe ich gesagt, es sei ähnlich, als wenn heute die Eingeborenen von Zentralafrika oder Zentralbrasilien uns Deutsche als ein ganzes Volk von Forschungsreisenden ansehen wollten.

Hr. Hubert Schmidt möchte die lebhafte Debatte auf einen Ruhepunkt bringen und bemerkt, man habe Tatsachen von Deutungen zu unterscheiden. Tatsachen sind bedingt durch eine strenge Analyse der Formen. In dieser Hinsicht sind sie noch nicht genügend geklärt, um eine Grundlage für sichere Deutungen abzugeben. Was im besonderen das von dem Vortragenden beigebrachte Material betrifft, so werden verschiedenartige Dinge zusammengestellt, die nicht zusammen gehören. Steinkreise allein genügen nicht zu ihrer Verknüpfung. Der Typus Stonehenge ist zu unterscheiden von anderen Steinkreisen, in deren Mittelpunkt ein Megalithgrab einerseits oder ein Menhir andererseits steht. Das gilt auch von den Trilithen. Diejenigen Trilithen, die vereinzelt sich finden und mit den Biliten zusammen gehen, haben einen tischförmigen Aufsatz und lassen sich mit Recht in Beziehung zu göttlichen Ideen bringen. Anders sind die Trilithen am Stonehenge, deren Auflage in einem Architrav besteht; sie sind nichts anderes, als der äussere Kreis von Steinpfeilern, die durch Architrave verbunden sind, stellen also den durchbrochenen Pfeilerkreis im Innern dar und mögen ihre Erklärung in den architektonischen Verhältnissen der Anlage finden. Bevor nicht eine Sonderung der Typen von Megalithbauten durchgeführt ist, sollte man sich auf Deutungen und Zweckbestimmungen derselben nicht einlassen oder wenigstens die nötige Vorsicht walten lassen.

III. Literarische Besprechungen.

Hartland, Edwin, Sidney F. S. A. Primitive paternity the myth of Supernatural Birth in Relation to the History of the family. London David Nutt. 1909. 2 vol. 325 und 328 pag.

Der Verfasser, der sich vor Jahren durch sein dreibändiges Werk über die Perseusmythe bekannt machte, bringt in dem vorliegenden Buche eine umfangreiche Arbeit über die Ursprünge der Vaterschaft und die übernatürliche Schwängerung. Schon seit langem konnte man annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben haben müsse, in der der uns so selbstverständlich dünkende Vorgang der Schwängerung nicht erkannt wurde und man andere mystische Erklärungen dafür suchte, aus denen beispielsweise unser Storchmärchen entsprang. Das darf uns nicht wundern, wenn man bedenkt, dass primitives Denken sich nicht einmal die Entstehung des Körperschattens erklären konnte und darin ein eigenes Wesen, den Folgegeist, sah. Aber trotz der Vermutungen kam der Stein erst richtig ins Rollen, als die Arbeiten von Roth (*Ethnological Studies among the North-West-Austral Queensland Aborigines*, Brisbane — London 1897), Spencer-Gillen (*The native tribes of Central Australia* London 1899 und *The northern tribes of Central Australia*, London 1904), Howitt (*The native tribes of S.-E. Australia*, London 1904), v. Gennep (*Mythes et legendes d'Australie*, Paris 1905), besonders aber Strehlow, die Aranda- und Loritja-Stämme, bearbeitet von Mor. Frhr. v. Leonhardi (Veröff. des Frkf. Völkerk.-Museums, Frankfurt 1908—1910 Teil I—III) erschienen. Aus ihnen ergab sich, dass es heute noch Stämme gibt, denen der Gang der Befruchtung nicht klar ist. Hartland zieht in seinem Werke die Konsequenzen. Ist es nicht bekannt, dass der Mann der Verursacher ist, dann ist er auch mit dem Kinde nicht verwandt und dieses folgt so einzig und allein dem Stamme der Mutter, ein Zustand, der ebenfalls längst bekannt war und seit Backofen mit „Mutterrecht“ bezeichnet wird. Hartland gibt ihm aber hier erst die eigentliche Grundlage. Die Erbfolge im Stamme des Vaters ist also nicht ursprünglich, sie muss geworden sein. Das sind im grossen die Gedanken, die das Buch leiten. Hartland bringt ein gewaltiges Belegmaterial bei, das in sieben Kapitel gegliedert wird. Zunächst wird ein Überblick über jene Erzählungen gegeben, die eine übernatürliche Schwängerung schildern. Die Geburt erscheint als Resultat von Essen und Trinken, als Folge bestimmter Gerüche oder Berührungen. Das folgende Kapitel zeigt die Zaubergebräuche, durch die man Kinder erlangen zu können meint, so durch Gebrauch pflanzlicher, tierischer und mineralischer Substanzen, durch Reifezeremonien usw. Man muss also geglaubt haben, dass Schwangerschaft durch andere Momente als den geschlechtlichen Verkehr verursacht wird. Kapitel 3 zeigt uns die Geburt als eine Manifestation einer Person, die bereits früher existiert hat. Hier geht der Autor vielleicht etwas weit, bringt aber eine Menge guten Materials bei. Dem „Mutterrechte“ ist das folgende Kapitel gewidmet, wobei allerdings eigentlich nur die sogenannte „Mutterfolge“ behandelt wird, aber ebenso, wie bei der folgenden Schilderung der Entstehung des Vaterrechts, wesentlich neue

Momente nicht beigebracht werden. Der Eifersucht wird in einem folgenden Kapitel ein grösserer Einfluss auf die Durchführung vaterrechtlicher Beziehung zugeschrieben. Das Gesamtergebnis, zu dem der Verfasser kommt, ist also der Schluss, dass die Idee der Vaterschaft von den ersten Menschen nicht erfasst wurde und dass die Ursache der Geburt noch jetzt mehr oder weniger ein Geheimnis für verschiedene Völker tiefstehender Kultur ist. Im wesentlichen ist dies die gleiche Ansicht, die genau zur selben Zeit in dieser Zeitschrift (1909 Heft V S. 644) unabhängig vom Referenten und in „Folklore“ 1909 geäußert wurde.

Sie hat bedingten Widerspruch erfahren, und für die Stellungnahme zu Hartlands Arbeit ist in erster Linie die Kritik, die Frhr. v. Leonhardi der Arbeit des Referenten widmete, von Interesse. In einem Briefe an den Referenten gibt Leonhardi, der Herausgeber der Aufzeichnungen Strehlows, die Richtigkeit der Grundthese zu, hat aber Bedenken gegen die Hereinziehung der heutigen Anschauungen der australischen Völker zum Beweis für die Vorstellungen der Urzeit. An sich tut es dabei nichts zur Sache, ob die Australier von heute eben in das Geheimnis von *Cohabitatio* und *Conceptio* eingedrungen sind, wenn es nur Tatsache bleibt, dass die Zeit ihrer Unkenntnis soeben erst vergangen ist. Und das ist durch die neueste Mitteilung Strehlows im 3. Heft der Veröffentlichungen des Frankfurter Museums 1910 S. X ausser Zweifel gestellt. Strehlow berichtet da, dass die alten Männer den jungen Leuten nach wie vor das orthodoxe *ratapa*-Dogma lehren, obwohl sie selbst — oder doch einige von ihnen — heute zu einer rationelleren Auffassung gekommen sind, diese aber verheimlichen, damit ihr Ansehen nicht leidet. Wenn Leonhardi an gleicher Stelle (3. Heft S. XI) sagt, dass Referent sich über die von ihm selbst zugegebene Tatsache, die erste Kenntnis des wahren Zusammenhangs müsse an den Haustieren beobachtet sein, zu leicht hinwegsetze, so ist das nicht richtig. Eine solche Erkenntnis war nur an den Haustieren zu machen und eigentlich nur im Stadium des *Nomadentums*, dem die Australier im vollen Sinne des Wortes nicht angehört haben. Damit ist also für die Gegner nichts gewonnen. Ja, sie schaffen selbst das beste Material bei für die Anschauung, dass die Australier auch jetzt noch teilweise den Vorgang der Schwängerung nicht richtig erfassen. Strehlow, wie Leonhardi selbst schreibt, beeinflusst durch die Lektüre der entgegenstehenden Ausführungen des Pater Schmidt, glaubt ihm entgegenzukommen, wenn er nachträglich feststellt, dass Spencer und Gillen (*Nat. trib.* S. 265) Recht gehabt hätten, wenn sie äusserten, dass die *cohabitatio* eine Art Vorbereitung der Mutter zur Empfängnis eines Kindes sei. Der *Coitus* müsse die Gebärmutter des Weibes erweitern, damit der *ratapa* eindringen könne; ohne vorhergehenden *Coitus* sei die Gebärmutter eine verschlossene, eine *ilba worranta*. Damit ist aber gerade die Ansicht Hartlands und des Referenten bestätigt, denn das Kind wird so vollständig von aussen auf übernatürlichem Weg empfangen. Der *Coitus* trägt zum *Werdeprozess* gar nichts bei, er erleichtert nur den Eingang. Schliesslich läuft die Ansicht vieler Eskimo, dass das männliche Sperma zur Ernährung des Embryo diene, auf das gleiche hinaus. Leonhardi, der auch den Bahnen des Pater Schmidt wenigstens teilweise gefolgt ist, gerät dann auch in eine Sackgasse. Er muss (S. XI im 3. Heft) natürlich schreiben: „Unklar bleiben mir nach wie vor die Angaben Strehlows über die Beziehung des Essens von Speisen und der Kinderempfangnis. Diese Vorstellungen passen nicht recht zu der sonstigen *ratapa*-Lehre.“ Sie passen im Gegenteil eben sehr gut. Geht der *ratapa*, wie die Australier glauben, von Pflanzen aus, dann ist natürlich das Essen von Vegetabilien der einfachste Weg, auf dem er in den Leib der Mutter wandert. Es ist eine ähnliche Ideenassoziation wie die, nach der die Kannibalen glauben, durch das Essen von Menschenfleisch der Fähigkeiten des Aufgegessenen teilhaftig zu werden. Selbstverständlich glaubt man nicht von jeder pflanzlichen Nahrung befruchtet zu werden, genau so, wie der Volksglaube nicht jeden Baum für einen Seelenbaum und jeden Brunnen für einen Kinderbrunnen hält. Wir dürfen von primitiven Völkern nicht verlangen, dass sie sich eines lückenlosen, logischen Denkens befleißigen. So hat die Arbeit des

Pater Schmidt, die seinem von vornherein feststehenden Ergebnis eine nachträgliche Beweisführung sein sollte, zwar eine kleine Verwirrung hervorgerufen, die auch Leonhardi und selbst Strehlow etwas beeinflusste, eine Entkräftung der Resultate Hartlands und des Referenten war sie aber ebensowenig, wie sein Pygmäenwerk, in dem er die dauernde Monogamie als ursprüngliche Geschlechtsverbindung bezeichnet, weil sie bei vielen niederen Jägervölkern besteht, eine Ansicht, die er übrigens Grosses „Formen der Familie“ entlehnt hat. Beide Autoren vergessen, dass ein primitives Volk, das durch missliche Verhältnisse auf einer tiefen Kulturstufe stehen geblieben ist, in einzelnen kulturellen Erscheinungen eine separate Entwicklung nehmen kann. Bei ihnen ist die Monogamie eine Verarmungserscheinung, nicht der Rest des Urzustandes, den die höheren Jäger in manchen Punkten besser bewahrt haben. Man kann also auch nicht schliessen: weil viele der primitivsten unserer Völker heute monogam leben, ist Monogamie ursprünglich und mithin müssen auch die primitivsten Menschen den Zusammenhang von Cohabitatio und Conceptio erkannt haben. Dieser Schluss ist falsch, weil die Voraussetzung falsch ist. Es bleibt also auch nach dieser Seite hin die durch ein gewaltiges Material gestützte Anschauung Hartlands und des Referenten aufrecht.

Ferd. Frhr. v. Reitzenstein.

**Castes and Tribes of Southern India by Edgar Thurston C. I. E.,
assisted by K. Rangachari M. A., Government Press, Madras 1909,
7 vols.**

Ein siebenbändiges, reich illustriertes Sammelwerk kurz anzuzeigen, ist keine ganz leichte Aufgabe. Das uns vorliegende Werk, welches wohl den Abschluss der langjährigen verdienstvollen Bemühungen um die Ethnographie Südindiens Edgar Thurstons (now retired) während seiner Amtstätigkeit in Indien darstellt, ist in der für solche Arbeiten zunächst noch besten Form, der eines Lexikons, erschienen. Soweit wir in Europa die Quellen kontrollieren können, sind die früher in den Bulletins des Madras Government Museums erschienenen Materialien, zum Teil mit denselben Bildern, manchmal vermehrt, manchmal gekürzt, zum Neudruck gelangt. Schon 1906 hatte E. Thurston dieselben Materialien zu einem vergleichend gearbeiteten Buche: „Ethnographic Notes“ verwendet, einem Buche, bei dessen Benutzung der Mangel eines Index sehr empfunden wird. Über die Verwendung des Stoffes vergleiche man z. B. Art. Nayar mit Bull. III 3, IV 3, 143 ff., oder Art. Paraiyan mit Bull. V 2, 53–91, Ethn. N. 487 ff., oder Art. Kordh mit Bull. IV 1, 51–54, Ethn. N. 510–519, 504–507, 155 f., 10–13 usw.

Für die ungemein zahlreichen und wichtigen anderen Materialien aus verschiedenen Lokalberichten, welche uns hier nicht zugänglich sind, ist es unmöglich, die Quellen nachzuprüfen. Bei der Schwierigkeit, diese Literatur in Europa zu erlangen, haben sich die Herausgeber ein ausserordentliches Verdienst erworben, dadurch, dass sie uns eine wahre Hochflut des interessantesten Materials auf einmal handlich zugänglich gemacht haben.

Die Art der Entstehung des Buches schliesst eine Eigenart ein, welche ich erwähnen muss. Es ist dies die Ungleichheit in der Orthographie der Namen und die ungenaue Wiedergabe derselben, indem die für die Bedeutungsbestimmung der indischen Namen so wichtigen Cerebrallaute nirgends bezeichnet sind. Die Namen der Kasten und Stämme werden bald in der Basisform, bald in der Singularform (so in den meisten Fällen), bald in der Pluralform angegeben. Es sind dies Kleinigkeiten für den mit den Drāviḍa-Sprachen nur einigermaßen vertrauten Leser, sie können aber zu bösen Fallen werden, wenn jemand ohne jegliche Kenntnis einer indischen Sprache das Buch benutzt. Tamil-Transskriptionen von Sanskritnamen sind nur selten als solche bezeichnet, so ist z. B. der mehrfach vorkommende Dämon Kantakaranan niemand anders als Ghaṇṭakarma usw.

Aus der ungeheuren Masse von Artikeln heben sich eine Reihe grösserer Abhandlungen heraus. Man wird bei der Lektüre gut tun, mit diesen grösseren Abschnitten zu beginnen und die zusammengehörigen nacheinander aufzusuchen. So gehört zusammen: Badaga I 63–124, Toda VII 116–167, Kota IV 3–31 und Irular II 372–391 oder Kondh III 356–415, Savara VI 304–347 oder Kallan III 53–91, Maravan V 22–48 und Agamudaiyan I 5 ff., ferner: Izhava II 392–418, Tiyan VII 36–116, Billava I 243 ff., Halepaikaru II 320 ff., ferner Holeyä II 329–351, Paraiyan VI 77–139, Cheruman II 45 ff., Thanda Pulayan VII 19 ff.

Ganz enorm reich ist das mythologische Material sowohl in bezug auf die Kulte der Aboriginer (Grāmādevatās, Teufelsdienst, I 17, 157, 251, II 251, 346, III 192, IV 4, 37, 97, V 68, 141 ff., 390, VI 30, 135, 139, 141, 206, 230, 374, VII 69, 321 usw.) als auch für die aufgepfropfte Hindūmythologie. Es ist im höchsten Grade interessant, zu beobachten, wie die Hindū-Götter, die Sippe Śivas, die Helden des Mahābhārata und Rāmāyana, ferner Paraśurāma, der brahmanische Kultivator von Kērala (Malabar) mit den alten Göttern in Ausgleich gebracht werden. Da ich hoffe, an einer anderen Stelle einen ausführlichen Bericht geben zu können, gehe ich hier nicht weiter auf dies glänzende Material ein. Nur möchte ich noch erwähnen, dass auch die Geschichte der südindischen Tempel und besonders die Darstellung der Feste (Schwingfest, sog. Carkh-pūjā, Tam. ceṭil III 43, Pongal II 375, III 89, 213, IV 429, VI 9, 279, VII 201 usw.) durch reiche Notizen bekannter werden, ferner die Heiratsgebräuche, das Erbrecht der verschiedenen Kasten und Kastenlosen und die Geschichte der Stämme selbst.

Von sonstigen Notizen, welche besonders Ethnographen interessieren, hebe ich hervor: die Erwähnung von Puppenspielen mit Stoffen aus dem Rāmāyana und den Pūrāṇas s. v. Thakur VII 19, von Ledermarionetten (bewegliche Lederfiguren) mit ähnlichen Stoffen III 293, über heilige Fische I 129, Hahnenkämpfe I, 156 f., Blasrohre IV, 128. Interessant ist das zusammengebrachte Material über die seltene Sitte der Mütter der Morasukaste, vor der Ohrbohrzeremonie, d. h. vor der Verheiratung der ältesten Tochter im Tempel des Bhairava das erste Glied zweier Finger (des dritten und vierten Fingers) sich abhacken zu lassen, vgl. z. S. Journ. of the Anthrop. Soc. of Bombay I 449 ff., mit Abbildungen, ferner die aus Buchanan wieder reproduzierte Notiz von der Freilassung gefangener Vögel bei Beginn der Durgā-pūjā in Kalkutta VI 263, eine Sitte, welche offenbar ein Rest aus buddhistischer Zeit ist, und endlich die drollige Geschichte von dem doppelten Sektenzeichen eines klugen Huçavan IV 197, der sich die Tempelkundschaft beider Mūrgas, der Śaivas und der Vaiṣṇavas dadurch sicherte, dass er sich das Tilaka der Śaivas auf die Stirne und das der Vaiṣṇavas auf den Bauch malte. Die beispiellose Liberalität, mit der das Werk von der Regierung an alle Interessenten frei versandt wurde, verdient unsern lebhaftesten Dank.

Grünwedel.

Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko. Band I. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 262 S. 4° mit 175 Abbildungen und 2 Karten.

Der Titel dieser neuen Zeitschrift, deren Ankündigung an dieser Stelle durch mehr als einen bösen Zufall so weit hinaus verschleppt ist, enthält ja das Programm in so gedrängter Kürze, dass es keines Wortes der Erläuterung bedarf.

Weil nun aber bekanntlich auch das beste Programm einer neuen Zeitschrift nur dann den Erfolg verbürgt, wenn sie wirklich die verdiente Verbreitung findet, hatte ich es mir schon lange zur Pflicht gemacht, den Mitgliedern unserer Gesellschaft eine Übersicht über den Inhalt des ersten Bandes zu geben, und sie weiteren Kreisen über unsere Mitglieder hinaus recht warm zu empfehlen.

Die Namen der fünf Herausgeber sind in philologischen Kreisen ja recht gut bekannt und die Energie und Umsicht Meringers gibt uns die beste Aussicht auf ein weiteres Gelingen des immerhin schwierigen Unternehmens. Aber der Inhalt des ersten Bandes bürgt uns auch dafür, dass das ganze, ausgedehnte Gebiet und der unerschöpfliche Reichtum an Beziehungen zwischen Philologie, Archäologie und allen Grenzgebieten in der neuen Zeitschrift ausgiebig zu Geltung kommen werden, wenn auch zunächst noch eine streng genommen prähistorische Arbeit fehlt.

Dass die neue Zeitschrift nicht davor zurückschreckt, die weitgehendsten Theorien unserer jüngsten Forscher, wenn sie nur anregend wirken, aufzunehmen, beweist Pesslers ja freilich geradezu programmatische Arbeit: „Ethno-geographische Wellen des Sachsentums“, während einige philologische Arbeiten Indisches und Slawisches heranziehen, und Meyer-Lübckes interessante Arbeit über das romanische „Bast“, die alte Erklärung des Ausdrucks Bastard als Sattelkind aufhebt, ohne freilich schon eine genügende neue Auslegung dafür zu geben, denn die Bedeutung von Bast = Stock, frz. Baton, führt uns in ein ausserordentlich vielgestaltiges und vieldeutiges Gebiet, lässt uns aber ohne Entscheidung.

Ein ebenso wichtiges, wie doch nur durch eine ausserordentlich ausgebreitete sachliche Kenntnis zu bezwingendes Thema behandelt Strzygowski: „Der sigmaförmige Tisch und der älteste Typus des Refektoriums“ in einer Arbeit von 10 Seiten und 112 z. T. grossen Abbildungen, die aus den ältesten christlichen Zeiten bis zum Bauriss des Klosters St. Gallen führt; während Bünker das Bauernhaus in der Gegend von Köflach mit 47 Textabbildungen behandelt.

Natürlich fehlen einige rein sprachliche Arbeiten nicht, von denen eine kleine Arbeit von R. Much über Holz und Mensch ein schwieriges Thema kühn und entschlossen packt, aber die entscheidende Bedeutung von Wörter und Sachen liegt doch in den beiden grossen Abhandlungen, der von Meringer, die Keule, Stampfe, Hammer usw. als Zerkleinerungs- bzw. Mahlgeräte behandelt (25 Seiten mit 35 Abbildungen), und von W. Meyer-Lübke, Wien: Zur Geschichte der Dreschgeräte (34 Seiten, 40 Abbildungen und 1 Karte). Diese Aufsätze behandeln zwei ausserordentlich wichtige Gegenstände des wirtschaftlichen Lebens in Bild und Wort mit so ausgezeichnete Sachkunde, dass wir uns wohl Glück dazu wünschen können, eine so lang erwünschte Fachzeitschrift in so ausgezeichneten Händen zu wissen.

Ed. Hahn.

Iyer, Anantha Krishna, *The Cochin Tribes and Castes*, Vol. I. Madras, 1909. London: Luzac & Co. XXX und 366 Seiten.

Der Verfasser behandelt folgende Kasten, deren Namen ich hier in korrekter Schreibung¹⁾ wiedergebe: Von den Jungle-Stämmen die Käder, Nättu-Malayer, Koŋga-Malayer oder Malašer, Villu-Väder, Näyādi-mār und Ullāder; von den Feldarbeitern die Parayer, Pulayer bzw. Tserumer, Vēttuver, Kūttor? (Kuḍaver?) und Kaṇakker; ferner die Bettlerkaste der Pulluver; von Teufelstänzern die Vēler; die als Barbieri und Schirmmacher fungierenden Päner; die Vilkuruppanmār; die als Kaṇiyār bezeichneten Sterndeuter bzw. Schirmmacher; die Fischerkasten der Vajer: Kaḍal-Arayer und Mukkuver; die Palmzapferkaste der Ilāver (Tiyer, Tšēyāver, Tšēyōr, Tšōyer); endlich die Handwerkerkaste der Kammāler, zu denen die Zimmerleute (Marāšāri-mār), Maurer (Kallašāri-mār), Grobschmiede (Koller), Metallarbeiter (Mūšāri-mār), Goldschmiede (Taṭṭār) und Lederarbeiter (Tōlkoller) gerechnet werden.

1) Eine solche ist wegen der vielen gleichlautenden oder doch ganz ähnlichen Kastennamen usw. unerlässlich.

Das Werk ist mit guten Illustrationen versehen und bringt ausführliche Angaben über Tradition, Dorfanlage, Ehe, Erbfolge, Religion, Beschäftigung, Kleidung, Schmuck usw. Die Vernachlässigung der sprachlichen Seite und die damit zusammenhängende ungenaue Transkription aller möglichen Namen lässt den Leser über manche Probleme nicht ins Klare kommen. Auch vermisst man spezielle Abbildungen ethnographischer Gegenstände. Andererseits enthält das Buch jedoch eine so grosse Menge unschätzbaren Materials, dass man dem Autor von Herzen dankbar ist und gern über die kleinen Lücken hinwegsieht. Hoffentlich lässt er dieser Publikation den angekündigten zweiten Band bald nachfolgen.

Hinsichtlich der Jungle-Stämme sowie der dem Buche beigegebenen Einleitung, die aus der Feder A. H. Keanes stammt, dürften folgende Bemerkungen am Platze sein: Je besser und umfangreicher das Material zur südindischen Ethnographie wird, desto mehr Wahrscheinlichkeit verleiht es der Annahme einer vor-dravidischen bzw. vorkolarischen Bevölkerung. Dieselbe ist pygmoid, dunkelfarbig, dolichocephal und platyrhin: das Haar ist wellig oder kraus (eine Tatsache, die vielleicht bei besserer Kenntnis eine Zweiteilung der Urbevölkerung gestatten wird). Hierhin gehören besonders die Pulayer¹⁾ in Malabar, Cochin und Travancore (Körperhöhe 150,5 - 153 im Durchschnitt), die Kāṇikkārer in den Bergen von Süd-Travancore (155,2 - 158,7), die Nāyāḍi-mār in Süd-Malabar und Cochin (155), die Paṇiyer in Malabar (Wynad) mit 157,4 Körperh., die Tserumer in Süd-Malabar (156,6 bis 157,5), die Kāder in den Anaimalai (157,7), die Yēnādivāru in den Telugu sprechenden Distrikten der Madras Präsidentschaft mit Ausnahme von Bellary, die Paliyer in Tinnevely und Madura (150,9), die Bettāda-Kuṛubaru in Mysore, die Mala-Vōder in Travancore (154,2) und last not least die Felsen-Veddahs (richtiger Wāddō) in den Badulla bzw. Nilgala-Bergen Ceylons (153,3 - 157,6).

Welche Stellung in dieser Hinsicht die Džuang oder Patuā in Dhenkanal und Keonjhar (Durchschnitt unter 152,5) und Santāl in Manbhum²⁾ einnehmen, lässt sich vor der Hand noch nicht angeben. Die Körpergrösse geht bei den Pulayer bis 143,1 herunter, bei den Mala-Vōder bis 140,8. Die hier angeführten Stämme haben alle ohne Unterschied ihre eigene Sprache längst verloren und sprechen heute ein dravidisches Idiom bzw. Sinhalesisch; ihr Stammesname ist ganz sekundär (Kāder = Jungle-Bewohner, Vōder = Jäger usw.). Nicht selten bemerkt dieser oder jener Gewährsmann, dass diese Autochthonen eine eigentümliche Aussprache besässen, ein Gemisch von Tamil und Malayālam redeten, und ähnliches mehr. Da natürlich die ursprüngliche Sprache obiger Stämme nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet sein kann, so wären ausführliche Lexika der betreffenden Idiome von der allergrössten Wichtigkeit.

Möge diese Notiz auch den Autor dieses Buches dazu veranlassen, den Jungle-Stämmen sowohl in ethnographischer als auch linguistischer Beziehung seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wilhelm Planert.

1) Vgl. Jagor-Koerbin, Messungen an lebenden Indiern. Zeitschr. f. Ethn. 1879. E. Thurston, Castes and Tribes of Southern India. Madras, 1909. Vol. I bis VII. Risley, The People of India. Calcutta, 1908. E. Schmidt, Beiträge zur Anthropologie Südindiens. Archiv für Anthrop. Neue Folge, Band IX, Heft 1 und 2.

2) Der im Berliner Museum für Völkerkunde befindliche Abguss eines Santāl (über den lebenden Körper geformt) ist etwa 150 cm hoch.

Ethnographische Beiträge zur Germanisch-Slawischen Altertumskunde von K. Rhamm. Zweite Abteilung, zweiter Teil, Germanische Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat. Erstes Buch: Die altslawische Wohnung. Braunschweig, Kommissions-Verlag von Fr. Vieweg 1910, X und 431 S. 8°.

Früchte einer fast vierzigjährigen, intensiven Sammler- und Forscherarbeit sind in diesen „Beiträgen“ niedergelegt, die sich würdig den vorausgegangenen Beiträgen, speziell dem Riesenbände über die urzeitlichen Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet (von 1908), anreihen. Allerdings befand sich der Verfasser bei der Ausarbeitung dieses Bandes in einer wesentlich ungünstigeren Lage; beruhte nämlich der vorige Band auf eigener Anschauung, gewonnen durch langjähriges Durchstreifen deutsch-slawischer Gegenden von der Eider bis zur Save, so ist bei diesem Bande der Verfasser ausschliesslich von Anderen abhängig gewesen. Er kennt nicht mehr aus eigener Anschauung die russischen und polnischen Gegenden und Bauten und ist bloss auf die sehr zerstreute und öfters versagende Literatur des Gegenstandes (die er mit erstaunlicher Sorgfalt zusammengebracht hat), angewiesen; daher wird sein Material lückenhaft und sind sogar Missverständnisse nicht ausgeschlossen, namentlich ein verhängnisvoller Irrtum unterläuft ihm auf S. 129; die Angabe dort bezieht sich gar nicht auf die Stuben, wie Verfasser meint, sondern auf die Bauernhäuser selbst und ihre gegenseitige Lage: Das russische izba, das Stube und Haus bedeutet, täuschte den Verfasser. Trotzdem bleibt das Werk äusserst verdienstvoll, ist es doch der erste Versuch überhaupt (nicht nur in deutscher Sprache); das slawische Bauernhaus nach allen seinen Typen darzustellen und zu erklären. Freilich geht bei dieser Erklärung der Verfasser vom grossrussischen Bauernhaus aus; ihm hat stets „das grossrussische Haus von allen slawischen Bauten der alten Heimat die meisten Reste des Altertums bewahrt“ (II, 1, 216), und andererseits sind „bei den Grossrussen die Anklänge an die germanischen Vorbilder in den Bauten am kenntlichsten erhalten“ (409); diese „germanischen Vorbilder“ bei den Slawen zu erweisen, ist ein Hauptzweck seiner Arbeit, der meiner Ansicht nach gar nicht erreicht ist oder höchstens nur für grossrussische Verhältnisse einigermaßen passt.

Wohl beruft sich der Verfasser hierbei auf wirkliche und noch viel öfters auf vermeintliche Lehnwörter des Slawischen aus dem Germanischen, da ja die Namen mit den Sachen zu wandern pflegen, aber das beweist bei der bekannten „Xenomanie“ der Slawen gar nichts. Die Slawen pflegen nämlich schon im frühesten Mittelalter Bezeichnungen der eigenen Sprache aufzugeben, sie ohne Grund und Not durch fremde, germanische oder orientalische, zu ersetzen; wer darauf Schlüsse baut, muss folgerichtig den Slawen z. B. die Milch erst durch Germanen bekannt werden lassen, da ja alle Slawen nur den einen germanischen Ausdruck für Milch besitzen. Die eigene Terminologie der Slawen für den gesamten Hausbau ist jedoch eine sehr reiche und selbständige; man vergleiche hierfür die Termini dom, dvor chatupa, trëm (das ja nicht aus dem Griechischen entlehnt ist), chram, kq̄sta, jata, klëtr, sën'r, u. a.; dass sie noch dazu aus dem Deutschen chyz (Haus), und istuba (Stube), falls dies nicht aus dem Romanischen zu ihnen gekommen ist), entlehnt haben, besagt somit nichts. Übrigens haben sie istuba nur in der Bedeutung „Badestube“ übernommen und erst später ist istuba auch „Wohnstube“ überall geworden; die ältesten einheimischen Quellen brauchen istuba als Badestube (z. B. der sog. Nestor, d. i. die altruss. Chronik; man vgl. auch in Christians, des Böhmen Wenzelslegende aus dem Ende des X. Jahrh. die Wendung: in asso balneo quod populari lingua stuba vocatur); das Wort ist aus der Bad- in die Wohnstube gewandert, weil gerade die Hausnamen in steter Umformung begriffen sind. Man vergleiche nur, was alles aus trëm, chyz, oder kq̄sta geworden ist, konnte doch z. B. chyz (deutsch hus) in einem und demselben Dialekte in zwei grundverschiedene Wörter auseinandergehen, in his Keller, Gaden und in hiša Wohnstube; in Wollin 1125 war stuba nicht mehr Badestube, wie wir es aus den

Biographen Otto v. Bamberg's wissen. Aus der Entlehnung von *istuba* folgern zu wollen, dass der Slave die Badestube oder gar Wohnstube von den Germanen bekommen hätte, geht schon darum nicht an, weil er daneben einheimische Ausdrücke für das Bad (Dampfbad) seit jeher hatte, *bania* und *taźnia*, die aus dem Germanischen (*bad-stube*, *lang-stube*), oder aus dem Romanischen (*balneum*, *bain* usw.) herleiten zu wollen, ganz vergebene Mühe ist, sind dies doch klare, ur-slawische Bildungen. Und eben so muss ich eine ganze Reihe anderer Entlehnungen des Verfassers entschieden abweisen; die Übereinstimmung von deutsch *parc Schober*, mit *slaw. borg* (*brog* usw.) das ist äusserliche zufällige Lautgleichheit, wie die von *bania-bagno*, Auge-*abyñ* u. a. Ebenso wenig stammt russ. *čutan* Vorratskammer aus altnord. *kylna*; das Wort lässt sich aus einheimischem Sprachgut ohne weiteres deuten, wenn es nicht aus irgend einer orientalischen Sippe stammt, eben so wenig ist poln. *wyrko* = Werk usw.

Ich bezweifle aber überhaupt, ob es richtig ist, von dem grossrussischen Wohnhaus als dem altentworflichsten auszugehen. Die klimatischen Verhältnisse: der ausserordentliche Holzreichtum; das altnordische Beispiel, doch erst von der Warägerzeit her, da Nordmannen Russland beherrschten; die Wohlhabenheit und grössere Selbständigkeit des nordgrossrussischen Bauern haben eine Entwicklung begünstigt, die sich gerade von der altslawischen sehr entfernt. Was beweist z. B. der Umstand, dass dem Grossrussen heute (und so schon seit Jahrhunderten), der Gebrauch des offenen Feuerherdes (wofür er nur die *peč*, den Backofen, kennt) völlig fremd geworden ist, für uralte Verhältnisse? Die Behauptung (S. 94), „dass die letzte auf wissenschaftlichem Wege zu erschliessende Wohnung, die altslawische *istuba*, denn weiter kommen wir nicht zurück, nur den Ofen, nie den Herd gehabt hat“, ist für mich, sowohl was die *istuba* (eine verhältnismässig junge Entlehnung, etwa wie *chyz*), als was den Ofen anbelangt, unannehmbar.

Ich habe absichtlich meine völlige Abweichung von den Grundanschauungen des Verfassers hervorgekehrt, um seinen beschreibenden und resumierenden Ausführungen desto gerechter werden zu können. Namentlich der ganze erste und zugleich Hauptteil des Bandes, „Das Wohnhaus der russischen Slawen und seine verschiedenartige Einrichtung“ (S. 1—298) ist für den deutschen wie für den slavischen Ethnographen nicht hoch genug einzuschätzen, wegen des zum ersten Male in dieser Vollständigkeit und Übersichtlichkeit zusammengebrachten Materials, das durch viele Zeichnungen anschaulich gemacht wird. Es wird zuerst das nordrussische Hofhaus, das höhere oder niedere Stockhaus (d. h. auf einem Unterbau, Erdgeschoss aufgeführt), charakterisiert, sowohl der Einbau von Haus und Hof unter einem Dache wie der Zwiebau (mit seitlicher Verbindung von Haus und Hof). Das zweite Kapitel (S. 71 ff.) zeigt das Wachstum des russischen Hauses von seiner Urzelle, der *istuba*, an; der Name ist falsch, an der Sache wird damit nichts geändert. Im dritten Kapitel wird die *izba* des grossrussischen Stockhauses nach allen ihren Bestandteilen (Ofen, Verschlag, Schlafstätten u. dgl.) genau erläutert; das vierte Kapitel bespricht die *izba* des Niederhauses, von dem als dem älteren ich ausgegangen wäre; Verfasser muss mit Vereinfachungen der altslawischen Wohnung in Zeiten unstäten Wanderns rechnen, während nach allen Analogien der umgekehrte Vorgang von vornherein ungleich wahrscheinlicher ist; hier werden das Wohnhaus der Kleinrussen, Polen, Böhmen, Südslawen erörtert. Zuletzt wird das Strohdach und dessen Technik eingehend behandelt.

Der zweite Abschnitt, „das altslawische Wohnhaus und sein germanischer Hintergrund“ (301 ff.), gipfelt in der Behauptung (311), „dass die altslawische Wohnung mit allem, was in ihr niet- und nagelfest ist, nicht auf eigenem Grunde ruht, sondern auf einer Nachahmung germanischer Wohnungsverhältnisse“ usw., was durch eine Reihe von Entlehnungen erwiesen werden soll. Wenn ich vom *izba* selbst absehe, das allerdings entlehnt ist, woraus jedoch nichts besonderes zu folgern ist, zumal die altnordische *stofa* (= Wohnstube, als unmittelbare Quelle von *slaw. stuba* dass.), gar keinen Ofen besitzt, der ja das eigentliche Merkmal der *izba* ausmachen soll, so sind die anderen Entlehnungen und die daraus gezogenen

Schlüsse irrig; nur für ganz lokale, nordgrossrussische Einrichtungen (sołnysz, golbiec) hat Verfasser das Richtige getroffen. Die Annahme einer alten Schlafbühne im urslav. Hause, wobei natürlich wieder Sache und Name aus dem germ. entlehnt wären, wird einfach durch die Angabe des Dlugoz, des ausgezeichneten Kenners poln. Volkstums im XV. Jahrh., widerlegt, wonach ausdrücklich die alten Polen (auf keinem pol = Bühne, sondern) auf der Erde geschlafen haben. Ich betone nochmals, die sachlichen Ausführungen des Verfassers lassen nichts zu wünschen übrig, desto mehr dafür die sprachlichen; sein etymologisches Rüstzeug ist ein ganz loses; desto erfreulicher, belehrender und von bleibendem Werte sind die tatsächlichen, zum ersten Male in dieser Vollständigkeit über ein riesengrosses Terrain (das ganze slawische Osteuropa, oft mit Berücksichtigung namentlich der Finnen) gegebenen Ausführungen zu bewillkommen; ein völlig brach liegendes Feld ist zum erstenmal von kundiger Hand erschlossen. In der ausserordentlich reichen Literatur des Verfassers vermisste ich nur das, leider durch den Tod seines Verfassers unterbrochene Wörterbuch von Z. Gloger (Budownictwo derewne w dawniej Pohce, altpolnische Holzbauten, 2 Bde., Warschau, 1907 und 1909, mit ausserordentlich zahlreichen Abbildungen) und Mohtowskis Werk über polnische Volkskunst (Holzbau u. ä.).

A. Brückner.

Thonner, Franz, Vom Kongo zum Ubangi, 116 S. 8° mit Textbildern, 114 Lichtdrucktafeln und 3 Karten, Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Der Verfasser hat bereits im Jahre 1896 eine kurze Reise nach dem Kongo-staate unternommen und darüber ein Buch: „Im afrikanischen Urwalde“ veröffentlicht. Lag der Hauptwert desselben damals in den schönen Abbildungen, so kann man dieses auch wiederum von dem vorliegenden Werke sagen. 114 Tafeln zu 63 S. ebenfalls noch mit Bildern versehenen Textes der eigentlichen Reise gibt schon den Schwerpunkt an. Die Reise war nur von kurzer Dauer, etwa 3 Monate im Inlande, sie berührte aber das namentlich für den Ethnologen so interessante Gebiet von Itimbiri zum Ubangi. Der Reisende hat fleissig gearbeitet. Der Flora des Landes hat er ebenso, wie bei der ersten Reise sein Hauptaugenmerk gewidmet. Aber auch die Ethnographie und Linguistik kommt nicht zu kurz. Er bringt Wörterverzeichnisse aus den Sprachen der Bangala, Budja, Mobenge, Mongwandi, Yakoma, Sango, Banziri, Gobu, Banza, Bonduru, Bwaka, Mondjembo, Wgombe, Lubala; natürlich sind dies zum Teil untereinander ganz nahe verwandte Stämme.

Er führt in einem anderen Abschnitt Gesichtstätowierung, Kleidung, Lage und Bauart der Hütten, Sprache, Zahlwörter, der Bangala, Ngombe, Ababua, Mandja, Bwaka, Banda, Sango, Mondunga an. Er nennt diese Gruppen und führt von diesen wiederum verschiedene Stämme auf, z. B. von Bangala 5, Mongala 5, Sango 4 usw.

Die meistens sehr schönen Lichtdrucktafeln werden genau beschrieben. Die Tafeln zeigen Landschaften, Häuser, Eingeborene und Ethnographika (namentlich Waffen). Die Eingeborenen sind gruppenweis, nicht in Einzelbildern vom anthropologischen Gesichtspunkt aus aufgenommen worden; das letztere wäre für den Anthropologen besser. Namentlich unter Berücksichtigung des Umstandes, dass die Eigenart der Bevölkerung durch die Aufrichtung der europäischen Herrschaft und den damit bedingten starken Verkehr usw. sich vielfach schon verwischt hat und noch mehr verloren gehen wird, haben diese Abbildungen und kurzen Beschreibungen ihren guten Wert für den Forscher. Der schlichte Reisebericht macht einen zuverlässigen Eindruck. Die Verhältnisse beurteilt der Verfasser ruhig. Die bekannte rührige Verlagsanstalt hat das Buch vorzüglich ausgestattet. Es kann also gut empfohlen werden.

P. Staudinger.

Johnson, J. P. Geological and archaeological notes on Orangia, Longmans, Green & Co., London 1910, 8° 102 S. mit 45 Abb. Preis 10 M.

Der Verfasser, ein junger Geologe von zweifellos ungewöhnlicher Begabung, veröffentlicht unter diesem Titel eine Anzahl von kurzen Abhandlungen, die sich auf das Gebiet des früheren Oranje-Freistaats beziehen. Auf die Abhandlungen geologischen Inhalts und auf eine kurze Notiz über „Farming Prospects“ brauche ich hier nicht einzugehen. Hingegen möchte ich an dieser Stelle auf die sehr wertvollen Kapitel über prähistorische Kieselmanufakte und über Buschmann-Petroglyphen und -Malereien ganz besonders aufmerksam machen. Der Verfasser hat schon 1905 auf einem Vortrage vor der British Association in Johannesburg eine Anzahl sehr merkwürdiger kleiner Kieselmanufakte gezeigt, die damals allgemeines Staunen erregten. Sie haben meist die Form von Schabern, sind aber so klein, dass sie häufig nur die Grösse eines Fingernagels erreichen. Er bezeichnet sie als „Pigmy-implements“, natürlich nur wegen ihrer Kleinheit und ohne jede Spur eines Gedankens an Pygmäen, was freilich einen deutschen Kollegen nicht gehindert hat, ähnliche kleine Manufakte als „Pygmäen-Werkzeuge“ zu bezeichnen. Verfasser hält diese Stücke für prähistorisch und spricht von „Solutric Sites“, bildet aber auch grosse, schöne Stücke vom St.-Acheul-Typus ab. Über den Zweck jener ganz kleinen Werkzeuge ist natürlich nichts Sicheres bekannt; vielleicht haben sie zum Einritzen von Verzierungen auf Strausseneiern gedient, jedenfalls sind sie mehrfach zugleich mit Bruchstücken von verzierten Strausseneischalen gefunden worden. Ganz gleichartige kleine Werkzeuge sind übrigens kürzlich auch aus Deutsch-Südwest-Afrika bekannt geworden. Ihr Entdecker, Dr. H. Peyer, hat eine Anzahl als Geschenk an das Berliner Museum eingesandt.

Unter den von Johnson reproduzierten Buschmann-Malereien ist besonders eine bemerkenswert, die eine Anzahl von Leuten darstellt, die Grabstöcke mit Steinkugeln tragen.

v. Luschan.

T. de Arauzadi. A propósito de algunos $\frac{6}{8}$ lapones y castellanos. — Buscapié de zortzicos y ruedas. Paris (Geuthner, Champion) 1910, 16 S.

In der europäischen Volksmusik haben sich vielfach Rhythmen erhalten, die in der Kunstmusik nur gelegentlich als Pikanterien gebraucht werden. Bekannt ist die Häufigkeit fünfteiliger Taktarten in slavischen Volksliedern. Von „Taktarten“ muss die Rede sein, weil innerhalb einer fünfzeitigen Gruppe sehr verschiedene Rhythmen möglich sind: nicht nur die Einteilungen nach 3+2 oder 2+3, sondern auch noch innerhalb dieser mannigfache Akzentverteilungen. Das Studium der Varianten einer Melodie ist in dieser Hinsicht lehrreich: der $\frac{5}{8}$ -Takt mag einem $\frac{3}{4}$ -Takt verwandt sein, dessen erste oder zweite Hälfte verkürzt erscheint, oder einem $\frac{3}{4}$ -Takt mit einer Triole im ersten oder zweiten Viertel usw. — Verfasser erläutert diese Unterschiede durch die Gegenüberstellung von lappischen und kastilischen Melodien: die einen sind der Sammlung von A. Launis (Lappische Juoigos-Melodien, Helsingfors 1908), die andern der von Olmeda (Folk-lore de Castilla ó Cancionero popular de Burgos, 1903) entnommen. Besonders in der Provinz Soria finden sich, neben Melodien im $\frac{3}{8}$ - und $\frac{3}{4}$ -Takt, ältere im $\frac{5}{8}$ -Takt. Von den kastilischen Tanzliedern sind die zortzicos durch Betonung des 2. und 4. Achtels, die auch meist punktiert sind, charakterisiert, die ruedas (Rundtänze) durch Betonung des 1., 2. und 4. Achtels. Die Fünfzeitigkeit ist durch die Tanzschritte bedingt: wie natürlich dieser Rhythmus den Leuten ist, beweist ein Fall, dass bei der Übernahme einer französischen Operettenmelodie der originale $\frac{3}{4}$ -Takt durch Dehnung bzw. Auflösung des 1. Achtels in $\frac{5}{8}$ verändert wurde. In manchen kastilischen Tanzliedern kompliziert sich der Rhythmus durch zwischen die $\frac{5}{8}$ -Takte

eingeschaltete $\frac{3}{4}$ oder Triolen, in andern wechseln die Taktarten ($\frac{2}{4} + \frac{6}{8} + \frac{3}{8}$, usw.). Es ist möglich, dass sich die $\frac{3}{8}$ -Rhythmen von den Basken aus über Nordspanien verbreitet haben. (Auch viele Ortsnamen in Kastilien sind baskischen Ursprungs). Die erste der beiden von Ch. Bordes (La tradition au pays basque, 1899) aufzeichneten Melodien, die Verfasser anführt, zeigt auch eine auffallende Ähnlichkeit mit Olmedas rueda Nr. 15.

Es wäre nach Ansicht des Referenten sehr zu wünschen, dass auch die spanischen Folkloristen sich beim Sammeln von Volksmelodien des Phonographen bedienen. Nicht nur die tonalen, auch die rhythmischen Verhältnisse sind nur an Phonogrammen mit absoluter, objektiver Sicherheit festzulegen. Und gerade die spanische Volksmusik bietet noch viele musikethnologische Probleme. Nur um eines anzudeuten: Der in Afrika weitverbreitete Wechsel von $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ findet sich auch vielfach in spanischen Weisen. Vielleicht berichtet Verfasser einmal auch über diesen merkwürdigen Rhythmus.

E. v. Hornbostel.

IV. Eingänge für die Bibliothek.¹⁾

1. Giuffrida Ruggeri, V., La quistione dei pigmei e le variazioni morfologiche dei Gruppi etnici. Firenze 1910. 8°. (Aus: Archivio per l'Antrop. e la Etnol. vol. XL.)
2. Tatarinoff, E., Eine prähistorische Ansiedelung im Rinthel (Gem. Trimbach, Kt. Solothurn) o. O. u. J. 8°. (Aus: Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde. N. F., XII.)
3. Goldenweiser, A. A., Totemism, an analytical study. o. O. 1910. 8°. (Aus: Journ. of Amer. Folk-Lore, vol. XXIII.)
4. Czekanowski, Jan., [Polnisch] Badania w międzyrzeczu Nilu i Kongo. Kraków 1910. 8°. (Aus: Akad. Umiejętności Ser. III Tom 9.)
5. Friedel, Ernst und Mielke, Robert, Landeskunde der Provinz Brandenburg, Bd. I u. II. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1909—1910.
6. Weissenberg, S., Der jüdische Typus. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1910. 4°. (Aus: Globus Bd. XCVII.)
7. Weissenberg, S., und Grunwald, Max, Josef und seine Brüder. Wien 1910. 8°. (Aus: Mitteil. zur jüd. Volkskunde 13. Jhr.)
8. Weissenberg, S., Hundert Fehlgeburten, ihre Ursachen und Folgen. Leipzig-Berlin: B. G. Teubner 1910. 8°. (Aus: Archiv f. Rassen- u. Gesellsch.-Biolog. 7. Jhr.)
9. Fuhse, F., Beiträge zur Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig: J. Krampe 1911. 4°.
10. Sera, G. L., Sul significato della platicefalia con speciale considerazione della razza di Neanderthal. Firenze 1910. 8°. (Aus: Arch. per l'Antrop. e la Etnol. vol. XL e vol. XLI.)
11. Hausmann, R., Prähistorische Archäologie von Estland, Livland, Kurland Dorpat 1910. 8°. (Aus: Balt. Landeskunde Riga.)
Nr. 1—11 *Verfasser.*
12. Ailio, Julius, Übersicht der steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland, Helsingfors: Akad. Buchhandlung 1909. 4°. (Akadem. Abhandl.)
13. Mansikka, V. J., Über russische Zauberformeln mit Berücksichtigung der Blut- und Verrenkungssegen. Helsingfors 1909. 8°. (Akad. Abhandl.)
14. Brummer, O. J., Über die Bannungsorte der finnischen Zaubersprüche. Helsingfors 1908. 8°. (Akad. Abhandl.)
15. Schück, Henrick, Studier i Beowulfsgagan. Upsala 1909. 8°. (Dissert.)
16. Johannsson, Karl Ferdinand, Solfågeln i Indien, en religionshistorisk-myntologisk studie. Upsala 1910. 8°. (Dissert.)

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechung der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

17. Ekholm, Gunnar, *Upplands stenålder*. Upsala 1909. 8°. (Aus: *Upplands Fornminnesförenings Tidskr.* H. XXVI).
18. Ambrosiani, Sune, *Odinskultens härkomst*. Stockholm: J. Cederquist 1907. 8°.
19. Schnittger, Bror, *Forhistoriska Flintgrufvor och Kulturlager vid Kvarnby och S. Sallerup i Skåne*. Stockholm 1910. 8°. (Akad. Abhandl.)
Nr. 12—19 *Kgl. Universitetsbibliothek Upsala*.
20. Giles, Herbert A., *A chinese biographical Dictionary*. London: B. Quaritsch Shanghai Yokohama: Kelly & Walsh 1898. 8°.
21. Ahmad Shah, *Pictures of Tibetan life*. Benares: E. J. Lazarus & Co. 1906. 8°.
Nr. 20—21. *Anna Lissauer-Stiftung*.
22. Frobenius, Leo, *Kulturtypen aus dem Westsudan*. Gotha: J. Perthes 1910. 8°. (Aus: *Petermanns Mitteil. Ergänzungsheft 166*).
Angekauft.
23. Führer, Illustrierte, durch die prähistorische Abteilung. Städtisches Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Leipzig 1910. 8°.
Direktion des Museums.
24. Andreas, F. C., *Bruchstücke einer Pehlewi-Übersetzung der Psalmen aus der Sassanidenzeit*. o. O. 1910. 8°. (Aus: *Sitzungsber. d. Kgl.-Preuss. Akad. der Wissensch. XLI Sitzung d. philos. hist. Cl.*)
Hr. v. Le Coq.
25. Gates, William E., *Commentary upon the Maya-Tzental Perez Codex with a concluding note upon the linguistic problem of the Maya Glyphs*. Cambridge Mass. 1910. 8°. (Aus: *Papers of the Peabody Museum vol VI*).
Peabody Museum.
26. Rutot, A., *Note sur l'existence des couches à Rongeurs arctiques dans les cavernes de la Belgique*. Bruxelles 1910. 8°. (Aus: *Bull. de l'Acad. royale de Belgique (Classe des scienc.)*)
27. Rutot, A., *Les nouvelles fouilles à la caverne de Fond-de-Forêt*. Seraing 1910. 8°. (Aus: *Bull. des Chercheurs de la Wallonie*.)
28. Rutot, A., *Sur la découverte de corbicula fluminalis à Hofstade*. Bruxelles 1910. 8°. (Aus: *Bull. de l'Acad. roy. de Belgique*.)
Nr. 26—28 *Musée Royal d'Hist. Natur. de Belgique*.
29. Hartman, C. V., *Eric Boman antiquités de la region Andine de la République Argentine et du désert d'Atacama*. Stockholm 1909. 8°.
30. Hartman, C. V., *Sextonde internationella Amerikanist-Kongressen Stockholm 1909*. 8°.
31. Hartman, C. V., *Some features of Costa Rican Archeology*. Wien: A. Hartleben 1909. 8°. (Aus: *XVI. Internat. Amerikanisten-Kongr.*)
32. Antze, Gustav, *Einige Bemerkungen zu den Kugelbogen im Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig*. Leipzig: R. Voigtländer 1910. 8°. (Aus: *Jahrb. des Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig Bd. III*).
Nr. 29—32 *Hr. Weinitz*.
33. Samter, Ernst, *Geburt, Hochzeit und Tod*. Beiträge zur vergleichenden Völkerkunde. Leipzig und Berlin: B. G. Teubner 1911. 8°.
34. Parker, H., *Village folk-tales of Ceylon vol. I* London: Luzac & Co. 1910. 8°.
35. Moorehead, Warren K., *The Stone Age in North America vol. I—II*. Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1910. 8°.
Nr. 33—35 *Verleger*.
36. Outes, Felix F., y Calos Bruch *Texto explicativo de los quadros murales „Las veyas razas Argentinas“* Buenos Aires 1910. 8°. Dazu sechs grosse Tafeln.
37. Wenzl, Joseph, *Das Hügelgräberfeld bei Eching und Dietersheim*, Bez.-Amt Freising. o. O. 1908. 4°. (Aus: *Altbayer. Monatschr.*)
38. Wenzl, Joseph, *Hügelgräberfriedhof und Strassenzug aus der älteren Bronzezeit in der Riegerau*, Bez.-Amt Freising. o. O. 1911. 4°. (Aus: *Altbayer Monatschr.*)
Nr. 36—38 *Verfasser*.

39. Tyer, L. K., *Anantha Krishna, The Cochin Tribes and Castes*, vol. I. Madras: Higginbotham & Co London: Luzac & Co. 1909. 8°. *AnnaLissauer-Stiftung.*
40. Moore, Clarence B., *Antiquities of the St. Francis, White, and Black Rivers, Arkansas. Part I and II.* Philadelphia: P. C. Stockhausen 1910. 4°. (Aus: *Jour. of the Acad. of Nat. Scienc. of Philadelphia* vol. XIV 1. Bd.)
41. Schlaginhaufen, O., *Ein anthropologischer Querschnitt im Südosten von Neu-Mecklenburg.* Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1910. 4°. (Aus: *Korrespond.-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.* XLI. Jg.)
42. Le Coq, A. von, *Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis der manichäischen Auditores.* Gefunden in Turfan (Chinesisch-Turkistan). Berlin: Kgl. Akad. der Wissenschaften 1911. 4°. (Aus: *Anhang z. d. Abhandl. d. Kgl. Preuss. Akad. d. Wissensch.* v. Jahre 1910.)
43. Guébbard, A., *Supplément à la notice presses et moulins à huile primitifs.* Le Mans 1910. 8°. (Aus: *Bull. de la Soc. Préhist. de France* T. VII.)
44. Guébbard, Adrien, *Sur une spécialité céramique méconnue de l'arrondissement d'Uzès avant l'histoire.* Le Mans 1910. 8°. (Aus: *Congr. Soc. sav. de Provence*, II. sess. Arles 1909.)
45. Labrador, P. José Sánchez, *El Paraguay católico Tomo I—II.* Buenos Aires 1910. 2 Bde.
46. Boas, Franz, *Introduction.* Washington 1910. 8°. (Aus: *Handbook of amer. ind. languag.* [Bull. 40].)
47. Boas, Franz, *Tsimshian an illustrative sketch.* Washington 1910. 8°. (Aus: *Handbook of amer. ind. languag.* [Bull. 40].)
48. Boas, Franz, *Kwakiutl an illustrative sketch.* Washington 1910. 8°. (Aus: *Handbook of amer. ind. languag.* [Bull. 40].)
49. Boas, Franz, *Chinook an illustrative sketch.* Washington 1910. 8°. (Aus: *Handbook of amer. ind. languag.* [Bull. 40].)
50. Dixon, Roland B., *The Chimariko indians and language.* Berkeley 1910. 8°. (Aus: *Univers. of California Publicat.* . . . vol. V.)
51. Fowke, Gerard, *Antiquities of Central and South-Eastern Missouri.* Washington 1910. 8°. (Aus: *Smithson. Jnst. Bur. of amer. Ethnology Bull.* 37.)
52. Müller, Ernst W., *Ein Fund aus der jüngeren Steinzeit vom Körba'er Teich bei Dahme (Mark).* Berlin-Spandau: Selbstverlag 1908. 4°.
53. Raschid Tahssin Bëy, *Die Geisteskrankheiten und die Psychiatrie in der Türkei.* Berlin 1910. 8°. (Aus: *IV. Int. Kongr. z. Fürsorge f. Geistes- kranke.*)
54. Breuil, H., *Mobiliers funéraires de l'âge du Bronze, conservés au musée de Fribourg.* o. O. u. J. 8°. (Aus: *II. Jahresber. d. Schweiz. Gesellsch. f. Urgesch.*)
55. Breuil, *Le gisement aurignacien de Gorge d'Enfer et les silex solutréens qui lui étaient attribués.* o. O. u. J. 8°.
56. Breuil, H., *Sur la présence d'éolithes à la base de l'éocène parisien.* Paris: Masson et Cie. 1910. 8°. (Aus: *l'Anthropologie* T. XXI.)
57. Breuil, H., *Bibliographie 1899—1910.* Fribourg 1910. 8°.
58. Cartailhac, E., et H. Breuil, *Les peintures et gravures murales des cavernes pyrénéennes.* Paris: Masson et Cie 1910. 8°. (Aus: *l'Anthropologie* T. XXI.)
59. Lundberg, Oskar, *Smörkullen och andra ortnamn på Smör — Om nordiska kultorter.* Stockholm 1910. 8°. (Aus: *Fataburen.*)
60. Koch-Grünberg, Theodor, *Die Miránya (Rio Yapurá, Amazonas).* o. O. 1910. 8°. (Aus: *Zeitschr. f. Ethnol.*)
61. Schmidt, Rob. Rud., *Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet. Beitrag zur Paläoethnologie des Azilien-Tardenoisien.* Würzburg: C. Kabitzsch o. J. 8°. (Aus: *Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch.* I. Ergbd.)

62. Schmidt, Rob. Rud., Die diluvial-prähistorische Sammlung Deutscher Funde in Tübingen. Würzburg: C. Kabitzsch o. J. 8°. (Aus: Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch.)
63. Schmidt, Rob. Rud., Der Sirgenstein und die diluvialen Kulturstätten Württembergs. Stuttgart: E. Schweizerbart 1910. 8°.
64. Schmidt, Rob. Rud., Zur Stratigraphie der Wildscheuer. o. O. 1910. 8°. (Aus Prähist. Zeitschr. Bd. II.)
65. Schmidt, R. R., und P. Wernert, Die archäologischen Einschlüsse der Lössstation Achenheim (Elsass) und die paläolithischen Kulturen des Rheintallösses. o. O. 1910. 8°. (Aus: Prähist. Zeitschr. Bd. II.)
66. Schmidt, Rob. Rud., Die paläolithischen Kulturen und die Klimaschwankungen in Deutschland nach dem Maximum der letzten Eiszeit. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1910. 8°. (Aus: Korresp.-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XLI. Jhrg.)
67. Brandenburg, E., Die Troglodyten des Djebel Garian. Leipzig: J. C. Hinrichs 1911. 4°. (Aus: Orientalistische Literaturzeit. 14. Jhrg.)
68. Mehlis, C., Eine Prunkwaffe der Vorzeit. Berlin 1911. 4°. (Aus: Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutsch. Gesch. u. Altertumsver.)
69. Friederici, Georg, Die geographische Verbreitung des Blasrohres in Amerika. o. O. 1911. 4°. (Aus: Dr. A. Petermanns Geogr. Mitt. I 1911.)
70. Rivet, P., Recherches sur le prognathisme. Paris: Masson et Cie. 1909. 8°. (Aus: l'Anthropologie T. XX.)
71. Beuchat, H., et P. Rivet, Affinités des langues du sud de la Colombie et du nord de l'Équateur (groupes Paniquita, Coconuco et Barbacoa). Louvain: J. B. Ista 1910. 8°. (Aus: Le Muséon.)
- Nr. 40—71 *Verfasser.*
72. Krause, Ernst (Carus Sterne), Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat. . . . Glogau: C. Flemming 1891. 8°.
73. Krause, Ernst (Carus Sterne), Die Trojaburgen Nordeuropas, ihr Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau. . . . Nebst einem Vorwort über den deutschen Gelehrtehdünkel. Glogau: C. Flemming 1893. 8°.
- Nr. 72—73 *Professor Lissauer-Stiftung.*
74. Haddon, Kathleen, Cat's cradles from many lands. London: Longmans, Green and Co. 1911. 8°.
75. Krämer, Hans, Der Mensch und die Erde. 7. Band. Berlin-Leipzig, Wien, Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Co. o. J. 4°.
- Nr. 74—75 *Verleger.*
76. Bugge, Sophus, Der Runenstein von Rök in Östergötland, Schweden. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von der K. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Altertumskunde durch Magnus Olsen unter Mitwirkung und mit Beiträgen von Axel Olrik und Erik Brate. Stockholm 1910. 8°. *Kgl. Akademie Stockholm.*
77. Calendar, The, 2569—70 (1909—1910). Imperial University of Tokyo . . . Tokyo Biennially by the University. o. J. 8°. *Universität.*
78. Densmore, Frances, Chippewa music. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithsonian Bur. of amer. Ethnol. Bull. 45.) *Smithson. Inst.*
79. Gross, Karl, Die Spiele der Menschen. Jena: G. Fischer 1899. 8°. *Professor Lissauer-Stiftung.*
80. Reise, Zur Erinnerung an die, des Prinzen Waldemar von Preussen nach Indien in den Jahren 1844—1846. Vorwort von Alexander von Humboldt. Bd. I u. II. Berlin 1853. gr. 2°.
- Nr. 79—80 *Prof. Lissauer-Stiftung.*
81. Kazarow, Cawril, Quelques observations sur la question de la nationalité des anciens Macédoniens. Paris: E. Leroux 1910. 8°. (Aus: Rev. des études grecques Tom. XXIII).

82. Hoffmann-Krayer, E., Cysatiana. Volkskundliches aus dem Kanton Luzern um die Wende des 16. Jahrhunderts. Nach der Schrift von R. Brandstetter im Auszug mitgeteilt. o. O. 1910. 8°. (Aus: Schweiz. Archiv f. Volkskde. Bd. XIV.)
Nr. 81—82 *Verfasser.*
83. Sobotta, J., Die neuesten Ergebnisse der Paläontologie des Menschen und das Abstammungsproblem der heutigen Menschenrassen. Würzburg: C. Kabitzsch 1911. 8°. (Aus: Verhandl. der phys. med. Gesellsch. N. F. Bd. XLI.)
Angekauft.
84. Mac Curdy, George Grant, Recent discoveries bearing on the antiquity of man in Europe. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
85. Mac Curdy, George Grant, Anthropology at the Winnipeg meeting of the British Association. o. O. 1909. 8°. (Aus: Amer. Anthrop. vol. II.)
86. Mac Curdy, George Grant, Anthropology at the Boston meeting. with proceedings of the American Anthropological Association. Lancaster Pa., U. S. A. 1910. 8°. (Aus: Amer. Anthrop. vol. XII.)
87. Frassetto F., Relazione intorno all' „Atlante antropologico dell' Italia“ . . . Firenze 1910. 8°. (Aus: Arch. per l'Antrop. e la Etnol. vol. XL.)
88. Uhlenbeck, C. C., Original Blackfoot texts from the southern Peigans Blackfoot Reservation Teton County Montana with the help of Joseph Tatsey. Amsterdam: J. Müller 1911. 8°. (Aus: Verhandl. der Konink. Akad. van Westensch. te Amsterdam.)
89. Hahn, E., Die Entstehung der Bodenwirtschaft. Bologna: N. Zanichelli. London: Williams and Norgate. Paris: F. Alcan. Leipzig: W. Engelmann 1911. 8°. (Aus: „Scientia“ Riv. di Scienza Vol. IX.)
90. Erdeljanovic, Jovan, [Serbisch] Die Zahl der Serben und Kroaten. Belgrad 1911. 8°. (Aus: Glasnik.)
91. Rutot, A., Note complémentaire sur l'authenticité des ossements humains quaternaires de Grenelle et de Clichy. — Note sur les nouvelles trouvailles de squelettes humains quaternaires dans le Périgord. Bruxelles 1910. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. Belge de Géolog. . . . Tom. XXIV.)
92. Rutot, A., Un homme de science peut-il, raisonnablement, admettre l'existence des industries primitives, dites éolithiques? Paris o. J. 8°. (Aus: Bulletins et Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris.)
93. Friederici, Georg, Pidgin-Englisch in Deutsch-Neuguinea. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1911. 8°. (Aus: Kol. Rundschau.)
94. Sarasin, Paul, Über die Fehlerquellen in der Beurteilung der Eolithen. Basel 1911. 8°. (Aus: Verhandl. d. Naturforsch. Gesellsch. in Basel Bd. XXII.)
95. Gupte, Rai Bahadur B. A., A Prabhu Marriage . . . With a chapter on some Curiosities of Marriage Customs in India. Calcuta 1911. 8°. (Aus: Ethnogr. Surv. of India)
96. Demetrykiewicz, Wladimir, Altertümliche steinerne Statuen, sog. „Baby“ (Steinmütterchen, Becherstatuen) in Asien und Europa und ihr Verhältnis zur slavischen Mythologie. Krakau 1911. 8°. (Aus: Bull. de l'Acad. des Scienc. de Cracovie . . . 1910.)
97. Uhlenbeck, C. C., Geschlechts- en Persoonsnamen der Peigans. Amsterdam: J. Müller 1911. 8°. (Aus: Versl. en Mededeel. d. Koninkl. Akad. van Westensch., Afdeel. Letterkde. 4 R. Deel XI.)
98. Haberlandt, M., Zur Kritik der Lehre von den Kulturschichten und Kulturkreisen. o. O. 1911. 4°. (Aus: Dr. A. Petermanns Mitteil. I.)
99. Outes, Félix F., u. Carlos Bruch, Los Aborígenes de la República Argentina . . . Buenos Aires: Angel Estrada y Cia 1910. 8°.
100. Friederici, Georg, Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln. Leipzig 1910. 8°. (Aus: Mitteil. d. Ver. f. Erdkde.)
101. Lehmann, Walter, Der Kalender der Quiché-Indianer Guatemalas . . . Wien: Verlag der Mechtharisten-Buchdruckerei 1911. 4°. (Aus: Anthropos Bd. VI.)

102. Meyer, Hans, Über die Erforschung der deutschen Schutzgebiete durch die landeskundliche Kommission des Reichskolonialamtes. o. O. u. J. 8°.
103. Meyer, Hans, Wilhelm Reiß. Leipzig 1910. 8°. (Aus: Mitteil. der Gesellsch. f. Erdkde. z. Leipzig)
104. Queraltó, Aspecto social de la lucha contra la tuberculosis. Barcelona 1910. 8°.
Nr. 84—104 *Verfasser.*
105. Stuhlmann, F., Entwicklung und Aussichten der europäischen Pflanzungen in unseren tropischen Kolonien. Berlin 1910. 8°. (Aus: Verhandl. des Deutsch. Kolonialkongr.)
Zentralstelle des Hamburg. Kolonialinstitut.
106. Torii, R., Etudes Anthropologiques. Les Aborigènes de Formose. Tokyo: University 1910. 8°. (Aus: Journ. of the College of Science vol. XXVIII.)
Kaiserl. Universität Tokyo.
107. Travaux, de la Section numismatique et archéologique du Musée National de Transylvanie à Kolozsvár (Hongrie). Kolozsvár 1911. 8°.
Museum.
108. Jhering, H. von, Resíduos da idade de pedra, na cultura actual do Brazil. S. Paulo 1905. 8°. (Aus: Revista do Inst. Hist. de S. Paulo vol. IX.)
Ed. Hahn.
109. Webster's Complete Dictionary of the English Language . . . New Edition of 1880. London: Georg Bell & Sons . . . 1889. 4°.
Hr. Ehrenreich.
110. Encyclopaedia of Religion and Ethics edited by James Hastings with the assistance of John A. Selbie. Vol. I—III. Edinburgh T. & T. Clark New York: Ch. Scribner's Sons. 1908—1910. 4°.
Angekauft.
111. Publications of the Egyptian Department of the University Museum of Pennsylvania. Oxford 1909—1910. 4°. 4 Bde.
Univ. Museum.
112. Talens, J. P., Een en ander over het Talaoetsch . . . medegedeeld door N. Adriani. Batavia: Albrecht & Co. 'sHage: M Nijhoff 1911. 4°. (Aus: Verhand. van het Bat. Genootsch. v. K. e. W. Deel LIX.)
Batar. Genootsch. v. K. e. W.
113. Frazer, J. G., The Golden bough, a study in magic and religion. Third Edition Vol. I—II. London: Macmillan and Co. 1911. 8°. 2 Bde.
A. Behrend.
114. Pehmler, J. Ed., Die preußische Beamten- und Militär-Herrschaft und der polnische Aufstand im Großherzogtum Posen im Jahre 1848. Zweite Auflage. Krakau: J. K. Zupański & K. J. Heumann 1886. 8°.
Akademii Umiejętności Kraków.
115. Pawlowsky, J., Deutsch-Russisches und Russisch-Deutsches Wörterbuch, Dritte . . . Auflage Riga: N. Kymmell. Leipzig: C. F. Fleischer 1902. 4°. 2 Bde.
116. Krauss, Friedrich S., Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia. Bd. I—III 1. Leipzig: Deutsche Verlagsaktiengesellschaft 1909—1911. 3 Bde.
117. Aigremont, Fuß- und Schuh-Symbolik und — Erotik . . . Mit einem Geleitwort von Dr. Friedrich S. Krauss. Leipzig: Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft 1909. 8°.
118. Groos, Karl, Die Spiele der Tiere. Zweite umgearb. Auflage. Jena: G. Fischer 1907. 8°.
119. Sonnerat, Voyage aux Indes Orientales et à la Chine . . . Paris: Chez l'auteur, Froulé, Nyon, Barrois. 1782. 8°. 3 Bde.
120. Frobenius, Leo, Der schwarze Dekameron, Belege und Aktenstücke über Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika. Berlin: Vita, Deutsches Verlagshaus. o. J. 8°.

121. Glas, George, The history of the discovery and conquest of the Canary Islands: . . . With an Enquiry into the Origin of the Ancient Inhabitants. To which is added a Description of the Canary Islands, including the Modern History of the Inhabitants, . . . London MDCCLXIV. 4°.
122. Mendelssohn, Sidney, Mendelsohn's South African Bibliography . . . with a descriptive introduction by J. D. Colcin . . . Vol. I—II London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. Ltd. 1910. 2 Bde.
123. Johnston, Harry. George Grenfell and the Congo . . . Vol. I—II London: Hutchinson & Co. 1908. 4°. 2 Bde.
124. Hall, R. N., and W. G. Neal, The ancient ruins of Rhodesia (Monomotapae imperium). Second edition. London: Methuen & Co 1904. 4°.
125. Dennys, N. B., The Folk—lore of China and its affinities with that of the aryan and semitic races. London: Trübner & Co. Hongkong: „China Mail“ office 1876. 8°.
- Nr. 115—125 *Professor Lissauer-Stiftung.*
126. Kropp, Philipp, Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster. Würzburg: C. Kabitzsch (A. Stuber's Verlag) 1911. 8°. (Aus: Forsch. z. Früh- u. Vorgesch. Europa's.)
127. Weissenberg, S., Das Wachstum des Menschen nach Alter, Geschlecht und Rasse. Stuttgart: Strecker & Schröder 1911. 8°. (Aus: Stud. u. Forsch. z. Mensch- u. Völkerkde. VIII.)
128. Photographen-Apparat. Pößneck i. Thür.: H. Schneider Nachf. o. J. 8°. (Aus: Illustr. Hausbibl. . . . Bd. XV.)
129. Wundt, Wilhelm, Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig: E. Wiegandt 1911. 8°.
- Nr. 126—129 *Verleger.*

(Abgeschlossen am 18. Februar 1911).

I. Abhandlungen und Vorträge.

Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent.

Von

Walter Strzoda (Soochow)¹⁾.

Die Insel Hainan. Die den Golf von Tungking im Osten abschliessende Insel Hainan gehört zur chinesischen Provinz Kuang-tung (Kanton) und wird nur durch einen schmalen Meeresarm vom Kontinente getrennt, der hier in die Halbinsel Lei-chou ausläuft.

Mit ihren 36 200 *qkm* entspricht sie an Grösse etwa den Inseln Formosa und Ceylon.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten über Hainan datieren aus der Zeit der Früheren Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 25 n. Chr.).

1) Der Verfasser der nachstehenden Abhandlung hielt in der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft vom 25. Juni des vergangenen Jahres einen Vortrag über das gleiche Thema. Da er sich wenige Tage darauf nach China begab, war es ihm nicht mehr möglich, seine Ergebnisse längerer Studien im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin noch in Europa zum Drucke vorzubereiten. Dankenswerterweise hat er — in einer neuen und interessanten Umgebung — die in seinem Vortrage naturgemäss zum Teil nur angedeuteten Untersuchungen zu Ende geführt und ein umfangreiches Manuskript eingesandt. Die Raumverhältnisse der Zeitschrift gestatten es leider nicht, es in extenso wiederzugeben. Ich habe daher, da mir der Verfasser den Auftrag der Herausgabe und Drucküberwachung seiner fleissigen Arbeit, die zu interessanten Ergebnissen führt, gegeben hat, mit seiner im voraus erteilten Einwilligung einige Kürzungen vornehmen müssen. Insbesondere verboten die Umstände die Wiedergabe seiner einleitenden Ausführungen, deren Inhalt aber für das Verständnis des Ganzen derartig wichtig ist, dass ich ihn hier kurz zusammenfassen möchte.

Über der ältesten Geschichte Chinas schwebt noch immer ein undurchdringliches Dunkel. Wir wissen nur so viel, dass im dritten vorchristlichen Jahrtausend ein gesittetes Volk von Ackerbauern sich vom Norden oder Nordwesten her in das obere Huang-ho-Tal hineinschob und dort, wo der Fen- und der Wei-Fluss in den Gelben Strom einmünden, zuerst einen fester organisierten kleinen Staat bildete, die Keimzelle des gewaltigen Chinesischen Reiches. Sehr langsam drang dieser Staat weiter vor, und besonders der Süden blieb noch lange, bis weit in das zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinein, dem Norden unbekannt. Der Yang-

Die damals notwendig gewordene Expedition aus Nordchina, welche im Jahre 111 v. Chr. unter General Lu Po-tê in Nan-Yüeh erschien, setzte 110 v. Chr. über die Hainan-Strasse und nahm die Insel in Besitz, auf welcher das Chu-yai- („Perlenküste“) und Tan-êrh-chün errichtet wurden. (Die Einteilung Chinas in 36 chün rührt von Shi Huang-Ti her).

Unter den mannigfaltigen politischen Umwandlungen ist besonders die aus der Zeit der Mongolen (Yüan-) Dynastie (1280—1368) insofern bedeutungsvoll, als nach der Eroberung Chinas durch Khubilai-Khan im Jahre 1278 die Insel mit der Provinz Kuang-hsi und dem westlichen Teile von Kuang-tung zum 'Hai-nan . . Hai-pei-tao' zusammengelegt wurde, und der erste Teil dieses Namen 'Hainan' sich als Bezeichnung der Insel allgemein eingebürgert hat.

Den Chinesen allerdings mehr unter dem Namen K'üing-chou-fu bekannt — nachdem sie im Jahre 1370 zu Beginn der Ming-Dynastie (1368 bis 1644) zu einer Präfektur erhoben war — stand sie noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter der Verwaltung eines Abteilungsintendanten von Lei-chou- und K'üing-chou-fu, dem ein Brigadegeneral (Ch'en-t'ai) beigegeben war.

tze-kiang bildete etwa die südlichste Grenze auch noch der Macht der Chou-Dynastie (1122—255 a. Chr.). Aber auch in Shantung hielt sich noch bis in das dritte Jahrhundert vor Christus hinein ein unabhängiger Volksstamm der Lai. Die eigentliche Eroberung des Südens begann erst unter dem Einiger Chinas, dem Kaiser Shi-Huang-ti der Ch'in (Ts'in-) Dynastie (221 - 206). Im Jahre 220 überschritt sein Feldherr Tu Huei den Yang-tze-kiang, aber erst dessen Nachfolger Jen Nao konnte wirklich einen Teil der südlichen Länder als Provinz Nan-hai („am südlichen Meer“) seinem Staate einverleiben. Diese wie andere Eroberungen waren zwar zunächst nicht von langer Dauer, es bildeten sich neue unabhängige Staaten, aber der endliche Sieg blieb doch den Kulturschöpfern des Nordens. Nur ein Teil der im Laufe der Jahrtausende eroberten Länder ist aber auch wirklich innerlich an das Reich angegliedert. Noch leben in den Nordprovinzen selbst anders gartete und zum Teil auch anders sprechende kleine Völkerschaften zwischen den eigentlichen Chinesen, im Süden aber und im Westen sind ganze grosse Distrikte, Dreiviertel mancher Provinzen bis zum heutigen Tage Aborigenerland geblieben. Mit grosser Vorsicht suchen die Chinesen, so lange es irgend möglich ist, auch nur den Anschein äusseren Eingreifens zu vermeiden. Die Folge davon ist, dass die Durchquerung dieser Gebiete nur mit einem besonderen Passe und unter bestimmten Kautelen möglich ist. Als weitere Folge empfindet die Wissenschaft manche schmerzliche Lücke in den Kenntnissen von den Ureinwohnern Chinas, und es können noch viele Jahrzehnte vergehen, bis diese Lücken einigermaßen ausgefüllt sind, wenn sich nicht die Möglichkeit ungestörter Forschung erst zu spät bietet. Weniger streng verboten und ungefährlicher ist die Erforschung der der südchinesischen Küste vorgelagerten Insel Hainan, auf der wir eine Anzahl Aborigenerstämme in zum Teil noch sehr primitiven Verhältnissen lebend antreffen. Ihre an sich schon interessante Erforschung gewinnt erhöhtes Interesse eben darum, weil an die Erforschung der Aborigener des kontinentalen Chinas bis jetzt noch nicht in grösserem Massstabe gegangen werden konnte. Vorwegnehmend sei bemerkt, dass die grosse Mehrzahl der Kennzeichen, besonders die linguistischen, die Li (Loi oder K'iai) von Hainan in die nächste Nachbarschaft der Tai-Völker Indochinas stellt, während Beziehungen zu dem tibeto-birmanischen Kreis sich nicht nachweisen lassen. Im übrigen steht für die in dieser Arbeit niedergelegten Anschauungen der Herr Verfasser allein ein, Herbert Mueller.

Die Bevölkerung der Insel wird allgemein in drei Gruppen eingeteilt, die einen Aussenring, einen Innenring und das Innere bewohnen. Den Aussenring bilden die chinesischen Niederlassungen, in denen höchstwahrscheinlich auch Nachkommen von Mohammedanern zu finden sind; den Innenring hat eine etwas gemischte Bevölkerung inne, von der später ausführlicher die Rede sein wird; und das Innere bewohnt die einheimische Urbevölkerung, welche in den bewaldeten Höhen und Tälern des Centralbergsystems der Insel (Wu-chih-shan oder „Fünffingergebirge“) ein bis heut im grossen ganzen unabhängiges Dasein führt.

Über nachweisbare Spuren nicht unbedeutender mohammedanischer Ansiedlungen in früheren Zeiten gibt Hirth interessante Details („die Insel Hainan nach Chao Ju-kua“ (in der Bastian-Festschrift).

Im Osten der Stadt Wan-an im südwestlichen Teile der Insel stand ein dem Kapitän Tu-kang geheiligter Tempel, wo vorüberfahrende Schiffer zu opfern pflegten. Die spätere Bezeichnung: „Tempel des fremden Gottes“ und der Umstand, dass kein Schweinefleisch geopfert wurde, deuten auf frühere mohammedanisch-arabische Beziehungen. Dass schon in jener Zeit eine mohammedanische Kolonie im Süden der Insel ansässig war, wird durch einen Bericht der Chronik von K'üung-chou-fu im T'u-shu chich'êng Cap. 1380: Fêng-su-k'ao p. 8 wahrscheinlich gemacht, wo von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung von Ai (Ngai-chou) die Rede ist. „Was an fremden Sitten hier zu finden ist, fällt mit denen des Volkes in Cochinchina zusammen.“ Unter der Sung- und Yüan-Dynastie durch Aufstände von dort nach Hainan vertrieben, liessen sie sich an der Küste in Fan-ts'un und Fan-p'u („Fremdendorf, Fremdenufer“), auch in San-ya, nieder. Die San-ya-Li des 17. Jahrhunderts in Yü-lin-kan z. B. gehören zu diesen Leuten. Dafür spricht auch der häufige Familienname P'u, den Hirth mit Abú (Vater) zusammenbringt. Sie essen kein Schweinefleisch, kennen keine Ahnenopfer und halten Gottesdienste unter Ablesen heiliger Gesänge, sind aber sonst in ihrer Lebensweise fast ganz Chinesen geworden.

Wie überall die Nähe der Zivilisation neue Wünsche und Bedürfnisse bei wilden Völkerschaften erregt und so einen Tauschverkehr zwischen diesen und den Ansiedlern in die Wege leitet, so entstand auch hier im Laufe der Zeit eine zwischen Chinesen und der Urbevölkerung vermittelnde Rasse von teilweise einheimischer Abkunft, die, wahrscheinlich ein Amalgam von Lois und in früheren Zeiten auf kriegerischen Expeditionen vom Festlande aus Kuang-hsi und Kuei-chou herübergekommenen Bergstämmen darstellend, in grossem Masse chinesische Sitten annahm, die Oberhoheit Chinas anerkannte und sich zu einem unentbehrlichen Mittelglied zwischen Chinesen und Eingebornen herausgebildet hat, indem sie vortrefflich mit beiden zu fraternisieren versteht. (Du Halde behauptet allerdings das Gegenteil, im Widerspruch mit anderen Autoren.)

Hierher gehört auch, was Parker in seiner Arbeit: „The Old Thai or Shan Empire of Western Yunnan“ berichtet, dass nämlich nach der Versicherung eines Muong-Häuptlings ein Mr. Taupin, welcher ein ganzes Jahr unter den Laos herumgereist war, erzählte, er sei durch Gegenden

gekommen, in denen man von der Auswanderung eines grossen Teils der (an Ort und Stelle „Li“ genannten!) Laos nach Hainan sprach.

Es sind das die Shu (oder „reifen“, zivilisierten) Loi, wie sie der Chinese nennt, im Gegensatz zu den Shêng (oder „wilden“, unkultivierten) Loi des Innern.

Der Name Li wurde in der chinesischen Literatur vor und seit der Zeit der Späteren Han-Dynastie mit zwei verschiedenen Charakteren geschrieben, deren Lautwert: li, im Kantonesischen (das neben dem Annamitischen die alte Aussprache am besten konserviert hat): lai dem Namen nahe gekommen sein muss, den sich die wilden Stämme beilegte. Als Variationen desselben kommen vor: Moi, B'lai, K'lai, Lakia (Kia „Familie“), Lai, Lā, Loi, Lao, Dli und Li.

Die unsichere Etymologie wenigstens des zweiten Charakters in der Bedeutung „schwarzhaarig“, „die Massen“, — mit dem ursprünglich die Hügelketten auf der Insel bezeichnet gewesen sein sollen —, spricht jedenfalls dafür, dass er erst in jenen Tagen und nur zu dem Zwecke der Wiedergabe des Lautes erfunden worden ist. Das erste Zeichen ist nicht weniger farblos und bedeutet: „Leute vom Lande“, „ungebildet“, „niedrig“.

Ihre eigene Kosmogonie und Mythologie weist nach Cochinchina. Die Chinesen haben uns eine Legende über die Abstammung der Insulaner, allerdings in verschiedenen Variationen, überliefert, wonach auf dem „Li-Mutter-Gebirge“, dem Li-mu-shan (Loi-ma-lia) aus einem Ei — nach anderer Überlieferung aus einem Schlangenei —, durch Blitz und Donnerschlag oder auf natürliche Weise ein schönes Weib entstanden sei, das sich nach langer Einsamkeit mit einem Kräuter oder wohlriechende Hölzer suchenden Einsiedler aus Cochinchina vermählt habe. (Nach Sandal-Wood ist das Ei vom Gott des Donners nur auf dem Gipfel des höchsten Berges niedergelegt worden.)

Einer andern Version zufolge soll gar dem Ei ein Hund entsprungen sein, in den sich eine Prinzessin — ebenfalls aus Cochinchina — verliebte, und diese seien die Stammeltern der Li gewesen. Eine dunkle Reminiszenz vielleicht an die für viele Tai-Shan-Völker charakteristische gynäkokratische Verfassung und eine frühere gemeinsame Abstammung.

Friedrich Hirth in „The Peninsula of Lei-chou“ (China Review 2, 1873—1874) erwähnt bei einer Beschreibung des Donnergott-Tempels auf dem Ying-pang-Hügel in Lei-chou, dass einer der den Lei-Kung umgebenden himmlischen Generale einen runden, weissen Gegenstand aus gipsartiger Masse in den Händen halte, und dass der Donnergott aus einem Ei gekommen sein soll. Weiter werden u. a. die Bilder des Lei-Kung („Herzog Donner“) und der Tien-Ma („Mutter Blitz“) erwähnt. Das erinnert sofort an jene Loi-Sage von dem seltsamen Ursprung ihrer Stammutter.

Nun bedeutet Lei-chou wörtlich die Donnerprovinz, und diese Bezeichnung wird nach Hirth, in Übereinstimmung mit den chinesischen Topographen, auf die tatsächlich ungewöhnlich grosse Anzahl heftiger Gewitter in dieser Provinz zurückgeführt. Es wäre ausser Yünnan aber das

einziges Beispiel in der politisch-geographischen Nomenklatur der Chinesen, dass sie ein Gebiet nach seinen meteorologischen Eigenschaften benannt hätten. Vielmehr glaube ich, dass die Silbe Lei in Lei-chou nichts anderes ist, als der missverstandene und späterhin falsch geschriebene Name eines ursprünglich hier angesessenen Stammes, als dessen Zweig die hainanesischen Insulaner anzusehen sind; ein Name, der, wie wir wissen, auch Loi, Lai, Lā, Li und Lao ausgesprochen werden kann und ohnehin auf die Lao-Stämme Hinterindiens hinweist. Die Konsequenzen, welche sich aus dieser Annahme für die ursprüngliche Bedeutung der heutzutage als Lei-Kung verehrten Gottheit ergeben, bedürfen in diesem Zusammenhange keiner weiteren Details.

Ist meine Annahme richtig, so hat es jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass der eine Teil einer den Süden Chinas einnehmenden Urbevölkerung auf seiner Flucht vor den eindringenden Chinesen nach Hinterindien zog, der andere — wenn er es überhaupt nicht schon vorher getan hatte — über die enge Hainanstrasse nach der nahen Insel setzte, wo er seine Eigenart besser bewahren konnte, als es seinen zurückgebliebenen Stammesgenossen möglich war.

Diese scheinen zu einem erheblichen Grade in den Chinesen aufgegangen zu sein — soweit die Provinz Kuangtung in Betracht kommt —; doch nicht so völlig, dass das „Kuang-tung t'ung-chih“ oder die „Allgemeinen Annalen der Provinz Kuangtung“ im Kapitel „Sitten und Bräuche von Lei-chou“ neben den zwei hier zur Sung-Zeit gesprochenen Dialekten: dem Kuan-yü (der „Beamtensprache“) und dem K'ö-yü (der „Fremdensprache“) nicht auch noch das Li-yü: die Sprache der Li, erwähnte.

Es gibt nach Henry etwa 15—16 Li-Stämme auf der Insel, welche unter bestimmten Namen bekannt sind und in Kleidung, Sprache und Gewohnheiten mehr oder weniger voneinander abweichen, aber alle zu einer gleichartigen Rasse gehören, unter der gegenseitige freundschaftliche Beziehungen die Regel sind.

Versuche, aus ihrem Namen (Lā, Lai, Loi, Lao, Moi, K'lai und B'lai) durch Interpolierung eines M ein M'lai und Malai zu konstruieren, und Schlüsse auf eine malayische Abkunft zu ziehen, sind nicht ernst zu nehmen. (Mit grösserem Rechte könnte man nach diesem Verfahren auf eine Verwandtschaft mit hinterindischen Stämmen oder mit den Laka-Lolo in Ssech'uan schliessen!)

Die K'lai von Nychou im südlichen Teil von Hainan sind allerdings grosse, starkknochige und dunkle Gestalten, welche mit ihren betelnussgefärbten Lippen den Singapore-Malayen nahekommen. Stark hervorspringende Backenknochen, buschige Augenbrauen und horizontal liegende Augen sind diesen Li eigentümlich, und einige haben sehr grosse Köpfe. — Wenn auch Calder in „Notes on Hainan and its Aborigines“ (China Review 1882—1883) berichtet, dass in Fung-Ka ziemlich viel malayisch gesprochen wird, so ist diese Erscheinung eher auf den starken Seeverkehr dieses Hafens mit Singapore zurückzuführen.

Aussere Erscheinung der Li. Im übrigen finden sich grosse, starke Männer und Frauen mit hübschen Gesichtern und hellem Teint

von Lung-kun, an der Ostküste, südwärts und in der Gegend von Ta-Man-Tin; eine hellere Hautfarbe, fast weisse Kinder in Kwai-fung; über den Norden und Osten der Insel verstreut sehr hässliche, kleine Individuen von rötlicher Hautfarbe — womit offenbar Shu- (oder Miao-) Li gemeint sind —; ein kleiner, leicht gefärbter Menschenschlag in T'aip'ing im Innern der Insel und noch kleinere, dunklere Li in Ling-shui und Yü-lin-kan.

Swinhoe berichtet in „Narrative of an exploring visit to Hainan“ von Li-Typen aus Ling-mun mit flachen, eher schön zu nennenden Gesichtszügen¹⁾, leicht schräg geschlitzten Augen, bronzener Gesichtsfarbe und vorspringender Nase.

Bei einem Individuum des Lao-Kwang-Stammes und bei einem Lao aus Tan-chou, welche er als einzige Vertreter ihrer Stämme zu Gesicht bekam, waren die hohe, schlanke Figur von fast frauenhafter Erscheinung (— „eine feine Rasse von starkem, bisweilen etwas weiblichem Körperbau“ sagt Sandal-Wood —) und ein oft kindisches, albernes Betragen besonders auffallend.

Die Verschiedenartigkeit in diesen ebenso allgemeinen wie dürftigen Angaben über die anatomischen Eigentümlichkeiten der Stämme gestattet kaum, ein auch nur einigermaßen sicheres Urteil über die Rassenzugehörigkeit zu fällen.

Geistige Eigenschaften. Nicht weniger geteilt sind die Ansichten über die Bewertung der Li in psychologischer Beziehung.

Sehr gerühmt wird von dem amerikanischen Missionar Henry ihre grosse Gastfreundlichkeit. Diese und ihr milder, gütiger Charakter werden von sämtlichen Reisenden, welche die Gebiete der Laos, Shans, Muongs u. a. in Hinterindien und Südwest-China bereist haben, einmütig als ein besonderes Charakteristikum der Gemütsart dieser Völker anerkannt. Frei von vielen abergläubischen Ansichten und Gewohnheiten der Chinesen — fährt der amerikanische Missionar fort — seien sie freundlich und gelehrig, ohne freilich in den ihnen offenstehenden chinesischen Schulen allzuhäufig den ersten literarischen Grad eines Hsin-ts'ai zu erreichen.

Ihr Benehmen gegen die Chinesen sei immer das eines unabhängigen Volkes gewesen, welches sich gegen seine Unterdrücker wehrt. Die Beschuldigung der Feigheit und Furchtsamkeit sei kaum aufrechtzuerhalten und habe seinen Grund wohl nur in der schlechteren Bewaffnung mit Pfeil und Bogen, während die Chinesen über Feuerwaffen verfügten, hinterlistig seien und mit Verrat und Bestechung arbeiteten.

Davon ist vieles gewiss richtig. Auch Sandal-Wood bestätigt diese Ansicht in „The Capture of a Lee Stockade“ (China Review 19, 1891), wo er von dem höchst unrühmlichen Verhalten der Chinesen bei der Erstürmung einer Li-Palisadenstellung bei Sa-mah berichtet, die nur durch eine englische Kanone gelang. Trotzdem schufen aber erst später veräterische Aktionen der chinesischen Behörden, deren Willkür die meisten Rebellionen zuzuschreiben sind, einen leidlich friedlichen Zustand.

1) Welche sich nicht immer von der Struktur chinesischer Gesichter unterscheiden.

Nach Du Halde unternahmen sie von Zeit zu Zeit Einfälle in chinesisches Gebiet, die indessen an ihrer Feigheit und Disziplinlosigkeit scheitern. Fünf Chinesen seien imstande, hundert Li durch ihren blossen Anblick in die Flucht zu schlagen.

Swinhoe konstatierte in Ling-shui an der Südostküste bei einer spasshaften Inszenierung eines Angriffes den völligen Mangel an persönlichem Mut und — im Innern der Insel — sehr grossen Respekt vor den Mandarinern und ihm selbst. Die ihm vorgeführten Li in Ling-mun baten erschreckt um ihr Leben, während die chinesisch gekleideten Miao-Li viel kecker und selbstbewusster auftraten.

Die K'lai von Ny-chou haben ein scheues, nervöses Betragen Fremden gegenüber und versuchen, ohne Neugier zu zeigen, jeder Beobachtung aus dem Wege zu gehen. Im übrigen wird ihnen von chinesischer Seite — eine mit Glossen versehene Karte von Hainan und die Chronik von K'jung-shan-hsien kommen hier in Betracht — ein heftiger, jähzorniger, aber aufrichtiger Charakter zugesprochen. Ihre Wildheit sei eine natürliche, durch Sitten und Bräuche genährte. Ein Wort könne sie — ohne Rücksicht auf Verwandtschaft usw. — zu heller Wut entflammen, doch liessen sie sich ebenso schnell wieder durch ihre Frauen besänftigen. Ihnen weit überlegen in diesen Beziehungen sind die schön gewachsenen¹⁾ Hügelbewohner von Formosa. Nicht Furcht, sondern das tödliche Klima kann die Tatsache erklären, dass noch nicht ganz Hainan unter chinesischer Herrschaft steht.

Verfassung. In einige 16 Stämme geschieden, leben die Li unter ihren eigenen Häuptlingen zusammen, welche den chinesischen Behörden mehr oder weniger oder gar nicht verantwortlich sind. Von einer vollständigen Unterwerfung, die von den Chinesen oft in Anspruch genommen wird, kann jedenfalls keine Rede sein, da sie zum grössten Teil noch weit davon entfernt sind, sich die Köpfe zu rasieren oder Hosen zu tragen.

In Ny-chou²⁾ bildet jene Anerkennung einer gewissen Verantwortlichkeit das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen diesen Li und den wilden Stämmen, mit denen sie in engen Beziehungen leben.

Die Häuptlingswürde vererbt sich vom Vater auf den ältesten Sohn und beim Tode des Gatten — wahrscheinlich wenn keine Kinder da sind, oder solange ihre Minderjährigkeit währt — in bemerkenswerter Weise auf die Witwe.

Auch die Ureinwohner von Lei-chou kannten nach dem Kuang-tung tung-chih (Hirth: The Peninsula of Lei-chou) die Häuptlingsnachfolge vom Vater auf den Sohn, vor welchem, selbst wenn noch ein Kind, sich sogar Oheime beugen mussten, ein den Shan-Stämmen im Gegensatz zu den moral-philosophischen Ansichten der Chinesen 'eigentümliches Charakteristikum.

Öffentliche Lasten kommen bei den Li in Form von Abgaben und Diensten, in Verbindung miteinander oder getrennt, vor.

1) malayischen.

2) (= Ai-chou).

Eine andere Erscheinung des öffentlichen Lebens sind Kornspeicher, die neben jedem Dorfe stehen und ausser Cerealien auch anderes Gemeingut enthalten.

Ähnliche Speicher stehen, wie Edouard Diguët in: „Etude de la langue Taï“ erwähnt, auch neben jedem, oft die Bewohnerschaft eines ganzen Dorfes beherbergenden Pfahlhause der Taï oder Shan Hinterindiens.

Körperdeformationen. Die Etymologie des Namens eines der beiden chün, in die Hainan in ältester Zeit eingeteilt wurde: Tan-Erh-chün (wörtlich: „herunterhängende Ohren“), weist auf die Tatsache hin, dass auch auf dieser Insel das Oberhaupt der eingeborenen Stämme sich durch seine langgezogenen, bis auf die Schultern reichenden Ohrläppchen von den gewöhnlichen Sterblichen unterschied, und beweist die Existenz einer gewissen staatlichen und gesellschaftlichen Organisation der Stämme unter einem Oberhaupt schon in den ältesten Zeiten. Dafür, dass diese Tradition sich im Volksbewusstsein noch erhalten hat, spricht ein von Swinhoe berichteter, in neuerer Zeit unternommener Versuch der Li, einen Kaiser aufzustellen, der aber wegen seiner allzuhohen Ansprüche bald wieder abgesetzt wurde („Narrative of an Exploring Visit to Hainan“).

Wichtiger ist, was uns E. H. Parker in einer: „The Old Thai or Shan Empire of Western Yunnan“ (China Review 20, 1892—1893, S. 337) überschriebenen Arbeit erzählt, wonach die frühesten chinesischen Beschreibungen berichten, dass die Ai-Lao¹⁾ ihre Nasen zu durchbohren und ihre Ohren zu dehnen pflegten — je höher der Rang, desto grösser die Dehnung —, so dass das Ohr bisweilen die Schulter erreichte. An anderer Stelle („The Early Laos and China“, ibid. 19, 1891) ist gar gesagt, dass die Ohren gewöhnlicher Leute schon bis dahin, die der Könige sogar noch 3 Zoll hinter die Schultern gereicht hätten.

Erstere Sitte werde nicht mehr geübt bei den modernen Shans, den Nachkommen jener Ai-Laos, wohl aber noch die letztere, chinesisch: tau-oder li-erh genannte, in bescheidenem Umfange und sei auch in Mogonk (Birma) noch beobachtet worden. (Gehören die Kuanghsi- und birmanischen Shan mit den Loi und Siamesen zu einer Einheit, wie die Prüfung einer Wortliste der zwei letzteren Sprachen durch einen birmanischen Shan-Gelehrten in Bhamo und ihr Vergleich mit einer Liste von To-jèn-Worten (Kuanghsi) bewiesen haben soll, so gewinnt das vorher Gesagte an Bedeutung.)

Die meisten Shans und viele Birmanen tragen auch heute noch schöngeformte Röhren oder Zylinder in den Ohrläppchen, und die Kawas, ein in der Nähe von Mèng-Liem in Süd-Yunnan ansässiger Stamm (bei dem beide Geschlechter gewöhnlich ein lächerlich kleines Lendentuch und nur, wenn sie zum Markte gehen, ein Tuch hemdartig um den Leib tragen sollen) fallen besonders durch ungeheure Ohrringe auf. Von hier bis

1) Die interessante Geschichte der Ai-Lao, die Hr. Strzoda dargestellt und an dieser Stelle eingefügt hatte, muss aus Raummangel fortbleiben. H. M.

Indien ist nur ein Schritt, und wir erinnern uns sofort der an Buddhafiguren üblichen, überaus langen Ohren.

Des Zusammenhangs wegen sei hier auch noch verwandter Bräuche der Ai-Laos Erwähnung getan, die D. J. Mac Gowan in „Gynaecocracies in Eastern Asia etc.“ beschreibt: Ohr- und Nasenringe von Gold, Silber oder Kupfer waren beliebte Schmucksachen. Der König der Ai-Lao trug einen Ring an jedem Nasenloch, der bis unter die Unterlippe hing. Daran war je ein seidener Strick befestigt, den Diener hielten, wenn sie den Herrscher führten. Dieser sinnige Brauch: „Leading by the nose“ oder an der Nase führen“, war hier eins der staatsbehaltenden Vorrechte des Königs. Edelleute trugen goldene Nadeln, welche horizontal durch die Nasenflügel gestossen waren.

Was zunächst die eigentümliche Sitte der Nasendurchbohrung u. ä. betrifft, so findet sich in dem Berichte von T. W. Kingmill in „Notes and Queries“ der China Rev. 24 die hainanesische Sitte, sich die Zunge zu durchbohren, erwähnt. Danach sind auf dieser Insel und in Lei-chou noch einige abergläubische Gebräuche in Übung, welche nach Ansicht des Verfassers aus Fu-kien gekommen sein sollen. Der wildeste ist der „sui-liah“ genannte: Je nach der Örtlichkeit verschieden, ist sein gemeinsames und wesentliches Merkmal die Durchstossung der Wange, Zunge, oder sonst eines Gesichtsteiles (also auch der Nase!) mit einem eisernen Draht. Der Verfasser beobachtete selbst während der Feier des Geburtstages des Kriegsgottes in Hoi-how die häufige Vornahme dieser schmerzhaften Prozedur. Während der Fahrt des Götterwagens vom Tempel stieg ein Mann hinter dem Idol auf die Plattform, wo ihm ein Priester einen scharfen, stählernen, 5–6 Fuss langen Draht in Form eines Bleistiftes durch die Zunge, das Ohr oder die Wange stiess. Darauf trug man ihn in den Tempel, wo er dem Gotte ein Opfer darzubringen hatte und von dem Draht befreit wurde. Diese Szene wiederholte sich wohl über 20 mal. Man glaubt, dass diese Opfer übermenschliche Kräfte erhalten, dass sie z. B. einen Knoten in den Stahl schlingen könnten, mit dem sie gestochen wurden, und dass sie unter dem besonderen Schutze des Gottes stehen.

Nach meiner Ansicht scheint es sich hier um nichts anderes als den den Ai-Laos vertrauten ancestralen Brauch zu handeln, dessen ursprünglicher Zweck und Sinn mit dem Vordringen chinesischer Kultur allmählich in Vergessenheit geraten, missverstanden und mit dem chinesischen Gott des Krieges und der Tapferkeit in Zusammenhang gebracht worden ist.

Am weitesten verbreitet und von fast allen Stämmen geübt ist das Tätowieren, eine Sitte, die unter anderen auch den Völkerschaften vom Malayischen Archipel bis hinauf zu den Ainos auf Yezo eigentümlich ist oder war¹⁾. Es muss aber hervorgehoben werden, dass das Tätowieren auf Hainan allein Vorrecht der Frauen, und zwar der verheirateten Frauen ist, während auf Formosa sich zwar auch Männer tätowieren, die Zeich-

1) Die Sung-Geographie und Ma Tuan-Lin berichten von einem sog. Wên-shên Königreich, 7000 li nordöstlich von Japan gelegen, dessen Bewohner sich tätowieren sollen.

nungen der Frauen aber komplizierter sind als die des starken Geschlechtes. Insekten: Schmetterlinge und Motten; Blumen und Gräser; Linien und Muster, die mit der Gegend wechseln, müssen herhalten, in blauen Konturen Stirn, Wangen, Kinn und Arme, Hände und Beine, Brust und Rücken, meistens aber das Gesicht zu verschönern. In Yu-linkan und Ny-chou (Ai-chou) sind es z. B. eine Reihe von runden Punkten zwischen zwei Linien, welche von den Augen herunter und quer über das Kinn laufen.

Dabei soll diese Prozedur, deren Spuren nicht immer dauerhaft sind und vor dem Alter verschwinden, nach der Versicherung einiger Reisenden die Schönheit der Frauen keineswegs beeinträchtigen. — Es ist nun durchaus nicht notwendig, die Aboriginer von Hainan wegen dieses weitverzweigten Brauches mit den Malayen in einen Topf zu werfen.

Finden wir doch bei D. F. Mac Gowan in „Gynaecocracies in Eastern Asia etc.“ (China Review 19) die Vermutung ausgesprochen, dass fast alle aboriginären Stämme Chinas das Tätowieren geübt haben, in Chê-kiang noch in der Han-Zeit; in Korea sogar noch später, und in Japan soll es noch heutzutage nicht ungewöhnlich sein. Es sei ein Merkmal, die Rassen, welche vom Nordwesten nach China kamen (Chinesen und Mougolen), von denen zu unterscheiden, welche von der See her und vom Südwesten, aus dem malayischen Archipel und Indochina einwanderten. Nach Parker (The Early Laes and China) schnitten sich die Männer des Ai-Lao-Stammes Elefanten und Drachen in die Haut und eine noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts P'u-J genannte Grenzbevölkerung von Birma und Yünnan ist wahrscheinlich mit einer in den T'ang-shu erwähnten Rasse gleichen Namens identisch, welche sich das Gesicht tätowiert und es mit schwarzem oder dunklem Pigment gefärbt haben soll.

Sitten und Gebräuche. Im Frühling halten sie, wie Bowra in der Übersetzung der Chronik von K'üing-shan-hsien mitteilt, ein grosses Fest ab, wobei die Männer und Frauen benachbarter Niederlassungen in festlichen Gewändern, Hand in Hand, herumspringen und singen, das ist die beste Heiratsgelegenheit. Die Eltern haben keine Macht, sich der Wahl des Kindes zu widersetzen, und Rücksichten auf Namensgleichheit sind unbekannt. Entsprechend heisst es bei Hirth, in „The Peninsula of Lei-chou“ (China Rev. 2, 1873—74): Jedes Jahr zurzeit des Laternenfestes, „Yüan-hsiao“, im Februar oder März, kommen Männer und Frauen von fern und nah zusammen, „den Rattan“ zu schlagen, d. h. sich zu treffen und nach dem oder der Künftigen Ausschau zu halten.

Diese Bräuche — fährt Bowra fort — sind den unter den wilden oder Shêng-Li in Übung befindlichen ähnlich:

An schönen Frühlingsabenden singen und spielen die jungen Leute von 16—17 Jahren, beiderlei Geschlechts, miteinander, indem sie über sich selbst verfügen, ohne dass die Eltern bei der Wahl mitzusprechen hätten.

Die Sitte erinnert lebhaft an eine Reihe von Tai-Shan-Stämmen auf dem Kontinent:

Bei den Hsi-hsi (Westfluss) Miao ziehen gleichfalls die jungen Männer (mit Weidenflöten!), die jungen Mädchen (mit dem nötigen Proviant) ins Freie hinaus, um miteinander zu singen, zu spielen, und sich nach Neigung zu paaren, worauf nach der Geburt eines Kindes die Ehe endgültig geschlossen wird.

Ähnliche freie Sitten herrschen bei den K'a-mêng-ku-yang Miao-tsë. Die Pai-chung chia Miao-tsë feiern zu Anfang des Frühlings das Mondfest, wobei die junge, ledige Generation sich um die Hüften fasst, und zum Klange einer Trommel tanzt und allerlei Scherz treibt, während die Eltern dabeisitzen, ohne dem Treiben Einhalt zu tun.

Um zu den Li zurückzukehren, so erfolgt, wenn alles zwischen den Verlobten klar ist, der Austausch der Hochzeitsgeschenke (Kleidungsstücke, Wein und besonders Vieh) seitens der Eltern, bei dem eigentümliche Feierlichkeiten beobachtet werden sollen.

Am Tage der Hochzeit folgt der Bräutigam dem Vermittler(?) in das Haus der Braut, welche auf Befehl der Eltern ihr Haupt bedeckt, das Kleid löst und zu ihm hinausgeht, um auf seinem Rücken in ihr neues Heim getragen zu werden. Nach Calder: „Notes on Hainan and its aborigines“ bringt der Vater die Braut zur Hütte ihres künftigen Mannes, wo sie nach dem unter freiem Himmel stattfindenden Hochzeitsschmaus von der Mutter zu der Tür der Kammer geführt und dem Bräutigam übergeben wird.

Bleibt die Frau kinderlos, wird sie zurückgeschickt, und beim Tode des Mannes geht sie ins Eigentum des nächsten Bruders über¹⁾. Bemerkenswert ist, dass die Familie des Bräutigams das Muster schenkt, nach dem das Gesicht der nunmehr zur Treue dem Mann ihrer Wahl gegenüber verpflichteten jungen Frau tätowiert wird.

Im Süden der Insel (Yü-lin-kan) werden die Hochzeiten mit ähnlichen Ergötzlichkeiten gefeiert, und Betelnußgeschenke gegeben. Der Gatte tritt hier aber noch in die Familie der Frau ein, die seine einzige bleibt.

Vom grössten Interesse sind in diesem Zusammenhange die Ausführungen Edouard Diguets in „Etude de la langue Tai“:

Die Eltern haben bei der Verlobung nichts zu sagen, nur die Wahl der Kinder zu ratifizieren. Das Herz gibt den Ausschlag. Die jungen Leute ziehen am 15. und 30. des zweiten und am 5., 10., 15., 20., 25. und 30. des dritten Monats aus nach einer berühmten Grotte im Tal von Nghia-lô, wo sie sich finden. Hat der junge Mann darauf um die Hand seiner Angebeteten angehalten, sendet sein Vater die Geschenke. Die Verlobungszeit beträgt sechs Monate bis drei Jahre. Der Verkehr vor der Hochzeit ist frei, doch ist bei vorzeitiger Schwängerung eine Strafe an das Ortsobershaupt — und umgekehrt an die Gemeinde, wenn dieses der

1) Bei derartigen freudigen Anlässen wird an manchen Orten ein Hahn geschlachtet. Das ganze Dorf feiert mit und ergötzt sich nach dem Schmause an Trommel- und Glockenmusik. „Alle wichtigen Anlässe, gute wie schlechte, sind überhaupt ein Anlass, Schweine, Schafe oder Ochsen zu schlachten, wozu Freunde und Verwandte eingeladen werden,“ sagt Hirth in der schon erwähnten Arbeit über Lei-chou.

Schuldige ist — zu zahlen. Die Hochzeit wird bei den Eltern des Mädchens gefeiert, fällt aber zu Lasten des Vaters des Mannes. Das ganze Dorf ist eingeladen, und der Schmaus dauert 2—3 Tage.

Mit den Heiratsgebräuchen der Li eng verbunden ist der Tanz. Swinhoe sagt, dass ihre Art zu tanzen, mit der der Pepo oder Shu-Fan auf Formosa genau übereinstimmt, ist aber vorsichtig genug, diese Tatsache als eine vielleicht rein zufällige Erscheinung zu erklären, da von einer Auswanderung von Bergstämmen aus China nach Formosa nichts bekannt sei, vielmehr die Ansicht vorherrsche, dass die Insel von den Philippinen aus bevölkert worden ist. (Die andere Möglichkeit einer malayischen Einwanderung auf die Insel Hainan zieht er gar nicht in Betracht.)

Männer und Frauen bilden einen unterbrochenen Kreis derart, dass die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite stehen. Jede Person kreuzt vorn die Arme über der Brust, so dass die linke Hand die rechte der rechtsstehenden Person erfasst und umgekehrt. Die Männer führen den Gesang und die Frauen folgen. Wie sie singen, wird der Kreis, indem jeder zwei Schritt vorwärts und zwei Schritt rückwärts tut, bald enger, bald weiter.

Ein Mann in der Mitte mit einem Weingefäss in der Hand, sorgt für die lustige Gesellschaft, deren Freude immer ausgelassener wird, und welche in Frühlingsnächten oft noch die Morgendämmerung beisammensieht.

Es bedarf nach dem Vorhergegangenen nicht der Erwähnung, dass auch in dieser Beziehung eine unverkennbare Übereinstimmung — wenn nicht in den Details des Tanzes, so doch in den begleitenden Nebenumständen¹⁾ herrscht.

Ausser der schon erwähnten Reminiszenz an das Mutterrecht findet sich an derartigen Symptomen für das primitive Entwicklungsstadium eines Volkes nur noch die Blutrache auf Hainan, welche ein heiliger Brauch ist und für den Vater, Grossvater und Freund mehrere Generationen dauert.

Doch kannte man nach chinesischen Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts zu dieser Zeit schon das Kompositionssystem oder die friedliche Beilegung des Streites.

Der Tod der Eltern und anderer naher Verwandter wird nicht laut beklagt oder beweint; es ist Sitte, rohe Nahrung zu sich zu nehmen.

Auch die K'a-mèng-ku-yang Miao-Tzë enthalten sich beim Tode eines Verwandten jedes Ausdrucks ihres Schmerzes. Sie lobpreisen vielmehr den Abgeschiedenen in Liedern und Scherzen und beschliessen den Tag mit dem üblichen Mahle. Wenn aber im nächsten Jahre der Ruf eines bestimmten Vogels ertönt, so brechen sie in Klagen aus, indem sie rufen: „Die Vögel sind zurückgekehrt, aber unser teurer Tote ist nicht wiedergekommen!“

1) Auf Hainan wie bei den zum Vergleich herangezogenen Stämmen des Festlandes.

Als Särge dienen ausgehöhlte Baumstämme, und die Beerdigung, bei der Vieh geopfert zu werden pflegt, findet in der Weise statt, dass dem Leichenzuge ein Mann vorangeht, der von Zeit zu Zeit ein Ei auf die Erde fallen lässt. Die Stelle, wo es beim Aufschlagen nicht zerplatzt, wird für geeignet und von guter Vorbedeutung gehalten. Dort findet dann, nachdem der Tote beigesetzt worden ist, ein Leichenschmaus statt und werden Totenwachen gehalten.

Am 49. und 65. Tage nach dem Tode versammeln sie sich wieder am Grabe zu einem anderen Feste.

Bei Krankheiten werden — nach chinesischen Berichten — den bösen Geistern Ochsen geopfert. Derselbe Gedanke findet sich auch bei den Pai-ou-tse Miao-Tze, welche zu den Geistern ihrer Verstorbenen beten; und bei den Man, welche — nach dem Sung-Shih — dem Kranken keine Medizin geben, sondern die Bronzepauke schlagen, dabei den Geistern ein Stück Vieh opfernd

Bei Chao Ju-kua ist dasselbe auch von den Li gesagt, nur mit der Erweiterung, dass sich niemand der Schwelle des Kranken nähern darf.

Die Weissagekunst ist den Li nach einer chinesischen Quelle unbekannt. Sie bestimmen aber die Zukunft aus den Füßen eines geschlachteten Huhnes, dessen Knochen und Erzeugnisse überhaupt eine wichtige Rolle im Haushalt und Leben der Li zu spielen scheinen.

Tracht. Unter den mannigfaltigen Haartrachten ist die häufigste und charakteristischste die, das Haar in einem nach oben geschlungenen Knoten, der bisweilen mit weissem oder rotem Band unterbunden ist, als formlose Masse oder zu einem Horn gedreht, auf dem Scheitel zu tragen, und zwar allein oder in Gesellschaft eines zweiten kleineren Haarknopfes dahinter.

Bisweilen kompliziert sich die Geschichte ein wenig, wie z. B. in Yü-lin-kan, wo zu dem in Windungen zusammengedrehten oder einfach geschlungenen Knopf auf dem Scheitel die Haare des Hinterkopfes in ein, zwei Schwänzchen auf einer oder auf beiden Seiten emporgeführt und dort mit silberbeschlagenen, gewöhnlich aus Affenbein hergestellten Nadeln befestigt werden.

Einfacher ist die Art, die Henry beobachtet hat, das Haar von der Stirn zurückzubinden und mit einem Kamm aufzustecken. Oder man dreht es zusammen und legt es rings um den unrasierten Kopf, wie in Yai-(Ngai-) chou.

Dagegen scheideln die Frauen der Stämme, die Swinhoe in „Aborigines of Hainan“ beschreibt, sofern sie verheiratet sind, ihr Haar in der Mitte und befestigen es in einem grossen Knoten auf dem Hinterkopf; bisweilen lassen sie es lose herumhängen wie in Yü-lin-kan¹⁾.

Daneben findet sich bei den Frauen von Tan-chou, und besonders unter den dortigen Fischerfrauen, eine besondere Art, das Haar zu tragen.

Ein weisser Streifen aus ungebleichter Baumwolle wird durch das

1) Oder vereinigen es zu einem Knoten auf dem Rücken.

Stirnhaar gezogen und hinten unter einem ungeheuren chignonartigen Haarknoten, der mit vielen Haarnadeln durchstochen ist, zusammengebunden.

Nicht weniger interessant ist endlich auch eine von Du Halde beschriebene Frisur: Männer und Frauen tragen das Haar durch einen Ring an die Stirn gedrückt.

Allen diesen Haartrachten gemeinsam ist ein das Haar zusammenhaltendes Tuch oder Seidenzeug, welches die Stelle eines Turbans vertritt. Je nach Gegend und Geschlecht variiert es in Farbe und Schnitt und ist bald weiss, rot oder blau, bald einfach befranst oder bestickt. Nicht selten wird diese turbanförmige Krönung des Kopfes durch helle Stroh- oder Rattan Hüte ersetzt, welche unter dem Kinn festgebunden werden. Ihre Form ist verschieden; sie sind meistens klein, doch finden sich im nördlichen wie südlichen Teil der Insel auch Typen mit spitzen Köpfen und breiten Krempe, an denen lange, einfarbige, meist blaue Fransen hängen.

Verwandte Haartrachten unter den Shan-Stämmen des chinesischen und hinterindischen Kontinents finden sich bei den Frauen der Pu-Yüan Shan wie bei den Tai in Nan-pien-hsin-chai und Hsiao-ho-kuan (Fred. W. Carey: „Journeys in the Chinese Shan States“ in The Geographical Journal 15), deren Kopfbedeckung aus einem bisweilen mit Goldfäden bestickten Tuchhut oder Turban besteht.

Ferner sagt Mac Gowan bei der Schilderung der äusseren Erscheinung der Chê-kiang-Miao-tzë, dass ihr Haar in Form eines Bogens über der Stirn steht, von dem in der Regel ein Silberschmuck herabhängt.

Und endlich findet sich auch bei G. Dumontier (The Black River of Upper Tonquin and Mount Ba-Vi, Chine Rev. 19, 1891) der Turban als übliche Kopfbedeckung¹⁾ wiederholt erwähnt, mit dem Unterschiede, dass er, gewöhnlich aus blauem Tuch bestehend, nach Art der neapolitanischen Bauerntracht auf dem Kopfe liegt, ihn nicht umschliesst.

Die Kleidung der Insulaner besteht bei Männern aus zwei Schurzläppen, aus meistens schwarzem, braunem oder tintenblauem, auch mehrfarbigem, seltener weissem ungebleichten Baumwolltuch, welche, je nach Stamm und Gegend bald breiter, bald schmaler, auf der Vorder- und Rückseite die Hüften bis zu den Knien in der Weise bedecken, dass ihr Verbindungsstück an die linke Hüfte zu liegen kommt die rechte dagegen freibleibt, um beim Spannen des Bogens nicht hinderlich zu sein. Diese leichte Art ihrer Bekleidung, welche stellenweise auch mit dem „malayischen“ Sarong abwechselt, erinnert an die der Bewohner des südlichen Formosa. Das Gewebe ist grob und hart, dabei äusserst dauerhaft und meist in Linien- und Punktmotiven — bei blauem Grundton — weiss, bei weissem Grundton — blau — gemustert.

In Yü-lin-kan ist es ein Lappen, der zwischen den Beinen hindurchgeführt und vorn und hinten an einer Hüftschnur befestigt wird.

1) der Man — Frauen.

Als Besonderheit findet sich in der Übersetzung der K'jung-shan-hsien Chronik von Bowra ein Kleidungsstück der Shu-Li erwähnt, welches aus einem baumwollenen, mit einem für den Kopf bestimmten Loch in der Mitte versehenen Umhang ohne Ärmel besteht. Dazu werden auf dem Kopfe bestickte Tücher und sechseckige Rattanhüte getragen.

Eine eigentümliche Mischung chinesischer und einheimischer Tracht stellt die Kleidung der Li in Ling-mun im Innern der Insel dar, wo die chinesische Jacke zum einheimischen Vorder- und Hinterschurz getragen wird.

Das wichtigste Bekleidungsstück der Frauen ist noch immer ein von den Hüften bis zu den Knien, selten tiefer, reichendes, zylindrisches und enges Hemd aus meist schwarzem oder tiefblauem, auch buntem Baumwollzeug, das stark an den malayischen Sarong erinnert, aber etwas kürzer als dieser ist.

Gleichwohl scheint die chinesische Kleidung seit kurzem Anhängerinnen unter ihnen zu finden.

Doch unterscheiden sich die Frauen von den Männern besonders durch eine Art Leibchen oder knappe Jacke, mit engen, kurzen Ärmeln, aus denselben Stoffen, welche an den Rock anschliesst. Vorder- und Rückseite sind mit lebhaft bunten Stickereien in zum Teil geschmackvollen Ornamenten und angenehmer Farbenwirkung bedeckt und je nach Dorf und Clan verschieden. Neben der häufigen Anwendung des Mäanders und anderer geometrischer Muster, welche nicht immer symmetrisch angebracht sind, findet sich auch das wahrscheinlich einheimische Motiv eines stark stilisierten tanzenden Mannes.

Zum Verschluss dienen — neben der Verschnürung und mit farbigen Wollfäden durchwebten Perlzieratgürteln — grosse Bleirosetten, in deren schlüssellochartige Öffnungen gegenüberliegende löffelförmige Zäpfchen hineinpassen.

Ein Vergleich mit den Kostümen kontinentaler Shan-Stämme ergibt ausser einer Reihe von Übereinstimmungen auch die Tatsache, dass das Kleidungsstück der Li, welches allgemein als malayischer Sarong angesprochen wird, nicht unbedingt malayisch zu sein braucht. Es müsste denn sein, dass auch diese Stämme in ihrer Kleidung malayischen Einflüssen unterlegen sind.

So tragen die Frauen der am Oberlauf des Schwarzen Flusses (Song-Bo) in Tonking lebenden Man neben einer allerdings besonderen Tunika und einem bis zu den Knien reichenden, sehr eng sitzenden Paar Hosen ein Bruststück, mit schmalen, weissen Schnüren und Schlingen und einer Reihe von dünnen Zinnknöpfen verziert. Nacken, Ärmel und Ränder der Hosen und Tunika sind mit Svastika-Zeichen bestickt, und ein grosses Ornament wie ein lateinisches Kreuz an der Spitze eines Dreiecks schmückt die Rückenseite in weisser, schwarzer oder roter Stickerei, je nach dem Stamm.

Ferner tragen die Frauen der Akkas — einer nach Fred. W. Carey (A Trip to the Chin. Shan Tribes) von den Shan unterworfenen und wahrscheinlich zu den Lolos gehörigen Rasse ohne eigene Sprache mehr —

einen sehr kurzen, engen, bis zu den Knien reichenden Rock und ein offenes Jacket mit gesticktem Schnürleib; die Pa-i Shan-Frauen ein langes, bis an die Fussgelenke reichendes Hemd mit vielfarbigen Rändern und gleichfalls ein enges Jacket oder Schnürleibchen, welches, neben einem Paar weisser, kurzer Kniehosen auch den Frauen der Pu-Yüan Shan eigentümlich ist und hier stets offen getragen wird. Ein schwarzer Schnürleib ist die Mode bei den Shan-Frauen in Nan-pien-hsin-chai und Hsiao-ho-kuan, und¹⁾ nach Dumontier bei den Muong, einer im oberen Tonking dominierenden Shan-Rasse.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich also jedenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit die Gemeinsamkeit des Turbans, des sog malayischen Sarong und des kurzen engärmeligen Jackets hüben wie drüben, d. h. bei Stämmen, die anerkanntermassen zu der Tai-Shan-Familie gehören, und solchen, bei denen diese Zugehörigkeit zweifelhaft erscheint.

Als Schmucksachen dienen 1 Zoll lange Stücke aus Hirschhorn, welche in die Ohren (d. h. wahrscheinlich: durch die Ohrläppchen) gesteckt werden. Diese, sowie grosse Ringe aus Kupfer und Messing, welche bis auf die Schultern reichen, dürften wohl als Überbleibsel des uralten Brauches angesprochen werden, der bei der Etymologie des Namens Tan-êrh eingehender beschrieben worden ist. Nach Berichten Du Haldes tragen beide Geschlechter auch Ohrringe aus Gold- oder Silberblech in rundgelegter Birnenform, die vielleicht chinesischen Ursprungs sind. Dazu kommen grosse Halsringe aus weissen und blauen, auf Draht gezogenen Glasperlen, von denen oft zwanzig und mehr auf einem Halse zu sehen sind, oder Ringe aus dünnem, 2—3 cm breitem Silberblech. Kämme von schmaler, hoher, keilartiger Form zeigen auf dem Rücken feine Rethflechtei in Rhombenmustern, während ihre Enden mit Blei eingefasst sind, und viereckige, spitz zulaufende Haarpfeile aus Affenbein sind zum Teil mit einem rechtwinkligen Linienmuster, das sich aus kleinen, schwarzen Kreisen mit Punkten in ihrer Mitte zusammensetzt, verziert. Daneben gibt es Nadeln aus Silber, Kupfer und Zinn.

Wohnart. Die Li wohnen in Dörfern, die meistens in der Nähe von fliessendem Wasser gebaut sind, wie es auch bei den Niederlassungen der Miao-tzë der Fall ist.

Oft läuft ein aus Bambusstangen errichteter Zaun um die Ansiedelung, welcher an der Stelle, wo der Weg ihn kreuzt, niedriger wird. Um das Übersteigen dort zu erleichtern, ist an der Aussen- und Innenseite des Zaunes eine zweistufige Bambusleiter oder ein roh eingekerbter Holzstamm angebracht. Dergleichen roh hergestellte und beiderseitig an die Umhegung gestellte Stufenbalken sind auch auf Feldern zu sehen; sie nehmen die Stelle der Tür ein, verhindern das Ausbrechen der Haustiere und schützen zugleich gegen die wilden Tiere, Haus und Herde, da Vieh stellenweise in nicht unbeträchtlichem Masse gezüchtet wird.

1) Ein kurzer Unterrock (sic!), der bis zu den Knien reicht, mit einer die Hüften gerade bedeckenden Tunika und einem mehrfach gefalteten Bruststück.

In einem der grösseren Dörfer mit Namen Loi-han wurde an einem Tore eine sinnreiche Federvorrichtung, bestehend aus einem bogenförmigen, elastischen Stück Holz, beobachtet, welche das Tor zuschlug und schloss, sobald der Druck der Hand aufhörte.

Die Häuser der Li sind hinsichtlich ihrer Bauart je nach Gegend verschieden. In Choi- (oder Chio(?)-) tung z. B. bestehen ihre Wände aus Bambusflechtwerk und sind innen wie aussen mit Erde beworfen. Das Dach ist mit Stroh gedeckt. Strohbedeckte Hütten, ohne Wände, deren Dach auf jeder Seite bis zur Erde reicht, sind die Regel in Yü-linkan, in Ny-chou, und die Chronik von K'üung-shan-hsien beschreibt die Wohnungen der Li als „in Gestalt umgestürzter Becken aus zusammengelegtem Gras gebaut.“ „Oben befanden sich die Wohnräume für die Menschen, darunter die Ställe für das Vieh und die Schweine.“

Nach einer anderen chinesischen Quelle (Karte von Hainan mit Angabe der Städte und wichtigsten Plätze; mit kleinen Illustrationen — darstellend Pflanzen, Tiere und Insulaner bei ihrer Beschäftigung — und begleitendem Text) sind die Häuser der Li lang und hoch und haben Bootsform, je eine Tür an der Schmalseite und in der Mitte ein zweites Stockwerk, in dem sie wohnen, während die unteren Räume für die Schweine bestimmt sind. Calder endlich behauptet, dass jeder Li zwei Hütten zu haben scheint, eine für sich und seine Waffen, die andere für Frau und Familie. Damit sind vielleicht die Stämme gemeint, bei denen noch das Mutterrecht in Geltung ist.

Bemerkenswert ist aber, dass, je tiefer man in das Innere vordringt, die Bauart der Häuser immer reiner den Typ eines malayischen Pfahlhauses wiederzugeben scheint. Die Wohnungen in Huang-a und Tau-ta nämlich sind wesentlich verschieden von denen im bereits erwähnten Chio-tung und in Pi-sui, Orte, die beide im südwestlichen Teile der Insel liegen. Sie sind hier auf Pfählen in 1 $\frac{1}{2}$, bis 2 Fuss Höhe über dem Boden errichtet, haben Wände und Dielen aus Bambusgeflecht — derart, dass zwei Lagen fingerdicker Stangen im rechten Winkel übereinander gelegt werden —, Strohdächer und ein zweites Stockwerk für die Bewohner. Schweinen und anderen Haustieren ist der Raum darunter zugewiesen. Die Herde bestehen aus viereckigen Einschnitten in die Erde, die mit Lehm verkleidet sind, oder, was das gewöhnliche ist, aus „gespaltenen Bambusstäben“.

Die Frage ist nun, ob das Haus der Li wirklich auf ein malayisches Vorbild zurückgeht oder, ob wir es auf Hainan mit einem Typ zu tun haben, der sich selbständig entwickelt hat oder auch vom Festlande her gekommen sein kann.

Dass Pfahlhäuser ähnlichen Typs auf dem malayischen Archipel die Regel sind, beweist noch lange nicht, dass in dieser Beziehung tatsächlich ein Zusammenhang zwischen Malayen und Li besteht, geschweige denn, dass die Li selbst Malayen sind, wie es von vielen behauptet wird; denn es ist Tatsache: eine ganz heterogene Rasse, wie die Shan- und Thai-Stämme des südwestlichen China und Hinterindiens, baut Häuser in demselben oder ähnlichem Stil.

Ob und inwieweit auch hier malayische Einflüsse anzunehmen sind, ist allerdings eine andere Frage.

Zunächst sagt Edouard Diguët in „Etude de la langue Tai“, dass das Haus der Tai stets auf Bambuspfeilern in Mannshöhe über dem Boden errichtet ist, Bootsform hat, sehr gross, oft 75 m lang und 25 m breit ist, so dass oft 12 Familien Platz haben und unten die Haustiere: Pferde, Büffel, Schweine usw. beherbergt. Daneben befände sich ein kleiner Speicher.

Nach den Ausführungen G. Dumontiers in der China Review 19, 1891 bestehen die Dörfer der Muong, der wichtigsten Rasse am Song-Bo oder Schwarzen Flusse im oberen Tonking — deren Bezeichnung „Muong“ kein Rassenname, sondern das Äquivalent für das annamitische châu und das siamesische chao ist — nur aus 10–20 Häusern, welche auf Pfeilern in Höhe von etwa 7 Fuss erbaut sind. Leitern dienen zum Aufstieg, und das Untergeschoss ist der Aufenthalt für Schweine usw. Die Häuser stehen isoliert und ihr Boden ist, weil aus Bambus hergestellt, sehr elastisch. Gewöhnlich sind sie nur ein grosser Raum mit einer manns-hohen Abteilung von Bambusmatten (etwa ein Viertel des Ganzen) für die Frauen. Das zweite Viertel desselben Endes ist der Feuerplatz, der viereckig und 7–8 Fuss lang ist. Der Herd besteht aus langen, flachen Steinen, die auf der Bambusdielen liegen, worüber dann noch eine dicke Schicht Asche gebreitet wird. Ein Balken an der Decke dient als „whatnot“ zum Aufhängen allerhand Geräte; auch die Wiege, ein langer, flacher Korb aus Bambus hängt an der Decke genau so wie bei den Li, deren Babys in weidengeflochtenen, mit drei Stricken an den Balken der Hütte aufgehängten Schwingen ruhen.

Eine dritte Abteilung vorn, mit Holz ausgelegt, ist das Ehrenzimmer für Besuche und Gäste, denen stets der beste Empfang zuteil wird.

Pfahlhäuser aus Bambus, in der Ebene, nahe an fliessendem Wasser liegend und einzelne Gehöfte bildend oder zu kleinen Dörfern gruppiert, finden sich endlich auch im Gebiete der Sip-song-pan-na oder „12 Staaten“ (nämlich: Mêng-Wang, Chêng-Tung, Pu-Têng, Wu-Tei, Mêng-Wu, Liu-Shun, I-Bang, I-Wu, Mêng-La, Mêng-Lung, Mêng-Chèh und Mêng-Ah), deren Bewohner, grösstenteils Shans, von den Franzosen Lū oder Tai genannt werden, während ihr chinesischer Name Pai-I oder T'u-Chia lautet.

Waffen und Jagd. Der Li, in erster Linie Jäger und Holzschnitzer, führt stets ein hirschfängerartiges Messer bei sich, welches am Gürtel in einem kleinen, hohen Körbchen hinter der Hüfte getragen wird, wie der Muong vom Berge Ba-Vi am Schwarzen Fluss nie ohne einen kurzen Säbel (!) in hölzerner Scheide zu sehen ist.

Ihre Lieblingswaffe ist der Speer, mit dem sie auf über 100 Schritt Entfernung, ohne zu fehlen, auf Vögel und Tiere schiessen. Die Wurf-speere haben verschieden geformte eiserne Spitzen; die Bogen, aus hartem Holz hergestellt, sind mit Bambusstreifen bespannt, und die vergifteten Bambuspfeile, meist mit eiserner, knöcherner oder feuergehärteter (Holz-) Spitze oder einseitig herausgeschnittenem Widerhaken versehen, haben

keine Schwungfedern, sondern nur ein herzförmiges Stück Blatt, welches durch einen am Schaftende befindlichen Schlitz gezwängt wird. Jedes Jahr im Dezember sollen sie in Scharen auf die Jagd ausziehen und so gute Schützen sein, dass neun von zehn Schüssen immer treffen. Desgleichen heisst es, dass ihr Gehör und die Fähigkeit, sich geräuschlos an das Wild heranzuschleichen, zu einem hohen Grade entwickelt sind.

Allerdings wird das von anderen Reisenden wieder bestritten, welche ihnen eine besondere Geschicklichkeit in der Handhabung von Pfeil und Bogen absprechen. Nach der oben gegebenen Beschreibung der Pfeile hat es einige Wahrscheinlichkeit für sich, dass derartige Geschosse auf weite Entfernungen nicht gerade fliegen können. Ihre Taktik ist infolgedessen die, sich ganz nah an das Ziel heranzuschleichen, ehe sie schiessen. Das getroffene Wild wird dann so lange verfolgt, bis sich die Wirkung des Giftes zeigt. — Da die Li ferner weder Netze noch andere Fischfanggeräte haben, werden auch Fische mit Pfeilen geschossen; die Konservierung mit Salz soll ihnen schon bekannt sein.

Der Köcher besteht aus einem dicken Bambusrohr mit dichtschiessendem Lederdeckel in Form einer hohen Mütze, und zwei kleineren, durch Bastschnüre an seiner Seite befestigten Röhrchen.

Ackerbau. Wo auf der Insel, wahrscheinlich von Miao- oder Shu-Li, Ackerbau betrieben wird — und es ist besonders das nördliche flachere Vorland, das sich dazu eignet —, findet die Aussaat erst während der Regenzeit statt. Dabei wird das Pflügen des Bodens durch das Vieh besorgt, welches, in Herden freigelassen, das Wasser und den Boden zu einer dicken Masse zerstampft, in die das Korn gesät wird. Eine vorzügliche Ernte soll bei diesem Verfahren erzielt werden.

Auch das Abbrennen und ein rascher Wechsel der Felder und kultivierten Hügelseiten kommt vor und erinnert lebhaft an die Praxis einer Reihe von Shan-Stämmen auf dem Festlande.

Die Hainan Miao. Vierzig Meilen von der Westküste Hainans, sagt Fr. P. Gilman (China Rev. 19), in den Vorbergen zwischen Chinesen und Loi, wohnen viele Miao, Miao-Loi genannt, welche behaupten, vor 200 Jahren von Ko-chou auf dem Kontinente¹⁾ gekommen zu sein, und in grossem Masse Sprache und Sitten beibehalten haben, welche sich auch von denen der Loi unterscheiden. Sie zeigen den Bekannten den Vertrag über ihre Rechte, ein angebliches Dekret des „ersten Kaisers Pan-ku, datiert Jahr 1“, welches ihnen Steuerfreiheit, freie Bebauung der Hügel, Heirat untereinander und Schutz durch die Lokalbehörden garantierte. Auch sollen sie angehalten sein, den „Schöpfer“ zu verehren. Ihre Frauen haben mehr die ererbten Traditionen bewahrt. Das kommt besonders in der Kleidung zum Ausdruck, welche aus einer blauen Jacke mit engen Ärmeln, bis zu den Knien reichend und einem engeren Gewande darunter, von derselben Länge, besteht. Das Haar wird einfach nach oben gelegt und mit einem bestickten blauen Tuch bedeckt. Ihre Bebauungsmethode ist sonderbar: sie brennen eine Hügelseite ab und säen und ernten und

1) Nordöstlich von Leichou.

im nächsten Jahre eine andere. Daher haben sie weder feste Niederlassungen noch feste Häuser, weil bei dieser Wirtschaftsmethode der Boden schnell unbrauchbar wird. Ihre Dörfer bestehen aus zehn bis dreissig Familien.

Mit diesen Miao-Loi identisch sind wahrscheinlich die von Dumoutier erwähnten Méo-Stämme im Tale des Schwarzen Flusses, welche aus Kuei-chou gekommen sein sollen und sich nach ihrer Kleidung in drei Familien scheiden: die Back Méo, Hach Méo und Hông-Méo. Weil den Man ähnlich, werden sie auch Man-Méo genannt. Sie bewohnen die Spitzen der Berge, verbrennen die Toten und sollen durch vornehme Muong-Familien ins Land gebracht worden sein, um die Bevölkerung zu vermehren. Ihre Ansiedlungen lagen um Hong-Hoa, Thuy-Vi und Van-Ban und erstreckten sich bis zur Yün-nan-Grenze und bis nach Kuanghsi hinein. Zunächst hatten sie beträchtliche Privilegien, Steuerfreiheit, kostenlosen Landbesitz, und auch sie kultivierten den Boden sehr primitiv. Zu hohe Bedrückung führte später zu Aufständen, in denen mehr als 70 pCt. der Bevölkerung unterging.

Ferner üben die tonkinesischen Man und Muong — welche letztere allerdings auch den Boden mit einem mit lang zugespitzter und im Feuer gehärteter Spitze versehenen Bambuspflug pflügen — und eine Anzahl Miao-tzë in China diese einfache Art der Bodenbestellung durch Abbrennen mit dem System des Felderwechsels, der meist alle drei Jahre stattfindet und eine Veränderung des Wohnortes nach sich zieht.

Hausgeräte sind äusserst primitiv. Steinmörser fehlen, so dass der Reis in hölzernen zerstoßen werden muss, wozu drei bis vier Mann erforderlich sein sollen. Überhaupt finden sich Schüsseln mit Deckeln, Näpfe und dergleichen in sehr roher Ausführung häufiger aus Holz als aus dem sehr leicht zerbrechlichen Töpfermaterial. Kugelförmige Kochtöpfe mit zwei dicken Henkelösen haben einen schrägen Rand und konischen, durchlochten Deckel. Zu erwähnen sind ferner an Rethfasern hängende Wasserbehälter, Näpfe und Schöpfkellen, sämtlich aus einem Stück Bambus hergestellt; aus drei dornenbesetzten Leisten zusammengeschlagene Reibhölzer für Rettiche; pferdeschweifartige Handfeger aus Rethfasern und eine äusserst primitive Lampe, deren Bambusholzuntersatz in einem nach Art unserer Rohrklopfer geflochtenen Rethreifen hängt.

Die Pfeifen bestehen aus einem gekrümmten Kloben Holz mit enger Durchbohrung, in den am längeren, geraden Ende ein Bambusröhrchen eingeführt wird. Eine etwas sorgfältigere Ausführung in Brandmalerei und eingeritzten Pfeilschaft- und Rhombenmustern zeigt eine Flöte im Museum für Völkerkunde. Ebenda befindet sich auch eine interessante, fassförmige Trommel mit einem Hirschgeweih an beweglichem Zapfen als Handhabe und einem hölzernen Schlägel. Der längliche Körper ist an beiden Enden mit starkem Rindsleder bespannt, welches mehrere Reihen viereckiger Holznägel straff halten. Verwendung finden sie — wie wir gesehen haben — bei Festlichkeiten, Tänzen und Geisteranrufungen oder -vertreibungen sowie vor den Häusern der Häuptlinge.

Ob sie in irgendeiner Beziehung zu den mysteriösen Bronzetrommeln

(T'ung ku, Man-ku) stehen, die im Süden Chinas, auf Hainan, in Hinterindien und auf dem Ostindischen Archipel vorkommen, ist schwer zu sagen¹⁾.

Im „Ch'i-Man-ts'ung-hsiao“ wird erwähnt, dass man bei Ma-yang. (Provinz Hu-nan) eine Bronzetrommel aus dem Flussbett gegraben habe, die einer grossen Glocke oder einem länglichen Fass ähnlich gewesen sei, 36 Buckel (wie die alten chinesischen Bronzeglocken) gehabt hätte und dass an anderen Orten Bronzetrommeln häufig gefunden worden seien.

Diese Beschreibung passt nicht schlecht auf die erwähnte hölzerne Li-Trommel, zumal, wenn man mit einiger Phantasie die immerhin auffallenden dicken, hervorstehenden Köpfe einiger drei, vier Reihen von Holznägeln mit den Buckeln der alten „fassförmigen“ Glocken in Verbindung bringt.

Wir hätten in diesem Falle also eine der traditionellen Form entsprechende hölzerne Nachahmung des zweiten Typs alter T'ung-ku vor uns.

Ein einfacher Webstuhl, welcher bei den Li gebräuchlich ist, nimmt insofern etwas mehr Interesse in Anspruch, als die Baumwolle am Ende des 14. Jahrhunderts gerade von einer Bewohnerin Hainans, mit Namen Huang Tao-po, in die Yangtzë-Gebiete eingeführt worden sein soll, zu einer Zeit, als sich ihre Kultur, obwohl schon 800 Jahre früher bekannt, unter der Mongolen-Dynastie intensiver von Chinesisch-Turkestan aus über Nord-China zu verbreiten begann. Die Tatsache aber, dass auch Cochinchina lange vor jener Zeit ihren Anbau pflegte, in Verbindung mit der wahrscheinlichen Annahme ihrer Einführung aus dem isolierten Hainan würde gleichfalls auf einen früheren Zusammenhang hainanesischer und hinterindischer Tai-Shan-Stämme deuten.

Die einzige Art Baumwolle, welche bei ihnen wächst, blüht im Frühling und reift im Sommer und wird von den Frauen mit der Hand und einem Fuss zu Fäden zusammengedreht und für den Webstuhl präpariert.

Eine eigentliche Schrift besitzen die Ureinwohner Hainans nicht. Sie bedienen sich zur „brieflichen“ Verständigung gewisser Kerbzeichen auf Holz und Pfeilen, welche der Adressat versteht, und das ist insofern bemerkenswert, als in den Sui-Shu oder Büchern der Sui-Dynastie (589—618) von den Man gesagt wird, dass sie als Schrift das Kerbholz gebrauchten (Hirth, Bastian-Festschrift).

Eine Schriftprobe aus dem Tempel eines Dorfes, nahe Yü-lin-kan, welche von einem „Medizinmanne“ geschrieben sein soll und von Calder in „Notes on Hainan and its aborigines“ (China Review 1882—83) als ein Gemisch von Chinesisch und Malayisch hingestellt wird, erweist sich mir als sehr chinesisch und der unbeholfene Versuch eines des Schreibens unkundigen Eingeborenen, die Charaktere: „der Himmel ist weit“ zu kopieren, welche ich auf hainanesischen Teppichen wiederholt gesehen habe.

1) Nähere Ausführungen über die Trommelfrage müssen aus Raummangel fortfallen. H. M.

Zeichen für Zahlen und die Vorstellung von Zeit und Raum fehlen ihnen gleichfalls nach Ansicht desselben Autors.

Die Sprache der Li und ihre Beziehungen zu kontinentalen Sprachen¹⁾. Der zuverlässigste Wegweiser nach der Urheimat unserer Insulaner ist vielleicht die Sprache, welche sorgfältig von einer Fülle fremdartiger Sprachen und Dialekte zu sondern ist.

Nichts mit dem Idiom der ureingesessenen Li zu tun hat zunächst das sog. Hainanesische, die lingua franca der Insel, welche sogar von den Li in ausgedehntem Masse, besonders aber im Osten und Süden der Insel, gesprochen und auf allen Marktplätzen verstanden wird (Fr. P. Gilman): ein südchinesischer, mit dem Kantonesischen verwandter Dialekt. Es folgen der Swatau- und Amoy-Dialekt, welche an der Nordostküste bis Ka-chek 6 Meilen inlandwärts gesprochen werden; doch ist bereits 16 (engl.) Meilen in westlicher Richtung von Hoi-hou an der Nordküste der Insel im Li-Dorf Ti-dae fast gar kein Chinesisch mehr in Übung, und die Dialekte von Tam-chou (nicht weit von der südlichen Nordwestküste) und Ling-shui (Lingtui), an der Südostküste, sind dort unverständlich (Parker: *The Li aborigines of K'ungshan, China Review* 19).

Andere chinesische Mundarten werden neben den Miao-tzë-Dörfern des Südwestens und an der Küste gesprochen, wie das reine Kantonesisch, das Hakka und eine Art Mandarin-Chinesisch.

Die Dialekte von Tam-chou — vgl. Reihe X der Sprachtabelle —, dem Verbannungsort des berühmten chinesischen Dichters und Staatsmannes Su-Tung-Po, und von Lim-Ko — vgl. Reihe XI —, welche von-

1) Die Sprachtabelle, die diesen Abschnitt begleitet, war von Hrn. Strzoda bedeutend umfassender angelegt. Ich habe aber geglaubt, eine gewisse Beschränkung eintreten lassen zu müssen — nicht nur aus äusserlichen Gründen, um die Übersichtlichkeit zu erhöhen, sondern auch aus inneren. Die Aufnahmen hainanesischer Sprachen, die bisher veröffentlicht worden sind, sind von sehr verschiedenem Werte. Ganz ausschalten musste ich die von Calder herrührenden Aufnahmen aus Jü-lin-kan, Nga-lung und Samah, alles drei südhainanesische Sprachen. Es ist mir unmöglich gewesen, festzustellen, welche Lautwerte Calder mit seinen Transkriptionen verbindet. Ausserdem scheint er bei den Zahlen zum Teil die Numerative und wohl noch ein Substantiv mit aufgeschrieben zu haben, so dass solche Monstrositäten die Folge sind, wie bei einer Aufnahme aus Jü-lin-kan: 1 kom-heck hum, 2 lo (dlo) hum, 3 sa- (sauh-) hum usf. Die Calderschen Aufnahmen sind in der Tabelle also unberücksichtigt geblieben. Die von Swinhoe (abgekürzt Sw.), Jeremiassen (J.) und Parker (P.) aufgenommenen Listen wurden durchgesehen und ihre Orthographie vereinheitlicht. Es ist das zwar ein gewagter Schritt, doch tat ich ihn erst nach reiflicher Überlegung und nachdem ich die Überzeugung gewonnen hatte, dass sich aus dem Material feststellen lasse, welche Laute gemeint seien. Die Vokale sind wie im Deutschen, die Konsonanten wie im Englischen auszusprechen, ao, ou, ou ei usw. sind als Diphthonge zu sprechen. Aus der grossen Reihe der von Hrn. Strzoda zum Vergleich herangezogenen Sprachen des asiatischen Kontinentes habe ich eine Miao-tze — [nach Edkins = Ed.] und zwei Jao-Sprachen [nach Souchières = Sou] ausgewählt, sowie das Siamesische und Annamitische, andere Sprachen sind in den Anmerkungen benutzt. Für das Siamesische wählte ich die Transkription von Pallegoix, für das Annamitische die von Taberd. Im Texte sind Änderungen der Transkriptionen nicht durchzuführen gewesen.

einander abweichen, sind ohne Zweifel die am stärksten vom Chinesischen beeinflussten (obwohl sie von der in Frage kommenden Bevölkerung selbst für aboriginal (!) gehalten werden), und zwar der erstere mehr vom Mandarin, der letztere vom Hainanesischen. Im Süden, Westen und Innern finden sich die aboriginären Sprachen, nach Fr. P. Gilman etwa östlich von der vom Leng-ang-Fluss gebildeten Teilungslinie, welcher bei Hoi-hou in die Hainanstrasse mündet, während die westlich davon gesprochenen Mundarten von ihm als dem Siamesischen und anderen Abarten der Tai-Sprachenfamilie angehörig noch besonders aufgeführt werden.

Frd. Hirth in der bereits zitierten Arbeit „die Insel Hainan nach Chao Ju-Kua berichtet, dass sechs Sprachen auf Hainan gesprochen werden sollen.

Ob darunter nur aboriginäre Dialekte des Li-yü oder auch andere Sprachen zu verstehen sind, ist nicht ganz klar.

Die von einigen Schriftstellern wie Sandal-Wood in „Capture of a Lee Stockade“, Taintor und Calder in „Notes on Hainan and its aborigines“, von Henry und auch Swinhoe (an einer Stelle) vertretene Ansicht, die Ureinwohner der Insel seien malayischen Ursprungs oder doch noch mit ihnen verwandt, ist unhaltbar.

Das in der Sprache der (malayischen) Shu-Fan (Pepo) und anderer formosanischer Stämme so häufige R zeigt keine Ähnlichkeit mit dem der Lis. Ihrer Sprache fehlt ferner das für Japan und Formosa gleich wichtige R als Anfangskonsonant.

Diese Tatsache, der zum grössten Teil monosyllabe Charakter und das jeder Klasse von Substantiven eigentümliche Zählwort sind durchaus Erscheinungen der chinesischen Sprachenfamilie und veranlassten Swinhoe später, den Loi-Dialekten bündig ihren Platz hier anzuweisen.

Die sprachlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen der Li selbst sind nur dialektischer Art und bei einer Rasse ohne eigene Schrift und Literatur, die ein unwegsames gebirgiges Land bewohnt, leicht erklärlich. In Formosa dagegen sprechen benachbarte Stämme sogar verschiedene Sprachen, eine Erscheinung, die entweder auf das Vorhandensein verschiedener Rassen oder darauf zurückzuführen ist, dass lange Zeitläufe zwischen den einzelnen Kolonisationsperioden lagen und die durch die Natur des Landes begünstigte Isolierung lange genug dauerte, einen durchgreifenden Wandel in allem zu schaffen. — Neben den nur dialektischen Variationen, die jedenfalls nicht so weit auseinandergehen wie auf Formosa oder in China, zeigen, wie Swinhoe feststellt, die Idiome der vier weit auseinander wohnenden Shu- und Shèng-Li-Stämme: der Lakia von Lingmun im Innern; der Lai von Yülinkan (-kong) an der Südküste; der K'lai von Nychou (Ngai-chou) und der Lao-kwang von Hoi-tow (vgl. Sprachtabelle) bisweilen eine auffallende Übereinstimmung. Noch deutlicher wird diese Tatsache durch meine vergleichende Sprachliste, auf welcher 13 Stämme mit einem mehr oder weniger umfangreichen Wortschatze vertreten sind.

Auch Jeremiassen in „Loi Aborigines and their speech“ sagt: „Alle Loi-Dialekte stimmen mehr oder weniger miteinander überein. Alle sind

sie ursprünglich dasselbe. Aber die Vermehrung der Bevölkerung, die sie zwang, neue Wohnsitze zu suchen, mit der isolierenden Unwegsamkeit und Abgeschlossenheit des bergigen Landes taten das ihrige, die „Stämme“ zu schaffen und die Verwirrung unter ihnen zu vermehren. Ihre frühere einheitliche Sprache ist korrumpiert durch das Hainanesische, das Mandarin und die Miao-tzë-Dialekte.

Es muss zugegeben werden, dass auch hier — unter den Li-Dialekten! — grosse Differenzen vorhanden sind; aber eine Verständigung zwischen den einzelnen Stämmen ist nicht absolut ausgeschlossen.

Nimmt man daher mit den Chinesen als feststehend an, dass die Shu-Li oder Miao-Li vom chinesischen Kontinente herübergekommene Miao-tzë sind, so müsste nach Swinhoe dasselbe für die wilden (Shêng-) Li postuliert werden.

Die sprachlichen Unterschiede zwischen ihnen sind nun aber nach einer von Swinhoe aufgestellten Tabelle der von den vier oben erwähnten Stämmen gesprochenen Dialekte so bedeutend, dass sie diesen Schluss auf die Herkunft der Shêng-Li kaum gestatten, da überhaupt nur die Zahl 5 in beiden übereinstimmt und 1, 2, 10 und 100 in den Miao-Li-Sprachen wohl chinesisch sind.

Josef Edkins glaubt einen ziemlich deutlichen Zusammenhang zwischen den Sprachen der Miao-tzë aus Kuei-chou und denen der Aboriginer von Hainan konstatieren zu können, und nimmt an, da z. B. das Wort für Wasser „nam“ sowohl auf Hainan wie in Siam (Menam) vorkommt, bei den Miao-tzë in Kuei-chou aber fehlt, dass der Li-Dialekt Hainans in der Mitte zwischen den ursprünglichen Dialekten Siams und denen der wilden Völker im südwestlichen China steht. In seinen Bemerkungen zur Swinhoe-Liste sagt er: die Chinesen nennen die Völker, die wir mit dem Namen Lao bezeichnen, Lo, ein Name, der in der gewöhnlichen Bezeichnung für Siam (Hsien-Lo) enthalten ist. So nennen die Könige von Siam sich selbst Beherrscher der Laos und die birmanischen Kaiser Beherrscher der Mon und Talaing (chin.: Mien-Tien). Der Name Li oder Lakia usw. auf Hainan ist wahrscheinlich identisch mit dem der Kolo oder Lolo (?) genannten Aboriginer der Provinz Kuei-chou und ebenso mit dem Wort Lao in Siam.

Wenn Edkins am Ende seiner Ansführungen die Hoffnung aussprach, dass es sich in nicht zu ferner Zukunft zeigen würde, dass auch die Li-Dialekte mit denen der Miao-tzë Kuang-sis verwandt sind, so befand er sich ohne Zweifel auf der richtigen Spur.

Meiner Ansicht nach empfiehlt es sich aber, die Dialekte der Miao-Li auf Hainan bei der Frage nach der Bestimmung der ursprünglichen Li-Sprache nicht zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen, da sie vielleicht stärker vom Chinesischen beeinflusst worden sind als die anderer Shan-Stämme auf dem Festlande.

Inwieweit diesem Standpunkt bei der Aufstellung der Sprachliste Rechnung getragen worden ist, ist allerdings schwer zu sagen, da nicht in jedem Falle in den Berichten mit Sicherheit zu erkennen war, ob die wilden oder zivilisierten Li (Shêng-, Shu-Li) gemeint waren.

Vor allen Dingen möchte ich aber der Vermutung Ausdruck geben, dass die den Li verwandten Stämme weiter südlich zu suchen sind, als es gewöhnlich angenommen wird. Denn es liegt nahe, dass die heutigen Bewohner der südlichsten Teile Chinas, also auch Hainans und Indochinas (Siams usw.) zur Zeit der chinesischen Invasion zunächst an der Reihe waren, den eigentlichen chinesischen Kontinent zu verlassen, wo sie bis dahin als Einheit zusammengelebt haben mochten, während die heutigen Bewohner der südwestlichen Provinzen Chinas damals weit höher im Norden gewohnt haben und vielleicht in manchen Beziehungen verschieden von jenen gewesen sein können.

Parker konstatiert dementsprechend in einem bereits erwähnten Aufsatz, dass 20 von 300, und zwar monosyllablen, Worten der Ti-dae Li reines Siamesisch oder Muong sind und ebenso viele zusammengesetzte Worte diese Verwandtschaft in einer Silbe wenigstens zeigen. Eine unleugbare Tai-Shan-Verwandtschaft stellt auch Terrien de Lacouperie fest, trotzdem er zugibt, dass die Sprache nicht rein ist und Spuren anderer Einflüsse zeigt.

Das folgende ist ein Versuch diese Behauptungen auf eine breitere Basis zu stellen und, wenn möglich, den endgültigen Beweis für diese Verwandtschaft zu liefern.

Aus der vergleichenden Sprachtabelle, auf welcher die Dialekte oder Sprachen einer grösseren Zahl von Stämmen Hainans und des benachbarten Kontinents mit Namens- und — soweit möglich — Ortsangabe vertreten sind, ergibt sich zunächst allgemein, dass in einigen Kolumnen 70 pCt., in den übrigen der 13 verschiedenen Li-Dialekte aber ungefähr 50 pCt. unverkennbar Tai-Shan-Worte sind.

Am auffallendsten tritt diese Verwandtschaft zutage bei den K'ungshan-Li (Khêng-toa-Loi), Reihe XII, welche als Shu-Li gelten, eine Erscheinung, auf welche auch E. H. Parker in Vol. XIX 6 der China Review aufmerksam macht, wo er zu beweisen sucht, dass zum mindesten diese Li von den Siamesen abstammen müssten.

Carl C. Jeremiassen nimmt in gleicher Weise in seiner Abhandlung „Loi aborigines of Hainan and their speech“ (China Review 20, p. 296) Siam oder West-Annam als Heimat der Li in Anspruch, sich dabei auf ihre allgemeine Erscheinung und ihre Sitten stützend, die er jedenfalls sehr gut gekannt hat.

Alle Li-Dialekte — vielleicht mit Ausnahme des von Tam-chou — haben weiter dieselben grammatischen Besonderheiten in der Konstruktion der Sprache wie die siamesische Grammatik zum Beispiel.

So folgt das Adjektivum meist dem Hauptwort und als charakteristisches Merkmal der Genetiv ohne ein ihn vermittelndes Bindeglied dem Wort, von dem er abhängt, wenn freilich auch die entgegengesetzte Reihenfolge vorzukommen scheint:

Einige Beispiele:

Hainan:

1. *nam dam*: schwarzes Wasser.
ma-lek hau-shit: schönes Mädchen.

(Hier steht sogar das offenbar chinesische Adjektivum: *hao-sé* (*hau-shit*) dem Substantivum nach.)

slög phaman: Knabe.

2. *bet(hit) nam*: die Wasser- (Wild-)ente.

de-yen: der Tabaksbeutel.

(Trotz der chinesischen Laute: *dai* (*de*) und *yen* schantaistische Wortstellung.)

Tai-Shan-Stämme (Kontinent):

- nam dam*: schw. Wasser (Siam).
am yang: reines Wasser (Mandialekt).

dek-phu-xai: Knabe (Siam),

tô pête nämme: Wildente (Diguët, Rh. 24).

Xe pet: Entenei (Dumontier).

me-nam: Mutter der Gewässer (Siam).

Terrien de Lacouperie gibt allerdings nur die Verbindung: Genetiv + Hauptwort und nicht die: Hauptwort + Genetiv als ideologischen Index an, worunter er Formeln für 14 Möglichkeiten der Wortfolge versteht, in welcher Gedanken in verschiedenen Sprachen ausgedrückt werden müssen und können, um ein und denselben Sinn zu geben.

Die vierte, ihm nicht bekannte Formel, welche die gegenseitige Stellung von Subjekt und Verb betrifft, ist einfach gegeben:

Das Subjekt steht vor dem Verb, wie aus folgenden Originalsätzen Swinhoes hervorgeht, welche gleichzeitig die Stellung des Adverbs veranschaulichen:

1. *Mow-poo k'an-ka kälü chan?*
Habt(?) Ihr gegessen Reis oder nicht?
2. *Ho tan mow elen:*
Ich sehe(?) dich gut.
3. *Vatney ho lai mow:*
Jetzt ich sehe dich (ihn?).
Pailao ho lai-mow:
Gestern ich sah dich (ihn?).
Baiho ho lai mow:
Morgen ich sehe dich (ihn?).
4. *Pëhiny chin moo-ën:* das ist gut.
Pëhiny chin këho elen: das ist besser.
Pëhiny elen: das ist am besten.

Die Stellung des Objekts hinter dem Verb, sowie die auch dem Chinesischen eigentümliche Erscheinung, ein Transitivum nie ohne ein allgemeines Objekt zu gebrauchen, illustrieren die folgenden Beispiele:

Hainan:

1. *Ok-ja*: Rauch trinken (rauchen).
2. *k'an-ka*: Reis essen.
3. *nga bam, nga bam*
ga-bom, la-bom oa
bom } öffne den
Mund.

Tai-Shan-Stämme (Kontinent):

- kin ja*: Rauch essen (rauchen) (Siam).
kin khao: Reis essen (Siam).
a bäk: den Mund öffnen (Siam).

Khoe khaiü, offenbar chinesisch, *khoe bäk* dagegen ist halb chinesisch, halb siamesisch, wobei der erste Bestandteil: *khoe* auffallenderweise auch mit dem Dumoutierschen Shan-Wort „*khay*“: öffnen, identisch wäre.

Hainan:

Siamesisch:

4. <i>Gō blong</i>	} nach Hause gehen.	<i>phai ban.</i>
<i>Bay blong</i>		
<i>Bōg-ta-blong</i>		
<i>Bui (bai) blong</i>		
<i>Boe-lun</i>		

Zusammenhänge bestehen ferner zwischen folgenden Reihen:

Hainan:

Tai-Shan-Stämme (Kontinent):

<i>Mo tha-slai-bou</i>	} Wie alt bist du?	<i>Mó ki lai pi:</i> Wie alt bist du?
<i>Mög-tai-bo</i>		(Dumoutier).
<i>Tai fut bo</i>		<i>Mung bay ro</i> (Dumoutier).
<i>Mo tha phi-bou</i>		
<i>Soe da pho</i>		
<i>Mō ki liau tui</i>		

Grössere Verschiedenheit herrscht unter den Zahlwörtern.

Ein auf Grund einer Vermutung Terrien de Lacouperies angestellter Vergleich der Li-Zahlwörter mit denen einiger formosanischer Stämme („Vocabulaire du dialecte Tayal“ par M. Guérin im Bulletin de la Société de Géographie, 15, 16, 1868) hat auch nicht die geringste Spur einer Ähnlichkeit ergeben.

Ebensowenig lässt sich ein Zusammenhang mit den Zahlwörtern der Lolo oder Kolo, eines Zweiges der Tibeto-birmanischen Familie der Kunlun-Sprachgruppe herstellen, der von Süd-Szê-ch'uan bis zu den Shan-Stämmen in Süd-Yün-nan reicht.

Sie lauten:

1	= <i>Tsz</i> oder <i>Chī</i>	
2	= <i>Ni</i>	(chines.)
3	= <i>Su</i> (<i>Soua</i>)	
4	= <i>Erh, Li</i>	
5	= <i>Ngu</i>	(chines.)
6	= <i>Fo, Hu, K'u</i>	
7	= <i>Shih</i>	(chines.)
8	= <i>Shie, hei</i>	
9	= <i>Gu</i>	(chines.)
10	= <i>Tsei, ch'e</i>	

Die meisten Li-Numeralia — ich erinnere an Formen wie:

<i>Sög, moh, Kuhe</i>	= 1
<i>Tow, Slau, Tau, Do, Lo, Lohe, Tuo, Söu, Chau,</i> <i>Ban-moh</i>	= 2
<i>Ts'o, Sao, Sah, Sauh, Shao, Thao</i>	= 4
<i>Tum, Tom, Töm, Nom, Lom, Thom, Loum</i>	= 6
<i>T'o, Thou, Si-too, Thvoh, Touth, Tow</i> (vgl. Zahl 2!), <i>T'o</i>	= 7

<i>Doo, Doh</i> (cf. Zahl 2!), <i>Louh, Luhe, Douh, Gow,</i>	
<i>Khou, O, Gou</i>	= 8
<i>Fan, Fag, Fow, Pow, Hühe, Pout, Fui</i>	= 9
<i>La-poom, Fut, Poo-üt, Moun, Tweit, Powat, Foo-üt,</i>	
<i>Töb, Tap</i>	= 10

sind Rätsel und lassen sich nirgends unterbringen. Ganz erheblich erschwert wird die Identifizierung durch die Verschiedenartigkeit der Transkriptionen in der Wiedergabe der fremden Laute.

Mit wenigen Ausnahmen und Veränderungen setzen sich die meisten Zehner bis 20 aus dem Wort für 10 und einem folgenden Einer — wie im Chinesischen zusammen. Die Lautwerte: a für 1 und i für 2 kommen sowohl bei den Miao-Li den Man Tonkings, im Siamesischen und bei anderen Shan-Stämmen, wie in der kantonesischen Umgangssprache und im Hakka vor und 10 heisst entsprechend *siap, tchap, sap, sh'ip* und *si'p*, während das *bó* für „3“ in allen diesen Dialekten annamitisch zu sein scheint.

Ein wichtiges Argument für die Verwandtschaft mit den Tai-Shan-Sprachen ist aber wieder der ausgedehnte Gebrauch von Numerativen oder Klassenwörtern, wie z. B.:

<i>Dow Kō ao</i>	2 Männer (<i>ao</i> : der Mann)
<i>Tao chun wan ao</i>	2 „
<i>Tao chun ao</i>	2 „
<i>Tao lang tat</i>	2 Vögel (auch <i>long</i> !)
<i>Ch'ih tun chai</i>	1 Baum (auch <i>tu-un</i> transkribiert)
<i>Ch'ih poon shai</i>	1 „
<i>Tow p'oon teëk</i>	2 Pfeile
<i>E vare vat</i>	1 Bogen usf.

Diese Numerative (*Kō, chun, lang, tun, poon, vare* usw.) lassen sich wegen der Unzulänglichkeit der Vokabulare leider nicht mit entsprechenden Worten der Shan-Stämme des Festlandes identifizieren.

Entsprechende Klassenwörter hier sind:

1. Das „*tou*“ der T'u-jen im Osten und Zentrum von Kuei-chou bis in das westliche Kuang-hsi hinein; das „*teou*“ und „*tou*“ der Pan-Yao ebendort; das „*tou*“ der Pan-i-shan-tzë oder Mo-Yao an der tonkinesischen Grenze; das „*to*“ der Chung-chia-tzë; das „*to, tó, tu, fu*“ der Lao-Shan-Stämme, und das „*toü, tua*“ des Siamesischen.

So heisst in der angegebenen Reihenfolge der Hund: . . . *tou mà*, . . . *teü kloü*, . . . *tou kloü*, . . . *to mà*, . . . *tó (tu) ma* und . . . *tou (tuu) mà*. Es ist ein Klassenwort, das für alle lebenden Tiere gebraucht wird.

2. Das Numerativ für Menschen ist bei den T'u-jen „*ong*“ (*-ong-hon*), bei den Siamesen „*onk*“ (*nìng onk khon*: 1 Mensch).

3. Allgemein für Gegenstände wird „*an*“ gebraucht: z. B.

. . . <i>an-moy</i>	die Hand,
. . . <i>an-ten</i>	der Fuss,
. . . <i>an-loun</i>	das Haus und
. . . <i>an-tu</i>	die Tür.

Die Bezeichnungen für Hund und Pferd unterscheiden sich in allen Taï-Shan-Dialekten nur phonetisch. Dieselbe — auch dem Chinesischen eigentümliche — Erscheinung einsilbiger Sprachen findet sich gleichfalls auf Hainan in den Dialekten von Lim-ko und Khêng-toa, wo das Pferd: *mà* und der Hund: *mà* heisst, während in den übrigen Idiomen die Unterscheidung in *ba* und *ka* eingetreten ist.

Die Bildung des Maskulinums durch Vorsetzung der Silbe *pha* endlich spricht nicht weniger deutlich, da der Hahn z. B. in fast allen Li-Dialekten *pha-khai* und im Siamesischen *phū-khai* heisst.

Terrien de Lacouperie stellte die Behauptung auf, dass die Taï-Shan-Sprachenformation sich in historischen Zeiten entwickelt hat aus der Vermischung von südlichen, zum grössten Teil dem Mön-(Man-)Typ angehörigen Sprachen mit dem Chinesischen, und zwar den alten Formen des Mandarin, welche ein Drittel ihres gesamten Sprachschatzes ausmachen.

Ein Blick auf die beigelegte Sprachtafel wird die Richtigkeit dieser Behauptung ergeben; denn der, — wenn auch weniger im Siamesischen, das durch das Kambodjanische und Indische stark beeinflusst worden ist — so doch in anderen Taï-Shan-Sprachen des Kontinents und besonders auch Hainans enthaltene Prozentsatz von chinesischen Worten ist ganz erheblich.

Sie brauchen nicht immer so offen ihren Ursprung zu verraten, wie z. B. *ka-mun*: die Tür; *hob, hap, ok*: trinken; *mien*: das Gesicht; *ap, ab, äeb* (*ä*): die Ente; *yen, in*: der Tabak; *mok*: der Baum; *douh, dauh*: der Kopf u. a. m.

Vergleichende Tabellen hainanesischer und kontinentaler Sprachen.

	1	2	3	4	5	6		
	Hainanesische Sprachen.							
I.	*i	tao	tsu	ts'o	pa	tum	I.	
II.	ö	stao	su	sö	ba	tom	II.	
III.	ö	tao	su	söt	ba	töm	III.	
IV.	kü	do	su	sao	ma	nom	IV.	
V.	ch'ih	tao	fu	stao	pa	tum	V.	
VI.	ch'ih	tao	fu	sao	pa	tom	IV.	
VII.		chao	fu	t'ao	ba	tom	VII.	
VIII.	sög	söu	fu	so	ba	tom	VIII.	
IX.	sög	slau	vu	sao	ba	tom	IX.	
X.	*ot	*ngöi	*tam	tiang	*ngö	*lok	X.	
XI.	*it	*cöu	*tam	ti	*nga	*sok	XI.	
XII.		lan	ta	ti	*nga	*stuk	XII.	
XIII.	*it	*ni	poa	pai	pa	ku	XIII.	
	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.							
XIV.	lan	sung	pan	sang	ha	ju	XIV.	
XV.	yat	y	pu	plei	pla	klu	XV.	
XVI.	a	y	po	piei	pia	kio	XVI.	
XVII.	nü'ng	sóng	la	boin	näm	säu	XVII.	
XVIII.	möt	lai					XVIII.	

* Bedeutet, dass chinesischer Ursprung zu vermuten ist.

	7	8	9	10	11	12	
	Hainanesische Sprachen.						
I.	t'o	ho	fun	la pum	la pun i	la pun tao	I.
II.	t'ou	hou	fag	fut	fut ö	fut slao	II.
III.	t'ou	hou	fag	fut	fut ö	fut tao	III.
IV.	tu	du	fou	puüt	la pu ko		IV.
V.	tou	gou	fai	füit	la fut ch'ih		V.
VI.	t'o	gou	fan	füit	la pu ch'ih		VI.
VII.	t'ou	o	fag	fut	fut chih		VII.
VIII.	t'ou	k'ou	fag	fut	fut sög	fut söu	VIII.
IX.	t'ou	gou	fag	fut	fut söy		IX.
X.	*söt	*bat	*köu	*töb	*töb öt	*töb ngöi	X.
XI.	*set	*baet	*ku	*töb	*töb öt	*töb ngöi	XI.
XII.	*shot	*biet	*ku	*tap	*chiup öt		XII.
XIII.	*siai	*yöt	dua	*chiup			XIII.
XIV.	sa	ho	*ku	*sü			XIV.
XV.	sia	yät	du	chep			XV.
XVI.	ngi	yät	du	*shop			XVI.
XVII.			chin	miö'i	mu'ö'i müt		XVII.
XVIII.	bay	täm				mu'ö'it hai	XVIII.
	Südehinesische Aboriginer-Sprachen.						
XIV.	Miao-tzë						
XV.	Pan Yao						
XVI.	Mo Yao						
XVII.	Siamesisch						
XVIII.	Annamitisch						

		20	100	1000	Kopf	Auge	
I.	Hainanische Sprachen.						
II.	C.-Hainan	tao pun	la van	la ngin	fun ¹)	u cha	I.
III.	S.-Hainan	do puit	van	ngin	fok sloak	sa	II.
IV.		tao fuit	van	jak sai	fok ho	sa	III.
V.	N.-Hainan	tao fuit	chih van	la gnin	*dao	tsun sha	IV.
VI.		tao fuit	voang	gin	wa la ku	song sha	V.
VII.			sög van	gen	gao	sa	VI.
VIII.		*ot baeh	*it baek	*ot sien	vöu	sa	VII.
IX.		*it baek	*it pai	*it saen	vo	sa	VIII.
X.		*ngei tap			sloak	sa	IX.
XI.		*ni chüap			*t'ou-hök	*ngan	X.
XII.					hao	da ²)	XI.
XIII.					hao	da	XII.
XIV.	Südhinesische Aborigener-Sprachen.				hao te	*mui	XIII.
XV.	Miao-tzé				le kao		XIV.
XVI.	Pan Yao		*yat pei	yat diu			XV.
XVII.	Mo Yao		*a pei	n diu			XVI.
XVIII.	Siamesisch		vui	phün	hua	ta	XVII.
	Annamitisch	hai mu'o'i	m'it träm	m'it ngün	diu	mät	XVIII.

1) Vgl. Pa-i (in Yün-nan): hu. — 2) Vgl. Shan: ta, Pa-i: t'ai.

		Nuse	Mund	Zahn	Zungo	Ohr	Gesicht	
	Hainanesische Sprachen.							
I.	La-kia (Ling-mun) Sw.	k'at	pam	fan	chien	t'ai	dang	I.
II.	T'i-t'ou Li (Ling-mun). J.	k'at	bom	fan	slien	t'ai	dang	II.
III.	T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	k'at	ham					III.
IV.	Lai (Yü-lin-kan) Sw.	k'ut	mom					IV.
V.	K'lai (Ngai-chou) Sw.	k'at	tsun pam					V.
VI.	(Hoi-tow) Sw.	k'at	pom	fan	chien	tsai	dang	VI.
VII.	Shuang-chien Li J.	k'ut	bom	fang	slien	jai	dang	VII.
VIII.	Pai-sha Li J.	k'ah	bom	fang	slien	jai	dang	VIII.
IX.	Hsiao-chien Li J.	k'at	bom	fan	sieu	jai	dang	IX.
X.	Tan-chou Li J.	k'at	*k'ao	*nga si	tët	*ngjoi	*mien	X.
XI.	Lim-ko Li J.	töng	bak	tiem	liem	sa	na ²⁾	XI.
XII.	Khêng-toa Loi P.	jong	bak		lin ²⁾		na	XII.
XIII.	Miao-Li Sw.		zuy ¹⁾					XIII.
	Südchinesische Aborigener-Sprachen.							
XIV.	Miao-tzë Ed.	ke	pan			tsin e		XIV.
XV.	Pan Yao Sou.							XV.
XVI.	Mo Yao Sou.							XVI.
XVII.	Siamesisch	tämük	pük	fün	lin	hü	nà	XVII.
XVIII.	Annamitisch	müi	miäng	räng	lu'ö'i	tai	mät	XVIII.

1) Vgl. Pa-i: su. — 2) Vgl. Shan: lin, Tai: lin. — 3) Vgl. Pa-i: nu.

		Haar	Hand	Fuss	Wasser	Feuer	
	Hainanische Sprachen.						
I.	C.-Hainan	La-kia (Ling-mun) Sw. T'i-tou Li (Ling-mun). . . . J. T'i-tou Li (5 Finger Geb.) . . J.	tamo	k'ok	nam	fei	I.
II.			e-mög	baeng k'ok	nam	fei	II.
III.			e mög	baeng k'ok	nom	fei	III.
IV.	S.-Hainan	Lai (Yü-lin-kan) Sw. K'lai (Ngai-chou) Sw. (Hoi-tow) Sw.	zeong	k'ok	nom	fei	IV.
V.			gung	k'uk	nom	fei	V.
VI.			jeong	t'et	nom	fei	VI.
VII.	N.-Hainan	Shuang-chien Li J. Pai-sha Li J. Hsiao-chien Li J. Tan-chou Li J. Lim-ko Li J. Kheng-toa Loi P. Miao-Li Sw.	nga-p'ou ¹⁾	chah k'ok	nom	je	VII.
VIII.			mog	ban k'ok	nom	fei	VIII.
IX.			mög	ben k'ok	nom	fei	IX.
X.		*möu	dou	kok ban	*tui	*hoa	X.
XI.			von	kok	nam	voi	XI.
XII.			shao	kok	nam	vei	XII.
XIII.			p'oa	*toao	nam		XIII.
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.						
XIV.	Miao-tzé			kie	nom		XIV.
XV.	Pan Yao		pu	ket sao	nom	tou	XV.
XVI.	Mo Yao		pu	shai-sao	nom	tou	XVI.
XVII.	Siamesisch	phóm	mu	tin, bät	nam	fai	XVII.
XVIII.	Annamitisch	tóc	tay	cho'n	nu'd'c	lu'a	XVIII.

1) Vgl. Shan: *phon-cháu*. — 2) Vgl. Thüs [am roten Fluss]: *va-phœun*.

		Erde	Himmel	Sonne	Tag	Mond	
I.	Hainanesische Sprachen.	fan	lai fa	ts'a van	vat nei	len nân ¹⁾	I.
II.		fan	lai fa	sou van	van	nian	II.
III.		fan	lai fa	sou van	van	ngan	III.
IV.	S.-Hainan			duong			IV.
V.				chio van			V.
VI.				sa van			VI.
VII.	N.-Hainan	fan	fa	sao van	van	ngan	VII.
VIII.		fang	fa	sa vang	vang	nia	VIII.
IX.		van	fa	sou van	van	ngiang	IX.
X.		nai	t'aen	*ngot t'an	*ngöt	*ngut loang	X.
XI.		bong, mat	pha	von	võn	sa	XI.
XII.		mot		da von.		shoi	XII.
XIII.							XIII.
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.		li pen	van		lung lun	XIV.
XV.		*dao	nam long				XV.
XVI.		ngi	tu ngong				XVI.
XVII.		din	fa	tả văn	văn	diên	XVII.
XVIII.		ban dit	trò?	nhự't	vũ'a	tràng	XVIII.

1) Vgl. Pa-i: leng.

		Monat	Jahr	Stern	Wind	Regen		
I.	Hainanische Sprachen.							I.
II.	C.-Hainan	La-kia (Ling-mun) Sw.	po	tap lao		fun	II.	
III.		T'i-t'ou Li (Ling-mun) J.	bou	tab lao	vot	fun	III.	
IV.		T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	bou	tab lao				
V.	S.-Hainan	Lai (Yü-lin-kan) Sw.					IV.	
VI.		K'ai (Ngai-chou) Sw.					V.	
VII.		(Hoi-tow) Sw.					VI.	
VIII.	N.-Hainan	Shuang-chien Li J.	bou	tab lao	vot	fun	VII.	
IX.		Pai-sha Li J.	bou	rao	vo	fong	VIII.	
X.		Hsiao-chien Li J.	bou	rao	rao	vot	fun	
XI.		Tan-chou Li J.	*näen	teng tut	*fong	*tui	X.	
XII.		Lim-ko Li J.	võe	sai	van	phun	XI.	
XIII.		Kheng-toa Loi P.	kou	mo hot	mo hot	van	dok fon	XII.
		Miao-Li Sw.					XIII.	
	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.							XIV.
XIV.	Miao-tzë Ed.			lao			XIV.	
XV.	Pan Yao Sou.						XV.	
XVI.	Mo Yao Sou.						XVI.	
XVII.	Siamesisch	diën	pi	dao	löm	fin	XVII.	
XVIII.	Annamitisch	thäng	näm	sao	gió	mú'a	XVIII.	

	Donner	Mann	Weib	Kind	Knabe	
	Hainanesische Sprachen.					
I.	ngiam	ha ao	pai k'o		ta bo man	I.
II.	ngiam	ta blong	bai tai	slög	slög p'a man	II.
III.	ngiam	t'ög blong	t'ög dun	slög	slög p'a man	III.
IV.		ao	p'a man			IV.
V.		wa ao	p'a man			V.
VI.		ao	pa k'ao			VI.
VII.	ngiam	chag bong	bai tsaiq	tiög	tiög p'a man	VII.
VIII.		p'a dong	bai dong	slög	slög fa mang	VIII.
IX.	om	t'ög blong	t'ög dun	slög	p'a man	IX.
X.	*lui kong	da	mai ngön	tai nong	söng fu möë	X.
XI.	*kong lui	da k'iang	mai fo	lök nok	lök da k'iang	XI.
XII.	kung hon	leng hon	mai m'en		lek	XII.
XIII.		miën	miën ao			XIII.
	Südehinesische Aboriginer-Sprachen.					
XIV.			hai nien			XIV.
XV.		tu miën	tu miën ao			XV.
XVI.		tu mun	tu mun ao			XVI.
XVII.	fu r'ing ¹⁾	khön	mia	lök	dék	XVII.
XVIII.						XVIII.

1) Wörtlich: Himmelsstimme; vgl. die ähnlichen Bildungen im Shan: pha-dang, Tai: fa-lang, Pa-i: fa-lang.

		Mädchen	Vater	Mutter	älterer Bruder	jüngerer Bruder	
	Hainanesische Sprachen.						
I.	La-kia (Ling-mun) Sw.	<i>tabo paik'o</i>	<i>ba</i>	<i>pi</i>	<i>i yong</i>	<i>haong</i>	I.
II.	C.-Hainan { T'i-t'ou Li (Ling-mun). J. T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	<i>siög ao [baik'o]</i>	<i>p'a</i>	<i>bi</i>	<i>k'ag</i>	<i>k'ang haong</i>	II.
III.		<i>siög ao, baik'o</i>	<i>p'a</i>	<i>bi</i>	<i>de</i>	<i>gö</i>	III.
IV.	S.-Hainan { Lai (Yü-lin-kan) Sw. K'lai (Ngai-chou) Sw.		<i>p'a</i>	<i>mai</i>			IV.
V.		(Hoi-tow) Sw.		<i>p'a</i>	<i>pai ya</i>		
VI.	Shuang-chien Li J. Pai-sha Li J.	<i>tiög fat</i>	<i>p'a</i>	<i>bi</i>	<i>tsi</i>	<i>vöng</i>	VI.
VII.		Hsiao-chien Li J.	<i>siög baik'o</i>	<i>bai</i>	<i>mai</i>	<i>p'a ko nong</i>	<i>p'a ma</i>
VIII.	N.-Hainan { Tau-chou Li J. Lim-ko Li J.	<i>p'a k'ao</i>	<i>p'a</i>	<i>ja</i>	<i>p'a long</i>	<i>p'a voung</i>	VIII.
IX.		<i>fu long moë</i>	<i>dia</i>	<i>mai</i>	<i>ko</i>	<i>do</i>	IX.
X.	Khèng-toa Loi P. Miao-Li Sw.	<i>lök mai lök</i>	<i>nö ba</i>	<i>nö nu</i>	<i>nö kö</i>	<i>to keng tok</i>	X.
XI.		<i>ma lek</i>	<i>fa</i>	<i>grei</i>			XI.
XII.	Südchinesische Aborigener-Sprachen.						
XIII.	Miao-tzë Ed.						XII.
XIV.	Pan Yao Sou.		<i>pa</i>	<i>mai</i>		<i>keu, ni kai</i>	XIV.
XV.	Mo Yao Sou.		<i>tia</i>	<i>ma</i>			XV.
XVI.		Siamesisch	<i>tao fa</i>	<i>dji</i>			
XVII.	Annamitisch		<i>plò</i>	<i>mada</i>	<i>phi xai¹⁾</i>	<i>nong xai</i>	XVII.
XVIII.							XVIII.

1) *xai* = männlich, *séto* = weiblich.

		ältere Schwester	jüngere Schwester	Tabak	Tabak rauchen
I.	Hainanesische Sprachen.				
II.	La-kia (Ling-mun) Sw.	k'ao	hu ong	ja ¹⁾	o ja ³⁾
III.	T'i-t'ou Li (Ling-mun) J.	eng	eng hoang	ja	ok ju
IV.	T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	k'ai	jog	ja	ok ja
V.	Lai (Yü-lin-kan) Sw.			ju	lu ju
VI.	K'ai (Ngai-chou) Sw.			ja	lou ja
VII.	(Hoi-tow) Sw.			ya	lao ya ³⁾
VIII.	Shuang-chien Li J.	baei	k'ün	ja	ok ja
IX.	Pai-sha Li J.	bai nong	bai k'o	in	ok in
X.	Hsiao-chien Li J.	k'ag	goang	ju	ok ja
XI.	Tan-chou Li J.	tsai	nong	*in	k'ia in ⁴⁾
XII.	Lim-ko Li J.	bö	nö ko	*in	kon in ⁵⁾
XIII.	Khêng-toa Loi P.				kon yen ⁵⁾
XIV.	Miao-Li Sw.				
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.				
XV.	Miao-tzè Ed.	k'ao			hao-, nao-nao-
XVI.	Pan Yao Sou.				
XVII.	Mo Yao Sou.				
XVIII.	Siamesisch	phi sao	nong sao	ja	süb ja ⁶⁾
XVIII.	Anamitisch	chi	mu'ü	thu'óc	hüt thu'óc

1) wohl = chin, yao, Medizin, Drogue. — 2) o = trinken. — 3) lao = essen oder trinken. — 4) k'ia = essen oder trinken. — 5) kon = essen oder trinken. — 6) süb = einsaugen.

		Reis, roh	Reis, gekocht	Reis essen	Baum	
	Hainanesische Sprachen.					
I.	La-kia (Ling-mun) Sw.		<i>ka</i>	<i>k'an ka</i>	<i>sai</i>	I.
II.	C.-Hainan { T'i-t'ou Li (Ling-mun) J. T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	<i>fat</i>	<i>t'a</i>	<i>k'an t'a</i>	<i>sai</i>	II.
III.		<i>fak</i>	<i>t'a</i>	<i>k'an t'a</i>	<i>sai</i>	III.
IV.			<i>buy</i>	<i>luk buy</i>	<i>sai</i>	IV.
V.	S.-Hainan { Lai (Yü-lin-kan) Sw. K'lai (Ngai-chou) Sw. (Hoi-tow) Sw.		<i>ta ma jak</i>	<i>lou ta ma jak</i>	<i>chai</i>	V.
VI.			<i>t'a</i>	<i>lao t'a</i>	<i>shai</i>	VI.
VII.			<i>fob</i>	<i>t'a</i>	<i>lou t'a</i>	<i>sai</i>
VIII.	N.-Hainan { Shuang-chien Li J. Pai-sha Li J. Hsiao-chien Li J.	<i>mai</i>	<i>t'a</i>	<i>lō t'a</i>		VIII.
IX.		<i>kaci</i>	<i>t'a</i>	<i>la t'a</i>	<i>sai</i>	IX.
X.			<i>*fan</i>	<i>*k'ia fan</i>	<i>mok</i>	X.
XI.	Lim-ko Li J. Khêng-toa Loi P. Miao-Li Sw.	<i>mai</i>	<i>p'ia</i>	<i>kon p'ia</i>	<i>dun</i>	XI.
XII.		<i>lob</i>	<i>tia</i>	<i>kon t'ia</i>	<i>don mi hoc</i>	XII.
XIII.			<i>ngao</i>	<i>nang</i>	<i>ni nang</i>	<i>hap</i>
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.					
XIV.	Miao-tzë Ed.					XIV.
XV.	Pan Yao Sou.			<i>hao-, nao-nao-</i>		XV.
XVI.	Mo Yao Sou.					XVI.
XVII.	Siamesisch	<i>káho</i>	<i>kháo piék</i>	<i>kin kháo</i>	<i>[tón-] müt¹⁾</i>	XVII.
XVIII.	Annamitisch	<i>gao</i>	<i>co'm</i>	<i>än co'm</i>	<i>c'iy, m'ic</i>	XVIII.

1) *ton* = truncus, *mai* = lignum.

		Vogel	Huhn	Ente	Schwein	Hund	Katze	
I.	Hainanesische Sprachen.							
II.	C.-Hainan {							
III.	La-kia (Ling-mun)	tat	k'ai	bit	bao	ba	miu	I.
IV.	T'i-t'ou Li (Ling-mun)	tat	k'ai	bit	bao	ba	miu	II.
V.	T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.)	tat						III.
VI.	Lai (Yü-lin-kan)	tat						IV.
VII.	K'ai (Ngai-chou)	tat						V.
VIII.	(Hoi-tow)	p'at						VI.
IX.	Shuang-chien Li	tat	k'ai	bit	bou	ba	miao	VII.
X.	Pai-sha Li	sat	k'ai	bit, bong	i	ba	miu	VIII.
XI.	Hsiao-chien Li	tat	k'ai	ab	bou	ba	miao	IX.
XII.	Tan-chou Li	chiok	kai	ab	chi-t'u-chi	*kao	mou	X.
XIII.	Lim-ko Li	nok	kai	bit	mo	ma ¹⁾	mou	XI.
XIV.	Kheng-toa Loi		kai	bot		ma		XII.
XV.	Miao-Li							XIII.
XVI.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.							
XVII.	Miao-tzé							XIV.
XVIII.	Pan Yao							XV.
XIX.	Mo Yao							XVI.
XX.	Siamesisch	nók	k'ái	p'èt	mú	má ^{*)}	mèò	XVII.
XXI.	Annamitisch	chím	gù	vít	leo	chó	mèò	XVIII.

1) Identisch mit dem Wort *ma* für Pferd, während dieses sonst in den Hai-nan-Sprachen *ka* heisst. — 2) Auch hier heisst das Pferd ähnlich: *má*.

		falsch	schwarz	weiss	gelb	rot
I.	Hainanische Sprachen.					
II.	C.-Hainan	vai	dam	k'ao	t'aeng	slat
III.	{ La-kia (Ling-mun) Sw. T'i-t'ou Li (Ling-mun) . . . J. T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) . . J.	vou	*kai	k'ao	t'aeng	slat
IV.	{ Lai (Yu-lin-kan) Sw. K'ai (Ngai-chou) Sw.					
V.	{ (Hoi-tow) Sw. Shuang-chien Li J. Pai-sha Li J. Hsiao-chien Li J. Tan-chou Li J. Lim-ko Li J. Kheng-toa Loi P. Miao-Li Sw.	vou van ta ka ka	döm dam lök *ha lam	k'ao k'ao k'ao *p'ae *p'tak	t'iang 'iang gou *vang lang bak lang	slat tong daem *hong *hong bak-jing
VI.						
VII.						
VIII.						
IX.						
X.						
XI.						
XII.						
XIII.						
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.					
XV.	Miao-tzë Ed.					
XVI.	Pan Yao Sou.					
XVII.	Mo Yao Sou.					
XVIII.	Siamesisch	p'om	däm	khóo	lu'ang	dëng
	Annamitisch	gia	den	tr'ing	sac-vang	min do

		schwer	leicht	gut	schlecht	
I.	Hainanesische Sprachen.					I.
II.	{ Ia-kia (Ling-mun) Sw.				<i>te-te</i>	II.
III.	{ T'i-t'ou Li (Ling-mun) J.	<i>k'ün</i>	<i>k'ag</i>	<i>sien</i>	<i>te aek</i>	III.
IV.	{ T'i-t'ou Li (5 Finger Geb.) J.	<i>k'ün</i>	<i>k'ag</i>	<i>sien</i>	<i>k'iaab</i>	IV.
V.	{ Lai (Yü-lin-kan) Sw.					V.
VI.	{ K'lai (Ngai-chou) Sw					VI.
VII.	(Hoi-tow) Sw.					VII.
VIII.	{ Shuang-chien Li J.	<i>k'ün</i>	<i>k'eg</i>	<i>og-ha-ao</i>	<i>lai-hi</i>	VIII.
IX.	{ Pai-sha Li J.	<i>k'öng</i>	<i>k'ai</i>			IX.
X.	{ Hsiao-chien Li J.	<i>k'ün</i>	<i>k'öng</i>	<i>sien</i>	<i>daek</i>	X.
XI.	{ Tan-chou Li J.	<i>song</i>	<i>k'iong</i>	<i>*hou</i>	<i>sou, ong</i>	XI.
XII.	{ Lim-ko Li J.	<i>k'on</i>	<i>k'o</i>	<i>mai</i>	<i>sou</i>	XII.
XIII.	{ Khäng-toa Loi P.			<i>mai</i>	<i>ch'om</i>	XIII.
	{ Miao-Li Sw.					
XIV.	Südchinesische Aboriginer-Sprachen.					XIV.
XV.	{ Miao-tzè Fd.					XV.
XVI.	{ Pan Yao Sou.					XVI.
XVII.	{ Mo Yao Sou.					XVII.
XVIII.	{ Siamesisch	<i>näk</i>	<i>báo</i>	<i>di</i>	<i>riá</i>	XVIII.
	{ Annamitisch	<i>nang, gnh</i>	<i>nhe troin</i>	<i>tot</i>	<i>riu, ac, tu</i>	

Über Kinderspielzeug.

Von

Dr. Karutz-Lübeck.

Vor einiger Zeit hat Nordenskiöld in dieser Zeitschrift¹⁾ einen interessanten Artikel über „Spiele und Spielsachen im Gran Chaco und in Nordamerika“ veröffentlicht. Die Ähnlichkeit zwischen diesen „ausgezeichneten anthropogeographischen Leitfossilien“ im Norden und Süden beweist ihm „dass wir im Chaco einen Kulturkreis haben, der gewisse Sachen aus einer Zeit bewahrt hat, wo der kulturelle Austausch zwischen Nord- und Südamerika ein sehr bedeutender gewesen ist. Die Spiele müssen als Überbleibsel aus jener Zeit betrachtet werden“.

Ich ziehe die Richtigkeit der gefolgerten Tatsache, d. h. den Zusammenhang zwischen Nord- und Südamerika nicht in Zweifel, aber ich glaube, dass der Übereinstimmung der Spielzeuge keine Beweiskraft zukommt.

Von den verschiedenen dort erwähnten nehme ich nur zwei heraus, den „bean-shooter“ und den „buzz“. Jene „Flinte“ besteht aus einem Stück Rohr und einem Bügel, der darin mit dem einen Ende in einer Durchbohrung festsetzt, mit dem anderen in einem Längsschlitz federt. Man drückt dieses Ende gegen den hinteren Rand des Schlitzes, legt ein Projektil (im Chaco Fruchtkerne) davor, lässt los, und das zurückfedernde Bügelende schleudert das Geschoss aus dem Rohr heraus. Nordenskiöld hält es für wahrscheinlich, dass die Flinte rein indianischen Ursprungs und nicht wie Culin meint, von den Weissen gekommen ist. Meines Erachtens mit Recht, sie dürfte indianischen Ursprungs sein — in Amerika. Die Kinder der brasilianischen Waldstämme haben sich mit ihr gewiss vergnügt und geübt, lange bevor ein Weisser den Fuss auf den Boden der neuen Welt gesetzt hat, in ihrem vertrauten Verkehr mit der Natur längst selbst probiert und entdeckt, was europäische Freunde ihnen doch wohl erst vor recht kurzer Zeit hätten vormachen können. Die Dauer unseres friedlichen Einflusses reicht wohl aus, um die Übertragung auf Nordamerika, nicht aber, um sie auf das Innere von Südamerika zu erklären.

1) Bd. 42 S. 427.

Ausserdem ist dasselbe Stück von den verschiedenen Teilen Afrikas belegt. Weule¹⁾ hat ein Kindergewehr von den Makonde mitgebracht, das denselben Mechanismus zeigt, wenn auch kompliziert durch die Verbindung mit einem zweiten Typ afrikanischer Kinderflinten; es ist aber nicht zweifelhaft, dass sein Fund eine spätere Kombination darstellt, und dass die Makonde-Jungen den Bügel allein ebenfalls haben. Von Westafrika besitzt das Lübecker Museum für Völkerkunde drei analoge Stücke, zwei aus Togo und eins aus dem Pangwe-Gebiet; ihr Prinzip ist das



Abb. 1. Kindergewehr aus Togo.

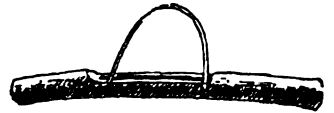


Abb. 2. Kindergewehr aus Lübeck.

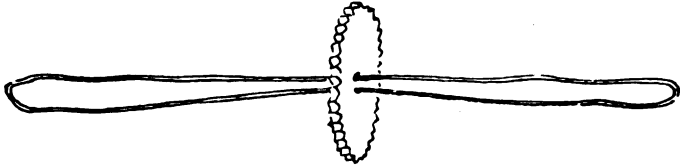


Abb. 3. „Zunzui“ (= Geräusch machen wie der Wind), Togo.

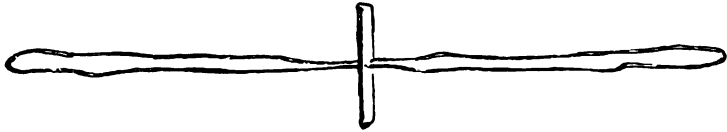


Abb. 4. „Zunzui“ aus Togo.

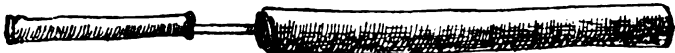


Abb. 5. Knallbüchsen aus Togo.

gleiche, ein federnder Bügel, der beim Zurückschnellen das Geschoss aus dem Lumen eines Rohres treibt. Bei den Togo-Gewehren stimmt die Form auch im einzelnen mit der amerikanischen und der ostafrikanischen überein, insofern der Schlitz, in dem das federnde Ende des Bügels spielt, durch die ganze Dicke des Rohres geht, und das festsitzende Ende des Bügels in einer eigenen Durchbohrung der massiven Rohrwand eingelassen ist (Abb. 1). Das Pangwe-Exemplar weicht in dieser Beziehung ab, das Rohr ist nicht zu einem Schlitz ausgeschnitten, sondern nur durch Wegnahme der halben Wandung in eine Hohlrinne verwandelt, und das feste Ende des Bügels sitzt nicht in einer getrennten Durchbohrung,

¹⁾ Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, Ergänzungsheft 1908. Tafel 27 und Seite 92.

sondern in dem Lumen des Rohres unterhalb des Ausschnittes. Es sitzt fest dadurch, dass der Bügel am unteren Rande dieses Ausschnittes rechtwinklig umgeknickt ist¹⁾. Dieselbe Formvariante, die für das Prinzip ohne Bedeutung ist, haben die kleinen Gewehre, die unsere norddeutschen Jungen noch heute sich anfertigen (Abb. 2).

Das zweite der Nordenskiöldschen Spielzeuge, das ich hier erwähnen wollte, ist die für eine Schnur ohne Ende doppelt durchbohrte Scheibe, die beim Drehen der Schnur selbst in Rotation gerät und einen summenden Ton gibt. Ebendasselbe Spielzeug hat das Lübecker Museum von Togo und zwar als gezähntes Rad (auch die amerikanischen Scheiben sind nach der Abbildung des genannten Artikels am Rande gezähnt) (Abb. 3), sowie als rechteckige Holzplättchen (Abb. 4); wir haben es von den Pangwe als länglichen Splitter von der Rinde des Raphia-stengels, von den Kirgisen als ein Paar Schafknöchel²⁾; Koch-Grünberg³⁾ beschreibt es von seinen südamerikanischen Indianern als zwei an Schnüren befestigte leere Fruchtschalen, Hajnel⁴⁾ aus Ungarn, in drei Formen, als Knopf, als Holz und als Knöchelchen („beim Schweine-schlachten“). Man darf also wohl von einer universalen Verbreitung des Spielzeugs sprechen, dessen Vorkommen nichts über Völkerzusammenhänge aussagt.

Kurz möchte ich ein Drittes hier anreihen, das nicht von Nordenskiöld, wohl aber von Koch-Grünberg erwähnt ist, und dessen amerikanische Provenienz — wie bei den vorigen zwei — in afrikanischen Stücken unseres Museums Analoga findet, die Knallbüchse. Sie besteht in Brasilien⁵⁾ aus einem Stück Ambaúva-Rohr und einem glatten Stab, der Pfropfen aus gekauter Holzrinde herausstößt. In Afrika hat sie Widenmann⁶⁾ als „Zimmerpistole“ bei den Dschaggakindern gesehen, das Lübecker Museum besitzt sie von den Pangwe aus einem ausgehöhlten Kassavestengel mit Ladestock aus Holz, der einen Pfropfen aus den Fasern von Pflanzenblattscheiden treibt, und von Togo (Abb. 5). Aus Europa ist sie uns Allen von der Kinderzeit her in guter Erinnerung.

1) Vgl. das Ende des Jahres erscheinende Werk über die Lübecker Pangwe-Expedition.

2) Vgl. mein Buch „Unter Kirgisen und Turkmenen“, Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1911. S. 92 und Fig. 16.

3) Zwei Jahre unter den Indianern, I S. 274.

4) Anzeiger der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, V, 1910. S. 32 und Fig. 2.

5) L. c. I. 119.

6) Kilimandscharo-Bevölkerung, Erg.-Heft 129 v. Peterm. Mitteilungen. S. 87.

Über einige altertümliche afrikanische Waffen und Geräte und deren Beziehungen zur Prähistorie¹⁾.

Von

L. Rütimeyer (Basel).

In der modernen Völkerkunde herrscht bekanntlich, vor allem veranlasst durch die Arbeiten von Frobenius, Ankermann, Gräbner, Foy und anderer das Bestreben, ähnlich wie in der Prähistorie einzelne Kulturschichten und deren gegenseitige Beziehungen zu konstruieren und in denselben gewisse Leitartefakte²⁾ hervorzuheben. Diese Leitartefakte kann man gewissermassen als Relikte oder geologisch gesprochen als Leitfossilien von Sedimenten einzelner Kulturwellen oder auch ganzer Kulturströme ansehen, Sedimente von Strömen, die sich durch ganze Weltteile oder grosse Teile derselben ergossen haben, und die sich in heute allerdings vielfach gestörter Lagerung neben- und übereinander schichteten. In der Konstruierung solcher Kulturschichten ist gewiss zurzeit noch manches hypothetisch und wird durch neue Funde und Anschauungen späterer Modifikation und anderer Deutung bedürfen. Die hier massgebenden Methoden, einerseits die statistische, welche die Dokumente menschlicher Ergologie, die Objekte der materiellen Kultur geographisch feststellt, und die neuerdings als wichtige Ergänzung hinzutretende vergleichend biologische, welche den organischen Zusammenhang und namentlich auch die Entwicklung und Umbildung der Kulturformen und der ihnen entsprechenden Völkerwellen erforschen will, lassen aber doch heute schon gewisse Umrisse von kulturgeschichtlichen Zonen und Querprofile durch Kulturschichten erkennen.

Jedenfalls gewährt es einen grossen Reiz, solchen Leitartefakten zunächst in statistisch-geographischer Weise nachzugehen und sie in die ihnen zukommenden Kulturschichten unter grösseren Gesichtspunkten wenigstens „theoretisch“ einzuordnen. Hier besteht auch der intimste Zusammenhang mit der Prähistorie, die uns ja auch bei der grössten Ergiebigkeit ihrer Fundgruben niemals ein vollständiges Bild der Kulturentwicklung der Menschheit geben kann, da eine Menge der wichtigsten Zeugen ihrer Ergologie wegen der Vergänglichkeit des Materials uns nicht mehr erhalten geblieben ist. Wie auch Schurtz³⁾ betont, geben

1) Nach einem in der Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte am 30. Oktober 1910 in Basel gehaltenen Vortrag.

2) Den bezeichnenden Ausdruck „Leitartefakte“ verdanken wir P. Sarasin. Siehe „Zur Einführung in das prähist. Kabinett der Sammlung für Völkerkunde im Basler Museum“. Basel 1906, p. 34.

3) H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, p. 363.

die prähistorischen Steingeräte allein oft ein falsches Bild prähistorischer Kultur, da der Stein vielfach nur als Verstärkung hölzerner Geräte diente. Hier tritt nun eben die Völkerkunde, Ethnographie und Ethnologie, in die Lücke und lehrt uns an Hand ihres Materiales bei noch heute lebenden und gewissermassen in natürlicher Lagerung ihrer verschiedenen Kulturelemente noch verharrenden Naturvölkern, aber auch bei Halb-Naturvölkern und bis in die Untergründe der hohen Kulturvölker hinein, die allgemeine menschliche Kulturentwicklung von den niedersten Anfängen zu höheren Zielen verstehen.

So mögen hier einige im Besitze der Basler Sammlung für Völkerkunde befindliche derartige ergologische afrikanische Dokumente, die offenbar sehr alten allgemein menschlichen Kulturschichten angehören, kurz aufgeführt werden, zunächst in statistisch-geographischer Weise. Bei einzelnen möge auch versucht werden, sie vergleichend biologisch den ihnen zukommenden Kulturhorizonten zuzuweisen.

Ich möchte dabei im allgemeinen ausdrücklich das erste Moment, die statistisch-geographische Konstatierung des Materiales in erster Linie betonen. Denn die Resultate einer unter diesem Gesichtswinkel ausgeführten Kleinarbeit werden ihre tatsächliche Bedeutung für eine theoretisch biologische Einordnung auch behalten, wenn sich in den grossen Zügen der heutigen und spätern ethnologischen Wissenschaft neue Gruppierungen des Tatsachenmaterials als notwendig erweisen sollten. Auch ist der Streit zwischen der Erklärung einer geographisch-statistisch festgelegten Ergologie durch Kulturwanderung oder durch autochthone Entstehung, Konvergenz usw. noch keineswegs durch definitiven Sieg der einen oder andern Anschauungsweise ausgetragen (es werden wohl beide unter bestimmten Umständen zu Recht bestehen wenn auch der ersteren meiner Ansicht nach die weit vorwiegende Bedeutung zukommt) und mahnt zur Vorsicht in der Deutung der tatsächlichen Befunde.

Zunächst seien, ich folge hier vor allem den Aufstellungen der eingangs erwähnten Autoren, speziell denjenigen von Foy, einige dieser ältesten ethnographischen Kulturschichten kurz skizziert.

Als ältesten Kulturbesitz der Menschheit bezeichnet Foy¹⁾ Steinwerkzeuge, Schlagstöcke zum Werfen und Parieren, einfache Holzspeere, Grabstöcke, Felltaschen, Fellumhänge, Feuerbohrer, Körbe, Windschirme. Repräsentiert wurde unter den bis in die Neuzeit noch lebenden Naturvölkern diese älteste Schichte durch die leider ausgestorbenen oder ausgerotteten Tasmanier, deren verfrühtes Verschwinden vom Schauplatz des Völkerlebens gar nicht genug bedauert werden kann, da sie, lebten sie noch in ihrer früheren Weise heute, den modernen Wissenschaften der Prähistorie und Völkerkunde unendlich viel zu sagen hätten.

Eine weitere Vervollkommnung und Differenzierung dieser Urkultur brachte eine Ausbildung des Schlag-, Wurf- und Parierstockes, der mit Knauf versehen war, zu den verschiedenen Keulenformen, dem Bumerang

1) W. Foy, Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum der Stadt Cöln, 3. Auflage, p. 25. Cöln 1910.

und Parierschild, der dann allmählich in den Breitschild übergeht. Der Holzspeer erhielt eine Spitze aus anderem, härterem Material, aus Stein oder Knochen.

Wir finden diese Kulturschichte gegenwärtig in ihren Leitartefakten vor allem in Australien vertreten¹⁾.

Um nun nach Afrika zurückzukehren, dem die zu beschreibenden Objekte angehören, so werden auf diesem Weltteil von Ankermann²⁾ nicht weniger als sechs Kulturschichten unterschieden, von denen hier nur die allerälteste erwähnt werden soll, die von Frobenius nigritische genannte, deren Ergologie den ältesten australischen Kulturschichten, der Urkultur der Tasmanier und der ältesten australischen Schichte, der sogenannten Bumerang-Kultur entspricht. Die Relikte dieser nigritischen Schichte ziehen sich nach Foy vor allem in einem Streifen vom blauen Nil durch die nördlichen Kongogebiete nach Südafrika hin. Die von den genannten Autoren aufgedeckten afrikanisch-australischen Beziehungen innerhalb der nigritischen Schichte rechtfertigen es meiner Ansicht nach, einige der im folgenden zu erwähnenden Objekte derselben einzureihen.

1. Afrikanische Speere mit Knochenspitzen.

Im Jahre 1908 brachte uns Herr Dr. A. David von Basel von einer Reise zum weissen Nil vier Speere mit (drei weitere nahm sein Begleiter an sich), die er in Faschoda von Schilluks erworben hatte. Es war sofort klar, dass es sich hier um seltene Stücke handelte, die, soweit eine Durchsicht der Literatur erkennen liess, noch ethnographische Nova darstellten. Ich habe diese Stücke im Jahresbericht der Sammlung für Völkerkunde damals kurz beschrieben³⁾. Wie ich später durch Herrn Staudinger erfuhr und mich beim Besuche der grossen deutschen ethnographischen Sammlungen selbst überzeugen konnte, besitzt oder besass wenigstens damals nur das Museum von Stuttgart drei solcher Speere, während sie sonst unbekannt zu sein schienen. Auch in der Fundgrube für die typische Ergologie der Gebiete am oberen weissen Nil, in den *Artes africanae* von Schweinfurth, sind sie nicht angeführt; überdies versicherte mir dieser so überaus kompetente Kenner der dortigen Stämme persönlich, er hätte in den von ihm bereisten Ländern niemals von solchen Speeren gehört; es musste somit ihre Provenienz eine andere und die Speere nur sekundär zu jenen Schilluk in Faschoda gelangt sein. In der Tat teilte mir der leider viel zu früh verstorbene Vorsteher der Stuttgarter ethnographischen Sammlung, Herr Graf v. Linden, mit, dass seine drei Speere von den Jambo, die am Gelo, einem Nebenflusse des Sobat, wohnen, also von einem äthiopischen Stamme im Südwesten Abessiniens herkommen. Die Knochenspitzen, die nach im Stuttgarter Naturalienkabinet gemachten Untersuchungen aus Röhrenknochen der Giraffe bestehen, haben bei den Stuttgarter Exemplaren laut einer brief-

1) F. Gräbner, Kulturkreise in Ozeanien. Zeitschrift für Ethnologie 1905 p. 39 ff.

2) B. Ankermann, Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika, I. c. 1905 p. 83.

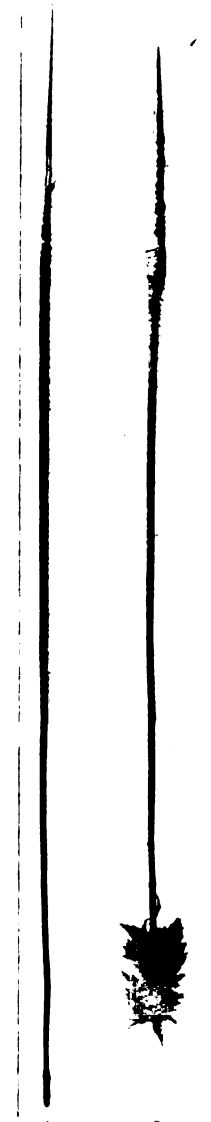
3) Verhandlungen der naturf. Gesellschaft in Basel. Bd. XX p. 89, 1909.

lichen Mitteilung, die ich der Freundlichkeit des Herrn v. Linden verdanke, eine Länge von 22, 25 und 45 cm; bei unseren vier Exemplaren ist dieselbe je etwa 48 cm lang und die kantige, lange, scharfe Spitze ebenfalls wahrscheinlich aus der Tibia der Giraffe gefertigt. Die Spitze ist durch Lederbindung auf dem geraden Speerschaft befestigt. Von weiteren Exemplaren dieser jedenfalls recht seltenen Stücke nenne ich vier uns von der ethnographischen Handlung von Oldham in London zum Kaufe offerierte Exemplare, bei denen die Knochenspitzen eine Länge von 11 bis 24 englische Zoll hatten und endlich drei weitere nach Aussage von Herrn Dr. David im Besitze eines englischen Arztes in Chartum befindliche. Leider vermag keiner dieser Gewährsmänner, auch Herr Dr. David nicht, genau zu sagen, woher die Speere ursprünglich stammen.

2. „Adium“, Speere mit Spitzen aus Antilopenhorn.

Ein weiteres im klassischen Erdteil der Eisenkultur, die ja wohl lange schon vor Europa in Afrika eingedrungen ist, auffallendes Beispiel eines Reliktes aus älteren Kulturschichten sind Lanzen mit Antilopenhörnern als Spitzen anzuführen. Da ich dieselben aus dem Werke von Ratzel¹⁾ kannte, hatte ich Herrn Dr. David vor seiner Reise in die Nilländer gebeten, womöglich mir solche Lanzen mitzubringen, und es war ihm auch möglich gewesen im Distrikt Tonga bei den dortigen Schilluk drei solcher, auch dort eher seltener Stücke zu erwerben. Diese Lanzen bestehen aus teilweise mit Quirlen aus Ziegenhaar am unteren Schaftende geschmückten einfachen Holzschäften, an deren oberem Ende ein gerades Antilopenhorn angebracht und durch eine lederne Umwicklung befestigt ist. Die Länge der Hörner beträgt 33–53 cm, diejenige der Lanzen 174–225 cm.

Von grossem Interesse ist hier eine Notiz des Herodot VII 69, deren Angabe ich Herrn Dr. P. Sarasin verdanke. Herodot sagt dort bei der Beschreibung der Musterung und Zählung des persischen Heeres bei Dareiskos 481 a. Chr., wie die Hilfstruppen aus Äthiopien Speere führten, „darauf war zugespitztes Antilopenhorn gemacht, das diente statt der Spitze, sie führten auch beschlagene Keulen“. Im gleichen Zusammenhang werden auch die mit Steinspitzen versehenen Pfeile dieser Äthiopier genannt, die P. Sarasin in seiner Arbeit über die ägyptische



1
2
Abb. 1. Speer mit Knochenspitze.
Abb. 2. „Adium“, Speer der Schilluk mit Spitze aus Antilopenhorn.

1) Ratzel, Völkerkunde 1895, Bd. II p. 263.

Prähistorie und das Dreiperiodensystem erwähnt¹⁾. Dass diese Äthiopier Neger waren, geht aus der weiteren Angabe Herodots hervor, dass sie oberhalb Ägyptens wohnten und das wolligste Haar von allen Menschen hatten. Es spricht da nichts gegen die Annahme, dass es Schilluk oder verwandte nilotische Stämme waren, die im Persischen Heere gegen Griechenland geführt wurden.

In dieser Lanze mit Antilopenspitze haben wir also ein wohl beglaubigtes historisches Relikt einer sehr altertümlichen afrikanischen Waffe; doch sind ja diese 2400 nachgewiesenen Jahre ein Nichts, wenn wir an das wirkliche Alter dieser ehrwürdigen Speere mit Spitzen aus Antilopenhorn und Giraffenknochen denken, deren Ursprung ja wohl sicher weit hinter die Metallzeit Afrikas zurückreicht. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir diese Waffen der uralten nigritischen Kulturschichte zuweisen. Hierfür spricht auch die Art ihres Vorkommens in den Gegenden am oberen Nil. Wie schon erwähnt, gibt Foy²⁾ an, dass in Afrika die Spuren der ältesten Kulturkomplexe (entsprechend der australischen Urkultur und Bumerangkultur) sich ganz besonders in einem Streifen am oberen Nil nach Südafrika hinunterziehen und namentlich an beiden Endpunkten konzentriert vorkommen.

Eine direkte europäische prähistorische Parallele zu diesen Speeren mit Knochen- oder Hornspitzen haben wir in den dem späteren Magdalénien angehörigen und in Frankreich mehrfach gefundenen Speerspitzen aus Knochen oder Horn von Rentier oder Hirsch zu erblicken, wie drei solcher gerade neuerdings (September 1910) bei der durch die Herren F. Sartorius und F. Sarasin durchgeführten Ausgrabung einer Höhle in Arlesheim bei Basel zum Vorschein kamen. Es ist dies eine Fundstelle, die sich nach dem Urteil kompetenter Kenner als dem Übergang des Paläolithicum zum Mesolithicum, speziell den Azylien angehörig, ausgewiesen hat.

Ob in Afrika heute noch Lanzen mit Steinspitzen vorkommen, wie das in Australien noch der Fall ist, ist unbekannt; absolut undenkbar wäre es nicht, dass noch solche zum Vorschein kämen ebensogut wie die bis dahin unbekanntes mit Knochenspitzen. Pfeile mit Steinspitzen³⁾ sind neben solchen mit Knochenspitzen noch bei den Buschmännern gebräuchlich, also am südlichen Endpunkte jenes genannten Streifens mit Spuren der nigritischen Kulturschichte.

3. Afrikanische Wurfhölzer, Wurfkeulen und Bumerangs.

a) Wurfhölzer von Darfor und vom Kongo.

Weitere diesem Kulturhorizont und überhaupt dem ältesten allgemeinen menschlichen Kulturgut zukommende Urwaffen sind Wurfstöcke und ihre sekundären Differenzierungen in Wurfkeulen verschiedener

1) P. Sarasin, Die ägyptische Prähistorie und das Dreiperiodensystem. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel, Bd. XXI 1910 p. 264.

2) L. c. p. 182.

3) Vgl. British Museum, Handbook to the ethnographical Collections p. 214 fig. 188.

Formen und Wurfhölzer oder Bumerangs. Eine dem australischen Bumerang sehr nahestehende Form eines Wurfholzes, die auch dem alten Ägypten bekannt ist, wird heute noch in den oberen Nilländern gebraucht zur Jagd auf Vögel und kleineres Wild. Unser Exemplar haben wir durch Tausch erworben von der im Berner Museum befindlichen Sammlung Zurbuchen (1881), es stammt aus Darfor. Eine direkte zentral-europäische Parallele zu demselben bildet das Wurfholz aus dem der Kupferzeit angehörenden Pfahlbau von Sutz am Bieler See, welches die Berner prähistorische Sammlung besitzt, und von dem wir

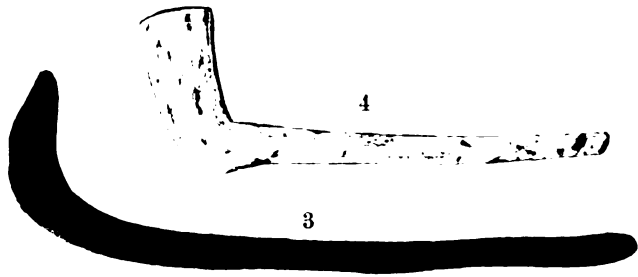


Abb. 3. Bumerang aus Darfor.

Abb. 4. Wurfholz aus dem Pfahlbau Sutz (Bieler See)

Freundlichkeit des Herrn Direktor Wiedmer zu verdanken haben. Soviel mir bekannt, ist dieses interessante Stück ein Unikum aus der Zeit der Pfahlbauten, wenigstens für die Schweiz.



Abb. 5. Hölzerne Sichelkeulen der Issenghe.

Von Interesse ist ferner eine kleine Sammlung hölzerner Waffen, die unser Museum besitzt, entstammend einer in den 1890er Jahren von Herrn Woog, einem Angestellten des Kongostaates mitgebrachten Sammlung. Herr Woog war damals, wie er mir mehrmals persönlich des bestimmtesten versicherte, als erster Europäer im Jahre 1894/95 zu den Issenghe der oberen Maringa gekommen, einem Stamm, der damals nur Holz Waffen hatte. Laut Aussage

meines Gewährsmannes ist die Maringagegend bis zum Lomami sehr arm an Eisen, und dieses spielte damals eine Hauptrolle als Handels- und Tauschobjekt. Diese Waffen sind teilweise offenbar Wurfhölzer verschiedener Form, vor allem Sichelkeulen, also eine Art von differenziertem Bumerang und wohl die Vorbilder der eisernen Sichel-schwerter und Wurfmesser, wie sie aus dem Kassai- und Kongogebiet, den Mombutu usw. zur Genüge bekannt sind. Auffallend ist nur, dass bei diesen Holz Waffen, worunter sich auch keulenartige Prügel und eine eigentümliche Form von Holzschwertern befindet, auch eine hölzerne

Lanze ist, die eine Nachbildung der gewöhnlichen eisernen Kongolanzen zu sein scheint.

Es erhebt sich nun die Frage, wie kommen diese Stämme der oberen Maringa zu ausschliesslichen Holz Waffen? Sind sie zu erklären durch Verarmung, wodurch jene Leute es nicht mehr vermochten, von auswärts Eisen zu beziehen, und so zur Anfertigung nur hölzerner Waffen genötigt waren oder erklärt sich diese Erscheinung aus einem grossen Konservatismus, wonach die Holz Waffen Relikte aus einer vormetallischen „Holzzeit“ wären? Für letztere Auffassung spricht die Form dieser hölzernen Sichelkeulen, die auch nach Foy¹⁾ Bestandteile der ältesten Kulturschichten sind und jenem mehrfach genannten Urwaldgebiete angehören.



Abb. 6.
Holz-
schwert

Dass wir in diesen Holz Waffen, speziell den Sichelkeulen wohl sicher die Vorbilder der späteren eisernen für Afrika so typischen Wurfmesser haben, dafür spricht sich auch Schurtz²⁾ aus in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Wurfmesser der Neger. Er sagt dort: „ist doch überhaupt die Frage zu erwägen, ob nicht die meisten der gekrümmten, säbelartigen Waffen, deren auch Afrika eine grosse Zahl aufweist, auf aus Holz gefertigte Vorbilder hinweisen. Das Holz als Vorgänger des Eisens dürfte in dem zum Teil steinarmen Afrika, wo man oft, wenn man überhaupt Kulturformen als „Zeiten“ bezeichnen will, eher von einer Holzzeit als von einer Steinzeit reden dürfte, der grössten Beachtung wert sein.“ Als Schurtz dies im Jahre 1889 schrieb, waren allerdings die Dokumente der afrikanischen Steinzeit noch unbekannt, vielleicht auch die Holz Waffen aus dem Kongogebiet. Durch deren materiellen Nachweis hat aber seine Ansicht zweifellos Recht erhalten.

Die Holzlanze allerdings, vielleicht auch das Holzschwert³⁾ unserer Sammlung ist wohl nur als Nachahmung von Eisen Waffen der Nachbarstämme in Holz anzusehen, wohl erklärlich bei einem in der Holzzeit oder Holzmanufaktur lebenden eisenarmen Stamme, der eben bei dem ungeheuren ergologischen Konservatismus der Neger auch bei Nachahmung anderer Waffen sich an das ihm vertraute Arbeitsmaterial des Holzes hielt. Diese Holz nachahmungen bilden dann eine Parallele zu den von Frobenius⁴⁾ beschriebenen teilweise prachtvoll geschnitzten Holzmessern vom Kassai, „die eben beweisen, wie nahe hier noch Holz- und Eisengeräte verwandt sind.“

Die direkten Vorbilder späterer Eisen Waffen, unsere Sichelkeulen oder Wurfhölzer und ähnliche in der Literatur beschriebenen Holz Waffen kommen, wie auch Frobenius⁵⁾ erwähnt, im Kerne des Kongobeckens

1) L. c. p. 182.

2) Schurtz, Das Wurfmesser der Neger, Leiden 1889, p. 4.

3) Vgl. Ankermann, l. c. p. 60.

4) Frobenius, der Ursprung der afrikanischen Kulturen, 1898, p. 95.

5) L. c. p. 99.

nicht so sehr selten vor; er bildet auch drei solcher Holzkeulen, wie er sie nennt, aus dem Berliner Museum ab. Sie sind aber nach seiner eigenen Definition eher als Wurfhölzer denn als Keulen zu bezeichnen; dass es Wurfaffen sind, scheint mir, wenn auch Frobenius das nicht ausdrücklich erwähnt, wenigstens für zwei derselben wohl zweifellos. Sie stammen vom oberen Tschuapa, also aus der Nachbarschaft der Maringa; er spricht sie an als zurückzuführen auf das Wurfholz, ein Jagdgerät oder eine Waffe echt nigrischen Ursprungs. Aus dieser Urform entwickelten sich nicht nur diese afrikanischen Holzaffen, sondern auch die Messer und insbesondere die vielgestaltigen eisernen Wurfmesser.

b) Wurfkeulen aus Nigeria und Nordafrika.

Frobenius¹⁾ unterscheidet in seinen afrikanischen Kulturen scharf zwischen Wurfkeule, einem Stock mit terminalem Knauf und kreisförmigem Durchschnitt und dem Wurfholz, einer mehr platten, meist gekrümmten Waffe oder Jagdgerät mit streifenförmigem Querschnitt. Im allgemeinen ist nach ihm die Wurfkeule für die Südhälfte des Kontinentes, wo sie bei Kaffern, Ovambos usw. in Form des Kirri eine grosse Rolle spielt, typisch, während das Wurfholz der Nordhälfte zukommt.

Im Sudan unterscheidet Ankermann²⁾, wenn von der modernen arabischen Kultur abgesehen wird, unter den ursprünglichen Heidenvölkern zwei Gebiete, deren Grenze etwa mit derjenigen zwischen Bornu und den Haussaländern zusammenfällt.

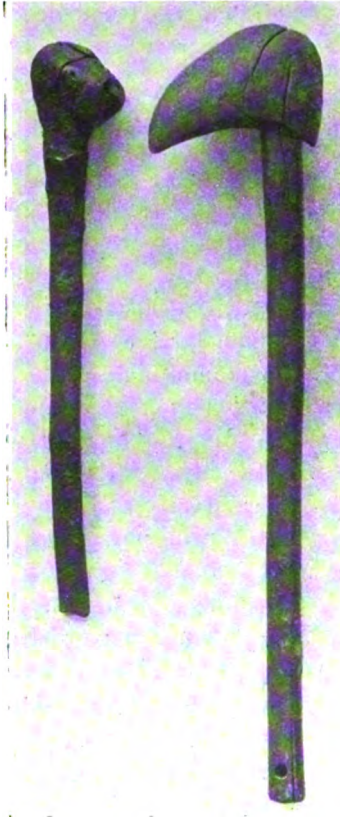
Die östliche Provinz hat das Wurfholz und Wurfeisen, während die westliche dafür den Bogen hat. Wir verdanken nun einer schönen Schenkung des verdienten Gönners unserer Sammlung, des Herrn Hanns Vischer, gegenwärtig Direktor des Erziehungswesens in Nord-Nigeria, unter anderem einige Wurfkeulen, die von den Heidenstämmen der Murchison Ranges in Nord-Nigeria herrühren und, soweit ich sehe, ein neues Gebiet für diese uralten Waffen der nigrischen Kulturschichte nachweisen. Sie sind auch deshalb von Interesse, weil sie nur bei den alteingesessenen Heidenstämmen auf den genannten Bergen (Murchison Ranges, Montoil) vorkommen. Die eine dieser Waffen, die, wie Vischer mir persönlich mitteilte, in einer von ihm mitgemachten kriegerischen Expedition gegen jene Stämme tatsächlich als Kriegs- und Wurfaffe vielfach gebraucht wurde, ist eine richtige Wurfkeule. An einem geraden Stocke ist ein etwas zugespitzter Knauf angeschnitzt. Die Länge der Wurfkeule beträgt 67 cm. Eine hübsche europäisch-prähistorische Parallele zu diesen Wurfkeulen hat ganz neuerdings P. Sarasin nachgewiesen, indem er eine solche Wurfkeule von ungefähr derselben Form in einem Holzartefakt eines Pfahlbaues von Wauwyl (Kanton Luzern) erblickt. Das Stück ist 43 cm lang, allerdings etwas defekt an Knauf und Stiel, so dass einige Verbindungen durch Pechmasse hergestellt werden mussten. Das

1) L. c. p. 100.

2) L. c. p. 77.

Stück ist aber unverkennbar ein Analogon zu unserer Wurfwaffe, nur ist der Knauf abgerundet, beim afrikanischen Gegenstück zugespitzt.

Also in der neolithischen Pfahlbaukultur von Wauwyl finden wir die Wurfkeule von Nigeria wieder, im Kupferpfahlbau von Sulz das Wurfholz von Darfor und das ihm völlig analoge von Altägypten, beides Zeugen uralten menschlichen Kulturgutes.



b

a

Abb. 7.

- a) Wurfkeule aus Nigeria.
b) Wurfkeule aus einem neolithischen Pfahlbau von Wauwyl (Kanton Luzern).



Abb. 8.

Wurfholz aus Nigeria.



Abb. 9.

„Matraque“,
Wurfkeule
der Araber
und Berber.

Von Interesse war mir, ganz neuerdings unter den Beständen der ethnographischen Sammlung in Stuttgart eine der Wurfkeule von Wauwyl sehr ähnliche Wurfkeule vom Lachland River, Süd-Ost-Australien, zu sehen. Der Keulenknauf ist in Form einer etwas facettierten Kugel an den Stiel angeschnitzt. Die offenbar seltene Waffe besteht aus hartem, dunklem Holze.

Das Wurfholz von Nigeria ist nach der Definition von Frobenius unbedingt als Wurfkeule zu bezeichnen, obschon es der Nordhälfte des

Kontinentes angehört. Die andere von Vischer mitgebrachte Wurfholzform (Abb. 9), sah er nicht als Kriegswaffe verwendet, sondern sie diente zur Jagd auf kleinere Tiere und ist gleicher Provenienz wie die Wurfkeule.

An dem 77 *cm* langen Stück befindet sich an einem Stiel eine Art leicht gekrümmter hölzerner Schneide zugeschnitzt und es ist somit das Objekt mit seinem elliptischen Querschnitt eher als eigentliches Wurfholz im engeren Sinne zu bezeichnen. Es stammt aus Yergum, Murchison Ranges.

Von weiteren Vorkommen von Holz Waffen in Westafrika berichtet Frobenius¹⁾ von Wurfhölzern an der Goldküste und aus Senegambien. Diese dürften vielleicht dem letztgenannten von Nigeria entsprechen.

Aus Nordafrika ist nach Frobenius von solchen hölzernen Wurf Waffen nichts bekannt, nur von Schlagkeulen.

Es fiel mir nun auf einer im Frühjahr 1910 unternommenen Reise nach Süd-Algerien, speziell in das Süd-Oranais, nach Colomb Béchar, Beni Ounif, Figuig und Aïn Sefra auf, dass die dortigen Berbermänner einen eigentümlichen Stock mit sich führen, *Matraque* genannt, von rundem Querschnitt *C.*, 75 *cm* lang und mit terminalem Knauf, bei dessen Anblick mir sofort die Vermutung aufstieg, es möchte sich hier um ein altes Wurfholz, bzw. eine Wurfkeule handeln. Genauere Nachfragen bei Augenzeugen, französischen Offizieren und Lehrern bestätigte denn auch, dass wir es hier mit einer typischen Wurfkeule zu tun haben, die heute noch vielfach als solche gebraucht wird, und zwar von Berbern und Arabern. So sind Hirten imstande, auf 20 *m* und weiter Hasen mit der *Matraque* zu treffen, ja zu Pferde im Galopp, wurde mir erzählt, erreichten sie auf weite Distanzen mit dem Wurf ihrer *Matraques* mit Sicherheit ihr Ziel, kleineres Wild und Vögel. Neben den gewöhnlichen roh gearbeiteten *Matraques* werden auch speziell in Figuig hübsche mit Kerbschnitt verzierte Exemplare mehr als Spielerei und Schmuckstücke verfertigt und den Fremden verkauft. Ich sah hier auch säbelförmige Exemplare; ob wir wohl in dieser Form ein altes Pendant zur Wurfkeule, ein ursprüngliches Wurfholz erblicken können?

Wir hätten also hier in Nordafrika eine typische Wurfkeule noch erhalten, über deren ursprüngliche Herkunft ich mir allerdings kein sicheres Urteil erlaube. Es scheint mir aber doch denkbar, dass wir es hier mit einem alten Relikt afrikanischen Kulturgutes zu tun haben könnten, vielleicht ebenfalls den nigrischen Schichten angehörend, wenn auch jetzt nicht mehr auf nigrischem Boden befindlich. Wir dürfen vielleicht um so mehr eine solche Annahme wagen, als ja, je länger je mehr viele Anzeichen dafür sprechen, dass die älteste Bevölkerung von Nordafrika bis zum Meer eine negroide war. Speziell auch der Fund von Skeletten mit ausgesprochen negroider Schädelbildung in der Grotte du Polygone bei Oran durch Pallary und Doumergue in der Schichte des sog. *ibéro-maurétanien*, einer unserem Mesolithikum, dem Tardenoisien ungefähr entsprechenden Schichte, könnte für eine solche Annahme sprechen.

1) L. c. p. 102.

Auch heute bedienen sich übrigens neben den Arabern und Berbern auch noch Neger für gewisse (kultische?) Zwecke der Matraque, wie ich einer schriftlichen Mitteilung des Herrn Pallary an mich entnehme: „j'ai vu dans le Mزاب à Ghardaïa exécuter une danse des matraques par des nègres: cela a lieu la nuit, aux flambeaux; les nègres forment un cercle et chantent, ils tournent et du temps à autre choquent leurs matraques en cadence. C'est d'un effet très original.“

Übrigens würden diese Wurfkeulen, auch wenn sie von den späteren asiatischen oder mediterran-europäischen Einwanderern (Berber, Araber) mitgebracht worden wären und hier konserviert blieben, einer alten Kulturschicht angehören. Gegenwärtig kommt die Matraque nach meinen eigenen Beobachtungen und nach Mitteilungen des Herrn Pallary verbreitet vor im Département Oran und südlich bis nach Figuig, in Marokko soll sie nach Pallary nicht gebräuchlich sein, doch wurde mir in der Gegend von Udschda, Nordost-Marokko erzählt, dass sie heute noch vielfach als Jagdgerät benutzt wird. Sie soll nach Pallary bei arabischen Stämmen besonders verbreitet sein, aber auch bei solchen die stark mit Berberblut durchsetzt sind.

Eine weitere nordafrikanische Parallele zu dieser Matraque hätten wir auch in der Wurfkeule der Tuaregs oder Teda; leider besitzt unsere Sammlung kein Exemplar davon.

Schliesslich möge noch erwähnt werden, dass Frobenius¹⁾ in seiner Tabelle über die Verwandtschaft der Wurfhölzer aller Weltteile, wobei für die in Europa fehlende Urform die theoretisch konstruierte Waffe, welche dem geschleuderten steinernen Streithammer des Thor vorangegangen ist, als Urform eingesetzt wird, nun diese Lücke ausfüllen könnte. Diese Urform ist zurzeit im Wurfholz von Sutz und in der Wurfkeule von Wauwyl, diesen uralten Formen neolithischer Holz Waffen für die europäische Prähistorie nachgewiesen.

4. Steinkeulen der Ja-Luo.

In neuester Zeit konnte unsere Sammlung drei Keulen erwerben, die auch einer uralten Kulturschichte angehören, die wohl sicher der Schichte der sog. Urkultur, bzw. der nigritischen Kultur zuzurechnen ist. Die Stücke können deshalb sowohl ihrer „Idee“ nach, als auch, wie wir sehen werden, ihrem Materiale nach als eigentliche prähistorische, vielleicht paläolithische Relikte angesehen werden, die heute noch in Gebrauch sind. Da diese Objekte, soweit ich sehe, auch in der Literatur noch nicht figurieren und ethnographische Nova zu sein scheinen, mögen sie deshalb etwas genauer beschrieben werden.

Die Keulen stammen von den Ja-Luo, einem nilotischen Stamme in der Umgebung von Kavirondo am Viktoria Nyanza. Sie haben die auffallende Eigentümlichkeit, dass sie noch erhaltene afrikanische echte Steinwaffen sind, indem ihre Knäufe aus einem harten kristallinen, granitartigen Steine bestehen. Sie haben einen 41—49 cm langen stabförmigen

1) L. Frobenius, Weltgeschichte des Krieges p. 247.

Griff aus einem etwa kleinfingerdicken entrindeten, mehr oder weniger geraden Zweigstücke, dem vorn der in seiner Umhüllung zitronenförmig gestaltete steinerne Knauf aufgesetzt ist. Dieser ist etwa 9 cm lang, mit einem grössten Umfang von 18—21 cm. Die Befestigung des letzteren geschieht, wie schon angedeutet, durch ein Stück enthaartes Fell, welches teilweise noch Reste der Behaarung erkennen lässt, den Knauf überzieht und als eine Art lederne Hülle noch einige Zentimeter weit auf den Griff übergeht. Eine etwas irreguläre Naht hält das Lederstück zusammen.

Da mich nun die genauere Art der Befestigung des Steinknaufs interessierte — Merker¹⁾ sagt von den alten Holzkeulen der Masai auch, dass sie aus zwei Teilen bestanden, aus einem kugeligen Kopf, in welchen durch ein zentrales Bohrloch der stockartige Stiel gesteckt war — und zudem die Frage vor allem von Interesse erschien, ob etwa auch der Stein selbst prähistorisch bzw. der afrikanischen Steinzeit angehörig sei, entschloss ich mich, eines der seltenen Stücke zu öffnen und eine „Sektion“ desselben vorzunehmen. Hierbei ergab sich, dass nach Trennung der Naht und nach Entfernung der ledernen Hülle, eine Art von Gitterwerk aus straff um einen dadurch festgehaltenen körnigen dunklen Stein gespannten longitudinalen Baststreifen erschien; zur weiteren Verstärkung diente eine zirkulär angelegte dünnere Bastschnur, beides zog zum oberen Ende des Stieles hinab und wurde dort durch dichte zirkuläre Baststreifen festgehalten, die oben am Ende des Holzgriffes eine Art von kleinen Becherchen bildete, welches dem unteren Pol des Steinknaufes zum Lager diente. Der Knauf war also durch diese Bastverschnürung und den straffen Lederüberzug fest am Stiel fixiert.

Die genaue Untersuchung des Steines ergab nun, wie schon erwähnt, ein schweres, hartes, dunkles, granitartiges Gestein, der untere Pol zeigt Reste von Rotfärbung. Bei näherem Zusehen ergab sich, dass wir es zweifellos mit einem prähistorischen Stein zu tun haben. Es ist ein zweifellos sog. Klopffhammer, wie wir solche in der europäischen Steinzeit vom ältesten Paläolithikum bis ins Neolithikum reichlich finden. Auf zwei Seiten zeigte der Stein glatte, spiegelnde, offenbar durch Handpolitur geglättete, unregelmässig rundliche Flächen von

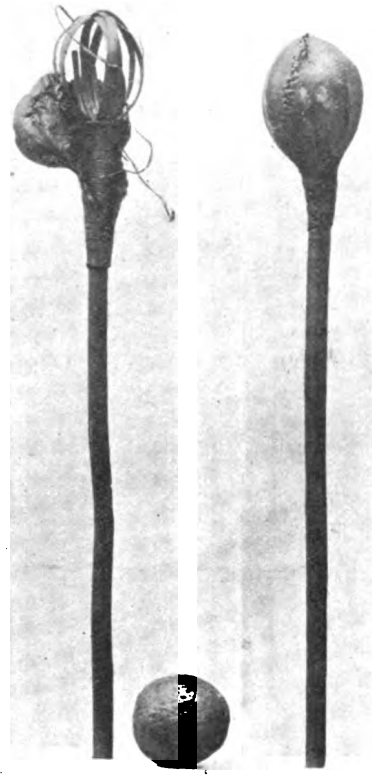


Abb. 10a. b. Steinkeulen der Ja-Luo, bei a der Stein (prähistorischer Klopffhammer) herausgenommen.

1) Merker, Die Masai, 1904, p. 129.

2,5–3 *cm* Durchmesser, während dazwischen ein breiter Gürtel von körnigem Aussehen die Schlagmarken des Klopffhammers aufweist. Herr Dr. P. Sarasin, der auch das Stück zu untersuchen die Güte hatte, hat dasselbe unbedingt als steinzeitliches Artefakt anerkannt. Dasselbe ist auch zahlreichen Klopffhämmern unserer prähistorischen Sammlung, die aus dem Chelléen bis zum Neolithikum stammen, durchaus analog gebildet, abgesehen von Grössenunterschieden und solchen der Farbe und Art des Steines. Der grösste Umfang des Klopffhammers beträgt 19 *cm*.

Eine genauere Angabe, welchem Abschnitt der afrikanischen Steinzeit dieses Stück angehört, ist natürlich unmöglich, die Hauptsache ist, dass das Stück ein echtes prähistorisches Relikt ist. — Es wurde wohl zweifellos vor ungezählten Jahrtausenden als Klopffhammer benutzt, wie die reichlichen Schlagnarben beweisen, es ist ein „Protolith“ und wurde dann von

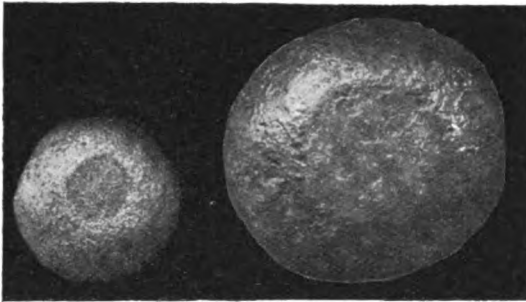


Abb. 11 a. b. a Klopffhammer als Knauf der Steinkeule der Ja-Luo. b Klopffhammer aus dem neolithischen Pfahlbau Gerlafingen am Bieler See.

diesem Primitivgerätee, indem statt des menschlichen Armes ein Holzstiel angesetzt wurde, zur Keule, sei es nun zur Wurf- oder Schlagkeule, auch so noch einer uralten menschlichen Kulturschichte angehörend. Die interessanten Stücke — ob freilich die anderen auch prähistorische Steinknäufe enthalten, kann ich nicht angeben, da ich sie vorerst nicht „sezieren“ will — werfen auch ein Licht auf die prähistorischen Klopffhämmer selbst und ihre frü-

here Benutzung. Der Gedanke liegt wohl sehr nahe, dass manche derselben auch als Steinknäufe von Keulen benutzt wurden, nur lässt sich das wegen der Vergänglichkeit des Materiales der Bindung und des Griffes nicht mehr nachweisen, während bei einer Menge anderer mit Einkerbungen versehener Steinknäufe, prähistorischer und heute noch gebräuchlicher (Ozeanien, Nordamerika), ihre Bedeutung als Keulensteine, die durch Bindung an einen Griff befestigt werden, sofort klar erhellt.

Unser Stein in seiner Eigenschaft als früherer Klopffhammer und späterer Keulenstein, der, wenn er reden könnte, über ungeheure Zeiträume menschlicher Kulturentwicklung berichten könnte, ist so recht eine Illustration zu den Ausführungen von P. Sarasin¹⁾, wenn er sagt: „ich glaube, dass das erste Steingerät ein aufgelesener gerundeter Rollstein war, und dass dieser das einfachste Mittel abgab, den Arm zum Hammer und zur Keule zu machen. Er diente zum Aufschlagen und Zerquetschen harter Gegenstände und zur Wehr, im letzteren Fall ebensowohl als Keule wie als Wurfstein. Diesen Stein, welcher durch gewohnten Gebrauch eine

1) P. Sarasin, Über die Fehlerquellen in der Beurteilung der Eolithen. Verhandlungen der Naturforschenden Ges. in Basel, Band XXII, Heft 1, 1911, p. 20.

körnige Schlagfläche zeigen muss, nenne ich den Protolithen, und ich finde ihn in der gesamten Prähistorie vom Chelléen bis zum Neolithikum, wo er als Klopffammer dient, ja in gewissen Formen bis zur Gegenwart im Gebrauch zähe beibehalten.“

Es ist bedauerlich, dass es nicht möglich war, etwas zu erfahren über den heutigen Gebrauch der Steinkeulen. Dass es seltene Stücke sind, erscheint sicher, wenigstens finden sie sich im grossen Reservoir für afrikanische Ergologie, im Berliner Museum für Völkerkunde nicht vor, wie ich der freundlichen Mitteilung der Frau Professor Futterer entnehme, die auf mein Ansuchen die Güte hatte, sich in den dortigen Beständen nach solchen Keulen umzusehen.

Ich kann also nicht sagen, ob die Keulen als Kriegswaffen oder Wurfaffen bei der Jagd gebraucht wurden. Vielleicht dienten sie bei ihrer Schwere auch, wie dies Merker für die heutigen Keulen der Masai ausführt, zum Zerschlagen von Knochen, wobei sie ja ihrer uralten Aufgabe als Klopffämmer wieder gerecht würden. Sehr wohl möglich wäre auch, dass sie, wie wir dies bei prähistorischen Relikten öfters sehen, ich erinnere nur an die in Westafrika und dem Sudan zu Fetischzwecken vielfach verwendeten prähistorischen Steinbeile, zu gewissen kultischen oder Zeremoniengebräuchen dienen, vielleicht auch nur als Auszeichnung, etwa wie die bekannten Keulen aus Rhinozeroshorn, die der Sprecher der Krieger im Masai Kraal¹⁾ bei seinen gestenreichen Reden gebraucht, um seinen einzelnen Worten Nachdruck zu geben. Jedenfalls wäre es von Interesse, näheres über ihren heutigen Gebrauch zu erfahren.

Bei diesen Steinkeulen befand sich auch eine Holzkeule der Ja-Luo von ähnlicher Form. Das aus einem Stück harten braunen Holzes geschnittene Objekt ist 58 *cm* lang und hat vorn einen 9 *cm* langen zitronenförmigen, mit seichten Längsrillen versehenen Knauf. Das Stück gleicht sehr dem Kirri der Ovambos.

Wie schon erwähnt, sind meines Wissens solche Steinkeulen als echte prähistorische Relikte aus Afrika nicht bekannt. Sie sind natürlich nicht zu verwechseln mit jenen wohlbekanntem Grabstöcken der Buschmänner²⁾ und der Gallaländer, wo ein Stein in Form eines Keulenknauers mit zentraler Durchlochung dem Stock als Beschwerung aufgesetzt wird. Auch diese Steine sind wohl meist von prähistorischer Provenienz, sie können aber schon, wenigstens zum Teil, wegen ihrer Grösse, Form und Schwere (faust- bis doppelfaustgross und durchlocht), keine ursprünglichen Klopffämmer oder Protolithen sein. Es würde sich jedenfalls empfehlen, dieselben einer genauen prähistorischen Analyse zu unterziehen. Gehören sie der afrikanischen Steinzeit an, so waren es wohl meist auch ungefügte Keulensteine, ähnlich manchen analogen ozeanischen.³⁾

1) Merker, l. c. p. 85.

2) Vgl. British Museum, handbook to the Ethnographical Collections, London 1910, p. 212, fig. 186.

3) Vgl. auch Staudinger, Prähist. afrikan. Funde, diese Zeitschrift 1911, p. 144.

5. Stockschilde der Dinka und Schilluk, Faustschild vom Senegal.

In der Sammlung David befanden sich auch fünf Stockschilde der Dinka und Schilluk, die Herr Dr. David auf meine Veranlassung am oberen Nil erwarb. Da dieselben durchaus in unser Kapitel gehören und zwei davon eine von der gewöhnlichen abweichende Form zeigen, mögen sie hier aufgeführt werden. Diese Stockschilde vom oberen Nil, „Quèr“ genannt¹⁾ (Schweinfurth¹⁾) schreibt „Kuerr“), sind, wie Frobenius²⁾ ausführte, eine urafrikanische Schutzwaffe und gehören ebenfalls der nigritischen Kulturschichte an. Sie müssen schon deshalb, wie Frobenius weiter sagt, sehr alte Waffen sein, weil diese Stock- und Parianschilde gegen Speerwurf und Pfeile wenig nützen, „sie gehören einer früheren Kriegsform an, derjenigen des Knüppels, sei es des geworfenen, sei es des geschwungenen.“ Aus ihnen entwickelten sich die Fellschilde.

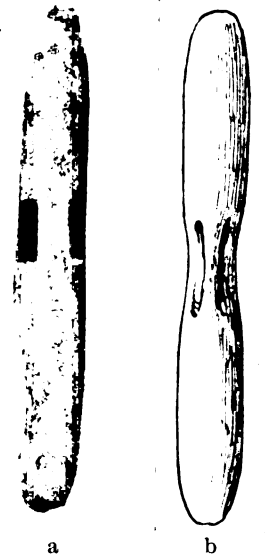


Abb. 12a u. b. a „Quèr“, Stockschild und Schlafholz der Schilluk. b Parianschild aus Westaustralien. (Nach Frobenius.)

Die Stockschilde lehnen sich ganz direkt an australische Formen an und sind sicher deshalb der nigritischen Kultur zuzuweisen. Unsere drei Stücke haben die bekannte, schon von Schweinfurth abgebildete Form, auf der hinteren Seite des mit einem zentralen Knauf versehenen Schildes ist eine Handhabe eingeschnitzt, und diese ganze Seite mit einer Längsrille versehen. Die Länge dieser drei Schilde beträgt 89, 104 und 135 *cm*. Nun finden sich neben diesen bekannten Formen noch zwei interessante Stockschilde, welche von Dr. A. David, der je ein Stück bei den Dinka (Bor) und den Schilluk (Tonga) erwarb, als Schlafhölzer oder Nackenstützen bezeichnet wurden. Das von den Schilluk stammende Stück hat aber bezeichnenderweise den Namen Quèr, wie die anderen Parianschilde, während dasjenige der Dinka „Toj“ heisst. Beides sind ganz zweifellos alte Stock- oder Parianschilde, deren Bedeutung jetzt vergessen sein mag. Ihre Länge beträgt 68—75 *cm*, ihr Umfang etwa 30 *cm*. Ähnliche australische Schilde, nur bedeutend breiter, sind auch bekannt; nun finde ich aber bei Frobenius³⁾ einen Schild aus Westaustralien abgebildet, der in seiner Form ganz jener unserer nilotischen Stockschilder entspricht. Letztere sind aus leichtem Holze, walzenförmig mit abgerundeten Enden und zeigen in der Mitte einen Handgriff eingesenkt, ganz genau wie bei jenem australischen Schild. Eine wirkliche Nackenstütze aus demselben Holze gefertigt, aber ohne Handgriff, nur in Form einer rohen Walze, wurde ebenfalls mitgebracht. Ihr Name ist Adèd. Dass die dortigen

1) Schweinfurth, *Artes afric.*, Tab. I, fig. 13—15.

2) L. c. p. 34, 36, 38.

3) L. c. p. 49.

Schilluk und Dinka die ursprüngliche Bedeutung dieses Objektes vergessen haben, ist nicht allzu verwunderlich, wenn man bedenkt, dass einige jener uns auch von Herrn David mitgebrachte Dinka-Bogen von asiatischer Form, von denen Frobenius¹⁾ ebenfalls eine Abbildung gibt und die sich auszeichnen durch ihre spiralig umgebogenen Enden und besonders dadurch, dass das ganze Bogenholz mit einem Eisenband umwickelt ist, als „Tanzstäbe“ bezeichnet waren. Er sah sie (ohne Sehne) tatsächlich auch nur als solche verwendet, und war ganz verwundert, dass dies Bogen sein sollten. Hier war eben auch, wie offenbar bei jenen Kopfstützen die ursprüngliche Bedeutung vergessen worden. Die völlige Analogie dieser walzenförmigen Parierschilde mit jenem westaustralischen Schild reiht die ersteren um so sicherer in die nigratische Kulturschichte ein.

Ein weiterer eigentümlicher Schild unserer Sammlung gehört allerdings nicht dem nigratischen Kulturbesitz an, mag aber hier auch Erwähnung finden, da er wohl sicher entwicklungsgeschichtlich eine alte Form des Schildes repräsentiert. Es ist ein kleiner hölzerner Rundschild, ein Faustschild von 18 cm Durchmesser. Er ist gewölbt kreisförmig, mit Buckel und Rand, ohne Randwulst versehen, der Griff ist aus Holz, auf der Innenseite ausgeschnitzt. Das Stück stammt aus Senegambien. Es stellt also wohl eine Urform des laut Frobenius nach Afrika importierten asiatischen Rundschildes dar, und eben aus Holz gefertigt, während der genannte Autor 1898 noch sagen konnte, dass solche sonst ledernen Rundschilde „gemeiniglich gepresst, stets aber in Afrika aus Leder hergestellt sind“²⁾. Er fügt hinzu, dass die Rundschilde vorkommen von Senegambien bis nach Abessinien, also längs der afrikanischen Nordachse.

6. Steinstößel aus der Sahara.

Gegenüber den oben erwähnten, grösstenteils der nigratischen Ur-schichte angehörenden Objekten, dieser Relikten, wo wohl die ergologische Idee, nicht aber (mit Ausnahme der Steinkeule) das Material selbst aus uralter vorhistorischer Zeit stammt, möge noch ein anderes, einer jüngeren Schichte angehöriges Stück genannt werden, welches mit Wahrscheinlichkeit als solches materiell neolithischer Provenienz ist und heute noch gebraucht wird.

Es ist dies ein Stößel, eine Art Mörserkeule aus hartem schwarzem Stein, wie mir von mineralogischer Seite mitgeteilt wurde, von Ophit, einem basaltischen Ergussgestein. Über die genaue Provenienz lässt sich natürlich nichts aussagen, doch finden wir solche Eruptivgänge in der westlichen Sahara zwischen Tschad und Marokko. Ich erwarb das Objekt in der südwestmarokkanischen Oase Figuig im April 1910 von einem Berber, welcher das Gerät mit einem Körbchen Dattelnkernen, die er damit zerstoßen wollte, bei sich trug. Der Stößel, aus einem Stück harten Gesteins gearbeitet, besteht aus einem Handgriff und einem unten halbkuglig verdickten Ende mit vielen Gebrauchsnarben. Ich zeigte das

1) L. c. p. 61.

2) L. c. p. 54.

interessante Objekt, von dem sofort feststand, dass die heutigen Berber ein solches nicht herstellen könnten, einem der kompetentesten Kenner der nordafrikanischen Prähistorie, Herrn Paul Pallary in Oran, der dasselbe als wahrscheinlich aus neolithischer Zeit stammend bezeichnete und mich auf eine betreffende Stelle im Werke von Gautier¹⁾ verwies, in der ähnliche, sicher neolithische Geräte beschrieben werden.

Gautier führt dort aus, wie aus vielen Gegenden der Sahara, Uargla, Taudeni, Igidi usw. reichliche Funde aus neolithischer Zeit gemacht wurden, welche Geräte zum Mahlen des Getreides dienten. Vor allem sind es zylindrische, ellipsenförmige oder runde rouleaux écraseurs, wie er sie nennt, die in einem innen polierten, entsprechenden Steinnapf gerollt das Getreidekorn zermalmten.

Diese écraseurs, welche sich aus neolithischer Zeit auch in Spanien finden, waren nach Gautier die Vorläufer der jetzt allgemein gebräuchlichen nordafrikanischen Steinmühlen, bestehend aus zwei Steinstückchen, die mittelst einer zentralen Achse aus Holz oder Eisen umeinander bewegt werden. Die neolithischen Ecraseurs sind aber heute noch stellenweise im Gebrauch bei den Tuaregs des Aïr. Einen letzten Repräsentanten dieses neolithischen Gerätes sieht Gautier noch in einer heute äusserst selten gewordenen Art von Steindiskus, der dazu dient, die Dattelkerne zu zermalmten, so dass der genannte Autor von diesen uralten, der Mehlbereitung dienenden Steingeräten sagt: „Dans l'Afrique mineure le matériel (à moudre le grain) appartient à un passé très lointain, qu'on exhume péniblement. Au Sahara et au Soudan il est actuel.“ Neben diesen écraseurs sind nun auch aus derselben neolithischen Zeit stammende Stössel, pilons, aus Stein gefunden worden.



Abb. 13.
Steinstössel aus
Figuig.

So hat Gautier selbst einen solchen keulenförmigen Stössel von 50 cm Länge in der Gegend von Uargla gefunden, so auch Foureau reichliche rouleaux écraseurs und meules dormantes nachweislich sicher neolithischer Lagerung. Ferner beschreibt er aus Tanesruft aus dem Gebiete der Hoggar Tuareg einen steinernen Stössel, der nur zum Stossen und Quetschen, nicht aber als rouleau benutzt werden konnte. Da nun im Aïr wie bei den Stämmen der Susu, Malinke, Bamane²⁾ im Nigergebiet das Getreide, wie bei den Negern üblich, zuerst in einem Holzmörser mit einem hölzernen Stössel zerquetscht wird, bevor es von den Frauen in Näpfen mit den rouleaux écraseurs oder den gewöhnlichen Steinmühlen zu feinem Mehl verarbeitet wird, so haben wir hier zweifellos in unserem Stössel ein solches steinernes Instrument zu sehen, um so mehr, als es, wie ich mich selbst überzeugen konnte, noch heute zum Zerquetschen der Dattelkerne gebraucht wird. Gautier³⁾ nimmt an, dass ein solches Geräte „nous reporte à une période

1) Gautier, Sahara algérien, Tome I Paris 1908, p. 130.

2) Desplagues, Le plateau Central nigérien planche XXI, pag. 37.

3) L. c. pag. 132.

aujourd'hui close, ou tout le matériel à moudre était lithique depuis le pilon jusqu'au rouleau“ und weiter „l'usage du matériel à moudre néolithique est partiellement disparu, mais il s'est maintenu partiellement“.

Auch Desplagues erzählt uns, wie im Zentralplateau des Nigerbogens sich zahlreiche Mühlsteine in den alten neolithischen Stationen finden die bei gewissen Stämmen, die sich als Descendenten der Ureinwohner betrachten, heute noch im Gebrauch stehen, während die Abkömmlinge der späteren Eroberer, die Bambaras, Malinkes und Fulbe, sich ausschliesslich hölzerner Mörser und Stössel bedienen zum Zerquetschen der Getreidekörner.

Es ist mir allerdings nicht gelungen, in der mir zugänglichen Literatur einen sicher neolithischen Stössel von gleicher Form und Grösse wie der vorliegende nachzuweisen. Desplagnes¹⁾ bildet einige „broyeurs“ von ähnlicher Form, aber in Doppelbildung ab, wobei an jedem Ende des Steingriffes ein Knauf angebracht ist. Doch ist ja denkbar, dass die Formen gewechselt haben, und wenn unser Stössel, wie es ein so vorzüglicher Kenner der Prähistorie der Sahara wie Pallary als wahrscheinlich betrachtet, neolithisch ist, so würde seine Wanderung aus irgend einem neolithischen Atelier des Nigergebietes oder der Zentral-Sahara bis nach Figuiq durchaus keine Schwierigkeiten machen. Unter allen Umständen ist es durchaus ausgeschlossen, dass das Stück in absehbarer Zeit an Ort und Stelle angefertigt wurde, es ist zweifellos von sehr hohem Alter. Ist dem so, so hätten wir wie dort bei jenen von Desplagnes beschriebenen neolithischen, heute noch gebrauchten Mühlsteinen im Plateau des Niger auch hier ein prähistorisches Gerät, welches sich nicht nur als survival in seiner ergologischen Idee erhalten, sondern auch aktuell als Objekt seinen Gebrauch durch Jahrtausende bewahrt hat, wieder ein Dokument des denkbar engsten Zusammenhanges von Prähistorie und Ethnographie.



Abb. 14. a Versteinerter Seeigel aus Kano, als Amulett getragen. b Seeigel aus neolithischer Lagerung aus Vorburg bei Delsberg.

7. Versteinerte Seeigel als Amulette.

Ebenfalls eine direkte prähistorische-ethnographische Parallele ergeben vier versteinerte, in der Mitte durchlochte Seeigel, welche wir Herrn Erziehungsdirektor H. Vischer in Kano verdanken. Die Stücke wurden nach seiner Angabe in der Umgebung von Kano gefunden und dem dortigen Residenten von Eingeborenen überbracht. Sie wurden von Männern und Frauen am Halse als Amulett getragen, und zwar jedes Stück einzeln. Eins der Exemplare ist gut konserviert, drei ziemlich abgeschliffen.

Ähnliche Fundstücke liefert uns die Prähistorie. So besitzt unsere Sammlung in Basel zwei durchlochte, offenbar als Gehänge getragene ver-

1) L. c. Pl. XVI, fig. 31, pag. 32 bis.

steinerte Seeigel von Vorburg bei Delsberg und von Hochwald aus neolithischer Zeit. Auch Heierli¹⁾ erwähnt in seinem Werke einen als Gehänge getragenen durchlocherten Ammonit, durchbohrte Seeigel und Rhynchonellen. Wir gehen wohl kaum irre, wenn wir annehmen, dass jene prähistorischen, in der Steinzeit getragenen Seeigel ebensogut Amulette waren, wie die heute in der Umgebung von Kano getragenen. Auch bei den alten Arabern und mohammedanischen Negern Nordafrikas hatten, wie Doutté²⁾ in seinem vortrefflichen Buche über Magie und Religion in Nordafrika ausführt, Muscheln eine bestimmte Beziehung zu magischen Kräften: „ils garnissaient les idoles anciennes et on les portait comme amulettes. Celui qui portait des coquillages noirs sur le mollet était réputé à l'abri du mauvais oeil“; die Wahrsagerinnen südlich von Mogador schliessen in Schachteln gewisse versteinerte Terebrateln ein, die sie angeblich zum Sprechen bringen usw., kurz es vereint auch hier wieder bei diesem einfachen kultischen Schmuckstück ein uraltes geistiges Band graue Vorzeit mit der Gegenwart als Beweis der Konstanz so mancher menschlichen Vorstellungen in den verschiedensten Zeiten und Milieus.



Abb. 15. Holzschale der Ababde.

8. Gefässe der Ababde aus Speckstein.

Eine letzte Gruppe altertümlicher Geräte führt uns nicht in die Tiefen der Prähistorie zurück, doch immerhin, wie dies Schweinfurth³⁾ ausgeführt hat, in die ersten Anfänge der ägyptischen Geschichte. Dieser

Autor beschreibt und bildet ab steinerne Kochgeräte der Ababde, die er schon im Jahre 1864 gesehen und 1897, da sie in der Literatur kaum bekannt waren, näher beschrieben hat. Ich habe auf diese Gefässe in anderem Zusammenhange aufmerksam gemacht⁴⁾. Herr Dr. F. Sarasin, den ich gebeten hatte, auf seiner Reise nach Oberägypten sich nach diesen originellen Steintöpfen umzusehen, brachte für unsere Sammlung sechs Stücke mit, die er in einem Lager der Ababde nahe Assuan, wo sie als Kochtöpfe verwendet wurden, erwerben konnte. Dabei war noch ein Holzbecher, der mit seinem Ausguss und ganzen Form durchaus einem der Steinbecher gleich und gewissermassen als dessen Vorbild angesehen werden kann.

Die Steingefässe sind, genau wie sie Schweinfurth beschreibt, schalen-, napf- und schüsselförmige Gefässe aus schieferfarbigem Speck-

1) J. Heierli, Urgeschichte der Schweiz, p. 164.

2) E. Doutté, Magie et Religion dans l'Afrique du Nord, Alger 1909, p. 82 und 394.

3) G. Schweinfurth, Über den Ursprung der Ägypter, Zeitschrift für Ethnologie 1897, p. 272 ff.

4) L. Rüttimeyer, Über westafrikanische Steinidole. Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. XIV, 1901, p. 209.

stein (Steatit), rund oder oval, innen fast zylindrisch, mit 1—2 cm dicken Wandungen, 4—16 cm hoch, mit einer obern Öffnung von 8—19 cm Durchmesser. Einige sind roh geschnitzt, andere aber sehr sorgfältig gearbeitet und geglättet.

Die Mehrzahl ist mit zwei seitlichen, kurzen Henkeln versehen, und besitzt einen schnabelförmigen Ausguss wie das Holzgefäß Abb. 15. Das Gestein stammt aus dem „Etbai“, aus den östlichen Wüsten von Oberägypten und Nubien und steht auch zwischen Qossèr und Qeneh an. Schweinfurth führt nun in höchst interessanter Weise aus, dass diese seit Jahrtausenden in gleich dürftigen Verhältnissen lebenden Hamiten hier gewissermassen in atavistischer Gewöhnung noch an einer Manufaktur festhalten, die aus der prähistorischen Steinzeit stammt. Diese heutigen Talkschiefergefäße sind nach seiner Auffassung entartete Rückbildungsformen der bekannten, alten, in den Gräbern der Negada-Periode, die zum Teil noch als neolithisch anzusehen ist, gefundenen Steingefäße.

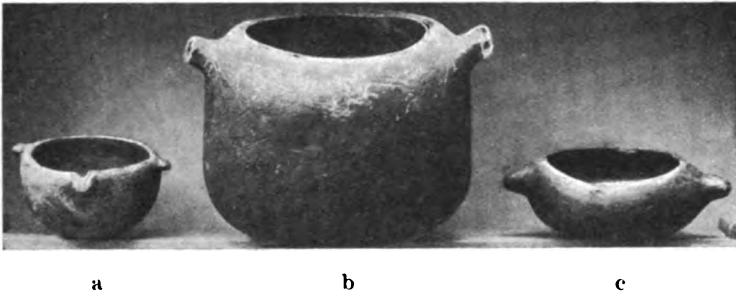


Abb. 16.
Steintöpfe der Ababde.

Letztere sind ja allerdings meist aus harten Gesteinsarten, teilweise in technisch bewundernswerter Vollendung gearbeitet, es war mir aber doch von grossem Interesse von einem so vorzüglichen Kenner Altägyptens wie Herr Professor Naville, dem ich die Ababde-Gefäße zeigen konnte, zu hören, dass eines derselben (b) in der Form durchaus gewissen Negadagefässen entspreche. Auch (c) erinnerte mich einigermaßen an Negadagefässen, die ich im ägyptischen Museum von Berlin gesehen hatte.

Dieses zähe Festhalten an der mühsamen Herstellung von steinernen Kochtöpfen, die die Ababde weit einfacher, um billiges Geld bei ihren reichlichen Verkehr mit Assuan, einem Zentrum der Töpferei, auf dem dortigen Markt sich holen könnten, erhält noch eine weitere Illustration durch die Herstellung zahlloser kleiner Tabakpfeifen aus Speckstein, welche die gleichen Stämme seit Einführung des Tabaks in ihre Gegend vor etwa 2½ Jahrhunderten statt der technisch ja viel leichter herzustellenden Tonpfeifen verfertigen und fast ausschliesslich brauchen. Auch von diesen, von Schweinfurth beschriebenen Pfeifen verdanken wir einige Exemplare Herrn Dr. F. Sarasin. Man sieht aus diesen Beispielen, wie ganz ausserordentlich zähe von afrikanischen Stämmen gewisse Beziehungen und technische Gepflogenheiten — auch die süd-

afrikanischen mundspitzenartigen Tabakpfeifen aus Speckstein gehören wohl hierher — Gepflogenheiten, zu denen der Anstoss vor vielen Jahrtausenden einst gegeben wurde, festgehalten werden.

Das Interesse solcher oft unscheinbarer ethnographischer Sammlungsobjekte, wie der in den obigen Ausführungen geschilderten, scheint mir vor allem darin zu liegen, dass sie nachweisen, wie in Afrika von dem noch vor relativ kurzer Zeit eine Steinzeit gezeugt wurde, noch vielfach die Beziehungen zwischen Prähistorie und Gegenwart in der Ergologie des Menschen ausserordentlich intim sind. Die Fäden führen von manchen heutigen Objekten des täglichen Gebrauches gerade und lückenlos hinunter in die ältesten Kulturschichten, in die entlegensten prähistorischen Untergründe und Zeiträume bis zur Wurzel menschlicher Tätigkeit überhaupt, eine Tatsache, die ja übrigens auch bei uns in Europa unter der oft dünnen Lavadecke unserer Kultur, unter der noch vielfach materiell und ideell die Vorgeschichte glüht, mannigfache Analogien findet.

Daneben scheint mir aber speziell der Hinweis nicht unwichtig, dass einige der hier besprochenen Objekte (Lanzen aus Knochen und Hornspitzen, Steinkeulen und walzenförmige Parierschilder, hölzerne Wurfkeulen und Bumerangs) als teilweise neue Glieder die bisher bekannten Bande, welche die nigrischen Kulturschichten von Afrika einerseits und der altaustralischen Kultur andererseits zusammenhalten, zu verstärken geeignet sind.

Musik und Tänze der grönländischen Eskimos und die Verwandtschaft der Musik der Polareskimos mit der der Indianer¹⁾.

Von
Christian Leden. (Christiania).

Mit 5 Abbildungen und 8 Notenbeispielen.

Im Frühling des Jahres 1909 reiste ich mit dem Polarforscher Knud Rasmussen nach Grönland, um die west- und nordgrönländischen Eskimos zu besuchen und ihren primitiven Kulturbesitz, besonders ihre Musik, zu studieren, zu welchem Zweck mir eine dänische öffentliche Unterstützung zuteil wurde.

Mein Arbeitsfeld erstreckte sich wesentlich auf den Umanakdistrikt in Dänisch-Grönland, wo ich in Ikerasak und besonders in Umanatsiak noch Eskimos von ursprünglicher Kultur antraf, ferner auf die Polareskimos am Kap York und der North-Star-Bucht. Bei diesen Polareskimos, die bis dahin frei vom Einfluss der Missionare geblieben waren und ihre alte Kultur vollständig bewahrt hatten, machte ich eine reiche musikethnologische Beute.

Die Eskimos in den südlichen Kolonien von Dänisch-Grönland haben schon längst das meiste von ihrer alten Kultur und besonders ihre alten Lieder vergessen. Bat ich sie um ein Lied, so gaben sie mir europäische Gassenhauer und Operettenmelodien, die sie natürlich etwas verkehrt sangen, zum Besten, oder sie sangen in schleppendem Tempo einige geistliche Lieder, die sie von den Missionaren gelernt hatten.

Im vergangenen Sommer (1910) unternahm ich mit Hilfe einer Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Norwegen eine zweite Grönlandreise, und zwar nach Angmagsalik an der Ostküste. In diesem Eskimodorf wohnen die meisten Ostgrönländer. Sie sind erst seit 25 Jahren von Weissen beeinflusst, daher traf ich noch eine ganze Anzahl prachtvoller Menschen von der alten Kultur, und es gelang mir, auch eine Reihe Original-Eskimolieder phonographisch zu fixieren, und die mit denselben verbundenen Trommeltänze mit dem Kinematographen aufzunehmen.*)

1) Nachtrag zur Dezember-Sitzung des vorigen Jahres (s. Jahrgang 1910 S 994).

2) Die Resultate meiner beiden Grönlandreisen wollte ich eigentlich schon diesen Winter publizieren, aber da mein Reisegenosse Knud Rasmussen, mit dem ich den Vertrag gemacht hatte, zusammen mit ihm ein gemeinsames Werk über unsere Forschungen in Grönland zu veröffentlichen, wieder nach Grönland gefahren ist, muss ich mit einer grösseren Publikation noch bis zu seiner Rückkehr warten. Ich kann deshalb jetzt nur eine vorläufige Skizze der Musik und Tänze der grönländischen Eskimos geben.

Die musikalischen Äusserungsmittel der Eskimos beschränken sich auf ihre Singstimme und eine Trommel; sie wissen auch nichts von mehrstimmiger oder harmonischer Musik, sondern singen immer unisono.

Ihre musikalischen Leistungen zeigen aber doch bei näherer Beobachtung, sowohl was den oft komplizierten Rhythmus, als auch die Technik des Melodiebaues und der Vortragsweise betrifft, schon eine vorgeschrittene künstlerische Entwicklung. Sie haben eine Menge kleine rhythmische und tonale Nuancen, die unsere europäische Musik gar nicht kennt, auf welche die Eskimos aber sehr viel Gewicht legen. Es ist anfangs überaus



Abb. 1. Eskimoische Sänger aus Umanatsiak, Westgrönland, (versammelt beim Zelt des Verfassers, in der Mitte Knud Rasmussen). Phot. von Chr. Leden.

schwer für unser europäisches Ohr, die Feinheiten dieser eigentümlichen Musikäusserungen zu erfassen, und es ist oft mit Schwierigkeiten verbunden, selbst nach dem Phonographen und mit Hilfe von Metronom und Tonmesser ihre Gesänge niederzuschreiben. Unsere Notenschrift reicht hierzu natürlich lange nicht aus, und man muss sich noch anderer Zeichen bedienen, um die für uns ungewohnten Intervalle und die eigenartige Vortragsart einigermaßen genau wiederzugeben.

Wie bei anderen primitiven Völkern ist auch bei den grönländischen Eskimos die Musik eng verbunden mit dem Tanz. Ihr Tanz ist eine Art Bauchtanz, der aus einigen sonderbaren, ziemlich primitiven Bewegungen besteht. Paartänze gibt es nicht bei ihnen, nur Solotänze. In diesen Tänzen können die verschiedensten Stimmungen ausgedrückt werden, doch drücken sie meistens Freude oder erotische Gefühle aus. Manchmal

können auch diese Tänze sehr ernster Art sein, z. B. wenn der eine Eskimo den anderen zu einem Duell auf Bauch- oder Trommeltanz herausfordert. Bei diesem Duell singen die beiden Gegner abwechselnd Spottlieder aufeinander. Diese Lieder sind teilweise im voraus gedichtet, werden zuweilen jedoch auch improvisiert. In einem solchen Duell gilt es, alle Fehler und Mängel des Widersachers und alles, was er verbrochen hat,

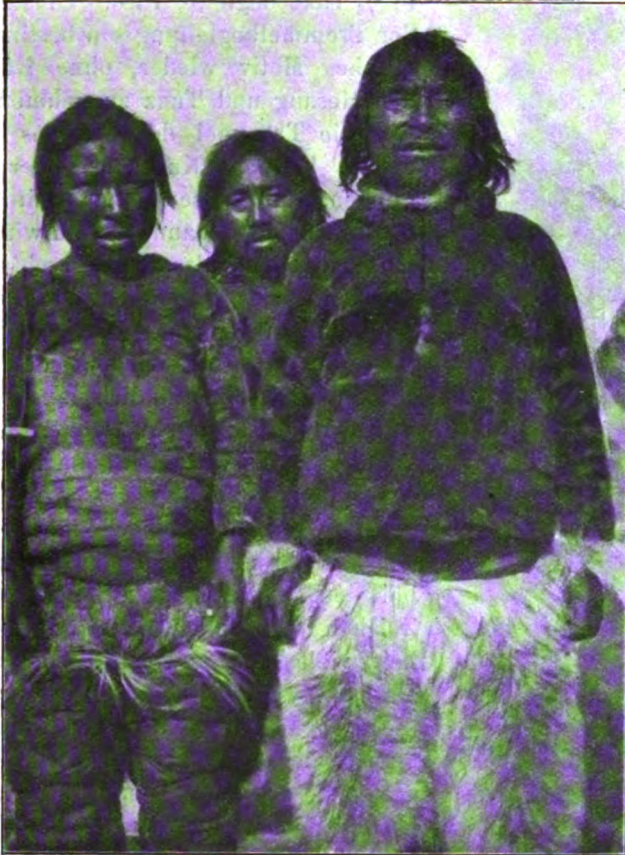


Abb. 2. Polareskimo-Sänger aus der North-Star-Bucht (76° 32 Min. nördl. Breite). Rechts der Geisterbeschwörer Masaitsiak, links seine Frau, in der Mitte der Geisterbeschwörer Ajsorsalik. Phot von Chr. Leden.

hervorzuheben und ihn überhaupt so lächerlich als möglich zu machen. Derjenige von beiden, dem es am besten gelingt, die Zuhörer durch seine Witze und Anklagen zum Lachen zu bringen, ist dann Sieger. Diesen Trommeltanz gibt es in Grönland nur noch an der Ostküste und bei den Polareskimos. Leider haben die Missionare an der Westküste die Tänze ganz ausgerottet. In Umanatsiak an der Westküste Grönlands existiert wohl auch noch etwas Ähnliches, als Überrest der alten Kultur, aber die Einwohner von Umanatsiak sind sehr vorsichtig mit dem Trommeltanz und wagen nur in den langen Winternächten sich damit zu

amüsieren, oder sonst, wenn sie sicher sind, dass niemand in der Nähe ist, der den alten Tänzen und Gebräuchen feindlich gesinnt sein könnte.

Tanz und singt der Eskimo, so schlägt er gewöhnlich die Trommel dazu. Die Trommel wird jedoch nicht immer im Takt mit Gesang und Tanz geschlagen, sondern oft scheinbar ganz unregelmässig und zuweilen in anderen Taktarten. Es kommt z. B. vor, dass eine Gesangsvorführung in $\frac{4}{8}$ Takt von Trommelschlägen in $\frac{2}{8}$ Takt begleitet wird. Oft kehrt auch in der Trommelbegleitung ein bestimmtes rhythmisches Motiv wieder, ohne Rücksicht auf den Gesang und Tanz zu nehmen.



Abb. 3. Tanzende Eskimofrau aus Umanatsiak, Westgrönland.

Phot. von Chr. Leden.

Die Trommel der Eskimos besteht aus einem kleinen Knochen- oder Treibholzrahmen, auf dessen einer Seite ein Stück Darmhaut aufgespannt ist und wird mit einem Knochen oder Holzsplitter geschlagen, jedoch nicht auf das Trommelfell selbst, sondern auf die unbespannte Seite des Trommelrahmens. Hierbei entsteht ein nicht sehr starker, aber eigentümlich mystischer Klang. Bei den Geisterbeschwörungen der Angakut oder Zauberer wird denn auch die Trommel immer angewendet.

Die Eskimos pflegen möglichst wenige Töne in ihren Gesängen zu gebrauchen, und bei den Polareskimos gilt es sogar als ein Zeichen von Unbeholfenheit und Unbegabtheit, viele Töne in einem Liede zu benutzen. Da ich gern die Meinung der Eskimos über die europäische Musik hören wollte, trug ich einmal ein sehr berühmtes Lied eines unserer grössten neueren Komponisten einem der besten Polareskimosänger vor. — Da lachte aber der alte Eskimo mitleidig, indem er sagte: So viele Töne und keine bessere Musik!

Bei den Polareskimos komponiert jeder selbst seine Lieder und jeder Eskimo besitzt seine eigene Weise — oft mehrere — die er nur selbst singt. Ausserdem haben sie jedoch auch eine Anzahl Lieder, die sie von ihren Vorfahren, besonders von den Angakut, ererbt haben.

Die Polareskimos haben eigentlich keine Texte zu ihren Melodien, sondern sie wiederholen fortwährend dieselben sinnlosen Silben: Aj-jai-ja immer und immer wieder. Zuweilen unterbrechen sie die leitende Melodie und sprechen ein oft improvisiertes Rezitativ.

Dagegen haben die Eskimos an der Westküste von Dänisch-Grönland meistens Texte zu ihren Liedern.

Der Inhalt dieser Texte ist verschiedenartig. Sie haben Scherz- und

Spottlieder, z. B. das Lied von den Hosen einer Frau, und Liebeslieder, z. B. das Lied vom „Spielkamerad“, in welchem ein junges Mädchen von den Liebkosungen ihres Liebsten singt und diese in sehr grellen Farben bis zu dem sexuellen Akt schildert.

Ferner haben sie Schauspiellieder und verschiedene Tier- und Vogel-pantomimen, wie z. B. Kugsassuak (was „Schaukelschweif“ bedeutet) und die „Sturmvogel“-Pantomime, in welcher sie beim Tanzen die Bewegung dieses Vogels nachahmen.

In einem Lied, dessen Text wahrscheinlich aus der Zeit der ersten Missionare stammt, singen sie von der Zeit, da sie noch guter Dinge waren und sich auf ihre eigene heidnische Weise ergötzen durften.

Auch die ostgrönländischen Eskimos haben meistens Texte zu ihren Liedern, und zwar ebenso mannigfacher Art, wie die an der Westküste.

Das nachstehende Notenbeispiel ist das schon erwähnte Schauspiellied „Kugsassuak“ (Schaukelschweif), welches von Arkalu, einem alten Eskimo aus Umanatsiak in Dänisch-West-Grönland gesungen wurde. Der Text, der für die Auffassung der Eskimos scherzhaft ist, lautet in Übersetzung: „Der grosse Schaukelschweif ist aus seinem Nest herausgekommen, Viutiuvi utiu“ usw. Die letzten Laute sollen den Gesang des Vogels nachahmen und während des Singens der sinnlosen Worte „aja ja-a-ja ja“ ahmt der Sänger die Schaukelbewegungen des Vogelschweifes in komischen Bewegungen mit seinem Hinterteil nach.

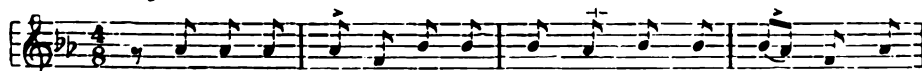


Abb. 4. Bauch- und Trommeltanz-Duell aus Angmagsalik, Ostgrönland.
Phot. von Chr. Leden.

1. „Kugsassuak“ (Schaukelschweif).¹⁾

Eskimolied aus Umanatsiak in Westgrönland.

M. M. ♩ = 184



Kug-sas-su - ak i - ni - mi - nik a - nig - dla - ka-ak vi - u -



tju - vi u - tju - a - ja ja-a - ja - ja usw.

1) Zeichenerklärung s. S. 269/270.

Das nächste Notenbeispiel (No. 2) stammt von der North-Star-Bucht und wurde von der Polareskimofrau Tukuminguak gesungen. Es unterscheidet sich von dem vorigen Lied sowohl, was die Struktur des Melodiebaues, als auch die Vortragsart betrifft. Es wird mit Trommelschlägen, aber in einer anderen Taktart als der Gesang, begleitet.

2. Polareskimolied.¹⁾

(Von der North-Star-Bay.)

M. M. ♩ = 160

Trommelbegleitung

Unregelmässige Trommelbegleitung

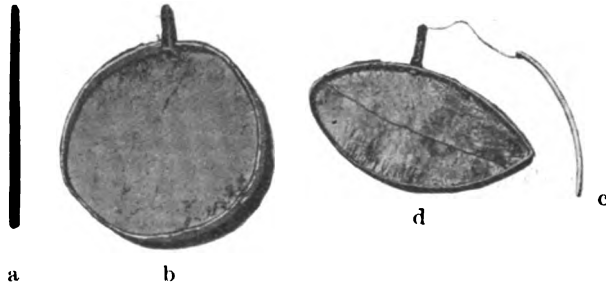


Abb. 5. Eskimotrommel. a = Trommelstock. b = Trommel aus Westgrönland. c = Trommelstock. d = Trommel von der North-Star-Bucht (Nordgrönland). Photographie nach den vom Verfasser mitgebrachten Sammlungen im Museum für Völkerkunde, Berlin.

Charakteristisch für die Musik der Polareskimos ist in ihrem Melodiebau Hinabgehen auf einen tieferen Ton am Schluss einer Strophe und längeres Verweilen auf einem tiefen Ton zwischen jedem Vers. In der

1) In Beispiel Nr. 2 werden die Trommelschläge, die zu Anfang in $\frac{9}{8}$ -Takt gehen, nachher scheinbar unregelmässig und so undeutlich, dass es mir nicht möglich gewesen ist, dieselben genau zu verzeichnen.

Vortragsweise wird man besonders ihr Glissando und ihren kräftigen Ansatz auf den höheren Tönen zu Beginn der Motive bemerken, ausserdem das Decrescendo und Piano auf den tieferen Tönen am Schluss einer Strophe. In diesen Punkten unterscheidet sich die Musik der Polareskimos von derjenigen der Dänisch-Grönländischen Eskimos, aber nähert sich derjenigen der nordamerikanischen Indianer.

In folgendem Lied (No. 3) des Polareskimo-Angakok (Geisterbeschwörer) Masaitsiak von der North-Star-Bucht tritt die Abweichung von der Musik der Dänisch-Grönländischen Eskimos und die Annäherung an die Musik der Indianer noch deutlicher hervor. Die Melodie fängt auch hier in höherer Lage an und geht dann am Schluss jeder Strophe allmählich nach unten, bis sie endlich längere Zeit auf einem tieferen Ton verweilt. Ferner ist auch die starke Expiration auf den höheren Tönen, sowie das Glissando und am Ende einer Strophe das Decrescendo und Piano, wie man sich durch Anhören der Phonogramme überzeugen kann, typisch sowohl für die Polareskimoweisen als auch für die Gesänge der Indianer.

3. Polareskimolied.

M. M. ♩ = 160

The musical score consists of five staves of music in G major (one sharp) and 4/4 time. The tempo is marked 'M. M.' with a quarter note equal to 160. The music begins with a forte 'f' dynamic and a glissando-like attack on the first staff. The melody descends through the second and third staves, reaching a piano 'p' dynamic by the fourth staff. The piece concludes with a final glissando and decrescendo on the fifth staff.

Wenn wir die nachfolgenden Beispiele von Indianerliedern (No. 4, 5) betrachten, so werden wir hier die besprochenen Eigentümlichkeiten der Polareskimomusik wiederfinden.

4. Pawnee-Indianerlied.

Aufgezeichnet von Edwin S. Tracy. Aus: A. C. Fletcher, *The Hako: A Pawnee Ceremony*, 22. Ann. Rep. Bureau Amer. Ethnol. 1904, S. 39.

M. M. ♩ = 126

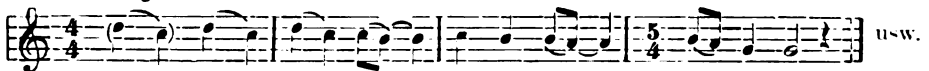
The musical score is a single staff in G major (one sharp) and 2/4 time. The tempo is marked 'M. M.' with a quarter note equal to 126. The melody starts with a dotted quarter note followed by an eighth note, then continues with a series of eighth and quarter notes, ending with a glissando-like flourish.



5. Indianerlied vom Thompson-River.

Aus: O. Abraham und E. M. v. Hornbostel, Phonographierte Indianermelodien aus British Columbia, Boas Anniversary Volume, New York 1906. S. 458. Nr. 11.

M. M. ♩ = 160



Natürlich haben die verschiedenen Indianerstämme in ihrer Musik auch Eigentümlichkeiten, worin sie sich wieder von einander unterscheiden. Ich habe aber bei dieser Gelegenheit die typischen Kennzeichen der Indianermusik in sozusagen gröberen Umrissen angedeutet, nur um zu zeigen, dass, was die Indianerstämme in ihrer Musik gemeinsam haben, auch mit der Musik der Polareskimos verwandt ist.

Die Lieder der ostgrönländischen Eskimos, wovon folgendes Beispiel (No. 6) eine Probe gibt, zeigen dagegen, ebensowenig wie die westgrönländischen Gesänge, eine Verwandtschaft mit der Indianermusik.

6. Eskimolied von Kap Dan in Ostgrönland.

M. M. ♩ = 192



Um so mehr zeigt das jetzt folgende Polareskimo-Phonogramm (No. 7) eine unverkennbare Verwandtschaft mit Indianerliedern. Sowohl was die ganze Struktur des Melodiebaues, als auch die Eigentümlichkeiten der Vortragsart betrifft.

7. Polareskimolied.

M. M. ♩ = 152

Musical score for '7. Polareskimolied'. It consists of four staves of music in G major (one sharp) and 4/8 time. The tempo is marked 'M. M.' with a quarter note equal to 152. The score includes dynamic markings: *mf*, *dolce*, *f*, and *mf*. The key signature changes to E major (two sharps) in the final measure of the fourth staff.

Zuletzt wollen wir noch ein Lied von den Hopi-Indianern zum Vergleich heranziehen (No. 8). Auch hier ist die Verwandtschaft mit der Musik der Polareskimos, trotz der grossen Entfernung dieser beiden Völkerstämme, ganz entschieden vorhanden.

8. Hopi-Indianerlied.



Aus: Benjamin Ives Gilman, Hopi Songs, Amer. Journ. Archaeol. and Ethnol. Vol. V. S. 201. Nach dem subjektiven Eindruck Gilmans wiedergegeben.

Musical score for '8. Hopi-Indianerlied'. It consists of three staves of music in E-flat major (three flats) and 2/8 time. The score starts with a dynamic marking of *ff*. The notation includes various rhythmic values and rests. The score ends with the text 'usw.'.

Es zeigt sich also eine so nahe Verwandtschaft zwischen der Musik der Polareskimos und derjenigen der Indianer, dass man eine gemeinsame Quelle annehmen muss. Und da bis jetzt noch nichts wirklich Stichhaltiges über die Abstammung der Eskimos bekannt ist, dürfte es wohl von Interesse sein, die Musik der Kanadischen Eskimo- und der nördlichsten Indianerstämme einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Erklärung der in den Notenbeispielen angewandten diakritischen Zeichen.

- + kleine Erhöhung
 - kleine Vertiefung
 - (•) Tonhöhe einigermaßen bestimmbar,
 - ~ unbestimmbare Ton-Höhe,
 - = Glissando,
- } bis zu einem Viertelton,

- ∞ Verlängerung der Zeitdauer eines einzelnen Tones,
- ∪ Verkürzung der Zeitdauer eines einzelnen Tones,
- ≠ Accentuierung eines einzelnen Tones,
-  Portamento,
-  Mittelding zwischen Portamento und Legato.

N. B. Diese Zeichen sind, mit Ausnahme des letzten, aus O. Abraham und E. M. v. Hornbostel, Vorschläge für die Transskription exotischer Melodien, Sammelb. d. Intern. Musikgesellschaft, XI. 1909, genommen.

Was die Vorzeichen betrifft, so sind nur diejenigen, die wirklich vorkommen, angegeben, da die eskimoische Musik nichts mit unserer Tonleiter zu tun hat. So hat das erste Notenbeispiel als Vorzeichen nur *b* und *as*, Notenbeispiel Nr. 6 *b* und *des*, Nr. 3 *gis* und *dis*.

II. Verhandlungen.

Anthropologische Fachsitzung vom 18. März 1911.

Vorträge:

- Hr. G. Fritsch: Über Verwertung von Rassenmerkmalen für allgemeine Vergleichen.
- Hr. R. Neuhauss: Über die Pygmäen in Deutsch-Neuguinea.
- Hr. F. von Luschan: Zur Stellung der Tasmanier im anthropologischen System.

Vorsitzender Hr. von Luschan.

(1) Hr. v. Luschan legt einen Schädel eines sehr grossen männlichen Gorilla vor, der zu einem im Besitz von J. F. H. Umlauff in Hamburg befindlichen Skelett und Balg gehört.

Der Schädel ist durch ganz extreme Schiefheit des Gesichtes ausgezeichnet, die anscheinend auf eine in früher Jugend erlittene Verletzung des rechten Kiefergelenkes zurückzuführen ist.

(2) Hr. v. Luschan demonstriert eine Haarprobe von einem Tasmanier, die er 1878 in London hatte erwerben können. Das Haar hat unverkennbar die spiraligen Löckchen der Melanesier und unterscheidet sich durchaus von irgend welchen Australier-Haaren.

(3) Hr. H. Virchow demonstriert eine Tätowierte, welche gegenwärtig in Castans Panoptikum gezeigt wird. Es ist ein deutsches Mädchen, welches in Hamburg durch einen englischen Tätowierer geschmückt ist. Die Figuren nehmen den Hals und den oberen Teil der Brüste, die Arme und Beine ein und zeichnen sich durch grosse Eleganz der Zeichnung, Vollständigkeit der Füllung, Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Farben und dabei einen weichen samtigen Ton der letzteren aus, wofür allerdings die über ein gesundes Fettpolster ausgespannte Haut eine gute Grundlage abgibt. Von Farben sieht man ein sehr leuchtendes Rot, ein nach Orange neigendes Gelb, Grün, Blau und Schwarz, das Schwarz deutlich vom Blau zu unterscheiden. Über die Natur der Farben vermag der Impresario keine Angaben zu machen. Die Punktierung wurde mittels eines durch Elektrizität betriebenen Apparates ausgeführt.

Hr. v. Luschan bemerkt zu den Erklärungen des Impresario, dass er nicht den Eindruck habe, als seien für die verschiedenen Abstufungen von Hellblau gegen fast schwarz erscheinendes Dunkelblau irgend verschiedene Farbstoffe angewandt worden. Bei allen diesen Abstufungen handle es sich ganz gleichmässig immer nur um schwarze Kohle, die entweder in der Form von Russ oder von Tusche oder etwa von Schiesspulver in das Gewebe der Cutis gebracht sei. Die bläuliche Farbe sei immer nur auf Interferenz durch trübe Medien zurückzuführen und sie erscheine naturgemäss um so heller, je kleiner und spärlicher die schwarzen Kohlenpartikelchen in der betreffenden Hautpartie seien.

(4) Hr. Fritsch spricht über:

Verwertung von Rassenmerkmalen für allgemeine Vergleichen.

Die neuere Forschung wendet sich mit erhöhtem Interesse vergleichenden Rassestudien zu, was gewiss mit grosser Freude zu begrüessen ist, doch darf man davon bleibende Ergebnisse wohl nur erwarten, wenn die Untersuchungen auf einer einigermassen sicheren Grundlage aufgebaut werden. Ein grosser Teil der Forscher bevorzugt augenblicklich bei der Betrachtung des Gegenstandes physiologische und psychologische Gesichtspunkte und kommt dabei zu vielfach widersprechenden Anschauungen, deren sichere Begründung in dem einen oder anderen Sinne ausgeschlossen erscheint.

Man darf behaupten, dass die morphologische Grundlage, von der billigerweise ausgegangen werden sollte, stark vernachlässigt wird, und dadurch eine grosse Unsicherheit in die Abgrenzung der Begriffe hineingebracht worden ist; es scheint dringend erforderlich, darüber eine bessere Verständigung zu erzielen, wozu die nachfolgenden Ausführungen beitragen sollen.

Man hat zunächst die Frage aufzuwerfen: Was haben wir uns unter dem ursprünglich doch unzweifelhaft morphologischen Begriff „Rasse“ zu denken, und müssen wir dazu auf die Anschauungen zurückgreifen, welche herrschend waren, als man den Begriff wissenschaftlich feststellte.

In dieser vordarwinischen Zeit, als die Systematik noch unerschüttertes Vertrauen in ihre „guten Arten“ hatte, fasste man als solche bekanntlich Lebewesen zusammen, welche miteinander in wesentlichen Merkmalen übereinstimmten und dieselben konstant auf ihre Nachkommen weiter vererbten; die ungehinderte fruchtbare Kreuzung untereinander war die beste Probe auf die Zusammengehörigkeit.

Individuengruppen, welche sich von anderen nahestehenden Formen durch wichtige, vielleicht sogar sehr auffallende Merkmale unterschieden, die aber nicht konstant fortgeerbt wurden, sondern unberechenbaren Abänderungen, besonders durch Rückschlag unterlagen, nannte man Rassen. Somit ergibt sich von selbst, dass die Abgrenzung von Rassen eine Untereinteilung der feststehenden Arten darstellte, und die angenommene oder erwiesene Unbeständigkeit der Merkmale das charakteristische Unterscheidungsmoment bildete.

Nachdem Darwin durch sein Werk „Die Entstehung der Arten“ die Unmöglichkeit nachgewiesen hatte, die bisherige Anschauung der Systematik über die Ewigkeit der Art festzuhalten, sondern sie als etwas allmählich Entstandenes nachwies, fiel der Hauptunterschied zwischen den Begriffen Art und Rasse, von denen der letztere gerade durch die Unbeständigkeit der Merkmale charakterisiert sein sollte. Es erscheint mir daher logisch unmöglich, wie es seinerzeit Kollmann zu beweisen versucht hat, zwar die Arten als etwas Gewordenes anzusehen, aber gleichzeitig an die Ewigkeit der Rasse zu glauben. Die eigentümliche Anschauung ist wohl so zu erklären, dass der Autor dem beständigen Kampf zwischen der Konstanz und Divergenz der Charaktere, wie ihn die Verhältnisse der natürlichen Zuchtwahl mit sich bringen, nicht genügend Rechnung getragen hat: Die Merkmale scheinen unveränderlich, die Rassen als Träger derselben „ewig“, wenn sich die Bedingungen der natürlichen Zuchtwahl gleichbleibt (Konstanz der Charaktere), sie gehen sofort Abänderungen ein und zeigen schwankendes Verhalten, wenn diese Bedingungen schwanken (Divergenz der Charaktere).

Es ergibt sich aus dem soeben Angeführten, dass wir nicht berechtigt sind, bei Rassemerkmalen, auch wenn sie noch so auffallend sind, eine gesicherte Konstanz anzunehmen, sondern dass wir uns auf unsicheres Auftreten gefasst machen müssen. Dieser bedauerliche, aber doch selbstverständliche Übelstand findet sich auf allen Gebieten der menschlichen Rassenvergleiche nachweislich vor, sei es, dass es sich um die Merkmale des Schädels, des Skelettes überhaupt, um die Hautfarbe, Bildung der Augen oder der Haare handelt. Sieht man darin einen Hinderungsgrund Rassen abzugrenzen, so sollte man auf solche Vergleichen von vornherein verzichten, und offenbar haben sich viele Autoren bis in die neueste Zeit dadurch abschrecken lassen.

Als vor einer Reihe von Jahren der berühmte englische Forscher Richard Owen in meiner Gegenwart von befreundeter Seite befragt wurde: Ob er denn nun einen menschlichen Schädel nach seinen Merkmalen unterscheiden könnte? antwortete er mit schmerzlichem Lächeln: „Als ich nur über Hunderte bestimmter Schädel blickte, glaubte ich es zu können, als es aber Tausende wurden, musste ich die Unterscheidung aufgeben.“ Er hatte offenbar der bei einem riesigen Material unvermeidlichen Divergenz der Charaktere nicht gebührend Rechnung getragen.

Aber auch die modernste Richtung unserer anthropologischen Forschung wirkt aus dem gleichen Grunde lähmend auf eine verständige Rassenvergleiche ein, zu der eine freie Auffassung der Form absolut unerlässlich ist. Ich möchte diese, in ihrer Weise sehr verdienstliche Richtung die „hyperexacte“ nennen; auf sie passt aber Mephistos Ausspruch:

„Wer etwas Lebendiges will erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist herauszutreiben. Haben die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Schon Heraklit der Dunkle stellte bekanntlich den Satz auf: πάντα ῥεῖ! (Alles fließt!), was in besonders hervorragendem

Masse von der lebendigen Form gilt. Die Natur ist kein Rechenexempel, sie lässt sich nicht durch mathematische Konstruktionen und algebraische Formeln festlegen, sondern sprengt diese Fesseln durch das Gesetz der freien Variabilität, welches sich noch stets jeder Berechnung entzogen hat.

Oft genug gewinnt der Forscher, welcher sich verständnissinnig in eine organische Form versenkt, Einblicke in ihr Wesen und ihre Besonderheit,

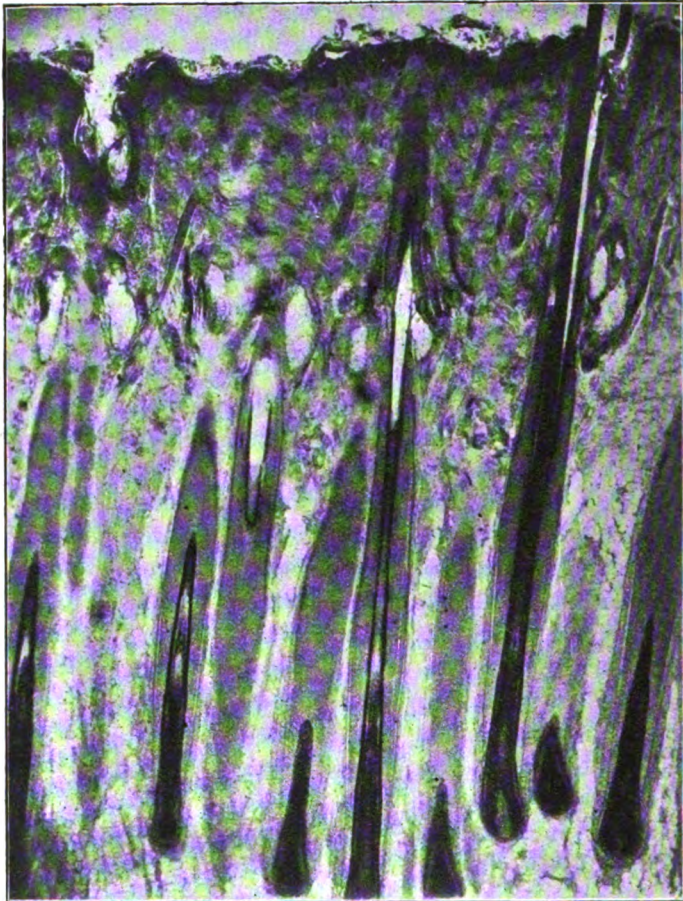


Abb. 1. Längsschnitt durch den Haarboden vom Scheitel eines Chinesen.

welche sich durch die exakteste Messung nicht feststellen lassen. Das souveräne Misstrauen, welches die Hyperexakten den Darstellungen morphologisch geschulter Forscher entgegenbringen, ist daher unberechtigt und wirkt nicht fördernd, sondern lähmend auf den Fortschritt unserer Wissenschaft. Der Morphologe erfasst das Wesen der ihm gegenüberstehenden Form, er registriert die auftauchenden Besonderheiten und wird versuchen sie mit dem ursprünglichen Bilde in Übereinstimmung zu setzen; aber auch wenn dies im einzelnen Falle nicht gelingen sollte, wird er deshalb

noch keine Veranlassung in der Abweichung sehen, seine Vorstellung von dem typischen Bilde des Gegenstandes fallen zu lassen.

Ebenso wie Richard Owen haben auch neuere Autoren, gestützt auf unvermutete Abweichungen der Schädelformen, die ganze Kraniologie zu diskreditieren versucht, in welcher sie die ganz unberechtigterweise geforderte Konstanz nicht finden konnten. Von anderen Gebieten ist es besonders die Ausbildung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares, deren Bedeutung zur Kennzeichnung verschiedener Völkerstämme mit Achselzucken abgelehnt wird, obgleich zahlreiche Autoren, darunter ich selbst, seit drei Jahrzehnten bemüht gewesen sind, den grossen Wert

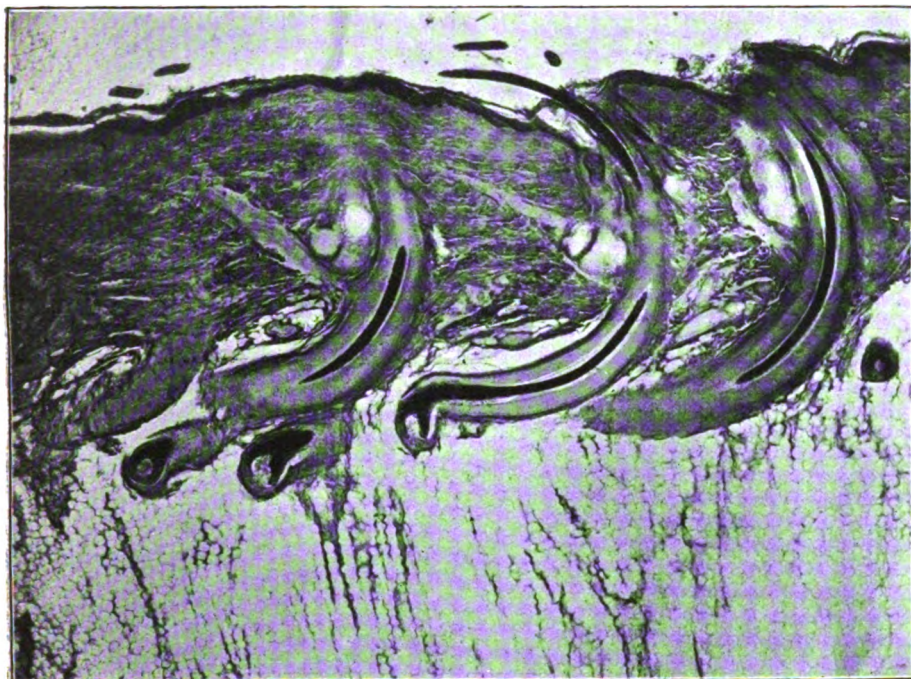


Abb. 2. Längsschnitt durch den Haarboden vom Scheitel eines Hottentotten.

der Haarbildung für Rassenvergleichen festzustellen. Unsere Bemühungen haben nur den tragikomischen Erfolg gehabt, dass wir gelegentlich, z. B. von Buschan¹⁾ zitiert werden als Autoritäten gegen die Möglichkeit einer solchen Verwertung der Merkmale; nur weil eine von uns gar nicht behauptete Konstanz im Auftreten der Besonderheiten fehlt, wird eine unterscheidende Vergleichung überhaupt für unzulässig erklärt. Dabei weiss ich gar kein wissenschaftliches Gebiet zu nennen, wo eine präzise gestellte, wissenschaftliche Frage an das Untersuchungsmaterial dem Forscher so klare, übersichtliche Antworten gäbe. Solche unberechtigte Diskreditierung der zu erwartenden Resultate ist wohl zum Teil der Grund gewesen, dass dies schöne, leicht zu behandelnde

1) Menschenkunde S. 109.

Gebiet der Anthropologie bis auf den heutigen Tag so wenig Bearbeiter gefunden hat, was ich mit einiger Genugtuung bestätige, da ich selbst wegen zu grosser Lückenhaftigkeit des Materials meine in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnenen Arbeiten betrübten Herzens verlegen musste.

Dass durch meine Weltreise ergänzte Material gibt mir die Möglichkeit einer übersichtlichen Darstellung der Verhältnisse, welche demnächst in einem umfangreichen Tafelwerk veröffentlicht werden sollen.

Das grosse Interesse, welches die Untersuchungen des menschlichen Haares erfahrungsgemäss in weiten Kreisen finden, veranlasst mich aber

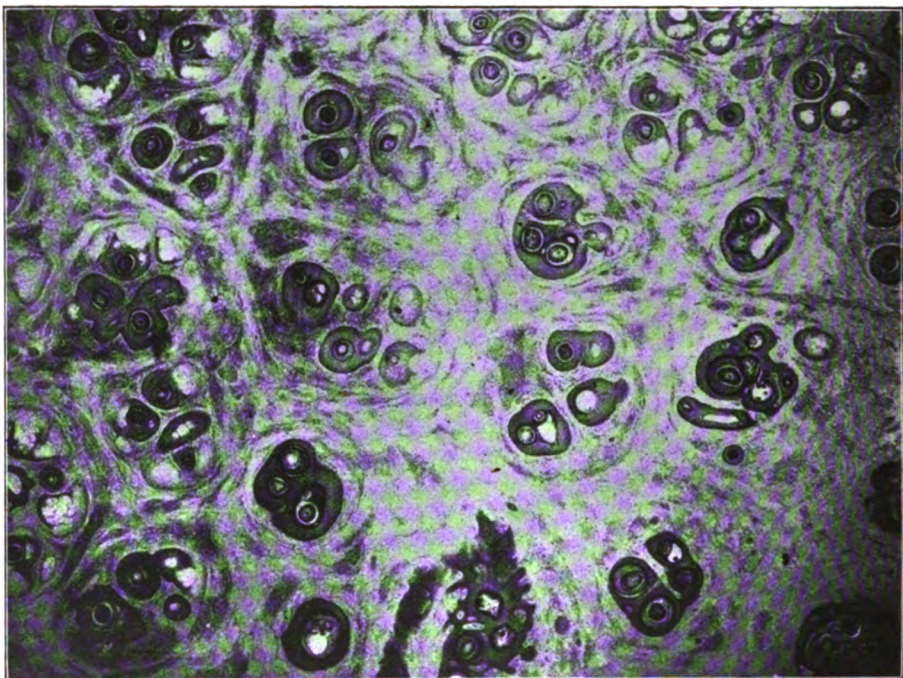


Abb. 3. Oberflächlicher Flachschnitt durch die Kopfhaut eines Chinesen.

auch vor dem Forum der anthropologischen Gesellschaft die Hauptergebnisse in einer Reihe von Projektionsbildern vorzuführen, welche hoffentlich den Beweis liefern werden, dass die Haarvergleiche in der menschlichen Rassenkunde doch kein leerer Wahn sind. An dieser Stelle freilich muss ich mich damit begnügen, durch ein paar Proben den Massstab dafür festzulegen.

Zwei Beispiele, welche ich in bezug auf die Ausbildung des Haupthaares als die Grenzen der Menschheit zu bezeichnen pflege, dürften besonders geeignet sein, um die geradezu überraschenden Abweichungen, zwischen denen natürlich unendlich viele graduelle Unterschiede Platz finden, zur Anschauung zu bringen. Die beiden Abb. 1 und 2, Haarboden vom Scheitel eines Chinesen, parallel zu den austretenden Haaren durchschnitten und ein entsprechendes Bild vom Scheitel einer Hottentottin

werden auch ohne nähere Erklärung den Beweis liefern, dass die in Frage kommenden Merkmale so eingreifend sind, wie kaum ein anderes körperliches Merkmal. So schwerwiegende Unterschiede als unwesentlich für eine Rassenvergleichung anzusehen, dürfte selbst einem Hyperexacten gegen den Strich gehen.

Da die Bemängelung der Haarvergleichen sich an erster Stelle gegen die Haarquerschnitte richtete, so folgen hier als Beispiele noch zwei Flachschnitte der Kopfhaut, welche die Haare wesentlich genau im Querschnitt zeigen. Offenbar unterliegt die Anfertigung richtiger Querschnitte gewissen Schwierigkeiten, und mangelhafte Beurteilung der

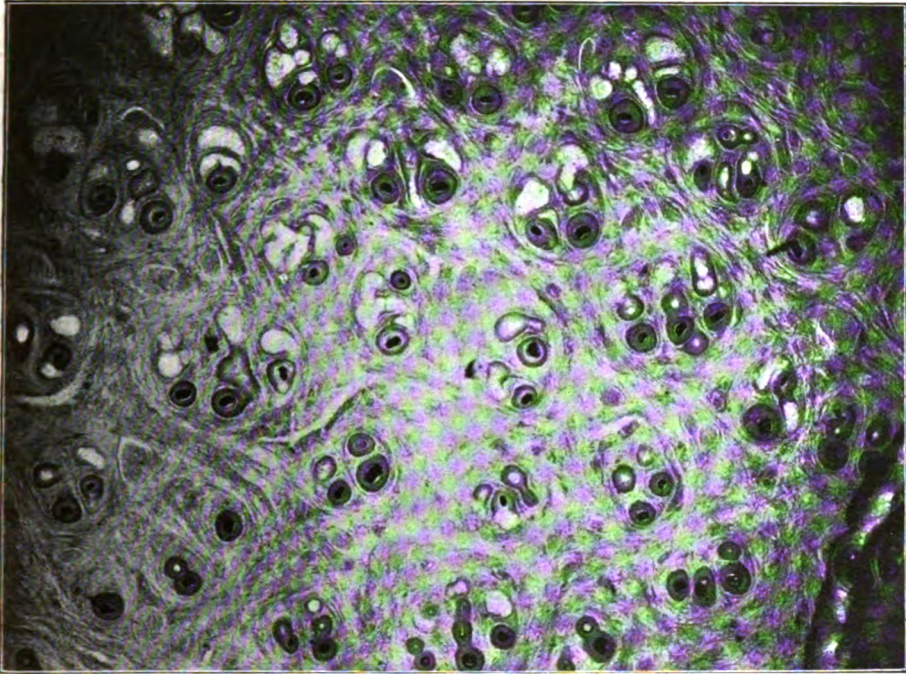


Abb. 4. Oberflächlicher Flachschnitt durch die Kopfhaut eines Hottentotten.

gewonnenen Bilder hat wohl häufig zu der auch bei Buschan vorhandenen naiven Anschauung Veranlassung gegeben, dass bei jeder Rasse alle möglichen Querschnittsformen vorkämen, wenn auch nicht in gleicher Häufigkeit; ganz peremptorisch wird erklärt: „Diese Tatsache genügt nicht, um darauf Rassenunterschiede aufzubauen.“ Ich bedauere, gestützt auf ein sehr umfangreiches Material in dieser Hinsicht anderer Meinung zu sein.

Die Hauptschwierigkeit bei der Herstellung der Haarquerschnitte beruht in der grossen Widerstandsfähigkeit des Objektes gegen das vordringende Messer; kann das Haar auch nur wenig ausweichen, so stellt es sich zur Schneide in einem grösseren oder kleineren Winkel, und man erhält Schrägschnitte anstatt richtiger Querschnitte. Gleichwohl sollte auch in solchem Falle ein erfahrener Mikroskopiker sich nicht täuschen lassen,

da ein genaues Studium am schrägen Haardurchschnitt zwei etwas gegeneinander verschobene Querschnittbilder zeigen muss, welche durch kurze, gerade Seitenlinien miteinander verbunden sind, je nach der Dicke des Schnittes.

Feste, straffe Haare von erheblicher Dicke, wie das Chinesen- und Japanerhaar, lassen sich natürlich schwieriger schneiden als dünnere und weichere; für die angeführten Volkstämme kommt aber auch die notorische, mannigfache Vermischung in Betracht, welche eine Trübung der Rassenmerkmale bewirken kann. So erklärt sich wohl zum Teil das absprechende Urteil, welches seinerzeit Hilgendorf und neuerdings Bälz über die Verwertung von Haarquerschnitten als Rassenmerkmal gefällt haben. Hilgendorfs Präparate waren ausserdem nicht einwandfrei, da die nur in Celloidin eingebetteten Präparate beim Schneiden in dem Einbettungsmaterial zu wenig Widerstand fanden. Wie Bälz zu der ihm von Buschan in den Mund gelegten Äusserung gekommen ist, das Barthaar, welches ausserordentlich unregelmässig gebildet ist und meist kantige Querschnitte aufweist, eigene sich eher zu solchen Vergleichen wie das Haupthaar, ist mir unverständlich.

Man vergleiche, um sich ein Urteil über die Sachlage zu bilden, die beigefügten Abb. 3 und 4, von denen 3 einen ganz oberflächlichen Flachschnitt der Chinesenkopfhaut, 4 einen solchen der Hottentottin darstellt. Trotz der bemerkenswerten Unterschiede und Unregelmässigkeit der Haarquerschnitte in Abb. 3 wird man doch kaum leugnen können, dass die dürrtigen, in typischer Form nierenförmigen Querschnitte des Hottentottenhaares ein Mass von Abweichung zeigen, welches ein Forscher, der ohne Voreingenommenheit an die Untersuchung herantritt, unmöglich übersehen kann.

Wem derartige Unterschiede nicht genügen, beweist nur seinen Mangel an morphologischem Blick; er sollte dann nach meiner Überzeugung seine Hände von Rassenvergleichen lassen.

Was hier an zwei typischen Beispielen gezeigt wurde, gilt in ähnlicher Weise von einer langen Reihe entsprechender Präparate, aus denen eine Auswahl im Projektionsbilde vorgeführt wird, während sie tunlichst bald in grösserer Vollständigkeit als Atlas veröffentlicht werden sollen.

Mit Rücksicht auf diese Veröffentlichung mögen die mancherlei anderen Besonderheiten des Haarbodens, welche die Vergleichung der Bilder als Rassenmerkmale erkennen lässt, hier unberücksichtigt bleiben. Nur auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen, weil derselbe ein Mittel veranschaulicht, die Schwierigkeit der Herstellung richtiger Querschnitte zu mildern und gleichzeitig den Überblick über die anderen Gewebelemente der Kopfhaut zu erleichtern.

Wenn man nämlich einen Haarboden vor sich hat, in welchem ziemlich gestreckt verlaufende Haare unter einem erkennbaren Winkel eingepflanzt sind, so kann man die Schnittrichtung senkrecht auf die Achse der schrägstehenden Haare wählen, und erhält so bei richtiger Wahl nicht nur genaue Querschnitte, sondern die verschiedenen Schichten der Kopfhaut von der Epidermis bis hinunter zum Unterhautzellgewebe folgen sich

naturgemäss mehr oder weniger dicht wegen der schrägen Schnittrichtung, so dass ein Gesichtsfeld sie zu umfassen vermag.

Auch solche Präparate wurden zur Vergleichung in grösserer Anzahl angefertigt und zum Teil photographisch abgebildet.

Die Untersuchungen auf dem Gebiet der Haarbildung, ebenso wie auf anderen Gebieten der Körperbildung des Menschen können inbetrreff der Rassenunterscheidung zu keinen befriedigenden Ergebnissen führen, wenn man sich in seinem Urteil durch die selbstverständlichen, gelegentlichen Abweichungen beirren lässt; auch die pedantische Durchführung von Durchschnittsberechnungen möglichst langer Reihen, zu denen unvermeidlich der Verlängerung wegen manches zweifelhafte Material hinzugezogen wird, ist nicht geeignet eine tiefere Einsicht zu gewähren, weil jeder Durchschnitt mit Notwendigkeit die charakteristischen Merkmale abschwächt.

Zu einem brauchbaren Ergebnis wird der Forscher bei den Rassenvergleichen nur gelangen, wenn es ihm gelingt, aus möglichst umfangreichem Material durch vorurteilslose Betrachtung die typische Form des Untersuchungsobjektes herauszuschälen. Freilich wird ein solches Ergebnis stets einen mehr oder weniger subjektiven Charakter tragen, aber es erscheint dann wenigstens in einer greifbaren Gestalt, und schliesst die Möglichkeit einer Verständigung bzw. einer Korrektur durch eingehende Vergleichung mit den Resultaten anderer, auf gleicher Basis stehender Forscher nicht aus.

Diskussion.

Hr. Hans Friedenthal fragt an, ob die natürliche Länge des Papua- und Tasmanienhaares bekannt sei. Krauses Haar pflegt durchschnittlich bedeutend kürzer zu sein als borstiges und straffes Haar. Soweit seine bisherigen Untersuchungen reichen, sind Papua- und Negerhaare zur Zeit des natürlichen Haarausfalles gleich lang. Das Vorkommen spiralkrausten Haares ist geographisch streng lokalisiert, indem heute ausserhalb Afrikas und den Inseln des stillen Ozeans keine Menschenrasse mit spiralkrausten Haaren mehr gefunden wird. Ebenso streng lokalisiert ist der Verbreitungsbezirk von extrem straffem Haar. Mehr als drei Urhaartypen können wir heute nicht unterscheiden, jeder Typus umfasst aber somatisch sehr verschiedene Menschenrassen, wie das Vorkommen der Spiralkrausung bei Togonegern, Papua und Buschmann beweist.

Hr. P. Staudinger: Auf Anfrage des Hrn. Friedenthal wegen Länge des Haares bei den Negeru möchte ich nur kurz bemerken, dass man in vielen Gegenden, resp. bei vielen Stämmen deshalb selten längeres Haar beobachten kann, weil die Neger es rasieren oder durch Schneiden sehr kurz halten. Aber auch in solchen Gegenden, wo dies üblich ist, findet man mitunter Individuen mit längerem Haar. So erinnere ich mich mehrerer Fälle gelegentlich meiner Reise im Innern der Haussaländer, wo ich einige Männer mit verwildertem, weit vom Kopf abstehendem Haar, das auch eine helle rötlichere Färbung hatte, sah. Ob die letztere

künstlich hergestellt war, konnte ich nicht untersuchen. Dass wiederum bei einigen Stämmen Männer oder Frauen künstliche Haarfrisuren mit längeren, steifen, abstehenden Zöpfen haben, ist bekannt. Selbstverständlich spreche ich nur von Negern, nicht den eingewanderten anderen Völkerschaften.

Hr. Moszkowski: Ich möchte Hrn. Friedenthal darauf aufmerksam machen, dass wir auch ausserhalb des afrikanischen und ozeanischen Gebiets echte autochthone Negritos kennen, nämlich im Innern der malayischen Halbinsel (die Semangs), früher wahrscheinlich auch im Innern Sumatras und dann auf den Philippinen. Ausserdem besitzen die Urmalayen welliges Haar, und nur an den Küsten der Insel des malayischen Archipels sitzt eine Mischbevölkerung, die neben andern mongoloiden Eigenschaften auch das schwarze, straffe Mongolenhaar besitzt.

Hr. v. Luschan: Die von Hrn. Friedenthal bemerkte grosse Ähnlichkeit der Haare von Togoleuten mit denen von Buschmännern scheint nicht weiter verwunderlich. Die Stämme an der Küste von Ober-Guinea stehen ja auch in sehr vielen anderen Beziehungen den primitiven afrikanischen Typen ungleich näher, als etwa die Bantu redenden Stämme, von denen jetzt fast allgemein angenommen wird, dass sie sich erst unter fremdem, also doch wohl unter hamitischem Einfluss aus primitiveren Typen entwickelt haben.

(5) Hr. Neuhauss spricht unter Vorlage von zahlreichen Photographien, Gipsabgüssen und Haarproben

über die Pygmäen in Deutsch-Neuguinea und über das Haar der Papua.

Das Hauptzentrum der Pygmäen befindet sich in der Umgegend des Sattelberges nahe bei Finschhafen. Wahrscheinlich drängten die einwandernden melanesischen Jabim die zwerghafte Urbevölkerung von der Küste in die Berge zurück. Nördlich von Finschhafen, in der Umgebung von Kap König Wilhelm, wo die klippenreiche Steilküste keine geeigneten Wohnplätze für die seefahrenden Jabim bietet, findet man auch unmittelbar am Meere unter den dort ansässigen Papuas zahlreiche Pygmäen. In den übrigen Teilen des Landes, am Huongolf, ferner in der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen und von Dallmannshafen fand Redner nur vereinzelte Pygmäen.

Wenn die Pygmäen auch keine besondere, in die Augen fallende Gesichtsbildung haben, so zeigen sie doch eine Reihe von Merkmalen, mit deren Hilfe man sie, ganz abgesehen von dem zwerghaften Wuchse, mit Leichtigkeit von den übrigen Papuas unterscheiden kann. Hierher gehört in erster Linie der gedrungene Körperbau: ein langer, kräftig gebauter Rumpf und kurze, kräftige Extremitäten. Schon durch dieses Merkmal kann man den Pygmäen, ganz ohne Rücksicht auf seine Körpergrösse, ohne weiteres von dem schlanken, hageren Papua unterscheiden.

Die obere Grenze des Pygmäenwuchses liegt bei Männern bei ungefähr 150 cm, bei Weibern (die im allgemeinen viel kleiner sind als Männer) bei 140 cm Körperhöhe. Die kleinsten vom Redner gemessenen Männer haben 135,5 cm, die kleinsten Frauen 131,5 cm Körperhöhe.

Ein weiteres Merkmal ist die grössere Breite des Schädels. Bei 260 Papuas, bei denen Redner Körpermessungen vornahm, beträgt der Längenbreitenindex des Schädels durchschnittlich 76,8 cm, bei 32 Pygmäen dagegen 78,8 cm. Berücksichtigt man nur die in der Umgebung des Sattelberges wohnenden Pygmäen, so stellt sich der Durchschnitt sogar auf 79,7 cm. Dabei finden sich unter den Pygmäenköpfen in bezug auf den Längenbreitenindex einige ungewöhnlich hohe Zahlen: 83,1 cm; 83,4 cm; 84,6 cm. Wenn man, wo sich im übrigen Lande vereinzelt Zwergwuchs findet, über die Pygmäennatur (d. h. über Zwergwuchs als Rassen-Eigentümlichkeit) nicht ganz im Klaren ist, wird man in erster Linie die Breite des Schädels berücksichtigen müssen.

Ein weiteres Merkmal der Pygmäen ist das kurze, breite Ohr und das Fehlen des Ohrläppchens, ferner der ungewöhnlich kleine, zierliche Fuss und die kleine Hand. Durch Demonstration von Gipsabgüssen konnte Redner dies in augenfälliger Weise erläutern.

Ein weiteres Rassenmerkmal ist, worauf zuerst Prof. v. Luschan an der Hand der von Neuhauss mitgebrachten Photographien und Gipsabgüsse aufmerksam machte, die Konvexität der ganzen Oberlippenpartie, die sich auch bei den afrikanischen Pygmäen findet.

Im Gegensatz zu den afrikanischen Pygmäen, die in dem ungeheuer grossen Lande in Wälder und Wüsten zurückgedrängt wurden, wo sie sich in verhältnismässiger Reinheit und mit eigener Sprache erhielten, sind die Pygmäen in dem kleinen Neuguinea in der übrigen Bevölkerung vollkommen aufgegangen. Dass wir in einzelnen Gebietsteilen trotzdem einen ziemlich hohen Prozentsatz ausgeprägter Pygmäen finden (in der Umgebung des Sattelberges etwa 3 bis 4 %), haben wir lediglich der ausserordentlich grossen Neigung zu Rückschlägen zu verdanken. Lediglich durch diese in ganz Neuguinea vertretene Neigung lässt sich z. B. auch das häufige Auftreten von schlichtem Haar und das vom Redner am Huongolf beobachtete Vorkommen von mongolischem Gesichtsschnitt mit Mongolenfalte erklären.

Dass der Zwergwuchs in Neuguinea eine rein zufällige Erscheinung sei, muss mit grösster Entschiedenheit in Abrede gestellt werden. Ganz abgesehen von den oben angeführten spezifischen Merkmalen ist hierbei auch entscheidend, dass die Pygmäen in Sagen und Erzählungen eine Rolle spielen.

Ebenso entschieden muss die Ansicht bekämpft werden, dass es sich bei den Pygmäen generell um Kümmerwuchs handelt. Kümmerwuchs ist in Neuguinea, zumal im Innenlande, durchaus nicht selten, und es dürfte wohl besonders das Fehlen von Salz im Innenlande hierbei eine massgebende Rolle spielen. Aber das Endergebnis sind niemals Pygmäen, sondern Zwerge mit kurzem Rumpf und dünnen, langen Gliedmassen. Auch dies belegte Redner durch ein drastisches Beispiel aus der grossen

Zahl der von ihm gefertigten photographischen Aufnahmen. Mit Worten wird man Zweifler schwer überzeugen. Aber das Bild einer durch Nahrungsmangel klein gebliebenen Jammergestalt neben dem ebenso kleinen, kräftigen, gedrungen gebauten Pygmäen muss jeden Zweifel über die Gründe des Zwergwuchses (auf der einen Seite Nahrungsmangel, auf der anderen Seite Rasseneigentümlichkeit) ausschliessen.

Im zweiten Teile seines Vortrages sprach Neuhauss über das Haar des Papua und gab zuerst an der Hand zahlreicher Lichtbilder einen Überblick über die grosse Verschiedenartigkeit der Haartracht. Vom vollständig rasierten Kopfe des jungen Mädchens bis zur gewaltigen Haarperrücke des Warapu- und Sissanu-Mannes wurden im Bilde alle Übergänge vorgeführt. Sehr bemerkenswert sind die bis tief auf den Rücken herabhängenden Lockensträhnen der Kaiwa (Innenland am Huongolf). Da es sich um enge Spiralwindungen handelt, so müsste das einzelne Haar von der Wurzel bis zur Spitze mindestens eine Länge von 2 m haben. Redner konnte aber in diesen Strähnen (ebenso wie in den grossen Sissanu-Perrücken) niemals Haare entdecken, die länger sind als 20 cm. Das ausfallende Haar bleibt dank der Spiralwindungen und des überreichlichen Schmutzes an den übrigen Haaren hängen und durch den stetigen Nachwuchs erhalten die Strähnen und Perrücken schliesslich eine so ungewöhnliche Länge. Ohne Bilder auf die verschiedenen Haartrachten näher einzugehen wäre zwecklos. In dem voraussichtlich im Herbst d. J. erscheinenden Reisewerke werden all diese Dinge abgebildet sein.

Hierauf ging Neuhauss auf die Form und Farbe des Haares über. Während spiralförmige Kräuselung der Grundtypus ist, findet man durchaus nicht selten welliges oder sogar ganz schlichtes Haar, zweifellos als Rückschlag auf früher stattgehabte Vermischungen mit schlichthaarigen Rassen. Wann und mit wem diese Vermischungen stattfanden — niemand weiss es, und es ist völlig zwecklos, hierüber Theorien aufzustellen, bevor wir nicht eine weit umfangreichere Materialkenntnis haben. Leider ist die Neigung zu theoretisieren um so grösser, je geringer die faktischen Kenntnisse sind. Redner gesteht ein, dass auch er, als er zwei Monate im Lande war, alles ganz genau wusste. Als er nach beinahe zweijährigem Aufenthalte das Land verliess, wusste er, dass er gar nichts weiss.

Noch weit auffallender als die Gestalt des Haares ist die Farbe desselben. Für den Theoretiker gilt es natürlich als ausgemacht, dass der Papua pechschwarzes, spiralförmig gekräuselt Negerhaar hat. Das bisher vorliegende Photographiematerial scheint dies vollständig zu bestätigen.

Das vom Redner aus Neuguinea mitgebrachte Haarmaterial verteilt sich auf rund 30 ganze Perrücken oder wenigstens umfangreiche Teile derselben und auf 50 Einzelproben. Während die erste Gruppe durchweg von älteren Individuen her stammt, zum mindesten von solchen, welche die Mannbarkeit längst erreicht haben, wurden bei den 50 Einzelproben vorwiegend junge Individuen, etwa bis zum 16. Lebensjahre, also bis zum Eintritt der Geschlechtsreife, berücksichtigt. Dass bei vorrückenden Jahren das Haar bei allen Menschen stark nachdunkelt, ist eine so bekannte Tatsache, dass es sich nicht verlohnt, hierüber ein Wort zu verlieren.

Man muss daher bei Untersuchung der Haarfarbe in bezug auf ihre Verwendbarkeit als Rassenmerkmal vorwiegend jugendliche Individuen benutzen.

Um nicht arg getäuscht zu werden, ist natürlich die grösste Aufmerksamkeit auf künstliche Haarfärbung zu richten. In erster Linie kommt Ausbleichen durch Kalk und durch Meerwasser in Betracht. Was das Meerwasser anbelangt, so ist Berührung mit demselben bei den zahlreichen Haarproben, welche Redner aus dem Innenlande mitbrachte, gänzlich ausgeschlossen. Auch bei den von der Küste stammenden Haarproben hat Ausbleichen durch Meerwasser nicht stattgefunden, denn einerseits haben, abgesehen von den Bewohnern der Tami-Inseln, viele Kinder grosse Scheu vor dem Meere, andererseits müsste das durch Meerwasser ausgebleichte Haar ziemlich gleichmässig hell sein, was, wie wir später sehen werden, nicht der Fall ist.

Behandlung des Haares mit Kalk ist in Englisch-Neuguinea sehr verbreitet, in Deutsch-Neuguinea recht selten. Redner sah während seines fast zweijährigen Aufenthaltes in Deutsch-Neuguinea niemals einen Papua mit gekalkten Haaren, ausgenommen einige wenige, aus den britischen Gebietsteilen stammende Arbeiter. Bei allen Haarproben, die Redner mitbrachte, ist Kalkbehandlung mit absolutester Sicherheit ausgeschlossen. Redner hat die in Frage kommenden Individuen zum grossen Teil monatelang vor Augen gehabt; ausserdem wurde in allen Fällen durch die der Landessprache kundigen Missionare genau nachgeforscht, ob vielleicht früher Kalkbehandlung stattfand. Übrigens ist die durch Kalk herbeigeführte Entfärbung unverkennbar: es resultiert hierbei ein fahles Graugelb, welches himmelweit verschieden ist von dem für junge Papuas so charakteristischen dunkelen Rotblond.

Von sonstigen Haarfärbungen kommt ausser der Schwarzfärbung, von der wir später sprechen werden, nur noch das Röteln in Betracht, das zu irgendwelchen Verwechslungen keine Veranlassung geben kann. Um jede Spur von Röteln und sonstigem aufgetragenen Schmutz zu entfernen, hat Redner die von ihm mitgebrachten Haarproben sorgfältig gereinigt.

Wenn ein Haarkundiger die vorgelegten Proben durchmustert, ohne irgend etwas über deren Herkunft zu wissen, wird er der Sache ziemlich ratlos gegenüberstehen, auf keinen Fall aber auf Neuguinea schliessen; am wahrscheinlichsten wird er sie für Proben rotblonder Semiten halten.

Auf das Vorkommen von blondem Haar wies u. a. B. Hagen hin in seinem Buche „Unter den Papuas“ (Wiesbaden 1899). Auf S. 158 schreibt derselbe in bezug auf das Papuahaar: „Die natürliche Farbe desselben war schwarzbraun, doch kam auch blond als Ausnahme vor, und dass dies natürlich und nicht etwa eine durch die beliebte Kalkeinreibung hervorgebrachte Erscheinung war, konnte man daraus ersehen, dass auch das übrige Körperhaar, das nicht mit Kalk behandelt wird, hellblond war.“

In bezug auf die Bismarckinsulaner schreibt dann B. Hagen auf derselben Seite: „Das Kopfhaar zeigt häufiger als bei den anderen Abteilungen ein rötliches Blond.“

B. Hagen kannte aus eigener Anschauung von Neuguinea die Umgebung der Astrolabe-Bai. Redner lernte Deutsch-Neuguinea von der

holländischen bis zur englischen Grenze kennen und machte mehrere Vorstösse tief in das Innere hinein. Hierbei konnte er feststellen, dass das Rotblond überall vorkommt, also ein ausgeprägtes Rassenmerkmal ist.

Rotblondes Haar findet sich bei jugendlichen Individuen der Regel nach nicht gleichmässig über den Kopf verteilt, sondern in zwei Zonen von Dreiecksform rechts und links vom Scheitel derart angeordnet, dass die Basis des Dreiecks in der Schläfengegend, die Spitze oben am Hinterkopfe liegt. In den übrigen Abschnitten ist das Kopfhaar erheblich dunkler, aber keineswegs schwarz.

Auch in den hellsten Kopfpartien pflegt längeres Haar in den oberen Abschnitten wesentlich heller zu sein, als nahe der Kopfhaut.

Neben diesen Zonen mit hellem Haar, welches sich in manchen Gegenden bei mehr als 50% der heranwachsenden Jugend zeigt, kommt viel seltener allgemein rotblondes Haar vor. Das Dorf Wasa am Abhange des Sattelberges, unweit von Finschhafen, ist ein Zentrum für derartige Behaarung. Hier lebten 1909 mehrere Individuen, alte und junge, mit durchaus rotblondem Haar. Bei einem vom Redner photographierten Knaben aus diesem Dorfe ist das hellrotblonde Kopfhaar schlicht und der ganze Körper ist mit einem auffallend langen, gelbrötlichen Wollhaar (Lanugo) bedeckt. Reichliches Vorkommen von rötlichem Wollhaar auf dem ganzen Körper ist bei Papuakindern sehr verbreitet, aber bei genanntem Knaben aus dem Dorfe Wasa ist die Entwicklung dieses Haares derart stark, dass der Knabe aussieht, als wäre er mit einem kurzhaarigen Pelz bekleidet. Dass dort am Sattelberge auch das Hauptzentrum der Pygmäenbevölkerung ist, bleibt vielleicht nur ein zufälliges Zusammentreffen.

Aus genanntem Dorfe Wasa wurden vor Jahren zwei Frauen an Jabim unten an der Küste bei Finschhafen verheiratet. Als Nachkommen dieser Frauen sah Redner zwei Kinder (Geschwister) mit gleichmässig über den ganzen Kopf verteiltem hellrotblonden Haar und ferner einen älteren Mann mit rötlichblondem Haupthaar und rotblondem Bart! Letzteres ist bei den Papuas eine ausserordentliche Seltenheit. Jedenfalls legen auch diese Fälle Zeugnis dafür ab, mit wie grosser Zähigkeit Rückschlüsse in frühere Generationen bei den Papuas stattfinden.

Einen vollständigen Albino, einen etwa 15jährigen Knaben, untersuchte und photographierte Redner in Bukana am Huongolf. Das Haar desselben ist ganz pigmentlos.

Häufiger als völlige Albinos sind Individuen, die in Haut und Haaren einen erheblichen Teil ihres Pigmentes behielten; man wird dieselben am besten als Halbalbinos bezeichnen. Ihre Hautfarbe entspricht etwa Nr. 21 der v. Luschanschen Farbentafel. Das gesamte Haar ist hell rotblond.

Betrachtet man gegenüber der Jugendbehaarung das Haar älterer Individuen, so macht dasselbe, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, allerdings den Eindruck, wie wir das Papuahaar in Bilderbüchern zu sehen gewohnt sind. Bei genauerem Zusehen ist es aber durchaus nicht tief-schwarz; vielmehr handelt es sich um ein fahles Braunschwarz. Einen wie grossen Anteil an dem Gesamteindruck Schmutz, Farbe und sonstige Zutaten haben, ist nicht immer leicht festzustellen.

Im Anfange seiner Neuguinea-Laufbahn war Redner eines Tages hocheifrig, endlich den Urtypus des negritischen Papuahaares, ein tiefes Blauschwarz, gefunden zu haben. Der Mann hatte sich zu einem bevorstehenden Tanzvergnügen sein Haar schwarz gefärbt, was bei verliebten Papua ein sehr beliebtes Verschönerungsmittel ist.

Bei vorrückendem Alter ergraut das Haar und kann schliesslich schneeweiss werden, bei Männern sowohl wie bei Frauen. Bei Frauen sind weisse Haare allerdings sehr selten, graue anscheinend auch seltener wie bei Männern. Bei ihnen ergraut derjenige Streifen, welcher beim Tragen der Lasten unter dem Kopfbande liegt, wesentlich früher als der übrige Teil des Kopfes. Da Männer niemals Lasten tragen, so fehlt bei ihnen diese Erscheinung. Offenbar handelt es sich bei dem frühzeitigen Ergrauen dieses Streifens um Druckatrophie. Natürlich entspricht dieser Streifen genau dem Eindruck, den jeder weibliche Papuaschädel zeigt und der eine unbeabsichtigte, künstliche Schädeldeformation darstellt.

Bei Männern ist Altersglatze recht verbreitet. Allerdings wird dieselbe der Regel nach durch eine Perrücke oder durch eine Fellmütze verdeckt. Bei Frauen sah Redner niemals eine ausgesprochene Altersglatze; ob dieselbe vorkommt, wagt er nicht zu entscheiden.

Während aus den schönen Untersuchungen von Gustav Fritsch sich eine grosse Ähnlichkeit ergibt zwischen dem Bau des Haarbodens eines afrikanischen Negers und demjenigen eines Papua, scheint das häufige Vorkommen des blonden Elementes bei letzterer Rasse eine unüberbrückbare Kluft zu bilden zwischen Afrika und Neuguinea. Vielleicht wird weitere Forschung auch diese Brücke schlagen helfen. Aber viel Arbeit muss hier noch geleistet werden, viel ernste Arbeit und recht wenig reklamehaftes Trommelgerassel, welches jetzt auch in bezug auf Neuguinea sich einzubürgern beginnt.

Diskussion.

Hr. Moszkowski: Ich kann Hr. Neuhauss nur bestätigen, dass auch ich an der Mündung des Mamberamo und besonders auf Biak, einer der Schouteninseln, sehr häufig rötliches Haar gefunden habe. Es ist ja bekannt, dass die Eingeborenen gern ihr Haar mit Kalk und tanah mera rot färben. In den Fällen aber, von denen ich hier sprechen will, ist jede künstliche Färbung ausgeschlossen. Die mächtige Mähne, die das Haupt der Küstenbewohner von Niederländisch-Nordostneuguinea umgibt, hat in sehr vielen Fällen im durchfallenden Licht einen deutlich rötlichen Schimmer. Ich habe aber Leute gesehen, deren Haar auch im auffallenden Licht deutlich rot war. Sobald ich freilich wirklich ins Innere gekommen bin, d. h. etwa 250 bis 300 km Wasserlinie von der Küste entfernt, habe ich bei vielen hunderten von Eingeborenen, die ich gesehen habe, immer nur das typische schwarze melanesische Haar gefunden.

Was nun die Pygmäenfrage betrifft, so meine ich, dass wir mit dem Ausdruck Pygmäen gar nicht vorsichtig genug sein können. Ich glaube, dass wir nur dann von Pygmäen zu sprechen das Recht haben, wenn in einem Stamm das Grössenmittel unter 150 cm liegt, nicht aber, wenn

sich in demselben Stamm eine so kleine Minderheit von kleinwüchsigen Leuten findet, während der Rest von normalem Wuchse ist, besonders wenn, wie in diesem Falle, sich die sogenannten Pygmäen in ihrem sonstigen Habitus gar nicht von ihren Stammesgenossen unterscheiden.

Hr. v. Luschan: Ich würde es nicht für richtig halten, im Sinne von Hrn. Moszkowski von Pygmäen nur dann zu sprechen, wenn in einem ganzen Stamm „dass Grössenmittel unter 150 cm liegt“. Das schiene mir eine gefährliche und schädliche Übertreibung des Prinzips des arithmetischen Mittels. Eine solche Übertreibung hat doch schon wahrlich oft genug zu einer vollständigen Verschleierung des tatsächlichen Befundes geführt. Natürlich mag es Fälle geben, in denen einzelne kleinwüchsige Leute in irgend einem ganz einheitlichen Stamme einfach an der untersten Grenze der physiologischen Variationsbreite stehen, aber das scheint mir für die von Hrn. Neuhauss als Pygmäen entdeckten Kai vollständig ausgeschlossen und ebenso für eine Anzahl von anderen exzessiv kleinen Leuten, die uns in den letzten Jahren aus der Südsee bekannt geworden sind. Ich schliesse mich also der Auffassung von Hrn. Neuhauss durchaus an und verweise gleichzeitig auf meine Mitteilungen in der Sitzung vom 1. Juli 1910, Z. f. E., Bd. 42, p. 939 ff.

Ich glaube also, dass es bei dieser Frage nicht im geringsten auf irgendwelche Mittelzahlen ankommt, sondern ich denke, dass man von Pygmäen dann wird reden dürfen, wenn bei einer grösseren Anzahl von Leuten neben geringer Körperhöhe auch andere Eigenschaften gefunden werden, die wir bei in sich geschlossenen und einwandfrei anerkannten Pygmäenstämmen als ihnen typisch zukommend erkannt haben.

Der im Verhältnis zu der geringen Gesamthöhe sehr lange Rumpf, die an die Proportionen von kleinen Kindern erinnernde extreme Kürze der unteren Extremitäten, die sehr kurzen und breiten Ohren, das oft schlecht entwickelte oder ganz fehlende Ohrfläppchen, die im Medianprofil konvexe Bildung der Oberlippe im Bereiche des Philtrums, die flaumartige Behaarung des Körpers und ähnliche Erscheinungen würden ja, wenn sie sich ganz vereinzelt fänden, natürlich auch auf „Zufall“, vielleicht auf Konvergenz zu beziehen sein, wenn sie aber nebeneinander bei einer grösseren Anzahl von ganz kleinen Leuten zur Beobachtung kommen, ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um wirkliche Pygmäen oder um Nachkommen von solchen handelt, doch eine sehr grosse und sie muss als um so grösser bezeichnet werden, je grösser der Prozentsatz so beschaffener Leute in einer sonst höher und anders gestalteten Gesellschaft ist.

Neben der Mischung von Rasseneigenschaften wird man eben immer noch mit dem Gesetz der Entmischung zu rechnen haben und also Individuen mit mehr oder weniger reinen Rasseneigenschaften auch in einer somatisch stark und durch viele Generationen vermischten Gesellschaft erwarten können.

Hr. Fritsch: In bezug auf Behaarung, glaube ich, dass wir vorläufig noch nicht Rassen diagnostizieren können, sondern nur drei Haar-

typen unterscheiden, welche auf der Erde geographisch fixierte Herkunftsorter angeben. Die Ähnlichkeit der Haare verschiedener Menschenrassen desselben Haartypus ist oft erstaunlich gross. Namentlich Togoneger, Buschmann und Papua zeigen ähnlichen Haartypus, sind aber in der üblichen Bezeichnung nicht als Menschen einer und derselben Rasse zu bezeichnen.

(6) Hr. v. Luschan:

Zur Stellung der Tasmanier im anthropologischen System.

Zwar sind für den Inhalt der Abhandlungen in dieser Zeitschrift die Autoren allein verantwortlich, es scheint mir aber doch richtig, die S. 175 ff. des 42. Bandes dieser Zeitschrift abgedruckte Arbeit von Herbert Basedow „Der Tasmanier-Schädel ein Insular-Typus“ nicht ganz ohne formellen Widerspruch zu lassen.

Herr Basedow ist ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, den ich sehr hochschätze, der sich bereits vielfach um die Völkerkunde von Neu-Holland verdient gemacht hat und von dem die Ethnographie wohl auch in Zukunft noch viel zu erwarten hat; hingegen ist er auf dem Gebiete der physischen Anthropologie ein vollständiger Outsider, so dass seine oben erwähnte anthropologische Arbeit mich zu meinem aufrichtigen Bedauern an das grosse Werk von G. A. Koeze, *Crania ethnica philippinica*, erinnert, über das ich im Zentralblatt für Anthropologie, 1905, S. 347 ff. berichtet habe. Ich habe es damals für meine Pflicht gehalten, klar und eindeutig den Wunsch auszusprechen, dass Gelehrte, welche sich mit craniometrischen Arbeiten beschäftigen wollen, sich nicht als Autodidakten an eine solche Sache heranwagen möchten.

Auch die Arbeit von Herrn Basedow würde die grosse und ehrliche Mühe, die er an sie gewandt hat, sehr viel besser lohnen, wenn er sich bei seinen Messungen an die alten und bewährten Methoden gehalten hätte, statt neue Techniken zu ersinnen. So kommt es, dass ein nicht ganz kleiner Teil seiner Masse nur unter sich, aber nicht mit denen anderer Autoren zu vergleichen ist.

Den kubischen Inhalt bestimmt er mit Senfkörnern, aber ohne Benutzung von Kontrollschädeln, so dass seine Zahlen naturgemäss nicht einwandfrei sind; ebenso misst er die grösste Länge des Schädels vom Ophryon (!) bis zu dem in sagittaler Ebene entferntesten Punkte am Occiput, also mit Ausschluss der Supraorbital-Wülste; seine Masse erscheinen dadurch sehr wesentlich kleiner als wie die der anderen Autoren.

Den Winkel zwischen Körper und aufsteigendem Ast des Unterkiefers misst er, indem er „die Achsen beider auf einer Projektionszeichnung zu bestimmen sucht.“ Dabei erwähnt er ausdrücklich, dass Klaatsch diesen Winkel messe, indem er eine basale und eine Ramus-Tangente einführe. Dieser „Klaatsch'sche Winkel“ gebe aber nicht den eigentlichen „Angulus-Winkel“ an, da er abhängig von der Entwicklung der vorspringenden Punkte sei. Man könnte darüber zweierlei Meinung sein, ob es nicht vielleicht gerade erst recht auch auf diese vorspringenden

Punkte ankäme, aber jedenfalls ist dieses alte Verfahren nicht nur seit Jahrzehnten ganz allgemein verbreitet, sondern auch sehr exakt und objektiv zuverlässig, während jeder Versuch, Achsen einzuzeichnen, ein ganz subjektives, schwankendes Element in die Technik einführen würde.

Wie wenig Herr Basedow in anthropologischen Dingen Bescheid weiss, kann man u. a. daraus ersehen, dass er alle überzähligen Nahtknochen glattweg als „EpyptERICA“ (noch dazu mit „y“!) bezeichnet und in einer eine ganze Seite füllenden Tabelle das Vorkommen solcher „EpyptERICA“ in der Kranznaht, in der Pfeilnaht, in der Lambda-Naht — überhaupt in jeder einzelnen Naht des Schädels zur Darstellung bringt. Aber es liegt mir unendlich fern, ihm aus dieser Unvertrautheit mit der Sache einen Vorwurf machen zu wollen! Es schien mir nur nötig, den Umfang seiner anthropologischen Vorbildung festzustellen, weil die souveräne Sicherheit, mit der er die Ergebnisse seiner Untersuchung vorbringt, Unkundige zu täuschen imstande ist. Die Frage aber, um die es sich handelt, ist an sich so wichtig, dass es nicht gleichgültig ist, wenn Vermutungen als Tatsachen hingestellt werden.

B. vergleicht im ganzen 126 Schädel von Australiern und 36 von Tasmaniern und kommt zu dem Schlusse, dass der Tasmanier ursprünglich „ein echter Australier-Typus“ gewesen sei; „dieses geht unwiderleglich aus den vorhergehenden anthropologischen Betrachtungen hervor, aber auch ethnologisch, geologisch und geographisch findet man diese Annahme nur bestätigt. Auf welchen Umwegen müsste melanesisches, polynesisches oder gar negroides Element gerade nach Tasmanien gelangt sein.“ Weiter heisst es am Schlusse der Arbeit: „Das interessante (aber jedenfalls nicht gegen die Gesetze der Natur strebende) des Tasmaniers ist, dass er gleich anthropologisch wie ethnologisch-kulturell betrachtet, durch die Abtrennung Tasmaniens vom Festland in einer so verhältnismässig kurzen geologischen Periode, sich durch seine Abkapselung einige oberflächliche Charakteristika erworben hat, die zu den verschiedensten Hypothesen schon Veranlassung gegeben haben. Der Tasmanier war ein insularer „Typus des echten Australiers.“

Wie das aber zugehen konnte, wie durch die Abtrennung Tasmaniens vom Festland die Schädel breiter und die Haare krauser geworden sein sollen, wird freilich nicht gesagt. An sich scheint mir eine derartige Beeinflussung fixierter Typen durch die Umwelt in hohem Grade unwahrscheinlich; aber es gibt ja auch Autoren, die annehmen, dass der Aufenthalt im Gebirge die Schädel kurz, breit und hoch machen könne.

Inzwischen bin ich persönlich der Ansicht, dass die Tasmanier echte Melanesier waren und dass man sie mit anderen Melanesiern vergleichen müsste, nicht mit Australiern. Dies scheint mir sowohl aus der Betrachtung der Schädel als auch aus dem Studium der Haare zwingend hervorzugehen. Gewiss kann ab und zu einmal auch australisches Haar, sei es durch melanesische Blutmischung, sei es im Bereiche physiologischer Variationsbreite, etwas stark gekräuselt erscheinen — aber es wird niemals jene spiralen Locken zeigen, die für das Melanesierhaar und für das der Tasmanier so überaus charakteristisch sind.

Natürlich wird man dabei immer im Auge behalten müssen, dass Neu-Holländer und Melanesier irgendwie zusammengehören und von gemeinsamen Voreltern abstammen. Was sie jetzt trennt, beruht jeder Wahrscheinlichkeit nach auf späten Erwerbungen. Gegenwärtig steht freilich nicht mit voller Sicherheit fest, wie die gemeinsame Stammform beschaffen war. Wegen der Ähnlichkeit der Australier mit den dunklen Südostasiaten (Toala, Wäddah, viele Inder usw.) ist allerdings mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die australische Form die ältere, die melanesische die jüngere ist. Wo, wann und unter welchen Einflüssen die jedenfalls sehr lange Zeiträume bedingende Umformung vor sich gegangen ist, wird vielleicht mit zunehmender Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart einstmals noch erschlossen werden können, ist aber heute noch unbekannt.

Ich denke an die Möglichkeit, dass die spirale Haarform zuerst bei Pygmäen entstanden ist und vielleicht sogar irgendwie mechanisch mit dem Zwergwuchs zusammenhängt. Einmal entstanden, würde sie dann auch, durch Blutmischung mehr oder weniger abgeschwächt, auf andere Gruppen übergegangen sein. In solcher Art könnte man vielleicht begreifen, dass die Haare der Melanesier häufig um so weniger spiralgerollt sind oder um einen um so grösseren Radius spiralgerollt erscheinen, je weiter sich diese Leute auch sonst von dem allgemeinen Typus der Pygmäen entfernen.

Vermutlich wird es aber zunächst der vergleichenden Sprachforschung beschieden sein, Licht in diese jetzt noch sehr dunklen Zusammenhänge zu werfen. Gerade deshalb aber scheint es mir jetzt doppelt nötig, auf dem Gebiete der physischen Anthropologie keine schiefen Meinungen aufkommen zu lassen. Ich bin unendlich weit davon entfernt, mich für unfehlbar zu halten, aber es scheint mir in hohem Grade gefährlich, gerade jetzt, wo die Linguisten anfangen, sich mit den uns überkommenen Sprachresten der Tasmanier ernsthaft zu beschäftigen, in einer anthropologischen Arbeit den Zusammenhang der Tasmanier mit den Australiern als gesichert hinzustellen, ohne dabei auf die grosse Masse der anderen dunklen Oceanier mit krausem und spiralgerolltem Haar Rücksicht zu nehmen.

Ich bin im übrigen voll Bewunderung für Herrn Basedow und schätze ihn wegen seiner ethnographischen Arbeiten und wegen seiner jugendfrischen Energie. Ich weiss auch, dass ihm so gut wie irgend jemandem allein nur an der Feststellung von Tatsachen und an der bestmöglichen Erforschung der grossen und kleinen Zusammenhänge gelegen ist. Ich hoffe deshalb auch, dass er es mir nicht persönlich übel nehmen wird, wenn ich meinen sachlichen Bedenken gegen seine anthropologische Arbeit schroffen Ausdruck zu geben für meine Pflicht gehalten habe. Diese Arbeit halte ich für eine Entgleisung, aber für eine Entgleisung, wie sie auch dem intelligentesten Forscher nicht erspart bleiben kann, wenn er sich mit unzureichenden Mitteln auf ein ihm fremdes und noch dazu so schwieriges Gebiet wagt.

Sitzung vom 25. März 1911.

Vorträge:

- Hr. Augustin Krämer-Bannow: Die Hamburger Südsee-Expedition 1909/10 nach den Karolinen. Mit Lichtbildern und kinematographischen Vorführungen.
- Hr. K. Th. Preuss: Die Opferblutschale der alten Mexikaner, erläutert durch die heutigen Cora-Indianer. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Die Gesellschaft hat 2 Mitglieder durch den Tod verloren: den ordentlichen Honorarprofessor an der Universität Berlin, Herrn Geh. Med.-Rat Professor Dr. A. Lucae, Mitglied seit 1883, und den Kustos bei den Königl. Museen, Herrn Dr. L. Messerschmidt, Mitglied seit 1903.

(2) Neue Mitglieder:

- Hr. stud. phil. Senekerim ter Akopians Gumuch-Khane z. Zt. in Berlin.
- Hr. Landrichter Dr. jur. Andree, Berlin.
- Hr. cand. med. Ferd. Berna, Berlin.
- Hr. Byron Cummings, Dean of School of Arts and Sciences an der University of Utah, z. Zt. in Steglitz.
- Hr. Dr. Gähde, Stabsarzt an der Kaiser Wilhelms-Akademie in Berlin.
- Hr. Dr. Paul Grabley, Chefarzt des Sanatoriums Woltersdorfer Schleuse.
- Hr. Dr. A. Gunsett, Arzt in Strassburg i. E.
- Frl. Anita Kocherthaler, Berlin.
- Fr. Reg.-Baumeister R. Malachowski, Charlottenburg.
- Hr. Dr. Alfred Schirmer, Zahnarzt, Berlin.
- Hr. Dr. ing. W. Schöppe, Berlin.
- Fr. Spiegelberg, Berlin.
- Hr. Dr. Hermann Steudel, a. o. Professor der Physiologie, Charlottenburg.
- Hr. Postinspektor Dr. Schramm, Karlshorst.
- Hr. Dr. Fritz Wolff, Stabsarzt an der Kaiser-Wilhelms-Akademie in Berlin.
- Hr. Professor H. Ziemann, Chefarzt in der Schutztruppe für Kamerun.

(3) Von Herrn Professor Romiti in Pisa ist ein Dankschreiben eingelaufen für seine Ernennung zum Korrespondierenden Mitgliede.

(4) Manuskripte sind eingegangen von Hrn. Carl Seyffert: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers der Baia nebst einigen Bemerkungen über die Elefantenjagd in Kamerun (abgedruckt S. 91 bis 113); von Hrn. Karutz: Über Kinderspielzeug (abgedruckt S. 237 bis 239).

(5) Die Einladung zur diesjährigen (42.) Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, welche zugleich die 5. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft, sein wird, ist eingegangen. Dieselbe wird vom 6. bis 9. August zu Heilbronn stattfinden und wird mit dem Besuch von Stuttgart und Tübingen und mit Ausflügen nach der Schwäbischen Alb vom 10. bis 15. August verbunden sein.

(6) Am 14. März hat eine Sondervorstellung der in Castans Panoptikum weilenden Samoaner-Truppe für die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft stattgefunden. Dieselbe war vorbereitet und von Erläuterungen begleitet durch Herrn Professor Krämer. Das Nationalgetränk Kawa wurde von einem der Mädchen hergestellt und den Gästen dargeboten; darauf wurden mehrere Tänze mit Gesangsbegleitung vorgeführt.

(7) Vor der Tagesordnung berichtet Hr. Hans Virchow über das Ergebnis der Untersuchung der einen Mamma des in der Sitzung vom 18. Februar besprochenen Zwitters (s. S. 140). Die Brustgegend war flach und der Fettkörper nicht voluminöser, als er sich an männlichen Brüsten findet. An Stelle des Drüsenkörpers fand sich nur eine schlecht abgegrenzte Bindegewebsmasse von 10 mm Durchmesser. Auch die Warze ist nicht grösser, als man sie an männlichen Brüsten findet. Es liegen also keine Anhaltspunkte vor, um dieser Mamma die Merkmale einer weiblichen zuzusprechen.

(8) Hr. Klaatsch: Gegenüber der abfälligen Kritik die Hr. von Luschan an der Arbeit meines Schülers und Freundes Dr. H. Basedow geübt hat, halte ich mich für verpflichtet, hier öffentlich auszusprechen, dass die Redaktion der Zeitschrift für Ethnologie auf meine Empfehlung und Verantwortung hin die betreffende Publikation aufgenommen hat. Zur Klarstellung des Tatbestandes sei hervorgehoben, dass Dr. Basedow während seines dreijährigen Aufenthaltes in Deutschland drei Semester hindurch in Breslau Medizin studiert hat und in dieser Zeit mein Zuhörer und Schüler war, dass er aber die betreffende Arbeit sich selbständig bezüglich des Themas gestellt und unabhängig von mir ausgeführt hat. Dies erhellt ja deutlich aus den beträchtlichen Abweichungen in manchen Punkten der Methodik von meinen Prinzipien. Ich denke in diesen Dingen sehr liberal und habe ihm die ganz bewussten (keineswegs aus Autodidaktentum entspringenden) Abweichungen ebensowenig verargt, wie seine vom nationalen Standpunkt aus verständliche Anlehnung an die Methoden englischer

Craniologen. Meine Aufgabe erkannte ich lediglich darin, seine mir übersandten Niederschriften zu kritisieren und ihn möglichst vor „Entgleisungen“ zu schützen. Dass ich diese Kritik sehr scharf angewendet habe, wird Basedow mir gern zugestehen; er hat auf meine Veranlassung manchen Passus der ursprünglichen Abfassung bedeutend geändert, manchen ganz fortgelassen. Die letzte Niederschrift konnte ich nicht mehr einsehen, da Herrn Basedow sehr viel an schnellem Abdruck lag, aus äusseren Gründen. Auf seine Versicherung, dass er die von mir monierten Punkte geändert habe, glaubte ich berechtigt zu sein, die Arbeit zur Aufnahme in die Zeitschrift zu empfehlen, da ich die gründliche Sicherung tatsächlichen Materials als Garantie für den Wert dieser fleissigen Untersuchung ansehen konnte, ganz abgesehen von den persönlichen Meinungen und der Fassung der Ergebnisse, die zum Teil nur eine Bestätigung der Ansichten früherer Autoren und auch der von mir schon längst vorgetragenen Anschauungen waren.

Auf Meinungsdivergenzen beruht ja der Fortschritt der Wissenschaft, und aus solchen ergibt sich noch kein Anlass zu einer so schroffen Aburteilung, wie sie Herr von Luschan im Interesse der Sache für seine Pflicht zu halten scheint. Über den Wert der Linguistik für die Anthropologie kann man wahrhaftig recht verschiedener Meinung sein und die Theorie des Zusammenhangs von „spiraler Haarform“ mit Pygmäentum in ihrer Bedeutung für die Anthropologie der Tasmanier bedarf einer Begründung, auf die man recht gespannt sein darf. Jedoch will ich in der Erwiderung bezüglich des Themas selbst meinem Freunde Basedow nicht vorgreifen, dem es ja an Selbständigkeit und Energie auch darin nicht fehlen wird. Ich muss nur meinen Freund schützen vor dem falschen Eindruck, den vielleicht der Passus in der Kritik des Herrn von Luschan bezüglich der „EpyptERICA“ bei solchen, die Basedows Arbeit nicht kennen, hervorrufen könnte.

Eine genauere Prüfung der betreffenden Stelle in der Publikation von Basedow, pag. 191, zeigt ohne weiteres, dass hier lediglich ein Lapsus der Feder und ein Druckfehler vorliegt. Den Ausdruck „EpyptERICA braucht Basedow nur einmal, sonst spricht er immer von Schaltknochen. An der betreffenden Stelle soll es scheinbar heissen „von EpipTERICA und anderen Schaltknochen“. Denn dass ihm die Bedeutung des betreffenden Wortes ganz genau bekannt war, geht aus der Stelle auf der vorhergehenden Seite 190 hervor, wo er von den Schaltknochen sagt: „Am häufigsten treten sie in der Lambdoidea und am Alisphenoid“ . . . usw. „auf“, und bei dem Worte Alisphenoid die Anmerkung macht „am sogenannten Pterion Brocas“.

Die Tabelle, auf der er pag. 192 eine Übersicht über die Schaltknochen gibt, trägt keine Überschrift, und nirgends findet sich eine Stelle, die eine Auslegung in dem Sinne gestattete, dass Basedow Schaltknochen in der Kranznaht, Pfeilnaht oder Lambda-Naht als „EpyptERICA“ bezeichne¹⁾.

1) Dr. Basedow hat in Breslau seinen philosophischen, in Göttingen seinen medizinischen Doktor gemacht; die anthropologische Gesellschaft in Göttingen hat

(9) Hr. Aug. Krämer hält den angekündigten Vortrag:

Die Hamburger Südsee-Expedition 1909/10 nach den Karolinen.

(10) Hr. K. Th. Preuss hält den angekündigten Vortrag

Die Opferblutschale der alten Mexikaner erläutert nach den Angaben der Cora-Indianer.

Wenn man einen Volksstamm verstehen will, so ist die altbewährte philologische Forschungsmethode die, möglichst viel und möglichst gesicherte Tatsachen über das Volk zusammenzubringen und sie zueinander in Beziehung zu setzen. Das muss selbstverständlich auch in der Völkerkunde die grundlegende Methode bleiben. Nur ist es gerade der Völkerkunde besonders eindringlich geworden, dass vieles gewandert und daher nur lose mit dem Kulturgut des betreffenden Stammes verknüpft sein kann. Durch eine solche Überlegung wird leicht ein unberechtigter Pessimismus hervorgerufen, der für die Forschung üble Folgen zeitigen kann. Denn man könnte nun den Schwerpunkt der Forschung mit scheinbarem Recht in die Vergleichung legen, und auf diese Weise würde der Mangel an eingehenden Nachrichten, der sich so wie so in der Völkerkunde fast bei jedem einzelnen Volksstamme bemerkbar macht, weniger fühlbar werden. Man würde weniger danach streben, diesem Mangel abzuweichen, bis ein allgemeiner Zusammenbruch des ethnologischen Baues zu spät den unzureichenden Unterbau erkennen lässt.

Diesem in die Ferne schweifenden Pessimismus, der in Ermangelung exakter Forschung auf kleinem Gebiet sensationelle Zusammenhänge zwischen weit entlegenen Ländern und Völkern aufzuweisen sucht, soll hier an einem Beispiel gezeigt werden, eine wie geheimnisvolle Durchdringung von Kulturelementen zwischen nahe wohnenden Völkern festzustellen ist, wenn eingehende Studien vorliegen, und wie ein solches Ineinandergreifen von Kulturelementen die beste Gewähr dafür bietet, dass kompakte Kultureinheiten bestehen, die sich in der Weise nicht in der Welt wiederholen. Mögen nun auch genug Erscheinungen übrig bleiben, die sich aus einem solchen Kulturkreis nicht erklären lassen, so fordert es doch die besonnene Forschung, dass wir ihnen erst in zweiter Linie unsere Aufmerksamkeit widmen. Wir dürfen allenfalls ihrer psychologischen Eigenart durch Vergleichung nachgehen, um dadurch Fingerzeige für die Möglichkeit der Entwicklung innerhalb des betreffenden Kulturkreises zu gewinnen, wir dürfen sie aber nicht als Beweise von Wanderungen nehmen, gewissermassen als Kristallisationskerne für die weitere Forschung überhaupt. Selbst wenn wir der Meinung wären, dass die Ähnlichkeit durch Wanderung zu erklären ist, dürfen wir das nicht. Es würde chronisches Siechtum des noch so unscheinbaren Pflänzchens

ihn zum korrespondierenden Mitglied ernannt. Nach neuester brieflicher Mitteilung von Anfang Mai ist Dr. Basedow nun zum Chief-Protector und Chief Medical-Inspector der gesamten Eingeborenen Australiens ernannt worden, eine Stellung, die nicht von einer der Kolonien, sondern vom gesamten Commonwealth geschaffen worden ist.

„Ethnologie“ zur Folge haben. Bewahre uns daher der Himmel vor den Vergleichern, namentlich vor denen, die nur vergleichen! Ohne ein ganz allmähliches, viele Menschenalter erforderndes Vorrücken von Kulturkreis zu Kulturkreis lassen sich dauernde Ergebnisse nicht schaffen, sondern nur Meinungen, die der Mode unterworfen sind, und die der Diskussion nur deshalb bedürfen, um die in dieser Methode der Ethnologie drohende Gefahr vor Augen zu führen.

Der mexikanische Kulturkreis, auf den ich hier zu sprechen kommen will, ist keineswegs ein feststehender, in seinen Grenzen und Ausstrahlungen bestimmter Bezirk, sondern ein unbestimmtes Gebiet mit handgreiflichen Kulturbeziehungen, die an die alten Mexikaner als den am besten bekannten Teil angegliedert werden. Zu diesem Kulturkreis gehören eine Menge sprachlich völlig fremder Völker, ausser den Nahua-Stämmen z. B. die Tarasca, Zapoteken, Mixteken und Maya. Aber wir sehen bei ihnen denselben Kalender, wir sehen ähnliche Gottheiten und Feste. Die Federschlange Quetzalcouatl reicht als Kukulcan und Kucumatz weit ins Mayagebiet hinein und gleich ihr die merkwürdige Sage von Tollan, Tezcatlipoca findet sich als Hurakan in den Quichemythen. Selbst solche merkwürdigen Sitten wie das Hautabziehen der Opfer, wie es an mexikanischen Festen geübt wurde, und das Bekleiden anderer mit der abgezogenen Haut wurde nach der Relacion de Michoacan unter den Tarasca geübt¹⁾. Auch auf dem Gebiet der Soziologie, der Kunst und Gerätekunde finden sich viele Übereinstimmungen. Leider liegen aber über alle diese Völker mit Ausnahme der Mexikaner so wenig Nachrichten vor, dass nirgends klar zu erkennen ist, wie weit die Übereinstimmungen und wie weit die Verschiedenheiten reichen. Selbst in der Religion fehlt auch im Maya-Gebiet so sehr mythisches Material, dass ein Verständnis für die Götterwelt nicht gewonnen werden kann. Sogar den eingehenden Untersuchungen Tozzers über die Religion des Mayavolkes der Lacandone²⁾ fehlen die Mythen, für die auch in dem übrigen Zentralamerika wenig neues Material zu erwarten ist, da es besonders viel Zeit erfordert, die Mythen in den Ursprachen zu erhalten.

Die einzigen Stämme, die heute eingehend studiert sind und am ersten mit den Mexikanern, namentlich in religiöser Beziehung, verglichen werden können, sind die Cora und Huichol im Territorium Tepic und dem Staate Guadalajara in der Sierra Madre occidental, deren Sprachen unter sich verwandt sind und auch mit der Nahua-Sprache in entfernter Verwandtschaft stehen. Schon vor einem Jahre hatte ich die Ehre, hier über die Übereinstimmung der religiösen Anschauungen dieser Stämme mit denen der alten Mexikanern zu berichten³⁾. Auf jene Ausführungen wird hier der Kürze halber mehrfach Bezug genommen werden. Ferner ist die Übereinstimmung eines der Feste der Cora, des Festes des Erwachens

1) Relacion de la Provincia de Michuacan Morelia S. 292

2) Tozzer A Comparative Study of the Mayas and the Lacandones. New York 1907.

3) Zeitschr. f. Ethnol. 1910 S. 793.

(xisíreame)¹⁾ mit den altmexikanischen Festen des kleinen und grossen Wachens (toçoztontli und ueitoçoztli) auf dem XVI. Amerikanisten-Kongresse zu Wien von mir nachgewiesen²⁾. Heute will ich an einem konkreten Beispiel zeigen, dass nicht nur eine äusserliche Übereinstimmung besteht, wie sie durch Übertragung zustande kommen kann, sondern eine Übereinstimmung in den Grundlagen des Denkens, die schwerlich übernommen sein kann, sondern eher einer Urverwandtschaft zugeschrieben werden muss. Der sogenannten Opferblutschale (quauhxicalli) der Mexikaner entspricht nämlich einerseits die auf dem Festaltar der Cora stehende Kürbisschale in der Darstellung, die sie im Innern enthält, andererseits erklären die Erläuterungen, die die Cora mir dazu gaben,

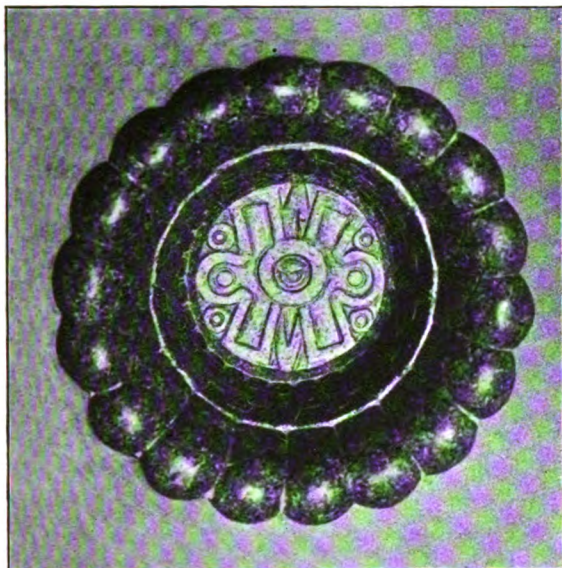


Abb. 1. Opferblutschale (quauhxicalli) der Mexikaner aus poliertem Stein, von oben gesehen. Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin IV Ca 1. Etwa $\frac{1}{4}$ nat. Grösse.

und die in allen Einzelheiten im Anschauungskreise der Mexikaner liegen, auch die Bedeutung der Figur in der Opferblutschale.

Über diese ist bereits von Eduard Seler an zwei Stellen in seinen Gesammelten Abhandlungen I S. 704 und 712 gehandelt worden, aus denen ich das Folgende wiederhole: es stellt z. B. in der kostbaren Steinschale des Berliner Museums der obere Rand ausgerissene Herzen plastisch dar, die Aussenseite Adlerfedern, das Innere das Bild der Sonne mit dem Zeichen der Sonne 4 olin (oder auch olin allein vgl. Abb. 3d), die Unterseite die sogenannte Erdkröte, d. h. ein hockendes Ungeheuer, das auf den Hinter-

1) x = ch in ach, ȳ = ch in ich, š = sch, v = w in Wasser, w = englisch w, ay bezeichnet den Diphthong, eine ˚ unter einem Vokal bezeichnet die flüchtige Aussprache, ' ist der dynamische Akzent, ' der Saltillo.

2) Verhandlungen S. 489.

beinen kauert, dem Beschauer den Rücken zukehrt und den weit zurückgebogenen Rachen aufsperrt, in dem ein Opfermesser steckt. Es ist die Personifikation der Erde (Abb. 1). In diese Opferblutschale wurde das Herz gelegt, nachdem es zur Sonne emporgehoben war¹⁾. Die entsprechende Kürbisschale der Cora wird heute überhaupt nicht zur Aufnahme blutiger Opfer gebraucht, sondern enthält ausser einer Darstellung aus Wachsstreifen, in die Glasperlen gedrückt sind und einer Art Guirlanderingsherum (Abb. 2) auf der Innenseite ungesponnene Baumwolle, die Wolken und Wasser bedeutet, Blumen und anderes. Doch wird berichtet, dass bei der Eroberung des Cora-Landes 1722 ein mit dem Bilde der

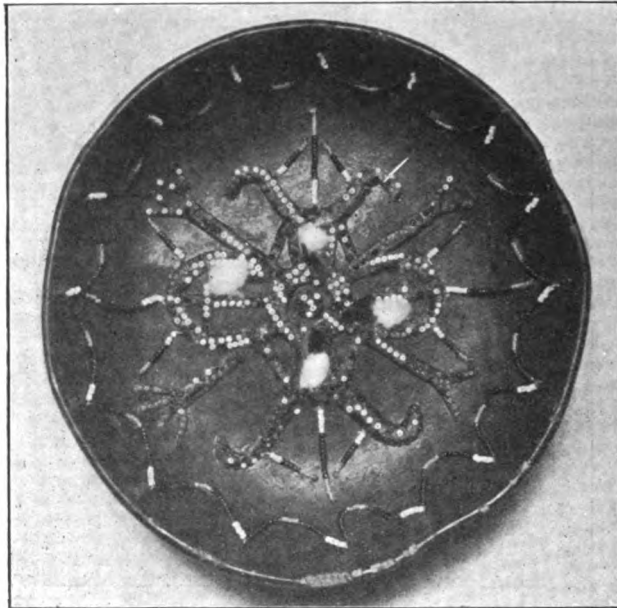


Abb. 2. Kürbisschale (tuša) auf dem Altar der Cora des Dorfes Jesus Maria, von oben gesehen. Berliner Museum. Etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Sonne geschmücktes Steingefäss aus dem Hauptheiligtum auf der Mesa de Nayarit nach Mexiko gebracht sei, und dieser Schale sei monatlich ein Kind geopfert worden²⁾. Ob Menschenopfer früher vorgekommen sind, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Die Menschenopfer in Mexiko stellten die Götter selbst dar, und bei den Huichol werden noch heute Hirsche in Vertretung der Götter geopfert, so dass die Ideen, die zu der Opferung führten, dieselben sind. Jedenfalls aber glaube ich, dass die erwähnte Steinschale mit dem Bilde der Sonne das Prototyp der heutigen

1) Wie das Herausreissen des Herzens mit Hilfe eines Steinmessers anatomisch vor sich ging, ist jüngst von L. Pfeiffer in Weimar nach praktischen Versuchen überzeugend dargelegt worden, Korrespondenz-Blätter des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen 1911.

2) „Gaceta de Mexico“ Nr. 2 Februar 1722 bei Seler, Gesammelte Abhandlungen III, S. 355.

Kürbisschale auf dem Altar war, denn wir werden sehen, dass auch das Gebilde innerhalb der Schale ebenso als Sonne bzw. Lichthimmel mit dem Olin-Zeichen darin aufzufassen ist, wie die Darstellung in der alt-mexikanischen Opferblutschale.

Die Zeichnung der Altarschale scheint nicht in allen Dörfern bzw. Ranchos dieselbe zu sein — denn auch die Ranchos haben ihre eigenen Feste, soweit noch der Hausherr die Gesänge kann oder sich ein anderer Sänger für das Fest gewinnen lässt. Sehen durfte ich die Schale nicht, aber der Häuptling (gobernador) von Jesus Maria Matias Canare fertigte mir eine Nachbildung (Abb. 2) und der Cora Jacinto Silverio entwarf eine Zeichnung davon (Abb. 3a). Alle Cora aber waren darüber einig, dass die Kürbisschale den Festplatz und zugleich die Welt bedeute. Jacinto Silverio gab auch Parallelerklärungen, indem er bei jedem Teil auf die Welt und den Festplatz Bezug nahm. Ich reihe sie nebeneinander auf:

Die Welt.

1. Der Rand der Welt bzw. die ganze Welt oder ihre Gestalt.
2. Die zwölf Bögen dienen den Göttern als Mauer nahe dem Ende oder Rande der Welt.
3. Die vier Weltrichtungen, der Aufenthaltsort der Götter.
4. Die zwölf Alten, soviel wie die ersten Bewohner der Welt.
5. Der Mittelpunkt der Welt, wo unser Vater, die Sonne, wohnt.

Der Festplatz.

1. Der Rand des Festplatzes bzw. die ganze Kürbisschale, die die Welt bedeutet.
2. Man tanzt zwischen dem Ende der Welt und der Mauer der Götter, zwischen dem Sänger und dem Altar.
3. Die vier Richtungen des Festplatzes, wo die Götter wohnen und die Huldigungen von seiten ihrer Söhne empfangen.
4. Die Alten des Dorfes, der Dorfhäuptling mit den Angesehensten.
5. Das Feuer, das die Sonne darstellt und den Mittelpunkt des Platzes anzeigt.

Dazu ist zu bemerken, dass in Wirklichkeit die Leiter der Zeremonien, die „Alten und Denker“ (ivaxsi timuakas) um das Mittelfeuer sitzen, jedoch nicht gerade in der Zahl von zwölf, dass davor mit dem Gesicht nach Osten sich der Sänger befindet und ganz im Osten der Altar steht, der nach dieser Beschreibung und ebenso nach den Gesängen und Angaben den östlichen Rand der Welt bildet. Denn zwischen dem Sänger und dem Altar, zwischen den zwölf Bögen, der „Mauer der Götter“ und dem Rande der Welt geht der Tanz vor sich, der die Hauptzeremonie bildet und sich unmittelbar um das Feuer und den Sänger bewegt.

Die Erklärungen des Matias Canare zu seiner Nachbildung der Darstellung in der Kürbisschale aus Perlen auf Wachs (Abb. 2 und 3 b) nahmen dagegen auf die Bedeutung als Festplatz gar nicht Bezug, obwohl er sie auch als Festplatz hinstellte. Es ist ein Weltbild, in dem die vier dargestellten Richtungen Osten (1—3), Westen (4—6), die Unterwelt (7—9) und den Himmel (10—12) bezeichnen sollen, und zwar liegt, wenn

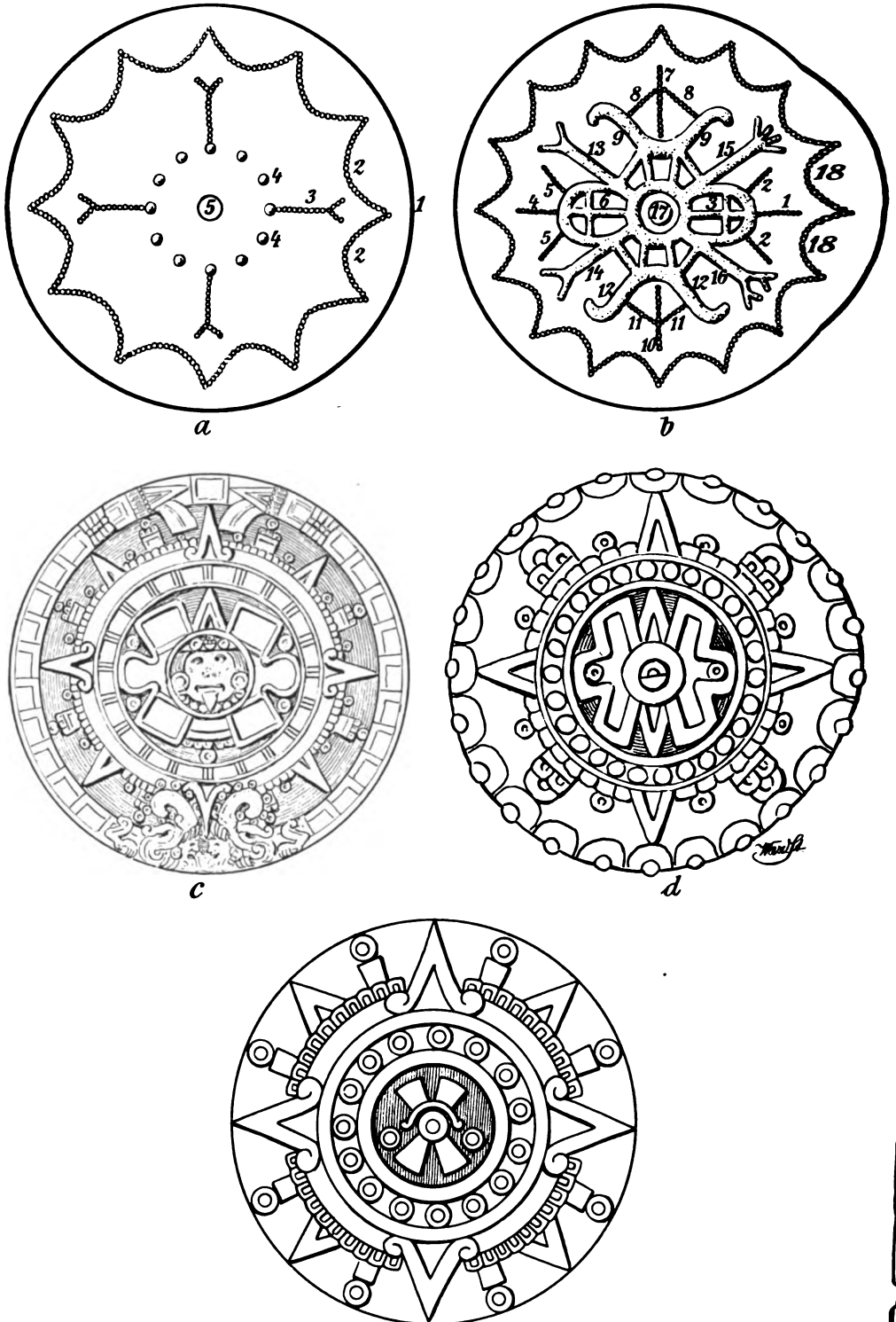


Abb. 3. Darstellungen in Schalen der Cora (ab) und in Opferblutschalen der Mexikaner (cde). a) Nach einer Zeichnung von Jacinto Silverio. b) Schema aus Abb. 1. c) Der sogenannte Kalenderstein des Museo Nacional de Mexico, nach Photographie. d) Wiener Hofmuseum, nach Seler, Abhandlungen II, S. 713, Abb. 2. e) Museo Nacional, Mexico nach Peñafiel, Monumentos II p. 305.

wir Osten nach unserer Gewohnheit nach rechts orientieren, Westen links, die Unterwelt am oberen Rande und der Himmel am unteren. Die diese vier Richtungen teilenden, am Ende gegabelten Stränge werden nicht als besondere Richtungen, sondern als Blumen bezeichnet, die zu je einem der in den gezeichneten vier Weltrichtungen wohnenden Götter gehören. Auch werden die „Blumen“ nicht fortlaufend der nächstliegenden Richtungs-gottheit zugeteilt, sondern die zu beiden Seiten des Westens liegenden zweiteilig gegabelten „Blumen“ gehören dem Osten (13) und dem Westen (14), die zu beiden Seiten des Ostens gelegenen „Blumen“ mit je vier Enden gehören ihrer Lage entsprechend der Unterwelt (15) und dem Himmel (16).

Matías Canare bezeichnete die Richtungen nicht mit ihren Namen, sondern mit den Namen der Götter, die in ihnen wohnen. Es sind Tahás „unser älterer Bruder“, der Morgenstern (Osten), Tatéx Nāsisa „unsere Mutter der Mais“, zugleich Erd- und Mondgöttin, deren Wohnsitz stets im Westen angegeben wird, Tatéx taheté vakan „unsere Mutter, die unter uns (d. h. in der Unterwelt) lebt“ und Tayáu „unser Vater die Sonne (Himmel). In der Mitte aber ist der Aufenthalt von Tatéx „unserer Mutter“, worunter in den Gesängen stets die mit Nāsisa identische Erd- und Mondgöttin zu verstehen ist. Wie die Blumen (šùšu) den vier genannten Richtungsgottheiten zugeschrieben werden, so beziehen sich die Deutungen der Einzelheiten in den vier Weltgegenden ebenfalls nur auf ihre Person. Die auslaufenden Perlenschnüre 1, 4, 7, 10 sind entsprechend ihre Wege (huyé), auf denen sie wandeln, z. B. tahás huyará usw. Beim Sonnengott sagte Matías statt dessen tayáu wikáxra „unser Vater steigt herab“. Die schräge zu jedem Wege gerichteten beiden Perlenketten (2, 5, 8, 11) sind die Hände bzw. Arme der Gottheiten: tahás moáxkara usw. Die gebogenen Figuren, von denen die „Wege“ und „Arme“ ausgehen, sind die „Kronen“ der Gottheiten: tahás kúrūņara usw. Auf ihnen ist je etwas ungesponnene Baumwolle nebst Federchen des Amazonenpapageis (*Amazona autumnalis*) aufgeklebt, die zusammen Mais bedeuten. Endlich sind die sechzehn Perlenbögen am Rande, deren Zahl aber vom Verfertiger willkürlich gewählt sein soll, „der Aufenthalt der Haustiere und Menschen“.

Besonders interessant ist auf diesen Bögen die Reihenfolge der auf-geklebten Perlen. Es müssen nämlich auf jedem Bogen die Farben rot, grün, blau, gelb, schwarz und weiss aufeinander folgen, und diese Farben müssen überhaupt in der Darstellung der Kürbisschale vorhanden sein. Man wird daher nicht in der Annahme fehlgehen, dass diese sechs Farben den sechs Richtungen entsprechen sollen und zwar der gewöhnlichen Reihenfolge der Richtungen in den Gesängen: Osten (rot), Westen (grün), Norden (blau), Süden (gelb), unten (schwarz), oben (weiss). Berücksichtigt man die strikte Einhaltung der Sechszahl in bezug auf die Perlenfarben der Bögen, wo die genaue Aufeinanderfolge doch ganz gleichgültig sein müsste, so ist man geneigt, Jacinto Silverios Zwölfzahl der Bögen und die Zwölfzahl der Alten, die ums Feuer sitzen, davon abzuleiten.

Dass einmal die Sonne bzw. das Feuer, das andere Mal die Erd- und Mondgöttin Tatéx im Mittelpunkt der Welt angegeben ist, entspricht ganz den mexikanischen Verhältnissen, die ich vor einem Jahre hier auseinandergesetzt habe (a. a. O.). Die Sonne hat den Beinamen Adler (Kuólreabe), der eigentlich der Lichthimmel ist. Und von diesem erzählen die Cora, dass er bei Sonnenuntergang, wenn das Feuer auf dem Festplatz entzündet wird, als das Feuer erscheint, nackt und noch nicht flügte, dass ihm dann gegen Morgen die Federn wachsen und er mit dem Anbruch des Tages gen Himmel fliegt. Die Sonne und das Feuer sind bei den Cora noch eins, während es bei den Huichol und bei den Mexikanern einen besonderen Feuergott gibt. Dieser wohnt bei den letzteren im Nabel der Erde (tlalxicco) und gleich ihm ist die Erd- und Mondgöttin Teteoinnan dort vorhanden, da sie tlalli iyollo „Herz der Erde“ genannt wird, und einer anderen entsprechenden Göttin, Quaxolotl Chantico wird als Aufenthalt ebenfalls tlalxicco „im Nabel der Erde“, die Mitte der Welt, angegeben. Letztere Göttin wird zugleich als Feuergöttin bezeichnet, was sich daraus erklärt, dass die Gestirngottheiten sämtlich zugleich das Feuer vorstellen. Es ist also so, wie es von den Cora für die Mitte der Altarschale angegeben ist. Es mag auch noch zum Verständnis wiederholt werden, dass in Mexiko und bei den Cora die Mondgöttinnen deshalb zugleich Erd- und Unterweltgöttinnen sind, weil die Unterwelt, die zudem bis zur Erdoberfläche heraufreicht, und der Nachthimmel, den sie repräsentieren, einander gleichgesetzt werden. In der Unterwelt befindet sich alles, was hier auf Erden erscheint und ebenso kommt es von den Orten der Fruchtbarkeit am Nachthimmel herab. Auf diese Weise steht auch die Mond- und Erdgöttin Tatéx, die im Westen residiert, der Unterweltgöttin Tétewan (tète „unten“) sehr nahe, obwohl beide als getrennte Gottheiten genannt werden.

Fassen wir nun die Erklärung, die die Cora von ihrer Schale gegeben haben, nach ihrem Werte zusammen, so haben wir als primären Gehalt die Einteilung der Welt in einen östlichen und westlichen Teil dargestellt durch die Attribute des Morgensterns und der Mondgöttin, die Zeichnung der oberen und unteren Region in den Attributen der Sonne bzw. des Lichthimmels und der Unterweltgöttin und die Mitte als Feuer bzw. Sonne und als Erdgöttin. Dagegen ist die Deutung der den Göttern zugehörigen Einzelheiten oder Attribute als Krone, Weg, Arme und Blume ohne Wert und offenbar sekundär, ebenso wie die Erklärung der Perlenbögen am Rande als Mauer der Götter bzw. als Ort, wo die Menschen und Haustiere wohnen.

Wenden wir uns nun zu der entsprechenden Darstellung in der mexikanischen Opferblutschale, dem Sonnenbilde mit dem Zeichen 4 olin darin, an dessen Stelle auch das blosser Olin in der Sonne steht (Abb. 3d). Die verschiedenen Typen der Olin-Zeichen in den Bilderschriften sind in Abb. 4 zusammengestellt. Eine Erklärung zu ihnen ist nicht überliefert. Wir sehen aber besonders aus den Formen 4 g—k und aus 3 e, wie ähnlich sie dem inneren Teil der Cora-Schale sind. Denn da haben wir besonders die vier sich kreuzenden „Blumen“ mit einem Kreise in der

Mitte und in 4 h vier gleiche halbrunde Auswüchse, die dem Osten, Westen, (oben) und (unten) entsprechen würden, während in 4 g nur zwei Rundungen nach Osten und Westen vorhanden sind und (oben) und (unten) durch Sonnenstrahlen, wie man sie in fast allen Sonnenbildern findet (vgl. Abb. 3 c—e) zum Ausdruck gebracht sind. Diese Formen 4 g—k des Olin sind aber nicht der Anfang der Entwicklung. Am ursprünglichsten sind die Formen 4 a und b, da sie einen besonders ausgesprochenen Charakter zeigen. In 4 a ist der Morgenstern Quetzalcoatl (rechts) und eine Göttin verschlungen, gewissermassen ineinander gehakt und das lineare Schema dazu wäre 4 b. Abb. 4 a stellt also die Ost- und Westhälfte der Welt in dem Morgenstern und der

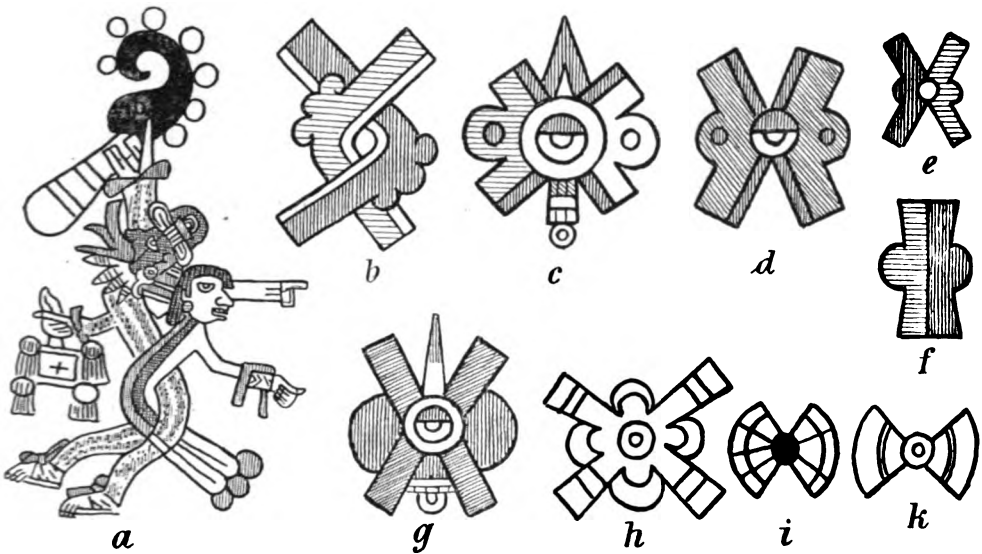


Abb. 4. Das Olin-Zeichen. a) Codex Aubin 13. b) Cod. Borgia 10. c) Cod. Borbónico 14. d) Cod. Aub. 14. e) Cod. Borgia 71. f) Wiener Codex. g) Cod. Vaticanus 3738, 27. h) Sahagun-Ms. der Bibl. Nazionale Florenz nach Seler, Humboldt-bilderschriften S. 10 Fig. 12. i) k) Personennamen Olin. Personenregister der Orte Uexotzinco und Xaltepetlapan: Manuscrit mexicain III der Bibl. Nationale, Paris, nach Seler a. a. O. S. 10 Fig. 12.

Göttin dar, ganz wie in der Cora-Schale, und Himmel und Unterwelt fällt in die Öffnung, die die beiden Gestalten zwischen sich lassen. Abb. 4 b zeigt diesen Kreis deutlicher. Und die beiden Felder sind hier durch ihre Farben rot und blau bemerkenswert, die den Farben rot und grün für Osten und Westen bei den Cora einigermaßen entsprechen. Diese Farben rot und blau bzw. grün finden sich überhaupt fast immer bei den Olin-Zeichen im Codex-Borgia (Abb. 4 b und e), Vaticanus Nr. 3773, Feyervary-Mayer und Bologna.

Weshalb sich die Mexikaner gerade in dieser Weise die Vereinigung des Ostens und Westens der Welt gedacht haben, ist freilich schwer zu sagen. Es scheint, dass die beiden Hauptgesichtspunkte, die zu der Form geführt haben, die waren: Wie vereinigt man Osten und Westen in

Gestalt der beiden die Ost- und Westhälfte darstellenden Gottheiten in der Weise, dass die durch das Feuer charakterisierte Mitte zum Ausdruck kommt? Die Lösung geschah auf die einzig mögliche Weise der Abb. 4 a. Dagegen darf man wegen der Stellung der Beine nicht an eine Coitusstellung in der Abbildung denken.

Der Kreis in der Mitte der Flächendarstellung der östlichen und westlichen Welthälfte ist eigentlich viel richtiger zur Kennzeichnung der oberen und unteren Region verwandt, als wenn Himmel und Unterwelt noch gesondert in derselben Ebene zum Ausdruck gebracht wären. Um deutlicher auszudrücken, dass hier in der Mitte das Feuer, die Sonne wohnt, ist dann noch ein Auge als Symbol des Lichtes in den Kreis gezeichnet worden (Abb. 1, 3 d, 4 c, d, g), und auf dem Sonnenbild des sogenannten Kalendersteins im Museo Nacional de Mexico (Abb. 3 c), der eine Riesen-Opferblutschale vorstellt, befindet sich sogar der Kopf des Sonnengottes in der Mitte des Olin-Zeichens. Um den Kreis in der Mitte des Olin-Zeichens (Abb. 3 e) sieht man die bekannte Darstellung des Mondes bzw. des Nasenmondes (yacametzli) gelegt, des bekannten Schmuckes in der Nasenscheidewand vieler nächtlicher Gestalten. Da müssen wir an die Erklärung der Cora-Schale denken, dass in der Mitte die Erd- und Mondgöttin wohnt, die wegen des feurigen Gestirns, das sie vertritt, zugleich, wie erwähnt, eine Art Feuergöttin ist.

Weiter fühlte man sich veranlasst, auch das Ausstrahlen des Feuers nach der oberen und unteren Region darzustellen, wo oben der Lichthimmel, unten die feurigen Nachtgestirne zuhause sind. Dazu wurden Strahlen von dem mittleren Kreise aus nach oben und unten angelegt. Das konnte aber nur geschehen, indem die verschlingenden Bögen oben und unten senkrecht durchteilt und auseinandergeschoben wurden. Auf diese Weise entstand das Olin-Zeichen Abb. 4 c, und diese Form blieb natürlich nun auch, wenn die Strahlen der Einfachheit halber weggelassen wurden (Abb. 4 d, e). Durch Schematisierung kamen dann die Formen Abb. 4 g—k und das besonders einfache Olin in der Mitte des Sonnenbildes Abb. 3 e zustande, in denen besonders die schräge auf- und abwärts ragenden Äste ausgestaltet wurden, die in der Cora-Schale als Blumen erklärt wurden.

Diese Schale hat dann noch die besondere Eigentümlichkeit, dass die obere und untere Region in gleicher Weise durch je einen nach oben bzw. unten offenen Bogen mit umgebogenen Enden gekennzeichnet wird, der natürlich nicht willkürlich gewählt ist, sondern in dem wir unschwer die schon erwähnte gewöhnliche Darstellung des Mondes bzw. der Sterne in den mexikanischen Bilderschriften erkennen (Abb. 3 e). Der Mond- und Erdgöttin ist also die Rolle zugefallen, sowohl den Himmel wie die Unterwelt zu bezeichnen, wie ja von ihr auch gesagt wurde, dass sie in der Mitte der Welt sitzt. Diese Göttin repräsentiert, wie in meiner früheren Abhandlung erörtert wurde, sowohl Nachthimmel wie die mit ihm identische Unterwelt bzw. das Feuer der Gestirne darin. Die gewöhnliche Auffassung der Cora ist aber, dass der Himmel vom Lichthimmel, dem Adler, bzw. von der Sonne; die Unterwelt von der Unter-

weltsgöttin Tétewan personifiziert wird, wie es auch in der Erklärung der Schale mitgeteilt wurde.

Nun sind wir so weit, auch die Perlenbögen rings um die Cora-Schale in Angriff zu nehmen. Diese als „Mauer der Götter“ oder als „Ort, wo die Menschen und Haustiere wohnen“ zu erklären, würde befriedigen, wenn die Form nicht eine so seltsame wäre. Wenn die Welt von den Göttern eingenommen wird, so müssen doch irgendwo die Menschen und Haustiere untergebracht werden. Nun heisst es aber, wie erwähnt, dass die von der Mesa de Nayarit 1722 mitgenommene Steinschale das Bild der Sonne gezeigt habe, wie die Opferblutschale der Mexikaner sie trägt. Die Bögen müssen also die Sonnenstrahlen sein, die das sonstige Weltbild umschlossen, ganz ebenso wie die Sonne das Olin-Zeichen in sich enthält. Und wir werden auch durch Vergleich mit den an der Basis eingerollten Sonnenstrahlen der mexikanischen Sonnen (Abb. 3 c, d, e) sehr wohl erkennen, dass die Perlenbögen der Cora-Schale eine fortlaufende Kette von Sonnenstrahlen der Form nach sein können¹⁾.

Wie Olin in der ostwestlichen Erstreckung doch nur ein flächenhaftes Erdbild darstellt, das in Nacht getaucht oder von der Sonne bestrahlt sein kann, auf das sich der Nachthimmel oder der Lichthimmel herabgesenkt hat, so ist hier in den Opferblutschalen das letztere, die Einschliessung der ganzen Erde durch den Lichthimmel, als Abschluss gewählt. Eine solche Erklärung erhält in der Darstellung des Kalendersteins (Abb. 3 c) eine besondere Beleuchtung. Dort ist nämlich nicht nur der auf die Erde herabgesenkte Lichthimmel in der Sonne und dem Olinzeichen dargestellt, sondern auch die ringsum daranstossende und aus der Unterwelt heraufquellende Nacht in Gestalt zweier Federschlangen, die sie im Osten und Westen umlagern und aus deren einander zugekehrten Rachen zwei Gesichter mit menschlichen Zügen heraus schauen. Die beiden Schlangen stellen, wie es die Gesänge der Cora dartun und in meinem früheren Vortrag erörtert wurde, die nächtliche Wasserschlange dar, die im Westen wohnend den Himmel in der Nacht überzieht und des Morgens von dem Morgenstern getötet und von dem Adler, dem Lichthimmel, verzehrt wird.

Olin bedeutet „Bewegung“, was für die Bedeutung als Welt oder Erde nur den Sinn haben kann, dass sie eins gedacht ist mit den als Göttern angesehenen kreisenden Gestirnen, die das Weltall ausmachen, während die Eigenschaft der Erde, dass sie sich gelegentlich im Erdbeben schüttelt, wohl kaum zur Bezeichnung des Weltalls als Olin Anlass gegeben haben kann, obwohl das Olin-Zeichen in den historischen Bilderschriften gelegentlich zur Bezeichnung von Erdbeben gebraucht ist. Dass diese Erklärung des Olin-Zeichens als Bewegung richtig ist, geht auch daraus hervor, dass der Patrongott des Tageszeichens olin Xolotl als Herr

1) Es ist zu bemerken, dass die Bögen am Rande der Opferblutschale 3 d von der Aussenwand des Gefässes ins Innere hereinragen und nichts mit der Darstellung der Sonne im Innern zu tun haben. Diese Bögen stellen den oberen Rand der auf der Aussenseite angebrachten Federn dar.

des Ballspielplatzes bezeichnet wird, und dieser Ballspielplatz bedeutet ebenfalls das Weltall, auf dem die Sonne und übrigen Gestirne als Bälle kreisen, ist also dasselbe wie das Olin-Zeichen.

Damit wäre das mir in diesem Vortrag gesteckte Ziel erreicht. Aber ich kann nicht umhin, wenigstens einige der Folgerungen, die sich an die Erklärung des Olin-Zeichens für die Deutung der mexikanischen Bilderschriften knüpfen, schon hier kurz hervorzuheben. Da ist zunächst der eben erwähnte Ballspielplatz. Diese Ballspielplätze (Abb. 5) sind immer so angeordnet gefunden, dass die T-förmig erweiterten Enden im Norden und Süden, die durchlochenden Steine in der Höhe der Seitenmauern, durch die der Ball fliegen sollte, im Osten und Westen liegen. Bedeutet nun das Fliegen des Balles das Kreisen der Sonne und der Gestirne durch den Ost- und Westpunkt, so sind die göttlichen Spieler, die an den erweiterten Enden im Norden und Süden stehen, nicht dort, sondern in der oberen und unteren Region stehend anzunehmen, ganz wie beim Olin-Zeichen. Vgl. Abb. 4 f. Ist die Ost- und Westhälfte genau ostwestlich gegeben, so muss die obere und untere Region in der Nordsüdrichtung

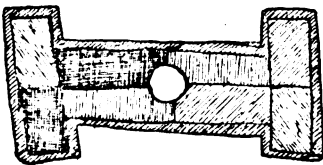


Abb. 5. Ballspielplatz (tlachtli)
Aubinsches Tonalamatl 19.
 $\frac{2}{3}$ d. Orig.-Gr.

liegen. Bestätigt wird dieser Schluss dadurch, dass die Ballspielplätze der Bilderschriften sehr häufig durch einen Längsstrich in zwei Hälften geteilt sind und in den so gebildeten beiden Feldern je eine besondere Farbe aufweisen. Ferner ist in demselben Sinne bemerkenswert, dass in einzelnen Fällen statt der beiden durchlochenden Steine im Osten und Westen, die also den Ein- und Ausgang der Unterwelt

darstellen, nur ein Kreis in der Mitte des Platzes gezeichnet ist (Abb. 5), der die geschilderte Mitte der Welt vorstellen muss, durch den senkrecht zur Ebene die Richtung zum Himmel und zur Unterwelt geht. Man muss sich in der Tat diese Mitte als eine Art Verbindung zwischen Himmel und Unterwelt vorstellen, in derselben Weise wie der Weg der Gestirne für den Naturmenschen die Verbindung zwischen beidem im Osten und Westen dartut. Eine solche Auffassung wird z. B. durch die Beschreibung des Ballspielplatzes nahe gelegt, die Tezozomoc Historia ecclesiastica Kap. 1 gibt. Dort lässt der Sonnengott Uitzilopochtli einen Ballspielplatz anlegen und darin in der Mitte ein Loch graben, das etwas grösser ist als der Ball, also statt der beiden durchlochenden Steine im Osten und Westen steht. Aus ihm heraus dehnt sich nun eine Wasserfläche, die Nacht aus, die Uitzilopochtli schliesslich als aufgehende Sonne zum Abfluss bringt¹⁾.

Eine zweite Anknüpfung an die Opferblutschale ergibt sich bei der Betrachtung eines anderen Symbols der Bilderhandschriften, nämlich des in einem Kreise oder Halbkreise angeordneten Zeichens Sonne—Nacht. In den kleineren Opferblutschalen ist, wie erwähnt, nicht nur im Innern die vom Lichthimmel bzw. der Sonne überflutete Welt dargestellt, sondern

1) Vgl. meinen früheren Vortrag, diese Zeitschr. 1910 S. 798.

auch auf der Unterseite die Unterwelt in Gestalt der sogenannten Erdkröte, obwohl auch schon im Olin-Zeichen des Sonnenbildes selbst die untere Region angedeutet ist. Auf diese Weise wird noch deutlicher, dass die Schale die Welt darstellt, nämlich innen die Oberwelt, den Himmel, die Sonne, und unten die Unterwelt, die Nacht.

„Sonne – Nacht“ bedeutet also die Mitte der Welt, die Verbindung zwischen der oberen und unteren Region. Das wird bestätigt durch das Vorkommen des Zeichens über dem Haupte des Tlaloc der Mitte Codex Borgia 27, wo die andern vier Tlalocgestalten des Ostens, Westens, Nordens und Südens es nicht haben. Und dann sind vor allem die vierhundert Pulquegötter damit versehen, die den Halbmond in der Nasen-



Abb. 6. Pulquegott. Codex Magliabecchiano 57. $\frac{1}{3}$ d. Orig.-Gr.

scheidewand tragen, und die Pulquegöttin Mayauel, die mit ihren vierhundert Brüsten den Nachthimmel repräsentiert. Diesen Pulquegottheiten ist das Zeichen Sonne – Nacht offenbar deshalb besonders eigen, weil denen, die Pulque trinken, der Tod vor allem vor Augen steht, nämlich den über 70 Jahre alten Leuten und den Kriegern, während den übrigen das Pulquetrinken verboten war und sogar mitunter die Todesstrafe darauf stand. Die Pulquegötter waren daher Patrone des Todes, des Hinabstürzens in die Nacht, in die Unterwelt, wo die Toten zu Sternen wurden.

Deshalb haben auch die Pulquegötter eine höchst merkwürdige Gesichtsbemalung (Abb. 6), nämlich je ein dunkles Feld an den Seiten und in der Mitte von oben nach unten einen blutroten, an den

Enden sich verbreiternden Streifen, in dessen Mitte der gelbe Mond gezeichnet ist. Dieser Mond erinnert sofort an die Mondzeichnung in der Mitte des Olin-Zeichens Abb. 4 e, an die Monddarstellungen zur Bezeichnung von Himmel und Unterwelt in der Cora-Schale und an die Angabe, dass in der Mitte der Schale die Mond- und Erdgöttin wohnt. Die Bemalung der Pulquegötter ist also so zu verstehen, dass die beiden dunklen Felder die mit Nacht bedeckte Ost- und Westhälfte der Welt mit den gelben Flecken als Sternen darin, der rote Streifen in der Mitte die feurige Mitte bedeutet, in der sich der Feuergott und das Feuer der Sonne und der Gestirne befindet. Das Zeichen Sonne—Nacht sowie die an den Seiten schwarze, in der Mitte rote Gesichtsbemalung findet sich bekanntlich (Codex Borgia 62) auch bei dem Windgott und Morgenstern Quetzalcouatl, der überhaupt in der Tracht vieles mit den Pulquegöttern gemeinsam hat. Bei den Cora ist ja auch der Morgenstern Hätsikan der Gott des Weines.

Endlich sei auf die blutrote mit Sternaugen besetzte Schlange aufmerksam gemacht, die im Codex Borgia 66 neben der Erd- und Mondgöttin Teteoinnan an Stelle der beiden als olin verschlungenen Gestalten des Aubinschen Tonalamatls (Abb. 4 a) steht. Diese Schlange ist nämlich sehr häufig die Begleiterin dieser Göttin, befindet sich im zerrissenen Zustand neben Xolotl, dem Gott des Ballspielplatzes (Codex Borgia 65) und überhaupt da, wo es sich um Opfertod der Sterngötter handelt, z. B. auf dem Ballspielplatz Codex Borgia 21, ferner 19 usw. Es scheint, dass diese besondere Schlange ebenfalls zu dem Feuer der Region der Mitte, zu der Verbindung von Himmel und Unterwelt in der Mitte der Welt in Beziehung steht.

Freilich wäre es sehr viel besser, wenn wir über diese Figuren der Bilderschriften wenigstens bescheidene Angaben der Mexikaner hätten. Dann hätten wir doch einen festen Anhaltspunkt und brauchten nicht Vermutungen nachgehen, die nur durch den blossen Zusammenhang der Figuren gestützt werden. An diesem einen Beispiel der Opferblutschale können wir sehen, wie sehr uns erklärende Angaben der Eingeborenen helfen. Wie unendlich viel bleibt aber noch übrig, wo Erklärungen so überwiegend Kombinationen darstellen, dass es kaum lohnt, darüber Vermutungen zu äussern.

Sitzung vom 29. April 1911.

Vorträge:

- Hr. Emil Carthaus: Ergebnisse der Ausgrabungen in der Veledahöhle bei Velmede a. d. Ruhr. Mit Lichtbildern.
- Hr. Max Moszkowski: Die Stämme am Flusslaufe des Mamberamo in Holländisch-Neu-Guinea und auf den vorliegenden Inseln. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Neue Mitglieder:

- Hr. Fritz Berwerth, stud. phil., Wien,
Hr. Dr. Emil Carthaus, Geologe, Halensee,
Hr. Dr. Dill, Zahnarzt, Basel,
Hr. Dr. Gensen, Arzt, Berlin,
Hr. Dr. Wilh. Hertz, Arzt, Charlottenburg,
Hr. Max Krause, Berlin,
Hr. Dr. phil. Otto Lipmann, Neubabelsberg,
Hr. O. Luckmann, Oberlehrer, Spandau,
Museums-Gesellschaft Arnstadt in Thüringen,
Hr. Dr. Ernst Scheffelt, Berlin,
Hr. Otto Schlüchterer, Wilmersdorf,
Hr. Dr. J. Stoller, Kgl. Geologe, Berlin.

(2) Hr. Seler ist zum Direktor des Internationalen Archäologischen Institutes in Mexiko für das erste Jahr des Bestehens dieses Institutes ernannt. Das Institut ist gegründet für amerikanische Altertums- und Völkerkunde; es wird von den Vereinigten Staaten von Nordamerika und von verschiedenen europäischen Staaten, darunter auch Preussen, unterstützt.

(3) Hr. Otto Schlaginhaufen hat die Professur für Anthropologie an der Universität Zürich erhalten.

(4) Von unserem Mitgliede Hr. Dr. Felix Speiser erhalten wir einige

Mitteilungen von den Neuen Hebriden.

Noumea, 8. März 1911.

„Ich stehe vor der Rückkehr nach den Neuen Hebriden, nachdem ich mich in Noumea einige Wochen aufgehalten habe, teils um die Regenzeit in den Neuen Hebriden einigermaßen zu umgehen, hauptsächlich aber, um mit Herrn Dr. Fritz Sarasin zusammenzutreffen.

Nach Überwindung langweiliger Hindernisse — es waren hauptsächlich Diener- und Transportfragen — konnte ich nach Verlust von zwei Monaten meine Arbeit aufnehmen. Ich begann in Espiritu Santo, der grössten und nördlichsten Insel der Gruppe, und habe dort im Osten eine sehr gross gewachsene Bevölkerung gefunden, die jedoch bald völlig ausgestorben sein wird. Neben vielen Photographien und Messungen konnte ich eine gute Anzahl Schädel und Skeletteile erwerben.

Meine zweite Station war in Big-Bay, Esp. S. Von dort machte ich eine Reise südlich ins Innere, in das Grenzgebiet der östlichen Rasse und einer sehr kleinwüchsigen Berg rasse (Mittel der Männer etwa 1520 cm), die im ganzen Gebirge von West Santo zu finden ist. Sie ist aber schon vermischt, und ich habe auf mehrfachen Durchquerungen des Gebirges kein reinblütiges Dorf mehr finden können. Von dieser höchst interessanten Bevölkerung habe ich viele Messungen, ziemlich viel Photographien, aber leider keine Schädel. Diese Rasse ist es, die die gefiederten Pfeile herstellt; sie dürfte auch mit der Töpferei in Verbindung gebracht werden, wie solche in zwei Dörfern, aber in jedem nach einem anderen System, betrieben wird.

Überall an der Küste fand ich dann noch fremde Typen, die wohl auf Mischung mit polynesischen Elementen zurückzuführen sind, wie denn überhaupt die Inselnatur des Archipels eine Rassenmischung ungemein begünstigt, eine Mischung, die vielerorts sehr weit vorgeschritten ist und meine Arbeit sehr erschweren wird.

Ich habe ferner noch von der Südküste der Insel aus mehrere Exkursionen ins Innere unternommen, die aber wenig Neues zeigten.

Dann war das Jahr zu Ende. Ich gedenke jetzt die anderen Inseln: Epi, Ambrym, Arba usw. zu besuchen und Mallicollo auf später zu versparen. Vielleicht stattet mir gegen Ende des Jahres Dr. Fritz Sarasin einen Besuch ab und wir könnten dann selbender die interessante Insel durchstreifen.

Ich beschränke meine Studien auf Anthropologie und Ergologie, und lasse Sprachen und abstrakte Fragen beiseite. Es wird in diesen Gebieten von den Missionaren ziemlich fleissig gearbeitet, ich könnte nicht Ähnliches leisten.“

(5) Das Unterrichtsministerium hat wiederum der Gesellschaft gütigst eine Unterstützung von 1500 M für das laufende Jahr bewilligt, wofür an dieser Stelle verbindlichst gedankt sei.

(6) Es liegt eine Anzeige des 16. Orientalistenkongresses vor, welcher in Athen vom 7. bis zum 14. April 1912 stattfinden soll.

(7) Hr. O. Hauser berichtet in einem Briefe

Über die Ergebnisse seiner vorjährigen Ausgrabungen.

Laugerie Haute, Les Eyzies, 6. April 1911.

„Die Ausgrabungsarbeiten auf meinen paläolithischen Stationen fanden im vergangenen Jahre mit Mitte November ihren Abschluss; etwa

810 Arbeitstage waren nötig zum Aufschluss der neuen Niederlassung La Rochette, Station 50, bei St. Léon sur Vézère und zur Fortsetzung der Grabungen in den Solutréenschichten von Badegoule (Station 54), im Acheulléen von Le Moustier und in der Magdalenienhalbhöhle von Longueroche.

Trotz der Ungunst der Witterungsverhältnisse, wodurch die Arbeiten zum Teil recht sehr erschwert wurden, blieben die Studienergebnisse sehr zufriedenstellend.

La Rochette, mit seinem fast 150 *m* langen *abri sous roche*, schien ursprünglich nur eine Aurignacienniederlassung zu sein; als ich dann aber zur genaueren Festlegung der stratigraphischen Verhältnisse unter der Aurignaciensohle Sondierungen vornehmen liess, traten zu meiner Freude in einem tiefer liegenden Horizont reine Mousterienartefakte zutage und unter diesem, steril getrennt, ein in seinen Werkzeugtypen herrliches Acheulléen; wir haben somit hier Superpositionen von drei reinlich getrennten Epochen. Ähnlich wie auf La Micoque 1908 arbeite ich nun seit Wochen daran auch für La Rochette ein grosses Profil blosszulegen, das etwa 25 *m* lang und etwa 6—7 *m* hoch werden wird. Hier dürften in wenigen Wochen die Ablagerungen des Acheulléen, des Mousterien und des Aurignacien (dieses eventuell in zwei Phasen) deutlich gesondert zu sehen sein.

Das Jahr 1910 brachte mir ausser dem schönen Solutréen-Inventar auch die Fragmente eines Kinderschädels auf Badegoule, in Le Moustier (44) ein menschliches Calottenbruchstück, auf La Rochette (im Aurignacien) mehrere isolierte menschliche Zähne und einige sehr gut erhaltene menschliche Extremitätenknochen.

Durch einen glücklichen Zufall konnten im vergangenen Jahre die Landgüter de Lachapoulie und Leyssalles, d. h. die ganze Laugerie intermédiaire und Laugerie haute, diese beiden letzten und bedeutendsten klassischen Stätten des Paläolithikums zu meinem Ausgrabungsgebiet hinzuerworben werden. Damit wird es nun möglich sein, der Frage über die Stratigraphie des Solutréen volle Klarheit zu geben. — Wohl hatte die Erwerbung dieser Grundstücke einen Sturm gegen meine ganze Arbeit zur Folge; der Unterstaatssekretär der Schönen Künste erliess gegen mich ein dreimonatliches Grabungsverbot auf meinem eigenen Grund und Boden, ein „ballon d'essai“, der den glücklichen Erfolg hatte, noch immer weitere Kreise für die Prähistorie zu interessieren. Im übrigen habe ich mich offiziell mit dem Regierungsvertreter geeinigt und besteht für die ruhige Weiterführung meiner Arbeiten kein Hindernis. Der Gesetzentwurf betr. die Ausgrabungen wird in der heute bestehenden Gestalt niemals angenommen werden können, weil er sowohl den Interessen aller französischen gelehrten Gesellschaften entgegensteht, als auch, in Frankreich niemals mögliche, Eingriffe in die Rechte der Grundeigentümer im Gefolge haben würde.

Im Juli 1910 löste sich in der Laugerie intermédiaire der etwa 850 *cbm* mächtige Felsblock los, der unmittelbar bei der Laugerie haute über den Solutréenschichten lag; er wälzte sich gegen die Strasse hin und liess uns

nun einen Blick werfen auf einen abri-Vorplatz, der seit dem Solutréen nicht nur von keines Menschen Hand mehr berührt, sondern der selbst nicht mal von Humus überdeckt worden ist, weil während der Besiedelungszeit der grosse Block sich auf den Platz stürzte, wo kurz vorher die Höhlenbewohner ihre Tierknochen aufgeschlagen und ihre Knochenwerkzeuge hergerichtet hatten. Neben Silexmanufakten liegen da, natürlich gequetscht, alle möglichen Tierabfälle, gebrochene Knochenspitzen, „poinçons“ usw.; wir konnten alles so von der Stelle zusammenlesen, wie wenn der Werkplatz erst tags zuvor von Paläolithikern verlassen worden wäre!

Im Juli dieses Jahres erscheint mein „Führer“ durch das Tal der Vézère: „Le Périgord Préhistorique“ mit einer Topographie aller seit 1859 gegrabenen Stationen, mit einem Übersichtsplan über die Besiedelung des Tales (60 Stationen), mit Schnitten und Profilen und einem Literaturverzeichnis über die speziell das Vézèretal behandelnden Publikationen. Diese kleine Arbeit wird jedem Touristen in der Dordogne willkommen sein und ihm die Übersicht über die Siedelungsverhältnisse in prähistorischer Zeit wesentlich erleichtern.

1910 hatte ich die Freude, zahlreiche deutsche Gelehrte hier begrüßen und führen zu dürfen und ich hoffe, dass Viele auch in diesem Jahre meine Arbeiten zu besichtigen kommen möchten. Ich gestatte mir, ganz speziell die Herren der Berliner Anthropologischen Gesellschaft zu einem Besuche des Dordognetales zu ermuntern.“

(8) Manuskripte sind eingegangen von Herrn Walter Strzoda: „Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent“ (abgedruckt S. 193 bis 236); Herrn L. Rüttimeyer: „Über einige altertümliche afrikanische Waffen und Geräte und deren Beziehungen zur Prähistorie“ (abgedruckt S. 240 bis 260); Herrn Christian Leden: „Musik und Tänze der grönländischen Eskimos und die Verwandtschaft der Musik der Polareskimos mit der der Indianer“ (abgedruckt S. 261 bis 270). Herrn Fritz Nötling: „Beiträge zur Kenntnis der archäolithischen Kultur der Tasmanier“.

(9) Hr. Eduard Seler sendet einen

Brief aus Mexico.

Monte Cristo am R. Usumacinta 28. März 1911.

Nach beinahe dreiwöchentlichem Aufenthalt in den Ruinen von Palenque, während dessen weder Briefe mich erreichten — Schuld allerdings des Geschäftshauses, dem wir Auftrag gegeben hatten, sie uns nachzusenden —, noch Nachrichten von der Aussenwelt zu uns kamen — ich glaube, die Revolution nimmt zu, und die Mächte denken daran, sich einzumischen —, sitzen wir hier in Monte Cristo, auf den Dampfer wartend, der uns flussabwärts nach Frontera und zurück nach der Hauptstadt Mexico bringen soll. Denn auch über die Dampferabfahrten war, obwohl eine Art Postdienst besteht, in dem 12 Leguas entfernten Dörfchen

Santo Domingo de Palenque nichts Sicheres zu erfahren, und ist schliesslich auch hier in Monte Cristo nicht mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen. Aber Langeweile und Ärger treten zurück gegenüber der nachwirkenden Freude, dass ich endlich einen lang gehegten Traum meines Leben verwirklichen konnte, und dem Vielen und Schönen, was wir gesehen, und dem Vielen, was wir erreicht haben.

Der Ausflug zu den Ruinen war als erste Exkursion der Internationalen Schule für Amerikanische Altertums- und Volkskunde gedacht, deren Leitung für das erste Jahr ich provisorisch übernehmen musste, obwohl die endgültige Entscheidung meiner Regierung noch ausstand. Es nahmen an ihr, ausser mir und meiner Frau, noch Dr. W. von Hörschelmann, der erste Stipendiat der preussischen Regierung für diese Schule, ferner Fräulein Ramirez-Castañeda, die von der Columbia University das Stipendium für dieses Jahr bekommen hat, und einer der Alumnen des Nationalmuseums, Herr Porfirio Aguirre, teil. Wir hatten uns in einem der beiden Mittelkorridore des Palastes installiert, und der intelligente und für das Wohl der Ruinen nach besten Kräften sorgende Subinspektor, Herr Benito La Croix, der schon mit Maudslay während der ganzen Zeit von dessen Aufenthalt zusammengearbeitet hat, war uns nicht nur ein liebenswürdiger Führer, sondern hatte auch, in durchaus ausreichender Weise, die Sorge für unsere Verpflegung usw. übernommen.

Die erste Empfindung, die der Anblick dieser Ruinen in dem Beschauer auslöst, ist die des Bedauerns über ihren traurigen Erhaltungszustand. Und zwar hat hier, wie immer, der Mensch zerstörender gewirkt, als die tropische Natur. Es ist gewiss richtig, dass die Wurzeln der Urwaldbäume die Mauern der Gewölbe und die Wände zersprengen, aber sie halten auch die Trümmer wie mit gewaltigen Klammern zusammen, und der tiefe Schatten des Urwalds schützt vor der Ansiedlung neuer, Sprengkolonnen in den Boden sendender Gewächse und vor den schädlichen Wirkungen der Temperaturschwankungen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Bauwerke von Palenque in ihrem bildnerischen Schmuck noch ziemlich intakt waren, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Ruinen von einer Abteilung Spanier von der Laguna de Carmen entdeckt wurden. Aber da kam in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der Kapitän Antonio del Rio mit einer Abteilung Dragoner und im Auftrage der Mediocia de Guatemala, die Ruinen, von denen der Regierung berichtet worden war, zu untersuchen, und er begann damit „rein“ (limpio) zu machen, d. h. die Bäume zu fällen und das Holz, nachdem es in der Sonne getrocknet, in Brand zu setzen. Und durch diesen gewaltigen Brand zersprangen die kostbaren Stuckornamente, die Figuren, Symbole und Hieroglyphen, die die Flächen der Wände und der Pfeiler bedeckten, so dass wir an den traurigen Resten heute nur noch ahnen können, welche Schönheit hier zugrunde ging. Und nicht genug damit, überall in den Tempelzellen und den wichtigeren der Korridore brach er den Boden auf, um nach Schätzen zu suchen. In den Korridoren des Palastes hat Maudslay den Boden wieder herstellen lassen, aber vor den Altarplatten der fünf berühmten Tempel und in den

Fussböden der andern Häuser gähnen noch überall die gewaltigen Löcher, von den Bruchstücken der Fussbodenplatten in unordentlichen Haufen umgeben. Die verschiedenen Expeditionen, die hinterher gekommen sind, haben den Hochwald bis auf einzelne gewaltige Exemplare, von der Hauptmasse der Ruinen entfernt. Aber das Gestrüpp der Bruchfelder, das in wenigen Jahren zu doppelter Mannshöhe emporwächst, hat seine Stelle eingenommen. Und die Seiten der Pyramiden und der Terrassen, die Höhe und die flachen Prismen der Dächer sind heute von einer lichtgrünen Vegetation bedeckt, die die Formen verdeckt, und durch die man erst mit dem Machete sich den Weg bahnen muss. Gewaltig und ernst erhebt sich dahinter, die Höhen emporziehend, der Wald dunkelgrün, in verschiedenen Schattierungen, aber aufgehellert durch die mit gelben, roten, weissen Blüten überschütteten Kronen verschiedener Waldbäume, die gerade jetzt, in der kurzen Zeit der Trockenheit, ihre Blütenfülle entwickeln —, ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit.

Wir begannen damit, die Anlage und den Bau der verschiedenen Gebäude, die ja durch Stephens, durch die schöne Arbeit von Holmes und die grossartige Publikation Maudslays bekannt genug sind, eingehend zu studieren, dabei auch auf Einzelheiten Gewicht legend, wie die Schnurlöcher an den Türen, dem oberen Rande der Wände und dem unteren Rande der Dächer, die offenbar für Vorhänge und Wandbekleidungen gedacht sind. Mit besonderer Sorgfalt studierten wir den sogenannten Palast, einen Komplex verschiedener und wohl auch aus verschiedenen Zeiten stammender Bauwerke. Ein besonderer und wesentlicher Teil dieses Komplexes ist das Subterrarium, das die ganze Südseite der Palastterrasse einnimmt, und zu dem drei lange, nahe dem Eingange winklig gebrochene Gänge hinabführen. — Von den grossen Altarplatten von Palenque, vom Sonnentempel, den beiden Kreuztempeln, dem Inschriftentempel oder Templo de las leyes, wie er hier genannt wird, und anderen besitzen wir durch Désiré Charnay Abgüsse. Aber wir sind eifrig bemüht gewesen, auch von den kleineren Reliefs, den Hieroglyphenplatten usw. Abklatsche zu machen, und es ist uns sogar gelungen, von den interessanten Reliefs, die die Torbögen der Eingänge in das Subterrarium schmücken —, Reliefs, die niemals abgeklatscht, noch gezeichnet worden sind —, zwei der schönsten und besterhaltenen abzuklatschen. Eine Kiste mit etwa 30 Abklatschen ist gepackt und zur Versendung bereit. Eine besondere Freude wurde uns in einem Bauwerke des Palastkomplexes, das etwas niedriger als die andern gelegen ist, und wohl zu den ältesten Bauten des Palastes gehört. Es ist ein von Norden nach Süden sich erstreckender Doppelkorridor. In dem östlichen der beiden Korridore befindet sich an der Innenseite der Nord- oder Eingangswand das Himmelsschild mit den beiden Drachen- oder *Ah bolon tz'acab*-Köpfen an den Enden, das eine Parallele zu der Hauptdarstellung auf der berühmten Cedrela-Holzplatte von Tikal bildet. In dem westlichen der beiden Korridore führt an dem Südende der erste der drei Eingänge in das Subterrarium hinab. Auf der Innen- und der westlichen Aussenwand dieses Korridors bemerkten wir Reste von Malereien. Deutlich

waren auf einem Stücke des Karniesses, der sich unmittelbar unter der unteren Gewölbkante der Innenwand hinzieht, Hieroglyphen im Stile der Dresdener Handschrift. Bei vorsichtiger Untersuchung ergab sich, dass an der ganzen Innenwand dieses Gemaches verschiedene Stuckschichten übereinander lagerten, deren jede eine besondere Bemalung trug —, eine Tatsache, die übrigens schon Stephens aufgefallen ist. Es sind zum mindesten drei verschiedene bemalte Schichten nachzuweisen: — eine tiefste, mit bunten Ornamenten, von der ich gleich sprechen werde, eine zweite Schicht, die rote Wandbemalung mit schwarzen Ornamentlinien und einzelnen grossen, farbigen Symbolen zeigt, und eine jüngste Schicht, auf der, wie es scheint, ausschliesslich Hieroglyphen im Stile der Dresdner Handschrift, zum Teil auf blauem Fond, von roten Linien eingefasst, wie auf den Blättern 61 und 69 der Dresdener Handschrift, zur Dekoration verwendet waren. Von diesen drei Schichten scheinen die beiden jüngeren

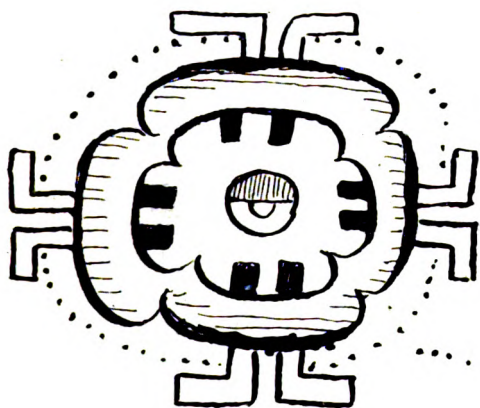


Abb. 1.

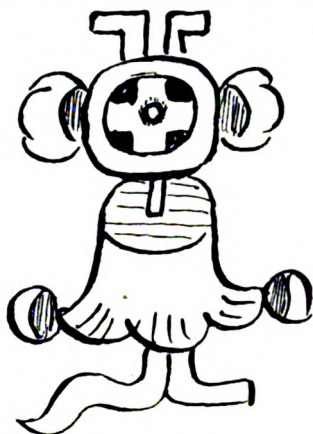


Abb. 2.

auf der Aussenwand nur partiell vertreten zu sein, z. B. die jüngste, die Hieroglyphenschicht, nur auf der Innenseite der Türwände und einem schmalen Streifen ausserhalb jederseits des Türeingangs; die zweite vielleicht nur durch eine gleichmässige dünne rote Wandbemalung. Jedenfalls bekamen wir auf der Aussenseite beim vorsichtigen Entfernen der mit grüner Algenvegetation bedeckten äusseren Schicht gleich die Malereien zu sehen, die auf den Innenwänden die tiefste Schicht unter der roten und der Hieroglyphenbemalung bildete, und die glücklicherweise an einer Stelle der Innenwand durch natürliches Abbröckeln freigelegt worden war. In kurzer Zeit gelang es uns, auf der Aussenwand vier lange, über die ganze Wand sich erstreckende Horizontalreihen von je 20 in bunter Malerei ausgeführten Ornamentbildern freizulegen. Diese Ornamentbilder, die also den ältesten bis jetzt bekannten Palenque-Stil zeigen, stellen Blumen, oder Kombination einer Blume mit einem Auge oder mit anderen figürlichen Elementen dar, eine Dekoration, die offenbar in engster Beziehung zu dem Zwecke dieses Gebäudes und vielleicht auch dem des Subterrariums, zu dem man durch dieses Gebäude gelangt, stehen. Ich gebe hier zwei der einfachsten dieser Bilder wieder.

Mit diesen Reihen von Ornamentbildern waren an der Aussenwand ein, an der Innenwand zwei Friese verbunden, die in fortlaufenden Reihen das Ornament zeigen, das ich hier in dem dritten Bilde wiedergebe —, das bekannte Symbol des Auges, mit einer Pupille, einer Augenbraue oben und unten und einem roten Conjunctiva-Fleck, infolgedessen sowohl in dem rechten wie in dem linken Augenwinkel.

Ich hatte glücklicherweise eine Quantität Pauspapier mitgenommen und habe alle Haupttypen dieser Ornamentbilder in natürlicher Grösse (etwa 30 cm) und in Farben kopieren können. Es sind gegen 24 Bilder. Dazu vier Bilder von dem Friese der Innen- und der Aussenwand und Pausen von den Hieroglyphen der jüngsten Schicht, auf dem Karniesse der Innenwand und auf der Aussenwand zur Seite des Türeingangs, wo eine Sinter-(Stalaktiten-)Schicht —, sonst der ärgste Feind der Reliefe und Malereien —, eine Partie der Hieroglyphensäule geschützt hatte. Ich glaube, dass man mit diesen in kurzer Zeit erlangten Resultaten zufrieden

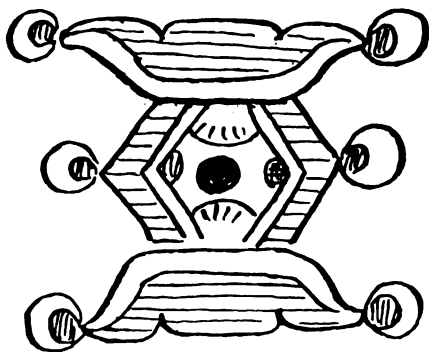


Abb. 3.

sein kann, und dass mit dieser ersten Exkursion die Internationale Schule für amerikanische Altertums- und Volkskunde sich ganz gut eingeführt hat.

Auf dem Herwege haben wir von Vera-Cruz aus, noch die Ruinen der alten Totonaken-Hauptstadt *Cempoallan* besucht. Und auch dieser Ausflug war nicht ohne Ergebnisse. Von der ganzen Anlage hat im Jahre 1890 Francisco del Paso y Troncoso im Auftrage der mexikanischen Re-

gierung und von einer Kompagnie Pioniere unterstützt, eine genaue Aufnahme gemacht. Aber dieser Plan ist ziemlich unbekannt geblieben. Mir waren schon in der Publikation Strebels in den Verhandlungen der Hamburgischen Wissenschaftlichen Gesellschaft die eigentümlichen Malereien aufgefallen, die der eine dieser Tempel zeigte, der in Kassetten der Innen- und der Aussenwand mit in Mörtel eingesetzten tönernen Schädeln dekoriert war (eine Variation der bekannten Sternhimmelverzierung der mexikanischen Bauwerke), und der deshalb unter den Leuten der Nachbarschaft als der „templo des las caritas“ bekannt ist. Jetzt konnte ich konstatieren, dass dieser Tempel, dessen Fassade nach Osten gerichtet ist, ringsum an den Innen- und Aussenwänden, unter den Kassetten mit den Tonschädeln, mit Bildern geschmückt ist, die abwechselnd das Symbol des Mondes und eine eigentümliche Figur zeigen die im Zentrum ein grosses, von einem roten Ringe umgebenes Auge trägt, — ein Auge, das sich aber bei näherer Betrachtung als das Schläfenloch des mexikanischen Schädelbildes entpuppt, und das der Sitte, die Schädel der Geopferten auf Querstangen zu reihen, seinen Ursprung verdankt. Nur in der Mitte der ganzen Reihe alternierender Bilder, genau in der Mitte der Hinterseite des Tempels, ist ein schönes Sonnenbild zu sehen.

Das Bild des Mondes zeigt den gelben Farbe (Wasser) gefüllt, darin aber statt Bild eines Steinmessers, ein Mondbild, Nuttall und anderen Handschriften wohl- Nasenring, mit blauer des Kaninchens das das aus dem Codex bekannt ist. Es unter- liegt mir keinem Zweifel, dass dieser nach Osten gerichtete und mit Schädeln geschmückte Tempel ein Tempel des Mondes war.



Von Frontera aus haben wir die im Urwalde vergrabenen Ruinen einer alten Stadt besucht, von der bisher nur durch den verstorbenen Dr. Berendt, d. h. durch Brinton, der die Notiz darüber in Berendts hinterlassenen Papieren fand, weiteren Kreisen etwas bekannt geworden ist. Die Bauten bestehen hier ausschliesslich aus Erde. Denn in dem ganzen Mündungsgebiet des Rio de Grijalva und Ummacinta ist weit und breit kein Stein zu finden. Aber den in bestimmte Formen gebrachten Erdbauten hat man durch Überkleidung mit einem harten Mörtel Festigkeit und Formbeständigkeit gegeben.

Hier in der Nähe werden auch verschiedene Dinge gefunden. Wir sahen einen schönen Tonbecher yukatekischer Form; Perlen und Figürchen aus jadeitähnlichem Stein, und aus dem eine Tagereise flussabwärts gelegenen Jonuta sind Tonfigürchen und das schönste Maya-Relief, das ich kenne —, es befindet sich jetzt im Nationalmuseum in Mexico — bekannt geworden. Aber die Verbindung mittels der nur alle zehn Tage regelmässig gehenden Flussdampfer ist zu unsicher, so dass wir, da die Zeit drängt, wohl gleich bis Frontera hinunter und von dort mit dem ersten Dampfer nach Vera-Cruz und Mexico zurückgehen werden.

(10) Hr. Emil Carthaus hält den angekündigten Vortrag

Ergebnisse der Ausgrabungen in der Veledahöhle bei Velmede a. d. Ruhr.

Der Vortrag wird in der Prähistorischen Zeitschrift erscheinen.

(11) Hr. Max Moszkowski hält den angekündigten Vortrag

die Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea und auf den vorgelagerten Inseln.

Ich habe Ihnen über eine Expedition zu berichten, die ich im vorigen Jahre nach Holländisch-Neuguinea zur Erforschung des Stromlaufes des Mamberamo und seiner Bewohner unternommen habe. Die Expedition ist geschehen im Auftrage der Baessler Stiftung, die ein Drittel der Kosten getragen hat, und mit hochherziger Unterstützung der Herren Robert und Franz von Mendelsohn, denen ich auch an dieser Stelle meinen tiefgefühltesten Dank aussprechen möchte. Des weiteren habe ich zu danken Herrn Paul Staudinger, für seine weitgehende moralische Unterstützung und freundliche Empfehlung; Sr. Exzellenz Baron Gevers, dem niederländischen Gesandten in Berlin, Sr. Exzellenz dem Herrn Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, dem Herrn Residenten von Ternate und ganz besonders dem Herrn Assistent-Residenten von Holländisch-Nord-Neuguinea in Manokuari, Herrn van Osterzee. Nicht

minder gebührt mein Dank Herrn van Koestfeld, dem Kommandanten des Gouvernements-Dampfschiffs Pelikan, dem Herrn Kontrolleur Schmidt in Manokuari und dem verdienten Leiter der Utrechter Missionsgesellschaft zu Doreh, Herrn van Hasselt, sowie endlich dem Norddeutschen Lloyd und Kapitän Minsen vom R. P. D. Manila.

Ich bitte mir einige geographische Vorbemerkungen zu gestatten. Der Mamberamo, der grösste Strom von Niederländisch-Nord-Neuguinea mündet unter $137^{\circ} 50'$ östlicher Länge, $1^{\circ} 26'$ südlicher Breite bei Kap d'Urville in den Grossen Ozean. Bis zum Jahre 1910 war vom Mamberamo nur der Unterlauf bis zu den Stromschnellen im van Rees-Gebirge bekannt. Die Aufnahme des Oberlaufes bis zum Zentralgebirge ist im Jahre 1910 zuerst von einer holländischen Militärexpedition unter Franssen-Herderschee und dann unabhängig davon, ohne deren Resultate zu kennen, und noch weiter stromaufwärts von mir gemacht worden. Der Mamberamo entspringt mit wahrscheinlich drei Quellflüssen aus dem Schneegebirge Neuguineas. Der östlichste, der Ostfluss, kommt mit ziemlicher Sicherheit von der Wilhelminenspitze; die von der Grenzexpedition geäusserte Ansicht, er könne im Zusammenhang mit dem von der Grenzexpedition entdeckten sogenannten Kehrumflusse in Verbindung stehen, ist sicherlich falsch, wie ich dies bei anderer Gelegenheit des näheren ausführen werde. Der zweite Quellfluss, der Südfluss, kommt aus der Umgebung der Karstenspitze, der dritte, der Westfluss, harret noch seiner Entdeckung. Der Mamberamo, oder vielmehr der Südfluss, fliesst erst etwa 75 km innerhalb des Zentralgebirges in ungefähr südnördlicher Richtung, wendet sich dann nach Westen, dabei die einzelnen Ketten des Zentralgebirges dicht an ihrem Fusse begleitend, um schliesslich an der Einmündungsstelle des Ostflusses wieder nach Norden abzubiegen. Er durchbricht dann das van Rees-Gebirge auf eine Strecke von 60 km , bildet hier zuerst die von mir sogenannten Baessler-Schnellen, wo er in seiner ganzen, ungefähr 125 km betragenden Breite über etwa 23 Treppen herunterstürzt, windet sich dann zwischen den steilen Wänden des von ihm durchgesägten Gebirges, überall zahlreiche kleine Stromschnellen bildend, hindurch, bildet dann die sogenannten Edi-Schnellen, nach dem Kriegsschiff Edi, das sie zuerst vermessen hat, so genannt. Dies ist der mächtigste Schnellenkomplex des Mamberamo, und hier bin ich, wie Ihnen wahrscheinlich bekannt sein wird, auf der Bergfahrt gescheitert, und habe dabei meine sämtlichen Effekten, Waffen und Ausrüstung verloren, und im wahrsten Sinne des Wortes nur das nackte Leben gerettet. Einige Kilometer weiter nördlich, bildet er den dritten und letzten Schnellenkomplex, die sogenannten Marineschnellen. Von hier aus bis zu der etwa 26 km nördlich liegenden Havik-Insel, bildet der Fluss noch eine Menge kleinerer Schnellen, dann verbreitert er sich allmählich, die Berge werden niedriger, und endlich tritt er in die grosse Küstenebene, die seinen Unterlauf begleitet, ein. Sowohl diese Küstenebene, wie die zwischen Zentralgebirge und van Rees-Gebirge befindliche Ebene sind alluvialen Ursprungs und in ihrem Charakter ziemlich gleich. Auf das hügelige Vorland mit Hochwald folgt eine Zone, die ich Pandanazeen-Zone nennen möchte, weil im

Strandwald hier Pandanazeen vorherrschen. Wenn man etwa 100 *m* landeinwärts geht, beginnt sofort dichter, reichlich mit Sagopalmen bestandener Sumpf. Mit den Pandanazeen wechseln sich ab, grosse mit wildem Zuckerrohr bewachsene Strecken. Die Mangroven-Zone beginnt 30 *km* südlich der Mündung. Am Meeresufer selbst ist der charakteristischste Baum die zierliche Strandkasuarine. Bezeichnend für den ganzen Stromlauf des Mamberamo ist sein ausserordentlicher Reichtum an Sagopalmen. Was die Erschliessung des Mamberamo bis jetzt so sehr schwierig gemacht hat, sind vor allen Dingen die dort herrschenden Krankheiten; nach Ausspruch eines holländischen Gelehrten ist der Mamberamo durch eine Schranke von Beri-Beri und Malaria gesperrt.

Auch die grosse holländische Expedition, von der ich Ihnen eben erzählte, ist durch eine furchtbare Epidemie von Beri-Beri und Malaria, von der fast sämtliche Teilnehmer an der Expedition mit Ausschluss der mitgeführten Papuas ergriffen wurden, schwer geschädigt, und zur Umkehr genötigt worden. Wie Sie wissen, ist es mir gelungen durch eine Reihe prophylaktischer Massnahmen meine kleine erst aus sieben, später aus zehn Mann bestehende Expedition sowohl vor der Beri-Beri, wie vor der Malaria vollständig zu bewahren, so dass ich während meines achtmonatlichen Aufenthalts am Mamberamo nicht einen Mann verloren sondern alle Teilnehmer wieder heil und gesund in ihre Heimat zurückgeführt habe. Das zweite Hindernis ist die Ernährungsfrage. Es ist mir während eines grossen Teils der Expedition möglich gewesen, vom Lande, also von den Gartenfrüchten der Eingeborenen und vom eingetauschten Sago und der Jagd zu leben. Es war dies nur möglich, infolge der Kleinheit der Expedition und dadurch, dass ich scheinbar gut verstanden habe, mir das Vertrauen und die Sympathien der Eingeborenen zu erwerben, so dass ich stets in lebhaftester Föhlung mit ihnen bleiben konnte.

Die Stämme am Flusslauf des Mamberamo müssen scharf in zwei grosse Kategorien geteilt werden, die natürlich unter sich wieder in eine Reihe von Unterklassen zerfallen. Es sind dies erstens die Küstenstämme, und zweitens die Inlandstämme. Beide sind sowohl anthropologisch wie ethnologisch bisher unerforscht, die Inlandstämme überhaupt gänzlich unbekannt gewesen. Die Küstenstämme sind zum grossen Teil erst in den letzten Jahrzehnten nach dem Mamberamo eingewandert. Sie stammen von den Inseln im Norden der Geelvink-Bai, besonders den Schouten-Inseln und den Padeido-Inseln. Augenblicklich sitzen letztere direkt in der Mündung des Mamberamo und nennen ihr Dorf auch Padeido oder Paraido, *d* und *r* wird bei den Leuten ja häufig verwechselt. Die Leute zeichnen sich aus vor allen Dingen durch ihre kolossale Haarmähne, die in den mannigfachsten Frisuren aufgesteckt wird. Es ist sehr interessant, dass diese Haare durchaus nicht immer den ulotrichen Charakter haben, wie wir das bei Papuahaaren gewohnt sind. Es kommen besonders bei diesen Leuten auf den Biak und Padeido sehr häufig Haare vor, die ihrer Form nach direkt an das cymotriche Haar der Wedda-Stämme erinnern, und das ist nicht der einzige Anklang mit den Wild-

stämmen Hinterasiens, die man bei den Inselbewohnern der Geelvinkbai und an der Mamberamo-Mündung findet. Hierfür spricht ferner der ausserordentlich zierliche, geradezu grazile Knochenbau, kleine Hände und Füsse, die verhältnismässig kurzen Extremitäten, im Vergleich zum Oberkörper und die Kleinwüchsigkeit — nur wenig Leute sind über 156 ein grosser Prozentsatz unter 150 gross —, auch die für die Wildstämme charakteristische konvexe Oberlippe findet man hin und wieder. Die Sprache der Küstenstämme gehört zum malaio-polynesischen Sprachstamm.

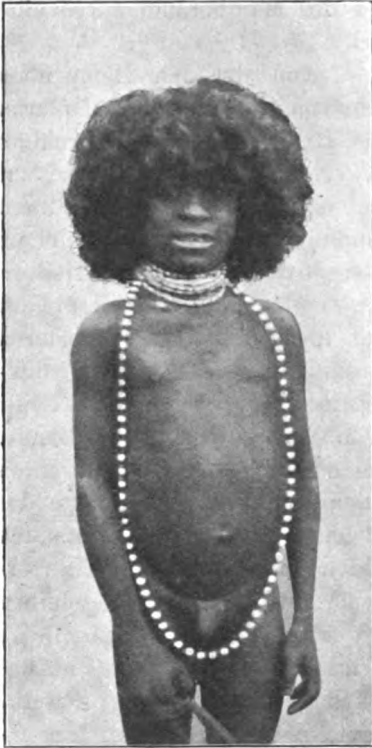


Abb. 1. Sērēni (Padeaido-Inseln).
Wedda-Typ.

Aus allen diesen Gründen neige ich zu der Annahme, dass die Inselwelt der Geelvinkbai ursprünglich von prä-malaiischen Wildstämmen, nach Art der Wedda, Sakai, Senoi und Toala bewohnt worden sind, und dass die heutige Bevölkerung ein Resultat der Kreuzung zwischen diesen Wildstämmen und zugewanderten melanesischen Stämmen ist. An der Westküste der Geelvinkbai, wie in ganz Nordwest-Neuguinea überhaupt, kommt dazu ganz zweifellos noch eine spätere echt malaiische Zuwanderung.

Ich darf dabei gleich ein paar Worte über die Sprachen einfügen. Die verbreitetste Sprache an den Küsten der Geelvinkbai, gewissermassen das dortige Französisch, das von allen Inselbewohnern verstanden wird, ist das Numfor, so genannt nach der Insel Numfor. Südlich davon, bis herunter zur Südküste, am Mac Kluer-Golf wird windessi gesprochen. Die Insel Jappen hat ihren eigenen Dialekt.

Auf den Schouten-Inseln, in der westlichen Hälfte wird numfor gesprochen, auf der Insel Biak ein eigener Dialekt, ebenso auf den Padeido-Inseln. Die Inlandstämme sprechen davon gänzlich verschiedene, wahrscheinlich echte Papuasprachen.

Die Farbe der Haare ist schwarz, doch schimmern sie beim durchscheinenden Licht oft rötlich. Das rote Pigment ist ja, wie wir schon lange wissen, dem brünetten Typus viel verwandter als dem blonden (rot-blondes Haar der Juden). Bei einigen Individuen tritt sogar das schwarze Pigment zugunsten des roten soweit zurück, dass das Haar direkt rot erscheint. Rote Haarfarbe entspricht offenbar sehr dem Schönheitsideal der Inselstämme, denn sie rufen rotes Haar oft auch künstlich durch Kalk, sowie durch Färben mit einer in der Nähe der Humboldts-Bai gefundenen roten Erde — tanahmera — hervor. Das schwarze Pigment

pflegt beim Ergrauen der Haare eher zu verschwinden als das rote, und so habe ich oft Männer gefunden, deren Barthaar von derselben schmutziggelben Farbe war, wie wir dies häufig bei ergrauenden rotblonden Europäern sehen. Kahlköpfige Individuen habe ich bei Leuten mit rein melanesischem Haar recht häufig, bei Leuten mit der grossen Mähne, meiner Erinnerung nach, eigentlich niemals gesehen.

Grauköpfige Männer sieht man ziemlich häufig, grauhaarige Frauen seltener. Das kommt daher, dass die Frauen durchschnittlich, aus leicht begreiflichen Gründen, früher sterben wie die Männer.

Bart kommt bei den Papuas der Küste in schon verhältnismässig jungen Jahren zum Vorschein. Die Barttracht ist bei den verschiedenen Stämmen ganz verschieden. Während z. B. Leute von Soweik und Biak sehr gern Schnurrbart und oft auch eine Fliege tragen, pflegen die Paraido-Leute sich zu rasieren und jedes Messer, was man ihnen gibt, wird erst darauf geprüft, ob es gut rasiert. Das Rasieren erstreckt sich übrigens nicht nur auf das Gesicht, sondern auch die übrigen Körperhaare, allerdings mit Ausnahme der Schamhaare, werden gern abrasiert. Ursprünglich ist die Behaarung der Papuas nämlich eine recht erhebliche und nur durch die Sitte des Rasierens wird man oft getäuscht.

Die Stirn ist ausserordentlich hoch, 50 und sogar 60mm sind keine Seltenheit. Die Kopflänge schwankt zwischen 180 und 200, die Breite zwischen 140 und 150, die Ohrhöhe um 120 herum, der durchschnittliche Schädelindex ist etwa 76. Das Gesicht ist schmal, Jochbogenbreite 136–140, Unterkiefer etwa 95. Die Nase der Küstenstämme ist verhältnismässig schmal. Im Durchschnitt ist die Breite 2–3 cm, die Höhe etwa 2. Der Nasenrücken ist oft scharf und hakenförmig gekrümmt. Die Lippen sind schmal, die Unterlippe etwas aufgeworfen. Die Muskulatur der Küstenbevölkerung ist verhältnismässig schwach entwickelt, besonders die Wadenmuskulatur ist fast gar nicht vorhanden.

Die Augen liegen sehr tief, die Arcus superciliares sind sehr stark ent-



Abb. 2. Merongai (Kerudu).

wickelt und meist mit sehr buschigen kräftigen Augenbrauen versehen. Die Farbe der Augen ist braun, dunkelbraune Augen sind an der Küste sehr selten, dagegen findet man verhältnismässig häufig hellbraune Augen. Bei sehr vielen Individuen habe ich einen schmalen blauen Ring um die Iris ganz deutlich erkennen können. Die Konjunktiva ist oft ganz leicht gelblich.

Die Hautfarbe variiert ausserordentlich stark, doch ist sie an der Küste ganz erheblich heller wie bei der Binnenbevölkerung. Bei den Leuten auf Biak habe ich hin und wieder geradezu hellrote Leute gesehen.

Küsten- und Inlandstämmen gemeinsam ist die ausserordentlich blühende Phantasie und das starke Temperament. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht soviel Lügen gehört wie in Neuguinea, und zwar haben die Leute meist gar nicht das Bewusstsein, dass sie lügen. Ihre ungezügelte, durch keinerlei äussere oder innere Hemmungen geregelte Phantasie hebt sie über alles Mass und Ziel hinaus. Alles ist ungeheuer gross, ungeheuer viel. Sie sprechen mit Händen und Füssen, mit Hals und Kopf, mit dem ganzen Körper. Werfen sich auf die Erde, um anzuzeigen, dass einer tot ist, klopfen laut schallend auf die Stelle, wo sie das Schwein oder den Kasuar getroffen haben; auch bei ganz gleichgültigen Dingen sprechen sie laut und erregt, so dass man die Hälfte ihrer Erzählungen aus den Gesten verstehen kann. Die Sprache hat einen rauhen, heiseren Klang, ganz ähnlich wie ich das bei den Wedda in Ceylon beobachtet habe. Gewöhnlich erzählt einer, und dann wiederholen die andern genau dieselben Worte in genau demselben Tonfall, mit genau denselben Gesten ein oder mehrere Male. Sie versprechen Gott und die Welt, halten ihre Versprechungen aber nie. Ausserordentlich entwickelt ist der musikalische Sinn. Sie singen sehr viel, fast zu jeder Arbeit, auch zum Rudern, mit sehr hübscher wohlklingender Stimme, und sind ausserordentlich befähigt, europäische Melodien nachzusingen. So ist es gekommen, dass beispielsweise in Doreh die einheimischen Melodien fast ganz verdrängt worden sind und man überall nichts anderes hört wie — deutsche Volkslieder. Auch die gegenseitige Verständigung auf grosse Entfernungen geschieht musikalisch. Die von der erfolgreichen Jagd zurückkehrenden Leute teilen ihre Jagdbeute schon weit draussen im Walde durch einen ganz bestimmten Gesang mit, ebenso wird die Ankunft von Freunden oder Feinden durch ganz bestimmte Gesangstrophen vermittelt. Wenn ich mich z. B. im Binnenlande einem Dorfe näherte, so stiessen meine Begleiter stets ganz bestimmte Laute aus. An Musikinstrumenten besitzt die Küste nur Trommeln von Sanduhr- oder Kesselpaukenform, die mit Haifisch oder Leguanhaut bespannt sind und vor dem Gebrauch am Feuer angewärmt werden müssen, und Maultrommeln.

Geradezu verblüfft hat mich die kolossale Intelligenz und das starke aetiologische Bedürfnis der Papua. Die Leute sind von einer Wissbegierde, die erstaunlich ist. Sie trieben mit mir mindestens so eingehende ethnologische Studien wie ich mit ihnen. Es fragte mich z. B.

einer, woraus Schokolade gemacht wird, woher die Rohstoffe bezogen werden. Wer die Schokolade macht, ob Männer oder Frauen.

Auch für die europäischen Sprachen zeigten sie grosses Interesse und eine bemerkenswerte Befähigung, vorgespochene Worte richtig nachzusprechen. Sie merkten auch schon nach kurzer Zeit, was ich von ihnen wissen wollte, und als wir zum Schluss sehr befreundet waren, machten sie mich ganz von selbst auf ihre Sitten und Gebräuche, ihre täglichen Verrichtungen aufmerksam. Zuerst freilich waren sie recht scheu und misstrauisch. Bei allem was ich tat, oder was ich ihnen zu essen gab, fürchteten sie, dass ich irgend eine Zauberei treiben wollte, an der sie sterben müssten. Irgendeine unvorsichtige Bemerkung, oft aber auch Dinge, über die ich mir gar keine Rechenschaft geben konnte, hielten sie manchmal tagelang von meinem Lager fern. In sehr starkem Widerspruch zu ihrer sonstigen Intelligenz steht ihr geringer Zahlenreichtum. Die Leute von Paraido konnten nur bis 10 zählen, die von Pauwi, ein Stamm etwas weiter landeinwärts, sogar nur bis fünf. Dabei werden immer die Finger und die Hände mitbenutzt, und selbst bei Zahlen, für die sie ein Zahlwort haben, wurde immer die entsprechende Anzahl von Fingern gezeigt. Ob sie subtrahieren können, weiss ich nicht, addiert wird $1 + 1 + 1 + 1$. Im Binnenlande gebrauchen einige Stämme die Namen der Finger als Zahlworte, andere haben ein Vierersystem, im Zentralgebirge endlich zeigen die Leute statt der Zahlen einfach soviel Finger.

Die Kleidung der Küstenstämme besteht bei den Männern in einer Gürtelschnur, aus den Stengeln eines rankenden Farrnkrautes oder aus dünnem Rotan, und daran befestigt ein Schamuschurz aus Bananenbast, der zwischen den Beinen durchgezogen und hinten wieder in den Gürtel gesteckt wird. Die Frauen tragen Schamtücher aus europäischen Stoffen. Als Schmuck tragen sie strohgeflochtene Oberarmbänder, oder solche aus *Tridacna*, Halsketten aus Glasperlen oder Muscheln, sehr häufig Schärpen aus Pflanzenfasern, die mit kleinen weissen Muscheln benäht sind, Ohringe aus Muscheln oder Schildpatt, und zwar nicht nur in den Ohrläppchen, sondern auch oft, namentlich die Frauen, am ganzen äusseren Ohrrand bis oben hinauf. Ohrpflocke habe ich bei den Küstenstämmen nicht gefunden. Ihr wichtigster Schmuck ist der Nasenpflock, mit dem irgendwelche abergläubischen Vorstellungen verknüpft sein müssen, die ich aber leider nicht habe herausbringen können. Weniger an der Küste, aber ganz besonders im Innern mag kein Eingeborener ohne Nasenpflock sein, ich glaube das ist ihnen genau so unangenehm, wie wenn unsereins in Hemdsärmeln in Gesellschaft erscheinen sollte. Wenigstens habe ich oft gesehen, dass die Leute, wenn sie mir einen Nasenpflock eingetauscht hatten, sich sofort den ersten besten Gegenstand den sie fanden, und wenn es ein zusammengedrehtes Stück Papier war, in die Nasenscheidewand steckten.

Im Haar tragen sie einen Kamm, der aber sicher nur sekundär zum Schmuck geworden ist, primär dient er zum Kratzen, denn Läuse gehören zum Primitivmenschen, wie Seife zum Kulturmenschen.

Ein Gebrauch, der nur an der Küste, niemals im Innern herrscht, ist

die Tätowierung; sowohl Männer wie Frauen tätowieren sich. Die Tatuage wird auf Gesicht, Stirn und Brust, hin und wieder auch auf dem Arm und dem Rücken angebracht. Die Tätowierung geschieht auf die übliche Weise, das Muster wird mit Fischgräten angelegt und dann mit Russ oder in manchen Fällen auch mit blauer Farbe eingerieben. Die Tatuage beginnt nicht vor dem 10. Lebensjahre, während die Durchbohrung von Nasen und Ohrknorpel oft schon im ersten Lebensjahre vorgenommen wird. Die eingeritzten Ornamente sollen das Bild eines Fisches darstellen. Es ist natürlich ausserordentlich stark stilisiert und nur noch am Fischeschwanz zu erkennen. Ich besitze indessen ein Paar Muschelohrringe, auf denen eine kleine Zeichnung eingeritzt ist, die einen Fischfang vorstellen soll. Auf dieser lässt sich sehr gut erkennen, dass es wirklich das Bild eines Fisches, wie ihn die Eingeborenen zu zeichnen pflegen, ist, das als Urbild für die Tätowierung gedient hat. Mit diesem Fisch hat es seine eigene Bewandnis.

Nach dem Glauben der Küstenbewohner stammt nämlich das gesamte Menschengeschlecht von einem grossen Fisch ab, der im Meere haust und darum, erzählte mir mein Freund Merongai, sagen die Eltern ihren Kindern, wenn sie 10 Jahr alt sind, nun musst du dir dieses Bild eingraben lassen, denn das ist dein Urgrossvater, und der muss wissen, dass du zu ihm gehörst. Ausser diesem allgemeinen Stammvater des Menschengeschlechtes, besitzen bei den Küstenpapua aber die einzelnen Familien noch ihre privaten Stammväter, die sie sich ebenfalls hin und wieder einzutätowieren pflegen. Als solche Totentiere gelten Krokodil, Kasuar, Königsfischer usw. Natürlich sind diese Totentiere den betreffenden Mitgliedern der Familie heilig, und dürfen nicht gegessen werden, sonst schwillt der Bauch an, die Haare fallen aus und der Betreffende muss sterben. Denn diese Tiere sind in früheren Zeiten die älteren Brüder des Menschen gewesen, sagt Merongai.

Das Totem wird so gehandhabt, dass sowohl Leute, die demselben Totem angehören, als Leute von verschiedenen Totems sich heiraten dürfen. Die Kinder pflegen merkwürdigerweise beide Totems zu erben, und hier wird wohl mit einer der Gründe zu suchen sein, der bei den höheren Völkern nach und nach zu den bekannten, durch das Totem bedingten Heiratsbeschränkungen geführt hat. Wenn ein Jüngling ein Mädchen heiraten will, so muss er es zuerst der Mutter sagen; kann er den nötigen Kaufpreis erlegen, so ist die Sache gut, die Heirat kann vollzogen werden. Der Kaufpreis besteht aus Messern, Tüchern, Schüsseln, und vor allen Dingen Tabak, der unter die Eltern und Verwandten der Braut verteilt wird. Die Hochzeit wird mit oft tagelang währenden Schmausereien und Tänzen gefeiert. In Doreh wird dann die Braut von einem Verwandten in das Haus des Bräutigams getragen. Dann folgen zehn Tobiasnächte. In Soweik wird die erste Nacht im rumbekoar (altes Haus) verbracht.

Gehören die Brautleute verschiedenen Stämmen an, so verbringen sie das erste Jahr im Stammdorfe des Mannes. Wird dann ein Kind geboren, so kommen die Verwandten der Frau, besuchen das junge Paar

und bringen dem Kinde Geschenke. Dann werden dem Kind Nase und Ohren durchbohrt; Schmausereien und Tänze beschliessen auch dieses Fest. Wenn das Kind entwöhnt ist, kehrt die Frau häufig in ihr Stammendorf zurück, manchmal nimmt sie ihr Kind mit, hin und wieder bleibt sie aber auch noch einige Jahre bei dem Manne. Kurz bevor das Kind mannbar wird, muss es zum Stamme der Mutter zurückgebracht werden, zu dem es unter allen Umständen gehört, und dessen Tracht es auch Zeit seines Lebens trägt, selbst wenn es, was häufig vorkommt, als erwachsener Mann wieder zum Stamme des Vaters zurückkehrt. Es lassen sich also bei den Küsten-Papua, und übrigens noch weit ausgeprägter im Innern, die ersten Anfänge des Maternats, wie ich sie bereits früher postuliert habe, ganz einwandfrei feststellen.

Ebenso ist ja fast alle fahrende Habe, mit Ausnahme der Waffen, Eigentum der Frau, so weit man bei Papua überhaupt von Eigentum reden kann. Es herrscht nämlich bei den Papua, sowohl an der Küste wie im Inland, Kommunismus insoweit, als an allem Eigentum, das sich innerhalb des Stammes vorfindet, alle Stammesangehörigen Nutzniessungsrecht haben. Man darf sich des Messers, der Glasperlen, des Amuletts eines anderen zur Benutzung bedienen, aber das Verfügungs- und Veräusserungsrecht steht nur dem eigentlichen Besitzer zu, und das sind eben meistens die Frauen. Was den Frauen eine ganz besonders einflussreiche Stellung zusichert, ist, dass sie das wichtigste Nahrungsmittel der Papuas, den Sago, bereiten und darüber Verfügung haben, so dass sie im wahrsten Sinne des Wortes, den Männern, die nicht parieren wollen, den Brotkorb höher hängen können. Als Reaktion gegen diese Tyrannei der Frauen haben sich die Männer zu Gesellschaften und Klubs zusammengetan, die ihren Mittelpunkt im Männerhause finden. Über dieses Männerhaus werde ich bei Gelegenheit der Besprechung der Inlandstämme noch mehreres mitteilen.

An der Mamberamomündung ist es ziemlich in Verfall geraten, hier schlafen Männer und Frauen allgemein durcheinander. Die Häuser stehen auf ziemlich hohen Pfählen, haben Wände aus Baumrinde, und dienen oft mehreren Familien zum Aufenthaltsort. Dann ist für jede Familie eine Tür, und geradeüber davon ein Herd vorhanden. Vor einer Reihe von Häusern befindet sich gewöhnlich eine grosse Plattform, zu der aber keine Leiter vom Wasser aus führt.

In Doreh und auf den Schouten-Inseln werden die Kinder oft schon ganz früh miteinander verlobt. Die Braut wird dann gewöhnlich in der Familie des Bräutigams, dieser in der Familie der Braut erzogen, doch ist es streng verboten, dass Braut und Bräutigam sich während der Verlobungszeit zu Gesicht bekommen. Schwiegerscheu dagegen existiert nicht, doch darf man weder den Namen seiner Schwiegereltern, noch den seines Schwagers aussprechen, ein Tabu, das sehr streng gehalten wird. Weniger streng nimmt man es mit dem Verbot, den eigenen Namen auszusprechen. Ich habe da gar keine bestimmte Regel finden können. Manche scheuten sich ihren Namen auszusprechen, manche taten es ohne jedes Bedenken, oft sogar aus freien Stücken, um sich vorzustellen.

Ist wie gesagt die Tätowierung ausschliesslich Sitte bei den Küstenstämmen, so ist die Sitte sich Schmucknarben auf dem Körper anzubringen, bis weit ins Innere hinein verbreitet. Die Narben werden mit glühender Kohle eingebrannt, bei den Küstenstämmen hübsch regelmässig, bei den Inlandstämmen unregelmässig, über den ganzen Körper verbreitet.

Ich glaube, dass diese Sitte daher stammt, dass die Leute sehr stolz auf die Narben sind, die sie bei der Schweinejagd davongetragen haben.



Abb. 3. Frau aus Pauwi.

Je mehr Narben einer hat, ein desto mutigerer Jäger ist er. Wenigstens habe ich über jede Narbe, die einer von meinen schwarzen Freunden bei einer wirklichen Schweinejagd davongetragen hat, endlose Erzählungen mit anhören müssen. Ausser diesen bohnenförmigen Narben werden öfters auch sowohl an der Küste wie im Innern grosse strichförmige Brandnarben quer über die Brust gezogen. Beschneidung findet man weder an der Küste noch im Innern.

Die Religion der Küstenstämme kennt sowohl ein gutes wie ein böses Prinzip. Ihr guter Gott oder vielmehr die gute Göttin ist der Vollmond, Bimbajo genannt, der Halbmond ist ihr Schiff, der Abendstern ihr Hund. Wenn der Vollmond aufgeht, pflegt man die Hände zu ihm zu erheben und zu beten: Bimbajo, gib uns alles Gute, alles Schlechte

aber deinem Hunde. Wenn die Papuafrau Sago schlägt, so sagt sie: Bimbajo für uns den Sago und den Abfall für deinen Hund usw. Der Gemahl der Bimbajo ist Mangossi; ob dies der Sonnengott sein soll, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, vielleicht ist es auch eine Personifikation des Himmels. Zu Mangossi gehen die Toten. Er versieht sie mit Speise und Trank, und bei ihm sitzen sie dann in der Hockerstellung im Zeichen seligster Ruhe. Im allgemeinen kümmern sich die Toten um ihre Nachkommen nicht, nur darf man das Gebot der Blutrache nicht vergessen. Wer z. B. im Gebiete eines mit Blutschuld beladenen Stammes Speise oder Trank annimmt, ist der Rache seiner Vorfahren verfallen, bekommt einen dicken Bauch und stirbt. Daher kommt es, dass an der Küste die Leute so sehr scheu sind, ausserhalb ihres Heimatsdorfes zu schlafen, denn fast jeder Stamm steht mit dem Nachbarstamm in Fehde und Feindschaft. Es herrscht nämlich unter der Bevölkerung, an der Mündung des Mamberamo und überhaupt an der ganzen Geelvinkbai, auch heute noch in sehr erheblichem Masse der Sport der Kopfjägerei. Die Totengebräuche sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden. In den Arfakbergen werden die Toten in der Hütte aufgehängt und im Rauche getrocknet. Der herabfliessende Saft wird in Bambusgefässen aufgefangen. Dann werden diejenigen Leute, die man im Verdacht hat am Tode des Betreffenden schuld zu sein, zu einer Totenfestlichkeit eingeladen, und müssen diesen Leichensaft trinken. Derjenige, dem dabei übel wird, und der brechen muss, ist der schuldige Zauberer und wird getötet. Die trockenen Mumien werden in hohlen Bäumen auf den höchsten Bergen beigesetzt.

In Windessi, Biak und den übrigen Inseln werden im Kampfe gefallene Feinde in den Wald geworfen und liegen gelassen bis sie verfault sind, dann werden die Schädel geholt und entweder im Hause aufbewahrt oder wie in Numfor und Soweik auf grossen Schädelstätten. Stammesangehörige werden auf den zahlreichen Koralleninselchen, von denen die dortige Gegend wimmelt, ausgesetzt. Es hat dies seinen Grund darin, dass auf diesen Koralleninseln weder Schweine noch Hunde sind, die die Leichname verschleppen. Darüber geht in Windessi eine sehr schöne Sage.

Als vor grauen Jahren die Vorfäter der heutigen Einwohner von fern hergesegelt kamen, kamen die Kronentauben auf sie zugeflogen und sagten ihnen, ihr müsst eure Toten auf die kleinen Inseln legen, dort werden sie von den Leguanen gehegt und gepflegt und ihre Seelen zu Mangossi geleitet werden, und weil es die Kronentauben gewesen sind, die diese Nachricht gebracht haben, essen verschiedene Familien in Windessi noch heute keine Kronentauben.

Die Stämme an der Mamberamomündung bahren ihre Leichen in kleinen Schiffchen, auf hohen Gerüsten, die sie mit bunten Tüchern schmücken, in der Nähe ihrer Dörfer auf. Solange bis das Fleisch verwest ist, dauert die Reise der Seele zu Mangossi. Da diese Reise sehr lange währt, wird den Toten Speise und Trank, sowie ein Teil ihrer persönlichen Habe, Schalen, Schüsseln, Schlafmatte, Wasserkrug, Pfeil und Bogen usw. an das Gerüst gehängt. Ist die Leiche total verwest,

nimmt man den Schädel herunter. Es wird nun eine kleine, sehr niedrige, etwa 30 cm hohe Hütte im Walde gebaut und der Schädel auf diese Hütte gelegt. Die übrigen Knochen lässt man liegen. Wenn der Schädel abgenommen wird, wird ein grosser Totenschmaus veranstaltet. Um den Schädel selbst kümmert man sich dann nicht mehr sehr viel. Höchstens die Frauen zeigen einige Anhänglichkeit an diese Reliquie. Dagegen schnitzt man sich nunmehr den sogenannten Korvar, eine Figur in Hockerstellung, in welche die Seele des Verstorbenen von Zeit zu Zeit einfahren und den Nachkommen ihren Willen verkündigen oder auch die Zukunft vorausagen kann. Zu dem Zweck ergreifen, an der Mamberamomündung wenigstens, die Frauen die Korvars und klopfen sie sich auf die Kniee. Aus den Klopftönen können sie dann den Willen des Toten erkennen. In Doreh und Mansinam wurde mir erzählt, dass die Frauen hier mit den Korvars in der Hand zu Trommelklang tanzen, bis sie in einen Trance ähnlichen Zustand verfallen. Dies würde vollkommen dem entsprechen, was wir von den ähnlichen Gebräuchen im malaiischen Archipel kennen. Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit Ihnen eine solche Tanzszenen ausführlich zu erzählen. In Doreh und Mansinam habe ich übrigens noch andere absolut malaiische Zeremonien gesehen. So baut man z. B., wenn eine Frau zum erstenmal auf Reisen geht, ein kleines Gerüst innerhalb des Hauses, dessen Pfähle mit buntgefärbten Strohhalmstreifen umwickelt sind. Auf dieses Gerüst stellt man eine kleine Pyramide aus dem gleichen Material, über deren Spitze ein Vogel schwebt. Das ist natürlich nichts anderes als die Balai Semengat (das Seelenhaus), wie ich sie in meinem Buche über Sumatra veröffentlicht habe, und sie dient auch genau denselben Zwecken, sie soll eine Heimatstätte für die Seele der Frau sein, wenn diese träumerweise nachts auf Wanderung geht.

Das böse Prinzip wird durch einen bösen Geist verkörpert, der im Westen Suángir, an der Mamberamo-Mündung Sinompi heisst. Der sitzt unter den Stelzwurzeln der Pandanazeen im tiefen Walde und heult dort. Ist jemand krank, so tätowiert man sich ein Bild des Sinompi auf die Brust, in anderen Gegenden werden diesem bösen Geist Opfer gebracht. Man hängt Schalen mit Sago oder Glasperlen, auch wohl Pfeil und Bogen an den Bäumen des Flussufers auf und daneben einen Apparat wie ich ihn Ihnen hier zeige. Eine kleine Figur stellt die Seele des Kranken dar. Diese vielen Stäbe hier unten heissen: wir zahlen für die Seele des Kranken die und die Gegenstände. Ich habe diese Figur zuerst total missverstanden und ihre Bedeutung ist mir zuerst klar geworden als mir der Assistent-Resident von Manokuari, Herr van Osterzee, einen ähnlichen Brief, wie ich mich ausdrücken möchte, an ihn zeigte. Da war in einer Gegend, wo er sich Feuerholz für seinen Dampfer bestellt hatte, ein Mann ermordet worden; als er nun hinkam, fand er das Holz fein säuberlich aufgestapelt und daneben hing eine kleine menschliche Figur aus Holz, mit einem Pfeil durch den Hals, an diese war ein Stückchen Feuerholz angebunden und dann auch wieder eine ganze Menge solcher Stäbe. Das hiess: Hier ist ein Mann ermordet worden, wir sind weg-gelaufen, wollt ihr das Holz, so müsst ihr es bezahlen.

Soweit mir bekannt, sind dies die ersten Proben einer papuanischen Schriftsprache. Eine andere habe ich gleichfalls an der Mamberamomündung gefunden. Da hatte ein Mann aus Kerudu seinem Schwager eine Schnur mit einer Anzahl Knoten geschickt, d. h. löse jeden Tag einen Knoten, wenn alle Knoten aufgelöst sind, komme ich zu dir.

Eine der merkwürdigsten religiösen Ideen, die ich bei den Papua gefunden habe, ist aber der Glaube an den Manseren Korëri, es ist dies eine alte Kulturheroensage, die überall bei den Küstenstämmen verbreitet und ganz sicher älter ist als das Auftreten der ersten Missionare.

Vor grauen Zeiten lebte einmal ein Mann, der mit übernatürlichen und göttlichen Kräften ausgestattet war. Er hat den Papua Gesetze und Rechte gegeben und auch das Männerhaus gegründet. Weil aber die Papua seinen Geboten nach und nach untreu wurden, verschwand er eines Tages, doch geht die Sage, dass er einmal wiederkommen würde, und dann würde sich alles erneuern. Darum heisst er auch der Manseren Korëri, d. h. der Gott, bei dessen Wiederkehr sich alles häuten wird. Es ist ganz verständlich, dass bei dem elenden, von wirklichen und eingebildeten Gefahren umringten Leben der Papua die allen Menschen tief eingewurzelte Sehnsucht nach Erlösung ganz besonders stark ist, und sich zu dieser Messiasidee verdichtet hat. Ich glaube, dass darum auch kein geeigneteres Feld für die Tätigkeit der Missionare vorhanden ist, als Neuguinea. Der ganze christliche Wunderglaube sagt dem mit reicher Phantasie begabten Papua ganz besonders zu, während ihm z. B. der grobsinnlich-materialistische Islam nichts zu geben vermag, so dass in Neuguinea trotz Jahrhunderte langer Propaganda der Islam nie festen Fuss zu fassen vermochte.

Nun kommt etwas sehr Merkwürdiges: Die Papua könnten natürlich nicht begreifen, was so viele Europäer am Mamberamo zu suchen hatten. Erst war die grosse holländische Expedition dagewesen, kaum war die fort, kam meine Expedition, da musste doch irgend etwas besonderes dahinter stecken. Und so geschah es, dass sich nach und nach an der ganzen Küste bis herüber nach Manokuari der Glaube verbreitete, der Manseren Korëri wäre wiedergekommen und hielte sich am Mamberamo auf. Und da kamen denn von allen Küsten und Inseln die Leutchen auf ihren grossen seegehenden Prauen übers Meer gefahren, um den Manseren Korëri zu suchen. Wie das so geht, kam ich denn schliesslich in den Geruch selbst der Manseren Korëri zu sein. Ich hatte ein paar Leuten wegen Bauchschmerzen Opium gegeben, ein paar anderen Ricinusöl, beides mit durchschlagendem Erfolge, hatte ein paar scheussliche Beinwunden, die die Leute sehr gequält hatten, durch sachgemässe Behandlung in kurzer Zeit zur Heilung gebracht, was bei der kolossalen Heilhaut der Papua kein grosses Kunststück war, daraus war natürlich bald die Sage entstanden, ich könnte Tote zum Leben erwecken, aus Sand Gold machen, und was dergleichen angenehme Künste mehr sind. Unter den vielen Besuchern, die auf dieses Gerücht hin zu mir gewallt waren, befand sich auch der Korano von Mokmer mit seinen Leuten. Ich hatte inzwischen die Küste verlassen, und hatte mein Hauptquartier am Nordabhang des

Van Rees-Gebirges schon im Bereich der eigentlichen Inlandstämme verlegt, da war dann der brave alte Herr mit seinen Leuten die 250 km stromaufwärts gefahren und lockte mich unter falschen Vorspiegelungen wieder an die Küste. Es war in der Vollmondwoche des Juli, eine Zeit, die den Küsten-Papuas ganz besonders heilig, weil sie die Hochzeitszeit von Bimbajo und Mangossi sein soll. In diesen Vollmondnächten ist Bimbajo daher besonders gnädig und geneigt, die Bitten ihrer Anhänger zu erfüllen.

Die Anrufung der Bimbajo geschieht durch Lieder und Tänze. Auch die Mokmer-Leute hatten sich vorgenommen in meiner Gegenwart, die sie natürlich für besonders glückverheissend ansahen, ein grosses Tanzfest zu



Abb. 4. Leute aus Mokmer (Insel Biak).

feiern. Die Papua haben einen ausserordentlich ausgeprägten theatralischen Sinn, und sehr viel Verständnis für effektvolle Aufmachung. Mein Haus an der Küste stand direkt an der Mündung, die Mokmer-Leute kampierten einige Kilometer weiter stromaufwärts. Nachdem sie in ihren Lagerplätzen ein grosses Schweineessen veranstaltet hatten, kamen sie in ihrem grossen Seeschiff bei aufgehendem Vollmond, laut singend, den Fluss heruntergefahren, eine Auffahrt, die wirklich einen ausserordentlich feierlichen und tiefen Eindruck auf mich machte. Dann wurden vor meinem Hause am Strand grosse Feuer angezündet. Die Zuschauer, Leute aus Paraido, Kerudu, Kaipuri, Jobi, Soweik, Saonek, Sarmi, Samberi gruppierten sich längs meines Hauses. In die Mitte stellte sich ein Mann, der den Gong schlug. Dann fassten sie sich zu zwei und zwei an den Händen und gingen, aber weder im Schritt noch im Takt, laut singend um das Feuer, ziemlich langsam in entgegengesetzter Uhrzeigerichtung.

Von Zeit zu Zeit verfiel einer, hinten ausschlagend, in Laufschrift, pffif auch wohl und stiess zischende Laute zwischen den Zähnen aus. Um 11¹/₂ war Esspause. Ich hatte Reis und Erbsen aufgetischt, um 12,30 ging es wieder los. Bald wurde der Tanz wilder, die Paare verfielen im Laufschrift, einzelne traten aus, andere wieder ein, an der Spitze trugen die Leute in den äusseren Händen grosse Stöcke und hatten einen Dritten in die Mitte genommen. Wenn der Gesang einmal verstummte, begann gleich wieder einer und sofort fiel der ganze Chor ein. Der Tanz ist jetzt ganz im Laufschrift, Oberkörper vorgebeugt, die Kniee gebogen, elastisch in den Sprunggelenken, federnd nach hinten ausschlagend. Von Zeit zu Zeit tanzt ein Paar einen kurzen Rundtanz im Polkaschritt, einer von den Vortänzern tanzt wohl auch rückwärts. Da sie keine Trommeln haben, ergreifen sie Kloben weichen Holzes, die herumliegen und schlagen darauf. Immer wilder und heisser wurden Tanz und Gesang. Die Masse ist förmlich berauscht. Ich hole Mauser und Browning, die Sache kann unbedingt gefährlich werden. Indessen sah es schlimmer aus als es war, denn als ich um 4 Uhr morgens erklärte, dass mein Bedarf nunmehr gedeckt wäre, und mich zurückzog, fuhren auch die Papua ohne weiteres nach Hause.

Wie mir später der Assistent-Resident von Manokuari erzählte, ist der Korano von Mokmer bis vor kurzem als einer der gefährlichsten Banditen und Seeräuber, dem schon mancher Europäer zum Opfer gefallen ist, bekannt gewesen. Zu mir war er sehr nett, hat mir sogar als er hörte, dass mir der Tabak ausgegangen war, Tabak geschenkt, dabei hat der Tabak bei den Papuas ungefähr den Wert von Diamant-Shares.

Bei diesen Tänzen in den Vollmondnächten des Juli werden auch die Amulette geweiht. Seit langer Zeit sind diese geschnitzten Holzstäbchen, welche von den Küsten-Papua um den Hals, mit Vorliebe auf dem Rücken getragen werden, bekannt. Man weiss auch, dass sie gegen allerhand Schädigungen gut sein sollen und ihren Träger vor Leid und Gefahren zu bewahren in Stande sind. Bis jetzt ist man über die spezielle Bestimmung der einzelnen Amulette im Unklaren gewesen. Wie ich bereits in meinem Brief aus Neu-Guinea an Sie mitgeteilt habe, ist die Schnitzerei dieser Amulette gänzlich gleichgültig. Ein Amulett das gegen Speerwurf gut ist, kann genau so aussehen wie eins gegen Krankheiten, und ein einfaches und ungeschnitztes Stück Holz kann grösseren Wert haben, als eine wunderschöne Schnitzerei. Es kommt eben ganz darauf an, wofür das Amulet bei den Tänzen geweiht worden ist, und ob es sich bewährt hat. Wichtiger ist schon das Material, aus dem das Amulett geschnitzt ist, besonderen Wert soll ein Baum haben, der in den Gebirgen der Insel Biak wächst. Ich will gleich hiuzufügen, dass im Binnenlande diese Amulette gänzlich unbekannt sind. Von sonstigen Zaubermitteln möchte ich Ihnen hier noch diese Holzbretter zeigen. Man legt auf diese ein Stückchen Holzkohle, das man anzündet, und über dieses Holzkohlenfeuer einen Pandanus-Blattstreifen, der auf ein kleines Stück Holz aufgerollt ist. Aus der Art und Weise wie das Blatt sich beim Verkohlen kräuselt, erkennt man ob der Plan, den man vor hat, Erfolg oder nicht haben

wird. Dies Orakel wird besonders befragt, wenn man einen Mord vor hat.

Wir kommen jetzt zur Ergologie der Küstenbewohner. Sie sind, wie sich das ja bei ihren Wohnorten auf Inseln von selbst versteht, vor allen Dingen Seefahrer, gleich geschickt als Kaufleute wie als Krieger und Seeräuber. Auf ihren grossen, mit schönen Schnitzereien verzierten Seeschiffen führen sie weite Expeditionen aus. Sie sind es, die das ganze Hinterland des Mamberamo mit europäischen Erzeugnissen wie Messer, Stoffe usw. versorgen. In Biak und in Doreh wird auch selbst etwas Schmiedekunst verstanden. Ich habe tief im Zentralgebirge kleine messerartige Instrumente gefunden, die deutlich die Stempel biakscher Fabrikation getragen haben. Dagegen tauschen die Küstenvölker im Inlande vor allem Bogen und Pfeile ein. Bogen und Pfeile werden nur im Inlande, besonders von den Bewohnern des van Rees-Gebirges verfertigt.

Die Küstenpapua sind, wie übrigens auch ihre Stammesgenossen, im Inlande ausserordentlich geschickte und passionierte Handelsleute. Wenn sie mir z. B. irgendwelche Ethnologica verkaufen wollten, besonders solche, die keinen grossen Wert hatten, dann boten sie dieselben nicht etwa an, sondern stellten sie vor sich hin, oder hingen sie um und kokettierten gewissermassen damit, brachten auch niemals alles was sie zum Verkauf hatten auf einmal an, sondern immer nur Stück für Stück in der gewissen Überzeugung, dass sie im Einzelverkauf die Sachen vorteilhafter los werden könnten als beim Engroshandel. Natürlich brachten sie auch immer die wertloseren Sachen zuerst und erst später die wertvolleren. Auf der andern Seite ist es einem Papua nicht möglich ein Stück, das zu verkaufen er sich einmal vorgenommen hat, wieder mit nach Haus zu nehmen. Oft brachten sie mir irgendwelche Gegenstände und forderten exorbitante Preise dafür, und wenn ich dann ablehnte sie zu kaufen, so gingen sie nach und nach mit ihren Preisen herunter, bis sie sie mir schliesslich für ein Butterbrot abgaben. Kreditwesen ist natürlich ganz unbekannt, zumal ja auch kein Geldverkehr vorhanden ist.

Ausser durch Schiffahrt und Handel erwerben sich die Küstenpapua den Unterhalt durch Jagd und Fischfang. Die Fische werden mit Netzen und Reusen gefangen, auch mit Pfeilen geschossen und gespeert.

Die Jagd auf Schweine und Kasuare wird mit Pfeil und Bogen betrieben. Neu-Guinea ist das Land, wo man so recht sehen kann, ein wie unendlich nützlicher Diener der Hund dem Menschen ist. Ohne Hunde könnte ein Papua wahrscheinlich kaum jemals ein Schwein oder einen Kasuar erlegen. Ich habe manche Jagd mitgemacht und oft genug Gelegenheit gehabt, den Mut und die Ausdauer dieser kleinen unscheinbaren Köter zu bewundern. Ein einziger Hund ist im Stande ein mittel-grosses Schwein zu stellen. Mit dem Kasuar freilich wird ein Hund nicht fertig. Drei bis vier Hunde mindestens sind dafür nötig, und oft genug wird ein Hund durch den Sporentritt eines Kasuars getötet. Es ist nämlich ganz unglaublich, was für eine Kraft solch ein Kasuar in seinen Beinen hat. Ich habe selbst gesehen wie ein Kasuar aus dem Stand 1,50 m und höher gesprungen ist.

Die Papuahunde zeichnen sich übrigens dadurch aus, dass sie nicht bellen können wie unsere Hunde, sondern nur heulen, dagegen ist der Standlaut derselbe wie bei uns. Die Hunde wohnen zusammen mit ihren Herren in den Hütten, wo sie meist in der warmen Asche des Herdes liegen. Im übrigen sind sie genau so faul und genau so schmutzig und wimmeln genau so von Ungeziefer wie ihre Herren; Herren ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, da auch die Hunde meist Eigentum der Frauen sind. Eine merkwürdige Eigenschaft haben sie: Zu ganz bestimmten, aber von Tag zu Tag wechselnden Tag- oder Nachtzeiten beginnen sie auf einmal ohne jede erkennbare Ursache fürchterlich an zu heulen. D. h. ein Köter fängt an, und dann fällt mit einem Male der ganze volle Chor ein, ein Lied zum steinerweichen, das jeden Nicht-Papua rasend machen muss. Gefüttert werden die Hunde übrigens reichlich, trotzdem aber schlecht behandelt und mit Steinwürfen und Fusstritten regaliert. Sehr schwer ist es nach einer Jagd die Hunde wieder einzufangen. Ich habe oft gesehen, wie Papuas stundenlang nachher mit ihren Booten die Ufer entlang gefahren sind und die Hunde gelockt haben. maries—es—es—es.

Die Zubereitung der Jagdbeute geschieht so, dass die Jäger zuerst mal das erlegte Wild unter sich verteilen, und dabei gebührt demjenigen der den Fangschuss getan hat die Lendenpartie, demjenigen der das Wild zum Boot trägt der Kopf. Dann werden Roste aus Holz gebaut, die Federn resp. die Haare abgesengt und das Fleisch auf den Rosten geräuchert, kleinere Vögel und Säugetiere werden einfach mit Haut und Haaren ins Feuer geworfen und gebraten. Fische werden gleichfalls geräuchert, Salz ist den Stämmen am Mamberamo vollständig unbekannt. Gesalzene Sachen, die ich ihnen zu essen geben wollte, haben sie mit Abscheu zurückgewiesen. Das physiologische Salzbedürfnis wird eben dadurch befriedigt, dass die Speisen halb verkohlt gegessen werden. Die Inselbewohner auf Biak und die Leute von Doreh kennen dagegen natürlich das Salz.

Das Hauptnahrungsmittel ist aber der Sago. In der Küste wird der Sago meist in Form eines Sagobreis, der sogenannten Papedda gegessen. Zum Herausfischen des Breis aus der Schüssel dienen kleine Esstübchen. Eine andere Zubereitung des Sagos ist das Rösten zwischen zwei Steinen oder nachdem er in Bananenblätter eingewickelt worden ist. Über die Herkunft des Sago geht die Sage, dass ein Mann von den Quellen des Meeres gekommen wäre und in jedem Dorfe ein Mädchen zur Frau begehrt habe; erhielt er eine Gattin, so lehrte er dieser die Sagobereitung, wo er keine Gattin bekam, lernten die Völker auch den Sago nicht kennen. Nachdem er dies eine Zeitlang getrieben hatte, verschwand er wieder woher er gekommen war. Der ausserordentliche Reichtum des Mamberamo an Sago hat zu der Sage geführt, dass an seinen Quellen ein Dorf wäre, neben dem drei Sagobäume stünden, diese aber würden nicht gefällt, um den Sago zu gewinnen, sondern man schnitte sich jeden Tag den Sago aus dem lebenden Baum heraus und in der Nacht wüchse wieder neuer Sago.

Feuer wird entweder gerieben, oder aber durch Anstreichen eines Porzellanstückchens an Bambus erzeugt.

Unter den kleinwüchsigen mähenumwallten Leuten in Paraido war mir ein Mann aufgefallen, der sich durch grossen Körperbau, besonders durch lange Beine und kleingelocktes Haar, ausgezeichnet hatte. Er wohnte auch abseits von den übrigen Leuten. Diesen Typus bekam ich häufiger zu Gesicht, als ich das 25 km stromaufwärtsliegende Pauwi aufsuchte. Die Einwohner dieses Dorfes bestanden aus zwei recht ungleichen Elementen. Die eine Hälfte ähnelte dem Gros der Küstenbewohner, die andere dem eben erwähnten Manne. Nach längerem Aufenthalt bei den Pauwileuten erfuhr ich denn auch, dass die eigentlichen, aus dem Innern stammenden Pauwileute sich mit einem andern Stamm, den Bossumassin von der Küste, vermengt hatten. Es war dies so geschehen, dass eine Anzahl Pauwimänner nach Bossumassin und eine Anzahl Bossumassin-Männer nach Pauwi gezogen und sich mit den dortigen Frauen vermählt hatten. Die Kinder aus diesen Ehen gehörten zum Stamm der Mutter und sprachen dessen Sprache. Diese selben Pauwileute, die mich in der freundlichsten Weise aufgenommen, mir ein Haus gebaut und sich in jeder Weise als gute Gastfreunde erwiesen hatten, haben im Januar d. J. ein scheussliches Verbrechen begangen: Eine Anzahl Schiffbrüchiger, vermutlich Palau-Leute — also deutsche Schutzbefohlene — waren durch den Nord-West-Monsum zu ihnen verschlagen und anfänglich ganz gut aufgenommen worden. In der Nacht aber wurden drei der Flüchtlinge ermordet, während es dem Rest gelang in den Busch zu flüchten. An der ganzen Geelvinkbai gilt es eben allgemein als religiöses Gebot Schiffbrüchige zu erschlagen, denn man fürchtet die Rache des Wori, des grossen Fisches, der im Meere haust, und dem man seine Opfer nicht entreissen darf. Ähnliche Sitten haben ja bis vor noch gar nicht so langer Zeit auch an unsern Küsten bestanden. Von den Pauwileuten wurden wir weiter stromaufwärts zu ihren Nachbarn, den Koassa Kamboi Ramboi gebracht.

Diese gehören nun bereits zu den eigentlichen, bis jetzt wohl gänzlich unbekanntem Inlandstämmen, ethnologisch charakterisiert als Angehörige des Bogenkulturkreises, anthropologisch durch ihr von den Küstenbewohnern gänzlich verschiedenes Äussere. Die Koassa Kamboi Ramboi bewohnen den Nordabhang des van Rees-Gebirges, von dort aus machen sie während der Regenzeit Vorstösse nach der Küste zu. Ihre letzte Niederlassung stromabwärts befindet sich etwa 100 km Wasserlinie von der Küste entfernt. Während der Trockenzeit halten sie sich im van Rees-Gebirge und in dessen Vorland auf. Hier treiben sie — d. h. die Frauen — etwas Gartenbau. Yams, Taro, Bananen, Zuckerrohr, Kokospalmen werden von ihnen angepflanzt. In der Regenzeit verlassen sie diese Wohnsitze im Gebirge und leben dann in den unteren Partien des Flusses mehr vom Fischfang. Es wird nämlich während des Nord-Ost-Monsums, also der Trockenzeit, sehr viel Salzwasser in den Mamberamo hereingetrieben, und dann verschwinden natürlich die Flussfische und ziehen sich in die Gebirgs-

genden zurück, daher lohnt der Aufenthalt am unteren Mamberamo nur zur Regenzeit.

Die Wanderung von den weiter stromabwärts gelegenen Niederlassungen nach dem Gebirge und zurück geschieht gewöhnlich so, dass die einzelnen Leute familienweise ihre gesamte Fahrhabe auf die Boote verladen und sich auf die Reise begeben, dann begibt man sich zum nächsten Dorf, bleibt dort wieder drei bis vier Tage, dann weiter zum nächsten u. s. w. Mehr wie einen Tag hintereinander pflegt man nicht zu rudern. Der Auszug des gesamten Stammes von der Küste zum Gebirge und vom Gebirge zur Küste umfasst etwa einen Zeitraum von 8 bis 14 Tagen. Die äusseren Antriebe zum Beginn der Wanderungen sind wohl in erster Linie Nahrungssorgen. Der Fischfang lohnt sich nicht mehr, es finden sich keine schlagreifen Sagobäume in der Nähe, Schweine und Kasuare sind durch zu häufige Jagden vergrämt u. s. f. In zweiter Linie aber sind auch hygienische und abergläubische Gründe dafür massgebend. Falls Stammesangehörige sterben, verlässt man sofort das Dorf. Ferner, je länger man an einem Orte bleibt, desto mehr vermehren sich Moskitos und anderes Ungeziefer. In Samberi z. B., dem am weitesten stromabwärts gelegenen Dorfe der Koassa Kamboi Ramboi, sagten mir die Leute: Sobatti (Gastfreund), hier gibt es zuviel Mücken, wir ziehen ins Gebirge, komm mit. — Bereits im nächsten, eine Tagereise stromaufwärts liegenden Dorfe gab es erheblich weniger Mücken, aber als wir drei Tage dort geblieben waren, stellten sich diese ungebetenen Gäste in so grosser Zahl ein, dass wir mit unsern Gastfreunden schleunigst weiter flüchteten. Ganz ähnliche Erfahrungen machte ich späterhin im Gebiet des mittleren Mamberamo, jenseits des van Rees-Gebirges. Hier waren zur Trockenzeit die Ufer dicht von Menschen bevölkert, während die Moskitoplage eine nur geringe war. Drei Monate später, als ich desselben Weges flussabwärts zog, waren die zahlreichen Niederlassungen vollständig verödet. Dagegen wurden wir allnächtlich, sofort nach Sonnenuntergang, von wahren Wolken von Moskitos eingehüllt, so dass jegliches Verweilen ausserhalb des Moskitonetzes, oder gar eine nächtliche Fahrt, wie ich sie einmal gemacht habe, zu einer furchtbaren Qual wurde. Aber auch anderes Ungeziefer, besonders Kakerlaken vermehren sich während der Anwesenheit von Menschen an einem Platz sehr stark, so dass die Wanderungen direkt einer Lüftung und Desinfektion gleichkommen.

Anthropologisch gehören die Stämme vom Nordabhange des van Rees-Gebirges bis zum Nordabhange des Zentralgebirges offenbar eng zusammen. Kulturell muss man die noch im Steinzeitalter befindlichen Stämme im Zentralgebirge am Südfuss und am mittleren Mamberamo — die Tori und die Sidjuai — von den Borumessu und Koassa Kamboi Ramboi, die sich eiserner Werkzeuge bedienen, unterscheiden, doch lässt sich nachweisen, dass auch kulturell ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen den verhältnissmässig am höchsten kultivierten Borumessu und Koassa Kamboi Ramboi einerseits und den Tori, Südfuss- und Zentral-Gebirgsstämmen andererseits besteht, wogegen die Sidjuai ein kulturell fremdes Element darzustellen scheinen. Diese sind wahrscheinlich den Ostfluss

heraufgekommen und stammen also aus den östlichen Partien des Schneegebirges.

Die Inlandstämme von Holländisch-Neu-Guinea zeichnen sich aus durch einen grossen kräftigen Körperbau. Die mittlere Grösse ist ungefähr 160 bis 162 *cm*, doch sind Körperhöhen von 170 *cm* und darüber keine Seltenheit. Im Vergleich zu den Küstenstämmen fällt besonders die Länge der Beine im Verhältnis zum Oberkörper auf. Besonders ein Stamm am mittleren Mamberamo, in der Nähe der Südfussmündung, zeichnet sich durch lange untere Extremitäten aus, sodass wir diesen Leuten, die in sehr sumpfigen Gegenden hausen, geradezu den Namen Sumpffriesen gegeben haben. Es war ein höchst ergötzlicher Anblick, diese

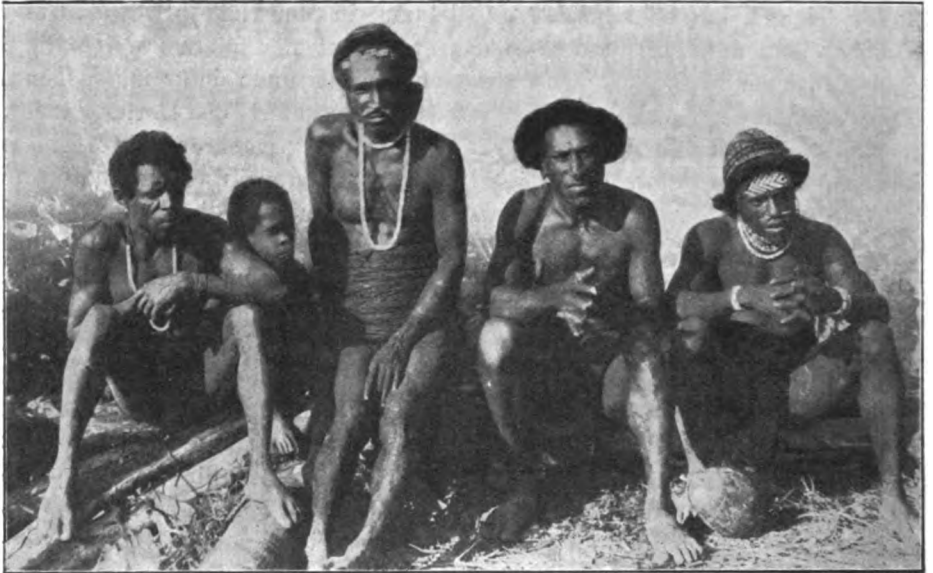


Abb. 5. Männer aus Taua (Koassa Kamboi-Ramboi).

langbeinigen Kerle in den Sümpfen herumpatschen zu sehen wie die Störche. Die Muskulatur der Inlandstämme ist ausserordentlich kräftig entwickelt, namentlich die Brustmuskulatur und die Muskulatur der Arme. Die mächtige Mähne, die wir bei den Küstenstämmen kennen gelernt, fehlt im Inland. Die Koassa Kamboi Ramboi und ihre Nachbarn, die Borumessu tragen diese eigentümliche Frisur die Sie hier sehen. Die Haare werden auf einem Rotangestell aufgewickelt, das spiralig um den Kopf gelegt wird. Im Verein mit dem Bauchpanzer aus Rotanschnüren und dem Brustgehänge, das Sie hier sehen, ergibt diese Frisur eine treffliche Bogenschützenrüstung. Die weiter südwärts wohnenden Stämme tragen diese komplizierte Frisur nicht mehr. Gewöhnlich scheren diese sich die Haare kurz und lassen nur auf dem Schopfe einen Büschel längerer Haare stehen, andere scheren nur den Vorderkopf kurz und verfilzen die übrigen Haare zu zehn oder zwölf lockenähnlichen Gebilden, ja einige hängen sich auch falsche Locken an, falls das eigene Haar nicht

ausreicht. Bei den Koassa Kamboi Ramboi und den Borumessu pflegen sich die jüngeren Leute glatt zu rasieren, während die älteren Leute sehr häufig Vollbärte tragen. Diese älteren Leute tragen dann auch nicht mehr die Frisur, für die übrigens beide Stämme dasselbe Wort gebrauchen wie für unsere europäischen Hüte. Bei den Sidjuai, Tori, Südfuss- und Zentralgebirgsstämmen ist Rasieren nicht üblich, hier sieht man auch jüngere Leute meist mit Vollbärten. Der Grund ist ganz klar der, dass hier die Messer fehlen. Immerhin habe ich doch sehr häufig in den Taschen auch von Angehörigen dieser Stämme kleine Epilationsinstrumente in Gestalt einer Muschel gefunden, so dass wahrscheinlich von Zeit zu Zeit, vermutlich zu den Festen, die Bart- und Körperhaare entfernt werden dürften. Von Kopfmessungen habe ich natürlich bei diesen Leuten von vornherein abgesehen. Die Gesichter, obgleich immer noch schmal, sind doch breiter wie an der Küste. Jochbogenbreite ist etwa 140—145, die Nase ist sehr breit, 4 bis 5 : 1,5 mm.

Die Augen sind meist dunkelbraun, auch im Inland wird sehr häufig der blaue Irisring getroffen, die Hautfarbe ist erheblich dunkler als bei den Küstenstämmen. Kahlköpfigkeit bei älteren Leuten ist recht häufig. Bei den Stämmen am oberen Mamberamo und am Südfuss tragen die kahlköpfigen alten Leute Perrücken aus Kasuarhaaren, und genau in derselben Weise wie sich bei uns im 17. Jahrhundert aus der Schutzperrücke die Schmuckperrücke entwickelt hat, hat sich auch bei den Papuas aus der Kasuarperrücke, die die kahlköpfigen alten Herren tragen, ein Schmuck entwickelt, der von den stutzerhaften jungen Leuten getragen wird.

Unter dieser Kasuarkrause werden von den Borumessu und Koassa Kamboi Ramboi um die Stirn sehr häufig noch Bänder aus Muscheln und Perlenbänder, die sie von der Küste eintauschen, oder aufgereichte Rotanfrüchte getragen. Sehr beliebt ist ferner ein Stirnschmuck aus gespaltenen Eberzähnen, den man von den Koassa Kamboi Ramboi ab bis ins Zentralgebirge hinein, vorfindet, und der ursprünglich wohl auch den Zweck gehabt hat, die Stirne gegen Pfeilschüsse zu schützen. Ausser dem eben beschriebenen Bauchpanzer tragen die Koassa Kamboi Ramboi und die Borumessu einen Lappen aus europäischem Tuch oder Baumrinde vor den Geschlechtsteilen herunterhängend, er wird nicht zwischen den Beinen durchgezogen. Auch weiter im Hinterlande wird dieser Schamlappen



Abb. 6. Abusso
(Koassa Kamboi-Ramboi).

als einziges Kleidungsstück getragen, aber auch dieser fehlt zuweilen noch, so dass sie dann nur mit ein paar Schnüren um die Hüften bekleidet herumlaufen. Die Frauen tragen Lendentücher aus Baumbast. Der rechte, bzw. der linke Arm wird sehr häufig mit einer grossen Menge von Armbändern aus Schweinsleder geschmückt, doch ist dies wohl weniger ein Schmuck, als ein Schutz des betreffenden Armes gegen die zurückschnellende Bogensehne.

Je nachdem diese Armbänder an der linken oder an der rechten Hand getragen werden, kann man erkennen, ob der Träger Rechtser oder Linkser ist. Das Verhältnis von rechtshändigen zu linkshändigen Individuen ist nach meinen Beobachtungen etwa gleich. Die genaue Statistik, die ich darüber angestellt habe, ist mir leider verloren gegangen. Gewöhnlich tragen die Inland-Papua in einem Ohr eine Büchse aus Holz oder Bambus, in der sie Tabak aufzubewahren pflegen. Sie sind ausserordentlich starke, leidenschaftliche Raucher. Merkwürdigerweise bauen die Koassa Kamboi Ramboi keinen Tabak an, während die weiter landeinwärts wohnenden Borumessu, Tori und Südfusstämme dies tun; die Zentralgebirgsstämme kennen den Tabak nicht und haben die Zigaretten, die ich ihnen gab, nach dem ersten Zuge mit Abscheu weggeworfen. Betel wird gleichfalls sehr stark gekaut, ist aber schon am Südfuss unbekannt.

Die Koassa Kamboi Ramboi und Borumessu tragen in der Nasenscheidewand meist ein kleines gebogenes Stückchen Porzellan oder Glasfluss, meist alte Tassenhenkel, ausserdem aber pflegen sie sich noch die Nasenflügel zu durchbohren und eine Gabel aus Kasuarknochen, manche aber auch Haarnadeln oder Nägel, durchzustecken.

Weiter im Inlande fehlt häufig der quere Nasenpflock, dagegen haben sowohl Männer wie Frauen die Nasenflügel durchbohrt und tragen Pflöcke aus Kasuar- oder Schweinsknochen darin, die sie oft auch übers Kreuz stecken. Während die Koassa und Borumessu viel Glasperlen als Schmuck tragen, sieht man diese Verzierungen im weiteren Inlande nur sehr selten.

Ihr Schmuckbedürfnis befriedigen diese Leute, indem sie Stückchen Knochen oder Krokodilzähne an den Gürtel und um den Hals hängen, häufig sah ich auch Schärpen, die aus zusammengerollten Blättern bestanden, die auf Bastfäden aufgereiht waren.

Wie Sie hier sehen, tragen die Koassa und Borumessu im Gürtel hinten eine Art Schwanz, meist aus Blättern der Sagopalme gefertigt. Weiter im Inland findet man diesen Schwanz nicht mehr, doch habe ich in sehr vielen Hütten ganz ähnliche Schwänze gefunden, die aber aus Kasuarfedern gefertigt waren und nur bei grossen Tanzfesten getragen werden.

Es ist also auch hier wieder das Staatskleid im Wandel der Zeiten zum Alltagskleid geworden. Die Koassa und Borumessu besitzen reichlich Hauer und Messer; je weiter man ins Innere kommt, desto mehr treten die eisernen Werkzeuge gegen solche aus Stein und Knochen zurück, doch habe ich bis ins Zentralgebirge hinein, wie gesagt, kleine meisselartig

geformte Stückchen Eisen gefunden, die roh angeschärft waren und die zum Verfertigen der Pfeile dienten. Irgendwelche Schnitzereien habe ich weder bei den Koassa Kamboi Ramboi noch bei den andern Inlandstämmen gefunden, trotzdem ich monatelang in den Hütten der Leute gelebt und Hunderte von Hütten bis in ihren letzten Winkel durchsucht habe. Nur ihre Pfeile und die Ohrtaschen werden mit Mustern verziert, die mit den Zähnen der Unterkiefer einer Baumratte eingeritzt werden. Da ich andere Reliquien wie Haare von Verstorbenen, Unterkiefer, die mit Bastfäden zierlich umwunden und mit Tragbändern versehen waren, also gelegentlich getragen wurden, Schädel, Tanzschmuck aus bunten Kronentaubenfedern usw. reichlich gefunden habe, so möchte ich die Behauptung aufstellen, dass den Inlandstämmen am Mamberamo der reiche Kunstsinn, der die Bewohner des Augustaflusses auszeichnet, vollständig abgeht.

Auch die täglichen Gebrauchsgegenstände sind sehr roh, besonders bei den tief im Inland befindlichen Stämmen, die ja über keine eisernen Werkzeuge verfügen. Die Koassa Kamboi Ramboi und die Borumessu haben noch sehr gute Boote, sie haben die Kunst des Bootbauens ganz zweifellos von den Küstenstämmen gelernt, denn sowie man das van Rees-Gebirge überschritten hat, also eine Zone erreicht, in welcher der Einfluss der Küstenstämme nur noch ein sehr indirekter sein kann, weil ja die Stromschnellen am van Rees-Gebirge eine absolute, für die Küstenvölker nicht überschreitbare Barre bilden, findet man einen ganz anderen Typ von Booten. Grosse Baumstämme werden mit Feuer und der Steinaxt ausgehöhlt, sonst aber nicht weiter bearbeitet. Am hinteren Ende lässt man eine Wand stehen, um Abschluss nach hinten zu bilden, und vorn wird ein roher Sitz zurecht gehauen; auf diesem sitzt ein Mann, der mit einem sehr roh gearbeiteten Schaufelruder das Fahrzeug vorwärts rudert und steuert, ein oder zwei Männer helfen ihm mit langen Stossstangen. Ausser den Booten sieht man auch sehr viel einfache, nur aus vier bis fünf Stämmen bestehende Flösse. Im Südfloss kennt man Ruder überhaupt nicht. Das Boot wird hier nur mit Stangen vorwärts gestossen. Nur hin und wieder habe ich, und auch nur im Unterlauf, gesehen, dass Männer sich aus halben Bambusrohren so eine Art Ruder zurecht gemacht haben. Am oberen Südfloss sind die Boote noch elender. Hier versteht man offenbar die Kunst, vorn und hinten eine Wand stehen zu lassen, noch nicht. Die Boote sind da einfache hohle Baumstämme, die vorn und hinten mit Lehm abgedichtet werden. Auf einem solch elenden Fahrzeug habe ich selbst 5—600 km im Innern Neuguineas zurückgelegt. Im Zentralgebirge selbst endlich ist dies Boot vollständig unbekannt. Diese Löcher hier, die bei all diesen Einbäumen an den beiden Flanken angebracht sind, sollen wohl dazu dienen, dass das Wasser, wenn die Boote vollregnen oder vollschlagen, rasch wieder abfließen kann.

Tätowierung fehlt, wie gesagt, ganz, dagegen pflegen sich jenseits des van Rees-Gebirges sowohl Männer wie Frauen mit Russ zu bemalen und zwar sowohl das Gesicht wie die Brust. Bei den Stämmen im Zentralgebirge gilt die Bemalung mit weisser Farbe als Zeichen des Friedens.

Einmal erwartete uns ein Zentralgebirgsmann, in dieser Weise bemalt, mit bunten Blättern geschmückt, vor seinem Dorfe, dabei tanzte er fortwährend von einem Bein aufs andere, rollte die Fäuste umeinander und schrie dazu in einemfort wau wau wau. Gewöhnlich allerdings waren es nicht die Männer, die uns empfingen, sondern die Frauen, während das tapfere Mannsvolk, hinter den Weibern verborgen, im Schilfe stand und zitterte. Erst wenn ich dann auch meinerseits anfang wau wau wau zu schreien und die Hände übereinander zu rollen, kamen auch die Männer hervor.



Abb. 7. Pëmari (Koassa Kamboi-Ramboi).

Die Rolle, welche die Frauen im Innern spielen, ist überhaupt eine noch bedeutendere als bei den Küstenstämmen. Herr im Hause ist meist die Schwiegermutter, welche auch den Tauschhandel leitete und uns oft genug die Preise verdorben hat. Sehr charakteristisch für die Inlandstämme ist es, dass das Leben von Mann und Frau fast vollständig getrennt ist.

Schon bei den Koassa Kamboi Ramboi schlafen die Frauen in andern Häusern als die Männer. Die Häuser der Männer stehen auf niedrigen Pfählen und haben meist keine Wände; die Frauenhäuser sind ebenfalls Pfahlbauten, viel kleiner, etwa 2 m im Quadrat, und ebenso hoch, dabei bis zu einer Höhe von 1,50 m mit Wänden auf allen vier Seiten ver-

sehen, so dass die Frauen zwischen Dach und Wand hindurchkriechen müssen. Sowohl die Männer- wie die Frauenhäuser haben ihre eigenen Herde zu beiden Seiten des Hauses. Bei den Borumessu, Tori und Südflusstämmen schlafen die Frauen unter dem Hause, wo sich auch der Herd befindet, die Männer oben. Im Zentralgebirge selbst und bei den Sidjuai schlafen Männer und Frauen zusammen. Die Kohabitation darf nicht im Hause ausgeübt werden, sondern nur im Walde, gewöhnlich in den frühen Morgenstunden. Jungverheiratete Paare pflegen die ersten Zeiten ihrer Ehe im Busch zuzubringen. Polygamie ist häufig, aber nicht die Regel. Sie sind recht eifersüchtig, dabei aber doch sehr erpicht auf die Frauen der andern. So war z. B. die erste Frage der Koassa, als ich aus dem Zentralgebirge zurückkam, wie mir die Frauen der Tori dort gefallen hätten. Scheidung ist recht häufig, und zwar ist es dann meistens die Frau, die den Mann verlässt, um einem anderen, kräftigeren zu folgen.

Auch in der Nahrungsaufnahme besteht ein grosser Unterschied zwischen Mann und Frau. Die Papedda, der Sagobrei, wird am oberen Mamberamo schon von den Borumessu an aufwärts nur von Frauen gegessen. Für einen Mann gilt es als Schande Sagobrei zu essen. Die Männer essen den Sago entweder roh oder im Feuer geröstet. Schwein und Kasuar gelten als Männerspeise, Kronentauben als spezielle Frauenspeise. Feuer wird jenseits des Zentral-Gebirges mittels einer Art Feuersäge, d. h. einer um ein Stück Holz gewundenen Bastschnur gemacht.

Geheiratet wird von den Männern verhältnismässig spät. Die unverheirateten Männer leben zusammen im Männerhaus. Der Ursprung des Männerhauses ist offenbar in gewissen Emanzipationsbestrebungen der Männer von der Tyrannei der Frauen zu suchen. Eine ganz direkte Folge dieser Bestrebungen ist es, dass in den Männerhäusern die schlimmsten Orgien homosexueller Art gefeiert werden. Schamgefühl in dieser Beziehung scheinen die Papua überhaupt nicht zu kennen. Es wurde in unserer Gegenwart nicht nur in der abscheulichsten Weise gezotet, drei-viertel der Unterhaltung der Papua besteht aus Zoten, sondern auch homosexuelle Akte direkt markiert und gegenseitige Masturbation betrieben. Wenn ich versuchte Wörterlisten bei irgend einem Stamm aufzunehmen, so wurde mir meist schon nach den ersten drei, vier Worten in sehr handgreiflicher Weise das Wort für Penis, und oft auch für Vagina und Cohabitation mitgeteilt. Ich möchte hierbei daran erinnern, dass es ja schon schon seit längerer Zeit bekannt ist, dass die Männerhäuser bei den Küstenstämmen mit unzüchtigen Schnitzereien verziert sind. Leider sind die Pfeiler des berühmten Männerhauses der Rumsram zu Doreh, von dem Wallace berichtet, verloren gegangen oder befinden sich doch irgendwo in einem Speicher zu Leyden wohl verborgen. Ich habe hier einen Pfeiler von einem Jünglingshause in Wandammen erwerben können, der ja auch eine deutliche Sprache spricht, und den ich die Herren nachher anzusehen bitte. Der Eintritt ins Männerhaus erfolgt ungefähr mit dem 10. Lebensjahre. Es wird dabei ein grosses Fest gefeiert, das ich anzusehen Gelegenheit hatte.

Am Tage vorher müssen alle Frauen und Kinder das Dorf verlassen. Die Novizen werden in das Männerhaus gebracht, wo sie aber nach der Sage noch blind sind und nicht sehen. Dann ertönt am Morgen kurz vor Sonnenaufgang, die heilige Bambusflöte. Ein Gerät, das ängstlich vor den Frauen gehütet werden muss, denn wenn die Frauen es sehen, oder gar seinen Ton hören dann brausen die Wasser des Mamberamo auf, überschwemmen das Land und verschlingen alles Lebendige. Die Novizen aber werden, wenn sie die heilige Flöte hören, sofort sehend und können das Heiligtum des Männerhauses erkennen. Den Beschluss des Festes macht ein grosses Festessen, bei dem aber nur Schweine und Kasuare gegessen werden dürfen, und danach müssen die Schädel und die Bein-knochen ins Feuer geworfen und verbrannt werden. Der Glaube an eine Sündflut, wie ich sie Ihnen eben erzählt habe, spielt auch sonst in den Sagen der Inlandstämme eine gewisse Rolle, wie aus beifolgender hübschen Sage hervorgeht: Vor Zeiten lebte auf dem Naumoni ein Mann, Frauen gab es nicht, der pflanzte Pisangs und daraus wurden Männer. Da kam eines Tages eine Frau (woher?) und heiratete den Mann. Und nach $\frac{3}{4}$ Jahren genas sie eines Kindes. Der Mann aber ging tagsüber auf die Jagd und tötete die Kasuare und Schweine und Rau-Raus (Kängeruhs) und Kronentauben, soviel er fand. Das verdross die Tiere und sie beschlossen sich zu rächen. Eines Tages als der Mann wieder auf der Jagd war, kamen die Tiere und fanden die Frau mit dem Kind an der Brust schlafend. Da töteten sie das Kind und die Frau packte ein grosser Kasuar am Gürtel und schleppte sie fort. Als nun der Mann nach Hause kam, fand er seine Frau nicht vor. Da klagte er und weinte. Dann aber schliff er sein Messer und ging seine Frau zu suchen. Von allen seinen Hunden aber folgte ihm nur einer (Nekar). Da kam er an ein kleines Flösschen Bagudja. Da hörte er die Schweine und Kasuare und Rau-Raus und Kronentauben tanzen und trommeln und singen. Seine Frau aber hörte er klagen und der Kasuar hielt sie am Gürtel und tanzte mit ihr. Die Rau-Raus aber standen am Wasser und sofften. Auf diese stürzte sich der Hund. — Sagten die Rau-Raus, was denn, wir sind doch Freunde! Schöne Freunde das sagte der Hund — ich werde Euch alle fressen. Und frass die Rau-Raus bis er sich ganz kugelrund gefressen hatte, dann soff er und ging nach Hause schlafen. War der Mann nun ganz allein. Da nahm er seinen Bogen, legte einen Pfeil auf, und schoss den grossen Kasuar, der die Frau am Gürtel hielt, aufs Blatt, dass er hinfiel und gleich tot war. Da lag aber ein grosser Baum, der sperrte das Flösschen Bajadja ab und eine dicke Liane hielt ihn am Ufer fest. Nahm der Mann seinen Parang und schlug die Liane mitten durch, der Baum fiel ins Wasser, und nun brauste der Mamberamo auf, gewaltige Wassermassen stürzten in das Flösschen hinein und überschwemmen weit und breit das Land. Die Schweine und Kasuare und Kronentauben wollten fliehen, aber immer höher und höher stieg die Flut. Da kamen sie auf den Berg Vanessa, aber die Wasser überschwemmen auch diesen und so mussten sie alle sterben, nur ein Schwein, ein Kasuar, ein Rau-Rau, eine Kronentaube entrannen dem Verhängnis und von denen stammen die

heutigen Tiere ab. Auf dem Vanessa liegen heute noch die Knochen herum. Der Mann aber bestieg seine Frau und fuhr wohlgemut mit seiner

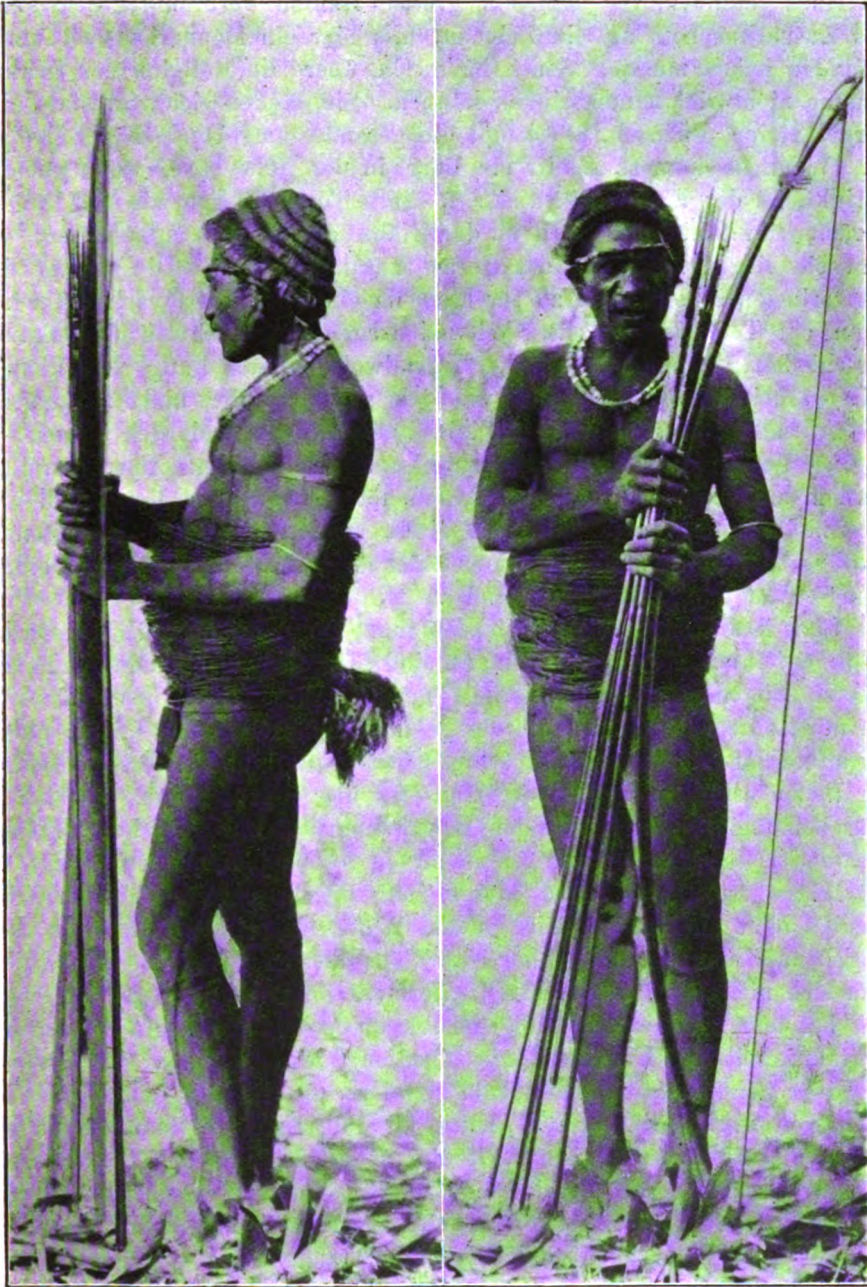


Abb. 8. Borumessu-Mann.

Frau nach Hause und wurde der Stammvater des heutigen Menschengeschlechtes.

Dieses Männerhausfest wird offenbar von allen Stämmen bis ins Zentralgebirge hinein gefeiert. Bei den Tori bin ich mitten in ein solches Fest hineingeschnitten. Fast am südlichsten Punkt meiner Reise habe ich ein Haus gefunden, vor dem ein grosser Haufen verbrannter Schweine- und Kasuarknochen lag, ein Zeichen, dass hier ein Männerhausfest stattgefunden haben musste. Sonst habe ich über die Religion der Inlandstämme nicht viel herausbringen können. Sie stellen sich vor, dass alle Berge, Steine, Pflanzen, überhaupt die gesamte umgebende Natur belebt ist. Wenn es donnert, so ist ein Berg in der Nähe böse, wenn jemand ertrinkt, ist der Fluss erzürnt u. s. f. Ihre Toten pflegen sie auf hohen Gerüsten im Walde, oft auch in der Nähe des Dorfes aufzubahren, wo man sie liegen lässt bis das Gerüst zusammenstürzt. Die Geister der Verstorbenen scheinen sie zu fürchten, da ein Dorf sofort verlassen wird, wenn ein Todesfall eintritt. Witwen tragen zum Zeichen der Trauer verschiedenartigen Kopfschmuck. Irgendwelche Behandlung von Krankheiten scheinen sie, nach dem was ich gesehen habe, nicht zu kennen. Fieberkranke lieben es, sich in die Sonne zu legen und sich braten zu lassen. Im allgemeinen gelten Kranke als verzaubert. Um gesund zu werden, muss man den Zauberer finden, töten und essen. Menschenfleisch wird nicht gebraten wie anderes Fleisch, sondern zwischen gespaltenem Bambus oder Baumrinde in kleinen Stücken gekocht und dann mit einem Gemüse von Farrnkräutern verspeist.

Über den Charakter der Inlandstämme kann ich eigentlich nur das Beste berichten. Meine Erfahrungen sind hier diametral denen entgegengesetzt, die man sonst mit Papua gemacht hat. Wohl erschien, wenn ich mich einem Dorfe näherte, die gesamte Mannschaft, bis an die Zähne bewaffnet am Ufer, schrie und tobte, schwang die Waffen, liess die Sehnen der Bogen erklingen und forderte uns auf uns wegzuscheren. Da ich es aber bei meiner unzureichenden Bewaffnung auf ein Gefecht nicht ankommen lassen konnte, war ich in diesen Fällen jedesmal ruhig auf sie zugefahren und hatte ihnen meine sehr begehrenswerten Tauschartikel gezeigt, ohne auch meinerseits zu den Waffen zu greifen, nach der alten Regel, dass man einen bissigen Hund am ehesten damit beruhigt, dass man sich nicht vor ihm fürchtet, sondern auf ihn zugeht und ihn streichelt. Das hat denn auch immer Erfolg gehabt, und sobald die Leute von unserer Harmlosigkeit und Friedfertigkeit überzeugt waren, haben sie ihre anfängliche Scheu und Wildheit bald abgelegt. — Es kam dazu, dass ich mich von vornherein bemüht hatte, die am Ufer des Mamberamo gesprochenen Sprachen kennen zu lernen, sodass ich mit den Leuten meist in ihrer eigenen Sprache verkehren konnte. Wenn wir dann zum zweiten Mal in dasselbe Dorf kamen, dann hiess es nicht mehr: dola dola, mach' dass du wegkommst, sondern dolachi, dolachi, du tarido — geh nicht weg, geh nicht weg, bleib bei uns. Ich hatte in den Vorbergen des Zentralgebirges zwei meiner Jungens verloren, die sich im Walde verirrt hatten, und in demselben Inner-Neu-Guinea, von dem es heisst, dass ein Eingeborener 100 Schritt von seinem Dorfe entfernt schon nicht mehr sicher ist getötet zu werden, sind diese beiden Jungens überall von den Papua

in liebenswürdigster Weise aufgenommen worden. Die Leute haben ihnen Boote, Nahrung, Feuer und sogar Tabak gegeben. Und ich selbst, der ich nur mit einem einzigen Papua die 300 *km* vom Zentralgebirge bis zu den Stromschnellen habe zurücklegen müssen, bin nicht ein einziges Mal in Gefahr gewesen, sondern bin überall auf das freundlichste aufgenommen worden. Als ich einmal in einer Hütte übernachtete, besuchten mich zehn Papua und schwammen zu dem Zweck quer durch den Strom, dann wollten sie in derselben Hütte schlafen, wie ich, was mir aus begreiflichen Gründen natürlich nicht passte. Da genügte ein einfacher, in entschiedenem Tone gegebener Befehl, ohne dass ich zu den Waffen gegriffen hätte, sie zu bewegen die Hütte zu verlassen und mir das Feld zu räumen.

So kann ich mich rühmen 2000 *km* im Innern des verrufensten Landes zurückgelegt zu haben, mit einer lächerlich kleinen Macht, ohne jemals in ein Gefecht verwickelt zu werden, und wenn ich auf etwas stolz bin, so ist es das Bewusstsein, dass meine Expedition keinem Menschen, weder einem meiner Begleiter, noch einem Papua das Leben gekostet hat.

Diskussion.

Hr. Neuhauss: Die vom Herrn Vorredner vorgeführten Papuas mit den gewaltigen Haarperrücken aus dem Mündungsgebiete des Mamberamo sind durch eine Reihe guter Aufnahmen seit ziemlich langer Zeit bekannt. Diejenigen Typen mit dem welligen bis lockigen Haar stellen durchaus keine Sonderklasse von Papuas dar, sondern sind, worauf schon der Gesichtsschnitt unzweideutig hinweist, durch Mischung von papuanischem und malaiischem Blut entstanden. Der Einfluss der Malaien ist in jenen Gegenden seit langen Jahren ausserordentlich gross und macht sich bis in das deutsche Gebiet hinein geltend. Die vom Herrn Vorredner weiter im Innern aufgenommenen Typen sind an Zahl zu geringfügig, als dass man über die Stellung dieser Völkerschaften ein Urteil abgeben könnte. Ausserdem ist ein Teil der Bilder technisch zu unvollkommen und zu stark retuschiert. Ich warne davor, aus einem vereinzelt Papua-bilde einen Schluss auf die Körper- und Gesichtsbildung ziehen zu wollen. Wenn Sie die von mir aus Deutsch-Neuguinea mitgebrachten 800 Papuatypen, die sich hier oben in der Bibliothek unserer Gesellschaft befinden, durchmustern, so werden Sie immer wieder sehen, dass in demselben, engbegrenzten Stamme in bezug auf Körper- und Gesichtsbildung die allergrössten Variationen auftreten.

Es wäre nun zur Klassifizierung dieser weiter im Inneren am Mamberamo wohnenden Stämme ausserordentlich wichtig, wenn es sich mit Sicherheit feststellen liesse, ob die Sprache dieser Leute melanesisch oder papuanisch ist. Der Herr Vorredner behauptete vorher mit grosser Bestimmtheit, die Sprache sei papuanisch. Ich glaube ihm dies nicht so ohne weiteres, wenn er uns hierfür nicht strikte Beweise liefert. Wir finden nämlich, dass in Neuguinea die grösseren Ströme häufig die Einfallspforten für eine melanesische Bevölkerung sind. Wie Sie wissen, sind die melanesischen und papuanischen Sprachen streng geschieden.

Die eine derselben verändert das Zeitwort durch Präfixe, die andere durch Suffixe, bei der einen fehlen vereinzelt Buchstaben, die andere hat besondere Verbformen für Bedingungssätze usw. Im allgemeinen sind die papuanischen Sprachen in bezug auf Grammatik und Wortschatz weit komplizierter als die melanesischen. Ich bitte also den Herrn Vorredner, uns in erster Linie in diesem Punkte Aufklärung zu geben, da er doch, wie er uns mitteilte, mit den Leuten in ihren Sprachen verkehrte.

Was nun die religiösen Vorstellungen und Sagen anbelangt, so ist es dem Europäer, der sich nur wenige Monate im Lande aufhält, unmöglich, hier wirklich Authentisches in Erfahrung zu bringen. Der Papua hat viel zu grosse Angst vor der Rache der ihn allerwärts umschwärmenden Geister, als dass er irgend etwas verraten würde. Dabei ist er aber ein sehr höflicher Mann und erzählt, soweit die Schwierigkeiten der Sprache dies zulassen, dem ihn ausfragenden Europäer alles was er hören will; nur verrät er nichts von seinen eigentlichen, altväterischen Überlieferungen. Ferner hat er grosse Neigung, allerhand Modernes mit einem papuanischen Mäntelchen zu umhängen und als alte Anschauungen auszugeben. Erst nach jahrelangen Bemühungen, wenn der alte Glauben bereits ins Wanken gebracht ist, wird es den Missionaren möglich, Verborgenes aus dem Papua herauszuholen. In dem soeben ausgegebenen dritten Bande meines Reisewerkes finden Sie all diese Verhältnisse eingehend erörtert. Am verschlossensten ist der Papua dort, wo die Mission überhaupt noch nicht mit ihm in Berührung kam. Das habe ich, als ich monatelang unter den Sissanuleuten, nahe der holländischen Grenze lebte, zur Genüge erfahren.

Die vom Herrn Vorredner uns mitgeteilte Messiassage und die Sintflutsage gehören zweifellos zu den mit einem papuanischen Mäntelchen umhängten biblischen Erzählungen. Die an der Küste stationierten Missionare haben ihren schwarzen Schülern diese Geschichten vorgetragen, und von Papuamund zu Papuamund sind sie, natürlich mit den nötigen Abänderungen, bis tief ins Innere gelangt. Überflutungssagen gibt es in Neuguinea überall, zumal dort durch die gewaltigen Erdbeben bis in die neueste Zeit hinein mächtige Überflutungen stattfanden. Aber die uns hier mitgeteilte Sintflutsage erinnert durch den Umstand, dass von jedem Getier ein Exemplar übrig bleibt, doch allzu lebhaft an die Bibel.

Wegen der vorgeschrittenen Zeit kann ich auf verschiedene andere Punkte des Vortrages nicht mehr eingehen. Ich möchte nur noch kurz erwähnen, dass das Tragen von Schnurrbärten und „Fliegen“ keine ursprüngliche papuanische Sitte ist. Vielmehr haben dies die Papua den Europäern und Malaien nachgeahmt. Auch die Schwarzttätowierung ist importiert.

Hr. W. Müller: Zur Frage der von Herrn Dr. M. festgestellten „echten“ Papuasprachen möchte ich folgendes konstatieren. Vor einigen Tagen fragte mich Herr Dr. M., ob ich ihm einen Bearbeiter seines papuanischen Sprachmaterials zu nennen wisse. Auf meine Frage, worin denn dieses Material bestehe, erklärte Herr Dr. M., dass es sich ausschliesslich um Vokabularien handle. Meinem Einwand, dass bei

papuanischen Sprachen im Gegensatz zu den melanesischen nur die Grammatik zur Beurteilung ihrer Stellung zu verwerten sei, begegnete Herr Dr. M. mit der Erklärung, dass seine Papuasprachen eine Grammatik nicht besäßen. Ich erwiderte ihm, dass solche Sprachen selbstverständlich ein Unding seien, worauf ich zur Antwort erhielt, wie ich das behaupten könne, ich sei doch in jenem Teil Neuguineas gar nicht gewesen.

Hr. Moszkowski: Herr Neuhauss rennt mit den ersten zwei Dritteln seiner Entgegnung offene Türen ein. Ich habe zu wiederholten Malen erwähnt, dass in NW.-Neuguinea ein starker malayischer Einschlag vorwaltet, sowohl kulturell wie anthropologisch. Gänzlich verkehrt ist aber die Annahme, dass die zahlreichen Typen mit welligem Haar, die z. B. auf Biak zu finden sind, etwa auf rezenten malayischen Einfluss zurückzuführen wären. Hier liegt, wie ich schon im Vortrag ausgeführt habe, offenbar eine uralte Vermischung prämalayischen Blutes mit melanesischem vor. Das gleiche gilt auch von den cymotrichen Typen, die Neuhauss nach seiner eigenen Angabe in Deutsch-Neuguinea gefunden hat.

Der blaue Irisring ist „natürlich“ kein *arcus senilis*, sondern etwas ganz anderes, was Herr Neuhauss in dem Martinschen Buche: „Die Inlandstämme der malayischen Halbinsel“ nachlesen mag.

Dass Herr Neuhauss selbst keinerlei Sagen aus den von ihm bereisten Gebieten mitgebracht hat, „obwohl er viel länger dort war“ als ich, beweist eigentlich wenig gegen mich. Es ist ganz natürlich, dass, wenn man unter dem Schutz der Missionare reist und nur in solche Gebiete kommt, die unter dem Einfluss der Missionstätigkeit stehen, man zwar alle nur wünschenswerte Sicherheit für Leib und Leben hat, aber dafür andere Forschungshindernisse in Kauf nehmen muss. Wo die Missionare walten, deren Tätigkeit ich nicht etwa unterschätze, ist der Eingeborene scheu und misstrauisch, traut sich nicht aus sich heraus. Wenn man aber das Glück hat, in gänzlich unberührte Gebiete zu kommen, wo man den Weissen noch nicht kennt und nicht scheut, da kann man zwar eventuell einige Gefahr laufen, hat dann dafür aber auch die Chance, das Vertrauen der im Grunde naiven und harmlosen Wilden zu gewinnen. Und ebenso wie ich nicht gespeert und nicht gebraten worden bin, ist es mir eben auch gelungen, über das Seelenleben meiner schwarzen Gastfreunde dieses und jenes auszukundschaften. Im übrigen ist die Sage vom Manseren Koreri verbürgt älter als das Auftreten der ersten Missionare in NW.-Neuguinea und ausserdem eine geradezu typische Kulturheroensage. Nicht minder typisch ist die Sintflutsage, speziell in ihrer Verbindung mit der Jagd.

Herr Neuhauss zweifelt ferner an, dass die Typen, die ich Ihnen als Inlandstämme gezeigt habe, wirklich echte Inlandpapas sind. Nun, den geradezu krassen Unterschied gegen die Typen der Küste kann wohl keiner leugnen, die längeren Beine, die kolossale Muskulatur und die breiteren Gesichter sind eben da und lassen sich nicht wegdiskutieren.

Und schliesslich, wo sollten sich denn Inlandpapas finden, wenn nicht im Innern? Und dass ich im Innern Neuguineas war, etwa fünfmal¹⁾ weiter von der Küste entfernt, als Herr Neuhauss je gekommen ist, tiefer als je ein Europäer vor mir, das kann doch auch Herr Neuhauss nicht leugnen! Und was sollten es denn sonst für Leute sein? Malayen und Melanesen gehen nicht über 60 *km* lange Stromschnellen hinaus.

Herr Neuhauss versuchte mir endlich auf linguistischem Gebiet Fallen zu stellen. Ich bin kein Linguist und habe auch nie präntendiert einer zu sein. Aufs schärfste aber protestiere ich gegen die merkwürdige Art und Weise, in der Herr Neuhauss versucht, um seine Verdienste in ein helleres Licht zu setzen, die ehrliche und mühevollle Arbeit eines anderen herunterzusetzen und zu verkleinern.

Herrn Müller gegenüber habe ich allerdings erklärt, dass die von mir aufgenommenen Sprachen keine Grammatik hätten, denn z. B. *dola* heisst gehe weg, ich gehe weg, du gehst weg u. s. f. Ob es aber Sitte ist, Privatgespräche ohne Not in die Diskussion zu tragen, möchte ich füglich bestreiten.

Hr. W. Müller: Ich wünsche nur festzustellen, dass Herr Dr. M. in Gegenwart von Zeugen selbst den Wunsch geäussert hat, ich möge ihn interpellieren, da ihm daran gelegen sei, mir öffentlich Rede und Antwort zu stehen.

1) (Anmerkung bei der Korrektur.) Auf meiner Inlandreise westlich vom Sattelberge gelangte ich bis zu einem Punkte, der von der Küste in Luftlinie 60 Kilometer, auf meiner zweiten Markham-Reise bis zu einem Punkte, der von der Mündung in Luftlinie 70 Kilometer, auf der Augustafluss-Reise bis zu einem Punkt, der von der Mündung in Luftlinie 130 Kilometer entfernt liegt. 5×130 macht 650. Ganz Neu-Guinea ist aber an der Stelle, wo Dr. Moszkowski reiste, nur rund 400 Kilometer breit. Neuhauss.

Prähistorische Fachsitzung vom 11. Mai 1911.

Vorträge:

Hr. Hermann Busse: Neue und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Einzelfunden, Gräberfunden und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim. Mit Lichtbildern.

Hr. Hans Menzel: Die geologische Entwicklungsgeschichte der älteren Postglacialzeit im nördlichen Europa und ihre Beziehungen zur Prähistorie.

Vorsitzender: Hr. Otto Olshausen.

(1) Hr. Kieckebusch hat durch Postkarte aus Niedergörsdorf bei Jüterbog mitgeteilt, dass in dortiger Gegend, auf dem Dennewitzer Schlachtfelde, beim Chausseebau ein Gräberfeld mit ältesten Buckelurnen angeschnitten sei, welches aber auch schon Eisen aufwies, vor allem grosse Mengen von Eisenschlacken in mit Lehm ausgekleideten Gruben. An derselben Stelle, in Niedergörsdorf selbst an der Dorfstrasse, fand er den Grundriss eines Bauernhauses mit Stallung aus der Zeit der frühesten deutschen Eroberung nach Vertreibung der Wenden (13. und 14. Jahrhundert) mit Herdraum und zwei Kammern, den Herd aus Feldsteinen. Endlich traf er einen Burgwall aus vorwendischer Zeit, der jedoch im frühesten Mittelalter schon verfallen war.

(2) Hr. Busse hält den angekündigten Vortrag

Neue und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Einzelfunden, Gräberfunden und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim.

Der ausführliche Bericht wird im 3. Heft der Zeitschrift erscheinen.

(3) Hr. Hans Menzel hält den angekündigten Vortrag

Die geologische Entwicklungsgeschichte der älteren Postglacialzeit im nördlichen Europa und ihre Beziehungen zur Prähistorie.

Sitzung vom 20. Mai 1911.

Vorträge:

Hr. Otto Messing: Über die chinesische Staatsreligion und ihren Kultus. Mit Lichtbildern.

Hr. Hans Virchow: Über die Weichteile des Chinesinnenfusses. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben Hr. Baumeister Peter Madsen in Berlin, Mitglied seit 1889.

(2) Neu aufgenommen sind:

Hr. Regierungsrat Drescher in Frankfurt a. M.

Hr. Professor F. Förster in Bretten in Baden.

Krainisches Landesmuseum Rudolfinum in Laibach.

Hr. Rittergutsbesitzer v. d. Osten, Wisbu bei Muddelmow in Pommern.

Hr. Direktor Marcel de Puydt in Liège, Belgien.

Hr. Dr. Hermann Schmidt, Wuhlgarten bei Biesdorf.

Hr. Romulus Vuia in Hätzeg Hunyad in Ungarn.

Hr. Dr. Paul Ziegenhagen in Danzig.

(3) Der Verband der Vereine für Volkskunde wird eine Delegiertenversammlung in Einbeck abhalten. Hr. Sökeland wird gebeten werden dabei die Gesellschaft zu vertreten.

(4) Ein internationaler Rassenkongress (First universal Races Congress) soll in London vom 26. bis 29. Juli stattfinden. Hr. von Luschan wird dabei die Gesellschaft vertreten.

(5) Ein Ausflug soll im Juni, am 24. und 25., stattfinden, worüber näheres noch mitgeteilt werden wird.

(6) Hr. Otto Messing hält den angekündigten Vortrag:

Über die chinesische Staatsreligion und ihren Kultus.

Nächst der Sprache ist es die Religion und deren Kultus in erster Linie, die wir verstehen müssen, um den Charakter ihrer Träger ver-

stehen, um einen wahren Einblick in die Seele eines Volkes tun zu können.

Beide, Sprache und Religion, sind in China die ältesten Zeugen bestehender Kultur; das mittlere und nördliche China, die Ursitze chinesischer Gesittung, sind zugleich Heimat des edelsten Dialektes, und die religiösen Ideen haben in China ebensowenig einen übernatürlichen Ursprung wie in anderen Religionen, sie wurzeln im grauesten Altertum der Geschichte, greifen sogar auf die Prähistorie des Landes zurück. Sie mit einem dieser ehrwürdigen ältesten Kulturfaktoren des chinesischen Staates, der sog. „Staatsreligion“ und mit ihrem Kultus bekannt zu machen, ist meine Absicht.

Es liegt dabei nicht in meinen Intentionen über diese Darstellung hinauszugreifen, für die Probleme eigene Lösungen zu bieten oder Folgerungen aus eigener Machtvollkommenheit zu ziehen; nur das allgemeine Interesse zur Sache lässt mich zu Ihnen über ein Thema sprechen, dessen Tiefe bei weitem noch nicht durch die wissenschaftlichen Untersuchungen der Sinologen ergründet ist.

Gleich dem Schauplatz der Weltgeschichte im Westen hat sich auch der im Osten des Kontinents in der nördlich gemässigten Zone abgespielt, der Typus und Charakter des Volkes sich auch hier dem Naturtypus der Lokalitäten angepasst und im Laufe der weltgeschichtlichen Entwicklung bis auf unsere Tage behauptet.

Wie und ob überhaupt eine Einwanderung der Bewohner des heutigen Chinas erfolgt ist, liegt ausserhalb unseres Themas. Tatsache ist, dass die Chinesen bei ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte sich in der Gegend der heutigen Provinz Shansi befinden, in einem Gebiet welches durch die östliche Hälfte der heutigen Provinz Shensi, den Westen von Chihli und Shantung und den nördlichen Teil der Provinz Honan begrenzt wird. Die Hauptstadt war Yang Hsia, in der Nähe des heutigen Taikang Hsien in Honan, 34° nördl. Br., 114,54° östl. L.

Wie uns ein Blick auf die Karte zeigt, war es die mittlere Talebene der Huangho, des Gelben Flusses, nachdem er den Weiho in sich aufgenommen, und nachdem beide Flüsse das Hochgebirge durchbrochen haben und in die grosse Tiefebene getreten sind, welche bestimmt war, den Mittelpunkt chinesischer Kultur, den Kern des Reiches in seiner noch unaufgeschlossenen Selbständigkeit zu bilden.

Infolge der Regelmässigkeit der Jahreszeiten wurde das Volk seit Beginn seiner Existenz auf den Ackerbau, oder vielmehr Gartenbau, als erstes Prinzip seiner Tätigkeit verwiesen; die ältesten Berichte erwähnen bereits die Begriffe des Grundeigentums und die sich darauf beziehenden Rechtsverhältnisse.

Wir finden ferner schon in den ältesten Zeiten die Anfänge einer Schriftsprache, die sich im Wechsel der Zeit, wie mitten im Gewirr der lebenden Dialekte stets als einheitliches Ganzes repräsentiert. Die als Ausdruck der Sprache gestalteten Zeichen dienten in erster Linie als Mittel zur Staatsordnung, sie galten von jeher bis heutigen Tages noch als etwas Heiliges.

Seit den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts v. u. Z., als der sich zum erstenmal in der Geschichte ti „Kaiser“ nennende berühmte und berüchtigte Herrscher Shi Huangti die Dynastie der Tsin, 255 bis 206 v. u. Z., gegründet und die Nachkommen der „Hundertfamilien“, unter seinem Szepter zu einem grossen Gemeinwesen, der Basis des heutigen China, vereint hatte bis zu dieser Zeit hielt sich das Volk von den umwohnenden Völkern abgeschlossen, auf eigenem Boden der inneren Entwicklung zugewandt, einen seiner Rasse eigentümlichen Typus der Zivilisation entfaltend, den eine besondere kontinentale Sesshaftigkeit, dem Handel und der Schiffahrt oder einer kolonisatorischen Ausdehnung abgeneigt, charakterisiert, bei der nicht das Individuum als solches, sondern die patriarchalisch kommunistische Familie zur Geltung kam, und das Familienpatriarchat zum gesellschaftlichen Patriarchat mit dem Fürsten an der Spitze wurde. Das Individuum war nur ein Glied des Volkes, der Sippe, sofern es mit der Rasse durch das Band der Blutsverwandtschaft verknüpft war.

Die chinesischen Urkunden, aus denen wir die Kenntnisse des Altertums und somit auch die der religiösen Zustände der alten Zeiten schöpfen, sind die

5 kanonischen Bücher, die Wu King,
und die

4 klassischen Bücher, die Sze Shu,
zusammen die 9 den Chinesen heiligen Bücher.

Von den Wu-king, es sind dies das Yi-king oder kanonische Buch der Wandlungen, das Shu-king, das kanonische Buch der Urkunden, das Shi-king, das kanonische Buch der Lieder, das Liki, die Aufzeichnung über die Riten, das Chun tsiu, Frühling und Herbst, die Chronik des Staates Lu, interessieren uns hauptsächlich das Shu-king, Shi-king und das Li-ki, während die Sze shu einer späteren Kultur-epoche angehören und aus der nach-Confuzianischen Zeit stammen. Diese 5 kanonischen Bücher liegen ihrer zeitlichen Entstehung nach weit auseinander. Während das Yi-king, eins der ältesten Denkmäler des chinesischen Schriftentums, aber das dunkelste und am schwersten verständliche Produkt der gesamten Literatur, wohl zu Anfang der Chou-Dynastie, also im 12. Jahrhundert v. u. Z., entstanden, datiert das Liki, in der vorliegenden Fassung, erst aus dem zweiten Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung. Allerdings rühren die meisten der darin aufgenommenen Texte aus einer sehr viel älteren Zeit her. Das Chun tsiu, die Chronik des Staates Lu von 722—481 v. u. Z., ist das einzige Buch, dessen Verfasser wir genau kennen, es ist Kung; anscheinend ein Werk seiner eigenen Hand, religionswissenschaftlich aber von geringer Bedeutung.

Das Shi-king überliefert uns Gedichte, die wohl der ältesten Periode der chinesischen Geschichte angehören, und die nach dem Berichte Sze ma tsiens, dem alte und gute Quellen zu Gebote standen, von Kung aus 3000 alten Liedern gesammelt und der Nachwelt überliefert wurden. Das Shu-king beginnt in bescheidener Weise mit chronologischen Aufzeichnungen über die Regierung des Häuptlings, oder wie er bei den

Chinesen seit alters bis auf den heutigen Tag genannt wird „Kaiser“ Yao, ungefähr 2400, und endet mit Herzog Mu des Fürstentums Tsin, ungefähr 627 v. u. Z., umfasst also einen Zeitraum von 1600 Jahren. Es zerfällt in zwei an innerem Wert nicht gleichen Hälften, von denen die erste meist aus Aufzeichnungen älterer Überlieferungen besteht, und das was wir heute haben, ist der Rest der teils bei der Bücherverbrennung Tsin Shi huangtis übrig geblieben, teils durch mündliche Traditionen gerettet worden ist. Diese sämtlichen Bücher sind aber keineswegs religiöse Urkunden, nicht gleich den Literaturen anderer Kulturvölker des Altertums ausschliesslich religiösen Inhaltes. Die chinesischen Historiker haben überhaupt nicht in unserem Sinne Geschichte geschrieben, sie haben nur in prosaischer Weise chronologisch eine Menge historischer Tatsachen in ihren Werken erwähnt und angehäuft und in deren Angaben sich allerdings als sehr zuverlässig erwiesen, sie haben sich aber nicht der Arbeit unterzogen, Tatsachen auf ihre Ursachen und Wirkungen hin zu prüfen, und so finden wir auch den Glaubensinhalt der altchinesischen Religion in diesen kanonischen Büchern nur in allgemeinen Umrissen wiedergegeben. Angaben über das bei den Opfern zur Verwendung gelangende Material und über das Ritual der Opfer selbst fehlen gänzlich. Das Shu enthält hauptsächlich Reden, Ermahnungen, kurze Aussprüche der alten Herrscher in „lapidarer Kürze“, wie Grube es ausdrückt, die meist mit den Worten beginnen:

„wenn wir die alte Geschichte zu Rate ziehen, so finden wir...“, sie greifen also auf die weite Vergangenheit zurück. Den sich aus den alten Überlieferungen ergebenden Mangel haben wir uns aus dem Entwicklungsgang der Staatsreligion seit der Chou-Dynastie, also seit der Zeit, wo die Geschichte uns durch Überlieferungen nahezu oder ganz sicher verbürgt ist und aus den Aufzeichnungen späterer Dynastien bis auf die gegenwärtige der Tsing, wie sie im grossen Staatshandbuch, dem Ta Tsing hoei tien, niedergelegt sind, zu ergänzen.

Die Berichte jener alten legendenhaften und halbgeschichtlichen Zeit überliefern die religiöse Anschauung als eine primitive Gottesverehrung, verbunden mit einem Naturkultus. Als Shun, einer der legendenhaften Herrscher, den Thron bestieg, opferte er dem „Shangti“, dem „erhabenen Herrscher“, den sechs Verehrungswürdigen, den Bergen, Flüssen und den hundert Geistern. Gleichzeitig und in engem Zusammenhange mit diesem Kultus finden wir die Einrichtung der Ahnenverehrung.

Diese Verehrung des „Shangti“, des höchsten Herrschers bildet die ursprüngliche chinesische Staats- oder Reichsreligion, sie ist die Religion des Staates, des Reiches, d. h. des chinesischen Staates, des chinesischen Reiches, Shen² tao⁴ tsiao⁴, die „Lehre des obersten wahren Geistes“. Sie steht als solche in keinem nachweisbar historischen Zusammenhange mit der anderer Kulturvölker.

Wie der religiöse Zustand des Volkes in seinen alten Zeiten im Allgemeinen war, lässt sich natürlich heute nicht mehr feststellen; der Kultus aber war wahrscheinlich schon damals, was er heute ist, eine religiöse Zeremonie der regierenden Klassen, an deren Spitze als einziger Hohe-

Priester der Kaiser, als Sohn des Himmels, Tien-tsze, Repräsentant und Mittler zwischen dem höchsten Herrscher und dem Volke, d. h. ausschliesslich dem chinesischen Volke stand, welches als solches der Zeremonie als stummer Zuschauer beiwohnte.

In seinen wesentlichen Formen hat sich der Kultus unter allen Dynastien, wie sie im Laufe der Zeit einander gefolgt sind, aufrecht-erhalten. Ist es allerdings Gebrauch gewesen bei Antritt einer neuen Dynastie neue Vorschriften über die Handhabung religiöser Gebräuche zu erlassen, so erheischte doch das Interesse der aufeinander folgenden Dynastien stets in sehr weitgehendem Masse die alten Gebräuche fortzusetzen und an der geheiligten religiösen Überlieferung festzuhalten, um mit der neuen Dynastie dem Volke das Bild eines hilfsbereiten Schützers in Zeiten der Not vor Augen zu führen, mit dem Volksinstinkt zu rechnen, und somit in dem konservativen Element durch den steten Hinweis auf die Verknüpfung mit den fernsten Vorgängen in der Heiligkeit der Tradition der Zusammengehörigkeit der chinesischen Rasse zu beharren.

Wenn aber das Liki ausdrücklich erwähnt, dass Neuerungen und Änderungen seit den ältesten Zeiten vorgenommen wurden, so ist es ausserdem klar, dass jede neue Dynastie es in ihrem Interesse hielt, die Zeremonie feierlicher und wirkungsvoller zu gestalten, die wir uns in den ältesten Zeiten unter primitivsten Lebensbedingungen nicht anders als im höchsten Grade einfach vorzustellen haben.

Als Resultat der Wandlungen der Anschauungen, wie sie im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben und in der religiösen Auffassung zum Ausdruck gelangen, können wir anführen, dass den uns überkommenen Überlieferungen nach die älteste vorgeschichtliche, halbmythische Zeit, d. i. 2500—1200 v. u. Z. rein monotheistisch war, die sich seit der Chou-Periode, mit der wir auf halbgeschichtlichen und wirklich geschichtlichen Boden zu stehen kommen, in eine dualistische — Himmel und Erde — umwandelte, und sich in einer dritten Periode seit dem 6. Jahrhundert v. u. Z. bis auf den heutigen Tag zu einer materialistischen oder vielmehr agnostischen, mit einem leisen Anklang monotheistischer Auffassung gestaltete. Die wesentliche Änderung der philosophischen Weltanschauung unter der Chou-Dynastie musste allerdings auch eine durchgreifende Änderung des Zeremoniells nötig machen.

Aber seit der von Kublai Khan gegründeten mongolischen (Yuän) Dynastie 1280—1368 u. Z. sind keine wesentlichen Änderungen des Kultus eingetreten, wie er heute noch unter der jetzigen Dynastie, im Ta Tsing hoei tien, im „Staatshandbuch der grossen Tsing“ niedergelegt zur Ausführung gelangt. Fand diese alte Staatsreligion, als solche weiterbestehend, in der Lehre des Kung ihre Weiterentwicklung und ihren Abschluss, so gaben Überlieferungen einer vermutlich von altersher bestehenden anderen Volksreligion, die jedoch durch die ältesten Literaturdenkmäler, soweit sie uns überkommen, nicht belegt ist, sich aber mehr an die Traditionen der Shang-Dynastie 1766—1122 v. u. Z. der Vorgängerin der Chou-Dynastie gehalten zu haben scheint, die Grundlage für den späteren Taoismus, dem wiederum in dem 5. und 4. Jahrhundert v. u. Z. die ersten

über Land eindringenden Nachrichten der Hindulehre mit ihren charakteristischen Eigenschaften der ländlichen Abgeschlossenheit und des Asketismus ein markantes Gepräge gegeben haben, der aber nicht auf den Taotëking der Laotszo als Quelle zurückzuführen ist.

Aus dieser zweifachen Abzweigung, der Lehre des Confuzius, in den 9 kanonischen Büchern wurzelnd, dem Taoismus, aus einem alten Volksglauben hervorgegangen, denen sich als dritte Lehre, der zu Anfang u. Z. in China eingeführte Buddhismus hinzugesellte, entwickelte sich der zum Terminus technicus gewordene Begriff der „drei Lehren“ San chiao⁴; diese drei Lehren, von denen wiederum namentlich Buddhismus und Taoismus in der chinesischen Welt eine starke Wechselwirkung auf einander ausgeübt haben, bilden in krassester Form des Geister-, Spuk- und Aberglaubens, die animistische Volksreligion des heutigen Chinas.

Der alte chinesische Religionskultus der Verehrung des Shangti nimmt keine persönliche Offenbarung an, er kennt keinen besonderen Priesterstand, obgleich gerade unter den obwaltenden Verhältnissen die für Jahrhunderte lange vollkommene Isolierung und Fernhaltung aller fremdartigen störenden Einflüsse von dem Geiste des Volkes, dem Emporkommen und Erblühen der — ich bediene mich dabei der Worte Köppens — „in jedem Boden, unter jedem Klima und unter den verschiedensten Verhältnissen gedeihenden Pflanze“ der Hierarchie besonders günstig gewesen wäre; der alte chinesische Religionskultus kennt keine Bilder — für eine bildliche Darstellung des Gottheitsbegriffes ist in der Staatsreligion nie ein Bedürfnis gewesen — er kennt keine Tempel, kein Dogma, und ist trotzdem ein strengen Zeremonien unterworfenen Kultus, reich an Schaugepränge. Auch geschahen im alten China keine Wunder! Shangti ist ferner nicht mit schöpferischer Kraft bekleidet, er ist nicht „Gott“ im Sinne der Juden, Christen und Mohammedaner, der im Anfang den Himmel und die Erde schuf, und im Hinblick auf diese Funktionen des biblischen Gottes erscheint eine Übersetzung des Wortes „Gott“ mit „Shangti“ nicht möglich.

Die ursprüngliche Auffassung einer Weltschöpfung war, dass alle Dinge aus sich selbst kamen, ihre Erzeugung eine spontane war. Die Philosophie lässt aus einer Einheit die dualen Mächte, Yang und Yin, das männliche und weibliche Prinzip der Natur, und aus diesen die Dinge hervorgehen; aber die Mythologie, die übrigens bei den Chinesen nur eine geringe Rolle spielt, setzt dafür Pankoo ein, das erste Individuum in Zwerggestalt und in Bärenfell gekleidet, welches die Herkulesarbeit vollbrachte, das Chaos zu formen, welches ihn hervorgebracht, und die Erde auszumeisseln, damit sie ihm einen Aufenthalt gäbe. — Und als Beweis dafür, dass das China des Altertums dasselbe schon war, wie es heute ist, heisst es weiter:

„Die Insekten an seinem Körper wurden zu Menschen.“

Was haben wir nun unter Shangti zu verstehen?

In allen Klassikern finden wir die konstante Bezeichnung ti, shangti, huang shangti. Die chinesischen Lexika erklären „ti“ als rechtsprechen, herrschen, also, da das Chinesische keiner Flexion und keiner Wortformung

fähig ist, das Wort als solches nur Begriffswert hat, — auch Richter, Herrscher, Lord, „Shangti“ heisst daher oberster Herrscher oder Richter, huang shangti, Grosser oder Erhabener Herr — Herrscher —.

Dem Volke war er von jeher ein Geist voller Erhabenheit, ein lebendes, denkendes Wesen, allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, ihm aber menschliche Züge zu geben, eine anthropomorphe Vorstellung sich von ihm zu machen, dazu hat sich die Phantasie der Chinesen, wie erwähnt, nie verstiegen. Die einschlägige Literatur bietet hierzu nur vereinzelte Belege, die Vorstellung einer von ihm ausgehenden Natur- und Weltordnung war überwiegend; ebenso kommt nur in einem Gebet eines Kaisers der Ming-Periode ein augenfälliger, auf eine schöpferische Eigenschaft des Shangti hinweisender Passus vor. Das Gebet lautet in der Übersetzung ungefähr wie folgt:

„Zu Anfang war ein grosses Chaos, farblos ohne Form, in seiner Mitte zeigte sich weder Form noch Klang. Du, o erhabener Geist tratest in Erscheinung in Deinem Reiche, und das erste was Du tatest war, Reines vom Unreinen zu trennen, Du schufst den Himmel, Du schufst die Erde, Du schufst den Menschen. Alle Dinge erhielten ihr Leben mit der Kraft sich fortzupflanzen.“

Im Glauben an diesen obersten Herrscher „Shangti“, sind die Ordnung der Natur und der Hergang der Begebenheiten der Ausdruck des göttlichen Gesetzes; durch ihn gelangen Könige zur Herrschaft, und Fürsten zur Gewalt, also ein wahres „Gottesgnadentum“. Er setzt sie ein und setzt sie ab. Die Könige sind seine Minister, von ihm eingesetzt zum Schutz und zur Führung des Volkes sind sie die Ausführenden seines Willens und seiner Pläne. Seine Augen ruhen auf ihnen, Billigung oder Missbilligung, Lohn oder Strafe wartet ihrer, je nach ihren Taten oder Leistungen. Von ihm kommt Wohl und Wehe, Gedeihen und Unglück, ohne Ansehen der Person; durch ausserordentliche Phänomene, wie Überschwemmungen, Dürre, Erdbeben gibt Shangti zu erkennen, dass die Harmonie zwischen den 3 Grundwesen (san tsai), der Welt nämlich, dem Himmel, dem Menschen und der Erde gestört ist; der sündige Mensch und namentlich der Fürst muss dann in sich gehen, durch Reue und Besserung den Himmel wieder zu versöhnen, die Ordnung wieder herzustellen suchen. Wer Gutes tut, ist seines Segens sicher, der Schlechte seiner Verdammnis. Der lasterhafte Tyrann wird durch ihn niedergeschmettert, der Würdigste auf den Thron erhoben. Gegen seinen Richterspruch gibt es keine Berufung und kein Entfliehen, ausser durch Reue und Besserung; gnädig zu den Guten ist er, erbarmungslos zu den Schlechten. Er leitet und beschützt den guten Herrscher.

Wir sehen also, wie im alten Judentum besteht auch in der Staatsreligion Chinas das intimste Verhältnis zwischen der Gottheit und ihrem Volke; Shangti ist auch hier der Gott „seines Volkes“, er ist das oberste Mitglied des Gemeinwesens, er lebt innerhalb und mit der sozialen Einheit, er ist der Ausdruck derselben; eine Auffassung, die die Chinesen seit ihrem ersten Auftauchen in der Geschichte bis auf den heutigen Tag sich bewahrt haben.

Aber ebenso häufig wie den Ausdruck Shangti finden wir in den Klassikern für den Namen des höchsten Wesen, vielleicht noch häufiger, t'ien 天 Himmel, shang t'ien, hoher, höchster Himmel, huang t'ien, erhabener Himmel, hao t'ien grosser, mächtiger Himmel; t'ien gebildet aus dem Klassenzeichen 37, 大, ta gross, und darüber — die alle Menschen überragende und leitende Macht, deren Sinnbild das Fundament, deren Herrschaft auch das Grösste, den Menschen, unter sich hält. Ein würdiges Element des Gottbegriffes! „Himmel“ ist vorzugsweise der Ausdruck bei den alten Chinesen für den Gottesgedanken, die einzige erhabene Gottesgewalt; er kommt im Shu king fast auf jeder Seite vor, wobei Himmel und Shangti abwechselnd gebraucht werden. Oft begegnet man beiden in ein und demselben Satz. Was von Shangti an einer Stelle gesagt wird, heisst an einer anderen vom Himmel. Es scheint also kein Unterschied zwischen beiden Ausdrücken zu bestehen. Ein Kommentator, Chu Hsi, berühmter Philosoph 1130—1200 u. Z., der Sung-Dynastie 960 bis 1260 u. Z. sagt: „Himmel ist Gott, und Gott ist Himmel“, aber er resumiert, dass, „wenn in dem Gedanken Macht und Weltordnung besonders zum Ausdruck kommen soll, der Name Shangti gebraucht wird, ist jedoch der Begriff des Schutzes, der Pflege und des Gedeihens hervorzuheben, dann heisst es der „Himmel“. Der Himmel bringt die Menschheit hervor, flösst ihnen Leidenschaften ein, zieht für sie gute und weise Herrscher heran, er erwählt die Besten des Volkes und macht sie zu Königen, er bestimmt Fall und Aufschwung der Menschen; Reiche, Könige und Minister sind nur des Himmels Diener. Das Auge des Himmels ist stetig auf den Herrscher gerichtet und vermerkt Gutes und Böses. Vor ihm gibt es keine Günstlinge, Tugend allein unterstützt er. Dem Bösen entzieht er seinen Schutz und gibt den Thron einem Würdigeren. Der Himmel ist allwissend und überall und ein Vorbild den weisen Königen. Er ist allmächtig, niemand kann seinem Willen widerstehen; der Mensch ist nichts vor dem grossen Himmel. Seine Majestät ist erhaben, ihm wird von allen Menschen gehuldigt. Der Himmel liebt das Volk, er hat mit den Armen und denen, die im Elend sind Erbarmen. Er ist der Rächer böser Taten. Der Himmel hört und sieht, wie das Volk hört und sieht.

Das sind in kurzen Skizzen Übersetzungen aus dem Shu king über den Himmel.

Und das Shi king sagt: „des hohen Himmels Wirkungsweise ist ohne Geruch und Lant.“ Der Ausdruck dieser Wirkung des Himmels, „ohne Geruch und Laut“, die nichtsdestoweniger alles in der Welt entstehen lässt, ist die Bestimmung, die Fügung des Himmels, das Leben des Menschen geradezu.

Beweisen diese Stellen deutlich, dass die Chinesen des Altertums unter dem Begriff „Himmel“ neben seiner Eigenschaft als Aufenthaltsort der Kaiser und Könige nach ihrem Tode und in derselben Metapher wie in europäischen Sprachen eine lebende, denkende, allwissende, allmächtige und allgegenwärtige Macht verstanden, eine Macht, von der auch die Allgewalt über den Menschen und sein Schicksal ausgeht, so ist doch

daran festzuhalten, dass der Ausdruck t'ien, Himmel, ursprünglich nur das Himmelszelt, welches die Erde umgibt, an dem man die regelmässigen Bewegungen der Gestirne beobachtet, welches die Jahreszeiten und die meteorologischen Erscheinungen hervorzubringen scheint, bedeutet, und dass die chinesische Sprache für die wirkliche wie die metaphorische Bedeutung nur den einen Ausdruck t'ien hat, überhaupt je gehabt hat. T'ien-ti, Himmel und Erde, stehen sich auch nach chinesischen Begriffen in wirklicher und übertragener Bedeutung gegenüber, und wie dem Himmel, so wird mit Beginn der Chou-Dynastie auch in der Staatsreligion der „Erde“ als koordinierter Kraft eine in gleichem Masse göttliche Attribute besitzende Gewalt zugesprochen, es wird sogar auch in Verbindung mit Shangti 上帝 selbst ti 地, Erde, genannt; dagegen weiss die alte chinesische Reichsreligion ebensowenig wie das Alte Testament von einem Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, als Aufenthaltsort nach dem Tode zur Belohnung oder Bestrafung guten oder bösen Lebenswandels oder von einem Paradies in biblischer Auffassung. Der grosse König Wu, Gründer der Chou-Dynastie, spricht zu den versammelten Edlen, denen er seinen Willen, den Tyrann Chou hsie zu bekämpfen, kundgab, vom Himmel und Erde als „Vater und Mutter aller Dinge“. Als dann der Kampf vorüber war und Wu eine Art Krönungsrede hielt, ruft er aus: „dem grossen Himmel und der Herrscherin Erde“ von seinem Plan Kenntnis gegeben zu haben.

Ausser dem Shangti, dem obersten Herrscher — t'ien dem Himmel — und ti der Erde —, werden auch den Geistern des Himmels und der Erde, denen des Landes, der Feldfrüchte, der Berge und Flüsse in der chinesischen Staatsreligion göttliche Verehrung erwiesen. Nicht, dass die göttliche Verehrung den Bergen und Strömen, den Feldfrüchten als solchen zuteil wurde, sie galt den Geistern, von deren Wesen man allerdings keine klare Vorstellung hatte, von denen man aber das ganze Weltall beseelt glaubte, die man selbst für unsichtbar, aber durch ihre Kraft alles bewirkend, in ihren Funktionen eher für ausübende Organe des himmlischen Geistes, Vermittler zwischen dem Menschen und dem Himmel hielt.

Im allgemeinen spielen die Geister im Shu-king eine untergeordnete Rolle und der Stellen, wo sie erwähnt werden, sind nicht viele.

Zu diesen Naturgeistern des Himmels und der Erde kommt aber noch die Kategorie der menschlichen Geister hinzu, — dem Glauben an die Fortdauer abgeschiedener Menschenseelen, der zweifelsohne bestand, entsprungen. Alle nehmen sie Anteil an menschlichen Dingen, auf die sie einwirken, weshalb denn auch ihre Gunst durch Opfer gesucht, sie angerufen und ihnen alle Vorgänge des persönlichen und Familienlebens angezeigt, die menschlichen Geister namentlich aber durch besondere Zeremonien sofort nach dem Eintritt des Todes des betreffenden Angehörigen zurückgerufen werden.

Die Verehrung der Geister der Verstorbenen, der Ahnen, tzu³ tsung¹, entspringt den besten Prinzipien menschlicher Natur. Der Ahnenkultus, seinem Wesen nach auf die Träger eines gleichen Geschlechtsnamens beschränkt, hat keine Staatsgemeinschaft, sondern nur Geschlechts- oder Stammesgenossenschaft zur Voraussetzung. Es scheint daher, da er bereits

in den ältesten Schriften, dem Shu-king und Shi-king als etwas Bestehendes, als ein Kultus mit Tempeln, vorgeschriebenen Riten Erwähnung getan wird, dass er seinen Ursprung in der frühesten, gleichsam prähistorischen Entwicklungsphase des chinesischen religiösen Glaubens hat, und bereits der eingangs erwähnten, patriarchalisch kommunistischen Anschauung und Entwicklung des Volkscharakters als Basis diene.

Der Ahnenkultus bildet in der Tat seit alters her die eigentliche „Religion“ des chinesischen Volkes, und die halbmythischen Kaiser Yao und Shun, die bis auf den heutigen Tag dem Fürsten und Volk als Herrscherideale gelten, sind es, die in den alten Überlieferungen des Shu-king als erste Träger des Ahnenkultus handelnd vorgeführt werden.

Es war im Ahnentempel, als, diesen Überlieferungen nach, Yao dem Shun die Zügel der Regierung übergab, und als Shun von seiner ersten Rundfahrt im Reich zurückkehrte, ging er zum Tempel des „edlen Ahnen“ und opferte einen Stier. Als Yao nach Jahren starb, ging Shun nach dem Tempel des „vollendeten Ahnen“, um ihm seine Thronbesteigung anzuzeigen. Er setzte darauf einen Religionsminister ein, der „Leiter des Ahnentempel“ genannt wurde, womit die Bedeutung der Ahnenverehrung in jenen alten Zeiten kundgegeben wird.

Die Stelle im Shu-king lautet: „Der Kaiser Shun sagte: ‚Du, Meister der vier Berge, sage mir, ist hier jemand, der die Leitung der drei religiösen Zeremonien übernehmen kann?‘ Alle im Hofe Versammelten riefen: ‚Das kann nur Baron J.‘ Der Kaiser sprach: ‚Du Baron J sollst der Leiter des Ahnentempels sein. Von Morgen bis Abend musst du deinen Pflichten obliegen, sei aufrichtig, halte dich rein.‘“

Die drei religiösen Zeremonien sind den Dienst zu verrichten für die Geister des Himmels, t'ien shen², für die Geister der Erde ti chi³ und für die Geister der Verstorbenen jên kuei⁴.

Über das Ritual beim Ahnenkultus gibt das Liki eingehendste Vorschriften, ausserdem enthält das Shu und das Shi jene ergänzende Informationen. Im Altertum musste bei der Zeremonie der Darbringung des Opfers der Ahne, dem das Opfer galt, persönlich vertreten sein. Dieser persönliche Vertreter — durch Friedrich Rückerts Übersetzung des Shiking ist die Benennung „Der Totenknabe“, in die deutsche sinologische Literatur übergegangen — musste ein direkter Nachkomme des Ahnen, und ein Sohn des das Opfer vollziehenden Herrschers sein. Während der Zeremonie stellte dieser Vertreter, Shi 尸 „Leiche“ genannt, den Verstorbenen dar, und wurde als ob er selbst gestorben angesehen. Er bildete den Vermittler zwischen dem Verstorbenen und den Leidtragenden, deren Petitionen für den Verstorbenen er entgegennahm, und dessen Erwidern er den Leidtragenden, die das Opfer darbrachten, überbrachte. Diese altährwürdige Sitte wurde seit der Tsin-Dynastie im 3. Jahrhundert v. u. Z. abgeschafft, es traten an ihre Stelle die Ahnentafeln, Shên chu oder Shên chu pai, als Repräsentanten des Geistes des Verstorbenen, der wenigstens für die Dauer der Opferdarbringung als in der Tafel weilend gedacht wurde. Jede Familie hat ihren Schrein für ihre Vorfahren, aber es gibt nur einen Ahnentempel für das regierende

Herrscherhaus, welcher unmittelbar dem regierenden Souverän untersteht. Dies ist der „grosse Tempel“ tai miao.

Der Ahnentempel ist seit prähistorischen Zeiten ein ganz wesentliches Hilfsmittel souveräner Macht gewesen. Die Dynastie und somit die Familie eines gestürzten Herrschers hatte ihr Ende erreicht, denn die öffentlichen Opfer konnten von einem entthronten Herrscher nicht mehr dargebracht werden. Als Zeichen seiner Macht errichtete dagegen der neue Herrscher einen Tempel für die Ahnen seiner eigenen Vorfahren, durch deren Verdienste er zur Regierung gelangt war und denen, als Vorfahren seiner Dynastie, er nunmehr opferte. Die hervorragende Wichtigkeit die man, nächst der Verehrung des Shangti dem Ahnenkultus innerhalb der Staatsreligion beilegte, beweist, dass der Minister dem die Gesamtleitung oben genannter 3 Zeremonien, d. i. die Opfer für die Geister des Himmels, der Erde und der Abgeschiedenen übertragen war, „Leiter des Ahnentempels“ genannt wurde, und es ist bis auf die heutigen Tage noch eine Ehrenbenennung für den Präsidenten des Li pu gewesen, ta tsung po, d. h. Chef des Ahnentempels zu sein.

Wie ein katholischer Dom seine Kapellen, Nischen und Altäre, so hat auch ein chinesischer Ahnentempel seine verschiedenen Abteile, und zwar waren es unter der Shang Dynastie 7 Schreine; unter den Chou wurden zwei hinzugefügt für die Gründer der Dynastie: Wên Wang und Wu Wang. Ersterer erhielt einen Schrein im Nordwesten, letzterer im Nordosten. Bei jedem Wechsel der Dynastie änderte sich natürlich das Bild, und die Ahnen der alten Dynastie mussten denen der neuen den Platz räumen.

Hinter dem Miao ist an jeder Seite ein Chao, den Ahnen des Gründers der Dynastie dediziert, dahinter das Tan für weiter zurückliegende Ahnen und dann das Shan für noch entferntere Vorfahren. Hinter dem Shan waren die Kuei, die namenlosen Vorfahren. Gelegentlich des Todes des vorigen Kaisers Kuang Hsü erschien für die Aufstellung der Kaiserlichen Seelentafeln nachfolgendes Edikt, welches die Verhältnisse unter der jetzigen Dynastie klarstellen dürfte. Das Edikt lautet:

Kaiserliches Edikt.

Die für den Ahnentempel Unserer Dynastie geltenden Normen werden wohl überlegt und in Ehrfurcht befolgt. In der ersten Halle stehen die Seelentafeln Seiner Majestät des verewigten ersten Kaisers Tai-tsu Kao-huang-ti (1616—1627) und der folgenden sieben Generationen alle nach Süden gerichtet.¹⁾

Die Seelentafeln Seiner Majestät des verewigten Kaisers Hsüan-tsung Chêng-huang-ti (Tao Kuang 1821—1851) und der ihm folgenden drei Generationen²⁾

1) Das sind: Tai Tsu = Tien ming, Tiên tsung, Tsung tê, Shun chih, Kang hsi, Yung ching, Kien lung, Kia king.

2) Das sind: Tao kuang, Hsien fêng, Tung chih, Kuang hsi.

stehen alle zu beiden Seiten nach Osten und Westen gerichtet. Das stimmt eigentlich nicht mit dem Worte des Altertums überein, dass Rechts gegen Norden und Links gegen Süden schauen soll. Ihre Majestäten die verewigten Kaiser Mu-tsung I-huang-ti (Tung Chih 1862—1875) und Tè-tsung Ching-huang-ti (Kuang Hsü 1875—1908) sind als Sprossen derselben Generation ohne Leibeserben verstorben. Da gilt es nach dem Worte des Meisters Chu der Sung-Dynastie (Chu Hsi siehe oben S. 355) zu handeln, welcher sagt: „Die Aufstellung der Seelentafeln muss rechts und links erfolgen und es dürfen bei der Aufstellung keine Rangunterschiede gemacht werden“. Die Riten sind aus dem entstanden, was recht ist, wie Tai (Tai Tè im 2. Jahrhundert n. Ch.) in seinem Werke über die Riten anschaulich schildert, und dürfen nicht eigenmächtig geändert werden, weil Stellen der kanonischen Bücher sich widersprechen.

Das Grosssekretariat hat uns jetzt das Zeremoniell für die Aufstellung der Allerhöchsten Seelentafeln vorgelegt und darin vorgeschlagen, die Tafel Seiner Majestät des verewigten Kaisers Tè-tsung Ching-huang-ti in der zweiten Halle des Ahnentempels in der fünften Nische hinter dem zweiten Pfeiler im Westen und in der ersten Halle im Westen die Tafel Seiner Majestät des verewigten Kaisers Wentsung Hsien-huang-ti (Hsien Fêng 1851—1862) aufzustellen, so dass die im Westen ehrfurchtsvoll niedergestellten Seelentafeln nach Osten blicken und so zur Genüge bekundet wird, dass Seine Majestät der verewigte Kaiser derselben Generation angehörte wie sein Adoptivvater. Da so die Wünsche aller Unserer im Himmel weilenden heiligen Ahnen erfüllt werden, soll dieser Vorschlag Norm sein.

„Die Aufstellung der Seelentafel im Tempel Hsin-fêng-tien soll in derselben Weise geschehen, damit die Opfer richtig erfolgen und Unsere kindliche Pietät bekundet wird. Das einzuhaltende Zeremoniell soll die zuständige Behörde ehrerbietig ausarbeiten“.

In beiden ältesten Quellen, dem Shu king und Shi king, handelt es sich stets nur um fürstliche Ahnen, und das Volk, die grosse Masse, spielt auch hier keine Rolle.

Dass das Shu und das Shi nie von der Masse des Volkes spricht, darf aber nicht Wunder nehmen, denn die Schicksale fast jeden Volkes in der ersten Zeit seiner Entwicklung werden mehr oder weniger ausschliesslich durch Charaktere und Taten seiner Herrscher bestimmt; die Geschichte der Häupter ist zugleich die der Gesamtheit, und so führen auch hier die alten Herrscher, deren Ratgeber und Grosswürdenträger, allein das Wort. Aber die grossen Ritualwerke, vor allem das Liki, sagen ausdrücklich, dass auch in alten Zeiten das niedere Volk den Manen seiner verstorbenen Vorfahren regelmässig Opfer darbrachte.

In alten Zeiten bestand ein enger Zusammenschluss der Verehrung der kaiserlichen Ahnen mit den Göttern des Bodens, ursprünglich Lokal-Gottheiten; vor dem Antlitz der Ahnen, d. h. vor den Ahnentafeln wurden von dem Herrscher Belohnungen, angesichts der Götter, d. h. der Tafeln der Geister des Grund und Bodens, Todesstrafen erteilt.

Ferner war es in jenen alten Zeiten auch Brauch, dass der Fürst bei seinen Rundfahrten in den verschiedenen Teilen seines Reiches, besonders aber, wenn er in den Krieg zog, einen kleinen Wagen, in dem die Tafeln seiner Ahnen und solche der Götter des Grund und Bodens verwahrt waren, mit sich führte. Der Fürst hatte so seine Ahnen stets um sich, er erfreute sich stets des Bewusstseins unter ihrem Schutze zu stehen, und hatte Gelegenheit, ihnen so oft es die Vorschrift erheischte, Verehrung zuteil werden zu lassen. Der Kaiser wollte die Verantwortung in wichtigen Angelegenheiten nicht auf sich allein nehmen, er wollte Strafen und Belohnungen erteilen in Verbindung mit diesen unsichtbaren Kräften, deren Tafeln er zu diesem Zwecke mit sich führte und mit ihrer Zustimmung. Dass Belohnungen vor den Ahnentafeln, Strafen vor den Tafeln der Schutzgottheiten des Bodens erteilt wurden, birgt wieder die dualistische Natur chinesischer Gottesverehrung in der chinesischen Philosophie in sich, deren wir bereits oben gedachten. Der Ahnentempel ist zur linken Hand, d. h. nach Osten zu gelegen, das ist Yang, die mächtigere der dualen Mächte, während der Altar der Götter des Grund und Bodens rechts gelegen ist, oder nach Westen, d. i. Yin, die untergeordnete duale Macht. Links und rechts wurden natürlich von dem Palast des Kaisers aus bestimmt, der nach Süden zu gelegen, so dass links Ost, rechts West war. Im Ahnentempel, Tai Miao, sind die Tafeln an der nördlichen Seite nach Süden zugewandt aufgestellt, so dass der die Verehrung Verrichtende von Süden herankommt und nach Norden sich vor den Tafeln niederwirft. Beim Altar der Götter des Bodens sind dagegen die Tafeln vom Süden nach Norden zu angebracht und der Anbetende, von Norden kommend, wirft sich gen Süden nieder.

Der Ahnentempel, den Platz des höheren Prinzips Yang einnehmend, ist somit der Platz für Belohnungen, denen demnach in der Staatsverwaltung ein höherer Rang zugesprochen wird, während der Altar des Gottes des Bodens als untergeordnetes Prinzip Yin der Platz für Strafen war, letztere somit in der Staatsmaschine als von untergeordneter Bedeutung angesehen werden.

Die Geister der Ahnen der Kaiser nahmen schon sehr früh, wenn überhaupt nicht von Anbeginn, einen höheren Rang ein; sie waren p'ei wei, d. h. sie wurden zusammen mit Shangti und dem Himmel verehrt, sie waren „Tafelgenossen“ d. h. ihre Ahnentafeln wurden bei den Opfern beim Sommer- und Wintersolstitium zusammen aufgestellt.

Diese Sitte ist für mehr oder weniger 243 Kaiser von den 24 Dynastien der chinesischen Geschichte in Anwendung gekommen und zu allen diesen Kaisern sind während der Dauer ihrer Dynastie, als p'ei wei Gebete emporgestiegen, sie hatten im Rang gleiche Ahnentafeln mit Shangti inne. Nach dem Fall einer Dynastie, deren Kaiser von der neuen Dynastie nicht mehr derartige göttliche Verehrung zuteil wurde, waren es nur einige von ihnen, die noch beim vorigen Kaiser Kuang hsü in dem ti wang miao, dem „Tempel der Kaiser und Könige“, dieses Vorrecht genossen, gleichsam, als ob sie nicht der Verdammnis einer vergangenen Dynastie anheimgefallen wären.

Im westlichen Teil der sog. Tartarenstadt Pekings befindet sich dieser

Tempel mit Schreinen für 188 Kaiser und Könige und 79 berühmte Minister vergangener Dynastien.

Die verstorbenen Kaiser wurden von den hohen Beamten, die ihnen bei Lebzeiten gedient hatten, umgeben geglaubt, die sich an den ihren Souveränen dargebrachten Opfern gemeinsam erfreuten; es spiegelte sich so Rang und Reihenfolge der niederen Welt wieder in dem Staats-Ahnenkultus, ein Abglanz des kaiserlichen Staates in der oberen Welt. Der gestaltlosen Macht des höchsten Herrschers und des Himmels gegenüber blieb alles Menschliche menschlich und natürlich.

Dies sind im allgemeinen die Grundzüge der Ahnenverehrung, wie sie dem Shu king entnommen, ausführlicher aber, und für jeden einzelnen Fall bestimmt, im Buch der Riten, dem Liki, enthalten sind.

Dem Gefühl der Zugehörigkeit zu den übermenschlichen Mächten, den Naturkräften, und der ganzen Abhängigkeit von ihnen Ausdruck zu geben, mit diesen Mächten in Verbindung zu treten, die durch wissentlich oder unwissentlich begangene Fehler gestörte Verbindung wieder herzustellen, jene ursprüngliche Form der Gottesverehrung, wie wir sie im Shu king zum Ausdruck gelangt finden, führt uns zur Betrachtung der Handlungen, die mit dem Namen Kultus, in ihrer Urform als Opfer und Gebet, in Erscheinung treten.

Die Chinesen des Altertums hatten gewisse feststehende Gebete, sie kannten jedoch nicht die stete Wiederholung gewisser heiliger Worte, ich erinnere dabei an das „Nama amitabhha“ und das „Omitöfoo“ der Buddhisten, an das „Allah il allah!“ „Im Namen Allahs, des Erbarmers des Barmherzigen“, die Einleitungsworte der Suren des Korâns, an das Ave Maria und das Rosenkranzbeten der Katholiken. Auch suchten sie nicht aus solchen Wiederholungen einen besonderen Einfluss auf die Gottheit auszuüben, sie besonders gnädig zu stimmen, oder den Betenden von besonderer Ehrerbietung erfüllt hinstellen zu wollen. Nach dem Chou li, dem Buch der Riten der Chou-Dynastie, gab es mehrere Beamte für das Gebet, an der Spitze stand der Grossbeter (ta tshuh), dessen Aufgabe es war, gewisse Gebete zu verrichten. Die Gebete trugen im Altertum den Charakter freier Gebete, man betete zum Himmel, zu den verschiedenen Geistern und den Ahnen. Die mit Gebeten verbundenen, dem Himmel dargebrachten feierlichen Opfer waren aber dem Kaiser allein vorbehalten, dem Himmel für seine Wohltaten zu danken, Wünsche und Bitten an ihn zu richten, stand Jedem frei.

Der Zweck des Opfers ist, die Gottheit zu „informieren“, ihr, den Ahnen oder den Geistern Kenntnis zu geben von den Vorgängen des Reiches oder des Einzelnen, wobei der Opfernde die Stellung eines der Gottheit, den Ahnen oder den Geistern Subordinierten einnimmt.

Alle Gebete sind Bitt- oder Dankgebete, von Sühnopfern sowie Bussgebeten wissen wenigstens die Chinesen der späteren Zeit nichts. Der Chinese ist nicht in Sünde geboren, er weiss von keiner Erbsünde; der Mensch ist von Natur aus gut, nur unter dem Druck der Verhältnisse kann er schlecht werden.

Kann man die Gebete wie die Opfer in solche teilen, die zu be-

stimmten feststehenden Zeiten stattfinden, wie Bittgebete vor, und Dankgebete nach der Ernte, und in solche, die bei besonderer Veranlassung, Thronbesteigung, Beginn oder glückliches Ende eines Krieges, stattfinden, so kann man doch im allgemeinen sagen, dass alle Gebete auf ein irdisches Wohlergehen, Gesundheit, langes Leben, reichliche Ernte, hohes Alter, Erhaltung der Herrschaft, wie die Wünsche der Chinesen überhaupt nur auf Weltliches gerichtet sind. Ebenso lag den dargebrachten Opfern nicht ein symbolischer Gedanke, nicht der Gedanke der Entrichtung eines Tributes der Busse oder Sühne zugrunde, sondern der eines Banketts, wie ja eins der Charaktere für „Opfer“ überhaupt in der Übersetzung „ein Bankett geben“ lautet. Was Delitzsch¹⁾ von der altisraelitischen und babylonischen Religion sagt, findet ebenso Anwendung auf die chinesische Staatsreligion, es waren Religionen des Diesseits, wie dort so auch hier hat alles Dichten und Trachten des Menschen ausschliesslich das irdische Leben zum Inhalt. Opfer, namentlich der Ahnen, gilt aber den Chinesen für eine heilige Pflicht, und ein Beweis dafür, dass der Opferdienst stets ein ausgedehnter gewesen ist, ist die grosse Anzahl der Schriftzeichen für Opfer, deren die chinesische Sprache hat.

Die Machtstellung und der Rang der Geister, denen das für besondere Zwecke mit einem besonderen Namen belegte Opfer galt, einerseits, andererseits der Rang und die Machtstellung der Opfernden, waren die massgebenden Faktoren für das Opfer.

Das Liki nennt vier grosse Opfer: 1. das Kiao, d. i. die „Grenze“, 2. das grosse Hsiang, 3. die drei Hsien, 4. das eine Hsien.

Das Kiao gilt dem Shangti und wurde im Altertum an der Grenze des Reiches dem obersten Herrscher, Shangti, dargebracht, das grosse Hsiang, ta Hsiang findet alle drei Jahre im Ahnentempel statt, die Hsien-Opfer gelten den Geistern.

In dem Liki heisst es ferner: „Der Himmelssohn opfert dem Himmel und der Erde, den berühmten Bergen und grossen Strömen des Reiches. Die fünf heiligen Berge (das sind der Tai shan, der Berg des Gedeihens, im Osten, Hua shan, Blumenberg im Westen, Hêng shan im Süden (Hunan), Hêng shan, Berg des Ausharrens in Chihli, und Shun shan in Honan), behandelt er dabei wie die höchsten Würdenträger des Reiches; die vier heiligen Ströme (das sind: der Yangtze, Huangho, Wei und Tsi, wie Lehnsfürsten“.

Der Himmelssohn und die Lehnsfürsten opferten ferner den Manen derer, die ihren (d. h. des Himmelssohnes und des Lehnsfürsten) Staat ursprünglich inne gehabt hatten, und denen, die niemand hatten, der dem Ahnenopfer vorstand, d. h. die keine lebenden Nachkommen mehr hatten.

Der Himmelssohn brachte im Frühjahr den Ahnen gesonderte Opfer dar, im Sommer, Herbst und Winter gemeinsame Opfer; d. h. im ersten Fall wurde den Ahnen einzeln geopfert, im zweiten Falle wurden sämt-

1) Friedrich Delitzsch, Das Land ohne Heimkehr, die Gedanken der Babylonier-Assyrer über Tod und Jenseits.

liche Ahnentafeln in den Tempel des Urahn geschafft, wo der Kaiser allen gemeinsam opferte.

Das höchste Opfer Kiao, das Himmelsopfer, welches auf dem Himmelsaltar und ausschliesslich vom Kaiser in eigener Person ausgeführt wird, ist aus vorgeschichtlicher Zeit herübergekommen, es ist eine Opferzeremonie, deren Ursprung und eigentliche Bedeutung den Chinesen vollkommen entschwunden ist, aber ein Fest hehrer Freude, wobei jegliches Zeichen der Trauer, jegliche Wehklage bei strengen Strafen in weitem Umkreise verboten ist, denn alles, was mit einem Toten im weitesten Sinne in Zusammenhang steht, ist Unglück bringend. Seit altersher ist



Abb. 1. Der Himmelstempel Chi Nien Tien, Peking.

es stets die Hauptstadt gewesen, in deren südliche Vorstadt die entsprechenden Anlagen gelegen sind und seit dem Jahre 1421, als der dritte Kaiser der Ming-Dynastie Nanking verliess und Peking zur Hauptstadt machte, hier in der Chinesenstadt, die sich im Süden an die Tartarenstadt anschliesst der Ort der heiligen Handlung. (Abb. 5, S. 369). Der Komplex misst 1750 *m* im Umfang, ist zweifach von Mauern umschlossen, zwischen denen ein Hain herrlicher Zypressen sich erstreckt, und zerfällt in zwei Teile, der nördliche mit dem sog. Himmelstempel, der Chi ku Tan, der Altar für das Gebet um Getreide, oder wie er offiziell mit Namen belegt wird, Chi Nien Tien, d. h. der Tempel für ein glückliches Jahr (Abb. 1), und der südliche, der Yuen kiu, „der runde Hügel“, mit dem Himmels-

altar, dem T'ien-Tan (Abb. 2). Das Gebäude des Himmelstempels ist reich mit kostbarem Schnitzwerk versehen, im Äußern in seiner einzigen Symetrie der Proportionen ein wunderbares Bauwerk; ein magisches Licht durchflutet durch blaue Glasjalousien sein Inneres. In schweigender Majestät in der Tat ein heiliger Ort.

Der Tempel wurde vom Kaiser Chien Lung, dem 5. Kaiser der jetzigen Dynastie errichtet, und nachdem das Gebäude im Jahre 1889 niedergebrannt war, neuerdings genau nach den alten Plänen wieder aufgebaut. Wie das einfallende Licht azurblau, so ist während der Zeremonie im Innern alles blau, die Opfergeräte sind von blauem Porzellan, die bei der Zeremonie Beteiligten sind in blaue Brokatgewänder gekleidet; soll doch der irdische Tempel einen Widerschein des Himmelsgewölbes geben, wo dem Himmel göttliche Verehrung auf Erde erwiesen wird.

Farbensymbolismus ist ein besonderer Charakter des chinesischen Ritus. Beim Tempel der Erde ist alles erdfarben, gelb, beim Tempel der

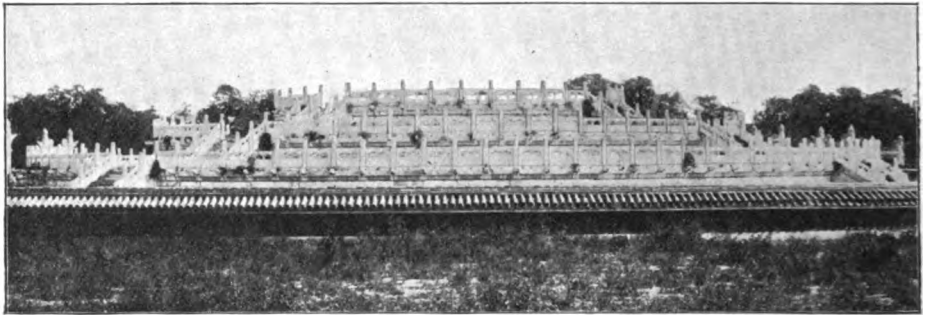


Abb. 2. Der Himmelsaltar T'ien-Tan, Peking.

Sonne rot, beim Tempel des Mondes weiss, oder vielmehr ein fahles grau-blau, yüeh pai „Mondschein weiss“.

Der T'ien-tan, das den Chinesen allerheiligste Bauwerk, besteht aus drei runden offenen Marmorterrassen mit Balustraden und 4 Haupttreppen an den 4 Kardinalpunkten, den Himmelsrichtungen, auf denen man zu der obersten Terrasse emporsteigt. Die Dimensionen sind: Höhe 27, Durchmesser der Terrassen 210, 150 und 90 Fuss. Die Treppen haben je 9 Stufen, auf der obersten Plattform bilden Marmorsteine 9 konzentrische Kreise, 9 Himmel darstellend, wobei sich die Zahl der verwandten Steine in proportionalem Verhältnis vervielfältigt bis im äussersten Kreis die Zahl 81 erreicht wird, wie überhaupt alles auf die Zahl 9, die Lieblingsnummer der Zahlenphilosophie, oder deren Mehrheit hinausläuft¹⁾.

Wenn der Kaiser sich bei der Opferzeremonie in der Mitte des Altars niederwirft, umgeben von der sich dreifach abstufenden Terrasse, deren Geländer und in der Ferne vom Horizont, scheint er in der Tat im

1) Einen ausführlichen Grundriss hat Boerschmann in seinem Vortrag „Architektur- und Kulturstudien in China“ gegeben. Seite 403 unserer Zeitschrift, Jahrg. 1910.

Mittelpunkt des Weltalls dem Himmel seine Huldigung darzubringen, vor dem, und vor dem nur allein, er sich beugt.

Die heiligen Tafeln werden neben dem Altar in einem Gebäude mit rundem Dach und blauglasierten Ziegeln, der sog. „Kaiserlichen blauen Kammer“ aufbewahrt (Abb. 3), der Ofen für sämtliche Brandopfer befindet sich in Pfeilschussweite südöstlich vom Altar, von aussen mit grünen Ziegeln bekleidet. Die Stiere und andere Opfertiere, welche für die Opfer zur Verwendung gelangen, werden in den Parkanlagen gehalten. Als Opfertiere gelten nur solche, die den Menschen als Nahrung dienen. Das geweihte Fleisch wird nach dem alten Ritual zugerichtet, in eigenen zu



Abb. 3. Tempel „die blaue Kammer“ in dem Komplex des Himmelstempels, Peking.

diesem Zwecke gebauten Küchen, denen sich besondere Schlachthäuser und Zubehör, wie Lagerräume für Gemüse, Früchte, Korn und Wein anschliessen. Nach dem Ta Tsing hoei tien untersteht das Himmelsopfer dem Ministerium der Zeremonien, der Riten, früher Lipu jetzt Minchengpu, Ministerium des Innern geheissen, und speziell dem Opfer-Departement, und zwar enthält das Staatshandbuch ein besonderes Kapitel über das

„erste grosse Opfer“,

worüber zwei wesentliche Bestimmungen bestehen; die erste ist, dass ein Kalbbulle von durchaus gleicher Farbe, ohne jeglichen Fleck, geopfert wird, eine Bestimmung die allgemein im Kultus der alten Kulturvölker für die Opfer sich wiederfindet, z. B. bei den alten Israeliten (Leviticus 1, 3);

die zweite ist, das Opfer als Brandopfer auf einem Altar unter freiem Himmel darzubringen.

Diese beiden Verordnungen gelten heute noch wie vor 4000 Jahren, zu Zeiten der Yao und Shun. Bei der Opferzeremonie ist auf der obersten Terrasse des Altars (Abb. 4)¹⁾ das Tablet unter einem Schutz-

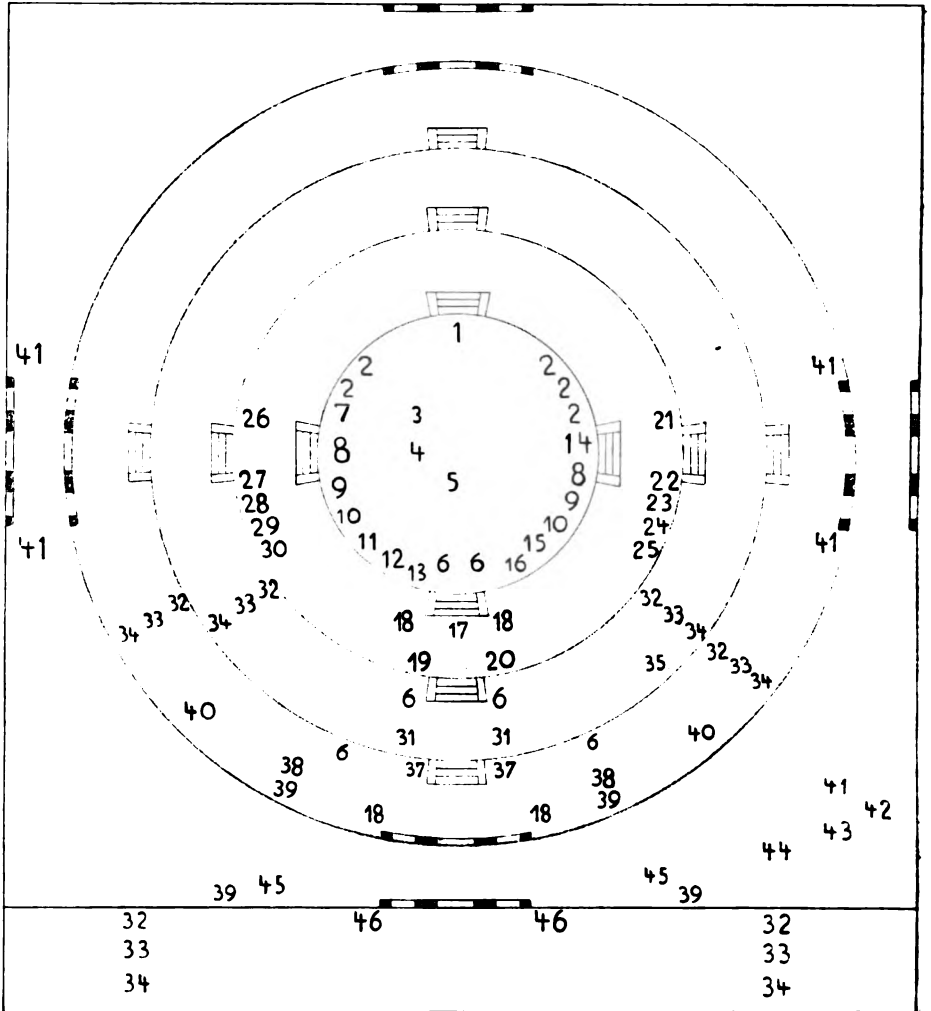


Abb. 4. Linearzeichnung des Himmelsaltars mit Positionsangabe des Kaisers, der hohen Beamten, der Opfergegenstände usw.
(Nach John Ross, The Original Religion of China.)

dach aufgestellt, nach Süden gerichtet (1), mit der ehrfurchtvollen Inschrift:

Huang-t'ien Shang-ti

was früher mit:

„dem erhabenen himmlischen obersten Herrscher“

1) Nachstehende Zahlenangaben (1–46) nehmen auf diese Abbildung Bezug.

übersetzt wurde, aber im dualistischen Sinne zergliedert, eine Übersetzung mit:

Huang-t'ien — dem erhabenen Himmel

„und“

Shang-ti — dem obersten Herrscher

zulässt.

Auf derselben Plattform stehen die Tabletten der fünf Kaiser der Dynastie ebenfalls unter blauem Schutzdach, rechts und links, nach Osten und Westen gerichtet (2). — Es sind dies die Kaiser: Taitso, Taitung, Shunchih, Kanghsi, Yungchêng; die als p'ei wei der Zeremonie gedacht werden.

Die zu opfernden Gegenstände sind vor jedem Tablett aufgestellt. Es sind dies für Shangti

1 Szepter aus blauem Jade, 12 Stück Seide, 1 Kalb,

ferner ist aufgestellt:

1 Dreifuss mit den Schalen für das zubereitete Fleisch der Opfertiere, Rinder und Schweine, Fische, Wild, Hasen, Gemüse, Bambusknospen mit Oel angerichtet; 1 Tischplatte; 2 kuei (Hohlmasse, aussen rund, viereckig inmitten), 2 Arten kleiner Hirse enthaltend; 2 fu (Hohlmasse, innen rund, viereckig aussen), Reis und grosse Hirse enthaltend; 12 pien (Hohlmasse aussen rund, viereckig inmitten); 12 tiu, sie enthielten die Produkte der 4 Jahreszeiten, die des Landes und des Wassers,

diese Hohlmasse waren innen vergoldet, um die Harmonie darzulegen, ferner

1 tsun für Wein; 3 chiao, Gefässe für Wein; 1 Weihrauchgefäss, Weihrauch in allen Religionen: „ein Tribut für Götter und für die Sterblichen ein Gift“! 6 Lampen; 1 Kalbbulle für das Brandopfer.

Für jeden der Kaiser wird geopfert und vor den Tafeln niedergelegt und aufgestellt:

1 Stück Seide, 1 Kalb, 1 Dreifuss, 2 kuei, 2 fu, 12 p'ien, 12 tiu, 1 tsun, 3 chiao, 1 Weihrauchgefäss, 4 Lampen.

(3) Gebetplatz mit dem Tisch, auf dem das geschriebene Gebet liegt.

(4) tsun — Weingefäss.

(5) Platz, von dem aus der Vorleser das Gebet abliest.

(6) lei — Weihrauchgefässe.

(7) Kaiserliche Garde.

(8–12) Plätze für bei dem Opfer tätige hohe Beamte.

(13) Zensoren.

(14) die Kwanglu, Beamte, die dem Kaiser Fleisch und Getränke darreichen.

(15) Beamte.

(16) Beamte des Ministeriums der Riten.

Auf der zweiten Terrasse stehen die Schreine der Sonne (21), des Gestirns des grossen Wagens (22), der fünf Planeten (23), der 28 Konstellationen (24) und einen für sämtliche Sterne (25) auf der Ostseite; auf der

Westseite die Tabletten des Mondgeistes (26), der Wolken (27), des Regens (28), Windes (29) und Donners (30).

(17) Platz für den Kaiser.

(18) dem Kaiser assistierende Beamte.

(19, 20) Beamte.

Dritte Terrasse:

(31) Platz der Prinzen.

(32) Platz der Zensoren.

(33) Platz des Ministeriums der Riten.

(34—39) Platz verschiedener Beamten und Diener.

(40) Platz der Sänger.

(41) liao — Ofen für das Brandopfer für Seide usw.

(42) Platz der hierzu Angestellten.

(43) der grosse Altar für das Brandopfer des Stieres.

(44) Ausblick.

(45) Führer.

(46) Opferbeamte.

Vor den Tabletten der Sonne und des Mondes liegen je:

1 Stück Seide; 1 junger Stier; 1 Dreifuss; 1 Tafel mit den Opferschalen; 2 fu, 2 kuei, 10 pien, 10 tiu, 2 tsun, 3 Chiao, 20 Opferschalen; 1 Weihrauchgefäss, 2 Lampen,

vor denen der Geister der Sterne: 11 Stück Seide, der Wolken, Regen, Wind, Donner 4 Stück Seide, 1 Stier, 1 Schaf, 1 Schwein, 1 Platte, 2 Goldplatten, 2 fu, 2 kuei, 10 pien, 10 tiu, 1 tsun, 3 chiao, 30 Tassen, 1 Weihrauchgefäss, 2 Lampen, 1 Korb mit Jade und Seide.

Während vor dem Schrein des Shangti 6 Lampen, vor denen der kaiserlichen Ahnen 4 Lampen, vor denen der Geister der Sonne und des Mondes, der Sterne, Wolken, Regen, Winde, des Donners nur je 2 Lampen aufgestellt sind, so scheint durch die Anzahl der Lampen die Würde besonders dokumentiert zu werden.

Das rohe Fleisch liegt auf einem Anrichtetisch (tsu), und verschiedene Gefässe (tsun) sind mit Wein angefüllt. Am Tage vor dem das Opfer stattfindet, spielen die Musikanten unter dem Tau ein Stück die „Centrale Harmonie“, am kaiserlichen Palast werden Fahnen und Standarten rechts und links aufgestellt, die Reihenfolge des Aufzuges und die Escorte für den Kaiser wird am Südtor der Hauptstadt durch Maueranschlag bekannt gegeben.

Am Tage vor dem Opfer, zwei Stunden vor Mittag, begibt sich der Tai-chang-ching, der Präsident des Opferhofes, nach dem Chien-ching-Tor des kaiserlichen Palastes, um den Kaiser ehrerbietigst aufzufordern, nach der Halle des Fastens, dem Chai-kung, (Abb. 5a) sich zu begeben. Der Kaiser besteigt eine Sänfte und begibt sich mit grossem Gefolge und unter Geläute der Glocken des Mittagstores (Wumèn) und des Chai-kung nach dem Altar (Abb. 5), den er durch das Westtor betritt, und von dem aus er durch die Toröffnung linker Hand des Chao-hêng-Tores (5 des Planes) vom Tsan-Yin und dem Opferpräsidenten, dem Tai-chang-ching, auf dem heiligen Weg (6 des Planes) nach der „kaiserlichen blauen Kammer“

(Abb. 3) geführt wird, wo er vor den Tabletten dem Shangti und den Kaisern Weihrauch opfert und die Zeremonie der „drei Kniebeugen“ und der neun Kotows verrichtet. Opferbeamte zweiten Grades verrichten zu gleicher Zeit gleiche Opfer und Zeremonien des Sichniederwerfens auf der zweiten Terrasse. Der Kaiser inspiziert die Schreine auf der obersten Plattform, die Weihgefäße und das Fleisch der Opfertiere und verlässt den Altar durch die Tore linker Hand der inneren und äusseren Umfassungsmauern (D. E.) auf dem heiligen Weg, um sich zu Wagen nach dem Chai-kung zu begeben.

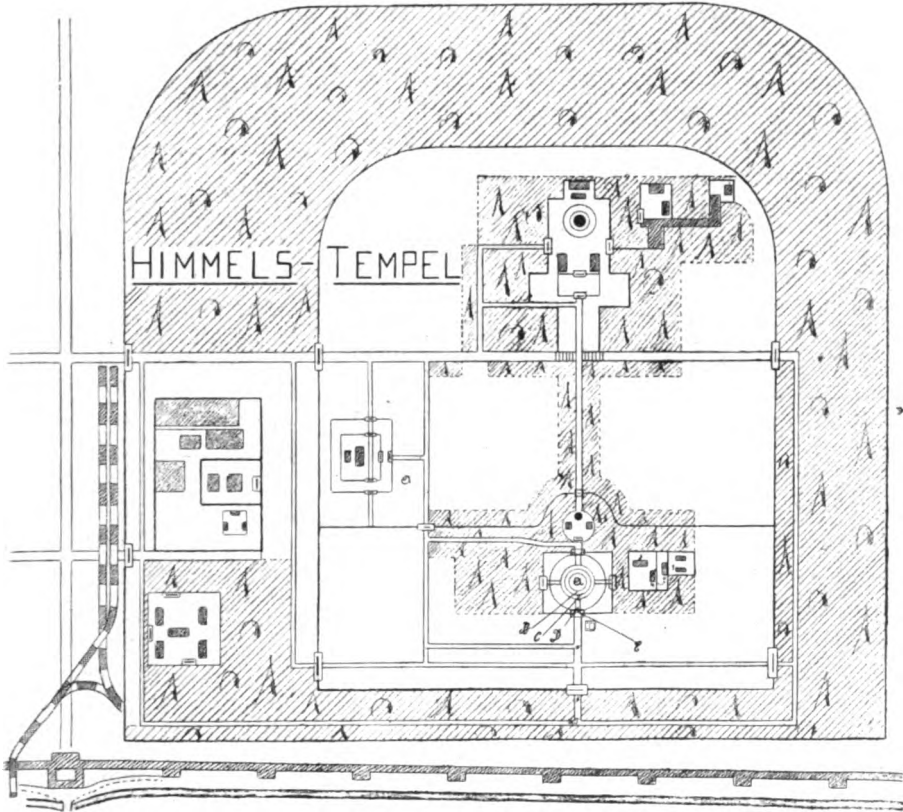


Abb. 5. Komplex des Himmelstempels (Chi nientien) — nördlicher Teil
und der Himmelsaltar (Tien tan) — südlicher Teil des Planes.

Nachdem er daselbst die Nacht unter Gebet und Schweigen zugebracht hat, legt er sich in früher Morgenstunde die Opfergewänder an, auf denen Sonne, Mond, Sterne, Drachen mit fünffacher Klaue (für gewöhnlich wird der Drache mit vierfacher Klaue dargestellt) als Embleme des Himmels gestickt sind, sein Haupt bedeckt eine Art Krone, von der zwölf Perlen-schnüre herabhängen. Unter dem Geläute der Glocke der Halle des Fastens verlässt er diese und begibt sich, von den Zeremonienmeistern geleitet, nach dem grossen Zelt. Inzwischen holt der Präsident des Ministeriums der Riten die Tafeln des Shangti und der fünf Kaiser aus der blauen Kammer, und stellt sie auf der obersten Plattform unter dem blauen Schutzdach auf. Der Opferpräsident ladet den Kaiser ein, die

Zeremonie der „drei Neunen“ zu verrichten. Der Kaiser verlässt das „grosse Zelt“, wäscht sich Gesicht und Hände und besteigt, begleitet von den hohen Beamten, durch die Tore linker Hand der äusseren und inneren Umfassungsmauer, auf der „Mittagstreppe“ den Altar bis zur zweiten Plattform, wo er vor dem Betplatz, das „gelbe Zelt“ genannt, stehen bleibt (Plan 4, 17). Der Opferpräsident, die assistierenden Beamten des Ministeriums der Riten und vier der assistierenden Unterbeamten betreten durch die rechten Tore den Betplatz und nehmen an den Stufen Platz. Zeremonienmeister geleiten die Prinzen und die Peilaw, welche mit dem Opfer beschäftigt sind, nach dem Platz oberhalb der Stiegen der dritten, untersten Plattform, die Peitszu und Herzöge unterhalb der Stiegen und andere hohe Beamten ausserhalb der Plattform. Sie stehen ihrem Range nach rechts und links ausserhalb des Tores, alle mit dem Gesicht nach Norden gerichtet. Der Leiter der Zeremonien, die Musiker und Tänzer nehmen ihren angewiesenen Platz ein.

Der Kaiser beobachtet von diesem Betplatze auf der zweiten Terrasse das dem Shangti dargebrachte Brandopfer; die diensttuenden Beamten nähern sich dem Kaiser mit Weihrauchgefässen, Musik ertönt, mit einem Stück der „höchste Frieden“ zu Ehren Gottes; Sänger begleiten mit Gesang.

Ein Beamter bittet den Kaiser, die oberste Plattform zu besteigen, führt ihn auf die Höhe des Altars und lässt ihn gegenüber dem Tablett des Shangti Platz nehmen (Plan 4, 3).

Beamte reichen dem Kaiser knieend Weihrauch, ein Zeremonienmeister fordert den Kaiser auf zu knien; der Kaiser kniet nieder, dann wird der Kaiser aufgefordert Weihrauch zu opfern. Der Kaiser opfert zunächst grosses starkes, dann gewöhnliche Weihrauchstäbchen, dreimal, dann erhebt er sich und führt dieselbe Zeremonie vor den Tabletten der Kaiser aus.

In dieser Form der Darreichung der Speisen vor den verschiedenen Tafeln durch den Kaiser, während zu Füssen des Altars von Tänzern in grosser Zahl langsamen Schrittes ein elegischer Tanz ausgeführt wird, verläuft die heilige Handlung. Wenn der Gesang zu Ende, ruft ein Herold von der oberen Terrasse mit lauter Stimme: „Reiche den Becher des Segens und Fleisch der Glückseligkeit.“ Darauf wird Becher und Fleisch dem Kaiser dargereicht, dieser kostet vom Wein und reicht ihn zurück. Darauf wirft sich der Kaiser dreimal nieder, berührt mit der Stirn neunmal den Boden, um seinen Dank für Wein und Fleisch zum Ausdruck zu bringen. Die versammelten Prinzen und Noblen tun das gleiche. Eine Stimme ruft: „Entferne die Speisen“, Musiker spielen geeignete Weisen und ein Gesang, „Gesang des glorreichen Friedens“, ertönt. Das Tablett des Shangti wird wieder zu der Ahnenkapelle im Norden des Altars zurückgebracht. Ein Rufer spricht die Worte: „Bringt das Gebet, den Weihrauch, die Seide und das Fleisch weg und schafft es ehrfurchtsvoll nach dem Tai-tan.“ Dies ist der alte klassische Name des Altars für Brandopfer (Plan 4, 41). Der Name besteht noch, doch ist aus dem Altar seit vielen Jahrhunderten ein Ofen geworden.

Wenn nun Rauch und Flammen im Dunkel der Nacht zum Himmel

emporsteigen und der Geruch des von den Flammen verzehrten Fleisches sich nach allen Seiten hin bemerkbar macht, ist der Teil der Zeremonie eingetreten, der „das Blicken nach den Flammen“, „wanglio“, genannt wird. Der Rufer schreit: „Schaut nach dem Verbrennen.“ Musik ertönt und der Kaiser schreitet nach einer bestimmten Stelle (Plan 4, 44), um das Brandopfer (Plan 4, 43) zu beobachten. Der Rauch und die Flammen des Brandopfers gelten den Geistern des Himmels, während mit dem verbrannten Blut und den schwelenden Haaren der Opfertiere sich die Geister der Erde begnügen müssen.

Mit dem Verbrennen der Gebetstafel, der Seide, der Speisen und des Bullen für Shangti in dem grünen Ofen und den entsprechenden Gegenständen für die kaiserlichen Ahnen in einem Kohlenbecken, endet die Zeremonie, und der Kaiser kehrt nach seinem Palast zurück.

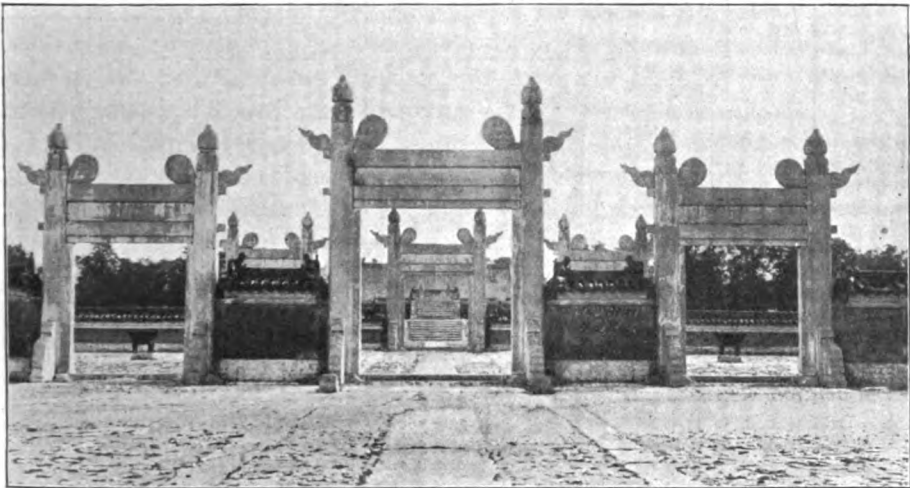


Abb. 6. Blick auf den Altar der Erde (im Hintergrunde), Peking.

Die Tageszeit, zu welcher die Opferzeremonien stattfinden, ist, dem Kultus entsprechend, verschieden; auf dem Südaltnar findet sie um Mitternacht statt, zur ersten Stunde des Tages, an dem die Sonne am niedrigsten steht, am Wintersolstitium. Diese Periode — man teilte den Tag in zwölf Perioden von je zwei Stunden ein — heisst tze. Das Frühlingsopfer, um chinesisches Neujahr herum, wird bei Tagesanbruch dargebracht. Der Sonne wird auf dem Altar der Sonne um 4 Uhr morgens, dem Mond auf dem Altar des Mondes um 10 Uhr abends geopfert. Die Festsetzung der Opfer steht den Astrologen zu, und die Festsetzung eines Opfers, an dem der Kaiser teilnimmt, geschieht selbstverständlich nur unter strenger Beobachtung der Übereinstimmung der geheimen Naturgesetze, welche man in den Zyklen der Astrologie niedergelegt glaubt.

Der Charakter der kaiserlichen Verehrung auf dem Altar der Erde (Abb. 6) ist im Grunde genommen derselbe, wie auf dem Altar des Himmels, wie er ja auch in früheren Zeiten als ein Kultus vereint war. Jetzt ist er ein

zeitlich und räumlich getrennter Kultus; und an Stelle der Geister der Sterne, der Sonne und des Mondes treten die Geister der Berge, Flüsse und Seen.

Der Altar der Erde, Ti-Tan (Abb. 7), im Norden ausserhalb der Stadtmauern gelegen, erhebt sich auf zwei viereckigen Terrassen, denn der Himmel

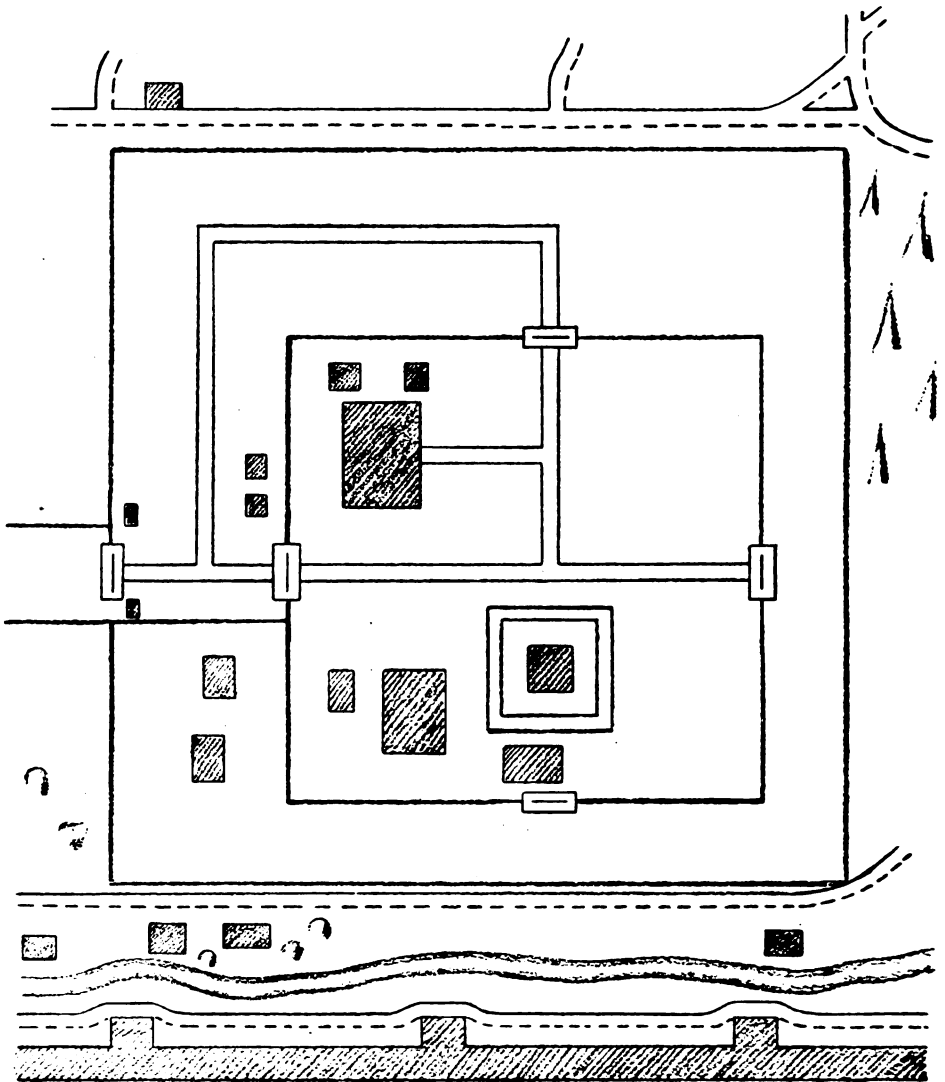


Abb. 7. Linearzeichnung des Altars der Erde, Peking.

ist rund, die Erde viereckig nach chinesischer Anschauung, acht Treppen führen hinauf. Die obere Terrasse ist 60 Fuss im Umfang und 6,2 Fuss hoch, die untere 106 Fuss im Umfang und 6 Fuss hoch. Er ist ohne Dach, dem Frost und Tau, dem Wind und Regen und allen Einflüssen der Witterung vom Himmel und Erde ausgesetzt; nur Stufen und Steine in gerader Zahl sind verwendet; mit gelben Ziegeln ist die Umfassungs-

mauer bedacht. Ausserhalb des Nordtores, ein wenig nach Westen, ist eine Grube, in der die Tafel des verlesenen Gebetes und die dem Erdgeist geweihte Seide, ebenso die den Ahnen des Kaisers zu gleicher Zeit geopfert Seide vergraben wird.

Der Geist der Erde ist ausser dem Geist des Himmels der einzige, zu dem der Kaiser sich als „Untertan“ bekennt. Die Farbe des zu opfernden Jades ist gelb, das Gebet ist auf ein gelbes Tablett geschrieben. Das Vergraben von Seide findet nur für den Geist der Erde statt, während die Opfer für die Kaiser, deren Tafeln auf dem Altar mit dem des Geistes der Erde zusammen stehen, wie auf dem Himmelsaltar in einem Kohlenbecken verbrannt werden. Die Musikinstrumente sind für den Erdgeist dieselben wie für den Himmelsgeist. Die bei der Musik verwendete Glocke ist vergoldet, um die gelbe Farbe wiederzugeben. Musiker und Tänzer tragen aber anstatt blaue, schwarze, mit Goldfiguren bestickte Roben; blau ist die Farbe beim Kultus des Himmels. „Huang“ heisst gelb und braun, die Farbe der Erde des nördlichen Chinas, doch schwarz ist die Farbe des Nordens; der Altar der Erde ist der Nordaltar, pei-tan, daher die schwarze Kleidung der Tänzer und Musikanten.

Wird die Opferzeremonie unter Leitung eines Beamten oder eines Prinzen von Geblüt ausgeführt, wie z. B. jetzt zurzeit der Minderjährigkeit des Kaisers Hsuan-tung, so wird die Zeremonie unter Weglassung von Einzelheiten vereinfacht, was klar beweist, dass nur dem Kaiser, kraft seiner Stellung, der Charakter eines Hohenpriesters beigelegt wird.

Die Tempel der Sonne im Osten und des Mondes im Westen liegen ebenfalls ausserhalb der Stadt.

Ich bin hier am Schluss meines Vortrages angelangt und will meine Mitteilungen auf den Kultus beschränken, wie er aus dem Altertum auf die Gegenwart überkommen ist.

Dank dem Umstande, der von altersher geradezu instinktiven Abneigung gegen alles Fremde, so dass, wie eingangs erwähnt, das Volk sich von den umwohnenden Völkern abgeschlossen, auf eigenem Boden der inneren Entwicklung zugewandt hat, ist sein Land nie der Tummelplatz fremder Gottesbegriffe geworden in dem Masse wie andere alte Kulturländer, Persien, Griechenland, Rom; trotz des späteren Eindringens des Buddhismus hat es doch seinen religiösen Individualismus, gegenüber einem religiösen Kosmopolitismus, zu bewahren gewusst.

Die Entwicklung der Religionen hat allerdings einen breiten Boden analoger Vorstellungen und verwandter Glaubensformen geschaffen, welche wir als allgemeine, dem menschlichen Geiste eigene Grundvorstellungen des religiösen Begriffes zu betrachten haben, und so darf es nicht wundernehmen, wenn wir gemeinsam in China und im Westen solche finden, die als Basis aller orientalischen Religionen gelten müssen.

Je mehr uns die Literatur Chinas eröffnet und bekanntgegeben wird, desto mehr werden die Schwierigkeiten, die sich jedem Nichtsinologen beim Studium chinesischer Verhältnisse entgegenstellen, gehoben, und die Wege geebnet, um die Religionsanschauungen mehr als seither möglich, in das Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft zu ziehen,

und so ist wohl auch die eingangs erwähnte Annahme, dass wir es bei der alten Staatsreligion mit einer Religion zu tun haben, die nachweisbar in keinem Zusammenhang mit der anderer alter Kulturvölker stünde zu modifizieren. Denn wenn wir auf Schritt und Tritt Gleichartigkeiten des religiösen Kultus zwischen räumlich nahe stehenden Völkern begegnen, so muss das wohl in erster Linie auf eine innere Verwandtschaft der Völker selbst zurückzuführen sein, und nicht auf eine Gleichartigkeit des Gedankenganges der Menschheit überhaupt.

Und solche Übereinstimmungen finden wir bei diesem chinesischen Staatskultus in weitestem Umfange und in prägnanter Weise. Ich möchte z. B. nur an den wandernden Götterthron, den heiligen Wagen des Zeus erinnern, von dem Herodot, Kapitel 7, 40 berichtet.

Als Xerxes gegen Griechenland aufbrach, führte er einen solchen Wagen mit sich; der Sonnengott auf dem fahrenden Thron geleitet unsichtbar gegenwärtig als oberster Heerführer den König und sein Volk in den Kampf, ebenso wie den Sohn des Himmels die Ahnentafeln und die der Götter des Bodens bei den Rundfahrten des Herrschers im Lande, von dem wir oben gehört. Allgemein ist, dass den Naturgottheiten bei allen Völkern nicht in Tempeln geopfert wurde, sondern an der Stätte ihres Seins und Wirkens auf freien Altären in freier Natur, unterm Auge des Universums.

Dem Shangti, dem Himmel, der Erde und den Naturgeistern wurde analog den entsprechenden Gottheiten der Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen und Römer auf Altären Speise- und Trankopfer dargebracht; für die Ahnen ist die Stätte ihres Seins das Haus, daher für sie der Tempel, d. h. die Ahnenhalle.

Der Überblick, den ich Ihnen zu geben versucht habe, ist nur ein allgemein referierender und sollte nur ein solcher sein. Ich habe die besten Männer der Wissenschaft sprechen lassen, Tatsachen und Erscheinungen, welche diese aufhäufte, aneinandergereiht, ihre Resultate, die aus dem Material folgten, vorgebracht. Was wir aber demselben entnommen haben, ist der erhabene, moralische Ton des alten chinesischen Kultus, der seinem reinen Inhalte, seiner Ausdrucksweise und seiner Art der Darstellung nach weit höher als der Kultus irgend eines der alten Kulturvölker steht. In den Gebeten und Aussprüchen der alten Herrscher, wie sie die Literatur uns bietet, von denen ich Ihnen nur wenig Proben habe geben können, wird nicht rohe Tapferkeit, nicht einmal Weisheit gepriesen, nein, nur die Tugend, Vortrefflichkeit in höchster, reinsten Auffassung des Wortes, eine erhabene Auffassung, würdige Leitmotive!

Die Götter des alten Kultus bleiben wohl ganz auf der Stufe des nationalen Polytheismus, doch sie sind alle rein und keusch, weder einen Bachus, noch eine Venus, nicht einen einzigen religiösen Akt ausschweifenden oder obscönen Charakters finden wir.

Die Begriffe der dualistischen Auffassung, Yin und Yang, waren den Chinesen keine populären Götter, nur philosophische Theorie oder physikalische Tatsachen. Sie wurden in elegischster Form verherrlicht; wie

z. B. „die Sonne ist der reine Ausdruck des männlichen Prinzips, der Mond ist der Ausdruck des weiblichen Prinzips in der Natur“.

Shih tshê yang ching yue tshê yin ching.

Erst buddhistischen Einflüssen, dem einzigen fremden Kulturelement, das bisher dauernd in China festen Fuss gefasst hat, ist es vorbehalten gewesen, die in alten Zeiten unbekanntem Einrichtungen: Priestertum, Göttertempel und Bilderkulte einzuführen. Die für die Geschichte des Volkes so ausschlaggebenden Verhältnisse, die seine Nationalität so ganz und gar bewahrt, die Menschenmassen seit der Dämmerung der Geschichte an der gleichen Scholle festgehalten, sie gelenkt, geregelt, stets mit neuen Lebenskräften versehen, sie so vor dem Schicksal anderer Kulturvölker, vor dem Anheimfallen an das universelle Gesetz, des zeitigen Hinsterbens geschützt haben, basieren zunächst auf der Homogenität der Masse, auf die der Rasse innewohnenden reproduktiven Kraft, ihrer Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Lebensverhältnisse; Homogenität, reproduktive Kraft und Anpassungsfähigkeit fanden aber eine Stütze in der alten, dem Volke eigenen Auffassung des religiösen Gedankens der allwaltenden Naturkräfte des obersten Herrschers und der Himmelsgewalt. Dieser Gedanke in einer dem Volke heiligen Literatur niedergelegt, ist von Kung des weiteren ausgearbeitet, Gemeingut des ganzen chinesischen Volkes geworden, und während seiner tausendjährigen Existenz Leiter seines Schicksals geblieben. Die chinesische Staatsreligion basiert seit den ersten Zeiten erwachender Kultur auf dem System, auf welchem alle Religionen aufgebaut sind, jenem System, welches Kant mit den Worten kennzeichnet:

Es ist nur eine Religion, aber es gibt verschiedene Arten des Glaubens, verschiedene Formen der sinnlichen Vorstellungsart des göttlichen Willens, um ihm Einfluss auf die Gemüter zu verschaffen.

(7) Hr. Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag:

Über die Weichteile des Chinesinnenfusses.

Vortragender hatte vor einigen Jahren durch Hrn. Professor Max Reich die beiden Füße einer 63jährigen, an Flecktyphus verstorbenen Chinesin erhalten mit den unteren Enden der Unterschenkel. Dieselben waren in starkem Spiritus gut in ihrer Form gehärtet. An einem dieser Füße wurden die Weichteile, wobei es insbesondere auf die Muskeln ankam, aufs Genaueste durchpräpariert; in jeder Phase der Präparation Photographie, Zeichnung und Protokoll gewonnen. Das Ergebnis hinsichtlich der Muskeln ist, dass diese zwar in ihrem Volum verringert und auch der veränderten Fussform entsprechend verkürzt sind, dass aber ihre Substanz von guter, gesunder Beschaffenheit ist und alle Bestandteile bis in so feine Einzelheiten hinein erhalten sind, dass nur der Geübte es aufzufassen vermag.

Eine ausführliche Veröffentlichung, in welcher auch das nach Form zusammengesetzte Skelett des Fusses Berücksichtigung finden soll, wird an anderem Orte erfolgen.

III. Literarische Besprechungen.

H. Parker: Village folktales of Ceylon. Vol. I. London, Luzac 1910.

Die Sammlung umfasst, wie zu erwarten ist, Erzählungen verschiedensten Charakters. Neben einfachen Tierfabeln und Volksschwänken von echt indischem Humor, finden sich Natur- und Kunstmärchen, in denen zahlreiche Motive unserer Volksmärchen wiederklingen, ferner aber auch echt mythische Materialien. Vieles ist anderen indischen Märchensammlungen aus Kaschmir, Panjab, Südindien, anderes den buddhistischen Jātakas entlehnt. In den Hinweisungen auf diese Quellen sowie die in Afrika und Europa auftretenden Varianten liegt der besondere Wert der Arbeit.

Für die vergleichende Märchen- und Mythenforschung seien folgende Erzählungen als bedeutsam hervorgehoben: Nr. 4 Die Glasprinzessin, mit Mondmotiven. Nr. 6 mit einer neuen Variante des Niemandmotivs, Nr. 12 ein Menschenfressermärchen mit neuer Variante der „magischen Flucht“, Nr. 15 mit Anklängen an Grimm KHM. 60, Nr. 13 erinnert in einzelnen Zügen an Schneewittchen und Melusine (Mondmotive). Nr. 48 beweist die Identität der Motive „Augenraub“, „Speise wegnehmen“ und „In die Zisterne werfen“.

Als interessante Analogien zu europäischen Stoffen seien erwähnt Nr. 18 „Kaiser und Abt“ und Nr. 25 mit Zügen des Gangs nach dem Eisenhammer. Unter den Schwänken befindet sich eine Variante der von den drei Freiern und der wiederbelebten Braut aus der Vetālapañcavimśatikā, auf deren sicher entlehnte afrikanische Parallelen hingewiesen wird.

Die Einleitung gibt eine gute Darstellung des ceylonesischen Dorflebens.

P. Ehrenreich.

Wörter und Sachen, Bd. II, Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1910 u. 1911, 40.

Wie dem ersten Bande möchte ich auch dem zweiten dieser wertvollen Zeitschrift ein paar Geleitworte mitgeben, um die Kreise unserer Gesellschaft auf diese Publikation aufmerksam zu machen, die das für uns alle erstrebenswerte Ziel verfolgt, die Sprachforschung und Sachforschung zu vereinen und die Philologie aus ihrem Sondergebiet heraus in lebhaftere Fühlung mit allen den andern Zweigen der Forschung und der Technik zu bringen. Das kann ja nur zur Förderung der Wissenschaft im ganzen beitragen, wird sicher aber auch für die philologische Forschung die wertvollsten Anregungen geben und zur Klärung des hier gährenden Mostes in bester Art beitragen können und müssen; liegen hier doch die schwierigsten sachlichen Fragen auf den weitesten Gebieten überall zutage.

Denn, wenn auch sicher „durch die Sprachwissenschaft urgeschichtliche und geschichtliche Vorgänge beglaubigt werden können“, (Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877, 8^o S. 47), so ist doch Kossinna sehr

berechtigt „vor übereilten Folgerungen aus der Sprachforschung“ zu warnen (Correspondenzbl. der deutschen anthrop. Ges., Bd. 34, 1902, S. 161, denn „noch heute spielt die Verwechslung von Rasse und Sprache eine unerfreuliche Rolle“ (Hirt, Indogermanen, Strassburg 1907, 8^o (II) S. 535) in der Literatur, und das wird kaum so bald verschwinden, namentlich überall da nicht, wo wie so oft, Archäologie und Wortforschung nationalistischen Zwecken der verschiedensten Art dienen müssen, auch wenn wir mit Kretschmer [Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (Göttingen 1896, 8^o S. 21) anerkennen, dass „die Voraussetzung, dass die Verbreitung des Wortes nur innerhalb eines ungeteilten, einheitlichen Urvolkes vor sich gehen konnte, durch die gesamte Sprachgeschichte widerlegt“ wird. Zunächst bedarf es ja noch einer gründlichen Erörterung und Klärung der Grundprinzipien und vielfach vielleicht auch noch einer Umarbeitung der allgemein zu grunde gelegten Fundamentalauffassungen und der Forschungsmethoden hüben und drüben.

Was lässt sich z. B. aus den Ortsnamen alles machen oder auch nicht machen, wenn für ein bekanntes, im Mittelalter wichtiges Städtchen in Schottland so ganz verschiedene Namenformen nebeneinander auftreten können, wie Jedburgh, Jedhart und Jedworth mit allen nur denkbaren Variationen! Und dabei beweist uns doch das liburnische Städtchen Orpla, dessen Ruinen noch heute so heissen, dass der Name durch alle möglichen Veränderungen der (Bevölkerung? und der) Sprache am Orte haften kann. Wenn es einer der grundlegenden Sätze der Philologie ist, dass „ein Wort in keinem Falle in gleicher Bedeutung durch mehrere Sprachen geht“ (Hirt, Indogermanen (I) S. 344), wie steht dazu die Tatsache, dass das Wort Busa für Bier aus den Zeiten Hammurabis sich einmal am Orte bis in unsere Zeiten erhalten hat und dass es zugleich nach Indien, Nubien, Serbien und Rumänien wandern konnte, immer in derselben Bedeutung als eine Bezeichnung für Bier und dass es sogar bis ins mittelalterliche Deutschland gekommen ist; Buse, eine Bierart in Osnabrück (Schränka, Das Buch vom Biere, Frankfurt a. O., 1886 (I) S. 60). Auf der andern Seite, was soll der Wirtschaftsforscher mit einer Gleichung machen: Rechen = Harke, Rogus = Scheiterhaufen, *ζωγος* = Getreidescheune? (Hirt, S. 683) oder mit der Mitteilung, der Speer wäre die Hauptwaffe der Ackerbauer? (S. 678). So interessant es ist, wenn Schrader, Reallexikon S. 580/581, Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 6. Aufl., S. 570, meint, Netz und Nessel zusammenbringen zu dürfen, so können wir doch nichts damit machen, wenn, wie es immer noch geschieht, unser deutsches Kohl mit lateinisch *Caulis* zusammengebracht wird, denn *Caulis* ist doch der Stengel und der wird beim Kohl ja doch nicht gegessen, höchstens bei der sehr späten Form des Kohlrabi. Und müssen wir nicht wenigstens versuchen, hinter das Verhältnis von Kopfkohl und Blattkohl zu kommen, zu dem der für Norddeutschland so wichtige Grünkohl und wichtige Abarten älterer Zeit gehören? Muss denn Butter immer noch lateinisch sein, obgleich die Römer die Butter kaum gebrauchten und die griechische Etymologie *βου τυρον* = Kuhkäse doch ein Schlag ins Gesicht der Sachforschung ist!? So wird es auch nicht anständig sein, auf Grund indogermanischer Theorien die Ansichten der Zoologen über die Verbreitung des Aales im Schwarzen Meere korrigieren zu wollen (Deutsche Lit.-Ztg. 1906, Nr. 7, Spalte 435). Wir müssen doch anerkennen und dann gelten lassen, dass die Sprache allein nicht viel entscheiden kann, wenn nach Hoops (Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905, 8^o, S. 119) eine ununterbrochene Reihe von Namen die Eiche mit der Föhre in Verbindung setzt, und wenn die Eibe das Wurzelwort für ihren deutschen Namen litauisch mit dem Faulbaum, slawisch mit der Weide teilt. Der Hollunder wird nicht von den Polen zu den Litauern gekommen sein, auch wenn der litauische Name wirklich von ihnen entlehnt ist und dass unser Wort Bogen von biegen abgeleitet ist, bedeutet nicht etwa, dass die Sache bei uns erst aufkam, als schon deutsch gesprochen wurde. Wenn Schrader meint, er könne Europäer und asiatische Arier sprachlich danach scheidern, ob ihnen das Salz bekannt sei oder nicht, so möchte ich doch diese Unterscheidung für zu weitgehend halten. L'Anthropologie, t. VII, 1896, 8^o.

S. 43/45 erklärte freilich Jäger und Nomaden, die er noch als Wirtschaftsform hintereinander stellte, brauchten beide kein Salz. Für die Türken stimmt das aber jedenfalls nicht, denn nach ihrer Stammsage erfand Jlak, einer ihrer Urpatriarchen, den Genuss des Salzes, als ihm sein Hammelbraten auf den Boden fiel, aus dem das Salz ausgeblüht war. Das Vorkommen von Salz nimmt ja auch nicht etwa ab, wenn man aus den russischen Steppen gegen den asiatischen Kontinent vordringt, und die indischen Arier hatten bei dem Einbruch in das Fünf-Stromland erst noch die bekannte Saltrage zu überschreiten.

Ich sage das alles nicht, um nur zu kritisieren und es besser wissen zu wollen, vielleicht freilich, um ein wenig zu warnen, jedenfalls aber als Sach- und Wirtschaftsforscher, der den grössten Wert auf die gemeinschaftliche Arbeit mit den Philologen legt; ich will nicht etwa die angezogenen Autoren mit den angeblich „etymologischen“ Phantasien eines Mucke zusammenbringen, der findet, die Kraft des Herkules wird in seiner „Keule“ repräsentiert, welche den „kul“torischen Ackerbau kennzeichnet (Urgeschichte des Ackerbaus und der Viehzucht, Greifswald 1898, 8^o, S. 375) und S. 255, in 5¹/₄ Zeilen Hag zu Hagen = Stier; Wall zu Wallach = Pferd; Pferch zu Pferd, park zu parafredus stellt und Ross als Pferdenamen ebenfalls von einer Verbindung des Wortstammes mit einem Worte für Geflecht ableitet. Aber wie soll ich z. B. einen Kritiker den Sachforschern zurechnen, der es in einer Besprechung „unverständlich“ findet, „warum der Vergesellschaftung von Zugtier und Pflug solche Bedeutung beigemessen wird, und warum die Erfindung des Wagens der des Pfluges vorangegangen sein muss?“ (Ztschrft. f. Sozialwissenschaft VII, 1904, 8^o, S. 29.) Wer solche Fragen so obenhin anfasst, der sollte doch nicht mitgerechnet werden. Aber freilich ist mir auch kaum für die Sachkunde geholfen, wenn ich von Schrader gelegentlich erfahren muss, dass die Einführung des Wagens „eine durch die Not gebotene Erfindung“ wäre! Und überhaupt muss ich gegen die Wortforschung entschieden Protest erheben, wenn sie meint, Rind und Wagen wäre als Urbesitz der Indogermanen, also als sehr alt, anzusehen. Der Besitz auch nur eines Transporttieres, wie des Rindes an dem als Transportgerät so wichtigen Wagen, musste notwendig den Völkern, die sie zuerst erwarben, eine ausserordentliche Bewegungsfähigkeit geben und damit auch eine ausserordentliche Ausdehnungsfähigkeit und andererseits eine ausserordentliche Verkehrsmöglichkeit in sich, so dass dadurch der Sonderung der Sprachgruppen, die doch die Sprachgeschichte voraussetzen muss, notwendig sehr stark entgegengewirkt worden wäre! Für mich fängt ja auch Rind und Wagen ganz erheblich viel später an, wie für die Sprachforscher. Übrigens hätten längst die Erörterungen eines Technikers, Forestier (La Roue, Étude paléotechnologique, Paris 1900, 8^o.) die Anschauungen beseitigen müssen, der Wagen habe als primitives Gerät und daher mit dem Scheibenrade angefangen, weil in einigen zurückgebliebenen Gegenden im späteren Altertum wirklich Scheibenräder auftreten, die wir ja gelegentlich auch heute noch vorfinden. Gerade die Sachforschung weist doch immer wieder mit Deutlichkeit darauf hin, dass die scheinbar einfachste Lösung nicht immer die richtigste ist; Vorstellungen, wie sie immer sich noch finden: in den alten Zeiten müsse notwendig alles primitiv gewesen sein, und die Urmenschen seien sehr einfache Leute gewesen, müssten allmählich doch durch den Anschauungsunterricht in unseren Museen gründlichst widerlegt worden sein.

Unter den Abhandlungen des zweiten Bandes von „Wörter und Sachen“ gehen zwei grössere auf eine Anregung Strzygowskis zurück, die er im ersten Bande gab, wenn Mucke das Grab als Tisch und Richard Hartmann den tischförmigen Grabstein behandelt. Sonst hebe im ersten Hefte noch eine fleissige und umfassende Abhandlung von Behagel über die deutschen Weilerorte hervor, die nur eine Karte schmerzlich vermissen lässt, denn das Kartenbild lässt sich doch durch die klarsten Auseinandersetzungen nicht ersetzen. Bei dem Aufsatz von Friedr. Kaufmann über die altdutschen Genossenschaften bin ich ganz besonders auf die Fortsetzung gespannt, die die Hansa und verwandte Genossenschaften und die Jungmannschaft bringen wird, wie ich hoffe; denn das sind Verbände, wie sie uns jetzt ganz be-

sonders interessieren, der eine für die Geschichte des Mittelalters, der andere für die allermodernsten Bestrebungen des Fortbildungsunterrichts.

Aus den kleinen Artikeln möchte ich noch die Gleichstellung von Mond und Kahn für Altindien von Bloch hervorheben, die mir sehr wertvoll ist. Dagegen möchte ich darauf hinweisen, dass die Gleichstellung von Schlitten und Schlittschuh von Kalima in Helsingfors für das Finnisch-ugrische und Slawische nicht ganz plausibel ist, denn sachlich stellt der lappische Rennschlitten, im Gegensatz zu dem des Eskimo immer noch einen Kahn dar, der nicht auf zwei Kufen läuft, sondern auf einem Kiel; das ist für die selbständige Entstehung der Verwertung des Rens und seine Verwendung als Zugtier wichtig. Dass nun gar das finnische rihi = Darrgerüst für Getreiderige aus dem finnisch-ugrischen Sprachstamm für das litauische, lettische, russische, schwedische und das deutsche der Ostseeprovinzen entlehnt sein soll, das entspricht denn doch der ganzen Auffassung vom Ackerbau und seiner Geschichte ein bisschen wenig; aber solche Anregungen sind ja auch dann wertvoll, wenn sie den Widerspruch hervorrufen.

Aber ich kann meine Besprechung nicht schliessen, ohne gerade in bezug auf diese so schöne und so wertvolle Publikation den Wunsch nach einer ganz ähnlichen Zeitschrift aus dem Gebiete der Ethnologie und der ethnologischen Kulturgeschichte Ausdruck zu geben. Zu guter Letzt möchte ich auch noch einmal hervorheben und in diesem Sinne die Zeitschrift für alle Kreise unserer Gesellschaft bestens empfehlen, dass mir am aussichtsreichsten nicht ein scharfer Kampf entgegenstehender Richtungen zu sein scheint, sondern ein Zusammenwirken aller Wissenschaften im Sinne der schönen Worte Ratzels: „die Möglichkeit des Erfolges aller Forschungen über Völkerursprung sehen wir nur in der Teilung der Arbeit: Rasse-, Sprachen- und Kulturforschung mögen getrennt marschieren; sie werden nur so am gemeinsamen Ziele einst zusammentreffen“ (Kleine Schriften, München 1906, 8^o, II S. 53:).
Ed. Hahn.

Weissenberg, Dr. S. Das Wachstum des Menschen nach Alter, Geschlecht und Rasse, mit 60 Zahlen- und 22 graphischen Tabellen und 2 Tafeln. 222 S. 8^o. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1911. (Geheftet 6 *M.*)

Im Rahmen der „Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde“, in dem uns die rührigen Stuttgarter Verleger schon manche wertvolle und zeitgemässe Studie dargeboten, ist jetzt als VIII. Heft eine Untersuchung über menschliche Wachstumsverhältnisse erschienen. Der Verfasser, den Fachgenossen schon durch eine frühere Studie über die südrussischen Juden und durch einen lebhaften Meinungs-austausch über methodologische Fragen bekannt, hat in mehrjähriger Arbeit über 4000 südrussische Juden gemessen und sein Material von fast 50 000 Zahlen in zahlreichen Tabellen und Kurventafeln übersichtlich gruppiert.

Es liegt jetzt eine nicht nur ungemein fleissige, sondern auch sicher sehr wertvolle Studie vor uns, deren offenkundiger Nutzen anerkannt werden muss, auch wenn man die Messungsmethode des Verfassers nicht gerade für die zweckmässigste hält.

Die Arbeit beginnt mit einem Kapitel über fötale Körpermasse. Da sind 13 Föten von 42 bis 340 *mm* Körperlänge genau gemessen und nach allen Richtungen miteinander verglichen. Aus den vielen lehrreichen Ergebnissen sei hier nur hervorgehoben, wie ganz ausserordentlich kurz die Beine menschlicher Embryonen in den ersten Monaten des intrauterinalen Lebens sind. So beträgt die Sitzhöhe bei einem Embryo von rund 40 *mm* Körperlänge volle 90% der Gesamtlänge, bei einem von 50 *mm* Länge noch 75%, bei einem von 350 *mm* aber nur noch 68%, so dass im sechsten Monate fast schon die Verhältnisse des Neugeborenen erreicht sind, bei dem die Sitzhöhe etwa 67% der Körperlänge beträgt.

Der zweite Abschnitt handelt über die Körperproportionen des Neugeborenen. Ihm liegen Messungen an 15 Knaben und 14 Mädchen aus dem Berliner pathologischen Institut zugrunde, ein älteres Material, das noch aus der Zeit von R. Virchow stammt. Es ist an sich spärlich und vermutlich auch im einzelnen kümmerlich im Vergleiche mit lebenden und gesunden Kindern — aber es gibt zurzeit kaum ein besseres Material, auch nicht der Zahl nach. Ebenso wird man sich wohl auch in Zukunft meist auf Messungen von Leichen Neugeborener beschränken müssen, da das Messen an Lebenden mit zu grossen Schwierigkeiten verknüpft ist. Ich würde es aber für sehr wünschenswert halten, dass bald grössere Mengen von Neugeborenen in verschiedenen Ländern nach einer einheitlichen und einwandfreien Methode gemessen würden.

Im dritten Abschnitt werden die Körperproportionen des Erwachsenen behandelt; die Untersuchungen basieren hier auf Messungen von 500 Männern und 300 Frauen, also auf einem so grossen Material als es nur irgend wünschenswert ist — soweit südrussische Juden in Frage kommen. Wenn aber jemand aus diesen Zahlen auch auf die Verhältnisse bei anderen Europäern schliessen würde, dürfte er vermutlich nicht selten irgehen; Verf. scheint zwar anzunehmen, dass seine Messungen etwa denen am Durchschnitts-Europäer entsprechen, weil die mittlere Körperhöhe seiner Juden mit 165 *cm* der „mittleren“ europäischen gleicht. Aber die Masse des mittleren Europäers würden uns sehr viel weniger interessieren als etwa die Masse des mittleren Schotten und die des mittleren Sizilianers. Ich hebe das hervor, weil solche Messungen bisher noch fast völlig fehlen. Man kann nur hoffen, dass W.'s Beispiel bald in sehr vielen Ländern Nachfolger findet. Erst dann wird man wirklich etwas über „das Wachstum des Menschen“ wissen; deshalb meine ich aber auch, dass W. in der Wahl des Titels für sein Buch nicht ganz glücklich gewesen ist.

Im einzelnen interessieren im dritten Kapitel besonders die relativen Zahlen von Mann und Weib; W. bemüht sich, da vielleicht sekundäre Geschlechtsunterschiede nachzuweisen, wo einzelne seiner Vorgänger nur einfache Grössenunterschiede angenommen hatten. Dass überhaupt die Frauen kleiner sind als die Männer, braucht nicht erst durch Messungen nachgewiesen zu werden, aber es ist wichtig, zu wissen, dass Sitzhöhe und Rumpflänge der Frau relativ grösser sind als die des Mannes, während ihre Beinlänge, ihre Armlänge und ihre Klatferbreite relativ kürzer sind. Relativ grösser scheint auch der Kopfumfang der Frau zu sein, doch geht aus dem Buche nicht hervor, auf welchem Materiale diese Angabe des Verfassers beruht; an sich sollte man vermuten, dass sie auf der Messung seiner 300 erwachsenen Frauen basiert ist, aber in der Einleitung gibt W. ausdrücklich an, dass er „wegen der störenden Frisuren den Kopfumfang nur am Manne gemessen“ habe. Nun gibt er den mittleren Kopfumfang der Männer mit 550, den der Frauen (welcher?) mit 536 *mm* an, oder auf die Körperhöhe gleich 1000 bezogen: 334 für die Männer und 349 für die Frauen. Sehr interessant ist hier der Vergleich mit den betreffenden Zahlen von Quetelet, absolut 564 und 538 *mm*, relativ 335 und 340.

Das einzige Mass, das bei der Frau auch absolut grösser ist als beim Manne, ist die Hüftbreite. W. gibt da für seine Juden allerdings ganz enorme Masse: 277 *mm* beim Mann, 281 *mm* bei der Frau (Quetelet hat da nur 236 und 237 *mm*). Dem entsprechend gehen auch die relativen Masse da sehr weit auseinander. Die Körperlänge gleich 1000 gesetzt, haben W.'s Juden eine Beckenbreite von 168, die Frauen von 183, während bei Quetelet dieselben Zahlen nur 140 und 150 betragen. Noch sehr viel geringer würden sie natürlich bei Engländern der höheren Stände und erst recht bei Afrikanern ausfallen.

Das den grössten Teil des Buches einnehmende vierte Kapitel behandelt das Wachstum während der Entwicklungsperiode. Es ist wohl der wichtigste Abschnitt der ganzen Arbeit und mit grosser Sorgfalt und Umsicht durchgeführt. Das Material beginnt mit Kindern von zwei Jahren und ist von Jahr zu Jahr in Gruppen geteilt. Sehr anerkennenswert ist, dass tatsächlich nur solche Kinder ausgewählt wurden,

deren Alter nahe an volle Jahre herankam. So wurden als zweijährig nur gezählt Kinder mit 2 Jahren \pm 2 Monaten, ebenso die dreijährigen; als vierjährig die mit 4 Jahren \pm 3 Monaten usw. Für die vielen interessanten Einzelheiten dieses Kapitels verweise ich auf das Original; ebenso für die anderen Abschnitte des Buches, unter denen ich hier nur den über Zwerg- und Riesenwuchs noch besonders hervorheben will.

Sehr erfreulich ist W.'s schroffe Ablehnung von Stratz, dessen Versuch, mit einem Modulus zu arbeiten, er als ganz verfehlt und in das Gebiet der „sportativen“ Anthropometrie gehörig, bezeichnet. Das Wort ist unschön, aber dem Sinne nach sicher zutreffend. Hingegen geht er sicher sehr viel zu weit, wenn er der verdienstvollen Arbeit von Sarah Teumin „jeden wissenschaftlichen Wert abspricht“.

Bei aller Anerkennung, die ich dem verdienstvollen Buche W.'s gerne zolle, kann ich aber ein schweres Bedenken nicht unterdrücken; es betrifft seine Mess-technik. Dass er an den direkt genommenen Massen festhält und am Lebenden jede Projektion gehörig, bezeichnet. Das Wort ist unschön, aber dem Sinne nach sicher zutreffend. Hingegen geht er sicher sehr viel zu weit, wenn er der verdienstvollen Arbeit von Sarah Teumin „jeden wissenschaftlichen Wert abspricht“.

Bei aller Anerkennung, die ich dem verdienstvollen Buche W.'s gerne zolle, kann ich aber ein schweres Bedenken nicht unterdrücken; es betrifft seine Mess-technik. Dass er an den direkt genommenen Massen festhält und am Lebenden jede Projektion gehörig, bezeichnet. Das Wort ist unschön, aber dem Sinne nach sicher zutreffend. Hingegen geht er sicher sehr viel zu weit, wenn er der verdienstvollen Arbeit von Sarah Teumin „jeden wissenschaftlichen Wert abspricht“.

In Zukunft wird man sich da vielleicht nach der Majorität der Fachgenossen richten, weil man die Einheit der Methode für richtiger halten wird, als das eigensinnige Festhalten an Einzelheiten, wenn auch diese vielleicht richtiger oder logischer sein sollten, als die von der Mehrheit gewählten. Aber man sollte auf Masse verzichten, die an sich schwierig oder unsicher zu ermitteln sind und man sollte in der Technik jedes einzelnen Masses auf die Erreichung möglichst grosser Genauigkeit mehr Gewicht legen als auf irgend andere wirkliche oder scheinbare Vorteile.

W. misst „ohne Schuhe, bei strammer Haltung, in leichten Unterkleidern“ und bestimmt folgende Masse:

1. Körperhöhe, Kopf in der deutschen Horizontalen.
2. Klafterbreite, Arme stark gestreckt.
3. Sitzhöhe, vom Scheitel bis zur Sitzfläche.
4. Rumpflänge, von der oberen Fläche des Akromion bis zur Sitzfläche.
5. Armlänge, vom Akromionrand bis zur Spitze des mittleren Fingers.
6. Beinlänge, vom oberen Rande des grossen Trochanters bis zum Fussboden.
7. Handlänge, von der tiefsten Falte am Handgelenke bis zur Spitze des mittleren Fingers.
8. Fusslänge, von dem am meisten nach hinten vorspringenden Punkte der Ferse bis zur Spitze der längsten Zehe.
9. Schulterbreite, von einem Akromionrande zum anderen.
10. Hüftbreite, Diameter cristarum, zwischen den am meisten abstehenden Punkten der Beckenschaufel.
11. Kopfumfang in horizontaler Richtung.
12. Brustumfang, vorne, beim Mann etwas unterhalb der Brustwarzen, beim Weib oberhalb der Brüste, hinten unterhalb der Schulterblätter.
13. Körpergewicht.
14. Hubkraft.
15. Druckkraft.

Für 1, 3 und 4 wurde ein aus Holz kontruirter Anthropometer gebraucht; für 2 diente ein graduirter, hinten angelegter Holzstab, dessen eines Ende sich gegen irgendeinen festen Stützpunkt stemmte; 5, 6, 7, 11 und 12 wurden mit dem Bandmasse bestimmt; 8 mit einem Tischlerwinkelmasse; 9 und 10 mit einem Tasterzirkel.⁴

W. verschmäh't also das von der überwiegenden Mehrheit der Fachgenossen benutzte einheitliche Instrumentarium und weicht auch sonst in seiner Technik von uns anderen mehrfach ab. So vermeidet er jede Benützung des Symphysenrandes. Das letztere wird man verstehen und für sein Material wohl auch billigen können. Seine Art, die Rumpflänge zu bestimmen, ist unter diesen Umständen sogar als besonders geschickt zu bezeichnen. Hingegen scheint es mir prinzipiell verfehlt, 5, 6 und 7 mit dem Bandmasse zu messen; ebenso nehme ich Anstoss an der Be-

nützung des grossen Trochanters zur Bestimmung der Beinlänge. Nach meiner persönlichen Erfahrung — ich messe seit 40 und unterrichte im Messen seit 29 Jahren — ist es bei einigermaßen kräftigen Leuten sehr oft unmöglich, den oberen Rand des grossen Rollhügels auch nur mit dem geringen Grade von Genauigkeit abzutasten, der für Messungen am Lebenden als unerlässlich bezeichnet werden muss.

Noch gibt es keine einheitliche Technik für die Körpermessung; vielleicht gelingt es in diesem Jahre, sie in Heilbronn zu schaffen. Gerade das Buch von W. zeigt wieder von neuem, wie dringend erwünscht ein wenigstens für die Hauptmasse einheitliches Verfahren sein würde

Inzwischen kann ich nicht ohne Freude feststellen, dass W. in dem neuen Buche in allen Tabellen die Zahlen wieder ganz ausschreibt. In seiner sonst sehr wertvollen Arbeit über die jemenitischen Juden (Z. f. E. 41 S. 323) hatte er, einem Beispiele von Iwanowsky folgend, es konsequent durchgeführt, in sämtlichen Tabellen die „eigentlich ganz überflüssigen“ ersten Ziffern wegzulassen; er schrieb damals für eine Kopflänge von 189 *mm* einfach 89, für eine Körperhöhe von 164 *cm* einfach 64, für einen Kopfumfang von 58 *cm* einfach 8 nur — „um Raum, Zeit und somit auch Geld zu ersparen.“ Er ist von dieser sehr übel angebrachten Sparsamkeit jetzt freiwillig zurückgekommen, und so ist zu hoffen, dass er allmählich auch in seiner Messtechnik sich den westlichen Kollegen mehr und mehr annähern wird.

v. Luschan.

Erwiderung auf die Besprechung meines Buches „Die altslavische Wohnung“ durch A. Brückner (vgl. diese Zeitschrift S. 180—182).

Die Bemerkung Brückners, dass bei der Fremdwörtersucht der Slaven (mehr als bei den Germanen und Finnen?) die slavischen Lehnwörter für die Entlehnung der Dinge gar nichts bedeuten, berührt mich nicht, da ich als Ethnograph von den Sachen ausgehe und erst durch augenfällige Übereinstimmungen in den Einrichtungen hüben und drüben auf die Heranziehung der Lehnwörter geführt bin. Wenn Brückner behauptet, dass *banja* und *čulan* ohne Schwierigkeit aus einheimischem Sprachgute erklärt werden können, so hat bis jetzt kein Slavist an eine derartige Möglichkeit gedacht. Dass *banja* bei den Slaven von jeher die Bedeutung der Badstube gehabt hat, ist ja auch meine Ansicht. In diesem Falle aber kann bei demselben Stamme, z. B. den Grossrussen, *istuba* von Anfang an nur die Wohnstube bedeutet haben, und damit ist die Anlehnung an die skandinavische *stofa* gegeben. Die Behauptung Brückners, dass die älteste russische Chronik *istuba* in der Bedeutung der Badstube kenne, bezieht sich offenbar auf die Stelle (Miklosich, *Chronica Nestoris*, S. 32, mein Buch, S. 317, Anm. 1), in der die Grossfürstin Olga den Abgesandten der Drewljanen in Kiew ein Bad bereiten lässt (um 950). Aber in jener Zeit gab es in Kiew bei den Poljanen ebensowenig Badstuben, wie heutzutage, denn nach der Legende des heiligen Andreas traf dieser auf seiner Reise nach Norden die Badstube erst oben am Ilmensee. Es blieb also nichts übrig, als eine gewöhnliche Stube, *istupka*, so oder so, für diesen Zweck herzurichten. Und in zwei späteren Stellen gebraucht derselbe Nestor unzweifelhaft *istuba* für die Wohnstube. In der einen (Nest. S. 141, anno 1095) wird dem Fürsten der Prolowzer, Itlar, eine *istubika* angewiesen, um dort zu schlafen und zu frühstücken. Und im folgenden Jahre wird unweit Kiew in der *istuba* die *peč'* erwähnt, ein Wort, das nie für den Steinofen der Badstube gebraucht wird (Nestor, S. 163, 6, mein Buch S. 331, Anm. 1). Was noch die von Brückner angezogene Wendung der Wenzelslegenden (Ende des 10. Jahrh.) anlangt: „in cesso balneo, quod populariter lingua *istuba* vocatur“, so kann ich in *stuba* keine Vertretung eines tschechischen *izba* sehen; der Verfasser will sich mit dem Ausdruck „pop. ling.“ entschuldigen, dass er zum besseren Verständnis zu dem gut lateinischen in *asso balneo* das aus dem Gemeindeutschen in das Vulgärlatein übergegangene *stuba* fügt. Nun will ja Br.

selbst in einer um 1125 in Wollin erwähnten stupa (= izba?) die Wohnstube finden, während nach dem (von Br. nicht angezogenen) Berichte des arabischen Reisenden Ibrahim Ibn Jakub noch zu Ende des ersten Jahrtausends bei den westlichen Slaven itba die Badstube gewesen sein soll (jeder Ethnograph weiss, wie sehr Reisende, die der Landessprache nicht kundig sind, sich Missverständnissen ausgesetzt sehen). Wenn das richtig ist, so müsste im Laufe des ersten Jahrhunderts unseres Jahrtausends auf der ungeheuren, dünn bevölkerten, öfters durch pfadlose Wildnisse unterbrochenen Strecke von der Mündung der Oder bis zum Schwarzen Meere, die istuba sich aus der Badstube zur Wohnstube entwickelt haben, und zwar zu einer Wohnstube mit ganz besonderer, überall gleicher Einrichtung, nämlich mit der der peč'. Ich habe dargetan (mein Buch S. 170 ff., S. 181 bis 183), dass auf der ganzen Strecke von der Ostsee bis zur Adria, überall wo Slaven und Deutsche zusammenstossen, die Slaven in der Wohnstube den Backofen haben, oder doch den Stubenofen zum Brotbacken benützen (Slovenen), wogegen das im inneren Deutschland nirgends der Fall ist; ferner (S. 96 bis 98), dass auf derselben Strecke die mannigfachsten Übergänge zwischen der slavischen Gewohnheit, im Ofen selbst in Töpfen mittels der Ofengabel zu kochen und dem deutschen Brauch, im Kessel am offenen Feuer, nachzuweisen sind; endlich (S. 97 unten), dass im ganzen östlichen Deutschland der Brauch herrscht, Winters im Kachelofen mit der Ofengabel in Töpfen zu kochen, eine Einrichtung, die nur von den Slaven angenommen sein kann, da sie weiterhin nach Westen zu, desgleichen in Niedersachsen und Skandinavien, vollständig unbekannt ist. Diese Tatsachen sind unwiderleglich und können in ihrem Zusammenhange nicht anders verstanden werden, als dass die Slaven die istuba mit der peč' von vornherein aus der alten Heimat in diese Gegenden gebracht, aber nicht erst an Ort und Stelle unter ganz verschiedenen Einflüssen und ohne jeden inneren Zusammenhang der Stämme entwickelt haben.

K. Rhamm.

IV. Eingänge für die Bibliothek.¹⁾

1. Brühl, Gustav, Die Kulturvölker Alt-Amerikas. New York, Cincinnati, St. Louis. Benziger Bros., 1875–1887. 8°.
2. Dessauer, Friedrich, und Paul C. Franze, Die Physik im Dienste der Medizin mit besonderer Berücksichtigung der Strahlungen. Kempten u. München: J. Kösel 1906. 8°. (Aus: Sammlung Kösel Bd. 9.)
3. Franze, Paul C., Über die Gültigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis und über die Entwicklung der Erkenntnis überhaupt. o. O. u. J. 8°. (Aus: Philos. Wochenschr. Bd. 7 u. 8.)
4. Schweinfurth, G., und L. Levin, Beiträge zur Topographie und Geochemie des ägyptischen Natron-Thals. Berlin 1898. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Erdkde. Bd. XXXIII.)
5. Lewin, L., Über eine angebliche Carbolsäurevergiftung. Leipzig: G. Thieme 1898. 8°. (Aus: Deutsch. Med. Wochenschr. 1898.)
6. Lewin, L., Über eigentümliche Quecksilber-Anwendungen. Berlin 1899. 8°. (Aus: Berl. klin. Wochenschr. 1899.)
7. Lewin, L., Über die Fruchtabtreibung. Berlin 1899. 8°. (Aus: Berliner klin. Wochenschr. 1899.)
8. Lewin, L., und M. Brenning, Die Fruchtabtreibung durch Gifte und andere Mittel. Berlin: A. Hirschwald 1899. 8°.
9. Lewin, L., Über einige biologische Eigenschaften des Phenylhydrazins und einen grünen Blutfarbstoff. München: R. Oldenbourg 1901. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Biolog. Bd. XLII.)
10. Lewin, Louis, Sur une substance colorante verte extraite du sang des animaux empoisonnés par la phénylhydrazine. Paris: Ganthier-Villars 1901. 8°. (Aus: Comptes Rendus des Séances de l'Acad. des Sciences.)
11. Offner, Max, Das Gedächtnis . . . Berlin: Reuther & Reichard 1909. 8°. Nr. 1–11 Hr. Grünwedel.
12. Schrader, O., Die Indogermanen. Leipzig: Quelle & Meyer 1911. 8°. (Aus: Wissenschaft und Bildung Bd. 77.)
13. Weber, Friedrich, Beiträge zur Charakteristik der älteren Geschichtsschreiber über Spanisch-Amerika. Leipzig: R. Voigtländers Verlag 1911. 8°.
14. Volz, Walter, Reise durch das Hinterland von Liberia 1906–1907. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von Dr. Rudolf Zeller. Bern: A. Francke 1911. 8°.
15. Bloch, Iwan, Der Ursprung der Syphilis. . . . I. Jena: G. Fischer 1901. 8°.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechung der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

16. Hodson, T. C., *The Nāga Tribes of Manipur*. London: Macmillan and C. 1911. 8°.
- Nr. 12—16 *Verleger*.
17. *Catalogue, A descriptive of the Sanskrit manuscripts in the government oriental manuscripts library, Madras* by M. Rangacharya, M. A., Rao Bahadur, vol. III.—grammar, lexicography and prosody, Madras 1906. 8°.
18. *Catalogue . . . vol. IV first part: Itihāsa and purāna*. Madras 1907. 8°.
19. *Catalogue . . . vol. IV, second part: Upapurānas and sthālamāhātmyas*. Madras 1908. 8°.
20. *Catalogue . . . vol. V.—Dharma-sāstra*. Madras 1909. 8°.
21. *Catalogue . . . vol. VI.—Dharma-sāstra (continuet)*. Madras 1909. 8°.
22. *Catalogue . . . vol. VIII.—Arthasāstra, Kamasāstra, and systems of indian philosophy—Nyāya*. Madras 1910. 8°.
23. *Catalogue . . . vol. IX.—Systems of indian philosophy: Vaiśeṣika, yoga mīmāṃsā and vādānta-advaita philosophy*. Madras 1910. 8°.
- Nr. 17—23 *Superintendent Gov. Press*.
24. Hoernes, M., *Kunsthistorische Übersicht aus dem V. Bande der österreichischen Kunsttopographie (Bezirk Horn)*. o. O. u. J. 4°. (Aus: K. K. Zentral-Komm. f. Kunst- u. hist. Denkmale.)
25. Carus, Paul, *Philosophy as a science . . .* Chicago: The Open Court Publishing Company. 1909. 8°.
26. Puydt, Marcel de, *Ville de Liège Musée Archéologique Maison Curtius . . . Section préhistorique*. Liège o. J. 8°.
27. Puydt, Marcel de, *Notes sur une partie de crâne humain trouvée dans le Limon d'une Grotte près de Pepinster. Quatre instruments néolithiques perforés, des silex taillés paraissant quaternaires trouvés a Sainte-Gertrude. Un vase néolithique de Tourinne*. Bruxelles 1884. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles tome XIII.)
28. Puydt, Marcel de, *Au sujet de poignards de l'âge de la pierre et de quelques silex taillés trouvés à Épinois, canton de Binche, province de Hainaut (Belgique)*. Bruxelles 1900. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
29. Puydt, Marcel de, *Fonds de cabanes néolithiques de la Hesbaye. Le village des tombes compte rendu de fouilles exécutées à Omal par M. M. E. Davin-Rigot et Marcel de Puydt, en 1900—1901*. Bruxelles 1902. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
30. Puydt, Marcel de, *Antiquités préhistoriques trouvées sur le territoire de la Ville de Liège, haches du type acheuléen de Visé et de Waremme*. Bruxelles 1903. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
31. Puydt, Marcel de, *Fonds de cabanes néolithiques du Niva et de Bassenge. Compte rendu de fouilles exécutées par M. M. Davin-Rigot et M. de Puydt a les Waleffes*. Bruxelles 1904. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
32. Puydt, Marcel de, *Habitations de l'âge du bronze en Hesbaye. Compte rendu de fouilles pratiquées, en 1905, avec M. M. Davin-Rigot et Herman Davin, à Lens Saint-Servais, provinze de Liège*. Bruxelles 1907. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
33. Puydt, Marcel de, *Fonds de cabanes de la Hesbaye. Groupe du Grandchamp. Compte rendu de fouilles exécutées, en 1907, avec M. M. Davin-Rigot et Herman Davin, commune de les Waleffes*. Bruxelles 1909. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)
34. Puydt, Marcel de, *Les emplacements d'habitations protohistoriques de la Bruyère de Neerhaeren (commune de Reckheim)*. Bruxelles 1909. 8°. (Aus: Communication faite à la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles.)

35. Puydt, Marcel de, Le fond de cabane néolithique découvert à Liège sous la place Saint-Lambert. Liège 1909. 8°. (Aus: Compte-rendu du Congr. de la Fédération archéol. et hist. de Belgique XXI sess.)
36. Puydt, Marcel de, Notice. Station néolithique de Sainte-Gertrude (Limbourg néerlandais). Ateliers néolithiques de Sainte-Gertrude et de Ryckholt. Collections préhistoriques déposées au Musée Curtius. Liège 1910. 8°. (Aus: XLI. allgem. Versamml. in Cöln.)
37. Boas, Franz, Changes in bodily form of descendants of immigrants. Washington 1911. 8°. (Aus: The Immigration Commission.)
38. Neergaard, Carl, Un amas de débris provenant d'une fonderie du récent âge du bronze. Copenhague 1910. 8°. (Aus: Mém. de la Soc. Roy. des Antiqu. du Nord.)
39. Viollier, D., Essai sur les rites funéraires en Suisse des origines a la conquête romaine étude, sur les moeurs et les croyances des populations préhistoriques. Paris: E. Leroux 1911. 8°. (Aus: Biblioth. de l'École des hautes études vol. 24.)
40. Le Coq, A. v., Dr. Steins turkish khuastuanift from Tun-Huang . . . o. O. 1911. 8°. (Aus: Journ. of the Royal Asiatic Soc.)
41. Lehmann-Nitsche, Robert, Europäische Märchen unter den argentinischen Araukanern. o. O. u. J. 8°. (Aus XIV. Amerikanisten-Kongress.)
42. Lehmann-Nitsche, Robert, Schädeltypen und Rassenschädel. Braunschweig 1906. 4°. (Aus: Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. V.)
43. Lehmann-Nitsche, Robert, Dibujos primitivos . . . La Plata 1909. 8°. (Aus: Tirada especial de Univers. Nac. de la Plata.)
44. Lehmann-Nitsche, R., Clavas cefalomorfas de piedra procedentes de Chile y de la Argentina. Buenos Aires 1909. 4°. (Aus: Rev. del Mus. de la Plata tomo XVI (2. serie tom. III.)
45. Lehmann-Nitsche, R., Hachas y placas para ceremonias procedentes de Patagonia. Buenos Aires 1909. 4°. (Aus: Rev. del Mus. de la Plata tomo XVI (2. serie tom. III.)
46. Lehmann-Nitsche, R., Zu den Anthropophyteia aus Alt-Peru. Leipzig: Deutsche Verlagaktiengesellschaft 1909. 8°. (Aus: *ἈΝΘΡΩΠΟΦΥΤΕΙΑ* Bd. VI.)
47. Lehmann-Nitsche, Robert, Homo sapiens und Homo neogaeus aus der argentinischen Pampasformation. Wien: A. Hartlebens Verlag 1909. 8°. (Aus: Verhandl. d. XVI. Internat. Amerikanisten-Kongr.)
48. Lehmann-Nitsche, Robert, Homo sapiens und Homo neogaeus aus der argentinischen Pampasformation. Jena: G. Fischer 1909. 4°. (Aus: Naturwissenschaftl. Wochenschr. N. F. VIII. Bd.)
49. Lehmann-Nitsche, R., Programa del Curso libre de Paleantropologia Año 1904. La Plata 1909. 8°. (Aus: Facultad de filosofia y letras de la Univers. de Buenos Aires.)
50. Lehmann-Nitsche, Robert, El hombre fosil pampeano La Paz, Bolivia 1910. 4°. (Aus: Bol. de la Oficina nac. de estadística.)
51. Lehmann-Nitsche, Robert, Vocabulario Chorote ó Solote (Chaco occidental). Buenos Aires 1910. 4°. (Aus: Rev. del Mus. de la Plata tomo XVIII. (2. serie tomo IV.)
52. Lehmann-Nitsche, Robert, Programa del curso de antropologia año 1905—1907 u. 1910. Buenos Aires 1905—1910. 8°. (Aus: Facultad de filosofia y letras de la Univ. de Buenos Aires) 4 Hefte.
53. Lehmann-Nitsche, R., Programa de curso libre del antropologia año 1903. La Plata 1909. 8°. (Aus: Facultad de filosofia y letras de la Univ. de Buenos Aires.)
54. Torres, Luis Maria, El Totemismo su origen, significado, efectos y supervivencias. Buenos Aires 1911. 4°. (Aus: Anales del Mus. Nac. de Buenos Aires. Tom. XX. Ser. 3t. XIII.)

55. Sera, G. L., Sull' uomo fossile sud-americano. Firenze 1911. 8°. (Aus: *Monitore zool. Ital.* anno XXII.)
56. Buschan, G., Literatur über die Landes- und Volkskunde Pommerns für die Jahre 1908 und 1909 unter Mitwirkung von G. Enderlein, A. Hahn, L. Sauer und E. Walter. Greifswald 1911. 8°. (Aus: *Jhresber. d. Gesellsch. f. Völker- und Erdkde. z. Stettin*.)
57. Wichmann, H., Die deutsch-niederländische Grenzkommission in Neuguinea. Gotha: J. Perthes 1911. 4°. (Aus: *Dr. A. Petermanns Geogr. Mitteil.* 1911.)
58. Pöch, Rudolf, Bericht über meine Reisen nach Südafrika 1907—1909. Wien 1908/1909. 8°. (Aus: *Akad. Anz. d. kaiserl. Akad. d. Wissensch. Nr. VI.*)
59. Pöch, Rudolf, Das Photographieren auf anthropologischen Forschungsreisen. Wien: K. k. Photographische Gesellschaft 1910. 8°. (Aus: *Photogr. Korrespondenz Nr. 594*)
60. Pöch, Rudolf, Meine beiden Kalahari-Reisen 1908 und 1909. Berlin 1911. 8°. (Aus: *Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkde.*)
61. Verlagskatalog von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. Herausgegeben aus Anlass des hundertjährigen Bestehens der Firma in Braunschweig 1799 April 1899. Braunschweig 1899. 8°.
62. Verlagskatalog von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig 1786—1911. Herausgegeben aus Anlass des hundertfünfundzwanzigjährigen Bestehens der Firma, gegründet April 1786. Braunschweig 1911. 8°.
63. Roberti, Giacomo, L'età neolitica nel Trentino. Trento 1909. 8°. (Aus: *Rivista tridentino* 1909.)
64. Roberti, Giacomo, Appunti di paleontologia Trentina. Parma 1910. 8°. (Aus: *Bull. di paleontol. ital.* Anno XXXV.)
65. Roberti, Giacomo, Inventario degli oggetti litici del Trentino. Trento 1910. 8°. (Aus: *Supplemento di Pro Cultura* Anno I.)
66. Roberti, Giacomo, Scavi della „Pro Cultura“ o. O. 1911. 8°. (Aus: *Rivista Pro Cultura* Anno 1911.)
67. Roberti, Giacomo, Le nuove scoperte della Stazione neolitica a Mont' Albano di Mori o. O. u. J. 8°. (Aus: *Pro Cultura* I.)
68. Roth, Walter E., Some technological notes from the Pomeroon District, British Guiana. London: Royal Anthropol. Inst. of Great Britain and Ireland 1910. 4°. (Aus: *Journ. of the Royal Anthropol. Inst.* Vol. XL.)
69. Hollis, A. C., Vocabulary of english words & sentences translated into six languages or dialects, viz.: o. O. u. J. 8°.
70. Koch-Grünberg, Theodor, Aruak-Sprachen Nordwestbrasilien und der angrenzenden Gebiete. Wien: Anthropologische Gesellschaft 1911. 4°. (Aus: *Bd. XLI (d. dritten Folge Bd. XI) d. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien.* Nr. 24—70 *Verfasser*.)
71. The Open Court a monthly Magazine devoted to the Science of Religion, the Religion of Science, and the Extension of the Religions Parliament Idea founded by Edward C. Hegeler. Chicago: The Open Court Publishing Company. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. Ltd. 1911. 8°.
Hr. P. Carus.
72. Düben, G. von, Crania Lapponica opus posthumum auctore. With a preface by professor Gustaf Retzius edited by Prof. C. G. Santesson. Holmiae MCMX. Jena: G. Fischer 1909. 2°.
Hr. Santesson.
73. Bosman, William, A New and Accurate Description of the Coast of Guinea, divided into the Gold, the Slave, and the Ivory Coasts. London 1705. 8°.
Professor Lissauer-Stiftung.
74. Guimet, Emile, Les chrétiens et l'empire romain. Le malentendu entre les Chrétiens et le Gouvernement Paris: Éditions de la Nouvelle Revue 1909. 8°. (Aus: *La Nouv. Rev.*)
Musée Guimet.

75. Guimet, Emile, Lucien de Samosate, philosophe. Paris: Éditions de la Nouvelle Revue 1910. 8°. (Aus: Nouv. Revue.)
Musée Guimet.
76. Journal, The Sarawak Museum. Sarawak 1911. 8°. Vol. I, 1.
Curator des Museums.
77. Volkskunde Leipzig: O. R. Reiland 1911. 8°. (Aus: Jhrsber. über die Erschein. auf dem Geb. d. germ. Philolog. 31. Jhrg.)
Gesellsch. f. deutsche Philologie.
78. Freimark, Hans, Das Sexualleben der Afrikaner. Leipzig: Leipziger Verlag (G. m. b. H. o. J. 8°. (Aus: Sexualleben der Naturvölker Bd. II.)
Professor Lissauer-Stiftung.
79. Topinard, Paul, L'Anthropologie. Paris: Schleicher Frères o. J. 8°.
Professor Lissauer-Stiftung.
80. Weimann, E., Lebensbeschreibung des Prinzen und der Prinzessin Colibri. Berlin 1857. 8°.
Hr. Virchow.
81. Prusse occidentale, Carte archéologique de la, (Ancienne Province polonaise) et des parties contigues du Grand Duché de Posen d'après les recherches de Godefroy Ossowski (1875—1878) par les soins et aux frais de Sigismund Dzialowski. Paris 1880. gr. 2°.
Frau Geh. Rat Virchow.
82. Rathgen, F., Über einige antike Mörtel. Berlin: Chem. Laboratorium f. Tonindustrie und Tonindustrie-Ztg. . . . 1911. 8°. (Aus: Tonindustrie-Ztg. Jahrg. 1911.)
83. Pittard, Eugène, L'indice cephalique chez les Tsiganes de la péninsule des Balkans (1261 individus des deux sexes). Lyon 1904. 8°. Aus: Soc. d'Anthrop. de Lyon 1904.)
84. Pittard, E., Le plus ancien outillage humain en os connu jusqu'à ce jour (période moustérienne). Köln 1907. 4°. (Aus: Bericht über die Prähist. Vers. 1907 . . . in Köln.)
85. Pittard, Eugène, Ossements utilisés (diaphyses) de la période moustérienne station des Rebières (Ourbières) Dordogne. Paris: F. Alcan 1908. 8°. (Aus: Rev. de l'École d'Anthrop. 18. Année.)
86. Pittard, Eugène, Anthropologie de la Roumanie. Étude de 50 crânes roumains déposés au Monastère de Varatic (Moldavie). Bucarest 1910. 4°. (Aus: Bull. de la Soc. des Scienc. de Bucarest-Roumanie, An. XIX.)
87. Pittard, Eugène, Découvertes préhistoriques dans la Dordogne. Une nouvelle station moustérienne (note préliminaire). Genève: R. Burkhardt 1910. 8°. (Aus: Globe Tome XLIX.)
88. Pittard, Eugène, Contribution à l'étude anthropologique des Serbes du royaume de Serbie. Paris: F. Alcan 1910. 8°. (Aus: Rev. de l'École d'Anthrop. 20. Année.)
89. Pittard, Eugène, Comparaisons sexuelles dans une série de 795 crânes de brachycéphales alpins Lyon: H. Georg. Paris: Masson et Cie., 1910. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Lyon, tome 28.)
90. Pittard, Eugène, L'indice nasal et le développement des dimensions du nez en fonction de la taille chez 1266 Tziganes des deux sexes. Paris: F. Alcan 1911. 8°. (Aus: Rev. anthrop. 21 année)
91. Favraud, A., Une cachette de haches en bronze à Sauzelle Ile d'Oléron. (Charente-Inférieure) Angoulême: Constantin MDCCCXLI. 8°.
92. Roth, Walter E., North Queensland ethnography. o. O. 1910. 8°. (Aus: Records of the Austral. Mus. vol. VIII.)
93. Haberlandt, M., Antwort auf vorstehende Erwiderungen. o. O. 1911. 8°. (Aus: Dr. A. Petermanns geogr. Mitteil. I.)
94. Baye, Le Baron de, Les casques de l'époque barbare (second mémoire). Paris 1911. 8°. (Aus: Mémoires de la Soc. nat. des Antiquaires de France t. LXX.)

95. Debenedetti, Salv., Noticia sobre un cementerio indígena de Baradero. Buenos Aires 1911. 8°. (Aus: Revista de la Univers. Tomo XIII.)
96. Bellucci, Giuseppe, Ornamenti personali in argento rinvenuti nella necropoli di Norcia (Umbria) (2° periodo dell'età del ferro). Roma 1911. 8°.
97. Preuss, K. Th., 1 Religionen der Naturvölker Amerikas 1906–1909. Leipzig: B. G. Teubner 1911. 8°. (Aus: Arch. f. Religionsw. 14 Bd.)
98. Huttern, Johann, Die siebente Erdenwelt in Zeit, Sprache und Schrift. Leipzig: Zürich IV, Selbstverlag des Verfassers, Universitätsstr. 80. 1911. 8°.
99. Bertholon, Étude comparée sur des crânes de Carthaginois d'il y a 2 400 ans et de Tunisois contemporains. Tunis 1911. 8°. (Aus: Revue Tun.)
100. Herman, Otto, Vortrag gehalten in der Sitzung der Kommission für Höhlenforschung der ungarischen geologischen Gesellschaft am 6. Feber 1911. Budapest 1911. 8°. (Aus: Mitteil. der Höhlenforschungskomm. der ung. geolog. Gesellsch. Jahrg. 1911.)
101. Morselli, Enrico, Etnologia et Etnografia. Firenze 1911. 8°. (Aus: Arch. per l'Antrop. e la Etnol. vol. XLI.)
102. Mac Curdy, George Grant, An Aztec „Calendar Stone“ in Yale University Museum. Lancaster Pa., U. S. A. 1911. 8°. (Aus: Amer. Anthropologist (N. S.), vol. XII.)
103. Mac Curdy, George Grant, Seventeenth International Congress of Americanists, second Session-City of Mexico. Lancaster Pa., U. S. A. 1911. 8°. (Aus: Amer. Anthropologist (N. S.), vol. XII.)
104. Goerke, Franz, Länderkunde. Berlin: Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. o. O. 8°. (Aus: Angewandte Photogr. in Wissensch. u. Techn.)
105. Alsberg, Moritz, Tropismen und Lebensvorgänge. Leipzig: J. A. Barth 1910. 8°. (Aus: „Neue Weltanschauung“.)
106. Alsberg, Moritz, Die geistige Entwicklung bei Tier und Mensch im Lichte der neueren Forschung. Hildburghausen: Thüringische Verlagsanstalt. o. J. 8°. (Aus: Politisch-anthropolog. Revue IX. Jahrg.)
107. Stołyhwo, Kazimierz, [Polnisch] W sprawie człowieka kopalnego i jego poprzedników w Argentynie, oraz Sprawozdanie z delegacyi na Kongres naukowy międzynarodowy amerykański w Buenos Aires w 1910 roku . . . Warszawa 1911. 8°. (Aus: Ber. u. Sitz. d. Gelehrt. Ges. Jhrg. IV.)
108. Stołyhwo, Kazimierz, [Polnisch] Poszukiwania archeologiczne w Zameczku w Radomskiem. Warszawa 1911. 8°. (Aus: Ber. u. Sitz. d. Gelehrt. Ges. Jhrg. IV.)
109. Stołyhwo, K., [Polnisch] Sprawozdanie ze stanu i działalności pracowni antropologicznej przy Muzeum przemysłu i rolnictwa w Warszawie w Roku 1910. Warszawa 1911. 8°. (Aus: Compt. Rend. du Laboratoire Anthrop. près „Museum Przemysłu i Rolnictwa“ à Varsovie.)
110. Iwanowski, A. A., [Russisch] Die Bevölkerung der Erdkugel, Versuch einer anthropologischen Klassifikation. Moskau 1911. 4°. (Aus: Nachr. d. Kaiserl. Gesellsch. d. Freunde d. Naturkunde . . . Tome XXVII.)
111. Boas, Franz, Curso de Antropologia general. Mexico 1911. 8°. (Aus: Univers. Nac. de Mexico . . . Seccion.)
112. Stuhlmann, Franz, Handwerk und Industrie in Ostafrika, kulturgeschichtliche Betrachtungen nebst einem Anhang: die Gewinnung des Eisens bei den — Nyamwezi von R. Stern. Hamburg: L. Friederichsen & Co. (Dr. L. und R. Friederichsen) 1910. 4°. (Aus: Abhandl. des Hamburg. Kolonialinst. Bd. I.)

Nr. 82—112 *Verfasser.*

113. Petrie, W. M. Flinders, Ernest Mackay and Gerald Wainwright, Meydum and Memphis (III). London: School of Archaeology in Egypt and B. Quaritch 1910. 4°. (Aus: British School of Archaeology in Egypt and egyptian research account sixteenth year 1910.)

Angekauft.

114. Petrie, W. M. F., E. B. Knobel, W. W. Midgley, J. G. Milne, and M. A. Murray, Historical studies. London: School of Archaeology in Egypt and B. Quaritch 1911. 4°. (Aus: British School of Archaeology in Egypt Studies. Vol. II.)
Angekauft.
115. Spicyn, A., [Russisch] Archaeologische Ausgrabungen. S. Petersburg: R. Golike u. A. Vilborg 1910. 8°. *Commission imp. archaeol.*
116. Jahresbericht, XIX, des Museums für Völkerkunde zu Lübeck. Berichtsjahr 1910. Lübeck 1911. 8°. *Mus. f. Völkerkunde.*
117. Nanjio, Bunyiu, A catalogue of the chinese translation of the Buddhist Tripitaka the sacred canon of the Buddhists in China and Japan . . . Oxford: MDCCCLXXXIII. 4°. *Professor Lissauer-Stiftung.*
118. Chavannes, Edouard, Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois . . . Tome I—III. Paris: Leroux 1910—11. 4°. 3 Bde.: *Professor Lissauer-Stiftung.*
119. A. W., Mammuthknochen in den Müggelsbergen. Berlin 1877. 2°. (Aus: National-Ztg. 30. Jahrg.) *Hr. Virchow.*
120. Report, First annual, Canadian Folk-Lore Society. Toronto 1911. 8°. *Canad. F.-L. Soc.*
121. Putnam, Charles E., Elephant pipes and inscribed tablets in the Museum of the Academy of Natural Sciences Davenport, Iowa. Davenport, Iowa 1885. 8°. *Hr. von Le Coq.*
122. Chavannes, Ed., Bulletin critique. o. O. 1911. 8°. (Aus: T'oung-Pao.) *Hr. Chavannes.*
123. Selenka, Emil, Menschenaffen (Anthropomorphae) Studien über Entwicklung und Schädelbau. Zehnte Lieferung. Über die Richtung der Haare bei den Affenembryonen nebst allgemeinen Erörterungen über die Ursachen der Haarrichtungen von G. Schwalbe. Wiesbaden: C. W. Kreidels Verlag 1911. 4°. *Angekauft.*
124. Kauffmann, Oscar, Aus Indiens Dschungeln, Erlebnisse und Forschungen. Bd. I—II. Leipzig: Klinkhardt und Bierman 1911. 8°. 2 Bde. *Verleger.*
125. Graebner, F., Methode der Ethnologie. Mit einem Vorwort des Herausgebers W. Foy. Heidelberg: C. Winters Universitätsbuchhandlung 1911. 8°. (Aus: Kulturgeschichtliche Biblioth. 1. Reihe 1.) *Verleger.*
126. Westermann, Diedrich, Die Sprache der Haussa in Zentralafrika. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1911. 8°. (Aus: Deutsche Kolonialsprachen. Bd. III.) *Verleger.*
127. Chavannes, Edouard, Le T'ai Chan essai de monographie d'un culte chinois, appendice le dieu du sol dans la Chine antique. Paris: E. Leroux 1910. 8°. (Aus: Annales du Musée Guimet tom. XXI.) *Professor Lissauer-Stiftung.*
128. Frazer, J. G., The Golden bough, a study in magic an religion. Third Edition. Part. I. The Magic Art and the Evolution of Kings. London: Macmillan and Co. 1911. 2 vol. Part. II. Taboo and the Perils of the Soul. London: Macmillan and Co. 1911. 8°. 1 vol. *Verleger.*
129. Hough, Walter, The Hoffmann Philip Abyssinian ethnological Collection. Washington 1911. 8°. (Aus: Proceed. of the U. S. Nat. Mus. vol. 40.) *U. S. Nat. Mus.*

130. Bericht des Burzenländer sächsischen Museums in Kronstadt 1908—1910. o. O. u. J. 8°.
Museum.
131. Buttel-Reppen, H. v., Aus dem Werdegang der Menschheit. Der Urmensch vor und während der Eiszeit in Europa: G. Fischer 1911. 8°.
Verleger.
132. Friedenthal, Albert, Das Weib im Leben der Völker I—II. Berlin: Verlagsanstalt für Literatur und Kunst 1910. 4°. 2 Bde.
133. Morse, Edward S., Review of Frank H. Chalfant's early chinese writing. o. O. 1906. 4°. (Aus: Science, N. S., vol. XXIV).
134. Morse, Edward S., Chinese Pottery of the Han Dynasty. By Berthold Laufer, Leyden: E. G. Brill 1909. 8°. (Aus: Amer. Anthropologist vol. 12).
135. Posnansky, Arthur, El clima del altiplano y la extension del lago Titicaca con relación à Tihuanacu en épocas prehistoricas . . . La Paz (Bolivia) 1911. 8°.
136. Erdeljanovič, Jovan, [Serbisch] Über den Piper-Stamm. Belgrad 1911. 8°. (Aus: XVII. Bd. der „Ethnogr. Berichte“ der serbisch. Königl. Akad.)
137. Giuffrida-Ruggeri, V., Per una sistemazione del tipo di Cro-Magnon e una rara anomalia (ossificazione nello spazio suturale coronale) Firenze 1911. 8°. (Aus: Arch. per. l'Antrop. e la Etnol. vol. XLI).
138. Rutot, A., Le Préhistorique dans l'Europe Centrale . . . Malines 1911. 8°. (Aus: Mém. du XII^e Congr. d'Archéol. et d'Hist. 1911.)
139. Sergi, Giuseppe, Sul diprothomo platensis, Amechino. Roma 1911. 8°. (Aus: Riv. di Antrop. Vol. XVI).
140. Aranzady, D. Telesforo de, Antropologia y etnologia del pais vasco-navarro. Barcelona: A. Martin 1911. 8°.
141. Virchow, Hans, Das Verhalten des Navikulare bei Flexionsbewegungen der Hand. Berlin: Urban & Schwarzenberg 1911. 8°. (Aus: Med. Klinik 1911).
142. Kobert, R., Über das älteste in Deutschland befindliche echte Papier. Berlin 1911. 4°. (Aus: „Der Papier-Fabrikant“.)
Nr. 132—142 *Verfasser.*
143. Spiess, Karl, Die deutschen Volkstrachten. Leipzig: B. G. Teubner 1911. 8°. (Aus: Natur u. Geisteswelt Bd. 342).
144. Neuhaus, R., Deutsch Neu-Guinea Bd. III. Beiträge der Missionare Keysser, Stolz, Zahn, Lehner, Bamler, herausgegeben mit Unterstützung des Baessler-Instituts in Berlin. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1911. 8°.
145. Wolf-Czapek, K. W., Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik. Berlin: Union, Deutschs Verlagsgesellschaft 1911. 8°.
146. Leyen, Friedrich von der, Das Märchen, Leipzig: Quelle & Meyer 1911. 8°. (Aus: Wissenschaft u. Bildung . . . Bd. 96).
Nr. 143—146 *Verleger.*
147. Catalogue, A descriptive, of the Sanskrit manuscripts in the Government oriental Manuscripts Library, Madras by M. Rangācārya, M. A., Rao Bahadur . . . Vol. X. — Systems of indian philosophy — Dvaita — Vēdānta, Viśiṣṭādvaita — Vēdānta and Śāivā — Vēdānta. Madras 1911. 8°.
Gov. Press. Madras.
148. Hrdlička, Aleš, Some results of recent anthropological exploration in Peru. Washington: Smithsonian Institut. 1911. 8°. Aus: Smithsonian Miscell. Collect. vol. 56).
Smithson. Institut.
149. Führer durch die Sammlungen des Nordiska Museet Stockholm, herausgegeben durch Sune Ambrosiani. Stockholm 1911. 8°.
Museum.
150. Frobenius, Leo, Auf dem Wege nach Atlantis, herausgegeben von Herman Frobenius. Berlin-Charlottenburg: Vita, Deutsches Verlagshaus o. J. 8°.
Herausgeber.

151. Parent, Aubert, Beiträge zur solothurnischen Altertumskunde. o. O. 1911.
8°. (Aus: „Soloth. Tagblatt“ 1911.)
Tatarinoff.
152. Archivio per la Etnografia e la Psicologia della Lunigiana fondato e diretto
da G. Sittoni e da G. Podenzana. Spezia 1911 8°.
Archiv.

(Abgeschlossen am 15. Juli 1911).

I. Abhandlungen und Vorträge.

Über das taoistische Pantheon der Chinesen, seine Grundlagen und seine historische Entwicklung.

Von

Herbert Mueller.

Vorbemerkung. Über das taoistische Pantheon sprach ich in einem kurzen Vortrage am 28. Januar 1911. Ich musste mich darauf beschränken, die Hauptprobleme zu formulieren, und gab im übrigen lediglich eine Erklärung der gleichzeitig ausgestellten Bilder und Statuen. Das gleiche Thema kann ich an dieser Stelle wesentlich anders behandeln, kann weiter ausgreifen und mehr Material heranziehen. Mit Recht aber bleibt als Überschrift bestehen: „Über das taoistische Pantheon“; denn eine systematische Darstellung dieser fast unübersehbaren Götterwelt, ihrer Grundlagen und ihrer historischen Entwicklung ist heute — und wohl noch auf lange Zeit hinaus — unmöglich: das Gebiet ist gross und die Zahl der Vorarbeiten ist gering¹⁾. Ich muss mich bescheiden, das eine und das andere zu diesem Thema zu sagen, und wenn ich nichtsdestoweniger eine gewisse systematische Anordnung dieser Wissensfragmente versucht habe, so leitete mich dabei die Überzeugung, dass es manchmal besser ist, zu irren, als gar nichts zu tun. Man möge bedenken, dass es eben nur ein Versuch ist, der zu weiteren Arbeiten auf dem behandelten Gebiete anregen und zugleich eine Einleitung bilden soll.

Einleitung.

Definition. Den Ausdruck ‚taoistisches Pantheon‘ gebrauchen wir für die Gesamtheit von Gestalten, die in China rituelle Verehrung geniessen, sofern sich diese Verehrung nicht beschränkt auf die Kreise der Familie, der buddhistischen oder der lamaistischen Kirche. Wir setzen

Die in diesem Aufsatz verwandten chinesischen Zeichen wurden dankenswerter Weise von der Reichsdruckerei zur Verfügung gestellt.

1) Als bemerkenswert sind zu nennen: Ch. de Harlez, Shen-sien-shu, Le Livre des Esprits et des Immortels, Bruxelles 1893, basierend im wesentlichen auf dem chinesischen Werke eines Konvertiten; Popoff, Le Panthéon Chinois (russ.), St. Petersburg 1907. Vereinzelt findet sich mancher interessante Beitrag in den auf Asien bezüglichen Zeitschriften und in den allgemeinen Werken über chinesisches Religionswesen von de Groot, Grube u. a.

also diesen Ausdruck als terminus technicus in Gegensatz zum ‚Familien-Pantheon‘, das die Seelen der abgeschiedenen Vorfahren einer bestimmten Familie umfasst, zum ‚Pantheon des Buddhismus‘¹⁾ und zum ‚lamaistischen Pantheon‘²⁾, deren beider Umfang durch eine dogmatische Literatur mit grösserer oder geringerer Schärfe umschrieben wird. Es handelt sich demnach um den Götterhimmel des eigentlichen chinesischen Volksglaubens im weitesten Sinne³⁾, in dem selbst Figuren der drei anderen Panthea einen Platz gefunden haben, ohne dass dadurch die prinzipiell (wenigstens im Verhältnis zum buddhistischen und lamaistischen Pantheon) vorhandene Gegensätzlichkeit aufgehoben würde. Wir charakterisieren dieses Volkspantheon als ‚taoistisch‘, weil das ‚Tao‘ richtunggebend für das ganze innere Leben des chinesischen Volkes ist.

Tao⁴⁾. Das Wort ‚Tao‘ bedeutet „Weg, Richtung“, und das ihm entsprechende Zeichen 道 ist zusammengesetzt aus 辵 „gehen“ und 首 „Kopf“. Aus dieser graphischen Kombination lassen sich bereits gewisse Schlüsse auf die innere Bedeutung des Wortes ziehen. Die europäischem Wort- und Gedankenschatz entnommenen Worte „Norm, Kanon, Logos, Vernunftprinzip, Weltordnung“ sind nur Annäherungen an den chinesischen Begriff. Besser lässt man das Wort ‚Tao‘ unübersetzt. Seinen Inhalt völlig klarzumachen, müsste man alle Stellen der alten Literatur sammeln, in denen es in metaphysischem Sinne gebraucht wird. Es sind deren schon in den von Konfuzius der Nachwelt überlieferten fünf klassischen Werken, Wu-king, nicht wenige. Ein Beispiel mag einem anderen Werke, dem Lun-yü, entnommen werden, da es Konfuzius' eigenem Munde entstammt, der vom Weisen sagt: „Gibt es unter dem Himmel Tao, so lässt er sich blicken; gibt es kein Tao, so verbirgt er sich.“ Einen Schlüssel zum Verständnis bietet uns eine Stelle aus dem Yi-king (I-luan). Sie lautet: „Ein Yin und ein Yang, das heisst Tao. Das Tao des Himmels, das heisst der Einklang von Yin und Yang. Das Tao der Erde, das heisst der Einklang des Zarten und des Harten. Das Tao im Menschen, das heisst der Einklang von Menschenliebe und Gerechtigkeit.“ Das Tao ist die Harmonie, in der Welt wie im Einzelwesen, im Makrokosmos und im Mikrokosmos: es ist das rechte Verhältnis von Yin und Yang, den Dualkräften, die, aus dem Ungetrennten entstanden, untrennbar den Lauf der Welt regieren.

1) Über das buddhistische Pantheon, wie es sich in Ostasien entwickelt hat, ist heute noch die umfassendste Arbeit: J. Hoffmann, Das Buddha-Pantheon von Nippon, Buts zô dsui, Leyden 1851.

2) Hierüber vgl. E. Pander, Das lamaistische Pantheon, ZfE. 1889; Pander-Grünwedel, Das Pantheon des Tschangtscha Hutuktu, Veröffentl. des Museums für Völkerkunde, Berlin, vol. 1, 1880; Grünwedel, Die Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei, Leipzig 1900; Waddel, The Buddhism of Tibet, London 1895.

3) Diesem Taoismus als Volksglauben schreiben wir auch den sogenannten Staatskult zu, da er auf denselben Ideen beruht; doch soll er hier ausser Betracht bleiben, um einer von anderer Seite angekündigten Arbeit nicht vorzugreifen.

4) In den chinesischen Worten sind die Konsonanten wie im Englischen, die Vokale wie im Deutschen auszusprechen.

Dualismus. ‚Yin‘ 陰 ist die nach Norden gerichtete Schattenseite des Berges, ‚Yang‘ 陽 seine nach Süden blickende Sonnenseite. Yin ist die Nacht, das Dunkle, Tiefe, Weibliche; Yang der Tag, das Helle, Hohe, Männliche. In den Angeln Yin und Yang dreht sich um die Tao-Achse die ganze Welt, darin ist das gesamte Denken der Chinesen gebunden. Dieser Dualismus scheint wohl dem altpersischen Dualismus verwandt, wie er sich im Zoroastrismus und Manichäismus dokumentiert, und ist doch von ihm unterschieden. Es fehlt als Wesentlichstes die anthropomorphe Gestaltung der beiden Prinzipien und ihre schroffe Kampfstellung zueinander, die nach persischer Lehre mit dem endlichen Siege des Lichtes enden soll: Yin und Yang aber sind gleichgeordnet, gleichberechtigt. Nicht der Sieg des Einen und der Untergang des andern wird erstrebt, sondern ein richtig abgewogenes Verhältnis beider, eben das Tao. In der Praxis der Dämonologie allerdings werden hier wie dort die Träger des Lichtes gegen die der Finsternis aufgerufen, und darum ist es wohl verständlich, dass in China zwar Verwechslungen der zoroastrischen und manichäischen Priester mit Taoisten vorkamen, dass die Manichäer sich aber, wie es scheint, in ihren chinesischen Werken nie der Worte Yin und Yang zur Bezeichnung der Dualkräfte bedienten, sondern diese 明 ming „Helle“ (man. rôšan) und 暗 an „Finsternis“ (man. târ) nannten.

Kosmogonie. Aus dem ursprünglichen Chaos spalteten sich Yin und Yang. Das Helle und Leichte, das Yang stieg nach oben und bildete den Himmel (t'ien 天), das Dunkle und Schwere sank nach unten und bildete die Erde (ti 地). Als sich aus der gegenseitigen Vermischung von Yin und Yang die fünf Elemente aussonderten, entstand zugleich auch auf der Erde der Mensch (jen)¹⁾. Die Zwei (Yin und Yang) bilden im Vereine das Urprinzip (t'ai-ki 太極). Himmel, Erde und Mensch sind die drei Mächte (san ts'ai 三才). Eins, zwei, drei (und fünf) sind die heiligen Zahlen erster Ordnung. Lao-tzē sagt im Tao-tê-king: „Aus der Eins entsteht die Zwei, aus der Zwei die Drei, und aus der Drei entstehen die zehntausend Dinge“²⁾.

1) Vgl. W. Grube, Taoistischer Schöpfungsmythus nach dem Shen-sien-kien, in der Bastian-Festschrift, Berlin 1896, S. 445–482.

2) Die Zahlenmystik spielt eine grosse Rolle im religiösen Leben, doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Erwähnt möge nur die dadurch geförderte Gleichsetzung der verschiedensten Dinge sein, wie in folgender Tabelle:

Die fünf Elemente	Die fünf Planeten	Die fünf Richtungen	Die fünf atmosph. Erscheinungen	Die fünf Farben	Die fünf Öffnungen	Die fünf Gewächse
Holz	Jupiter	Osten	Regen	Blau	Augen	Mais
Metall	Venus	Westen	Gut Wetter	Weiss	Nase	Hanf
Feuer	Mars	Süden	Hitze	Rot	Ohren	Hirse
Wasser	Merkur	Norden	Kälte	Schwarz	Öffnungen	Bohnen
Erde	Saturn	Zentrum	Wind	Gelb	Mund	Reis

Seelenlehre¹⁾. Die beiden Kräfte Yin und Yang sind aber nicht nur die Komponenten des Makrokosmos, sie sind wirkend auch im Mikrokosmos, im Menschen. Das Yang bildet die immaterielle Seele des Menschen (shen), die als ‚hun‘ im Lebenden tätig ist und als ‚ming‘ („Glanz“) nach seinem Tode zum Himmel emporsteigt. Das Yin bildet die materielle Seele (kuei), die als ‚p‘o‘ im Lebenden wirkt und nach dem Tode in die Erde zurückkehrt. Spätere Philosophen unterscheiden noch weitere Seelen, teilen die immaterielle Seele in drei, die materielle Seele in sieben, andere sprechen selbst von hundert Seelen, indem sie die Lebenskraft in den einzelnen Gliedern und Organen des Menschen individualiter lokalisieren. Das, worauf es hier ankommt, ist aber der gewaltige Gedanke von der Gleichsetzung des Menschen mit der Welt, der eine wie die andere aus denselben beiden Elementen bestehend.

Die Entwicklung des Pantheons.

Die alte Religion. Die in den einleitenden Abschnitten dargelegten Ideen bilden von jeher die philosophische Grundstimmung des chinesischen Volkes, und aus ihr entwickelten sich die eigentlich religiösen Vorstellungen. Konfuzianischen Schriften entnahmen wir oben Beispiele für die Auffassung des ‚Tao‘, die von Konfuzius (551—478 a. Chr.) gesammelten Werke lassen uns auch einen Blick in das religiöse Leben seiner und selbst früherer Zeiten tun; denn wenn sie in ihrer Fassung zum grössten Teile auch nicht älter sind als rund das Jahr 500 v. Chr., so enthalten sie doch einzelne Bestandteile und vor allem Ideen weit höheren Alters. Zwar sind diese Schriften nicht gerade reich an religionsgeschichtlichem Materiale selbst, aber sie bieten uns doch genügend Anhalt zu der Annahme, dass die Elemente der heutigen Volksreligion auch damals schon vorhanden waren, nur reiner und schärfer voneinander geschieden: das Vertrauen zu einem höchsten Wesen, dem T‘ien „Himmel“ oder Shang-ti „Höchsten Herrn“, wie es auch heute noch, nur dumpfer und weniger klar, dem religiösen Fühlen der Chinesen zugrunde liegt; der Naturkult, der sich auf Sonne und Mond, die „Sechs Ehrwürdigen“ (Gestirne?), auf Berge und Ströme erstreckte, und der Ahnenkult. Von einer ausgebildeten Kosmogonie, Mythologie und ähnlichen Ergebnissen metaphysischer Spekulation erfahren wir nichts. Und auch aus den persönlicher gehaltenen Schriften der konfuzianischen Zeit, wie dem reizvollen Lun-yü, das uns ein lebendiges Bild von Konfuzius und seiner sokratischen Methode des Lehrens gibt, ersehen wir nur das Eine, wie ruhig das religiöse Leben damals gewesen sein muss und wie auf das Praktische gerichtet und diesseitig im Grunde das ganze Denken jener Zeit sich selbst in ihren am stärksten weiter wirkenden Persönlichkeiten offenbart. Konfuzius selbst, der an den zeremoniellen Opfern und dem Ahnenkult tätigen Anteil nahm, lehnte jedes Gespräch ab, das übersinnliche Gegenstände berührte. Seine Ethik baut sich ganz auf dieser Welt

1) Vgl. hierzu die ausgezeichnete Darstellung bei de Groot, Religious System of China, vol. 4, Leiden 1901.

auf und rechnet mit keinem Lohn und keiner Strafe in einer andern Welt. Konfuzius selber aber hat ein Werk den späteren Geschlechtern gerettet, das — wohl aus grauer Vorzeit stammend — ganz anderen



Abb. 1. Wan-shih-shih-piao „Gedenktafel des Meisters der 10000 Geschlechter“: Konfuzius (K'ung-fu-tz*) umgeben von seinen 16 Haupt-Schülern. Nach einem Relief in Kiti-fou.

Charakters ist, als alle seine anderen Schriften, das Yi-king, ein Monument ältester, auf dem Dualismus bauender Philosophie. Konfuzius empfand eine tiefe Ehrfurcht vor ihm; ein rührend-resignierter Ausspruch des alten Moralisten ist uns überliefert: „Wäre ich jung, so begänne ich mit dem Studium des Yi.“

Das Yi-king 易經. Das Yi-king, das „Buch der Wandlungen“, enthält 64 Hexagramme, bestehend aus je acht gebrochenen oder ungebrochenen Linien, und diese 64 Hexagramme gehen wieder zurück auf acht Trigramme, die pa-kua 八卦, die aus je drei solcher Linien bestehen. Die Bedeutung und Geschichte dieses eigenartigen Werkes ist völlig in das Dunkel gehüllt, und nur Legenden berichten darüber. Sie führen die Pa-kua zurück auf Fu-hi, der für den Begründer der menschlichen Kultur gilt, nachdem Jahrtausende hindurch halbgöttliche Wesen die Welt regiert hatten. Das Li-tai Shên-sien-t'ung-kien erzählt von ihm und seiner Schwester Niü-kua das Folgende.

Chu-ying hatte zwei Kinder, Fu-hi und Niü-kua. Ersterer hatte einen Schlangenkörper und Menschenkopf mit hervorstehenden Zähnen und Hörnern gleich einem Ochsen und runde Augen. Seine Mutter ging mit ihm 16 Monate (nach anderer Quelle zwölf Jahre) schwanger. Nach weiteren drei Monaten gebar sie Niü-kua. Diese hatte fleischerne Hörner auf dem Kopfe und ihr ganzer Körper glich einer Schnecke; darum nennt man sie auch Niü-wa („weibliche Schnecke“). Chu-ying wohnte in einem dichten Walde und hatte ein Nest in einem Baume.

Fu-hi gewann die Herrschaft über das noch wilde Volk, das bis dahin wohl seine Mütter kannte, nicht aber seine Väter, ohne Scham sich paarte, rohes Fleisch genoss und sich in Blätter hüllte.

Fu-hi sah, dass es nicht so leicht war, das Volk zu regieren, wenn es sich auch vorläufig noch ruhig verhielt. Er dachte an das hohe Alter seiner Mutter und die jungen Jahre seiner Schwester und machte sich auf den Weg, um sie abzuholen. Seine heilige Mutter lebte ruhig und selbstbeschaulich im Walde, mit Niü-kua zusammen untersuchte und verstand sie das Tao. An diesem Tage aber war Niü-kua in das Gebirge gegangen, um Holz und Wasser für ihre Mutter zu holen. Fu-hi begrüßte knieend die heilige Mutter und erklärte ihr, er sei gekommen, um sie zu sich zu holen und von nun an für sie zu sorgen. Als er erfuhr, dass Niü-kua ausgegangen sei, ging auch er in die Berge, um sie aufzusuchen. Er sah Wolken und Berge wie in alter Zeit und in Gedanken an die alte Heimat versunken suchte er umher nach seiner Schwester. Da kam Niü-kua mit einer Holzlast auf dem Rücken daher. Nachdem sie sich begrüßt hatten, frug Niü-kua: „Bruder, du warst lange fern von uns, wie ist es dir ergangen?“ Fu-hi zeichnete anstatt einer Antwort die Pa-kua in den Sand und frug: „Kennst du das?“ Niü-kua betrachtete sie und sprach: „Darin liegt das menschliche Prinzip der Gerechtigkeit. Wenn man es aber in seinen Einzelheiten prüft, so ist es doch lediglich das Prinzip von Yin und Yang!“ Fu-hi war darob hoch erfreut und zog nun mit Mutter und Schwester in seine Hauptstadt Wan-k'iu.

Die acht Trigramme der Pa-kua setzen sich zusammen aus gebrochenen und ungebrochenen Linien. Mit dem Yin-Yang-Symbol zusammen bilden sie die T'ai-ki-t'u 太極圖. Die Linie ——— heisst Yang-i, die Linie — — Yin-i, wobei 儀 i eigentlich die „Haltung des Menschen“ oder auch „Prinzip“ bedeutet. Das männliche Prinzip Yang entspricht also darin der ungeraden, das weibliche Prinzip Yin der geraden Zahl, so dass sich mit der Pa-kua-Theorie auch die Zahlenmystik verbindet. Aus den Pa-kua die 64 Hexagramme des Yi-king geformt zu haben, wird dem Vater des Begründers der Chou-Dynastie, dem Wen-wang (starb 1135 a. Chr. n.), zugeschrieben, der das Yi-king verfasst haben soll, als er in



Abb. 2. Metallspiegel der T'ang-Zeit mit symbolischem Dekor, den Namen der 28 Mondhäuser, den 12 Tieren des Zodiacus, den Pa-kua und den 4 Tieren, die die 4 Weltgegenden symbolisieren.

Gefangenschaft des lasterhaften letzten Herrschers der Yin- (oder Shang-) Dynastie, Chou-wang, in Yu-li sass. Auf Einzelheiten, und vor allem auf die an die einzelnen Hexagramme geknüpften dunklen Deutungen braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Betont sei nur noch einmal der Charakter dieses Werkes als eines ehrwürdigen Dokumentes einer auf dualistischer Grundlage aufgebauten Philosophie, die selber wieder ihre Wurzeln in ursprünglichem Schamanentum haben mag.

Dieselbe Philosophie wird nach anderer, mehr ethischer Richtung entwickelt im Tao-té-king, dem Buch vom ‚rechten Weg und der rechten Tugend‘, vom ‚Logos und der Tugend‘, von der ‚Vorsehung und der Gnade‘ oder wie man seinen Titel sonst noch übersetzt hat. Es enthält meist aphoristische Aussprüche, die Lao-tzě 老子 zugeschrieben werden. Ob Lao-tzě nun wirklich eine historische Persönlichkeit und als solcher ein

älterem Zeitgenosse des Konfuzius war (604 a. Chr. geboren und ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichend), oder ob ‚Lao-tzë‘ gar kein Eigenname ist und vielmehr übersetzt werden muss mit ‚die alten Philosophen‘, deren Gedanken das Tao-tê-king wiedergibt, das sind Fragen, die schlüssig nicht zu beantworten sind. In China selbst ist kaum je an der Historizität Lao-tzë's gezweifelt worden.

Lao-tzë. Die historischen Nachrichten über Lao-tzë sind gering an Zahl und geben der Legende übergenuß Raum. Lao-tzë's eigentlicher

尊天德



Abb. 3. Lao-tzë mit dem Yin-Yang-Symbol in den Händen, auf dem Lotosthron (Padmāsana) sitzend. Nach dem T'ai-yang-t'ien-tzë-siao-tsai-yen-shuo-kin-chen-fa-kieh.

Name soll Li-êrh gewesen sein. Es wird überliefert, dass er Archivbeamter im Chou-Staate war, diesem aber schliesslich den Rücken kehrte, um zum Grenzpass im Westen hinauszuziehen. Dem Grenzkommandanten Yin-hi hinterliess er auf seinen Wunsch das Tao-tê-king — und ward nicht mehr gesehen. Das Volk nimmt den Namen Lao-tzë wörtlich und sagt: ‚Lao‘ heisst ‚alt‘ und ‚tzë‘ heisst ‚Kind‘, Lao-tzë also ‚altes Kind‘, und begründet das in folgender Legende — von den verschiedenen Versionen gebe ich hier eine noch unbekanntere wieder, die ich meinem früheren Lehrer Hsüeh-Shen verdanke:

Lao-tzë's Mutter war 81 Jahre alt und hatte noch keine Kinder geboren, da empfing sie durch einen Sonnenstrahl und ging weitere 81 Jahre schwanger. Eines Tages hörte sie eine Stimme fragen: „Mutter, hat der Himmel noch einen Riss?“ Mit Erstaunen nahm sie wahr, dass es das Kind unter ihrem Herzen war, das so sprach. Sie antwortete: „Ja, der Himmel hat noch einen Riss!“ Nach einiger Zeit tat das Kind dieselbe Frage und erhielt dieselbe Antwort.

Das wiederholte sich viele Male, bis endlich die Mutter des ewigen Gefrages müde wurde und sagte: „Jetzt ist der Himmel ganz!“ Da öffnete sich ihre Hüfte, als sie gerade unter einem Pflaumenbaum im Garten stand, und heraus sprang ein Kind mit weissen Haaren, ein kleiner Greis, Lao-tzë, ‚das alte Kind‘. Da er unter einem Pflaumenbaum geboren war, nannte man ihn Li-êrh, den ‚Pflaumenbaum-Sohn‘. Als Lao-tzë nun aber sah, dass die Antwort seiner Mutter nicht der Wirklichkeit entsprach, trieb er Niü-kua an, den Schaden wieder gutzumachen.

Über die der Niü-kua damit zugefallene Aufgabe erzählt die Legende nach dem Li-tai Shen-sien-t'ung-kien das Folgende.

Nach Fu-hi's Tode wurde Niü-kua, die sich schon vorher durch viele Reformen verdient gemacht hatte (sie begründete u. a. die exogame Ehe, die durch die Tätigkeit eines Ehevermittlers abgeschlossen werden musste), von den hohen Beamten zur Herrscherin ausgerufen. Unter dem niederen Volke gab es daraufhin einen Aufstand und zugleich entstand eine grosse Überschwemmung.

Niü-kua gebrauchte ihre Wunderkräfte, machte ein Gerüst aus Holz und setzte es auf vier Schildkröten als Füsse im Norden, Süden, Osten und Westen. Das war der Palast des Himmels, und die Wasser vermochten ihn nicht umzustossen. Kung-kung (ein wegen seiner Übeltaten verbannter ehemaliger Minister Fu-hi's, der die Rebellion gegen Niü-kua geleitet hatte) stiess mit seinem Kopfe gegen die südliche Himmelssäule, die umfiel und zerbrach. Die Leute konnten nicht mehr in jene Gegenden reisen, die Sonne wagte sich nicht mehr hin, es wehte ständig ein kalter Wind und es fiel ein Tränenregen. Als nun das Volk sich bittend an Niü-kua wandte, überlegte diese, dass, wenn die ursprüngliche Kraft verloren geht, man sie mit feurigen Steinen wieder herstellen könne. Sie ging mit allen Menschen zum Bambusberge und liess die zahlreich dort herumliegenden Steine auf dem Gipfel sammeln. Sie verteilte sie gemäss den fünf Richtungen und schichtete rings um sie viel Holz auf, das sie, als sich im SW. ein Wind erhob, anzündete, so dass alles verbrannte. Einen Knaben und ein Mädchen liess sie mit grossen Fächern Wind fächeln. Das Holz verhalf zu einem guten Brande, und es brannte sieben Tage. Die Luft war von den fünf Farben erfüllt, wie ein Faden stieg der fünffarbige Rauch in die Höhe. Nun drang der Hauch des Yang in den NW. hinein, wohin er bis dahin nicht kommen konnte, das Yin schwand dahin, und die Himmelsdecke zeigte wieder ihr altes Bild.

Taoismus. Die Philosophie des Tao-tê-king kann hier füglich unbehandelt bleiben: sie spricht vom Entstehen des Sein aus dem Nichtsein, von dem Tao als dem Untätig-Wirkenden und folgert für das ethische Leben das Axiom des Wu-wei, des Nichthandelns, des Geschehenlassens. Die Sprache ist schön und dunkel, und auch darin gleicht dieses Werk dem Yi-king, dass es mannigfache Deutungen zulässt. Wie die christliche Mystik an die Offenbarung Johannis mit Vorliebe anknüpft, so die chinesische Mystik an das Yi-king und das Tao-tê-king. Die praktische Moralphilosophie eines Konfuzius konnte tiefer angelegten Naturen nichts bieten, hier aber, im Tao-tê-king und im Yi-king, waren die Quellen gegeben, aus denen sich der von konfuzianischer Ethik ungestillte metaphysische Durst befriedigen konnte. Hier fand jede Art Mystizismus, Alchymie und Makrobiotik, Magie und Prophetentum einen Anknüpfungspunkt. Die entscheidende Entwicklung wird meist in das zweite vorchristliche Jahrhundert gelegt, doch wissen wir herzlich wenig davon. Man pflegt zu sagen: damals erfolgte die Umbildung vom philosophischen zum religiösen Taoismus, aber richtiger drückt man es wohl aus: der alte Volksglaube, aus


dem sich der Taoismus des Lao-tzë zu einer hohen Philosophie entwickelt hatte, nahm diese wieder in sich auf.

Den sekundären Taoismus, der sich so herausbildete, nennen die Franzosen gerne Taosseismus. Tao-szë oder Tao-shih nennt man den Meister des Tao, ihn, der das Tao in seiner Vollkommenheit erlangt hat und in diesem Besitze zugleich die Macht über die dem Tao unterworfenen Materie hat. Dass dem so ist, wird schon in den ältesten Schriften der taoistischen Literatur angedeutet, eine Hauptrolle spielt es bei Liu-ngan (oder Huai-nan-tzë, der König des Staates Huai-nan war und 122 a. Chr. durch Selbstmord endete), den Grube als an der Weggabelung von ‚philosophischem‘ und ‚religiösem‘ Taoismus stehend ansieht. Damals, unter der Han-Dynastie, war die goldene Zeit des Taoismus.

Taoismus der Han-Zeit. Im Jahre 246 v. Chr. hatte der Fürst von Ts'in, Shih-huang-ti, die verrottete Chou-Dynastie gestürzt und in wenigen Jahrzehnten gelang es ihm, alle die zahlreichen Vasallenstaaten, die sich unter den Chou gebildet hatten, zu einem gewaltigen Reiche zusammenzufassen. Der verderblichen Entwicklung, die der Staat unter der letzten Dynastie durchgemacht hatte, glaubte der Kaiser nicht entschiedener Einhalt gebieten zu können, als wenn er das, was er als ihre Grundlage annahm, den Konfuzianismus zerstöre. So erfolgte die berühmte Bücherverbrennung vom Jahre 213. Nur das Yi-king sollte ausgenommen bleiben von allen Schriften, die der antiquarische Eifer des Konfuzius gesammelt hatte. Der Mystizismus war am Hofe der Ts'in-Dynastie die regierende geistige Macht, Alchymisten verlockten zu abenteuerlichen Expeditionen, die nach den P'eng-lai-Inseln auf Suche nach dem Kraute der Unsterblichkeit (ling-chih) gingen und nie wiederkehrten. Der kurzlebigen Dynastie der Ts'in folgten schon 206 a. Chr. die Han-Kaiser, die zwar die Schriften des Konfuzius wieder sammeln liessen und zum ersten Male 196 a. Chr. an seinem Grabe opferten, die im übrigen aber den Tao-shih und Fang-shih (Zauberern) denselben bevorzugten Platz einräumten, den diese schon unter der vorigen Dynastie einnahmen. Es erscheint mir charakteristisch, dass erst auf Bronzespiegeln der Han-Dynastie die Pa-kua auftauchen, während meines Wissens nur auf einem einzigen Bronzegefäß einer früheren Zeit die chinesischen Archäologen eines dieser mystischen Zeichen gefunden haben wollen¹⁾.

Unter den Han zum ersten Male finden wir Darstellungen von göttlichen Wesen. Bis dahin war überhaupt — nach den uns überkommenen Zeugen der Chou- und früherer Zeit zu urteilen — die Darstellung menschenähnlicher Gestalten nicht üblich. Jetzt aber wurde es Brauch, wie uns (teilweise datierte) Funde aus der Provinz Shan-tung beweisen, Grabkammern auf den Innenseiten mit Reliefs zu

1) Vgl. Po-ku-t'u-lu, vol. IX, p. 16.

Das fragliche Zeichen  sieht einem der Pa-kua kaum ähnlich und ist wohl eher ein altes Zeichen oder eine Eigentumsmarke.

Taoistische Darstellungen auf den Reliefs von Wu-liang-tz'ü,
ca. 147 p. Chr. n.



Abb. 4. Gestirn-Gottheit im Siebengestirn, cf. Ed. Chavannes, Mission archéologique dans la Chine Septentrionale (Paris 1909), Nr. 133, pl. LXIX.



Abb. 5. Wind- und Wolken - Götter, cf. Ed. Chavannes, Mission archéol., Nr. 134, pl. LXX.

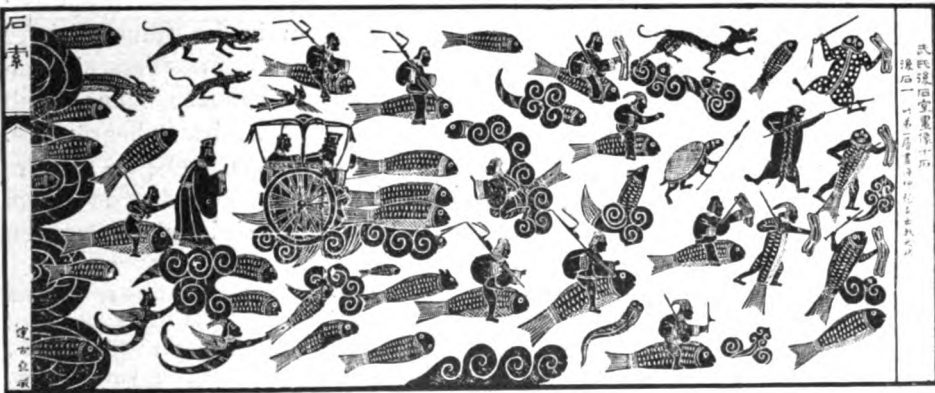


Abb. 6. Meeres-Götter, cf. Ed. Chavannes, Mission archéol., Nr. 130, pl. LXVI.

schmücken¹⁾. Unter anderen offenbar traditionellen Darstellungen finden wir gewisse Götterfiguren des öfteren wiederkehrend: Fu-hi und Niü-kua, eine Gestirngottheit, im Siebengestirn (dem „Grossen Wagen!“) sitzend, den Donnergott mit seinen Trommeln in einem Wagen, eine andere Himmelsgottheit in von Drachen gestreckten Laufes über Wolken dahingerissem Gefährt, eine Gottheit des Meeres, von Karpfen getragen und von auf Fischen reitenden niederen Gottheiten umgeben. Niedere Gottheiten blicken aus jeder Welle, umschweben die Wagen der Fürsten, jede Wolke nimmt die Gestalt eines göttlichen Wesens an. Die höheren Gottheiten sind Kaisern gleich gekleidet, die niederen sind oft von grotesker Form und vielfach geflügelt, reiten auf Fischen, Tieren, Drachen, Einhörnern. Oft meint man eine Illustration zu einer Stelle aus Huai-nan-tze's Werk vor sich zu sehen. Leider enthalten diese Reliefs²⁾ keinerlei Beischriften, und ihre Deutung ist sehr unsicher. Jedenfalls sehen wir die Beseelung der gesamten Natur hier klar ausgeprägt vor uns. Auffällig ist nur dieses plötzliche Erscheinen von künstlerisch durchweg hochstehenden Götterdarstellungen, denen gegenüber man sich angesichts des ornamentalen Schmuckes der älteren Bronzen fast in eine andere Welt versetzt fühlt. Ob hierin und überhaupt in dem anscheinend plötzlichen Auftauchen des exoterischen Taoismus der Einfluss fremder Kulturen (Indien? Persien?) zu erkennen ist, mit denen das neu erstarkte und unter den Han ganz wesentlich vergrösserte Reich in Berührung trat, muss noch dahingestellt bleiben.

Der T'ien-shih 天師. Unter den Anachoreten, die — an sich eine in China alteinheimische Erscheinung — unter den Han-Kaisern an Zahl bedeutend zunahm, gelang es einem, sich eine besondere Stellung zu schaffen: Chang-tao-ling.

Seine Mutter hatte einst einen Traum: der Geist des Polarsternes gab ihr ein duftendes Kraut, Heng-wei-ts'ao. Als sie erwachte, dufteten ihre Kleider und das ganze Haus danach. Darauf ward sie schwanger und gebar den Chang-tao-ling auf dem Berge T'ien-mu-shan (Provinz Chè-kiang). Er war über neun Fuss hoch, hatte eine breite Stirne, dreieckige Augen und grüne Pupillen; seine Arme reichten bis unter seine Kniee; in der Ruhe glich er einem Drachen, in der Bewegung einem Tiger. Verschiedene Aufforderungen, an den kaiserlichen Hof zu kommen, lehnte er ab und blieb in seinen Bergen, wo er eine Art Freistaat begründete. Als er eines Tages an der Herstellung des Drachen-Tiger-Elixiers arbeitete, besuchte ihn ein Geist und teilte ihm mit, dass in einem alten Steinhause auf einem Berge sich die Schriften der ältesten

1) Vgl. vor allem die Abbildungen im 1. Bande von Chavannes, *Mission archéologique en China*, Paris 1909. Drei Originalsteine und eine Säule befinden sich durch den Sammeleifer Prof. Ad. Fischers im Berliner Museum für Völkerkunde.

2) Die hierher gehörigen Abbildungen 4 bis 6 sind dem Kin-shih-so entnommen, da die Abklatsche der Originalsteine in letzter Zeit mehrfach publiziert worden sind. Es wird manchem interessant sein, die chinesischen Holzschnitte mit den bei Chavannes a. a. O. zu findenden Abklatschen zu vergleichen.

drei Kaiser (Fu-hi, Shen-nung und Huang-ti) befänden, sowie ein liturgisches Buch. Chang-tao-ling ging hin, grub nach und fand die Bücher. Mit Hilfe der in ihnen enthaltenen Lehren konnte er fliegen, in der Ferne Gesprochenes hören und seinen Körper verlassen nach Gutdünken, während das sonst nach chinesischer Anschauung nur ohne das Zutun des Menschen im Traume vorkommen kann. Er erhielt noch Unterricht von einer Göttin, und nach 1000 Tagen war er imstande, zwischen den Sternen zu lustwandeln. Er begann einen Kampf mit dem Fürst der Dämonen,



Abb. 7. Chang-tao-ling, der erste T'ien-shih, in einem mit dem Pa-kua geschmückten Gewand.



Abb. 8. Amulett (fu), mit dem Stempel des T'ien-shih. Weissgelbe Seide mit schwarzer Schrift und roten Stempeln.

spaltete Berge und Meere und befahl dem Wind und dem Donner. Er besiegte und vertrieb die Dämonen. Viele Gottheiten, die Sünden begangen hatten, kamen herbei, bezeigten ihm ihre Verehrung und baten um Verzeihung. Auf dem Lung-hu-shan gelang es ihm endlich, den Stein der Weisen zu entdecken, das Lebenselixier (zu seiner Bereitung dient Zinnober, das eine grosse Rolle in der chinesischen wie in jeder Alchymie spielt!), er genoss etwas davon und stieg im Alter von 123 Jahren zum Himmel empor.

Nach anderer Quelle erschien ihm auf dem Berge Yang-ping-shan der ‚Höchste Herr‘ Shang-ti selbst, übergab ihm drei Tafeln aus Jade

(Yü-shih), ein doppeltes Schwert zur Ausrottung der bösen Geister und das magische Siegel 陽平治都功印 Yang-p'ing-chih-tu-kung-yin und machte ihn dadurch zum 天師 T'ien-shih „Himmelsmeister“. Das Amt des T'ien-shih ist erblich in der Familie des Chang-tao-ling seit nunmehr 2000 Jahren. Sein Nachkomme in der 61. oder 62. Generation lebt heute noch als T'ien-shih, Oberexorzist und in gewissem Sinne auch Haupt der Taoisten, auf dem Berge Lung-hu-shan in der Provinz Kiang-si. An jedem Ersten des neuen Mondes besuchen ihn dort, so sagt man, die Götter, Halbgötter und Genien und bringen ihm ihre Glückwünsche dar. Die wichtigste Rolle spielt er als Exorzist (mit seinem Siegel gestempelte Amulette sind besonders wirksam) und im Zusammenwirken mit dem chinesischen Staate bei der Ernennung und Beförderung von Göttern. Diese letztere Funktion des T'ien-shih wird uns noch an anderer Stelle beschäftigen.

Buddhismus. Der Buddhismus, begründet durch den Śākya-Prinzen Siddhārtha Gautama Śākyamuni, den Buddha (geboren in Kapilavastu, an der indisch-nepalesischen Grenze, gestorben zu Kusinagara 477 a. Chr. n.), kam wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit nach China. Von Bedeutung aber wurde er erst, als im Jahre 62 unserer Zeitrechnung der Kaiser Ming-ti der späteren Han-Dynastie — nach der Legende durch einen Traum dazu bestimmt — eine Gesandtschaft nach Indien oder doch in das Reich der Indo-Skythen schickte, um Schriften und Priester des Buddhismus in sein Reich zu bringen. Der Buddhismus, der auf diesem Wege nach Ostasien kam, hatte bereits in Nordwest-Indien unter dem Patronat der Indoskythen-Könige eine wesentliche Umbildung erfahren und hatte, angeregt wohl durch einen in den griechisch-baktrischen Königreichen erhaltenen Ausläufer der griechischen Kunst (vgl. die gräco-buddhistischen Skulpturen aus Gandhāra!), sich einen ganzen Götterhimmel mit Buddhas, Bodhisattvas, Devas, Nāgas und anderen, zum Teil dem hinduistischen Pantheon entnommenen Gestalten geschaffen. Dieser als Mahāyāna („grosses Fahrzeug“, chinesisches ta-sheng 大乘) oder nördlicher Buddhismus von dem Hinayāna („kleines Fahrzeug“, chinesisches siao-sheng 小乘) oder südlichen Buddhismus geschieden, war es also, der nach China kam und auf die Ausgestaltung auch des taoistischen Pantheons um so stärker einwirken musste, als bisher, wie wir gesehen, dieses noch keine fest umrissenen individuellen Gestalten geschaffen hatte. So finden wir denn im taoistischen Pantheon eine ganze Reihe von buddhistischen Erscheinungen, und wenn wohl auch hinter mancher von ihnen sich eine alte chinesische Gottheit verbirgt, so ist doch der Fall durchaus nicht selten, dass nicht nur die äussere Form, sondern auch der Inhalt einer Gestalt des buddhistischen Pantheons in das taoistische übernommen wurde. Beispiele dafür werden wir weiter unten kennen lernen. Erwähnt aber mag hier schon sein, dass insbesondere die Höllendarstellungen der Taoisten fast unabgeändert den buddhistischen entlehnt sind.

Durch die in den folgenden Jahrhunderten in Nord-China Staaten be-

gründenden Fürsten fremder, meist türkischer, tungusischer und tibetischer Nationalität erheblich gefördert, erlebte der Buddhismus in China eine schnelle und hohe Blüte. Von der T'ang-Dynastie, die das Reich im Jahre 618 wieder einigte und zum höchsten Gipfel der Macht führte, bald patronisiert, bald verfolgt, erlitt der Buddhismus einen jähen Absturz erst im Zeitalter der Sung (960–1279), als durch die Schriften eines Shou-yung, Chou-tun-i und insbesondere eines Chu-hi eine völlige Wiedergeburt der alten Moralphilosophie auf Grund der von Konfuzius überlieferten altchinesischen Ideen erfolgte, andererseits aber auch der Taoismus zeitweise wieder Terrain gewann. Seitdem hat der Buddhismus keine Rolle mehr in China spielen können.

Fremde Religionen. Begünstigt war der Buddhismus besonders worden durch das rege religiöse Interesse zur Zeit der T'ang, als innerhalb ganz kurzer Zeit vier fremde Religionen ihren Einzug in China hielten: der Manichäismus wahrscheinlich im 6., vielleicht schon im 4. Jahrhundert, 621 das Zoroastertum, 628 [?] der Islam und 635 das Christentum in Form des Nestorianismus. Dieses plötzliche Eindringen der fremden Missionare erklärt sich wohl aus den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Vorher in viele kleine Staaten zerrissen, konnte erst nach der Einigung unter den T'ang China wieder daran denken, auf die alten Eroberungen der Han-Kaiser in Turkistan zurückzugreifen. Dort hatte sich inzwischen ein Vorgang abgespielt, der uns in seinen Einzelheiten zwar nicht bekannt ist, den man sich aber — glaube ich — etwa folgendermassen vorstellen kann. Unter den Sassaniden hatte die persische Macht eine grosse Ausdehnung erfahren: überallhin drangen iranische Stämme und haben uns selbst in der Nordmongolei ein Denkmal ihrer Sprache¹⁾ hinterlassen. Vor sich her warfen sie die Sektierer, die schwer verfolgten Manichäer und die Nestorianer, deren Lage ebenfalls eine sehr unsichere war, wenn sie auch zeitweise von den Sassaniden recht freundlich behandelt wurden. Beide waren froh, wenigstens in den Aussenprovinzen unbehelligt leben zu dürfen, und dann betätigten sie sich wohl auch — eine bei Sektierern oft bemerkte Eigentümlichkeit — gerne als Pioniere des Handels. Kaum öffnete sich ihnen das bis dahin verschlossene Reich im fernen Osten, so stürzten sie geradezu hinein, und es will mir charakteristisch erscheinen, dass die Manichäer, die zeitweise bis aufs Blut gepeinigt wurden, die schwerer in ihrer Heimat Verfolgten, es waren, die sich als erste und noch zur Zeit innerer Unruhen nach China wagten, während die Christen, die sich mit den Sassaniden besser standen, erst die Stabilisierung der Macht der T'ang-Kaiser abwarten konnten, ehe sie sich in China selbst niederliessen. Es ist wohl anzunehmen, dass, als erst das Schwert des Islam über Persien hinfuhr, die nun tödlich verfolgten Religionen in erhöhtem Masse eine Zuflucht in China suchten. Zum Manichäismus und Christentum gesellte sich nun auch das Zoroastertum, starb doch auch der letzte Prinz der Sassaniden im Asyl beim Kaiser von China.

1) Nämlich die die Einführung des Manichäismus bei den Uiguren erzählende Inschrift von Kara Balgassun, deren iranischen Charakter F. W. K. Müller in den Sitzungsberichten der Akademie 1909, S. 726 ff. nachgewiesen hat.

Persische Einflüsse. Man wird sich daran gewöhnen müssen, Persien als einen höheren Kulturfaktor in die Entwicklung des Ostens wie des Westens einzustellen, als das bisher geschehen ist. Wenn man allerdings Beziehungen Chinas zu den alten mesopotamischen Kulturen konstruieren will (wie das u. a. Terrien de Lacouperie getan hat), so sind das bestenfalls geistreiche Phantasien; noch fehlen uns alle Beweise für eine solche Spekulation. Die Verbindung Chinas mit dem mittelalterlichen Persien der Sassaniden- und wohl auch schon der Arsaciden-Dynastie lässt sich hingegen schlechterdings nicht mehr ableugnen. Wie weit dieser Einfluss gegangen ist, ist allerdings eine Frage, die vorläufig — hauptsächlich mangels Kenntnis der sassanidischen Kultur — noch unbeantwortet bleiben muss. Uns interessieren in diesem Zusammenhänge auch nur die Zusammenhänge auf religiösem Gebiet. Dass persische Ideen auch auf die Ausbildung des Mahāyāna-Buddhismus in Nordwestindien eingewirkt haben, haben Rhys Davids, Eitel und Grünwedel bereits betont, insbesondere hat man zoroastrische Vorstellungen in der Theorie von den Dhyāni-buddhas und Dhyānibodhisattvas und in der vorherrschenden Stellung des Amitābha-Buddha („Buddha des unermesslichen Glanzes“) erkennen und den Maitreya-Kult (des kommenden Buddhas) in Parallele mit der Lehre Mani's vom Paraklet setzen wollen. Diese Vermutungen haben eine starke Stütze durch die Auffindung manichäischer Literatur in Chinesisch-Turkistan seitens der preussischen Turfan-Expeditionen gefunden. Diese, von Prof. F. W. K. Müller als solche nachgewiesene manichäische Literatur zeugt von einem ausserordentlich nahen Verhältnis zwischen Manichäismus und Buddhismus. Manichäismus und vielleicht auch schon Zoroastrismus haben aber auch zu dem Taoismus Chinas Beziehungen gehabt. Dafür ist ein Beweis ein chinesisches Werk, das Lao-tzë-hua-hu-king, 老子化胡經 das „Buch von der Bekehrung der Hu (= Türken) durch Lao-tzë“. Dieses Werk gibt ein erstes Beispiel für manichäisch-taoistische Beziehungen und verdient daher besondere Beachtung.

Manichäisch-taoistisches. Lao-tzë kehrte, wie oben S. 400 nach den chinesischen Berichten wiedergegeben, dem Staate Chou den Rücken und zog zu einem Passe, dessen Kommandant Yin-hi ihn noch zur Abfassung des Tao-të-king bewog, hinaus gen Westen und ward nicht mehr gesehen. In späterer Zeit verbreitete sich der Glaube von allerlei Wundertaten, die Lao-tzë nach Verlassen Chinas im fernen Westen vollbracht haben sollte, und zu einer Zeit, die wir nicht genau bestimmen können, entstand ein Buch, in dem diese Taten Lao-tzë's in der Fremde erzählt wurden, eben das Hua-hu-king. Von diesem Buche waren bis vor kurzem nur wenige Sätze bekannt, die sich in anderen Werken zitiert fanden. Der reiche Fund einer mittelalterlichen Bibliothek in Tun-huang (Prov. Kan-su), der von den bekannten Gelehrten M. A. Stein und Paul Pelliot ausgebeutet wurde, hat unter anderen Schätzen auch grössere Fragmente dieses interessanten Werkes ergeben. Sie sind bisher lediglich im chinesischen Original in Peking in der Arbeit Tun-huang Shih-shih-i-shu 敦煌石室遺書 veröffentlicht worden, und bestehen demnach leider nur aus Fragmenten

des ersten Kapitels und dem vollständigen zehnten Kapitel. Den Hauptinhalt des Hua-hu-king und Bilder dazu, die vielleicht auf eine illustrierte Ausgabe dieses Werkes zurückgehen, finden wir aber auch in einem bisher unbekannt gebliebenen Werke, das ich in den ostasiatischen Sammlungen des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin fand. Es ist uns überliefert, dass zur Zeit der Mongolen-Dynastie in China ein von den Taoisten sehr verbreitetes Buch den Unwillen der Buddhisten herausforderte, so dass diese sich beim Kaiser beschwerten mit der Folge, dass es zu einem Religionsgespräch kam, bei dem beide Parteien zu gunsten des Konfuzianismus recht schlecht abschnitten. Dieses Werk wird in der Geschichte jener Zeit, den Yüan-shih, erwähnt unter dem Titel: Lao-kiün-hua-hu-ch'eng-fo-king 老君化胡成佛經 und es wird folgendermassen beschrieben: „es enthält 81 Bilder von Bekehrungen (hua-t'u) und ist ziemlich verbreitet, der Text dazu aber ist gemein, oberflächlich, falsch und erdichtet, und das in der Absicht, die buddhistische Lehre verächtlich



Abb. 9. Die Geburt Lao-tze's. Nach dem Pa-shih-i-hua-t'u-shuo.

zu machen und die eigene Lehre zu erhöhen“. Es ist kaum daran zu zweifeln, dass dieses Buch auf das Hua-ku-king zurückging, und es selber oder ein ihm nachgebildetes Werk liegt in dem, äusserlich einem buddhistischen Sutra sehr ähnlichen zweibändigen Buche des Museums vor. Dieses, 1598 gedruckt, enthält in dem unteren von zwei horizontal geschiedenen Teilen das Tao-tê-king mit Kommentar, in dem oberen aber 81 Abschnitte mit je einem Bilde unter dem Gesamttitel:

Kin-k'üeh-hüan-yüan-t'ai-shang-lao-kiün-pa-shi-i-hua-t'u-shuo.

金關立元太上老君八十一化圖說

Eine ganze Reihe dieser Abschnitte lassen sich ohne weiteres mit solchen des Hua-hu-king identifizieren, soweit dieses aus seinen Fragmenten und Zitaten bekannt ist. Noch auffälliger ist aber, wie genau die Bilder zu dem Texte des Hua-hu-king passen, während der neben ihnen stehende Text bedeutend kürzer und meist weniger passend ist. Ein Beispiel mag genügen, das hier von besonderem Interesse ist, als es die Geburt von Lao-tze in genauer Anlehnung an die buddhistische Legende von der Geburt Gautama Śākyamuni's erzählt. Ich gebe die beiden Texte des

Hua-hu-king und des Pa-shih-i-hua-t'u-shuo nebeneinander, vgl. dazu das Bild auf der vorigen Seite.

Hua-hu-king.

Einst unter dem Könige der Yin-Dynastie Yang-kia verliess T'ai-shang lao-kiün das Gebiet des ewigen Tao und als Reittier benutzend eine Wolke des dreifachen Hauches ritt er in Gestalt eines Sonnenessenz-Tropfens 9 Leuchten (?) und trat in Yü-niü-hüan-miao ein durch den Mund, machte sie so auf wunderbare Weise schwanger und wurde Mensch. Im Jahre keng-ch'en, am 15. Tage des 2. Monats wurde er in Po geboren. Neun Drachen spieen Wasser, das sich in neun Brunnen verwandelte. Damals schon hatte T'ai-shang-lao-kiün weisses Haupt- und Barthaar. Er konnte sogleich gehen, und jeder Schritt liess einen Lotos aufspriessen, im ganzen neun an der Zahl. Mit der Linken zeigt er zum Himmel, mit der Rechten zur Erde und sprach zu den Menschen: „Im Himmel und auf Erden bin ich der einzige Verehrungswürdige (tsun 尊) usw.“

Im ersten Buche des Hua-hu-king (p. 5r. der Pekinger Ausgabe) wird nun eine sehr merkwürdige Geschichte von Lao-tzë erzählt, wie er im Reiche Su-lin als Mär Mänt (chin. 末麻尼) geboren wird, und dieselbe wird in dem Pa-shih-i-hua-t'u-shuo als 42. der 81 Geschichten erzählt. Im Hua-hu-king heisst es:

Nach 450 Jahren verliess ich (d. h. Lao-tzë) auf dem in eigenem Glanze erstrahlenden Tao-Hauch die Grenze des ewigen Tao und begab mich im Fluge zur Grenze von Si-na-yü in das Reich Su-lin und wurde dort im Königsschlosse als Kronprinz geboren. Ich verliess meine Familie und trat in den Pfad ein, nannte mich Mär Mänt und drehte das grosse Rad des Gesetzes usw.

Das Pa-shih-i-hua-t'u-shuo fasst sich bedeutend kürzer und verbindet damit zugleich eine andere Erzählung. Es sagt:

T'ai-shang-lao-kiün kam nach Ma-kieh-kuo [Magadha]. Er erschien mit einer leeren Kanne in der Hand (Maitreya-Typ!), um den König zu bekehren. Er begründete die Fou-t'u-Lehre, er wird Ts'ing-tsing-Fo genannt und hiess Mär Mänt. Er hiess Ch'a-li, P'o-lo-men und andere seiner Lehre folgen.

Pa-shih-i-hua-t'u-shuo.

Unter dem 18. (! 16.) Könige der Yin-Dynastie Yang-kia bezog Lao-kiün im Jahre keng-shen (= 1381 a. Chr.) den Leib der Chên-miao-yü-niü. Als sie am Tage schlief, schluckte sie Sonnenessenz in Gestalt einer fünffarbigen Perle. So wurde sie schwanger, und nach 81 Jahren, unter dem 22. (! 18.) Könige Wuting im Jahre keng-ch'en (= 1301) im 2. Monat am 15. Tage sprang, als die heilige Mutter gerade etwas von einem Baume pflücken wollte, aus ihrer rechten Seite Lao-tzë hervor.

Daran, dass also Beziehungen zwischen Manichäern und Taoisten bestanden haben, ist kaum zu bezweifeln. Welcher Art sie waren und wie sie weiter gewirkt haben, etwa auf die Ausbildung der Göttertypen, das sind Fragen, die bei dem lückenhaften Zustande des Materials auch nur vermutungsweise kaum zu beantworten sind. Man wird jedenfalls diese Beziehungen nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Die monotheistischen Religionen. Weniger wahrscheinlich ist es, dass die drei monotheistischen Religionen, Christentum, Judentum und Islam direkt auf die religiösen Verhältnisse in China eingewirkt haben. Die Annahme, dass der Apostel Thomas ausser Indien auch China bekehrt habe, hat heute kaum noch Vertreter. Zum ersten Male kam das Christentum mit nestorianischen Mönchen, die von O-lo-pen geführt wurden, im Jahre 635 nach China, wie uns das berühmte nestorianische Denkmal von Si-ngan-fu (errichtet 781) erzählt. Der erste nestorianische Metropolit wurde unter dem Patriarchen Saliba Zacha (714—718) ordiniert. Als letzte nestorianische Metropolit für China werden uns Joannes (ordiniert a. Graec. 1801 = 1490 p. Chr. n.), Jacobus und Josephus genannt. Ob diese aber noch in China gelebt haben, ist fraglich, da Jacobus einen Brief aus Calecut mitunterschieden hat und von Josephus besonders hervorgehoben wird, dass er gleichzeitig auch Metropolit von Indien war. Längst waren aber auch schon katholische Priester nach China gelangt, und 1299 schon errichtete Joannis de Monte Corvino in „Cambalich“ (Khanbalik = Peking) eine christlich-katholische Kirche. Von einem Einflusse des Christentums jener früheren Zeit auf die Gestaltung der chinesischen Religion ist nur wenig zu bemerken. Allein die Gestalt der Kuan-yin, dieser lieblichsten Figur des buddhistischen wie des taoistischen Pantheons in China, geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein christliches Vorbild zurück: auf die Mutter Maria. Nach dieser Gestalt wohl deutete man die (männliche) Avalokitesvara-Gestalt des indisch-buddhistischen Pantheons in einer dem chinesischen Familiensinne kongenialen Weise um und schuf damit die populärste Gottheit im ganzen fernen Osten. Dass noch weitere Beeinflussungen stattgefunden haben, ist wohl möglich, ist uns doch sogar bekannt, dass die Übersetzung eines buddhistischen Sutrass aus dem Türkischen die gemeinschaftliche Arbeit eines aus Kabul stammenden



Abb. 10. Kuan-yin mit dem Kind.

Mönches Prajña und eines nestorianischen Priesters Adam ist. Bis nach Japan reichende Einflüsse nestorianischen Christentumes auf die Bildung buddhistischer Sekten hat Rev. Lloyd kürzlich nachzuweisen versucht. Der Islam kam wohl im Jahre 628, also bereits sechs Jahre nach der Hedschra, nach China, und er hat sich im Laufe der Jahrhunderte dort auch eine ansehnliche Anhängerschaft von einigen Millionen geschaffen, von irgend einem Einflusse dieser Religion und ebenso des Judentums, das anscheinend erst einige Jahrhunderte später in China auftauchte, kann aber gar nicht gesprochen werden.

Die weitere Entwicklung. Der verschiedenen fremden Elemente, die, wie wir in den letzten Abschnitten gesehen haben, so im Verlaufe einiger Jahrhunderte in China eindringen, ist das Chinesentum durchaus Herr geworden. Nichts ist übernommen worden, was nicht den im chinesischen Geiste vorhandenen Anlagen entsprach, und alles hat eine Umbildung und Umdeutung nach den von uns im ersten Teile geschilderten philosophischen und religiösen Grundgedanken erfahren. Der Staat hat, nur in kurzen Zeitspannen darin schwankend, mit fester Hand die Zügel geführt und sie jedesmal scharf angezogen, wenn irgendwo sich religiöse Bestrebungen in einer Form zeigten, die dem Staate hätten gefährlich werden können. Da nun der Staat nach konfuzianischen Grundsätzen geleitet wird, hat man ein gewisses Recht, von Religionsverfolgungen durch den Konfuzianismus zu sprechen. Nicht aber ist es eine Religion, die andere Religionen unduldsam verfolgt, sondern eine Staatsidee, die alle Religionen sich unterordnen will. Den einzelnen Religionen gegenüber ist der Staat schon seit Ende der T'ang-Dynastie, noch ausgesprochener unter den Yüan-, Ming- und Ts'ing-Dynastien, also seit fast 1000 Jahren, stets durchaus indifferent gewesen, mit nicht zu verkennender Verachtung der „törichten Masse, die immer noch an Geister und an ein Jenseits glaubt hat“, wie sich der Kaiser Tao-kuang vor noch nicht 100 Jahren ausdrückte. Der Staat ist es auch gewesen, der eine feste Organisation eines Klerus, sei es des buddhistischen oder des taoistischen, zu verhindern gewusst hat, und aus solchem Bestreben sind wohl auch die grossen Verfolgungen der Buddhisten (und Manichäer) im Jahre 873 und kleinere Verfolgungen dieser wie auch der Taoisten in jedem Jahrhundert zu erklären. Eine Ausnahme macht nur der Lamaismus, dessen ganze Organisation sich zum Teil sogar unter dem Einflusse der chinesischen Regierung ausgebildet hat und die begünstigt wurde, weil sie geeignet schien, die kriegerischen Tibeter und Mongolen gefügiger zu machen, und ausser diesen Barbaren (nach chinesischer Auffassung) gehört ja niemand in China dem Lamaismus an. So sehen wir alle Religionen in China vom Staate geduldet, solange sie an seinen Grundfesten nicht zu rütteln wagen. Wie es sich zu den einzelnen Religionen stellen will, bleibt dem Volke selbst überlassen, und wie es sich zu ihnen stellt, erscheint unserem Empfinden recht befremdend.

Die heutigen religiösen Verhältnisse. Von den eigenartigen religiösen Verhältnissen, wie sie sich auf der Basis der in den ersten beiden Teilen geschilderten religiös-philosophischen Grundstimmung in

der geschichtlichen Entwicklung herausgebildet haben und sich uns heute zeigen, ist es sehr schwer, sich und anderen ein klares Bild zu machen. Die Religionsstatistiken beschränken sich meist darauf, die 400 Millionen Chinesen mit Ausnahme von 10 bis 30 Millionen Mohammedanern dem Buddhismus zuzurechnen und geben damit zugleich ein durchaus falsches Bild von dem Buddhismus als Weltreligion. „Buddhist“ oder „Taoist“ nennt sich in China nur der professionelle Buddhist bzw. Taoist, mit anderen Worten: der Priester. Als

Konfuzianist bezeichnet sich jeder Chinese von einiger Bildung, will damit aber nichts anderes sagen, als dass er in den konfuzianischen Ideen erzogen ist und sie als Richtschnur im praktischen Leben anerkennt, ohne damit aber zugleich über seine Stellung zum Übersinnlichen präjudizieren zu wollen. Nur der mohammedanische oder der christliche Chinese kann sein Glaubensbekenntnis mit einem Worte ablegen. Und doch ist der Chinese durchaus nicht unreligiös. Es ist ein bekanntes Wort: „Auf den Himmel uns stützend, essen wir unsern Reis“, das gerne versinnbildlicht wird durch einen reisessenden Mann, der sich mit einem Arme auf das Riesenzeichen 天 t'ien „Himmel“, stützt. Es ist allgemeine Überzeugung, dass eine höhere Macht die Geschicke der Welt lenkt, und mit den Worten: „es ist T'ien-ming (der Befehl des Himmels)!“ fügt sich der Chinese ebenso ruhig in sein Schicksal wie der Mohammedaner, der vom Fatum oder von Allahs Willen spricht, und wie der fromme Psalmist, der sagt: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, der Wille Gottes sei gelobt!“ Aber den einzelnen Reli-

gionsformen gegenüber verhält sich der Chinese gleicherweise gleichgültig oder wohlwollend. Mit Recht hat man sagen können: der Chinese wird als Taoist geboren (denn ein taoistischer Astrolog stellt ihm das Horoskop), er lebt als Konfuzianist (denn die konfuzianische Ethik beherrscht die ganze Erziehung und das Leben) und er stirbt als Buddhist (denn nur die ärmste Familie versagt sich gezwungenermassen die Zuziehung buddhistischer Priester zu den Exequien). „Die drei Religionen sind eine“, ist ein oft gehörtes und oft illustriertes Wort.

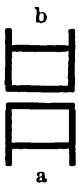


Abb. 11. „Auf den Himmel uns stützend, essen wir unsern Reis!“ Nach einem Relief in Si-ngan-fu.

Sehr charakteristisch ist auch der Besuch der Tempel; derselbe Chinese besucht sowohl buddhistische als auch taoistische Tempel, ja selbst christliche Kirchen werden sehr häufig von Nichtchristen besucht, wenn sich die glückliche Erfüllung eines dort getanen Gebetes unter den Leuten verbreitet. Ein solcher Fall, in dem dieses grösseren Umfang annahm, ist aus Singapore bekannt geworden.

Am schärfsten aber tritt der fast synkretistisch zu nennende Charakter der chinesischen Religionsverhältnisse in den Tempeln selbst in Erscheinung. Es gibt wohl nicht sehr viele Tempel, die nur buddhistische oder rein taoistische Gottheiten enthalten. Herr Regierungsbaumeister E. Börschmann hat auf seinen dreijährigen Reisen in ganz China — meines Wissens als Erster — darauf sein Augenmerk gerichtet und sehr wertvolle Götterlisten aus Tempeln der verschiedensten Gegenden mit heimgebracht. Es ist zu hoffen, dass dieses Material bald veröffentlicht wird. Inzwischen hat Herr Börschmann sich in liebenswürdigster Weise dazu bereit erklärt, in einem Anhang zu dieser Arbeit einige konkrete Beispiele der gegenseitigen Durchdringung der drei Religionen zu geben, und hat mir auch sonst Einblick in sein reiches Material gestattet.

Besondere Beachtung verdient es, dass in den Tempeln auf dem O-mi-shan, dem heiligen Berge der Buddhisten, ebenso taoistische Gottheiten einen Platz gefunden haben, wie umgekehrt auf dem taoistischen Berge Heng-shan buddhistische Gottheiten. Es sind fast immer dieselben Figuren, die von dem einen Pantheon aus dem anderen übernommen werden: die buddhistischen Gottheiten Kuan-yin (= Avalokitesvara), Mi-lo-fo (= Maitreya) und Ti-ts'ang-wang (= Kshitigarbha); sowie die vier Ta-t'ien-wang (Mahādevarāja, Lokapāla „Welthüter“); die taoistischen Gottheiten: Kuan-ti oder Lao-ye (der Gott der Virtus), Wen-ch'ang (der Gott der Literatur), sein Gegenstück K'uei-sing, Ts'ai-shen (der Reichtumsgott) u. a. mehr. In den meisten Tempeln befinden sich in der ersten



Halle in der Richtung des Eingangs zwei einander den Rücken zukehrende Figuren, vgl. die nebenstehende Skizze. An der mit b bezeichneten Stelle steht immer Wei-t'ō (= Veda), eine buddhistische Gottheit; die andere Stelle, a, aber wird entweder von einer buddhistischen Figur, dem Mi-lo-fo oder Tsieh-yin-fo eingenommen, oder aber von einer taoistischen, etwa Lao-ye, Ts'ai-shen, K'uei-sing oder Pai-yün-tsu-shih.

Im übrigen verweise ich auf den Beitrag von Herrn Börschmann, in dem man eine Reihe interessanter Beispiele für solche Vereinigungen von Figuren verschiedener Religionssysteme in einem Tempel finden wird.

Charakteristisch sind auch solche Verbindungen buddhistischer und taoistischer Gestalten in der populär-religiösen Literatur der Chinesen. Ein Beispiel dafür sei dem Yü-li, 'Edelsteinbericht', einem der verbreitetsten Erzeugnisse dieser Gattung der chinesischen Literatur entnommen. Von europäischer Seite ist, charakteristischer Weise, dieses Buch bereits als buddhistisch wie auch als taoistisch bezeichnet worden. In der Einleitung wird zunächst die Anschauung der Konfuzianisten zurückgewiesen, dass die Seele, gebildet aus den beiden Dualkräften Yin und Yang, sich nach dem Tode in ihre Bestandteile

auflöse. Den Konfuzianisten gegenüber, die so sprechen, wird Konfuzius selbst gestellt, der doch das Yi-king der Welt überliefert habe, jenes merkwürdige mystische Werk, das leider nur so oft missverstanden werde. Betrachte man aber dessen Inhalt richtig, so komme man zu ganz anderen Ergebnissen als die gewöhnliche konfuzianische Schule. Um deren Missverständnissen zu begegnen, sei der Welt das Yü-li gegeben worden, das auf die ewige Wahrheit von dem Fortleben der Seele als solcher und von der Vergeltung nach dem Tode hinweisen solle. Yü-huang-shang-ti, der oberste der taoistischen Götter, habe die Korrekturen gelesen und zur Durchsicht einer späteren Ausgabe gar eine Konferenz der Götter und Genien einberufen. Das Buch beginnt mit den Worten: „Yü-ti (d. i. Yü-huang shang-ti) will, dass alle Menschen beider Geschlechtes ihre Sünden bereuen, auf dass er ihnen vergebe. Der oberste Herr der Unterwelt ist Ti-ts'ang-wang.“ Ti-ts'ang-wang aber ist niemand anders als der Bodhisattva Kshitigarbha, also eine Figur des buddhistischen Pantheons. So sehen wir schon in der Einleitung und in den ersten Worten dieses Buches Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus in engem Vereine. Das Buch selber schildert dann nacheinander die zehn Höllen mit dem ganzen Inventar buddhistischer Höllen und gibt dazu eine Reihe von Historien und Anekdoten, die die Vergeltung nach dem Tode näher illustrieren sollen. Eine dieser Anekdoten ist so charakteristisch für die volkstümliche Anschauung von dem Verhältnisse der Religionen zueinander, dass ich sie hier wiedergeben möchte.

Ein buddhistischer Priester kam zufällig in den Besitz eines Exemplares des Yü-li und fand darin die für falsch singende Priester angedrohten Strafen. Er ging mit dem Buche zu einem taoistischem Amtsbruder und beide gerieten bei dem blossen Gedanken an eine solche Strafe in grosse Erregung und befürchteten von einer weiteren Verbreitung dieses gefährlichen Buches Schaden für ihr Ansehen und ihr Einkommen. Sie beschlossen, dem beizeiten vorzubeugen. Der Buddhist kehrte in sein Dorf zurück und erzählte überall herum, es würde demnächst in seinen Tempel ein Taoist kommen, der Geister beschwören und mit ihrer Hilfe die Zukunft befragen könnte. Am festgesetzten Tage versammelte sich eine grosse Menge im Tempel. Der Taoist, der sich der Verabredung gemäss eingefunden hatte, verfiel in einen natürlich nur vorgespiegelten Trancezustand und schrieb auf eine Frage des



Abb. 12. Ti-ts'ang-wang (Kshiti-garbha Bodhisattva). Nach dem T'ai-yang-tien-tzé-siao-tsai-yen shou-kin-chen-fa-kich.

Buddhisten auf ein sandbestreutes Brett: „Erstens ehret die taoistische Religion, zweitens achtet den buddhistischen Klerus, und wir geben euch einen Freipass zum ewigen Leben. Die buddhistischen Priester können euch leichten Durchgang durch die Höllen verschaffen und eine Wiedergeburt im westlichen Paradies usw.“ mit dem Schlusse: „Wer das Yü-li vernichtet, erwirbt sich besonderes Verdienst.“ Kaum ward dieses aber verkündet, so erschien eine Deputation der wahren Geister, rettete das Ansehen des Yü-li und verkündete den betrügerischen Priestern baldigen Lohn ihrer schlechten Tat. Und wirklich starben sie bald darauf einen qualvollen Tod.

Ich glaube, dass mit diesen Beispielen wohl zur Genüge die Eigenart der religiösen Verhältnisse in China charakterisiert ist. Buddhismus und Taoismus schliessen einander eben gar nicht aus, bestehen nicht nur



Abb. 13. Opfer eines Shih-kung, taoistischen Priesters, vor Yü-huang shang-ti. Komposition nach buddhistischem Schema. Nach dem Kao-shang-yü-huang-pen-hing-tsi-king.

nebeneinander, sondern in enger Verbindung miteinander, so dass es weiter nicht verwunderlich ist, dass für das gemeine Volk ein rechter Unterschied kaum noch besteht.

Das taoistische Pantheon in seiner heutigen Gestalt.

Quellen. In gedrängter Kürze haben wir die äusseren Geschehnisse des religiösen Leben Chinas an unserem Auge vorüberziehen lassen. Wir stehen nun am Ende der Entwicklung und müssen jetzt den Versuch wagen, uns ein geschlossenes Bild von dem Götterhimmel, der das Resultat dieser Entwicklung ist, zu machen. Das aber hat grosse Schwierigkeiten. Denn wo sind die Quellen, aus denen wir authentische Kunde von den Göttergestalten schöpfen könnten?

Die Vorbedingung authentischer Quellen ist die Existenz einer religiösen Autorität. Diese aber ist für den Taoismus, für den chinesischen Volksglauben, nicht gegeben. Ein fest organisierter Klerus ist nicht vorhanden. Es gibt zwei Arten taoistischer Priester: Laienpriester (wu-shih,

shih-kung usw.), die irgend einem bürgerlichen Berufe angehören, verheiratet sind und nur zu gottesdienstlichen Zwecken ein besonderes Priestergewand anlegen, und mönchisch lebende Priester (im Volksmunde Mao-shan-tao-jen „Haarberg-Taoisten“ oder Ch'u-kia-tao-jen „aus der Familie ausgeschiedene Taoisten“ genannt), die in Klostersgemeinschaft oder einzeln als Tempelpriester oder als Einsiedler im Gebirge leben. Es scheint, soweit man nach den gerade hierüber sehr spärlichen Angaben urteilen kann, als ob nur die Mönch-Priester eine gewisse Organisation hätten und zu einem allerdings auch nur lose organisierten Klerus mit dem T'ien-shih an der Spitze zusammengeschlossen seien. Ebenso und mit aus diesem Grunde existiert auch keine dogmatische Literatur. Früher mag es anders gewesen sein (und viele Gründe lassen das annehmen), heute aber kann man weder von einem eigentlichen Klerus noch von einem Dogma sprechen. In jedem Tempel finden wir andere Götter oder doch die Götter in anderer Kombination. Jedes taoistische Buch gibt uns ein anderes Pantheon, über die gleichen Gestalten eine andere Legende. Selbst über solche Punkte, die uns die wesentlichsten scheinen, herrscht nicht die geringste Übereinstimmung. Zu erklären wird das wohl einmal sein daraus, dass verschiedene Überlieferungen verschiedener Schulen vorhanden sind. Noch aber wissen wir von diesen nichts. Dann aber ist diese Erscheinung auch zu erklären aus der schon dargelegten Interesselosigkeit der Chinesen für die äussere Gestaltung religiöser Ideen und aus ihrer Abneigung gegenüber dem Dogmatismus. Mögen wir die Gründe auch nicht erkennen, das Resultat ist jedenfalls das, dass man mit grösserem Rechte wohl von einer Anzahl von Pantheia sprechen könnte, als von einem Pantheon. Wenn wir das letztere tun, so müssen wir uns darüber klar sein, dass wir es sind, die die Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenfassen, nicht die Chinesen. Nur eine Klasse göttlich verehrter Wesen ist in ihrer Zusammensetzung genauer bestimmt: die deifizierten Heroen. Ehe wir aber diesen uns zuwenden können, müssen wir eine Einteilung der Götter und Genien nach einem gewissen Schema versuchen.

Klassifizierung der Götter. Ein chinesisches Schema kann zu einer solchen Klassifizierung nicht benutzt werden. Es fehlt im Chinesischen überhaupt eine feststehende Terminologie auf diesem Gebiete. Wir finden als Bezeichnungen für Gestalten des Pantheons: Shang-ti „oberster Herrscher“, T'ien „Himmel, Gott“ (= sanskr. deva), T'ien-tsun „Ehrwürdiger im Himmel“ (= sanskr. devajyeshtha), Tao-kiün „Tao-Fürst“, Tao-jen oder Tao-shih „Taoist“, Fa-shih „Meister des Gesetzes“ [Dharmapati], Li-shih „Meister der Kraft“, Shen „Geist“, Sien „Geist“ (dieses Zeichen 山 besteht aus den Zeichen für „Mensch“ und für „Berg“, bezeichnet also zunächst einen Einsiedler) und vieles andere mehr. Eine anscheinend schon alte, vielleicht aber auch auf ein buddhistisches Vorbild zurückgehende chinesische Einteilung gibt folgendes Schema: 1. T'ien-sien „Gottheiten des Himmels“, 2. Shen-sien „Gottheiten der Geisterwelt“, 3. Ti-sien „Gottheiten der Erde“, 4. Jen-sien „Gottheiten der Menschenwelt“,

5. Kuei-sien „Gottheiten der Dämonenwelt“¹⁾. Dieses Schema hat allerdings nun den Nachteil, dass wir nichts über die Verteilung der verschiedenen Göttergestalten auf die einzelnen Klassen erfahren, und darum ist es auch für eine von uns vorzunehmende Klassifizierung nicht geeigneter als irgend eines sonst aufzustellende. Einen gewissen Einblick gewährt es immerhin.

Ein ganz brauchbares Schema hat Ch. de Harlez in seinem schon erwähnten Buche aufgestellt. Er teilt die Gestalten des Pantheons in folgende fünf Gruppen ein: 1. Êtres divins, 2. Esprits originaires, c'est-à-dire ayant en cette nature dès leur origine, 3. Immortels élevés à ce rang par les Tao-she ou les bouddhistes, et que l'on honore d'un culte public, 4. Immortels vénérés par le peuple ou les Tao-she sans culte spécial, 5. Saints du bouddhisme honorés en Chine. Leider aber verlässt der Verfasser dieses Schema gleich wieder und ordnet das Pantheon nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Les êtres divins ou divinisés, 2. Les Immortels, 3. Les Saints, 4. Les dieux et vénérables du bouddhisme.

Jedes der gegebenen Schemata hat gewisse Vorzüge, keines aber derartige, dass sie seine unbedingte Annahme rechtfertigen könnten. Die Schwierigkeiten einer solchen Klassifikation sind auch nicht gering, zumal wir uns kaum auf chinesische Vorarbeiten stützen können. Der Versuch, eine Klassifikation nach historischen und qualifikatorischen Momenten vorzunehmen, gab folgendes vorläufige Resultat:

1. Naturgottheiten, ursprünglich und zu einem Teile auch heute noch unverbunden mit anthropomorphen Vorstellungen, heute im Staatskult verehrt.

Himmel (Huang-t'ien-shang-ti), Erde (Hou-t'u huang-ti-k'i), Sonne (Ji, Ta-ming), Mond (Yüe, Yeh-ming), die fünf Planeten (Wu-sing: Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Saturn) und der Zodiacus (sing-ch'en, wenn dieses nicht die Gesamtheit der Sterne bedeutet). Während der Kult dieser Gottheiten für die ältesten Zeiten gesichert ist, wird des Kultes einzelner Gestirne erst in späterer Zeit Erwähnung getan, so wird der Kult des Pei-t'ou (Ursus major) und Nan-t'ou (eine der 28 Stationen, Mondhäuser, umfassend sechs Sterne des Sagittarius) zum ersten Male unter der Ts'in-Dynastie erwähnt (221 a. Chr. n.).

Ferner Wind (Feng-shih, Feng-po), Regen (Yü-shih), Wolken (Yün-chung-kiün, zur Han-Zeit erwähnt).²⁾

Endlich die heiligen Berge, unter denen fünf besonders hervortreten (Wu-yo, als älteste Kultstätte gilt der T'ai-shan in Shan-tung).

1) Die Übersetzungen dieser termini sind recht frei, insbesondere ist Sien hier mit „Gottheit“ wiedergegeben worden, um einen möglichst indifferenten Ausdruck für das hier ausnahmsweise als Oberbegriff gebrauchte Wort zu haben.

2) Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass es gerade „Wind“ und „Regen“ sind — also Faktoren, von denen das ackerbauende Volk abhängig ist —, die uns zuerst von allen Naturerscheinungen in anthropomorpher Auffassung erscheinen: Fêng-shih „Wind-Meister“. Yü-shih „Regen-Meister“, so schon im Chou-li, dem Ritualbuch der Chou-Dynastie.

2. Personifikationen von Ideen, deren Ursprung wahrscheinlich in der taoistischen Literatur zu suchen ist.

T'ai-yi („grosse Einheit“, Kult zuerst im Jahre 116 a. Chr. n. erwähnt), T'ai-ki („grosses Prinzip“, oft mit dem vorstehenden gleichgesetzt), Yüan-shih („ursprünglicher Anfang“), Ling-pao („Wunderbarer Schatz“) und endlos viele der Art mehr. Meistens werden diesen Namen ehrende Bezeichnungen hinzugesetzt, wie wir einige schon oben kennen gelernt haben, so sagt man: T'ai-yi chen-jen (= der Heilige T'ai-yi), Ling-pao ta-fa-shih (= der grosse Gesetzesmeister Ling-pao), Yüan-shih t'ien-tsun (= der Himmelsgeehrte Yüan-shih) u. s. f.

3. Deifikationen prä- oder protohistorischer Persönlichkeiten. Die Deifikation erfolgte zu einer nicht bestimmbar Zeit, grösstenteils wohl nur in der Literatur.

Die mythischen Kaiser (Wu-ti, der Kult anderer Wu-ti, der Regenten der fünf Planeten, der fünf Elemente usw. wurde zur Ts'in-Zeit eingeführt, später aber aufgehoben), nämlich: T'ai-hao oder Fu-hi, Yen-ti oder Shen-nung, Huang-ti oder Hien-yüan, Shao-hao oder Kin-t'ien, Chuan-hü oder Kao-yang. Jeder dieser Kaiser gilt als der Erfinder gewisser Kulturgüter, so Shen-nung, der am meisten verehrt, als Erfinder des Ackerbaues.

Ferner die 365 in der nicht historischen Deifikation des Kiang-shang (Kiang-tzë-ya, Kiang-t'ai-kung) zu Göttern erhobenen Helden. Darüber wird weiter unten noch mehr zu sagen sein.

Endlich auch Gestalten reiner Phantasie, wie: Si-wang-mu („die königliche Mutter des Westens“), Tung-wang-kung („der königliche Fürst des Ostens“), Shou-sing, der Gott des langen Lebens usw.

Hierher gehört schliesslich das ganze Heer taoistischer Einsiedler, die einst in Bergen gelebt haben und in die Unsterblichkeit eingegangen sein sollen: Am bekanntesten unter ihnen sind die Pa-sien („acht Genien“), nämlich: Chung-li-k'üan, Chung-kuo, Lü-tung-pin, Ts'ao-kuo-k'iu, Li-t'ieh-kuai, Han-siang-tze, Lants'ai-ho, Ho-sien-ku, zu einer Achtheit erst unter der Mongolen-Dynastie zusammengefasst, seitdem aber sehr populär und in den verschiedensten Materialien immer wieder dargestellt.

4. Deifikationen aus historischer Zeit. Diese stellen das bei weitem grösste Kontingent zum chinesischen Pantheon und gerade unter ihnen finden sich die populärsten Gottheiten.

Der bekannteste der Götter dieser Kategorie ist wohl: Kuan-ti, gestorben 219, kanonisiert 1116, der Schutzpatron der jetzt regierenden Dynastie. Während nur sehr wenigen Gestalten aus den ersten drei Kategorien eigene Tempel errichtet sind, sind den Göttern dieser Gruppe unzählige grosse und kleine Tempel geweiht, und von ihnen finden sich dementsprechend auch die zahlreichsten bildlichen Darstellungen. Sie werden uns im folgenden noch beschäftigen.

5. Gestalten des buddhistischen Pantheons, die in das chinesische übergegangen sind. Unter ihnen sind zwei Gruppen zu unterscheiden:



Abb. 14. Pai-shou-t'u, Tafel mit 100 Formen des Zeichens für shou „langes Leben“. In der Mitte: Shou-Sing, der Gott des langen Lebens und die Pa-sien. Nach einem Relief in Si-ngan-fu.

a) Ursprünglich dem Brahmanismus angehörige Göttergestalten. Fan-t'ien (Brahma), Yen-lo (Yama), Ji-shen (Surya) Yüeh-shen (Soma), die vier Mahārājas (sze-ta-t'ien-wang) u. a. m.

b) Eigentlich buddhistische Gestalten. Buddhas: Jan - teng - fo (Dipaṅkara Buddha), O-mi-t'o-fo (Amitābha Buddha), Bodhisattvas: Kuan-yin (Kuan - shih - yin p'u-sa, eine interessante Umdeutung des Avalokiteśvara Bodhisattva in das Weibliche), Mi-lo-fo (Maitreya Bodhisattva), P'u-hien p'u-sa (Samantabhadra Bodhisattva), Wen-shu p'u-sa (Mañjuśrī Bodhisattva). Populär sind auch die 16 Arhats (Lo-han), Schüler des Buddha Śākyamuni, deren Zahl zu 18, und selbst zu 500, erweitert ist. Erwähnt sind nur diejenigen Gestalten, die auch über den engeren Kreis des chinesischen Buddhismus hinaus gedrungen sind.

Schliesslich bleibt noch eine ganze Anzahl von im Volke verehrten Göttern übrig, die neun Göttinnen (kiu-niang-niang) zum Beispiel,

u. a., deren Zugehörigkeit zu keiner der fünf Gruppen nachweisbar ist. Es ist wohl aber anzunehmen, dass dieser Nachweis uns nur durch Fehlen der Überlieferung in diesen Fällen unmöglich gemacht wird. Immerhin mag

sich in einzelnen Gestalten eine alte Lokalgöttheit erhalten haben. Das hier gegebene Schema ist, wie ich selbst fühle, höchst unbefriedigend. Hoffentlich gelingt es bald, ein besseres zu finden.

Feng-shen. „Belehnen mit der Götterwürde“ (feng-shen) ist der technische Ausdruck für die Deifikation. Zugrunde zu liegen scheint eine



Abb. 15. Kuan-shih-yin p'u-sa (Kuan-yin, Avalokitesvara Bodhisattva) mit dem Jade-, Gold- und Drachen-Siegel.

Idee, die in etwas an die buddhistische Lehre vom Karma erinnert: die an der Substanz des Guten, dem Yang, überreichen Seelen hochverdienter Menschen sind den Seelen anderer so überlegen, dass es ein Unrecht wäre, wollte man ihre Verehrung allein ihrer eigenen Familie überlassen und ihren Segen damit zugleich auf diese beschränken. Sie sind gewisser-

massen durch die Grösse ihres Verdienstes um das Ganze Gemeingut des Volkes geworden, und dieses muss darum auch die Möglichkeit haben, sie verehren zu dürfen. Ob ihr Verdienst aber ausreicht, die Ausdehnung ihres Kultes von der Familie auf das Volk zu rechtfertigen, darüber muss eine höhere Instanz entscheiden. Diese Instanz ist der Kaiser, der als „Himmelssohn“ (t'ien-tzë) Vollzieher des „himmlischen Willen“ (t'ien-ming) auf Erden ist. Wenn in einem Bezirke, der oft unter Überschwemmungen zu leiden hat, ein Mandarin tätig gewesen ist, der sich um die Abwendung solch schadenbringender Ereignisse bemüht hat, so wendet sich nach seinem Tode oder auch schon, wenn er versetzt wird, das Volk durch Vermittelung der lokalen Behörden an den Kaiser mit der Bitte, die Errichtung eines Tempels für diesen verdienten Mann und seinen Kult gestatten zu wollen, und hofft, so auch fürder sich den guten Einfluss des Verehrten sichern zu können. Nach Prüfung des Gesuches im Kultusministerium (Li-pu) erfolgt dann der kaiserliche Bescheid, der jedoch im Falle der Genehmigung meist auch den Bezirk umschreibt, innerhalb dessen der Kult gestattet wird. Nicht immer aber lässt Pietät diesen Brauch sympathisch erscheinen, es gibt auch zahlreiche Fälle, in denen nur krasser Aberglaube der Beweggrund des Gesuches ist, so, wenn die Genehmigung ersucht wird für den Kult einer Schlange, Schildkröte, eines Brunnens, eines von irgend Jemand angeblich gesehnen Schemen. Solche Gesuche werden oft eingereicht und oft genehmigt. Jeder Ort ist auf diese Weise in den mehr oder minder ausschliesslichen Besitz gewisser Lokalgottheiten, „Stadtgötter κατ' ἐξοχήν“ gekommen. Wenn man heute von Stadtgöttern spricht, meint man allerdings meistens die Gesamtheit der überhaupt im Haupttempel einer Stadt vereinigten Götter. Diesen Göttern aber werden auch, wenn die Fürbitte erfolgreich war, Titel und Rangerhöhungen gewährt, ja, es scheint, als wenn ein ganz bestimmter Turnus stattfände. Jedes Jahr reicht der T'ien-shih dem Kultusministerium eine Liste ein, die seine Vorschläge hinsichtlich der Veränderungen im Range der Götter und neuer Ernennung von solchen enthält. Auch hier findet wieder eine Prüfung statt, und schliesslich erfolgt der kaiserliche Bescheid. Über die Einzelheiten dieser ganzen Vorgänge sind wir bis heute durchaus noch nicht genügend und vor allem nicht nach authentischen Quellen unterrichtet; es scheint jedoch, als ob im ganzen ein Vergleich mit dem Verfahren der katholischen Kirche bei Heilig- bzw. Seligsprechung — bei aller im Wesen beider Religionen begründeten Verschiedenheiten — möglich wäre: hier wie dort ein processus canonicus, hier wie dort eine für die ganze Welt geltende Canonisatio und eine für eine bestimmte Gegend geltende Beatificatio. Man tut vielleicht auch der chinesischen Religion unrecht, wenn man in allen diesen Fällen immer von „Göttern“ spricht, aber zum mindesten hat man die Entschuldigung, dass die Haltung des Volkes diesen Gestalten gegenüber — ob sie nun als Götter gemeint sind oder nur als Heilige und Fürsprecher bei Shang-ti — ihre Auffassung als göttlich nahe legt.

Wann diese Sitte der Deifikation aufgekommen ist, lässt sich nicht sagen. Nach Ansicht des Volkes datiert sie von uralter Zeit her und ist

stets geübt worden. Drei grosse Götterernennungen aber werden besonders unterschieden: die erste fand statt unter dem mythischen Kaiser Huang-ti (= Hien-yüan), die zweite am Beginne der Chou-Dynastie, im Jahre 1122 a. Chr. n., durch Kiang-shang, die dritte unter dem ersten Kaiser der Ming-Dynastie im 14. Jahrhundert. Die grösste Rolle spielt die mittlere dieser drei Götterernennungen, ihr ist auch ein Werk gewidmet, das wir als eine Hauptquelle für die Kenntnis des chinesischen Pantheons betrachten müssen: das Feng-shen-yen-yi 封神演義. „Die Erzählungen von der Belehnung mit der Götterwürde“, oder, wie man den Titel auch wiedergeben könnte, „die Metamorphosen der Götter.“ Dieser mythologisch-historische Roman von recht beträchtlichem Umfange (100 Kapitel) ist wahrscheinlich in der Mingzeit entstanden, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass der Durchschnittschinese aus ihm hauptsächlich seine Kenntnisse von dem Pantheon schöpft. Darstellungen gerade der hierin genannten Götter sind ausserordentlich häufig, und selbst aus dem abgelegenen Kan-su von Dr. Tafel mitgebrachte „500 Stadtgötter von Lan-chou-fu“ sind zum grossen Teile nichts anderes, als Figuren dieses Feng-shen-yen-yi.

Das Pantheon des Feng-shen-yen-yi. Zwei Kategorien göttlicher Wesen heben sich in ihm klar voneinander ab: Gottheiten, die uns schon am Anfange der Handlung als solche entgetreten, und Gottheiten, die in der Handlung selbst noch gewöhnliche Sterbliche sind und erst am Schlusse und nach ihrem Tode zu göttlichem Range erhoben werden. Die Gottheiten der ersten Kategorie staffeln sich nun in folgender Weise:

Hung-kiün fa-shih

oder Lao-tsu.

Er hat drei grosse Schüler¹⁾:

Lao-tzū	Yüan-shih t'ien-tsun	T'ung-t'ien kiao-chu
ohne Schüler, mit nur einem Begleiter: Yüan-t'ou.	hat zwölf Schüler selber wieder viele Schüler haben.	hat eine grosse Anzahl von Schülern.

Die ersten beiden der drei Schüler Hung-kiün fa-shih's folgen der orthodoxen Lehre, T'ung-t'ien kiao-chu aber hat sich von ihr abgewandt und verbreitet unter seinen Anhängern heterodoxe Lehren. Worin Orthodoxie und Heterodoxie liegen, tritt nicht zutage: beide Lehren beschäftigen sich in praxi mit allen nur erdenkbaren Zaubern. Bemerkenswert sind unter den Schülern des Yüan-shih t'ien-tsun die buddhistischen Gestalten, wie z. B. Jan-teng tao-jen („der Taoist Dīpankara“!), Wen-shu-kuang-fa t'ien-tsun (= Mañjuśrī), P'u-hien chen-jen (= Samantabhadra). Ebenfalls als Gottheiten von Anfang an treten uns Naturgötter entgegen, wie Drachenkönige der Gewässer, und ein ganzes Heer von Tiergespensten: Fuchsdämon, Fasanengeist, Skorpionendämon usw. Diese stehen an sich

1) Diese drei bilden die taoistische Trias der San-t's'ing („drei Reinen“), meist aber werden folgende, etwas abweichend, genannt; 1. Yüan-shih t'ien-tsun. 2. Ling-pao t'ien-tsun, (hier als Ling-pao ta-fa-shih unter den Schülern Yüan-shih's genannt), 3. T'ai-shang lao-kiün (= Lao-tzū).

auf keiner der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Seiten der orthodoxen und der heterodoxen Lehre.

Der Inhalt des Romanes ist nun kurz folgender:

Chou-wang, der letzte Kaiser der Shang- oder Yin-Dynastie (regierte bis 1123 a. Chr. n.) liess sich verleiten, an die Wand eines der Niü-kua (s. o. S. 398) geweihten Tempels ein Gedicht zu schreiben, das die Schönheit in einer sie beleidigenden Weise pries. Um sich zu rächen, beschloss die erzürnte Göttin, den König samt seinem ganzen Hause zu stürzen. Sie befahl einem tausendjährigen Fuchsgeiste, sich in ein Mädchen zu verwandeln, in Su Ta-ki, die Tochter eines Lehnsfürsten, die zur Nebengemahlin des Kaisers bestimmt war. So geschah es. Ta-ki, deren eigener Geist auf dem Wege zur Hauptstadt ihren Körper verlassen und durch den Fuchsgeist ersetzt worden war, verleitete den Kaiser zu den übermütigsten Taten und zu den scheusslichsten Greueln. Überall kam es zu Aufständen, bis sich die Unzufriedenen um den Fürsten des Lehnsstaates Chou sammelten. Die Götter selbst griffen in den Streit ein. Lao-tzë und Yüan-shih t'ien-tsun standen mit ihren Geisterscharen auf der Seite der neuen Dynastie Chou, T'ung-t'ien kiao-chu auf der Seite der alten Dynastie, bis der oberste Lehrer der Götter, Hung-kiün selbst, eingriff und T'ung-t'ien kiao-chu wegen des bewiesenen Ungehorsams zu weiterer Belehrung wieder zu sich rief. Nun ging es mit der Yin-Dynastie gänzlich zu Ende. Wu-wang von Chou siegte und begründete eine neue Dynastie. Die drei Religionsfürsten aber hatten schon lange vorher alles bestimmt und auch festgesetzt, dass alle die Helden, die sich in den Kämpfen auszeichneten, sei es auf welcher Seite es sei, zu Göttern ernannt werden sollten. Die „Tafel der Götterernennungen“, feng-shen-pan, war von ihnen aufgestellt und dem Kiang Tzë-ya (heute meist Kiang-t'ai-kung genannt) übergeben worden. Dieser, der den ganzen Kampf auf seiten der Chou leitete, bestieg nach dessen Beendigung einen hohen Berg, versammelte die Geister der im Kampfe gefallenen Helden um sich, ernannte sie zu Göttern und gab jedem ein bestimmtes Amt und einen Sitz auf einem Gestirn. Im ganzen waren es 365 Götter, die so diese Würde erlangten.

Die von Kiang-t'ai-kung auf göttlichem Befehl mit der Götterwürde belehnten Helden verteilen sich auf eine Reihe von Gruppen, so gibt es unter ihnen: 24 Donnergötter, 6 Feuergötter, 6 Pockengötter mit je einem Oberhaupte. Die Göttin Kin-ling-sheng-mu wurde zur Tou-mu („Scheffelmutter“, sonst Marici-deva) gemacht und an die Spitze des Heeres der 84 000 Sterne gestellt. Dann folgen grosse Scharen von Sterngöttern, unter denen hervorzuhelien sind die 28 Mondhäuser (siu, sanskr. nakshatra). Es folgen weiter die Geister der fünf heiligen Berge (wu yo), Reichtumsgötter usw. Nur zwei der Götter seien ausführlicher geschildert.

Eine der auffallendsten Erscheinungen aus dem Figurenkreise des Feng-shen-yen-yi ist Yang Jen (kanonisiert als Kia-tzë t'ai-sui chi shen). Er war einer der treuen Minister und Warner des Chou-wang, erlitt für seine Warnungen aber die furchtbare Qual, dass ihm beide Augen ausgerissen wurden. Aber der „wahrhafte Fürst des Tao und der Tugend der blauen Leere“ (Ts'ing-hü tao-te chen-kiün) entrückte ihn auf seinen Berg. Er befahl seinem dienenden Knaben Po-yün t'ung-tzë zwei Körner vom Stein der Weisen in die Augenhöhlen Yang Jen's zu legen. Dann



Abb. 16. Yang Jen. Nach einer Zeichnung aus den „500 Stadtgöttern von Lan-chou-fu“. Slg. Dr. Tafel

blies der Heilige ihm den ursprünglichen wahrhaften Odem ins Gesicht und rief ihm zu, sich zu erheben. Da wuchsen aus dessen Augenhöhlen zwei Hände hervor, auf deren inneren Flächen sich je ein Auge befand. In dieser Form finden wir Yang Jen oft dargestellt, wie auf nebenstehender Zeichnung aus den „500 Stadtgöttern von Lan-chou-fu“.

In Feng-shen-yen-yi finden wir auch die Legende von Lei-chen-tzë, dessen Bild oft auf dem Schlussblatte taoistischer Schriften zu finden ist, wo buddhistische Sutras ein Bild des Wei-t'ö (= sanskr. Veda) zeigen.

Er war ein Sohn des Wen-wang und wurde von Yün-chung-tzë auf dem Chung-nan-shan im Tao unterrichtet. Als die Zeit

herangekommen war, wo er seinem Vater von Nutzen werden sollte, gab ihm sein Lehrer den Auftrag, im Garten nach den



Abb. 17. Lei-chen-tzè. Schlussbild im T'ai-shang-tao-tè-king-chu-sien.

Waffen zu suchen, mit denen er seinem Vater beistehen könnte. Lei-chen-tze begab sich dorthin, fand aber nichts waffenähnliches, zwei Aprikosen aber reizten ihn, er pflückte sie und ass sie auf. Da hörte er plötzlich ein Geräusch unterhalb der linken Rippen, und ein Flügel wuchs dort hervor. Während er, halb ohnmächtig vor Schreck, versuchte, ihn mit beiden Händen zu fassen und herauszureissen, wuchs ihm auch auf der rechten Seite ein Flügel hervor und auch sein Gesicht veränderte sich: die Nase wölbte sich vor, das Antlitz färbte sich graublau, die Haare wurden rot, die Augen traten hervor, Stosszähne schoben sich schräg zwischen den Lippen heraus und sein Leib wuchs bis zu einer Höhe von zwei Klaftern. Das waren die Waffen, die ihm die Götter schenkten. Als ein Beispiel der dunklen taoistischen Sprache sei das Gedicht angeführt, mit dem Yün-chung-tzè den so verwandelten Lei-chen-tzè begrüßte:

Die beiden Aprikosen
werden das Reich be-
ruhigen,
Ein goldener Stab
festigt Himmel und
Erde,

Die beiden Fittiche „Donner“ und „Wind“ erfreuen die
Vorfahren

Und bringen durch tausenderlei Umwandlungen die Nach-
kommenschaft hervor,

Die Augen, goldenen Scheiben gleich, durchdringen die Unterwelt.
Die Haare gleichen kurzgeschorenem Purpurgrase.
In die Geheimlehre der Wahrhaften Unsterblichen eingeweiht,
Erlangte er einen nimmer dunkelnden Diamantleib!

Hunderte solcher Legenden sind im Feng-shen-yen-yi vereinigt und machen es zu einer wahren Fundgrube für Forschungen auf diesem Gebiet. Der leider zu früh verstorbene ausgezeichnete Gelehrte, Prof. Wilhelm Grube, hat die Übersetzung dieses Werkes, dessen Wert er immer wieder hervorhob, begonnen. Die von mir besorgte Ausgabe des hinterlassenen Werkes wird in zwei Bänden von etwa je 350 Seiten 4° im Verlage von Brill (Leiden) demnächst erscheinen.

Literatur-Pantheia. Solcher Pantheia wie das Feng-shen-yen-yi liesse sich eine ganze Anzahl aus den verschiedensten Werken der chinesischen Literatur zusammenstellen. Eine derartige Arbeit würde zweifellos ihren Wert für die Religionswissenschaft und die chinesische Kulturgeschichte haben. In diesen Rahmen ist sie aber unmöglich hineinzupassen. Doch seien wenigstens einige der Hauptquellen genannt. Eine der wichtigsten ist wohl das Li-tai Shen-sien-t'ung-kien von Sü-tao, das im Jahre 1700 veröffentlicht wurde unter Approbation des T'ien-shih Chang-ki-tzung (Lung-hu-shan Chang ta-chen-jen) und des Pao-shan Huang Chang-lun sien-sheng und das in 22 Büchern die Legenden einer grossen Zahl



Abb. 18. Ta-tu-tzê Mi-lo-fo (Maitreya Bodhisattva), der „Dickbauch-Buddha“, auch mit einem buddhistischen Mönch identifiziert und dann P'u-t'ai Ho-shang genannt. Porzellanfigur.

göttlicher Wesen enthält. Ein gleichnamiges älteres Werk von Süeh Ta-hün (1640 erschienen) enthält in 60 Büchern ein noch vielleicht reichhaltigeres Material. Eine ganz besonders reiche Quelle ist, wie für so vieles andere auch für das chinesische Pantheon die bekannte Riesen-Encyclopädie Ku-kin-t'u-shu-tsi-ch'eng. Besonders sei auf eine darin enthaltene Rangtafel taoistischer Götter hingewiesen, die im 221. K'üan des Abschnittes Shen-i-tien enthalten ist und den Titel Chen-ling-wei-ye-t'u trägt. Sie gibt den genauen Platz an, der jeder der genannten Gottheiten im Yü-ts'ing-san-yüan-kung zukommt. Daran knüpft sich die Überlieferung, dass T'ai-shang-lao-kiün auf der Wolken-Terasse (yün-t'ai) die genaue Kenntnis der Rangtafel der Götter (kuan-t'u) erfuhr und sie durch 41 Generationen weitergab bis auf Lin T'ung-yüan, der

wohl gleichzusetzen ist mit Lin Ling-su, einem berühmten, zum Taoismus übergetretenen buddhistischen Mönch zur Zeit des Sung-Kaisers Hui-tsung, dem die Ausbildung des Pantheons zugeschrieben wird und auf dessen Einfluss unter anderem auch die Autorisation des Kultes des Yü-huang-shang-ti 1116 erfolgte.

Bedeutsamer noch ist die Untersuchung der Pantheia bestimmter Gebiete. Nur für Amoy ist diese Arbeit bisher geleistet worden, in dem bekannten Werke J. J. M. de Groot's „Les fêtes annuellement célébrés à Emoy“. Für Peking findet sich wertvolles Material in dem Wilhelm Grubeshen Werke „Pekinger Volksbräuche“ und sonst an verschiedenen Stellen verstreut. Das aber ist auch sozusagen alles, was bisher auf diesem Gebiete geleistet ist. Das Material, das noch der Bearbeitung harret, ist ausserordentlich umfangreich. Wiedergabe von chinesischen Literaturquellen und Beschreibung einzelner Kultobjekte, die ihren Weg in europäische Sammlungen gefunden haben, genügen dabei allerdings nicht: persönliche Anschauung und Beobachtung des realen Lebens sind unentbehrliche Vorbedingungen fruchtbringender Arbeit auf diesem Gebiet. Da sie mir noch nicht zu Gebote stehen, verzichte ich, näher darauf einzugehen.

Schluss. Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt hatte, war: einen kurzen Überblick über Vorbedingungen, Entwicklung und heutige Gestalt des Pantheons der chinesischen Volksreligion zu geben. In dem engen Rahmen eines Zeitschriften-Aufsatzes und bei dem sehr fragmentarischen Zustand unseres Wissens auf diesem Gebiete, konnte ich grösstenteils nur Andeutungen machen, von denen ich hoffe, dass sie auch zugleich Anregungen werden möchten zu eigenen Arbeiten auf diesem sehr vernachlässigten Felde für alle, die dazu Gelegenheit haben.

Anhang.

Einige Beispiele für die gegenseitige Durchdringung der drei chinesischen Religionen.

Von

Ernst Boerschmann.

Der Chinese hat die verschiedenen Seiten seines religiösen Empfindens und Bedürfnisses in drei feste Formeln gebracht, nämlich in die san-kiao, die „drei Religionen“, den Taoismus, den Konfuzianismus und den Buddhismus. Zwar ist diese Einteilung nicht erschöpfend, bietet z. B. nicht Raum für die Einordnung des Staatskultus und der Ahnenverehrung, gibt jedoch immerhin das Hauptgerippe für nähere Betrachtungen. Die Chinesen selbst unterscheiden jene drei Richtungen im allgemeinen scharf durch den Aufbau der Tempel und in diesen durch die Anordnung der Gottheiten.

Wie nun aber die drei Religionen nicht etwa nur äusserlich nebeneinander bestehen, sondern gemeinsam im chinesischen Denken wurzeln, dessen Teile sie nur darstellen, so fühlt der Chinese zuweilen das Bedürfnis nach einer Synthese, nach einer Vereinigung der verschiedenen Richtungen. Diese Einheit bringt er zum sichtbaren Ausdruck einmal durch Tempelinschriften, die Bezug nehmen auf die oft und gerne auch mündlich von den Priestern zitierte Gleichheit der drei, wie überhaupt aller Religionen. Nur die Formen sind verschieden, pflegen sie wahrhaft tolerant zu sagen, im Grunde glauben alle Menschen dasselbe. Dann aber verkörpern in den Tempeln die Götterfiguren selbst jene Einheit. Laotsze, der als Stifter des an sich viel älteren Taoismus gilt, Buddha und Konfuzius thronen dann friedlich nebeneinander. Es gibt kaum einen Bezirk oder Kreis, in dem nicht wenigstens ein derartiger Tempel sich findet.

Als Beispiel diene der Grundriss eines Tempels, den ich auf meinen Reisen durch China im Norden der Provinz Szë-ch'uan antraf. Er liegt zwischen den beiden Städten Mien-chou und Lo-kiang-hien an der grossen Heerstrasse, die von der Provinz Shen-si nach Ch'eng-tu-fu, der Hauptstadt von Szë-ch'uan, führt. Er krönt eine kleine Bergkuppe und ragt merkbar empor über das weite hügelige Gelände. Ausnahmsweise ist er ganz aus Werkstein erbaut, selbst die Pfeiler sind aus Stein, und deshalb wird er Shih-miao, Steintempel, genannt. Die beiden Teile des Tempels gruppieren sich um die beiden Höfe I und II, deren Lichtraum durch die weit ausladenden Dächer auf das geringste Mass gebracht ist. Den ersten Hof

umgeben abgeschlossene Wohnungen, der zweite Hof bildet den Teil einer offenen Halle, wie sie in Szě-ch'uan und im mittleren und südlichen China sich oft als Hauptbestandteil der Tempel findet. Die Anordnung der Götter, die in der erwähnten Dreieinigkeit gipfelt, zeigt ein merkwürdiges Durcheinander der drei Religionen.

Über dem Eingang, in einem kleinen Turmaufbau, thront K'uei-sing (Kwei sing), der Gott der Literatur, der in dem Siebengestirn, dem grossen

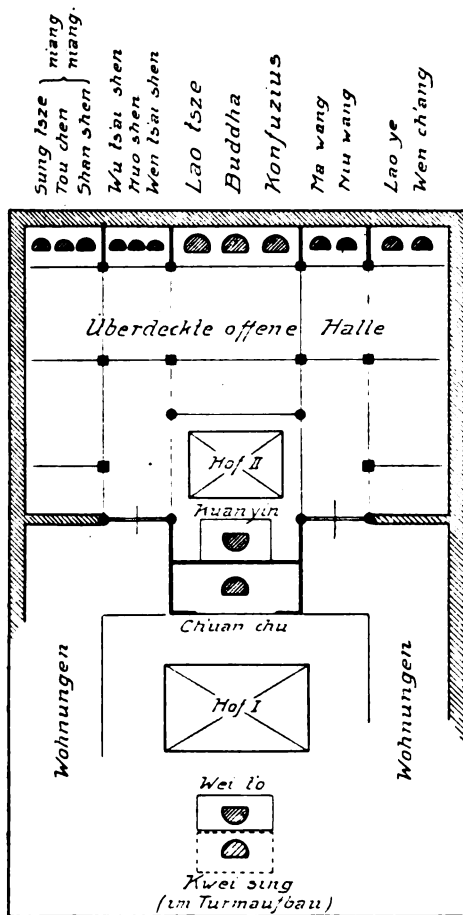


Abb. 19. Steinempel im Bezirk Lo-kiang-hien, Prov. Szě-ch'uan.

Bären, wohnt. Er ist eine echt taoistische Gottheit, die aber naturgemäss dem Konfuzius nahe steht und in der Nebenerscheinung als Wen-ch'ang (s. unten) mit Vorliebe einen Turm- oder eigenen Tempelbau im Südosten der Konfuziustempel zu erhalten pflegt. Rücken an Rücken mit ihm steht Wei-t'ò, der Beschützer des Buddhismus, und blickt ins Tempelinnere gegen den Doppelaltar. In diesem Altar thront als Hauptgottheit des vorderen Tempelteiles Ch'uan-chu, der Herr von Szě-ch'uan. Es ist das Li-ping, der berühmte Ingenieur, der um Christi Geburt durch seine Regulierung des Min-Flusses bei Kuan-hien den Grund legte zu der grossen Fruchtbarkeit der Ebene von Ch'eng-tu-fu, und der jetzt überall in Szě-ch'uan als Gottheit verehrt wird. Bei derartigen Erhebungen historischer Persönlichkeiten zu Gottheiten gehen Taoismus und Ahnenverehrung eine gewisse

Verbindung mit einander ein.

Rücken an Rücken mit ihm thront Kuan-yin, die buddhistische Göttin der Barmherzigkeit, und blickt gegen die Trias in der Mitte der Götterreihe. Indem sie hier als Spiegel der höchsten Göttlichkeit der Drei angeordnet ist, lässt sie die Liebe und Barmherzigkeit ebenso sehr als den Grundzug jeder Religion erscheinen, wie sonst, wenn sie in rein buddhistischen Tempeln an der Rückseite der buddhistischen Trias thront und ebenfalls jene Eigenschaften als untrennbaren Bestandteil der Lehre, als ihre Kehrseite, offenbart.

Die Trias selbst zeigt in einem gemeinsamen Altar Buddha in der Mitte zwischen Konfuzius und Lao-tzě. An Konfuzius schliessen sich an

zwei Altäre mit je zwei Figuren. Zuerst Ma-wang und Niu-wang, die Könige der Pferde und der Büffel, dieser Tiere, die für Krieg, Verkehr und Reisbau von der grössten Bedeutung sind. Dann Lao-ye, der Gott der tüchtigen Lebensführung, gemeinhin der Kriegsgott genannt, mit Wen-ch'ang, dem Gott der Literatur und der Literaten, einer anderen Erscheinung des K'uei-sing. Diese beiden erschöpfen als die Zweiheit Wen und Wu, Zivil und Militär, den Begriff des öffentlichen Lebens in China. (s. Z. f. E. 1910, S. 424.)

Nach der anderen Seite folgt zunächst ein Altar mit drei Gottheiten, nämlich dem Huo-shen, dem Feuergott, in der Mitte zwischen den beiden

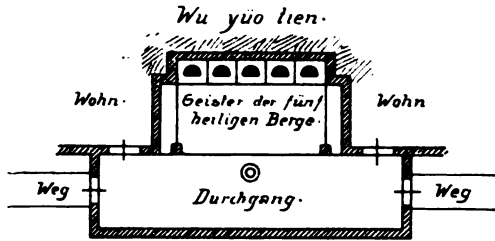


Abb. 20. Wegkapelle vom Heng-shan.

Tie fo sze,
Tempel des eisernen Buddha.

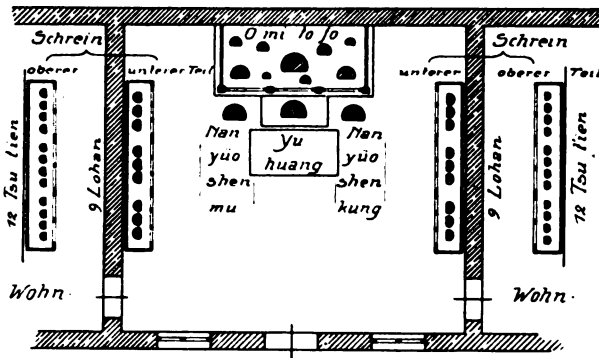


Abb. 21. Bergtempel vom Heng-shan.

Reichtumsgöttern Wen- und Wu-ts'ai-shen, die Erfolg beschern bei Tüchtigkeit in Angelegenheiten des Geistes und der Tatkraft, entsprechend der vorhin genannten Zweiheit Zivil und Militär. Diese Doppelercheinung des Ts'ai-shen, der gewöhnlich in einer Figur als Einheit dargestellt wird, trifft man wiederholt in Tempeln an. Wen, Literatur, nimmt dann stets den bevorzugten Platz im Osten ein, wie hier, während Wu, die nur praktische Tatkraft, auf dem zweiten Platz im Westen sitzt. Dass der Huo-shen, der gefürchtete Gott des Feuers und der Dürre, seinen Platz zwischen den beiden Reichtumsgöttern gefunden hat, geschieht um ihm zu schmeicheln und ihn zu bannen in seinem unheilvollen Wirken. In dem Altar der äussersten westlichen Ecke deuten drei weibliche Gottheiten auf das Familienleben hin als Gegenstück zu dem östlichsten Altar, in dem

durch Wen und Wu (Lao-ye) das öffentliche Leben verkörpert war. Es sind das die folgenden niang-niang, Göttinnen: Sung-tszë, die kinderbringende, Tou-chen, die Beschützerin der Kinder vor Pocken, und eine dritte Shan-shen (?), die ich nicht genau zu bestimmen vermochte und als das Berggeist-Fräulein bezeichnen muss.

Die Gruppierung der Trias und der anderen zahlreichen Gottheiten zeigt dank der axialen Anordnung und dank des gebundenen Systems des Tempels schon äusserlich, dann aber durch die logische Verbindung der religiösen Gedanken auch innerlich den wohltuenden Rhythmus chinesischer Komposition.

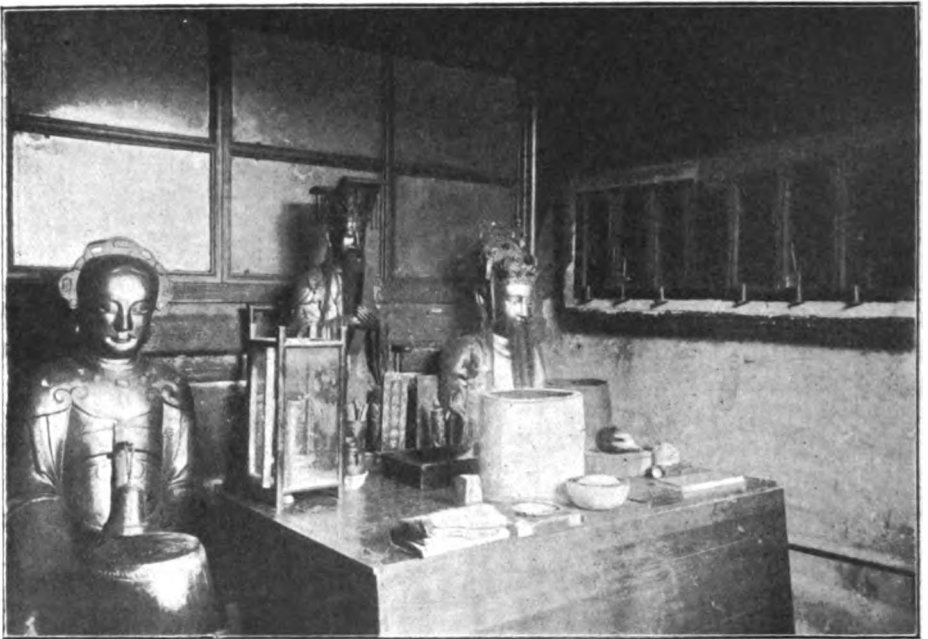


Abb. 22. Tempel des eisernen Buddha auf dem Heng-shan. Hauptaltar mit dem Berggeist und seiner Frau

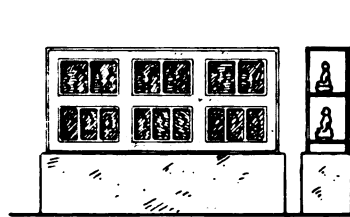
Das besprochene Beispiel bot das Bild der friedlichen Vereinigung der drei Religionen. An anderen Stellen nimmt die Durchdringung der verschiedenen Richtungen fast den Charakter eines Kampfes an, in dem eine von ihnen die Oberhand zu gewinnen trachtet. Meist ist es der Buddhismus, dem sein religiöser Inhalt und ein ausgebildeter, sinnlich eindrucksvoller Kultus den Sieg verleihen über den mehr philosophischen Taoismus und den abstrakten, ethisch-sozialen Konfuzianismus. Dieser Vorgang fällt besonders an zwei heiligen Stätten auf, nämlich auf dem O mi shan, dem heiligen buddhistischen Berge des Westens, geweiht dem P'u-hien p'u-sa, und auf dem Heng-shan, dem altchinesischen, südlichen heiligen Berge.

Auf dem O-mi-shan ist der Prozess nahezu abgeschlossen. Der Sieg des Buddhismus ist schon seit geraumer Zeit vollkommen. Allerdings sind

die taoistischen Elemente des altchinesischen Naturgottesdienstes noch zahlreich und fast jeder Tempel weist solche Erinnerungen auf in Gestalt von Götterstatuen, Bildern, Zaubertafeln und Inschriften, die erkennen lassen, dass der Berg schon in grauer Vorzeit ein Heiligtum gewesen ist. Indessen alle diese Dinge treten jetzt durchaus zurück gegen den sieghaften Glanz Buddhas, und überall in den Tempeln thront auf dem Hauptaltar der P'u-hien oder die buddhistische Trias.

Mitten in dem Kampfe der beiden Religionen befinden wir uns aber in der Provinz Hu-nan auf dem Heng-shan, der noch als einer der fünf heiligen altchinesischen Berge gilt. Und doch dringt hier der Buddhismus mit Macht vor. Das Hauptheiligtum am Fusse des Berges wird von buddhistischen Priestern verwaltet, die taoistischen Mönche sind in einen kleineren Nebentempel verdrängt, und in allen den zahllosen kleinen und grossen Tempeln bis zur Spitze des Berges macht sich buddhistischer Einfluss geltend. Zwar gibt es noch einige kleinere Wegkapellen, die frei von diesem Einfluss sind, z. B. die Wu-yüo-tien, eine Durchgangshalle, die mit einem Altar für die Geister der fünf heiligen Berge verbunden ist. Aber gerade die Haupttempel sind buddhistisch geworden, die taoistischen Gottheiten sind auf den zweiten oder gar dritten Platz gerückt und die buddhistischen Priester haben den Kult an sich gerissen.

Der Tempel des eisernen Buddha, T'ie-fo-szë, auf halber Höhe des Berges gelegen, zeigt im Hauptaltar O-mi-t'o-fo, Amitäbha, mit zahlreichen anderen buddhistischen Gottheiten. Vor ihm, in der Mitte, thront der taoistische Yü-huang, der Edelsteinkaiser, die irdische, mehr persönliche und volkstümliche Erscheinungsform des höchsten Gottes Shang-ti. Zu seinen Seiten im Osten der Geist des südlichen Berges, Nan-yüo-shen-kung, mit seiner Frau, der shen mu, auf dem westlichen, dem weiblichen Prinzip gebührenden Platz. In derselben Halle steht an den Seitenwänden je ein zweistöckiger hölzerner Altarschrein, der hinter dem verglasten Rahmwerk in seinem Innern folgende Figuren birgt. Im unteren Teil die neun Jünger Buddhas, Lo-han, also zusammen in beiden Schreinen achtzehn, und im oberen Teile zwölf Tsu-t'ien, also zusammen vierundzwanzig. Es ist mir nicht gelungen, diese Tsu-t'ien, oder auch Chu-t'ien, wie ich sie zuweilen aussprechen hörte, zu identifizieren, zumal mir niemand ihre Zeichen niederzuschreiben vermochte. Aber sie finden sich nicht selten. Besonders in Szë-ch'uan stehen sie oft in lebensgrossen Gestalten in den Tempelhallen, entweder allein, oder, wie hier, mit den achtzehn Lo-han vereinigt. Ihre Attribute sind vorwiegend taoistisch. Es liegt nahe, diese 24 Tsu-t'ien mit der chinesischen Einteilung des Jahres nach Sonnenabschnitten und mit der Einteilung des Tages in Verbindung zu bringen. Jedenfalls dürften sie kaum buddhistischer Herkunft sein. Ihre gewöhn-



*Wandschrein im Tempel
T'ie fo sze mit den
9 Lohan und 12 Tsu t'ien.*

Abb. 23.



Abb. 24. Drei Figuren der 24 Tsu-t'ien aus dem Tempel Wan-nien-szé auf dem O-mi-shan.

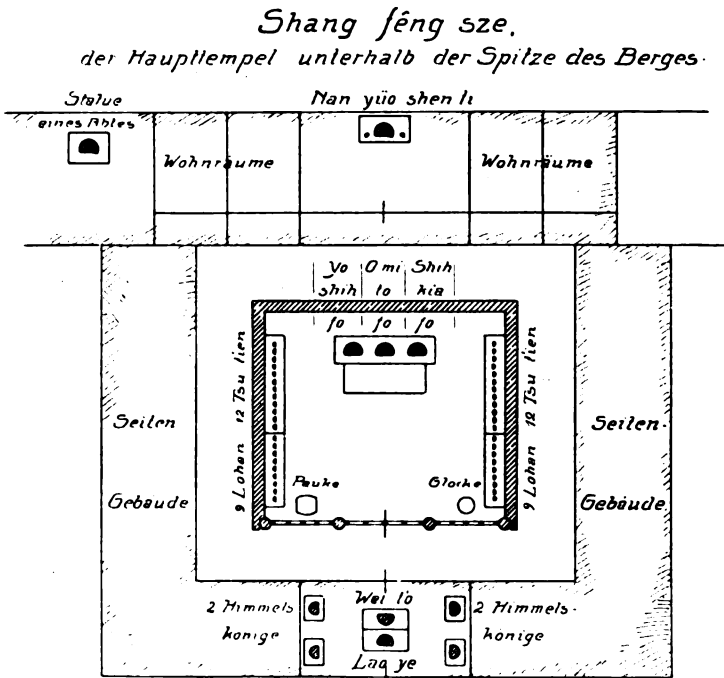


Abb. 25. Bergtempel vom Heng-shan.

liche Darstellung zeigt das beigegebene Bild, das aus dem grössten Tempel vom O-mi-shan stammt.

Die gleichen Tsu-t'ien finden sich nun in dem Tempel Shang-feng-szë, der unmittelbar unterhalb der Spitze des Berges liegt und nächst dem in der Ebene der grösste ist. In ihm hat der Buddhismus völlig gesiegt. Den Eingang bewachen die vier Himmelskönige, Wei-t'ò blickt gegen die Haupthalle. Nur an die Stelle des rituellen Mi-lo-fo, des Dickbauch-Buddha, ist Lao-ye, der Kriegsgott, getreten. Den Hauptplatz in der grossen Halle nimmt die buddhistische Trias ein, O-mi-t'ò-fo, Shih-kia-fo und Yo-shih-fo, an den Querwänden sitzen auf einem durchgehenden Postament die $2 \cdot 9 = 18$ Lo-han und anschliessend stehen die $2 \cdot 12 = 24$ Tsu-t'ien. Der Nan-yüo-shen-ti, der eigentliche Herrschergeist des südlichen Berges, ist entthront von seinem bevorzugten Platz und in eine hintere kleine Halle verwiesen, die allerdings noch in der Achse liegt. In einem Seitenraum ist die Statue eines früheren Abtes untergebracht. Durch derartige Bildnisse von verdienten Priestern wird sowohl in taoistische, wie besonders in buddhistische Tempel der Begriff des Ahnenkultus hineingetragen.

Im Rahmen dieser kurzen Mitteilung, die ich hier auf Ersuchen des Herrn Dr. Herb. Mueller mache als Ergänzung zu seiner Abhandlung über das taoistische Pantheon der Chinesen, sollten nur einige exakte Beispiele gegeben werden zu jenem interessanten Kapitel, der Verschmelzung der Religionen in China. Gerade die Stätten, an denen sie gemeinsam auftreten, ermöglichen eine Analyse und vermögen uns genaue Auskunft zu geben über die Stellung und den Wert der einzelnen Richtungen.

Neue und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Einzelfuuden, Gräberfeldern und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim.

Von

Hermann Busse.

Von Berlin etwa 22 *km* entfernt liegt im Südosten des Kreises Nieder-Barnim an der Schlesischen Eisenbahn die Vorortstation Erkner und von Erkner 2,5 *km* nördlich, an der Nordspitze des Flakensees das Dorf Woltersdorf. In einer Urkunde vom Jahre 1319 werden alle Dörfer, die zum Schlosse Köpnick gehörten, aufgeführt und unter diesen wird Woltersdorf als Slavisch Waltersdorf geschichtlich zum ersten Male erwähnt. Im Corpus Bonorum des Magistrats der Königlichen Residentzien Berlin, beschrieben vom Syndikus Christoph Benjamin Wackenrode, vom 12. November 1771, herausgegeben mit den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins 1888 von F. Brose heisst es: Das Rittergut Waltersdorf hat vormals dem Heinz Wagenschütz zu Pinnow gehört, welcher es laut Kaufbriefes vom grünen Donnerstag 1487 mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, Unterthanen, Einkünften, Holzungen, Weinbergen, Fischereien, Wiesenwachs, Mastung pp. an den Bürgermeister und Rath in Berlin für 150 Schock Märkischer Groschen verkauft und ist der Kauf gleich darauf Montags in den heiligen Ostern von Sr. Churfürstl. Durchlaucht Markgraf Johann confirmiret. Es liegt drei Meilen von Berlin und eine Meile vom Königl. Amt Rüdersdorf auf einem sandigen Boden usw. usw. — Die Stadt Berlin hat das Rittergut 1859 für 62 050 Thaler an den Kaufmann Israel Wolff wieder verkauft. Woltersdorf hat also der Stadt Berlin 372 Jahre als Eigentum gehört. Der Forstbestand war 1771 noch 1254 Morgen. Während das Gut mit seinen Äckern immer verpachtet wurde, bewirtschaftete die Stadt Berlin die Forst selbst.

Die heutige Gemeinde Woltersdorf besteht aus folgenden Ortsteilen: 1. dem alten Dorf, das in einer länglichen Rundung von Westen nach Osten aufgebaut ist. In der Mitte steht die Kirche und Schule. 2. dem ehemaligen Gutsbezirk, am Flakensee und an der Rüdersdorfer Chaussee gelegen. Der alte Rittersitz befand sich auf dem Terrain des heutigen Schloss-Restaurants am Flakensee. 3. dem Stolp, das sind die Häuser, die zwischen dem Bauernsee und dem Stolpgraben, an der Chaussee und dem Kalksee liegen. Der Bergrücken zwischen der Strasse und dem Kalksee wird gleichfalls „der Stolp“ genannt. 4. dem Werder, der sich

zwischen dem Bauern-, Kalk- und Flakensee erhebt. 5. dem Kietz, zwischen dem Stolp und der Schleuse, am Westufer des Kanals, der den Kalksee mit dem Flakensee verbindet. 6. der Schleuse, dazu gehören die Häuser auf dem Schleusenberg und die östlich am Kanal liegen, auch die Mühle, jetzt Restaurant und Elektrizitätswerk. Dieser Ortsteil gehörte früher zum Rüdersdorfer Heidebezirk I. 7. aus mehreren Villenkolonien, die auf den ehemaligen Guts- und Bauern-Äckern, nordwestlich vom Dorfe angelegt sind und die den Gesamtnamen Schönblick führen. — Die

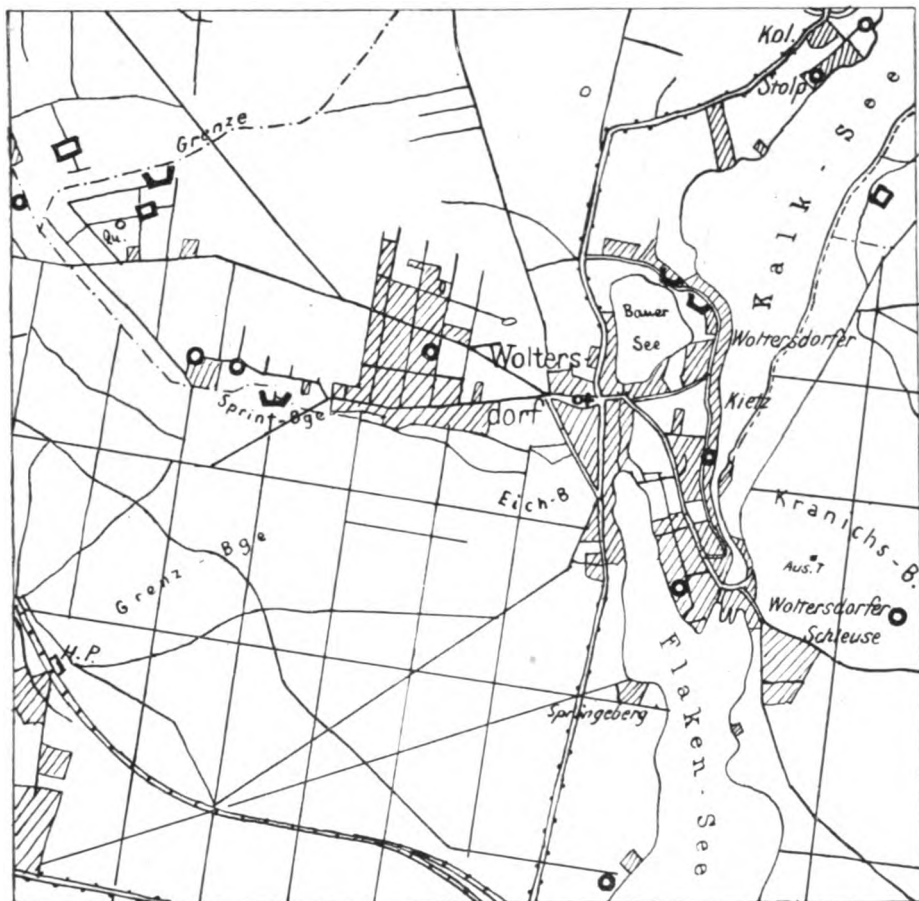


Abb. 1. Fundkarte. \ / Gräberfelder. □ Wohnplätze. ○ Einzelfunde.
1 : 25 000.

weitere Umgegend von Woltersdorf ist meist bewaldet, nur der Nordwesten ist ohne Wald und seit früher Zeit beackert worden. Im Osten liegt die grosse Rüdersdorfer Forst, 30 000 Morgen umfassend, mit den Kranichsbergen als grösste Erhebungen, im Westen und Südwesten die Köpnickler Forst mit den Eich-, Sprint-, Grenz- und Püttbergen. Beide Kgl. Forsten werden durch eine Talrinne getrennt, in der die Gewässer vom Ober-Barnim nach der Spree abfliessen und die auf ihrem Laufe den Stienitz-, Stolp-, Kalk-, Flaken- und Dämeritz-See bilden.

Vom wirtschaftlichen und strategischen Standpunkte aus betrachtet ist diese Gegend durchaus geeignet und wie geschaffen, selbst schon in vorgeschichtlichen Zeiten den Menschen zu veranlassen, sich hier niederzulassen. Es war alles vorhanden, was sie zu ihrem Unterhalte und zu ihren Siedelungen nötig hatten. Die Wälder lieferten das Wild, in den Seen gab es reichlich Fische zur Nahrung. Steine und Holz boten das Material zum Hüttenbau, zu Waffen, Wirtschafts- und Gebrauchsgegenständen. In den Bergen findet sich vielfach Ton zu ihren verschiedenen Gefäßen. Und in der Tat müssen wir aus nachstehendem schliessen, dass das Land von der Steinzeit an in fast allen vorgeschichtlichen Perioden bis zur geschichtlichen Zeit und dann noch weiter bis heute bewohnt gewesen ist. Wenn auch vermutlich in früherer Zeit so mancher ältere

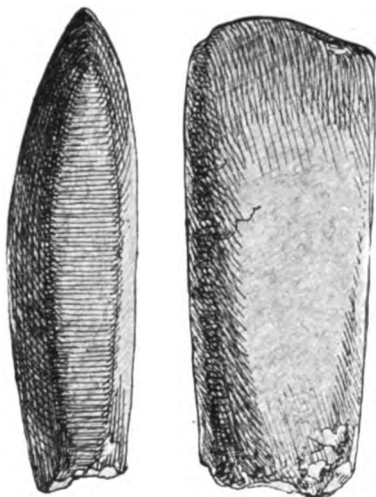


Abb. 2. 1:2.

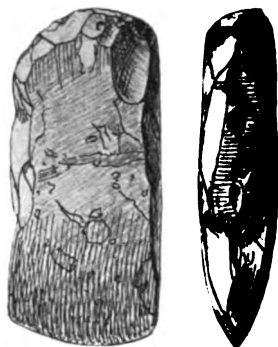


Abb. 3. 1:2.

Fund zerstört und verworfen sein mag, so haben die letzten Jahrzehnte eine ungeahnte Fülle von Kulturresten aus verschiedenen Zeiten ans Tageslicht gebracht, und es sind Anzeichen vorhanden, dass sich in der Zukunft noch mehr finden werden. Es sind bekannt (siehe Abb. 1. Fundkarte):

Einzelfunde.

1. Ein durchlochstes Steinbeil, bei Anlage eines Rigolkamms am Mühlenweg im Jagen 232 der Kgl. Forst gefunden in der Nähe von zwei alten Schanzen, bei denen auch gehauene und geschwärzte Steine lagen.

2. Ein Steinbeil, Feuerstein-Manufacte und Tonscherben am Stolpgraben ¹⁾.

3. Eine Steinaxt, durchlocht, vom Stolp ²⁾.

4. Ein Steinbeil, aus sehr hartem Granit, 1908 im Garten des Herrn Schramm, am Abhang des Sprintberges gefunden. Es ist grau und schwarz gesprenkelt, die Kanten gerundet, die Flächen geglättet. Die Schneide ist schräg. Gewicht 390 g. Siehe Abb. 2.

1) Abb. in den Nachr. ü. d. A. 1899, S. 25.

2) Abb. in den Nachr. ü. d. A. 1904, S. 89.

5. Ein Steinbeil aus Feuerstein, im Garten des Herrn Hiller, in der Nähe des Sprintberges 1908 gefunden. Im Besitz des Eigentümers. Die Farbe ist braungelb, glatt poliert. Siehe Abb. 3.

6. Feuerstein-Manufacte, bei den Eiswerken, am Westufer des Ausflusses des Flakensees gefunden ¹⁾.

Nachträglich habe ich hier noch diverse Male solche Manufacte gefunden, auch Tonscherben und im vorigen Jahr, jedoch etwas entfernt von der alten Fundstelle, ein Steinbeil. Dies spitznackige Beil ist ein Prachtstück seiner Art und zeigt wenig Spuren von Gebrauch. Es ist auf allen seinen Flächen sauber geglättet, die Kanten überall abgerundet. Die Schneide ist noch ziemlich scharf. Die Unterseite ist flach, die Oberseite erhaben und mit zwei schwachen Längsfazetten versehen. Die Farbe ist grau und ein wenig heller gesprenkelt. Ganz kleine Vertiefungen auf den Flächen lassen das Stück vor der Glättung als einen Geröllstein erscheinen. Gewicht 230 g. Siehe Abb. 4.

Durch diesen Fund wird die Fundstelle noch merklicher als neolithische charakterisiert, obgleich die Beziehung des Beils zu den Manufacten aus Feuerstein augenscheinlich keine direkte ist.

7. Feuerstein-Manufacte vom Werder ²⁾. 8. Feuerstein-Manufacte vom Kranichsberg. 9. Eine grosse gerauhte Urne, beim Bau eines Hauses auf der Maienhöhe, etwas westlich vom Sprintberg ausgegraben, leider ist sie zerschlagen worden. In der Nähe am Abhang fand ich schon viel früher zahlreiche Tonscherben, die mit diesem Funde in Zusammenhang stehen könnten. 10. Slavische Gefässteile vom Kietz ³⁾. 11. Ein Steinbeil vom Sprintberg ⁴⁾.

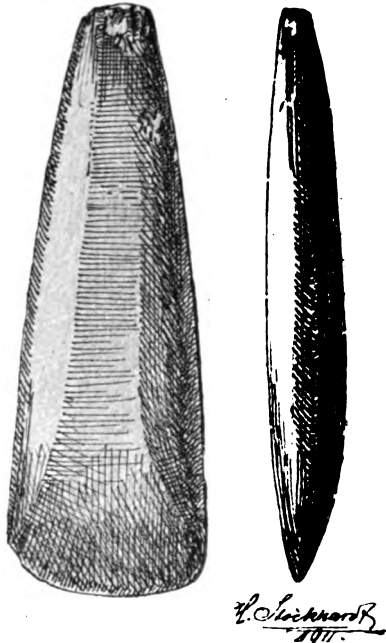


Abb. 4. 1:2.

Die Fundstücke 2, 4, 6, 8 und 9 befinden sich in meiner Sammlung.

Gräberfelder (s. Fundkarte S. 437):

Das Gräberfeld am Stolp aus der Römischen Kaiserzeit ⁵⁾.

Nördlich vom Bauernsee auf dem südlichen Ausläufer des Stolps wurde 1885 das Restaurant „Interlaken“ erbaut und dabei ein grosser

1) Abgebildet in den Nachr. ü. d. A. 1899, S. 23.

2) Im Märk. Prov. Museum unter Nr. 11 569.

3) Märk. Prov. Museum Nr. 11 938-41.

4) Im Märk. Prov. Museum Nr. 16 562.

5) Siehe Nachr. ü. d. A. 1899, S. 24.

Garten terrassenförmig angelegt. Beim Rigolen fanden sich in der Erde schwarze Gruben mit Knochen, Kohlen, Topfstücke und diverse verrostete Eisengegenstände, darunter Messer, Ringe, Nadeln, Perlen, Hammer usw. Die Sachen sind leider aus Unkenntnis zerstreut worden. Erst der Eigentümer des Nachbargrundstücks, auf welchem die gleichen Erscheinungen sich vorfanden, schenkte diesen alten Funden mehr Aufmerksamkeit und konnte demnach Verschiedenes ins Märk. Pr. Museum gelangen, und zwar eine Urne (Nr. 16 400), ein Spinnwirtel (16 401), ein Eisenmesser und diverse Fragmente aus Eisen (16 277) und verschiedene Gefässreste (16 275—6, 16 379).

Höchst bedauerlich ist, dass dieses wichtige Gräberfeld der Wissenschaft verloren gegangen ist.

Das Gräberfeld auf dem Rödenberg.

In nächster Nähe südöstlich vom vorigen Fundort zwischen dem Bauern- und Kalksee, wird die Erhöhung „auf der Röthe“ oder der Rödenberg geheissen. Unter der Berliner Herrschaft war der Stolp, der Werder, sowie auch der Rödenberg mit grossen Eichen und Kiefern bewachsen. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der Wald gerodet, das Land parzelliert und über den Rödenberg die Kalkseestrasse geführt. Beim Ausgraben der Baumwurzeln sollen nesterweise viel Töpfe, mit Knochen gefüllt, sichtbar gewesen sein. Sie wurden unbeachtet bei Seite geworfen und zertrümmert. Beim Bau des Hauses Kalkseestrasse 39 kamen mehrere grössere und kleinere Urnen zum Vorschein. Im Vorgarten sowohl wie auch im Hintergarten, nach dem Bauernsee zu, finden sich in jedem Jahre beim Graben viele Gefässsteile. Das Märk. Pr. Museum besitzt Urnenreste von hier unter Nr. 11 814. In meinen Besitz gelangten der untere Teil eines grösseren Doppelkonus und die Stücke eines gerauhten einhenkligen Topfes mit breiten flachen Vertikal-Furchen. Das wenige Topfmateriale kann chronologisch nicht mit Sicherheit bestimmt werden, es scheint jedoch höchst wahrscheinlich der jüngeren Bronzezeit anzugehören.

Das Gräberfeld auf dem Sprintberg.

Auf der Generalstabskarte sind die Sprintberge nicht verzeichnet, im Volksmunde jedoch allgemein bekannt. Sie sind vom Dorfe Woltersdorf 1 km westlich gelegen und nach zwei Quellen, Springen oder Sprinten, so genannt. Letztere lagen am Nord- und Südabhange des Berges und sind bei der Aufforstung und beim Strassenbau zugeschüttet. In den beiden Jagen der heutigen Kgl. Forst 220 und 216, die mit etwa 25jährigen Kiefern bewachsen sind, auf dem dazwischenliegenden Gestelle und auf dem nördlich am Walde angrenzenden Acker befindet sich ein weit ausgedehntes Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit. Das Jagen 220 scheint die meisten Gräber zu enthalten. Früher gehörte das bergige Terrain zum Rittergut und wurde teilweise beackert. Im Jahre 1881 sind vom Förster Köppen die ersten Urnen gefunden worden, daraufhin unternahm das Märk. Pr.-Museum zwei Grabungen, deren Erfolg ein zerstörtes

Grab, ein Grab mit sieben Gefässen und ein Steinbeil war. Die Herren Prediger Bethge und Lamprecht und einige Lehrer aus Woltersdorf fanden wiederholt Gefässe und Bronzesachen. Ins Märk. Pr.-Museum gelangten: Ein Buckelkrug, eine grosse Urne mit kantigem Bauch, ein kurzhalsiger Topf ohne Henkel Nrn. (11 555 bis 11 558), eine Rassel mit Stiel (11 573), diverse Gefässreste und zwei Ringe aus Bronzedraht (17 932), ein Ring aus Bronzeblech (17 931), eine runde Rassel, ein schräg gefurchter (tordiert) Halsring mit umgebogenen Enden (17 933) und zwei kleine Schalen, darin ganz kleine Knochen von einem Kinde und ein kleiner Bronzering. —

In der Schule und im Gemeindebureau befinden sich: 1. Zwei konische Tassen, die eine mit Horizontalriefen und zwei schrägen Riefengruppen, rechts und links vom Henkel. 2. Fünf Krugtassen mit eingewölbtem Boden, die eine mit vertikalen Bauchrippen, drei andere mit parallelen, schrägen Furchen auf dem Bauche und eine mit Ansatz von *ansa lunata*. 3. Ein grosser Doppelkonus mit drei Horizontalriefen. 4. Eine Schüssel mit schräg gefurchtem Rande. 5. Ein kleines tonnenförmiges Gefäss mit zwei kleinen Ösen und Horizontalriefen, darin kleine Knochen und ein kleiner Spiralling, bedeckt mit einer Schale. 6. Ein kleiner Becher mit eingewölbter Seitenfläche und Horizontalriefen über dem Boden. 7. Ein Krugtopf mit schrägen, breiten Bauchfurchen. 8. Ein zweihenkliger Topf mit vier Dellen auf dem Bauche. 9. Eine kleine Schale. 10. Ein gerauhter, henkelloser Topf mit Knochen und bedeckt von einem einfachen, grösseren Topfe. 11. Ein kleines Terrinchen mit zwei kleinen Ösen und schrägen Riefengruppen auf dem Bauche.

Meine Untersuchungen am Sprintberge führte ich verschiedentliche Male, meistens auf dem angrenzenden Acker aus, und sie waren hier verhältnismässig wenig erfolgreich. Anscheinend sind die flachgelegenen Gräber vom Pfluge zerrissen und die tiefer liegenden von Baumwurzeln und grösseren Steinen zerstört. Das Ergebnis war: ein grosser Doppelkonus, von einer Schüssel mit breitem Rande bedeckt, eine konische Tasse, ein Krugtopf mit horizontalen Halsriefen, eine grosse Terrine mit unregelmässig gerieftem Unterteil, eine Krugtasse, ein gegossener Bronzering und diverse Gefässesteile. Einen grösseren Erfolg hatte ich an der Waldgrenze. Hier lagen, ziemlich flach, zwei Gräber, deren Gefässe von den Steinen zerdrückt waren. Die Stücke gehörten zu folgenden Gefässen: Doppelkonus mit vier Horizontalriefen, war gedeckt von einer Schüssel mit schräg gefurchtem Rande. Diese Urne stand in einer grossen Terrine, die wiederum mit einer grossen Schüssel gedeckt war, deren Rand sich nach innen schräg abflachte. Krugtopf mit schräg gefurchtem Bauche. Krugtopf mit sparrenförmig gegeneinander stehenden Riefengruppen. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und drei horizontalen Halsfurchen. Zwei kleinere Schalen mit eingewölbtem Boden. Nicht weit von diesen beiden Grüften fand sich ein grosses unangerührtes Grab, das ich ganz systematisch ausgraben konnte, da sämtliche Gefässe noch an ihrem ursprünglichen Ort standen. Das Grab enthielt 20 Gefässe, von denen zwei grössere den Leichenbrand von zwei Erwachsenen und zwei

kleinere den von zwei Kindern bargen. Einige Gefässe konnten unbeschädigt der Erde entnommen werden, andere wurden wieder zusammengesetzt. Das Grab lag etwa 50 bis 60 cm unter der Oberfläche, es war 120 cm lang und 80 cm breit und mit Steinen gedeckt und umstellt. Die Basis betrug 90 cm, kleine Wurzeln wuchsen schon durch einzelne Töpfe. (S. Abb. 5 u. 6.)

Der Inhalt des Grabes bestand aus: Einer terrinenförmigen Urne mit zwei grossen Henkeln. Der Oberteil ist geglättet, unten gerauht. H. 30, W. 32, M. 29, B. 13 cm. Zwischen den grün gefärbten Schädelstücken lag ein kleines, rundes Stück Bronze, auf dem Leichenbrand eine Schale mit breitem Henkel. Bedeckt war die Urne mit einer Schüssel, deren Rand nach innen herumgebogen und schräg gefurcht war. Einem einfachen, henkellosen, gerauhten Topf mit wenig eingezogenem Halse. Unter dem Rande befinden sich sechs rundliche Höcker oder Warzen.



Abb. 5. 9 Gefässe aus einem Grabe auf dem Sprintberge bei Woltersdorf.

H. 16, W. 16, M. 16, B. 9 cm. Einem Napf mit scharf abgesetztem Halse und breitem, ausgelegtem Rande. H. 6, M. 15 cm. Einer kleinen Schale mit eingewölbtem Boden. H. 5, M. 15, B. 4 cm. Hierin der Leichenbrand eines Kindes, zwischen diesem eine kleine Spirale und ein Ringelchen von Bronze. Bedeckt war die Schale von einer kleinen Schüssel mit breitem Rande und niedrigem Fuss. H. 5, M. 18 cm. Einer Schale mit flachem Boden. M. 15 cm. Einem Doppelkonus, mit Leichenbrand gefüllt. H. 26, W. 32, M. 24, B. 10 cm. Der obere Teil war wenig eingewölbt, der untere ausgewölbt. Im Leichenbrand fand sich ein kleiner Ring, ebenso der Kopf und Stücke einer Nadel. Bedeckt war die Urne von einer Schüssel mit breitem Rande, auf demselben zwei horizontale Furchen. Die Urne stand in einer grossen Terrine mit gerauhtem Unterteil und konischem Halse. Auf dem Bauche acht schräge Rippen, dazwischen kleine, aufgesetzte Buckel. H. 36, W. 45, M. 35, B. 12 cm. Diese Terrine war gedeckt von einer Schüssel mit etwas nach innen gebogenem Rande, der schräg abgeflacht ist. H. 8,5, M. 36, B. 10 cm. Dabeistehend ein vasenförmiger Topf, H. 14, W. 13, M. 14, B. 7 cm, darin die Knochen eines Kindes, auch ein Bronzeröhrchen. Der Leichenbrand war gedeckt mit

dem Unterteil eines zerbrochenen Topfes. Einem Krugtopf mit breitem Henkel und eingewölbtem Boden. H. 8,5, W. 12, M. 10, B. 4 *cm.* Einem kleinen eimerförmigen Topfe mit zwei Ösen. H. 8,5, M. 9,5, W. 9, B. 9 *cm.* Zwischen den Ösen vier und über dem Boden fünf horizontale Furchen und zwischen diesen Bändern sechs schräg stehende Furchengruppen. Einem Krüge mit eingewölbter Standfläche. Auf dem Bauche vier scharfkantige Kreise, in jedem derselben eine kantige Leiste, auf dem Henkel ein Längsgrat. H. 13, W. 14, M. 11 *cm.* Einer kleinen Schale mit eingewölbtem Boden und breitem, grossen Henkel. H. 3, M. 8 *cm.* Einem eimerförmigen Topf mit zwei kleinen Ösen, Seitenwände ein wenig ausgewölbt. Zwischen den Ösen und über dem Boden horizontale Riefenbänder. H. 9,5, W. 10, M. 10 *cm.* Einem kleinen Doppelkonus mit scharfer Bauchkante und zwei kleinen Henkeln. Unter letzteren vier Horizontalriefen, auf diesen schräg gegen die Henkel stehende Riefengruppen, auch zwei Figuren, je aus drei konzentrischen Halbkreisen bestehend. H. 9, M. 10,5 *cm.* Einer sehr weitbauchigen Terrine mit verhältnismässig engen, konischen Halse, an dem zwei fast rechtwinklige Henkel sitzen und der mit einem Bande aus horizontalen Riefen geschmückt ist. Auf dem Bauche sind vier Figuren angebracht, die aus einer kleinen Delle im Mittelpunkte und drei scharfkantigen, plastischen, konzentrischen Kreisen bestehen. Unter jedem Henkel befinden sich drei runde Grübchen. H. 18 bis 19, W. 32, M. 11, B. 8 *cm.*

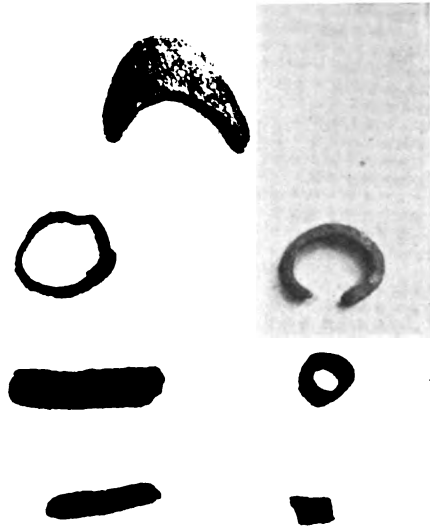


Abb. 6. Bronze-Funde aus einem Grabe auf dem Sprintberge.

Eine planmässige Ausgrabung in der Königl. Forst auf dem Sprintberge könnte noch manches Überraschende bieten, diese müsste doch bald ausgeführt werden, denn die Bäume wachsen von Jahr zu Jahr, ihre Wurzeln werden immer stärker und zerstören die Gräber mehr und mehr, hiergegen schützt kein Gesetz.

Das Gräberfeld an der Klein-Schönebecker Grenze.

Diese Grenze erreicht man vom Dorfe Woltersdorf 2 *km* nordwestlich auf der Strasse nach Klein-Schönebeck. 210 *m* westlich von dem Wege wird die Grenze durch einen teilweise mit Birken bepflanzten Graben im rechten Winkel gekennzeichnet. Das Gräberfeld beginnt 25 *m* westlich von der Spitze des winkligen Grabens und zieht sich etwa 72 bis 75 *m* in seiner Breite am Grenzgraben entlang. Nach Süden dehnt es sich in

gleicher Breite 54 m bis zu dem neuen Koloniewege aus, überschreitet diesen 16 m breiten Weg und endet, etwas schmaler werdend, auf dem Acker der anderen Wegseite. Der Flächeninhalt dieser Nekropole beträgt 7000 bis 8000 qm, also ungefähr drei Morgen. Da sich jedoch das Gräberfeld auch nördlich der Grenze auf Klein-Schönebecker Acker hinüberzieht und dieser Teil von mir nicht untersucht werden konnte, würde diese Fläche noch hinzukommen. Das ganze Terrain ist seit undenklichen Zeiten beackert worden, jetzt wird es zu einer Villenkolonie parzelliert. Unter der Ackerkrume befindet sich eine 50 bis 120 cm graue Sandschicht, darunter eine 10 bis 20 cm starke Kiesschicht, sodann folgt Lehm. Die Oberfläche muss früher, nach verschiedenen Beobachtungen, hügelig oder wellig gewesen sein, daher die ungleiche heutige Tiefe der Sandschicht, auch die verschiedene Tiefe der eingebetteten Gräber. Während eine grosse Anzahl derselben sehr flach lagen, so dass einige gänzlich, andere nur zum Teil vom Pfluge zerstört worden sind, fanden sich viele in ihrer ursprünglichen Lage, gänzlich unberührt, tief unter der heutigen Oberfläche. Die früheren Besitzer und Pächter der in Betracht kommenden Ackerfelder gaben mir in uneigennütziger Weise die Erlaubnis zur Untersuchung. Als ich meine Arbeiten beendet hatte und nur noch kleine Nachprüfungen vornehmen wollte, erhielt das ganze Terrain einen neuen Besitzer, der jede weitere Grabung untersagte, mit der Begründung, die einzelnen Parzellen wären weniger gut zu verkaufen, wenn es bekannt würde, dass sich hier ein alter Kirchhof befunden habe. Es war demnach die höchste Zeit zu der Untersuchung des Feldes gewesen. Zu bedauern ist, dass die Untersuchung des Ackers auf der Klein-Schönebecker Seite unterblieben ist, obgleich ich hierzu die Erlaubnis des Besitzers hatte, überliess ich diese Arbeit auf Wunsch dem Königlichen Museum.

Nachdem ich das Gräberfeld selbst entdeckt hatte, kam mir zustatten, dass ich dasselbe bei der verhältnismässig nicht allzu weiten Entfernung von meiner Wohnung stets im Auge behalten und je nach der Bestellung des Ackers die Grabungen ausführen konnte. Diese liessen sich nicht hintereinander bewerkstelligen. Im Herbst 1903 fand ich auf dem oben erwähnten, soeben neu angelegten Koloniewege die ersten vorgeschichtlichen Tonscherben. Der die Wegearbeit leitende Schachtmeister bestätigte meine Mutmassung über zerstörte Gräber insofern, als nach seiner Aussage in einer erhöhten Stelle des neuen Weges, beim Abkarren derselben zwischen Steinpackungen viele zerdrückte Töpfe, teilweise mit Knochen gefüllt, sich vorgefunden hätten. Rechts und links vom Wege stand Roggen, und nachdem dieser geerntet, wurden die Felder sofort wieder umgepflügt und besät. Erst nach Schluss der Ernte im nächsten Jahre gelang es mir, die ersten Gräber zu finden und 26 davon auszugraben. Eine Fortsetzung der Arbeit konnte erst wieder im nächsten Herbst stattfinden, und da nunmehr das Feld unbeackert blieb, liessen sich die Untersuchungen ohne weitere Unterbrechungen ausführen und im Jahre 1907 beenden. Bei der Arbeit half mir bisweilen nur meine Frau, sonst verzichtete ich auf jede weitere Hilfe. Demnach konnte ich mit aller Ruhe den Inhalt der Gräber sorgfältig untersuchen

und Ergebnisse feststellen, die auf anderen Urnenfeldern bisher wohl kaum beobachtet worden sind.¹⁾ Die täglich gewonnenen Funde wurden des Abends im Rucksack und in Tüchern heimgetragen. Nur mitunter, wenn die Ausbeute eine gar zu reichliche wurde, oder wenn es regnete, musste ein Teil derselben an einem gesicherten Orte auf dem Felde zurückbleiben, und so geschah es einmal, dass sich Liebhaber fanden, die mir einige Schüsseln ausführten. Nach meinen bisherigen Erfahrungen ist das Gräberfeld jetzt gänzlich auf der Woltersdorfer Seite ausgegraben. Fuss für Fuss wurde das Terrain abgestochen. Mehrere Meter entfernt von den angegebenen Grenzen fanden sich in der Erde keine Grabspuren mehr, nur in der nächsten Nähe der Grenze nach Klein-Schönebeck wurde mir von den Wurzeln der Birken ein Halt geboten, da die Bäume nicht gefällt werden dürfen. Nach der Beendigung der Spatenarbeit auf dem Felde erforderte die Reinigung und das Zusammensetzen der Gefässe längere Zeit. Das Gesamtergebnis der Untersuchung besteht aus 96 Gräbern, die 568 Tongefässe und die Reste von 136 verbrannten Leichen enthielten. In den Urnen, dieses sind die Gefässe mit Leichenbrand, lagen 19 Ringe und mehrere Fragmente aus Bronze. Von den Gefässen waren äusserst wenig ganz vollständig erhalten, es gelang jedoch etwa 180 zu rekonstruieren, ausser diesen lassen viele grössere und kleinere Gefässreste ganz deutlich ihre ursprünglichen Formen und Ornamente erkennen. Bei 54 Gefässen war die Form nicht mehr sicher festzustellen, alle übrigen wurden auf dem Felde so gut als möglich skizziert. 13 Gräber blieben wegen ihres total zerrissenen Zustandes ununtersucht.

Von den Gräbern sah man auf der Oberfläche des Ackers ausser zerstreut liegenden Gefässscherben nicht die geringste Andeutung. Erst unter der Kulturschicht kamen diese zum Vorschein, teils schon in ihrem oberen Teile vom Pfluge zerrissen, teils in unangerührtem Zustande. Regelmässige Reihen liessen sich nicht feststellen, sie lagen scheinbar planlos durcheinander, oftmals in Gruppen, nur 2 bis 3 m voneinander entfernt, dann wiederum einzelne in Abständen von 5 bis 6 m. Die Basis betrug von der Oberfläche des Ackers 50 bis 140 cm. Die Grabanlagen sind höchstwahrscheinlich ursprünglich mit einer einfachen, kleineren oder grösseren rundlichen, horizontalen Steinpflasterung gekennzeichnet gewesen, die bei einigen Gräbern schon vom Pfluge zerstört, bei anderen zum grossen Teile herabgesunken war. Vollständig erhaltene Pflasterungen

1) Das von Hugo Schumann und A. Mieck im Jahre 1901 veröffentlichte Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, das in vieler Hinsicht dem Woltersdorfer sehr verwandt ist, wird als eins der best ausgegrabenen Urnenfelder angesehen. Leider sind jedoch dort sehr viele Gefässscherben ohne Ornament nicht genügend beachtet und verworfen worden, und ist es demnach erklärlich, dass z. B. nur drei kleine Schalen und eine Henkelschale erwähnt werden. (Dies sind zwei Gefässformen, die sehr selten Ornamente aufweisen) Ferner sind eine Anzahl Gräber aufgeführt, aus denen nur von der Urne die Rede ist, eine Bedeckung derselben, auch das Vorkommen von Beigefässen darin wird übergangen. Auch sind viel zu wenig Deckschüsseln konstatiert. Wenn das Gesammelte auch recht anschaulich veröffentlicht worden ist, wird vieles unbeobachtet geblieben sein. Hier waren bei den Ausgrabungen viel zu viel Hände tätig.

befanden sich noch auf den Gräbern Nr. 42, 48, 49, 52, 60, 64, 66, 78, 84, 95. Unter den Decksteinen lagen meistens schon zerstreut liegende Tonscherben, vielleicht von absichtlich darauf geworfenen Opfergefässen. Auf dem Boden der Grube sah man häufig eine weisse Sandschicht. Die Urnen standen gewöhnlich auf einer Steinplatte, sie waren, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, stets mit einer Schüssel bedeckt. Die Beigefässe standen ohne Steinplatte und ohne Bedeckung seitwärts oder ringsherum um die Urne, häufig auch mit ihrer Mündung nach unten. Kleinere Beigefässe lagen in mehreren Fällen mit ihrer Öffnung an der Urne, einige Male auch in derselben auf dem Leichenbrand. Vielfach waren die Gefässe bis zu der oberen Pflasterung mit Steinen umlegt wie bei den Gräbern Nr. 40, 52, 53, 66, 77, 78, 89, 90. Bei wenigen Gräbern stand die Urne ohne Steinplatte im Sande. In Nr. 53 und 77 fand sich der Leichenbrand ohne Urne in die Erde geschüttet, aber umlegt mit einem Steinkranz und bedeckt mit einer Schüssel. In diesen beiden Gräbern war die Erde schwärzlich, und lässt sich annehmen, dass die Färbung von einem verwesten, nicht aus Ton geformten Behälter herrührt. Es bleibt zweifelhaft, ob nach der Beisetzung die Gruben sofort mit Erde zugeschüttet worden sind, und weiterhin ist fraglich, ob die Beigefässe, wenn auch mit vergänglichem Material, bedeckt gewesen sind. Ersteres ist wohl sicher anzunehmen, da sonst die horizontale Pflasterung nicht gut ausgeführt werden konnte, oder man müsste sich darunter eine Holzbedeckung denken. Jedenfalls haben sich nicht die geringsten Spuren einer solchen vorgefunden. Ungelöst bleibt auch die umgestülpte Lage vieler Beigefässe, und die Frage, ob und womit die Beigefässe gefüllt gewesen sind. Selbst die kleinsten Reste einer eventuellen Füllung wurden nicht konstatiert. Der Leichenbrand befand sich in sämtlichen Urnen äusserst systematisch und peinlich gewissenhaft geschichtet. Oben auf in der Urne sah man die Schädelstücke liegen, darunter die Halswirbel, seitwärts die Gelenkkugeln der beiden Arme, sodann folgen die Teile der unteren Gliedmassen. Die Beigaben aus Bronze lagen immer unter den Schädelstücken. Eisen wurde nicht gefunden. Bei der wiederkehrenden Durchsicht des Leichenbrandes liessen sich von der Beschaffenheit und der Grösse der einzelnen Knochenteile annähernd sichere Schlüsse ziehen auf das Alter und die Grösse der verbrannten Leichen.

66 Gräber enthielten nur je eine Bestattung, 22 je zwei, und zwar die Gräber 1, 5, 7, 11, 12, 17, 20, 28, 34, 36, 38, 42, 43, 46, 52, 60, 77, 84, 86, 88, 90 und 96. Je drei Bestattungen wiesen sechs Gräber auf, Nr. 9, 16, 32, 33, 49 und 78. In zwei Gräbern fanden sich sogar je vier Beisetzungen, und zwar in 66 von zwei Erwachsenen und zwei Kindern, und in 91 von einem Erwachsenen, einem Jugendlichen und zwei Kindern. Der Leichenbrand stammte von 101 erwachsenen und 18 jugendlichen Personen, sowie von 17 Kindern, zusammen von 136 Verbrannten. Nach Prozenten waren es 74% Erwachsene, 13% Jugendliche und 13% Kinder. Von den Erwachsenen sind 48 beigesetzt gewesen in Urnen von Form eines Doppelkonus, 39 in terrinenförmigen Gefässen und 7 in gerauhten schlichten Töpfen, 11, 13, 17, 36, 37, 55 und 66. Zwei in niedrigen, zwei-

henkligen Töpfen, 21 und 94, einer im Krug, 32, einer in einer Urne von nicht festgestellter Form und drei ohne Urne.

Von den Jugendlichen waren bestattet neun in kleinen Terrinen, Grab 9, 32, 36, 49, 62, 78, 83, 90 und 91, einer in einer Vase, Grab 9, zwei in kleinen Doppelkonen, Grab 34 und 38, zwei in Krügen, Grab 54 und 56, zwei in Schüsseln, Grab 57 und 84, einer im Pokal, Grab 67, und einer in einem zweihenkligen Topf, Grab 78. Von den 17 Kindern waren beigesetzt sieben in kleinen Schalen, die sämtlich gleiche Schalen als Bedeckung hatten, Grab 16, 18, 26, 66, 86, 90 und 91, zwei in unbestimmten Gefässen, Grab 1 und 5, sechs in Tassen, Grab 31, 33, 43, 46, 91 und 10, eines im Becher, Grab 60, und eines im kleinen Doppelkonus, Grab 66. — Dreizehn Urnen, die höchstwahrscheinlich die Überreste von Standespersonen enthielten, standen in grösseren Behältern von terrinenförmiger Gestalt, die gleichfalls mit Schüsseln gedeckt waren.

Die Anzahl der Gefässe in den einzelnen Gräbern war eine sehr verschiedene.

In	1 Grabe	befand sich	nur 1 Gefäss
"	11 Gräbern	"	je 2 Gefässe
"	13 "	"	" 3 "
"	11 "	"	" 4 "
"	18 "	"	" 5 "
"	12 "	"	" 6 "
"	6 "	"	" 7 "
"	7 "	"	" 8 "
"	1 Grabe	"	" 9 "
"	7 Gräbern	"	" 10 "
"	4 "	"	" 11 "
"	1 Grabe	"	" 12 "
"	2 Gräbern	"	" 17 "
und "	1 Grabe	"	sogar 33 "

Die Gefässe. Die meisten grösseren Gefässe, auch viele kleinere sind aus grober, mit Steingrus vermischter Tonmasse hergestellt. Andere dagegen, namentlich die kleinen zierlicheren, bestehen aus feinem, hart gebranntem Ton, der mit klein gestossenem Granit vermengt ist. Alle Gefässe scheinen mit ganz einfachen Hilfsmitteln, aus freier Hand gefertigt zu sein. Eine grössere Anzahl derselben präsentieren sich als vollendete Kunstgegenstände und zeugen von überaus grosser Geschicklichkeit ihrer Hersteller.

Die Farbe der Gefässe ist keine bestimmte, sie hängt meistens von der Färbung des Tons ab, aber auch von dem Grade des Brennens. Einige Gefässe erscheinen grau, auch schwärzlich, andere gelblich, wieder andere ziegelrot, wenige sind aschgrau, die meisten jedoch braun. Man muss hierbei auch die Einwirkungen und die Beschaffenheit der Erde, in der die Gefässe so lange Zeit gelegen haben, in Betracht ziehen, und infolgedessen wird sich häufig die ursprüngliche Farbe verändert haben. Jedenfalls besaßen viele Gefässe einen glänzenden gefärbten Überzug,

der bei einer grossen Anzahl sich vorzüglich erhalten, wiederum bei anderen sich abgelöst hat und vergangen ist.

Die Gefässformen sind annähernd dieselben, wie sie sich auf den bisher bekannt gewordenen Urnenfeldern Mittel- und Ost-Deutschlands aus der Bronzezeit vorgefunden haben. Vorwiegend lokale Formen fielen mir nicht auf. Unvertreten sind die eigenartigen Formen der Gefässe aus der sogenannten Blütezeit des Lausitzer Typus, auch fehlen die schwarzen Gefässe, wie sie in Posen, Schlesien und in der Lausitz vorkommen. Vom Feuer verzogene und teilweise angeschmolzene Gefässe fanden sich mehrmals vor.

Die Henkel sind teils in die Gefässwand eingezapft, teils nur aufgesetzt, im letzteren Falle jedoch am Ansatz verstärkt. Die mit Leichenbrand gefüllten Gefässe waren in den meisten Fällen henkellos, die Schüsseln hatten dagegen sämtlich, abgesehen von wenigen Ausnahmen, einen Henkel.

Nach ihren äusseren Formen und ihrer Anzahl habe ich die Gefässe wie folgt eingeteilt:

- 13 sehr grosse Terrinen (Behälter von Urnen),
- 48 grosse Gefässe von Doppelkonusform (ohne Henkel),
- 7 kleine von derselben Form (mit zwei Henkeln),
- 50 grosse Terrinen,
- 19 kleine Terrinen,
- 2 grosse Satten,
- 28 kleine Schalen (ohne Henkel),
- 132 Schüsseln,
- 18 Krüge (mit einem Henkel),
- 35 Krugtöpfe (niedrige Krugform),
- 29 Krugtassen (kleine Krugform),
- 20 Tassen von konischer Form,
- 34 Töpfe (grössere) mit gerauhter Oberfläche, meistens mit Warzen, Knauf oder Knöpfen unter dem Rande,
- 14 grössere Gefässe in Vasenform,
- 3 grosse Henkelschalen,
- 3 grössere Trinkschalen mit hohem Fuss,
- 12 kleine Henkelschalen,
- 5 grosse Näpfe mit breitem Rand,
- 5 grössere weitmündige Töpfe (konisch) mit Henkeln,
- 6 kleine eimerförmige Töpfe mit zwei Henkeln,
- 6 tonnenförmige Töpfe mit Henkel,
- 3 kugelförmige mit sehr breiten Rändern,
- 6 grössere Töpfe ohne Henkel in Vasenform,
- 16 meistens kleinere Gefässe von diversen besonderen Formen,
- 54 ohne bestimmte Formen.

Die Verzierungen der Gefässe bestehen aus horizontalen, vertikalen, schrägen und bogenförmigen eingezogenen Furchen, Riefen und Ritzen, aus runden und ovalen eingedrückten Tupfen und aus Fingernagel-Eindrücken. Ferner aus erhabenen Ornamenten wie grosse und kleine

Buckel, Rippen, Leisten (auch gekerbte), Facetten, runde Warzen oder Knöpfe, kleine Zäpfchen an Deckelrändern und bogenförmige Erhebungen auf den breiten Schüsselrändern¹⁾. Ein kleines Gefäss in Form einer Ente ist durchlocht.

Verbrennungsplätze. In unmittelbarer Nähe der Gräber 22—24 wurde 70 cm unter der Erdoberfläche ein aus geschwärzten, doppelt übereinander und dicht aneinander liegenden Steinen bestehender Herd ausgegraben. Von den Gräbern 37 und 38 3 m entfernt befand sich ein zweiter Herd, dieser bestand jedoch nur aus einer Steinschicht. Beide waren 1,5 m lang und 1 m breit. Zwischen und auf den Steinen lag tief-schwarze Erde, darin kleine Knochensplitter und Kohlenstücke. Diese Herde sind als Ustrinen anzusehen. Die Kohlenstücke sind von dem Direktor der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule, Herrn Geheimrat L. Wittmack untersucht und stammen von einem Nadelholz her, höchstwahrscheinlich von *Pinus silvestris*. Die Untersuchung war nicht leicht auszuführen, da die Stücke leicht splintern und demnach schwer einen brauchbaren Schnitt ergeben.

Stein-Pyramiden. Zwischen den einzelnen Gräbern wurden mehrere Male rundliche, pyramidenförmige Steinhäufen angetroffen, die ausser wenigen Tonscherben keine weitere Zugehörigkeit zu den Gräbern erkennen liessen. Ich erinnerte mich allerdings auf den Gräberfeldern bei Rüdersdorf und Wilmersdorf ähnliche Stein-Pyramiden ausgegraben zu haben, die ich dort aber nicht weiter beachtete, weil keine Gräber unter denselben sich befanden. Nachdem sich jedoch hier ihr Vorkommen wiederholte und diese Steinpackungen eine gewisse Regelmässigkeit aufwiesen, sah ich mich veranlasst, ihnen gleichfalls die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Es fanden sich 16 Pyramiden mit unterem Durchmesser von 80—100 cm und einer Höhe von 60—120 cm. Unten lagen grössere, oben kleinere Steine. Zuerst nahm ich an, dass die einzelnen Steine von den Grabdeckungen herstammten und da sie beim Ackern hinderlich waren, sind sie gesammelt und in tiefe Gruben geschüttet worden. Jetzt bin ich doch zu der Überzeugung gelangt, dass diese Stein-Pyramiden den einzelnen Gräbergruppen als Kennzeichnung gedient haben und werden sie gleichzeitig mit den Grabanlagen errichtet worden sein.

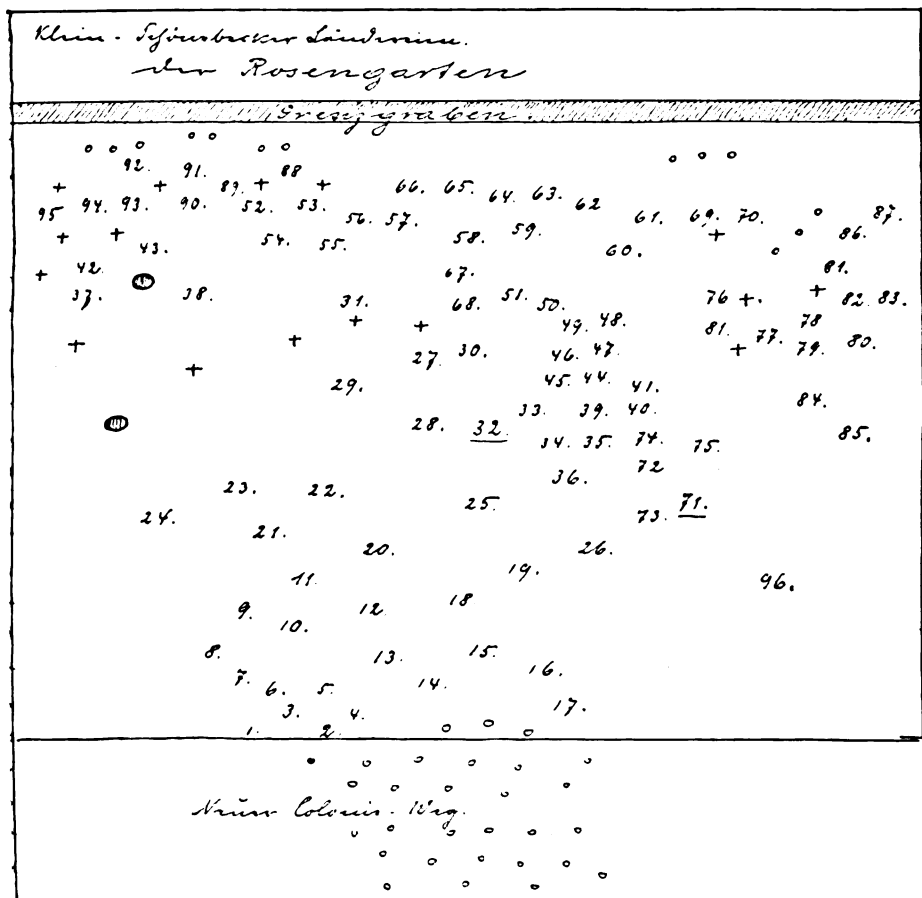
Fundbericht.

Sämtliche Gefässe des Gräberfeldes abzubilden ist nicht gut möglich, auch nicht angebracht, es ist trotzdem aber eine Beschreibung jedes einzelnen nötig, um sich ein klareres Bild zu machen. Die beste Photographie gibt häufig die Ornamente nicht deutlich wieder.

Die Farbe eines jeden Gefässes anzugeben, halte ich bei der Menge derselben für überflüssig, nur in besonderen Fällen ist sie erwähnt. Sämtliche Einziehungen an den Gefässen, mögen sie horizontal, vertikal, schräg oder

1) Auf den Gefässrändern zu beiden Seiten des Henkels standen häufig zwei kleine Ansätze, die als Reminiszenz eines älteren Gefässstypus, der sogenannten *ansa lunata* zu betrachten sind.

bogenförmig sein, nenne ich einfach Furchen, Riefen oder Einritzungen. Die Unterscheidung ist häufig schwer festzustellen. Die Furchen müssen einen abgerundeten, die Riefen einen kantigen und die Einritzungen einen spitzwinkligen Querschnitt zeigen. Breite Furchen nenne ich auch die schraubenförmigen oder gedrehten Kannelierungen auf den grössten Auswölbungen der Gefässe und auf vielen Schüssel-Rändern, denn da ebensolche breiten Furchen



Gräber-Karte.

- ⊙ Uffrieme
- + Klein - Sjöströms
- zerstreute Gräber

Abb. 7.

auch auf dem oberen Gefässbauche und als Umrahmungen von Buckeln und Dellen vorkommen, konnte ich diese in den beiden letzteren Fällen nicht gut als Kannelierungen bezeichnen. Ich glaube, dass diese Benennungen für jedermann verständlich sein werden.

Abkürzungen: H. ist die Höhe des Gefässes.

W. der weiteste horizontale Durchmesser.

M. der Durchmesser der Mündung oder Öffnung.

B. der Durchmesser des Bodens oder der Standfläche.

Bei den angegebenen Massen ist jedesmal Zentimeter gemeint.

(Siehe Gräber-Karte.)

Grab 1.

Vom Pfluge zerrissen lagen zwischen den Steinen, etwa 40 cm tief, die Stücke von 1. einer grossen Terrine mit Leichenbrand, ohne Ornament, 2. einer Schüssel mit ausgelegtem breiten Rande, 3. eines Krugtopfes mit schräg gefurchtem Bauche, 4.—8. von 5 kleineren Gefässe, deren Formen sich nicht feststellen liessen. In einem befanden sich die Knochenreste eines Kindes. 9. Ein Fläschchen, das unversehrt herauskam, da es von 2 Steinen geschützt wurde. Auf dem Bauche befinden sich 4 warzenförmige spitze Buckel. H. 9,5, W. 9, M. 3 und 4,5. Der 3 cm hohe Hals ist stark ausladend, die Mündung oval, der Henkel verhältnismässig klein. Ausser den kleinen Buckeln sind auf dem Bauche noch zwei Figuren angebracht, bestehend aus drei vertikalen und vier schräg dagegenstehenden Riefen. Die Standfläche ist glatt. 10. Ein kleines Gefäss in Form einer schwimmenden Ente mit scharfem Ober- und Seitengrat, der obere Teil ist regelmässig durchlocht. Leider waren die Füsse und der Kopf der Ente nicht zu finden. Da jedoch an den betreffenden Stellen des Gefässes die passenden Öffnungen sich zeigen, müssen diese Teile vorhanden gewesen sein H. 5, Länge 13, Breite 5. Siehe Abb. S. 495. Eine Kinderklapper von gleicher Form aus Craesem, Kreis Weststernberg ist abgebildet in d. N. f. d. A. 1896, S. 15, auch in den Nieder-Lausitzer Mitteilungen, Band 9, S. 448 aus Drebkau.

Grab 2.

Auch vom Pfluge zerrissen. Zwischen den Steinen lagen die Stücke 1. einer grossen Terrine mit Leichenbrand. 2. Einer Schüssel mit breitem Rande. 3. Einer Schüssel mit breitem Rande, an dem kleine, dreieckige Spitzen angebracht sind. 4.—7. von kleineren Gefässen, deren Formen nicht erkennbar waren.

Grab 3.

Vom Pfluge zerrissen und zwischen Steinen liegend die Stücke 1. einer grösseren Terrine mit Leichenbrand. Auf dem Bauche ovale Dellen, die mit je drei konzentrischen Kreisfurchen umrahmt sind. 2. Einer Schüssel mit nach innen gebogenem, schräg abgeflachtem Rande. 3. Von einem Krugtopfe mit schräg gefurchtem Bauche. 4.—6. Von kleineren Gefässen, deren Formen unerkennbar.

Grab 4.

Mit Steinen gedeckt und auf einer Steinplatte stehend 1. eine zerdrückte sehr starkwandige Terrine mit Leichenbrand und gerauhtem Untertheil. Auf dem oberen Bauche sechs etwas schräg stehende aufgelegte Rippen. 2. Schüsselstücke mit breit ausgelegtem Rande.

Grab 5.

Besser erhaltene Steinpackung, weil tiefer liegend, Basis des Grabes etwa 90 cm. Auf einer Steinplatte: 1. Grössere Terrine ohne Ornament

mit Leichenbrand; die oberen Stücke desselben waren grün gefärbt. 2. und 3. Zwei Schüsseln mit etwas eingezogenem Halse und ausgelegtem breitem Rande. Die äusseren Flächen radial gerieft. 4. Gerauhter henkelloser Topf mit eingezogenem Halse. H. 18, W. 20, M. 18, B. 10. 5. Tonnenförmiger Topf mit eingezogenem, stark ausladendem Halse und breitem Rande. H. 9, W. 11, Halsweite 9, M. 12,5, B. 7, ohne Henkel. 6. Kleine Vase. 7. und 8. Gefässe mit nicht bestimmten Formen. In einem befand sich der Leichenbrand eines Kindes. 9. Konische Tasse mit wenig ausladender Mündung und zwei dreieckigen Spitzen an jeder Seite des oberen Henkelansatzes. H. 5, M. 12, B. 5.

Grab 6.

Durch Baumwurzeln zerstört. Stücke von 1. einer grösseren Terrine mit Leichenbrand. W. etwa 33—35, B. 12. 2. Schüssel mit breitem

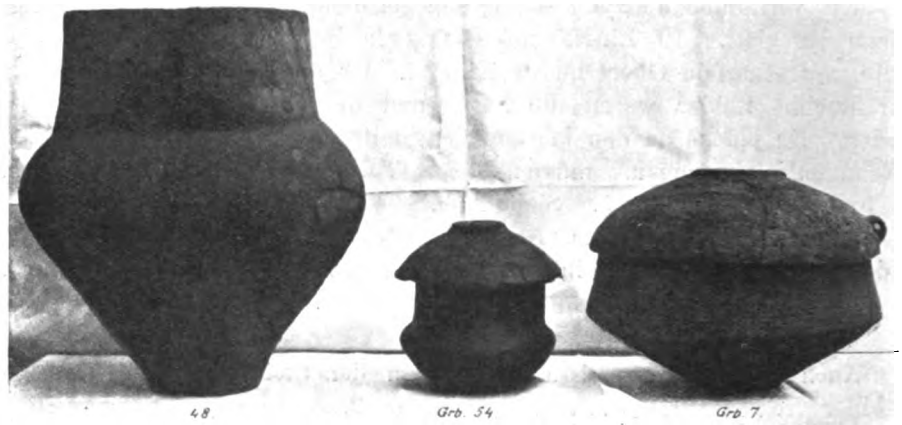


Abb. 12.

Abb. 13.

Abb. 9. Urne mit Deckel.

Rande. 3. Krugtopf mit eingewölbter Standfläche und einer horizontalen Furche am Halsansatz. Unter dem Henkel zwei runde Eindrücke. H. 8, W. 12, M. 11, B. 3. 4. und 5. Zwei kleinere Gefässe, deren Formen nicht erkennbar.

Grab 7.

Etwa 55 cm tief zwischen mehreren Steinen: 1. Doppelkonus mit Leichenbrand und niedrigem konischen Fuss. Der untere Teil ist gerauht. Über der scharfen Bauchkante drei parallele horizontale Furchen und über diesen gruppenweise drei runde Eindrücke. Die Bauchkante zeigt Einkerbungen, die jedoch nur gruppenweise angebracht sind. H. 20, W. 36, M. 30, B. 10,5. (S. Abb. 9.) 2. Schüssel mit nach innen umgelegtem, verstärktem Rande, der schräge, etwas gewundene breite Furchen zeigt. 3. Doppelkonus mit verhältnismässig niedrigem Unterteil, der bis zu dem konischen Fusse herab radial und schräg geritzt ist. Die Bauchkante ist abgerundet. Diese Urne war bis zum Rande mit Leichenbrand gefüllt. H. 20, W. 29, M. 26,5, B. 7. 4. Schüssel mit einem 3,5 cm breiten Rande, an welchem

rund herum dreieckige Spitzen angebracht sind. Die Aussenfläche ist unregelmässig gerieft. 5. Konische Tasse. H 8, M. 9,5, B. 5,5. In der Seitenwand befindet sich ein rundes Loch. 6. Kleiner unversehrter Krug mit einem 2,3 cm hohen konischen Fuss. Die Bauchfläche ist mit schrägen flachen und breiten Furchen, der Fuss mit vier horizontalen Riefen verziert. Der Henkel wird durch einen Quergrat geteilt, der obere Teil ist wagerecht und flach, der untere Teil hat einen Längsgrat, und ist demnach in seinem Durchschnitt fünfkantig. Der Krug ist aussen sowohl wie innen sauber geglättet. H. 11, W. 10, am Halsansatz 8,5, M. 10,5, B. 5. 7. Zweihenklige Terrine mit konischem Oberteil und niedrigem, eingewölbtem Fusse. (S. Abb. 9a.)

Unter jedem Henkel zwei finger-spitzengrosse runde Eindrücke. Rechts und links von den Henkeln schräg dagegenstehende Gruppen von je sieben Riefen. Am Halsansatz eine tiefe horizontale Furche. H. 15, W. 15,5, am Halsansatz 12,5, M. 10, B. 6,5.



7.

62.

Grab 7.

Grab 62.

Abb. 9a.

8. Kleiner Krug mit eingewölbter Standfläche und verhältnismässig hohem, stark eingewölbtem Halse,

der vom Unterteil durch eine horizontale Furche sich absetzt. H. 10,5, W. 11, am Halsansatz 8, M. 11,5, B. 3,5.

Grab 8.

Vom Pfluge oben zerrissen. Stücke 1. eines Doppelkonus mit scharfer Bauchkante, darin Leichenbrand, am Unterteil unregelmässig geritzt. 2. Schüssel mit nach innen umgelegtem verstärkten Rande, der mit schrägen breiten Furchen versehen ist. 3. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche. H. 6, W. 9, M. 8,5. 4. Fuss einer grossen Schale wie Figur 16 aus Grab 32. Er ist eingewölbt und vom Feuer verzogen. H. 4, W. 7. 5. Krug, dessen Hals stark eingewölbt und ausladend und dessen Unterteil stark ausgebaucht ist, beide Teile durch eine breite horizontale Furche geschieden. Standfläche eingewölbt. Der 3 cm breite Henkel hat einen Längsgrat. Der Bauch ist geziert mit etwas gewundenen schrägen breiten Furchen. H. 12, W. 16,5, am Halsansatz 10, M. 14, B. 3.

Grab 9.

Von vielen Steinen bedeckt. Basis 90 cm. Auf Steinplatten lagen die Stücke von 1. einer sehr grossen, starkwandigen Terrine mit niedrigem Fuss. Unterteil geraut. Auf der grössten Ausbauchung einzelne schräge Rippen. Hier stehend 2. Doppelkonus mit Leichenbrand und zwei breiten horizontalen Furchen über der Bauchkante. Der Unterteil ist unregelmässig geritzt. 3. Schüssel mit 4 cm breitem Rande und auf demselben eine horizontale Facette. 4. Schüssel mit breitem Rande und auf diesem zwei halbkreisförmige Leisten. 5. Einfache, grössere, schwach-

wandige Henkelschale. M. 17. 6. Kugelige Terrine mit niedrigem, zylindrischem Halse und zwei Henkeln, in dieser grüngelbter Leichenbrand vom jugendlichen Menschen. 7. Schüssel mit breitem Rande und geriefter Aussenfläche. Auf dem Rande vier Querrippen. 8. Schüssel mit 3 *cm* breitem, ausgelegtem, etwas schrägem Rande. Die innere Randlinie ist gekerbt. Die Aussenfläche radial gerieft. 9. Schüssel wie ad 8, nur ohne Einkerbungen. 10. Krugtopf, dessen Rand fehlt, Standfläche schwach eingewölbt. Am unteren Halse drei horizontale Riefen. Am Bauche schräg stehende, breite Furchen. H. 6, W. 14, am Halsansatz 11,5. 11. Krugtasse mit kleiner eingewölbter Standfläche und einer horizontalen Halsfurchen. H. 7,5, W. 9, an der Halsfurchen 6,5, M. 10, B. 2. Sehr elegante Form. 12. Vase von sehr schwacher Wandung, mit Leichenbrand einer jugendlichen Person. H. 15, W. 16, M. 16, B. 9. 13. Grösserer, schwachwandiger Krugtopf. H. 15, W. 16, M. 15, B. 9. 14. Konischer Topf mit grossem Henkel, Seitenflächen eingewölbt. Auf dem Rande zu beiden Seiten des Henkels die bekannten zwei dreieckigen Spitzen. H. 10,5, M. 18, B. 8,5. 15. Ein im Feuer porösgebrannter und verzogener Fuss einer grösseren Trinkschale (siehe Figur 16 aus Grab 32). Standfläche stark eingewölbt und 8–10 *cm* Durchmesser. 16. Grösserer, tonnenförmiger Topf mit eingezogenem und stark ausladendem Halse. Mündung elliptisch. Die Oberfläche vom Rande bis zum Boden ist vertikal und schräg geritzt. H. 19, W. 16 und 14, M. 16 und 14, B. 10. 17. Kleines Gefäss mit feinen Einritzungen und Punktstichen, dessen Form jedoch nicht zu erkennen.

Grab 10.

In Tiefe von 60 *cm* ohne Steindeckung. 1. Krugtasse mit niedrigem Fusse und drei horizontalen Riefen an der Absetzung des Halses, der Bauch mit schrägen, breiten Furchen geziert. H. 7, W. 9, M. 8,5. Gefüllt war die Tasse mit den zarten Knochen eines Kindes und bedeckt mit 2. einer kleineren Krugtasse, deren Standfläche eingewölbt ist. H. 4, W. 7, M. 7, B. 4.

Grab 11.

Unter und zwischen Steinen stehend, 50 bis 60 *cm* tief, auf einer Steinplatte 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Über der scharfen Bauchkante drei Horizontalriefen. Danebenstehend 2. grosser, gerauhter Topf mit etwas eingezogenem, ausladendem Halse, gefüllt mit Leichenbrand. H. 22, M. 22, B. 13. Im letzteren lag ein 1 *cm* breiter Ring aus schwachem Bronzeblech. (Siehe Abb. 8 auf Seite 491). Wegen seiner ungewöhnlichen Grösse und seiner kantigen Oberfläche bleibt er als Fingerring fraglich. Auf dem Leichenbrande lag 3. ein kleines Krugtöpfchen mit eingewölbter Standfläche und schräg gefurctem Unterteil. H. 6,5, W. 7, M. 5, B. 2,5. 4. Schüssel mit niedrigem Fuss und breitem ausgelegtem Rande, an diesem acht kleine, dreieckige Spitzen, regelmässig zu zweien stehend. Auf dem Rande eine horizontale Facette, die äussere Fläche ist unregelmässig gerieft. Auf dem inneren Boden befinden sich zwei konzentrische Kreisfurchen, darin Furchengruppen derartig ge-

stellt, dass sie ein Kreuz bilden. Im Mittelpunkt ein rundes Grübchen. H. 7, W. 29,5, B. 8,5. 5. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und zwei horizontalen Halsriefen. H. 5, M. 9, W. an den Halsfurchen 7,5. 6. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und scharfer Bauchkante. Über letztere eine horizontale Furche. H. 4,5, W. 8, M. 8, B. 3.

Grab 12.

Sehr zerdrückt und von Wurzeln durchwachsen. 1. und 2. zwei grössere Terrinen mit Leichenbrand und ohne Ornament. Niedriger Fuss, der eine 9, der andere 12 Durchmesser. In 1 lagen im Leichenbrand mehrere rundliche Bronzekügelchen. 3. und 4. zwei grössere Schüsseln mit breitem, ausgelegtem Rande. Die Aussenflächen sind radial und schräg gerieft. 5. Kleine Schüssel mit 3 cm breitem, etwas schräg stehendem Rande und 2 cm hohem, konischem, ausgehöhltem Fusse. (Siehe Abb. 9b).

Unter dem Rande ist die Schüssel stark eingezogen. Die scharfe Bauchkante ist gerippt. H. 8, W. 17, M. 22, B. 7. 6. Gerauhter Topf ohne Henkel und mit etwas eingezogenem Halse. Der Rand fehlt. H. 19, W. 23, M. 21, B. 11,5. 7. Krugtopf mit gerader Standfläche. H. 6,5, W. 12,5, M. 12. 8. und 9. Zwei Krugtöpfe mit sehr schwachen Wandungen und eingewölbten Standflächen. Etwaige H. 11, W. 14. 10. und 11. Zwei Gefässe, deren Formen nicht bestimmbar.



Grab 12

Abb. 9b.

Grab 13.

Unter vielen Steinen auf einer Steinplatte stehend. 1. Grosser, gerauhter Topf, dickwandig und ohne Henkel, mit Leichenbrand. H. 25, W. 28, M. 24, B. 13. Darin ein Ring aus schwachem Bronzeblech. 2. Schüssel mit breitem Rande, auf diesem eine horizontale Facette. 3. Kleine Vase mit vier spitzen Buckeln, die mit je zwei halbkreisförmigen Furchen umrahmt sind. 4. Zweihenkliges Terrinchen mit scharfer Bauchkante und einer horizontalen Halsfurchen. Die Henkel stehen fast rechtwinklig. H. 8, W. 11, M. 8,5, B. 5.

Grab 14.

Zwischen mehreren Steinen 1. Doppelkonus mit Leichenbrand und mit fünf horizontalen Riefen über der schräg gekerbten Bauchkante. 2. Schüssel mit breitem Rande. Die Aussenfläche ist unregelmässig gerieft.

Grab 15.

Sehr zerdrückt zwischen vielen Steinen. 1. Kugelige Terrine mit abgesetztem, zylindrischem Halse und zwei Henkeln. An der Halsfurchen vier hängende, konzentrische Halbkreise. Am oberen Bauche drei breite,

horizontale Furchen, die scharfe Kanten bilden. Mit Leichenbrand gefüllt, dessen obere Teile grün gefärbt waren. Auf den Henkeln ein hoher, scharfer Quergrat. 2. Schüssel, deren Rand nach innen gebogen und schräg gefurcht und deren Aussenfläche unregelmässig gerieft war. 3. Kleine Henkelschale mit eingewölbter Standfläche. 4. Krugtopf mit niedrigem Fuss H. 10, W. 12, M. 12, B. 5.

Grab 16.

Unter 36 bis 40 Steinen auf einer Steinplatte die Stücke von 1. Terrine mit Leichenbrand, niedrigem, konischem Fuss und abgesetztem, konischem Halse. Am unteren Halse ein Band von sparrenförmig gegeneinander stehenden Riefengruppen, darüber eine, darunter zwei horizontale Furchen. Auf dem oberen Bauche vier breite Horizontalfurchen, die scharfe Grate bilden. H. 23, B. 10, W. 29, M. 16. 2. Schüssel mit breitem Rande, auf diesem zwei horizontale Facetten. 3. Terrine mit Leichenbrand und gleicher Form wie 1. Im Leichenbrand ein kleiner Ring aus rundem Draht. Über drei horizontalen Halsfurchen befinden sich Gruppen aus je vier runden Grübchen bestehend. Unter den Halsfurchen vertikale Furchengruppen, die sich bis zur Mitte des Bauches herunterziehen. 4. Schüssel mit schrägem, breitem Furchenrande, aussen radial und schräg gerieft. 5. Kleine Schale mit Einwölbung, gefüllt mit den zarten Knochen eines Kindes und bedeckt von 6. einer Henkelschale mit eingewölbter Standfläche. 7. Krugtopf. 8. bis 10. Drei Gefässe, deren Formen unerkennbar.

Grab 17.

1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Über der scharfen Bauchkante drei Horizontalfurchen. Unterteil gerauht. H. 20, W. 26, M. 21, B. 11. 2. Schüssel mit nach innen gelegtem, verstärktem Rande, letzterer schräg und breit gefurcht. Aussenfläche unregelmässig gerieft. 3. Dickwandiger, gerauhter Topf mit etwas eingezogenem Halse und gefüllt mit Leichenbrand. Unter dem Rande fünf rundliche Knöpfe, in gleichen Abständen stehend. 4. Schüssel mit breitem Rande. Die Steine hatten die Gefässe sehr zerdrückt und merkwürdig ist, dass sich keine Stücke von Beigefässen fanden.

Grab 18.

Kindergrab, bestehend aus 1. einer kleinen Schale mit eingewölbtem Boden, worin die zarten Knochen eines Kindes lagen. H. 5, M. 8. 2. Mit einer gleichen Schale gedeckt. 3. Dabei lagen die Stücke einer Rassel oder Klapper mit rundlichem Stiel.

Grab 19.

Zwischen vielen Steinen und auf einer Steinplatte stehend 1. grosse Terrine, die Form nicht genau festzustellen, mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit breitem Rande, daran dreieckige Spitzen. 3. Schüssel mit nach innen umgelegtem Rande, dieser schräg und breit gefurcht. 4. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche. 5. Wannenförmiges, kleines Gefäss, dessen

Boden und Mündung oval. Über dem Boden drei schmale, horizontale Furchen, darunter Einkerbungen und über den Furchen vier fischgrätenförmige Verzierungen. Unter dem Rande kleine Punkteinstiche. Gleiche Einstiche befinden sich auch in Form eines länglichen Kreuzes auf dem Boden. H. 5, M. 5 und 6,5, B. 4 und 5,8. 6. Gleiches Gefäss wie 5, doch ohne Ornament. Farbe: dunkelrot. (Siehe Abb. S. 495.)

Grab 20.

Unter mehreren Steinen, von Baumwurzeln beschädigt 1. Terrine mit Leichenbrand und gerauhtem Unterteil, genaue Form nicht zu erkennen. Zwischen den Knochen lag ein gegossener Bronzering, dessen Durchmesser 2 cm und Dicke 2,5 mm. Ovaler Durchschnitt. 2. Schüssel mit breiten, schrägen Furchen auf dem Rande. 3. Doppelkonus mit Leichenbrand. Grösse nicht gut festzustellen. 4. Schüssel mit ausgelegtem, breitem Rande, daran dreieckige Spitzen und auf demselben zwei horizontale Facetten. 5. Krugtopf, etwa 11 cm hoch, mit konischem, niedrigem Fuss.

Grab 21.

Auf einer Steinplatte stehend. 1. Ungegliederter, weitmündiger, zweihenkliger Topf mit Leichenbrand, dessen Aussenfläche mit Fingernagelkerben geziert ist. H. 17, W. 22, M. 20, B. 11,5. (Siehe Abb. S. 494). Die Seitenflächen sind ausgewölbt. Er war bedeckt mit 2. einer Schüssel mit nach innen umgelegtem, verstärktem Rande, auf diesem breite, schräge Furchen. Die Aussenfläche hat radiale und schräge Riefen. Ein Teil des Leichenbrandes lag neben dem Topfe. Keine Beigefässe.

Grab 22.

1. Doppelkonus mit Leichenbrand gefüllt, scharfer Bauchkante und darüber vier horizontalen Furchen. Auf dem Furchenbände stehen Figuren, bestehend aus drei gegeneinander gestellten Riefen, so dass diese Dreiecke bilden, die mit ihrer Spitze nach oben stehen. Auf jeder Spitze dieser Dreiecke steht eine vertikale Riefe, die nach oben mit einem runden Eindruck abschliesst. Ein höchst merkwürdiges, seltenes Ornament. Zwischen diesen Figuren noch gruppenweise runde Grübchen. H. 19, W. 25, M. 19, B. 8. (Siehe Abb. auf S. 492.) — 2. Schüssel mit schräg gefurchem Rande. 3. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche. H. 5, M. 8,5.

Grab 23.

Von Wurzeln durchwachsen. 1. Terrine, deren genaue Form nicht erkennbar. Im Leichenbrande lag ein Ring aus Bronzeblech von 2 cm Durchmesser und 4 mm Breite, an beiden Enden etwas zugespitzt. 2. Schüssel mit breitem Rande, darauf eine horizontale Facette. 3. Fläschchen mit kleinem Henkel. H. 14, W. 13, am Halsansatz 4,5, M. 4,5, B. 5. Der leicht eingezogene 8,5 cm hohe Hals hat auf seinem unteren Teil sechs horizontale Furchen. Auf dem oberen Bauche stehen zwischen zwei Horizontalfurchen sparrenförmig gegeneinander stehende Furchengruppen. 4. Kleiner Falzdeckel, wahrscheinlich zu 3 gehörig. 5. Konische Tasse mit drei horizontalen Furchen. H. 8, M. 9, B. 7.

Grab 24.

Ohne Steine, 60 *cm* tief. 1. Terrine, bis oben zum Rande mit Leichenbrand gefüllt. Der konische Hals scharf abgesetzt, am unteren Teil desselben drei breite, flache, horizontale Furchen, über diesen sind Gruppen von je drei erbsengrossen Eindrücken angebracht. Am oberen Bauch drei horizontale Facetten. H. 22, W. 26, M. 20, B. 10. Im Leichenbrand lag ein gegossener Ring mit einem Durchmesser von 2,3 *cm*. 2. Schüssel mit schräg gefurchem Rande. 3. Kleine Henkelschale mit eingewölbter Standfläche.

In unmittelbarer Nähe der drei letzten Gräber, etwa 2 bis 3 *m* entfernt, kam in der Tiefe von 50 *cm* ein Steinpflaster zum Vorschein, von einem Durchmesser in Länge 1,5 *m* und in Breite von 1 *m*. Die einzelnen Steine hatten ziemlich gleiche Grösse und waren kunstgerecht ineinandergestellt und sämtlich geschwärzt. Einzelne kleine Knocheenteile fanden sich unter und zwischen den Steinen. Höchstwahrscheinlich haben wir hier einen Verbrennungsplatz vor uns.

Grab 25.

Auf einer Steinplatte, nur mit wenigen Steinen bedeckt: 1. Terrine mit scharf abgesetztem, konischem Halse, niedrigem Fuss und zwei Henkeln. Gefüllt mit Leichenbrand. H. 22, W. 27, M. 17, B. 8. Die Henkel haben einen Quergrat, unter diesem einen Längsgrat. Auf dem obern Bauch drei horizontale Facetten. 2. Schüssel mit schräg nach innen abgeflachtem Rande. 3. Kleine Henkelschale mit eingewölbter Standfläche.

Grab 26.

Kindergrab: 1. Kleine Schale, mit zarten Knochen gefüllt und mit einer 2. kleinen Schale gedeckt. Beide Schalen haben eingewölbten Boden und etwa 8 bis 9 *cm* Mündung, Höhe 5,5.

Grab 27.

Vom Pfluge sehr zerrissene, grössere Steinpackung, darunter 1. D.-Konus mit Leichenbrand. Über der scharfen Bauchkante drei horizontale flache Furchen. Gedeckt von 2. einer Schüssel mit nach innen schräg abgeflachtem Rand. 3. Tasse von konischer Form. 4. Krugtasse. 5. Schale mit eingewölbtem Boden. Alle Gefässe sehr zerdrückt.

Grab 28.

Unter einer zerstörten Steinpackung und von vielen Steinen sehr zerdrückt: 1. Grosse Terrine von sehr starker Wandung (etwa 1 bis 1,5 *cm* stark). Am unteren Halse zwei horizontale flache Furchen. Anf der grössten Ausbauchung vier kleine spitze Buckel, jeder umrahmt von zwei konzentrischen, breiten Furchen in Halbkreisform, zwischen diesen Halbkreisen je eine Gruppe paralleler vertikaler Furchen. H. 35, W. 45, B. 16. In diesem grossen Gefässe stehend 2. ein D.-Konus mit Leichenbrand. H. 24, W. 30. Über der Bauchkante drei seichte, breite, hori-

zontale Furchen. 3. Schüssel mit breiten, schrägen Furchen. 4. Buckel-Terrine mit konischem, abgesetztem Halse. H. 21, W. 27, am Halsansatz 14, M. 12,5, B. 10. Gefüllt mit Leichenbrand. Die fast rechtwinkligen Henkel haben jeder einen Längsgrat. Am unteren Halse vier horizontale Furchen, darüber Gruppen von erbsengrossen Eindrücken. Unter den beiden Henkeln auf der Bauchkante zwei Buckel, die umrahmt sind von zwei konzentrischen Leisten in Bogenform. Eine jede Leiste wird von zwei Riefen begleitet. Zwischen diesen beiden Figuren befinden sich zwei Gruppen vertikal stehender Furchen. Jede Furche endet oben mit einem runden Eindruck. 5. Schüssel mit schräg gefurchtem Rande. 6. Kleiner Krug mit schräg gefurchter Wandung und eingewölbter Standfläche. H. 14, W. 15, M. 14. 7. Kleine Terrine mit niedrigem, konischem Halse und zwei kleinen Henkeln, auf letzteren ein Längsgrat. Am untern Halse zwei horizontale Furchen, über diesen stehen Gruppen aus je vier erbsengrossen, runden Eindrücken. Auf dem Bauche vier kleine Dellen, jede von zwei konzentrischen, scharfen Graten bogenförmig umzogen. Zwischen den Graten eine breite Furche. Unter den beiden Henkeln erhöht sich der obere Grat derartig, dass er in die Henkelkanten übergeht. Zwischen diesen Figuren noch Gruppen von je fünf Furchen, die vertikal stehen. H. 11, W. 17, am Halsansatz 15, M. 13,5, B. 7. 8. Gerauhter Topf mit etwas eingezogenem, ausladendem Halse. Unter dem Rande sind fünf Knöpfe in gleichen Abständen angebracht. 9. Tasse von konischer Form. H. 10, M. 9, B. 5. 10. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche. H. 5,5, M. 13.

Grab 29.

Unter einer Steinpackung 1,10 m tief auf einer Steinplatte: 1. D-Konus mit tief gekerbter Bauchkante. Über dieser Kante zwei Horizontalfurchen. Gefüllt mit Leichenbrand. Der Unterteil geraucht und sehr starkwandig. Die Masse waren nicht festzustellen. 2. Schüssel mit breitem Rande, darauf zwei horizontale Facetten.

Grab 30.

Zwischen mehreren Steinen, 70 cm tief und von Baumwurzeln durchwachsen. 1. Terrine mit abgesetztem Halse und zwei kleinen Henkeln, unter diesen je zwei grössere runde Eindrücke. Am unteren Halse drei breite, flache, horizontale Furchen. Auf dem oberen Bauch drei breite Horizontalfurchen, die scharfe Grate bilden. Mit Leichenbrand gefüllt. Masse nicht festzustellen. Diese Urne stand in einer 2. grossen starkwandigen Terrine, deren Unterteil geraucht war. Auf dem Bauche sechs schräge Leisten in gleichen Abständen. 3. Schüsselstücke mit breitem Rande. 4. Stücke eines kleinen Gefässes mit vielen feinen, schmalen Riefen, darüber Grübchen, Form nicht zu erkennen. 5. Gerauhter Topf mit spitzen Knöpfen unter dem Rande.

Grab 31.

Durch einige kleinere Steine gekennzeichnet, nur 50 cm tief. 1. Gerauhter Topf mit eingezogenem Hals und einem Henkel. Unter dem

Rande fünf spitze Knöpfe, gleichmässig verteilt. Der Topf stand auf einer Steinplatte. H. 15,5, W. 14,5, M. 14, B. 9,5. In demselben stand 2. eine konische Tasse mit abgebrochenem Henkel. In dieser befand sich der Leichenbrand eines Kindes. H. 7, M. 10,5, B. 6,5. Die Tasse war bedeckt 3. von einer Schale mit eingewölbter Standfläche. H. 5,5, M. 12, B. 4,5.

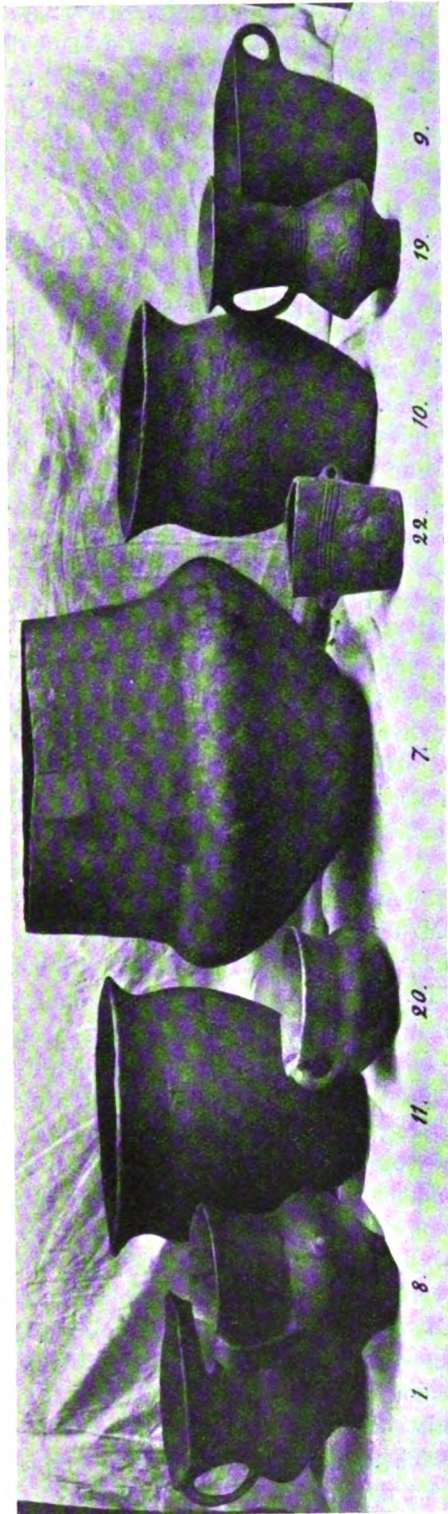
In der Nähe der drei letzten Gräber fanden sich fünf Steinpackungen in einer Linie von Ost nach West, meist 3 m auseinanderliegend. Die Packungen bestanden aus grösseren Steinen, die pyramidenförmig aufeinandergelegt waren in Höhe von 70 bis 90 cm und ebenso grossem Durchmesser an der Basis der Packung. Nach oben zu geringerer Durchmesser. Zwischen den Steinen nur vereinzelte Scherben. Die Steine waren häufig so gross, dass ich sie kaum bewältigen konnte.

Grab 32. (Siehe Abb. Seite 461 und Abb. 10 auf Seite 491).

Ziemlich im Zentrum des Gräberfeldes liegend. In der Tiefe von 40 cm von der heutigen Oberfläche lagen zerstreut einige Steine, dazwischen und darunter Topfscherben. Die Steindecke hatte der Pflug auseinandergerissen. Nach mühevoller Forträumung der auf den Gefässen lagernden Erde, die fortwährend mit Scherben vermischt war, gelang es, die Menge der nebeneinander und aufeinander gestellten Urnen und Beigefässe freizulegen. Es war ein grosses Durcheinander von kleinen und grösseren Gefässstücken, von ganzen, halben und viertel Töpfen, dazwischen einige kleinere Steine und Knochensplitter. Die grössere Zahl der Gefässe war verkehrt gestellt, also mit dem Boden nach oben, da galt es allerdings die grösste, peinlichste Vorsicht anzuwenden, um das einigermaßen Zusammengehörige zu sichten und zu verpacken. Zu dieser Arbeit wurden allein 1½ Tage verwendet, eine ausserordentlich lange Zeit, doch habe ich die Genugtuung und die Freude, ein Grab gefunden zu haben, das an Zahl und Formen seiner Gefässe vielleicht alles überragt, was bisher aus diesem Zeitalter in unserer Gegend, ich meine damit etwas weiter ausgedehnt die Provinz Brandenburg, bekannt geworden ist. Wichtig namentlich ist die Feststellung der Ornamente. Von den 33 Gefässen, die das Grab barg, gelang es 22 wieder herzustellen, einige werden wahrscheinlich noch, wenn auch nicht gänzlich, zusammengekittet werden können, leider ist dies bei den übrigen ausgeschlossen, da sie vom Feuer verbogen und aufgeblasen sind. — Ich möchte namentlich hierbei noch bemerken, dass der Leichenbrand in 6, 8 und 15, ersichtlich aus seiner Grösse und Beschaffenheit, von Personen her stammt, die noch im jugendlichen Alter gewesen sein müssen; die Grösse dieser drei Gefässe bezeugt dies gleichfalls. Die Beisetzung der Leichenerne 6 in einem zweiten Behälter, und die vier Bronzeringe lassen auf hervorragende Personen schliessen, deren Reste hier der Erde anvertraut wurden.

Die Länge der Gruft betrug 1,30 m, die Breite 1,10 m, die Basis war 0,90 m.

Die Gefässe standen auf einer schwachen Schicht von weissem Sande. 1. Krug. H. 21, W. 21, M. 20,5, B. 9,5. Mit 4 cm breitem und 8,5 cm



22 Gefäße aus Grab 32.

hohem Henkel, unter diesem drei runde Eindrücke. Der 2,5 cm hohe konische Fuss hat sechs breite, horizontale Furchen. Die Bauchfläche ist schräg gefurcht. Der Hals ist scharf abgesetzt und weit ausladend. 2. Krugtasse. H. 6, W. 8, M. 7,5, B. 3,5. Unter dem schmalen vierkantigen Henkel zwei grössere runde Eindrücke, hellbraun und schön geglättet. 3. Krugtopf, reich verziert. H. 9, W. 14, M. 14,5, B. 7,5. Die Gefässfläche zeigt sparrenförmig gegeneinanderstehende Riefengruppen, der konische Fuss drei Horizontalriefen und ist an seiner unteren Kante gekerbt. Der wagerechte breite Rand hat sechs Gruppen Querfurchen. Auf dem breiten Henkel befinden sich vier Längsfurchen und unter diesen drei Querfurchen. 4. Krugtopf, mit eingewölbter Standfläche und zwei dreieckigen Spitzen auf dem Rande zu beiden Seiten des Henkels. Unter den Henkeln zwei runde Eindrücke.

Auf dem Bauche schräge, breite Furchen, H. 11, W. 18, an der Halsfurchen 14, M. 17,5, B. 6. 5. Kleine Terrine, H. 14, W. 18, an der Halsfurchen 13, M. 9, B. 6,5, mit niedrigem Fuss und zwei Henkeln. Der Hals ist von dem verhältnismässig sehr weiten Bauche scharf abgesetzt und konisch nach oben verengt. 6. Doppelkonus mit scharfer Bauchkante, die gruppenweise Einkerbungen zeigt. Über dieser Kante fünf Horizontalfurchen. Der Unterteil ist radial geritzt, H. 15, W. 22,5, M. 18, B. 8. Die Urne war mit Leichenbrand gefüllt, in dieser lag ein gegossener Ring von Bronze, dessen innerer Durchmesser 2 cm, Stärke 3 mm. Dunkelgrün, innen glatt, aussen gewölbt. Das Gefäss stand in einer grossen 7. Terrine, H. 37, W. 45, M. 32—34, B. 14. Der Hals ist schwach abgesetzt durch eine horizontale Furche, etwas nach innen eingezogen und nach oben verengt. Auf dem Bauche einige schräge flache Rippen. Von dem glatten, niedrigen Fuss bis zur grössten Ausbauchung ist der Unterteil stark geraut, der Oberteil ist geglättet. Auf einer Steinplatte stehend, 8., Krug mit Buckeln, H. 19,5, W. 19,5, M. 17, B. 8. Der 2 cm hohe konische Fuss hat vier breite Horizontalriefen. Auf dem Bauche fünf kleine, spitze Buckel, wovon jeder mit zwei breiten, konzentrischen Kreisfurchen umrahmt ist. Der von einer horizontalen Furche schwach abgesetzte Hals ist eingezogen und dann ausladend. Auf dem Rande zu beiden Seiten des Henkels die zwei bekannten kleinen Spitzen. Unter dem breiten Henkel vier runde Eindrücke. Dieser Krug war mit Leichenbrand gefüllt. — 9. Einhenkeliger grösserer Topf von konischer Form. H. 15,5, M. 22 bis 23, B. 10. Die Seitenflächen sind stark eingewölbt und weit ausladend. Geziert mit regelmässigen Reihen von Fingernägel-Eindrücken. Er ist ziegelrot und starkwandig und lag umgestülpt als Deckel auf 8. — 10. Starkwandiger, einfacher, vom Boden bis zum Rande gerauhter Topf ohne Henkel. H. 26, W. 23,5, M. 23,5—25, B. 11. Hals eingezogen und stark ausladend. — 11. Ähnlicher Topf wie 10. H. 28, W. 28, M. 29, B. 11, auch gerauht mit schwachen vertikalen Einschnitten. 12. Krugtasse, H. 7, W. 9, M. 9, B. 3, mit sehr geschweiften Seitenwand, grossem Henkel und eingewölbter Standfläche. Sehr schön geglättet und glänzend. 13. Konische Tasse, Seitenwand wenig ausgewölbt, H. 8,5, M. 13, B. 5. —

14. Kleine, zweihenklige Terrine, Hals zylindrisch, H. 13, W. 13, M. 8. Vom Feuer sehr unförmlich, blasig und aschgrau geworden.

15. Terrine mit zwei Henkeln und niedrigem konischen Fusse. H. 15, W. 16, M. 14, B. 8. Der konische Hals durch eine breite horizontale Furche abgesetzt. Auf den Henkeln ein Längsgrat. Die Bauchfläche mit flachen, breiten, schräg stehenden Furchen versehen. Schwachwandig und aus feinem Ton. Mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen gefüllt. Unter den Schädelstücken ein Armband und zwei Ringe. Das Armband aus 2 mm starkem, rundem Draht ist an beiden Enden abgeflacht. Die Enden sind 2 cm lang übereinander gebogen. Durchmesser 4 cm. Die Ringe sind innen flach, aussen gewölbt und offen, die Enden 1½ cm lang übereinander gebogen. Das eine Ende ist abgeflacht, das andere zugespitzt. Durchmesser 1,9 und 1,8 cm, Dicke 1,5 und 2 mm. Dunkelgrüne Patina.

16. Grosse Schale mit hohem konischen, eingewölbten Standfuss, vom Feuer aschgrau und etwas verzogen. Der 8 cm breite und 4 cm hohe Fuss verengt sich bis 5 cm, um dann im schwachen Bogen stark ausladend bis zu dem 2 cm breitem Rande aufzusteigen. H. 13, M. 23—25. Die Oberfläche ist vom Rande bis zum Fusse regelmässig radial eingeschnitten.

17. Krugtopf, dessen Hals nur wenig eingezogen. H. 12,5, W. 14, M. 14, B. 7,5. Dunkelrot. Die Aussenfläche hat vom Rande bis zum Boden vertikale Einritzungen. 18. Krug, ohne Ornamente und mit niedrigem Fuss. Schwachwandig, H. 17, W. 17, M. 15, B. 8. 19. Krug von eleganter und schöner Form, aber vom Feuer etwas beschädigt, trotzdem konnte er vollständig wieder hergestellt werden. H. 19, W. 13,5, M. 13, B. 6,5. Der 2 cm hohe konische Fuss hat stark eingewölbte Standfläche. Der darauf ruhende Gefässkörper ist doppelkegelig, der obere Teil ist stark, der untere weniger ausgewölbt, der Hals stark ausladend. Der grosse, schmale, fünfkantige Henkel setzt sich 1 cm unter dem Rande an und am oberen Bauche ab. Der Fuss ist mit drei, der untere Hals mit sechs, die Bauchkante mit drei horizontalen Riefen verziert. Über den letzteren stehen fünf Figuren, jede aus vier konzentrischen, eingefurchten Halbkreisen gebildet. Zwischen und auf diesen Figuren sind noch sparrenförmig gegeneinander stehende Riefengruppen angebracht. Unter der Bauchkante noch gruppenweise kurze vertikale Einritzungen. Ein seltenes Exemplar. — 20. Krugtopf. H. 10, W. 14, M. 13,5, B. 3. Standfläche eingewölbt. Auf dem Rande an beiden Seiten des Henkels die beiden bekannten Spitzen. Um den unteren Henkelansatz vier runde Eindrücke. Die Bauchfläche ist schräg gefurcht. 21. Niedriger Krugtopf mit konischem eingewölbten Boden. H. 10, W. 15,5, B. 8. Dunkelbraun. Mit zwei dreieckigen Spitzen am oberen Henkelansatz. 22. Tonnenförmiger kleiner Eimer, H. 11, M. 11,5 und 8, B. 9,5. Vom Feuer verbogen. Über der Standfläche und zwischen den Henkeln ein horizontales Band von je vier Riefen. 23. Einfacher dunkelroter Topf. H. 17, W. 18, M. 17. B. 10, mit geringer Halseinschnürung. 24. Der untere Teil eines Krugtopfes mit konischem Standfusse. Letzterer 9 cm im Durchmesser und 2 cm hoch. Hellbraun. 25. Der untere Teil eines Krugtopfes mit eingewölbter Standfläche. W. 17, B. 6. Dunkelbraun.

26. Einfacher dunkelroter Topf mit geringer Halseinschnürung und einem Henkel. H. 13. Die genauere Form nicht zu erkennen.

27. Stücke einer Krugtasse. Vom unteren Henkelansatz ziehen sich schräge Riefengruppen nach dem Bauche. Form wie 28.

28. Krugtasse mit eingewölbtem Boden. H. 6, W. 9, an der Halsfurche 6,5, M. 9. Die Bauchfläche geziert mit fünf Riefengruppen, die abwechselnd vertikal und schräg stehen.

29. Kugeliges kleines Töpfchen ohne Henkel, mit enger Öffnung. H. 5,7, W. 8, M. 6, B. 3.

30. Schale mit eingewölbtem Boden. H. 3, M. 8,5.

31. Grosse Schüssel. H. 11,5, M. 44, B. 11. Mit niedrigem Fuss und 4 cm breitem Rande. Hellgrau, vom Feuer arg beschädigt und verzogen. Unter dem Rande wenig eingezogen. Aussenfläche mit unregelmässig gegeneinander stehenden Riefengruppen verziert.

32. Schüssel mit niedrigem Fusse, zwei horizontalen Facetten und zwei Querrippen auf dem breiten Rande. H. 8,5, M. 38, B. 9.

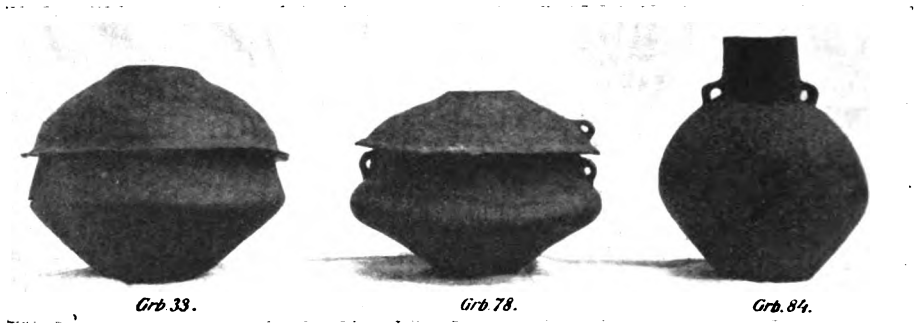


Abb. 11.

Abb. 17.

Abb. 18.

33. Dunkelrote Schüssel mit niedrigem Fusse und starker Einschnürung unter dem Rande. Die Aussenfläche wie bei 31 geziert. Auf dem 3,3 cm breiten Rande, rechts vom Henkel, befinden sich zwei Querrippen. H. 10, M. 39, B. 10. Diese drei Schüsseln konnten leider nicht wieder hergestellt werden, da zu viele Stücke fehlten.

Grab 33. (Siehe Abb. 11).

Unter einigen zerstreuten Steinen, 70 cm tief: 1. Doppelkonus, dessen oberer Teil abgebröckelt war, mit Leichenbrand. Der Unterteil stark geraut. Ohne Ornament. H. 17, W. 32, M. 27, B. 11. Die Bauchkante ist abgerundet. 2. Doppelkonus, dessen Unterteil zerbröckelt war. Mit Leichenbrand. H. fehlt, W. 30, M. 23. Über der abgerundeten Bauchkante fünf Horizontalriefen. 3. Konische Tasse, deren Henkel abgebrochen war. Seitenfläche ausgewölbt. Mit den zarten Knochen eines Kindes gefüllt. H. 8,5, M. 8,5, B. 6,5. Der Leichenbrand war bedeckt mit einer 4. kleinen Schale mit eingewölbtem Boden, deren Henkel ebenfalls abgebrochen war. H. 3,5, M. 8. — 5. und 6. Zwei Schüsseln mit breitem Rande.

Grab 34.

Von den Decksteinen sehr zerdrückt. 1. Terrine. Masse nicht festzustellen, mit Leichenbrand. 2. Gerauter Topf, ohne Henkel, wenig Halseinschnürung. H. 19, W. 22, M. 19, B. 9. — 3. Krug mit verhältnismässig hohem Halse. Ohne Ornament. H. 15, W. 15,5, an der horizontalen Halsfurche 10,5, M. 15,5, B. 4,5. Standfläche eingewölbt. Auf dem Rande zu beiden Seiten des breiten Henkels die bekannten kleinen Spitzen. 4. Schüssel oder Fusschale. Der 3,5 hohe Fuss ist horizontal flach gerieft. Unter dem 4 cm breiten Rande ist ein niedriger Hals scharf abgesetzt. Auf dieser scharfen Absetzung flache Einkerbungen. Die Aussenfläche ist radial und schräg gerieft. Dunkelrot, aus fein geschlemmtem Ton. H. 10,5, M. 30, B. 7,5. — 5. Kleiner Eimer mit zwei kleinen rechtwinkligen Henkeln. Zwischen diesen ein Band von sechs horizontalen Riefen und über der Bodenkante ebenfalls ein Band von vier Riefen. Etwas schiefe Form. H. 10, M. 10,5, B. 9,5. — 6. Stücke eines Krugtopfes. H. 14. Auf dem Rande zwei Spitzen zu beiden Seiten des Henkels. Auf der Halsfurche mehrere runde Grübchen und unter der Furche einige vertikale Rippen. 7. Kleiner Doppelkonus mit Leichenbrand von einem jugendlichen Menschen. Mit kleinem Fuss und ohne Ornament. H. 11, W. 16, M. 14, B. 6. — 8. Schüssel mit schräg nach innen abgeflachtem Rande. Der niedrige Fuss ist ausgehöhlt. 9. Schüssel mit Rand wie 8. 10. Schüssel mit ausgelegtem, 2,5 cm breitem Rande und scharf abgesetztem niedrigen Halse. Auf dem Rande ein rundes Loch.

Diese drei Schüsseln können leider nicht wieder hergestellt werden.

Grab 35.

In der Tiefe von 55 cm, vom Pfluge berührt. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Weite 26 cm. Auf der scharfen Bauchkante Gruppen von je fünf fingerspitzengrossen Grübchen, hierüber ein Band aus vier horizontalen Riefen und auf diesem wiederum Gruppen von je drei kleineren runden Grübchen. 2. Schüssel mit breitem Rande, darauf zwei Horizontalfacetten. 3. Kleiner Eimer, fast zylindrisch mit zwei kleinen Henkeln, etwas schiefe Form. Zwischen den Henkeln sechs horizontale Riefen und oberhalb des Bodens drei gleiche Riefen. H. 10, M. 10,5, B. 9,5. 4. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche, um letztere ein Kranz von vier runden Grübchen.

Grab 36.

Nur 50 cm tief. 1. Einfacher henkelloser Topf, vom Rande bis zum Boden geraut und mit den Fingern breite, flache, schräge Furchen darauf gezogen. Mit Leichenbrand gefüllt, dessen Schädelstücke grün gefärbt. H. 24, W. 25, M. 20, B. 12. 2. Schüssel, ihr Rand mit schrägen, breiten Furchen versehen und mit niedrigem Fuss. H. 11, M. 31, B. 11. 3. Kleine Terrine mit zwei Henkeln, darin Leichenbrand einer jugendlichen Person. H. 12–13, W. 13,5, M. 9, B. 6. Zwischen den Henkeln zwei Horizontalriefen und am Bodenrande Einkerbungen. Das Gefäss war bedeckt mit einer grösseren 4. Schale mit einem Henkel und eingewölbtem Boden. H. 5, M. 14, B. 5. (Siehe Abb. auf S. 495.)

Grab 37.

Mit vielen Steinen bedeckt, 1,10 m tief auf einer Steinplatte stehend. 1. Grosser zweihenkliger Topf, vom Rande bis zum Boden geraucht und mit den Fingern darauf schräg gezogene, breite, flache Furchen. Unter dem Rande zwei grössere flache Knöpfe mit zentralem Eindruck. Mit Leichenbrand eines sehr kräftigen Menschen bis obenhin gefüllt. Mehrere Knochen lagen noch an der Urne auf der Steinplatte. H. 20, W. 22, M. 18, B. 10. 2. Schüssel mit niedrigem Fuss und schräg gefurchtem Rande, Aussenfläche geraucht. H. 10, M. 34, B. 11. Schwache Wandung. Zwischen den Gräbern 37 und 38 und von jedem etwa 3 m entfernt, 60 cm tief, befand sich eine regelrechte, aus 35 bis 40 geschwärtzten und nebeneinander gestellten Steinen bestehende Steinpackung. Kohlenstückchen und kleine Knochensplitter, die zwischen den Steinen zum Vorschein kamen, sind die untrüglichen Kennzeichen einer Ustrine oder Verbrennungsplatzes.

Grab 38.

Nur 50 cm tief, vom Pfluge stark beschädigt. 1. Terrine, deren genaue Form nicht festzustellen. Mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Kleiner Doppelkonus mit zwei kleinen Henkeln und ausgehöhltem konischen Fuss. H. 11 W. 17, M. 15, B. 6,5. Über der scharfen Bauchkante fünf parallele horizontale Furchen. Nur zur Hälfte gefüllt mit dem Leichenbrand eines jugendlichen Menschen. 4. Schüssel mit schräg gestelltem Rande, die Aussenfläche radial und schräg geritzt.

Grab 39.

Von Baumwurzeln durchwachsen, in Tiefe von 65 cm, auf einer Steinplatte. 1. Terrine mit zwei Henkeln, darin Leichenbrand. Unter jedem Henkel eine Verzierung, bestehend aus einem Buckel, der umrahmt ist zunächst von zwei breiten flachen Furchen, darüber zwei Riefen, dann folgt wieder eine breite flache Furche und zuletzt drei Riefen. Die Furchen und Riefen sind konzentrisch in weitem Bogen um den Buckel gestellt. Jeder Henkel hat einen hohen Quergrat und unter diesem einen Längsgrat. Rechts und links am unteren Henkelansatz ein fingerspitzengrosser runder Eindruck. Am unteren konischen Halse drei horizontale Furchen. 2. Schüssel mit breiten schrägen Furchen auf dem nach innen gelegten verstärkten Rande. Der innere Boden zeigt eine Verzierung, bestehend aus drei konzentrischen Kreisfurchen, dagegen radial stehend vier Riefengruppen, jede Riefe endet mit einem runden Grübchen.

Grab 40.

Decksteine fehlen. Mit kleineren Steinen ringsherum eingepackt. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. H. 22, B. 12, scharfkantig. Unterteil geraucht. 2. Schüssel mit breit gefurchtem Rande.

Grab 41.

Unter grösserer Steinpackung. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Masse nicht festzustellen. Über der Bauchkante drei breite horizontale

Riefen. 2. Schüssel mit breiten schrägen Furchen auf dem Rande. 3. und 4. zwei Gefässe mit schräg gefurchter Oberfläche, doch liessen sich die Formen nicht erkennen. 5. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden. 6. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. 7. Zweihenkliger Topf mit zwei runden Grübchen unter jedem Henkel und drei Horizontalriefen am unterem Halse. Die Form war nicht deutlich zu bestimmen. Zwischen den Gefässtteilen vier Feuersteine und ein Kalkstein, die Spuren vom Gebrauch aufwiesen.

Grab 42.

In der Tiefe von 40 cm lag eine regelmässige Steinpflasterung, bestehend aus etwa 30–35 grösseren und kleinen Steinen, etwa 1 m Durchmesser. Unter dieser eine mit Tonscherben durchmischte Erdschicht von 30 cm Höhe, darunter folgende zerdrückte Gefässe: 1. Doppelkonus mit Leichenbrand, mit niedrigem Fuss und vier Horizontalriefen über der Bauchkante. W. 27, B. 10. 2. Schüssel mit breit gefurchtem Rande. 3. Terrine mit Leichenbrand. W. 26, B. 9. Am unteren konischen Halse eine breite Furche und über dieser zwei horizontale Riefen. 4. Schüssel mit nach innen gebogenem verstärkten Rande, der schräg abgeflacht ist. 5. Krugtasse mit eingewölbtem Boden. W. 9. 6. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche. M. 10. 7. Krugtasse, H. 6,5, W. 9,5, M. 7, die Standfläche eingewölbt. Am unteren Halsansatz eine Horizontalriefe, auf dem oberen Bauch sparrenförmig gegeneinander stehend einzelne ausgebogene Riefen. 8. Dickwandiger tonnenförmiger Topf mit niedrigem zylindrischen Halse und zwei Henkeln. Unter den letzteren zwei runde Eindrücke und zwischen ihnen zwei Horizontalfurchen. H. 18, W. 18.

Grab 43.

Gleiche Steindecke wie Grab 42. Die Basis betrug 1,10 m. Die Gefässe auf drei Steinplatten lagernd. 1. Sehr grosse Terrine, als Urnenbehälter dienend. H. 42, W. 50, M. 38, B. 14. Der konische Hals 22 cm hoch, der Unterteil stark gerauht, der obere geglättet. Auf dem Bauche einzelne schräg angebrachte Rippen. Darin stehend 2. Doppelkonus, dessen Masse nicht festzustellen. Mit Leichenbrand. 3. Schüssel mit breitem Rande, auf diesem zwei horizontale Facetten. Niedriger Fuss. Unter dem Rande stark eingezogen. Braune Farbe. Starke Wandung. H. 8,5, M. 32, B. 9,5. 4. Schüssel mit nach innen geneigtem, schräg abgeflachtem Rande. Schwarzgraue Farbe. Niedriger Fuss. Eine Merkwürdigkeit zeigt diese Schüssel mit ihrer Einschnürung in der mittleren Höhe, da eine solche gewöhnlich nur unter dem Rande stattfindet. Die Aussenfläche ist regelmässig radial gerieft. H. 7,5, M. 32, B. 9,5. 5. Gerauhter Topf mit wenig eingezogenem Halse und sechs runden Knöpfen. H. 18, W. 20, M. 18, B. 10. 6. Kleine Schüssel mit niedrigem, wenig eingewölbtem konischen Fusse. Ihr Rand ist regelmässig derartig ausgeschnitten, dass abwechselnd eine höhere und eine niedrigere Kante stehen bleibt. Die Aussenfläche ist vertikal gerieft. H. 6, M. 16,5, B. 5,5. (Siehe Abbildung auf Seite 493). 7. Kleine Vase mit zwei Henkelchen, niedrigem Fusse

und konischem Halse. Von beiden Seiten der kleinen Henkel ziehen sich Gruppen von je drei Riefen schräg bis zur Ausbauchung herunter. H. 7,5, W. 7, M. 2,7, B. 2,5. 8. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und seltener Form, indem eine abgerundete Bauchkante das Gefäss so teilt, dass der untere Teil nur ein Drittel und der obere zwei Drittel der ganzen Höhe des Gefässes beträgt. H. 9, W. 11, M. 10,3, B. 5. 9. Kleiner henkelloser Topf oder Napf, dessen Form nicht festzustellen. 10. Konische Tasse, H. 8, M. 9, B. 7. Die Wandung wenig nach aussen gewölbt, mit den zarten Knochen eines Kindes gefüllt. 11. Kleine Terrine von sehr schwacher Wandung mit eingewölbter Standfläche und zwei horizontalen Riefen zwischen den beiden Henkeln. H. 11—12, W. 13, B. 6.

Grab 44.

Von einigen grösseren Steinen zerdrückt und von Wurzeln durchwachsen. 1. Grössere Urne mit Leichenbrand. Form nicht zu erkennen. 2. Schüssel mit schräg gefurctem Rande. 3. Krugtopf mit sehr schräg gefurctem Bauche.

Grab 45.

Vom Pfluge zerstreute Steine, darunter nicht tief die Stücke vom 1. Doppelkonus mit niedrigem Fusse und scharfer Bauchkante. Der Obertheil stark eingewölbt, der Unterteil gerauht. H. 23, W. 28. M. 22, B. 9. Mit Leichenbrand gefüllt. 2. Schüssel mit schräg und breit gefurctem Rande. 3. Kleines Terrinchen mit konzentrischen Halbkreisfurchen auf dem oberen Bauche.

Grab 46.

Unter einer grösseren Steinpackung lagen die Stücke einer 1. grossen Terrine mit sehr starker Wandung. Vom Halse bis zum Boden gerauht. Form und Grösse wie die aus Grab 43. Das Gefäss diente gleichfalls als Urnenbehälter, darin stand 2. Doppelkonus mit Leichenbrand. Über der Bauchkante drei breite horizontale Riefen. Die Masse waren nicht festzustellen. 3. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 4. Konische Tasse, H. 6,5 bis 7 (da schief), M. 9, B. 5. Die Seitenwand etwas eingebogen. Unter dem breiten Henkel zwei runde Eindrücke. Die Tasse war gefüllt mit den vom Leichenbrande stammenden Knochenresten eines Kindes. 5. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden, sie diente als Deckel zu 4. 6. Krugtopf, H. 12,5, W. 20, M. 18, B. 4,5, hellbraun. Auf dem Bauche schräge, breite Furchen. Die Standfläche eingewölbt.

Grab 47.

Unter einem gut erhaltenem Steinpflaster. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. W. etwa 28, die anderen Masse nicht festzustellen. Über der Bauchkante vier breite horizontale Riefen, über diesen befinden sich Gruppen von je drei runden Eindrücken. 2. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem 4 cm breiten Rande. M. 34, B. 12. 3. Schüssel mit einem $1\frac{1}{2}$ cm breiten Rande, an dem vier dreieckige Spitzen angebracht sind. Unter dem Rande leicht eingezogen. Niedriger konischer Fuss, Aussenfläche

radial gerieft. H. 8, M. 28, B. 10. 4. Krugtopf mit breitem Henkel und eingewölbtem Boden. H. 7,5, W. 13,5, M. 13, B. 4. Auf dem Bauche radiale, nach dem Boden sich ziehende breite Furchen. Der Henkel hat einen Längsgrat. 5. Kugelige kleine Vase mit zwei kleinen Ösen. H. 5, W. 6, M. 2,5, B. 2. Auf dem Bauche vier Gruppen von je zwei konzentrischen, halbkreisförmigen Furchen. 6. Krug. H. 11, W. 14, M. 10,5, B. 3,5. Ohne Ornament. Standfläche eingewölbt. 7. Konische Tasse. H. 8, M. 8, B. 5. 8. Kleine Terrine von schwacher Wandung. H. 14, W. 15, M. 10, B. 4. Unter den beiden Henkeln je zwei erbsengrosse Eindrücke.

Grab 48.

Unter 25 grösseren und kleineren Steinen. 1. Eine als Urnenbehälter dienende grosse Terrine. H. 45, W. 42, am Halsansatz 30, M. 27, B. 13. Der konische Hals und der Bauch geglättet, der Unterteil geraucht, der Fuss wieder glatt. Die Terrine konnte vollständig aus den vielen Stücken wieder hergestellt werden. (Siehe Abb. 12 auf S. 452.) 2. Terrinenförmige Urne, deren Form und Masse sich nicht feststellen liessen, da sie von dem Gefäss, in dem sie stand, vollständig mit dem darin befindlichen Leichenbrand zerdrückt war. Bauchstücke zeigten auf gesetzte Rippen und einzelne Dellen. 3. Schüsselstücke liessen den nach innen abgeflachten Rand erkennen. Die Aussenfläche war geraucht. 4. Grössere Schale mit Henkel, ebener Standfläche und gerauchter Aussenfläche. M. 16. 5. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden. M. 9.

Grab 49.

Von der Oberfläche 60 *cm* tief befand sich ein guterhaltenes Steinpflaster, darunter von Baumwurzeln durchwachsen viele Topfstücke. Es wurde festgestellt: 1. Doppelkonus, gefüllt mit Leichenbrand, über der scharfen Bauchkante drei horizontale Riefen mit Gruppen von je drei runden Grübchen. 2. Schüssel mit vier spitzen Zapfen an dem 3,5 *cm* breiten ausgelegten Rande, die Aussenfläche unregelmässig gerieft. Auf dem Rande befanden sich zwei horizontale Facetten. Der niedrige Fuss hatte 10 *cm* im Durchmesser. 3. Ein zweiter Doppelkonus mit Leichenbrand. Über der Bauchkante zwei breite Horizontalriefen. Oberteil stark eingewölbt, Unterteil geraucht. W. etwa 25, B. 10. 4. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem 4 *cm* breiten Rande, der niedrige Fuss hat 10 *cm* Durchmesser. 5. Terrine mit zwei Henkeln, halbgefüllt mit dem Leichenbrande von einem jugendlichen Menschen. W. 26. Der konische Hals 6 *cm* hoch. Sie war gedeckt mit zwei Schüsseln. 6. Schüssel mit schräg abgeflachtem Rande und 11 *cm* breiten Fusse. 7. Schüssel mit gekerbtem Rande. Aussenfläche geraucht. 8. Kleiner Doppelkonus mit scharfer Bauchkante, ohne Ornament. Der eingewölbte Oberteil ist verhältnismässig sehr hoch. H. 15, W. 16, M. 14. 9. Gerauchter Topf mit geringer Halsumschnürung und sechs breiten flachen Knöpfen unter dem Rande. H. 16, W. 17, M. 15, B. 10. 10. Kleine Krugtasse. H. 5, W. 7, M. 5. 11. Henkelschale mit eingewölbter Standfläche und zwei erbsengrossen runden Eindrücken.

Grab 50.

Flachliegend, vom Pfluge und von Wurzeln zerrissen die Stücke von 1. einem Doppelkonus mit Leichenbrand. 2.—4. Drei Beigefässe, deren Form nicht festzustellen. 5. Schüssel mit schräg und breit gefurchtem Rande.

Grab 51.

In derselben Verfassung wie Grab 50. Erkennen liessen sich: 1. ein Doppelkonus mit Leichenbrand und Horizontalriefen über der Bauchkante. 2. Eine Schüssel mit einer Querrippe auf dem sehr breiten Rande. 3.—5. Drei kleinere Gefässe, deren Form nicht festzustellen.

Grab 52.

Unter einer noch vollständigen Steindecke von 80—100 *cm* Durchmesser standen auf mehreren Steinplatten in Tiefe von 1,20 *m* folgende mehr oder weniger beschädigte Gefässe, die kreisförmig mit Steinen umstellt waren. 1. Sehr grosse Terrine, als Urnenbehälter dienend, mit starker Wandung und 13 *cm* hohem zylindrischen Halse. H. 36 bis 40. W. etwa 42. Am unteren Halse vier breite Horizontalfurchen, darunter vertikale, bis zur Bauchkante sich hinziehende abwechselnde Gruppen von je drei Rippen und sechs Furchen. Der Unterteil geraucht. 2. Doppelkonus mit Leichenbrand. H. 28, W. 33, M. 24, B. 9. Über der Bauchkante vier breite horizontale Riefen. Unterteil geraucht. 3. Schüssel mit zwei plastischen Figuren in Hufeisenform auf dem $4\frac{1}{2}$ *cm* breiten Rande. (Siehe Abb. S. 493). Unter dem Rande eingezogen. Niedriger Fuss. 4. Schüssel mit einer Querrippe und einer horizontalen Facette auf dem $4\frac{1}{2}$ *cm* breiten Rande. H. 8, M. 30 und 22,5, B. 11. Ohne Fuss. 5. Doppelkonus mit Leichenbrand. H. 15, W. 24, M. 19. Unterteil geraucht. Über der scharfen Bauchkante sechs horizontale Riefen, darüber Gruppen von je sieben runden Grübchen. 6. Schüssel mit etwas nach innen gebogenem, schräg abgeflachtem Rande. Aussenfläche unregelmässig radial und horizontal gerieft. 7. Zweihenklige Terrine. H. 20,5, W. 30,5, M. 32 und 26,5, B. 11. (Siehe Abb. Seite 492). Sehr weite, niedrige Form. Der konische, 2,5 *cm* hohe Fuss hat fünf Horizontalfurchen, ebene Standfläche und ist innen hohl. Weite am Halsansatz 25 *cm*. Der niedrige Hals ist wenig eingebogen und dann stark ausladend. Der breite Rand zeigt zwei horizontale Facetten. Auf jedem Henkel ein Längsgrat. Auf dem Bauche vier kleine Buckel, jeder umrahmt mit drei breit gefurchten konzentrischen Halbkreisen. Zwischen diesen Figuren stehen Gruppen von je fünf breiten Vertikalfurchen. Sehr seltenes, schönes Gefäss! 8. Kugeliges Töpfchen mit ganz enger Mündung. H. 4,5, W. 5,5, M. 2, B. 2. 9. Krugtopf mit schräg und breit gefurchtem Bauche. 10. Terrine, sehr schwachwandig, mit zwei Henkeln und konischem Halse, ohne Ornament. H. 19, W. 20, M. 14, B. 11. 11. Kleiner Doppelkonus, H. 11, W. 14, M. 10, B. 6. Mit vier Horizontalriefen über der Bauchkante. — Westlich von den letzteren Gräbern wurden wiederum drei Steinpyramiden ausgegraben von derselben Beschaffenheit wie die bei Grab 31 näher beschriebenen.

Grab 53.

Unter einer Steinplatte von 42 *cm* Länge, 35 *cm* Breite und 8 *cm* Stärke in der Tiefe von 80 *cm* befand sich in schwarzer Erde in einem Kranze aus kleineren Steinen der Leichenbrand ohne Tongefäss.

Grab 54.

50 *cm* tief lagen vier Steine, unter diesen war die Erde mit Tonsherben durchsetzt, weiter unten, in Tiefe von 1 *m* eine Steinplatte, auf der 1. ein Krug stand, bis zum Rande mit dem Leichenbrand von einem jugendlichen Menschen gefüllt. H. 15, W. 19, an der horizontalen Halsfurche 17, M. 16, B. 8,5. Standfläche wenig gewölbt. Unter dem Henkel drei Fingereindrücke. Hals wenig eingezogen. 2. Schüssel mit sehr schräg und breit gefurchem Rande. H. 7, M. 20, innen 18, B. 6. Konischer, niedriger Fuss und gerauhte Aussenfläche. (Siehe Abb. 13 S. 452.)

Grab 55.

Sehr tief, von Grab 54 drei Meter östlich. Auf einer Steinplatte: 1. Gerauhter Topf ohne Henkel mit wenig eingezogenem Halse, gefüllt mit Leichenbrand. H. 22, W. 22, M. 21, B. 12. Unter den Schädelstücken ein Stück runder Bronzedraht von 1 *cm* Länge. Bedeckt mit einer 2. Schüssel mit breitem, ausgelegtem Rande. Aussenfläche mit gekreuzten Riefen geziert. Niedriger Fuss. Mit der Mündung am Topf liegend. 3. Eine Henkelschale mit eingewölbtem Boden. H. 4, M. 11, B. 3.

Grab 56. (Siehe Abb. 14 auf Seite 493).

Nur 1½ *m* östlich vom Grab 55 und 80 *cm* tief. 1. Krug mit verhältnismässig kleinem Henkel, niedrigem, horizontal gerieftem Fuss und schrägen, breiten Furchen auf dem Bauche. H. 16,5, W. 18,5, am Halsansatz 16, M. 15,5, B. 9,5. Mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen. Am unteren Halse drei breite, horizontale Riefen. Gedeckt von einer 2. Schüssel mit einem nach innen abgeflachten Rande. 3. Kleine Vase mit zwei Henkeln. H. 10, W. 10,5, M. 6, B. 5,5. Auf dem oberen Bauche Gruppen von je fünf schräg stehenden Riefen. Zwischen jeder Gruppe unterhalb der horizontalen Halsfurche drei runde Grübchen. Niedriger Fuss.

Grab 57.

Zwei Meter östlich von Grab 56, in Tiefe von 70 *cm* war der Leichenbrand eines jugendlichen Menschen in einer grossen, dickwandigen, aber sehr mürben Schüssel beigesetzt, deren Rand nach aussen gelegt war. Darauf lag 2. ein im Feuer ganz breit geschmolzener, verbogener, aschgrauer Topf mit zwei Henkeln. H. etwa 8, M. 10, B. 5. Daneben, mit der Mündung nach untenstehend: 3. Kugelige Tasse. H. 10, W. 12, M. 10,5, B. 15,5. 4. Gerauhter Topf mit geringer Halseinschnürung und fünf spitzen Knöpfen unter dem Rande. 5. Konische Tasse. H. 8,5, M. 11,5, B. 6. 6. Kleiner, tonnenförmiger Eimer mit zwei Henkeln. Zwischen den Henkeln drei Horizontalriefen. Über dem Boden ein gleiches Band. Auf der mittleren Gefässfläche Gruppen von je drei Riefen, einmal vertikal, das andere Mal schräg stehend. H. 8, M. 9, B. 7.

Grab 58.

Vom Grab 57 3 m östlich, zwischen vielen Steinen zerdrückte Gefässe. 1. Doppelkonus mit drei horizontalen Riefen über der Bauchkante, über dieser stehen Gruppen von je zwei runden Grübchen. Mit Leichenbrand. 2. Schüssel, deren 6 cm breiter Rand schräg nach aussen gelegt ist. Aussenfläche gerieft. 3. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. 4. Schüssel mit nach innen gebogenem, schräg abgeflachtem Rande. B. 11. 5. Tonnenförmiger, kleiner Eimer, sehr starke Wandung. H. 9, M. 9, B. 9. — 6. Näpfchen, von niedriger Form, ähnlich einem Blumentopfuntersatz. M. 8. — 7. Henkelloser Topf von Becherform. H. 12.

Grab 59.

In Tiefe von 1,10 m, von Wurzeln durchwachsen. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand und drei Horizontalriefen, über diesen runde Grübchen. Masse nicht festzustellen. 2. Schüssel mit nach aussen stehendem breiten Rande. 3. Topf mit zwei Henkeln, niedrigem, zylindrischem Halse, zwei Horizontalriefen am Halsabsatz und unter den Riefen fünf grössere, runde Eindrücke. Auf den Henkeln ein Längsgrat. Höhe und W. etwa 16. — 4. Krugtasse mit niedrigem Fusse. H. u. W. etwa 10. 5. Starkwandige, konische Tasse mit einem Längsgrat auf den Henkeln. H. 10, M. 9, B. 6.

Grab 60.

Unter einem vollständig erhaltenen Steinpflaster von etwa 80 bis 90 cm Durchmesser auf Steinplatten lagernd 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Zwischen den Schädelstücken ein zusammengebogener Bronzering aus rundem Draht. Über der Bauchkante vier breite, horizontale Riefen und darüber Gruppen von je drei runden Eindrücken. H. 24, W. 30, B. 9. 2. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. Der innere Schüsselboden zeigt drei konzentrische Kreisfurchen. 3. Gerauhter Topf ohne Henkel mit Knöpfen unter dem Rande. H. 16, W. 16, M. 14. 4. Einfaches, kleines, henkelloses Töpfchen in Becherform, gefüllt mit den kleinen Knochen eines Kindes. Darüber lag 5. eine Schüssel mit schräg abgeflachtem Rande.

Grab 61.

Unter einer Steinpflasterung auf einer Steinplatte 1,25 m tief. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand und unregelmässig vertikal und schräg gerieftem Unterteil. H. 23, W. 30, B. 9. — 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Terrine mit zwei Henkeln. H. 18, W. 23, B. 10. Auf dem Bauche Figuren, bestehend aus Dellen, die mit konzentrischen und gefurchten Halbkreisen umrahmt sind. Zwischen diesen Figuren stehen Gruppen von je vier vertikalen, breiten Furchen. 4. Konische Tasse. H. 9, M. 9, B. 7. — 5. Krugtasse mit eingewölbtem Boden und schräg gefurchter Bauchfläche.

Grab 62.

Unter einem Steinpflaster auf Steinplatten, 1 m tief und auch von Steinen umstellt: 1. Henkellose, weitbauchige Terrine mit niedrigem,

wenig ausladendem Halse. H. 12, W. 19, am Halsansatz 13, M. 14, B. 5,5. Auf dem Bauche vier spitze kleine Buckel, jeder umrahmt mit einer halbkreisförmigen Leiste. Die Standfläche eingewölbt. Gefüllt mit dem Leichenbrande einer jugendlichen Person. (Siehe Abb. 9a auf Seite 453.) Zwischen den Knochen fand sich ein kleiner Ring aus Bronzeblech, Durchmesser 1,4 cm, Breite 4 mm, er war so schwach, dass er in drei Stücke zerbrach. 2. Schüssel mit einer horizontalen Facette auf dem breit nach aussen gelegten Rande und mit unregelmässig geriefter Aussenfläche. M. 28. 3. Kleine Vase mit engem, zylindrischem Halse und zwei kleinen Henkeln. H. 12, W. 12,5, am Halsansatz 5,5, M. 4,7, B. 5. Unter den fast rechtwinkligen Henkeln je ein kleiner, spitzer Buckel, mit zwei breiten Furchen im Halbkreise umrahmt. Diese beiden und zwei horizontale Halsfurchen bilden scharfe Grate. Zwischen diesen Buckelfiguren befinden sich, auch auf der Bauchkante, vier erbsengrosse Eindrücke, die im Halbkreise von drei konzentrischen schmalen Riefen umzogen werden. 4. Kleiner D.-Konus, ziegelrot, mit zwei kleinen Henkeln über der scharfen Bauchkante. H. 8,5, W. 12, M. 10, B. 5. Der untere Teil ist im Verhältnis zum oberen sehr niedrig. Die Bauchkante ist schräg gerippt, über derselben vier horizontale Riefen und auf diesen sechs Gruppen von je drei erbsengrossen Grübchen. 5. Tasse von konischer Form, wenig nach aussen gewölbt. H. 5,5, M. 8,5, B. 4. Der Henkel hat einen Längsgrat. 6. Tasse, wie 5, nur niedriger. H. 3, M. 5,5, B. 3. Der Henkel hat einen Längsgrat, und unter ihm sind drei runde Grübchen eingedrückt. 7. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und schrägen, breiten Furchen auf dem Bauche. Über der horizontalen Halsfurchen gruppenweise erbsengrosse Eindrücke. H. 7,5, W. 10, M. 9, B. 2,5. 8. Tonnenförmiger Topf mit zwei Henkeln und konischem, etwas eingezogenem Halse. Unter der horizontalen Halsfurchen zehn grössere runde Grübchen, die in gleichen Abständen stehen. H. 15, W. 15, M. 10, B. 7,5. 9. Zweihenkliger Topf, von gleicher Form wie 8. Die Grübchen stehen jedoch über der breiten Halsfurchen gruppenweise. Unter jedem Henkel auch noch drei solcher Grübchen. Auch ein Längsgrat auf den Henkeln. H. 15, W. 15, M. 9,5, B. 6,5. 10. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande.

Grab 63.

Die Situation des Grabes wie 62, nur von Wurzeln durchwachsen. 1. D.-Konus mit Leichenbrand. Sehr mürbe. W. etwa 30. Über der Bauchkante drei breite horizontale Riefen. Der Unterteil radial und schräg gerieft. 2. Schüssel mit breitem, ausgelegtem Rande und unregelmässig geriefter Aussenfläche. 3. Krug mit eingewölbter Standfläche und schräg gefurchter Bauchfläche. H. 13, W. 15, M. 13,5, B. 5. 4. Tonnenförmiger Topf ohne Henkel und ohne Hals. 5 cm unter dem Rande eine horizontale Leiste aufgesetzt, mit regelmässigen, tiefen, vertikalen Einschnitten. H. 16,5, W. 17,5, M. 14, B. 9. (Siehe Abb. S. 495.) 5. Grosser breitrandiger Napf mit stark eingezogenem Halse. H. 12,5, W. 18,5, M. 18,5, B. 8,5, 6. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. H. 15, W. 15,

M. 13, B. 9. 7. Kleine Vase. H. 5, W. 5, M. 3. Die Beigefässe 3 bis 6 lagen mit dem Boden nach oben. 8. Krug mit einem 1,5 cm hohen Fusse.

Grab 64.

In der Tiefe von 60 cm eine regelmässige Steinpackung, unter derselben eine mit Topfscherben gemischte Erdschicht und sodann vom Niveau 1,30 m tief stehend: 1. D.-Konus mit Leichenbrand und niedrigem Fusse. Der Oberteil stark eingewölbt. Über der scharfen Bauchkante vier horizontale Riefen. Der Unterteil ist kreuzweise gerieft. 2. Schüssel mit breitem, ausgelegtem Rande. 3–5. Stücke von drei Beigefässen, deren Form nicht festzustellen.

Grab 65.

Die Steinpflasterung ist 65, die Basis des Grabes 110 cm tief. Auf einer Steinplatte: 1. Sehr grosse Terrine, starkwandig, mit weitem Halse und gerieftem Unterteil. Form wie 1 aus Grab 43. Sie diente als Behälter der 2. Terrine mit Leichenbrand. Sehr wenig ausgewölbter, konischer Hals und niedriger Fuss. H. 19,5, W. 22, am Halsansatz 17,5, M. 16, B. 7,5. Unter den Schädelstücken lag ein Ring aus Bronzeblech mit einer horizontalen Riefe auf der Aussenseite. Durchmesser 1,4 cm, Breite 3 mm. Der Ring ist offen und die Enden sind übereinandergebogen. 3. Schüssel mit niedrigem, eingewölbtem Fusse und eingezogenem Halse. Der breit ausgelegte Rand ist ringsherum in gleichen Abständen mit kleinen dreieckigen Spitzen versehen. H. 11, W. 31,5, B. 10. 4. Gerauhter, henkelloser Topf mit Knöpfen unter dem Rande. H. 15, W. 18, M. 14, B. 8. 5. Krugtasse. H. 8,5, W. 10,5, M. 10,5, B. 5,5. 6. Krug mit breitem Henkel und einem 1 cm hohen, konischen Fusse. Der Hals weit ausladend. H. 14,5, W. 15, M. 14, B. 6. 7. Vase mit zwei Henkeln und hohem, konischem Halse. H. 17,5, W. 17, M. 11,5, B. 7,5. 8. Krugtasse mit breitem Henkel, niedrigem Halse und niedrigem Fusse. H. 7, W. 11,5, M. 10,5, B. 7,5. Die Gefässe 5–8 mit dem Boden nach oben stehend.

Grab 66.

60 cm tief lag ein unberührtes Steinpflaster von 1 m Durchmesser und 30 cm Stärke. Unter diesem Pflaster befand sich eine mit Steinen umlegte runde Grube, deren Boden ebenfalls mit Steinen gepflastert war. Die Basis betrug 1,40 m, der Durchmesser der Gruft 70 bis 80 cm. Darin lagen nun die meist zerdrückten Gefässe: 1. Sehr grosse Terrine, dickwandig, mit niedrigem Fusse. H. 36, W. etwa 48, M. 35, B. 16. Form wie die ad 7 in Grab 32. Auf dem Bauche einzelne vertikal aufgesetzte Rippen. Unterteil gerauht, die übrige Fläche geglättet. Sie diente als Urnenbehälter. 2. Schüssel mit nach innen umgelegtem, breit und schräg gefurchem Rande. 3. D.-Konus mit Leichenbrand in 1 stehend, mit vier breiten horizontalen Riefen über der scharfen Bauchkante. H. 26, W. 31, M. 24, B. 10. Unterteil unregelmässig radial und schräg geritzt. Über den Riefen sind gruppenweise Fingereindrücke angebracht.

4. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 5. Gerauhter Topf mit wenig eingezogenem Halse und Knöpfen unter dem Rande. H. 17, W. 18, M. 16, B. 10. Gefüllt mit Leichenbrand. 6. Schüssel mit ausgelegtem, breitem Rande. 7. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden. H. 5,5, M. 10,5. Auf der Aussenfläche vier vertikale Reihen erbsengrosser Grübchen. In der Schale die kleinen Knochen eines Kindes. Gedeckt mit 8. kleiner Schale ohne Standfläche. H. 6, M. 10. 9. Kleine Schale, ebenfalls ohne Standfläche. H. 6, M. 11,5. 10. Krugtopf mit eingewölbter Standfläche und vier kleinen Buckeln auf dem Bauche. H. 9,5, W. 12, M. 10,5, B. 4. 11. Krugtasse mit eingewölbtem Boden und schräg gefurchem Bauche. H. 8,5, W. 10, M. 9, B. 4. Der Henkel ragt über die Mündung hinaus. 12. Krugtasse von gleicher Form wie 11, die Furchen auf dem Bauche sehr schräg stehend. 13. Krugtopf von schwacher Wandung mit sehr breitem Henkel, eingewölbtem Boden und schräg gefurchem Bauche. Auf dem Rande zu beiden Seiten des Henkels zwei spitze Hörnchen. H. 12, W. 19, M. 15, B. 7. — 14. Gerauhter Topf mit wenig eingezogenem Halse und Knöpfen unter dem Rande. 15. Kleine Terrine mit zwei Henkeln. W. etwa 15. 16. Schüssel mit einem 1 cm breiten, schräg ausgelegten Rande. Unter der Schüssel stehend 17. ein kleiner D.-Konus mit drei horizontalen Riefen über der Bauchkante und über den Riefen Gruppen von je drei kleinen Grübchen. Gefüllt mit kleinen Knochen eines Kindes. H. 10, W. 14.

Grab 67.

Unter zehn Steinen, 80 cm tief, im Sande stehend, deshalb gut erhaltene Gefässe. 1. Sehr schöner Pokal mit zwei kleinen Henkeln und einem 5 cm hohen konischen Fusse. H. 14,5, W. 14,5, M. 13, B. 10. (Siehe Abb. Seite 494.) Der Fuss hat eine ebene Standfläche, 12 breite horizontale Riefen und ist innen hohl. Der obere Teil des Pokals ist doppelkegelig, über der Bauchkante vier breite Horizontalriefen. Über diesen stehen vier Figuren, gebildet aus einer kleinen Delle, die umrahmt ist mit zwei breiten konzentrischen Furchen in Halbkreisform. Merkwürdig ist die Stellung dieser Gruppen. Sie stehen in gleichen Abständen derartig, dass zwischen den beiden Henkeln je drei stehen müssten, doch es stehen nur zwei, der dritte Platz ist leer gelassen. Der Pokal war bis zum Rande gefüllt mit dem Leichenbrande eines jugendlichen Menschen. Bedeckt war er mit 2. einer Terrine ohne Henkel. H. 15,5, W. 25, M. 20. Der Boden ohne ausgeprägte Standfläche. Der niedrige Hals etwas eingewölbt wenig ausladend und durch eine schmale Furche abgesetzt. Auf dem Bauche vier kleine spitze Buckel, die umrahmt sind mit zwei konzentrischen, scharfkantigen Leisten in Dreiviertelkreisform. Das Gefäss ist sehr schön geglättet und rötlich braun. 3. Schüssel mit zwei plastischen Bogen auf dem 2,5 cm breiten ausgelegten Rande. (Siehe Abb. Seite 493.) Aussenfläche radial gerieft. Unter dem Rande stark eingezogen. 4. Krugtopf mit sehr schräg gefurchem Bauche und eingewölbter Standfläche. H. 13,5, W. 21, an der horizontalen Halsfurche 19,5, M. 21. An beiden Seiten des mit einem Längsgrat versehenen sehr breiten Henkels zwei spitze Hörnchen. 5. Krugtopf mit sämtlichen Eigen-

schaften wie 4, nur wenig kleiner. H. 13, W. 17,5, an der Halsfurche 14, M. 15, B. 4. 6. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande und wenig eingezogenem Halse. H. 20, W. 21, M. 17, B. 9. Sämtliche Beigefässe lagen mit dem Boden nach oben. 7. Krugtopf mit bis zum Boden führenden schrägen breiten Furchen und eingewölbter Standfläche. H. 11, W. 15, an der Halsfurche 11,5, M. 14, B. 3,5.

Grab 68.

Unter einer Steinpflasterung von 1,25 m Durchmesser auf zwei Steinplatten liegend.

1. Sehr grosse Terrine, in Form und Grösse wie Nr. 7 aus Grab 32. Am oberen Bauche Gruppen aus je drei grösseren runden Dellen. Darin stand: 2. Terrine mit eingewölbter Standfläche. W. etwa 25. Genaue Form unbestimmbar. Im Leichenbrande lagen die vom Feuer sehr beschädigten Stücke einer Nadel aus Bronze. 3. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten, ausgelegten Rande. 4. Terrine mit zwei Henkeln und einer breiten Halsfurche. W. etwa 18. — 5. Kleiner henkelloser Topf mit stark eingezogenem Hals und breitem Rande. W. etwa 13.

Grab 69.

Nahe der Kl.-Schönebecker Grenze drei vom Pfluge zerrissene grössere Steinpflaster mit Tonscherben, also flachliegende zerstörte Gräber.

Unter einer vierten Pflasterung: 1. Doppelkonus mit Leichenbrand, genaue Form nicht gut erkennbar. 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden. 4. bis 6. Drei Beigefässe deren Form und Grösse unbestimmbar.

Grab 70.

In derselben Verfassung und ebenso flach liegend und zerstört wie Grab 69.

1. Doppelkonus mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 3. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. 4. und 5. Beigefässe mit unkenntlichen Formen.

Grab 71. (Siehe Abb. 15.)

Ziemlich in der Mitte der Nekropole, 90 cm tief unter zwölf grösseren Steinen, stand auf einer Steinplatte: 1. Ein zerdrückter Doppelkonus mit Leichenbrand. W. etwa 26. Über der scharfen Bauchkante drei horizontale Riefen. Die Urne war durch zwei grosse Steine vollständig zerdrückt. Ebenso 2. eine Schüssel mit breitem Rande und geriefter Aussenfläche und 3. kleine Schale mit eingewölbtem Boden. M. 8. Besser erhalten, mit dem Boden nach oben und tiefer im Sande stehend, waren: 4. Grosser Napf mit stark eingezogenem Halse, breitem Rande und niedrigem Fusse. H. 11, W. 19,5, M. 20,5, B. 7. — 5. Sehr schöne Buckelurne (Napfform) mit fünf grossen, spitzen, von innen herausgedrückten Buckeln. H. 15, W. 26, an der horizontalen Halsfurche 15,5, M. 24 und 19,5, B. 9. Der nach innen gewölbte konische Fuss ist 1,5 cm hoch. Der

niedrige Hals ist stark ausladend, der 2,25 cm breite Rand steht etwas schräg und zeigt eine horizontale Facette. Über jedem Buckel stehen in Dreiviertelkreisform zwei konzentrische, breite Furchen, die scharfe, erhöhte Grate bilden. Die ganze Aussenfläche ist geglättet und schwarz angeblakt. 6. Ebenso schöne Buckelurne (Vasenform) mit zwei Henkeln, die sich über und unter der horizontalen Halsfurche ansetzen. H. 24, W. 23, M. 11, B. 8. Der 2,3 cm hohe ebene Fuss ist konisch, der 9 cm hohe Hals zylindrisch. Auf der ziemlich scharfen Bauchkante vier grosse Buckel, die mit zwei breiten konzentrischen Furchen in Dreiviertelkreisform umrahmt sind. Die Furchen werden von drei scharfen Graten eingefasst. Das Ganze bildet eine hervorragende Dekoration. Die Aussenfläche der Urne ist schön geglättet und angeblakt. 7. Ein feinwandiger unverzierter Krugtopf mit konischem Fusse, zylindrischem Halse und ausgelegtem breiten Rande. H. 11, W. 13, M. 10, B. 5. Leider hatten einige Wurzeln den unteren Teil durchwachsen und zerstört. Während nun die Gefässe 4 bis 7

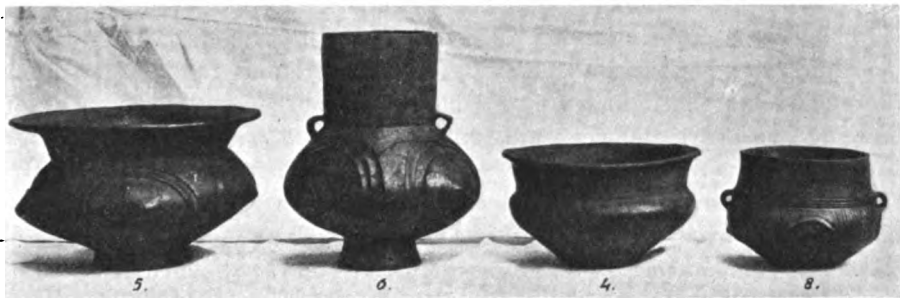


Abb. 15. Grab 71.

mit dem Boden nach oben standen, fand sich von ihnen 40 cm abstehend, aufrecht mit der Mündung nach oben noch 8. eine kleinere Buckelurne von niedriger Terrinenform und mit zwei Henkeln, die einen Längsgrat zeigen. Eine gleiche Form zeigt Nr. 4 in Grab 28. H. 11,5, W. 15,5, am Halsansatz 14,5, M. 13, B. 6. Die Ornamente sind sämtlich sehr sorgfältig modelliert und sauber ausgeführt und ist dies Gefäss ganz fehlerlos der Erde entnommen. Seine Farbe ist lederbraun. Der Fuss ist wenig eingewölbt, der Hals konisch. Zwischen den Henkeln vier Horizontalfurchen, darüber sechs Gruppen von je vier runden, kleinen Eindrücken. Auf der Bauchkante stehen vier ein wenig nach unten sich neigende spitze Buckel, zwei davon direkt unter den beiden Henkeln. Ein jeder ist bogenförmig konzentrisch umrahmt von zwei breiten und einer dritten etwas schmälere Furchen und von zwei scharfen Graten, die durch die Furchen gebildet werden. Der obere Grat der beiden Figuren unter den Henkeln ist derartig erhöht, dass er direkt in die Henkelkanten übergeht. Zwischen den vier Buckelornamenten ist die obere Bauchfläche von den Halsfurchen bis zur Bauchkante mit vertikalen, parallelen Furchen geziert, die so dicht nebeneinander stehen, dass scharfe Grate gebildet werden.

Grab 72.

Die Steindeckung und die oberen Teile der Gefässe vom Pfluge fortgerissen, etwa 50 cm tief liegend auf einer Steinplatte und mit Steinen umstellt. 1. Terrine mit Leichenbrand. Genaue Form unkenntlich. 2. und 3. Zwei Beigefässe, deren Form ebenfalls nicht festzustellen.

Grab 73.

Auch vom Pfluge zerstört, jedoch noch von mehreren Steinen geschützt. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand, mit niedrigem Fusse und drei breiten horizontalen Riefen über der scharfen Bauchkante. H. 26, W. 33, M. 25, B. 10. 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. H. 22, W. 21, M. 19, B. 10. 4. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden.

Grab 74. (Siehe Abb. 16 auf Seite 493.)

Unter vielen Steinen, 1 m tief, auf weissem Sande stehend. 1. Eine Terrine mit Leichenbrand und konischem, wenig ausgewölbtem Halse. H. 22,5, W. 24, am Halsansatz 20,5, M. 18, B. 10. Auf der weitesten Ausbauchung vier horizontale schmale Riefen, darunter radial zum Boden führende feine Einritzungen. 2. Schüssel mit ausgelegtem breiten Rande. 3. Krug, verkehrt stehend, mit eingewölbtem, 2 cm hohem, konischem Fusse. H. 17, W. 16,5, an der horizontalen Halsfurche 11, M. 16, B. 7. Die Bauchfläche wird durch eine scharfe Kante in eine sehr hohe und in eine sehr niedrige Hälfte geteilt. Der wenig eingezogene Hals ist sehr stark ausladend. Der grosse 4 cm breite Henkel setzt oben 1 cm unter dem Rande an und auf dem oberen Bauche ab. Von der Halsfurche bis zur Bauchkante stehen etwas schräge Gruppen von je zehn breiten Riefen. 4. Kleine Terrine, auch mit dem Boden nach oben stehend, ohne Ornament und von derselben Form wie die Leichenbrandurne 1. H. 11,5, W. 13,5, am Halsansatz 11,5, M. 9,5, B. 5,5. Sie kam fehlerlos heraus.

Grab 75.

Unter vielen Steinen, 1 m tief, auf einer Steinplatte. 1. Eine zerdrückte Terrine mit Leichenbrand. H. 24, W. 32, M. 23, B. 11. Zwischen den Knochen zehn grössere und kleinere Bronzestücke (Fragmente), die vom Feuer verzogen und angeschmolzen sind. 2. Schüssel mit spitzen Hörnchen am breiten Rande. Die nun folgenden Beigefässe lagen sämtlich mit dem Boden nach oben. 3. Kleine Terrine mit zwei Henkeln ohne Ornament. H. 8,5, W. 11, M. 7,5, B. 7. Oberfläche vom Feuer blasig und aschgrau. 4. Grosser Napf mit eingewölbtem, konischem Boden und breitem, ausgelegtem Rande. Hals eingezogen. Der Rand zeigt, kaum merklich, rings herum kleine Spitzen. Das Gefäss wurde fehlerlos der Erde entnommen. H. 16, W. 21, an der Halsfurche 15,5, M. 19, B. 7. — 5. Henkelloser grosser Topf, ohne Ornament, mit stark eingezogenem Halse und breitem schrägem Rande. H. 22, W. 21, am Halsansatz 16,5, M. 21, B. 10. 6. Dunkelbrauner, glänzender Krug von seltener eleganter Form mit eingewölbter Standfläche, sehr niedrigem Unterteil, hohem, etwas ein-

gebogenem, stark ausladendem Halse und sehr grossem, bandförmigem Henkel. H. 16, W. 11,5, am Halsansatz 9, M. 14, B. 4. (Siehe Abbildung Seite 494). — 7. Tonnenförmiger Topf mit niedrigem Halse und breit ausgelegtem Rande. H. 14, W. 14, M. 14,5, B. 7,5. — 8. Kleinere Terrine mit zwei Henkeln, 1,5 cm hohem konischen Fusse, weitem Bauche und konischem hohen Halse. H. 18, W. 18, M. 11, B. 8. Schön geglättet, glänzend und dunkelbraun.

Grab 76.

Flach liegend, vom Pfluge zerrissen. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. Masse nicht festzustellen. 2. bis 4. Drei Beigefässe, deren Formen nicht bestimmbar.

Grab 77.

Nachdem ich einige sehr zerstörte Gräfte konstatiert hatte, fand ich 90 cm tief, bedeckt von vielen Steinen, eine Grube, die mit Steinen umstellt war. In dieser lag der Leichenbrand von zwei erwachsenen Personen. Auf den Knochen lag eine Schüssel mit niedrigem Fusse und nach innen gebogenem, breit und schräg gefurchem Rande. Die Aussenfläche hat blattförmiges Ornament, dazwischen horizontale und schräge tiefe Riefengruppen.

Grab 78.

2 m östlich vom Grab 77 wurde eine Steinpyramide von 80 cm Durchmesser und 60 cm Höhe ausgegraben, und 1 m nördlich von derselben kam unter einer grösseren Steinpackung ein grosses Grab zum Vorschein. Die Gefässe standen auf drei Steinplatten, 1,10 m tief, und waren ebenfalls mit Steinen umlegt. (Siehe Abb. 17 auf Seite 464.)

Eine grosse Terrine mit scharfer Bauchkante und ausladendem konischen, 12 cm hohem Halse, H. 27, W. 39, am Halsansatz 32, M. 33, B. 13, mit niedrigem Fusse und gerauhtem Unterteil. Am oberen Bauche stehen sechs Gruppen, jede aus sechs vertikalen, parallelen, breiten Rippen bestehend. Darin stand: 2. eine niedrige zweihenklige Terrine mit Leichenbrand, H. 17, W. 31, an der Halsfurche 27, M. 24, B. 10. Der konische Hals ist stark eingewölbt, an seinem unteren Teile zwischen den Henkeln ein Band aus sieben horizontalen schmalen Riefen. Von der Halsfurche bis zur Bauchkante ist die Urne mit schräg stehenden Gruppen von abwechselnd 10 bis 12 Riefen und Furchen geziert. Der Fuss ist niedrig. Unter den Schädelstücken lag ein Ring aus stärkerem Bronzedraht, dessen Enden übereinander gebogen waren. 3. Grosse Schüssel mit nach innen gebogenem und schräg gefurchem Rande. 4. Kleinere Schüssel, von gleicher Form wie 3, die Aussenfläche ist radial und schräg gerieft. 5. Terrine mit drei horizontalen Facetten auf dem oberen Bauch. H. 17, W. 18,5, M. 14, B. 8,5. Über der Halsfurche Gruppen aus je drei runden Grübchen. Die Urne war gefüllt mit dem Leichenbrande eines jugendlichen Menschen. Auf den Knochen lagen zwei Ringe aus Bronzedraht. Die Enden waren übereinander gebogen. Durchmesser: 1,6 cm. Beide derartig oxydiert, dass sie zerbrachen. 6. Schüssel wie 3, nur

kleiner. 7. Weitmündiger konischer Topf mit zwei Henkeln und etwas ausgewölbter Wandung. H. 16, M. 19, B. 9. Dieser Topf war zur Hälfte gefüllt mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen und bedeckt mit einer 8. Schüssel von der Form wie 6. 9. Terrine, deren Grösse und genaue Form sich nicht feststellen liess. Sie diente als Behälter für 7 und 8. 10. Kleine Terrine mit zwei Henkeln und hohem konischen Halse. Am Halsansatz und unter der Bauchkante eine horizontale Furche, dazwischen rund herum aus Riefen gebildete sogenannte schraffierte Dreiecke. Dieses Ornament hier zum ersten Male gefunden. H. 11, W. 14,5, M. 11,5, B. 5,5. 11. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. 12. Konische Tasse, mit etwas ausgebogener Wandung und zwei spitzen Hörnchen an den Seiten des oberen Henkelansatzes.

Grab 79.

Flachliegend, ohne Decksteine, die Gefässe zerrissen. Von Grab 78 östlich 3 m entfernt. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit breit gefurchem Rande. 3. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden.

Grab 80.

4 m östlich von Grab 79 auch in derselben Verfassung. 1. Terrine mit gerauhtem Unterteile und mit Leichenbrand. Auf der Bauchkante kleine Buckel, die mit konzentrischen breiten Furchen in Halbkreisform umrahmt sind. Zwischen diesen Figuren vertikale Furchengruppen. 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Grosser niedriger dunkelbrauner Krugtopf mit wenig eingewölbter Standfläche und hohem eingebogenen Halse. Der breite Henkel hat einen Quer- und darunter einen Längsgrat.

Grab 81.

Im Osten des Gräberfeldes fanden sich zwei Steinpyramiden von 80 und 100 cm unterem Durchmesser, Höhe 80 bis 90 cm. 3 m nördlich von ihnen zwischen Decksteinen und auf Steinplatten stand zerdrückt: 1. Terrine mit gerauhtem Unterteile. W. etwa 30. Gefüllt mit Leichenbrand. Am Halsansatz vier horizontale Riefen, darüber Gruppen von runden Grübchen. Auf dem Bauche schräg aufgelegte Rippen, einzeln stehend. 2. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 3. Krugtopf mit niedrigem konischen Fusse und sehr schräg gefurchter Bauchfläche. H. 12, W. 18, M. 14, B. 8. 4. Krugtasse mit schräg gefurchter Bauchfläche. H. 9, W. 11, M. 10, B. 6. 5. Gerauhter Topf ohne Henkel mit runden spitzen Knöpfen unter dem Rande. H. 17, W. 17, M. 16, B. 8. 6. Henkelschale mit eingewölbtem Boden. Der Henkel ist nicht bogenförmig wie bei anderen Schalen, sondern spitzwinklig. H. 3,5, M. 10, B. 4. 7. Tasse, deren Form und Grösse wie 12 in Grab 78, auch zwei Hörnchen auf dem Rande.

Grab 82.

Von den Decksteinen und den unteren Steinplatten zerdrückt, 90 cm tief. 1. Eine Terrine mit Leichenbrand und spitzen kleinen Buckeln auf

der Bauchkante, die jedoch nicht umrahmt sind. Zwischen den Buckeln stehen jedesmal drei vertikale breite Furchen. Der eingewölbte Hals stark ausladend, der Fuss niedrig, das Unterteil geraucht, Masse nicht festzustellen. 2. Schüssel mit konischem Fuss und zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 3. Krugtopf von dünner Wandung mit niedrigem Fusse und schräg gefurchter Bauchfläche. H. 14, W. 19, M. 15, B. 6. 4. Gerauchter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. H. 13, W. 14, M. 12, B. 9. 5. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden.

Grab 83.

An der Ostseite des Feldes, flachliegend, vom Pfluge zerrissen. 1. Terrine mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen. Die Bauchfläche schräg gefurcht. Masse nicht genau festzustellen. W. etwa 16. 2. Schüssel mit breitem Rande.

Grab 84.

Östlich der Gräber 71 bis 75, 4 m entfernt von letzteren ein in seinem Bau gut erhaltenes Grab; 1,10 m tief lagen die Gefässe auf zwei grösseren Steinplatten. Die obere Steindeckung war auch noch intakt. 1. Terrine mit niedrigem Fusse, gerauchtem Unterteile, konischem, weit ausladendem Halse und einzelnen schrägen Rippen auf dem oberen Bauche. H. 24, W. 27, M. 19, B. 9. Gefüllt mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem 3,5 cm breitem Rande. 3. Grosse dünnwandige, kugelige Vase mit zwei rechtwinkligen Henkeln am engen zylindrischen Halse. H. 30, W. 27, am Halsansatz nur 12, M. 9, B. 10,5. Unter den 3 cm breiten Henkeln zwei runde Grübchen. Der nach oben sich verengende, wenig ausgebogene Hals ist 8 cm hoch. (Siehe Abb. 18 auf Seite 464.) 4. Krugtopf mit schräg gefurchter Bauchfläche. H. 9, W. 14, M. 14, B. 5,5. 5. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und grossem Henkel. H. 9,5, W. 11,5, M. 9,5, B. 4. 6. Kleinere Krugtasse mit eingewölbtem Boden. W. etwa 8—9. 7. Napf mit niedrigem Fusse, breitem schrägen Rande und dünner Wandung. H. 12, W. 15, M. 13, B. 8. 8. Krug ohne Ornament mit niedrigem Fusse, kugeligem Bauche, hohem, eingewölbtem und stark ausladendem Halse und grossem breiten Henkel, der 1 cm unter dem Rande ansetzt. H. 16, W. 14, M. 13, B. 7. 9. Schüssel mit einem 1 cm hohen konischen Fusse, eingezogenem Halse und ausgelegtem breiten Rande, der ringsherum mit Querrippen geziert ist, die in gleichen Abständen aufliegen. H. 11, M. 21,5, B. 7. Der Henkel ist 3 cm breit. Diese Schüssel war gefüllt mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen und war bedeckt mit einer 10. Schüssel von gleicher Form wie 9. (Siehe Abb. 18.)

Grab 85.

Von Grab 84 4 m östlich, flachliegend, vom Pfluge zerrissen. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. 2. Schüssel mit gefurchtem Rande. 3 bis 6, vier Beigefässe, deren Formen nicht festgestellt werden konnten

Grab 86.

Unweit der Grenze, flachliegend, ein zerrissenes Grab, die Gefässe mit Steinen umstellt. 1. Sehr grosses schüsselförmiges Gefäss (Satte) ohne Henkel. H. 17, W. 44, M. 43, B. 15. Auf einem niedrigen Fusse baut sich das Gefäss wie eine Schüssel bis zu dem Halsansatze auf. Jetzt folgt jedoch abweichend von der Form einer Schüssel der hohe wenig eingezogene Hals zylindrisch bis zu dem geraden, abgestrichenen Rande. Die Satte ist vom Boden bis zum Rande gerauht und zeigt mit den Fingern radial gezogene flache Furchen. Sie diente als Deckel zur 2. Terrine mit Leichenbrand, in Form ähnlich wie Nr. 3 aus Grab 78, nur ohne Henkel. H. 20, W. 27, M. 18, B. 10. Über der Halsfurche Gruppen von runden Grübchen. Am oberen Bauche parallele, vertikale, breite Furchen endigend an der grössten Ausbauchung. Der Unterteil ist mit radialen, schrägen und horizontalen Riefen gruppenweise geziert. 3. Schüssel mit schräg gefurchem Rande. 4. Krugtasse mit schräg gefurchter Bauchfläche. 5. Kleine Schale mit eingewölbtem Boden, darin der Leichenbrand eines Kindes. Gedeckt mit 6. einer Krugtasse mit schräg gefurchter Bauchfläche und eingewölbtem Boden. H. 5,5, W. 7, M. 6.

Grab 87.

4 m westlich vom Grab 86. Die Decksteine auseinandergerissen, auf einer Steinplatte 70 cm tief. 1. Gleichförmiges Gefäss (Satte) wie Nr. 1 aus Grab 86, nur etwas kleiner mit einem niedrigen konischen Fusse. Der Unterteil gerauht. Die Satte diente als Deckel zum 2. Doppelkonus mit Leichenbrand. H. 27, W. 33, M. 25, B. 11. Über der scharfen Bauchkante vier breite horizontale Riefen, über diesen stehen Gruppen von je drei ovalen Eindrücken. Der Unterteil ist mit schräg stehenden Riefen geziert, die sich kreuzen. Unter den Schädelstücken lag ein Bronzering aus rundem Draht, 1 mm dick, Durchmesser 2 cm. Die beiden Enden sind übereinander gebogen. 3. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande, dessen Masse nicht festzustellen. 4., 5. und 6., drei kleine Henkelschalen. Sie lagen ineinander, eine immer etwas grösser als die andere, auf dem Leichenbrande in Urne 2. Alle drei haben eingewölbten Boden. Die eine zeigt drei runde Grübchen unter dem Henkel, die zweite fünf solche um den unteren Henkelansatz. M. 13, 9,5 und 8,5, H. 5,4 und 3,5.

Grab 88.

An der Klein-Schönebecker Grenze wurden abermals zwei Steinpyramiden ausgegraben. Die Gräber 88—91 im Westen des Feldes. Unter zerstreuten Steinen, 90 cm tief. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. W. etwa 33. Über der scharfen Bauchkante drei breite, horizontale Riefen, darüber Gruppen von runden Grübchen. Unterteil abwechselnd mit horizontalen und vertikalen Riefengruppen geziert. 2. Schüssel mit schräg gefurchem Rande. 3. Terrine mit Leichenbrand und mit niedrigem Fuss. H. 19, W. 23, B. 10. Am unteren Halse vier schmale, horizontale Furchen, unter diesen drei breite Furchen, die scharfe Grate bilden.

4. Schüssel wie Nr. 2. 5. und 6. Zwei Beigefässe, deren Formen nicht festzustellen.

Grab 89.

Mit Steinen umstellt auf einer Steinplatte, 1,10 m tief. 1. Doppelkonus mit Leichenbrand. H. 22, W. 26, M. 17, B. 9. Mit stark eingewölbtem, hohem Oberteil und niedrigem Fusse. Über der scharfen Bauchkante vier breite, horizontale Riefen, über diesen stehen Gruppen von je drei runden Grübchen. 2. Schüssel mit dreieckigen Spitzen am breiten Rande. Auf dem Rande zwei horizontale Facetten, die Aussenfläche geraut. 3. Kleiner Doppelkonus mit zwei horizontalen Riefen auf der Bauchkante. 4. Kleine Krugtasse.

Grab 90.

Mit Steinen umstellte Gefässe, 1 m tief. 1. Der Unterteil einer schwachwandigen Terrine mit Leichenbrand eines jugendlichen Menschen. H. 4,5, W. 14,5, B. 5,5. Am Rande gruppenweise vertikale Furchen. Der Oberteil ist glatt abgebrochen und fehlt. Zwischen den Knochen lagen zwei Ringe, der eine aus rundem Draht, der andere gedreht. Durchmesser 1,5 cm. (Siehe Abbildung auf S. 495). 2. Der Unterteil eines Gefässes, dessen oberer Teil auch glatt abgebrochen war, er diente als Deckel zu Nr. 1. 3. Kugelige Schale mit einer Delle als Standfläche, rundherum um diese fünf kleine runde Grübchen. H. 5, W. 9,5, M. 7,5. Mit den kleinen Knochen eines Kindes gefüllt. 4. Kleine Schüssel mit gekerbttem Rande. 5. Kleine Vase. H. 8,5, W. 7, M. 3,7, B. 3. Über dem konischen Fusse eine, am unteren zylindrischen Halse vier schmale, horizontale Riefen. Zwischen diesen Riefen, auf der Bauchfläche, stehen vertikale und dagegen schräge Riefengruppen. Über und unter den Halsriefen kleine runde Eindrücke und über jedem der beiden Henkel zwei ebensolche. 6. Kleine Schale mit eingewölbter Standfläche. H. 5,5, M. 10. 7. Tonnenförmiger, kleiner Eimer. H. 7, M. 7, B. 4,5. Zwischen den Henkeln zwei, über dem Boden eine horizontale Riefe.

Grab 91.

Fünf Meter nördlich vom Grab 90. Die Decksteine abgepflügt, 80 cm tief. 1. Terrine mit Leichenbrand. H. 20, W. 26, M. 18, B. 10. Am unteren Halse drei horizontale Riefen. Auf dem Bauche zwei kleine Buckel, umrahmt mit drei konzentrischen, breiten Furchen in Halbkreisform. Zwischen diesen beiden Figuren stehen vertikale Furchengruppen, die jedesmal durch eine vertikale Rippe getrennt werden. 2. Schüssel mit breitem, ausgelegtem Rande. Der innere Boden ist konzentrisch gefurcht. Gegen diese Kreise stehen noch vier kurze Furchengruppen. 3. Kleine Terrine mit dem Leichenbrande einer jugendlichen Person. Die Henkelstellung weicht insofern von der ähnlicher Gefässe ab, als hier die Henkel erst am unteren Halse an- und auf der weitesten Ausbauchung absetzen. Auf der Ausbauchung drei horizontale Riefen. Der Hals ist konisch. H. 14,5, W. 15, M. 10,5, B. 8. 4. Kleine Schüssel mit niedrigem

Fusse und einem 2 *cm* breiten ausgelegten Rande. Die Aussenfläche ist radial geritzt. H. 5, M. 16,5, B. 6,5. Die Schüssel lag auf Nr. 3. 5. Schale mit eingewölbter Standfläche. H. 4,5, M. 13, B. 5,5. Sie war gefüllt mit den zarten Knochen eines Kindes und bedeckt mit dem Unterteil 6. einer Terrine, deren Hals glatt abgebrochen war. Auf der Bauchkante derselben vier kleine spitze Buckel. H. 4,5, M. 16, B. 8. 7. Konische Tasse mit ausgebogener Wandung. H. 6,5, M. 10, B. 5. Darin der Leichenbrand eines Kindes. Bedeckt mit einem 8. Gefässunterteil, dessen B. 6. 9. Henkelschale mit eingewölbter Standfläche. M. 8. 10. Kleine, kugelige Vase mit vier kleinen, spitzen Buckeln und breiter Halsfurche. Hals ausladend. H. 4, W. 5, B. 1,5.

Grab 92.

An der Westseite des Gräberfeldes unter grossem Steinpflaster, 80 *cm* tief: 1. Terrine mit Leichenbrand, ohne Ornament. H. 19, W. 24, M. 12, B. 9. Hals konisch. 2. Schüssel mit breitem Rande. 3. Gerauhter Topf ohne Henkel mit Knöpfen unter dem Rande. 4. Niedriger Napf, dessen Form wie ein Blumentopf-Untersatz.

Unweit der Klein-Schönebecker Grenze lagen vier von Birkenwurzeln sehr zerstörte Gräber, deren Untersuchung resultatlos blieb.

Grab 93.

Ohne von den Wurzeln beschädigt zu sein, fand sich unter einer grösseren Steindeckung 90 *cm* tief: 1. Eine Terrine mit Leichenbrand, sie hatte niedrigen Fuss, konischen Hals und zwei Henkel. H. 16, W. 20, M. 14, B. 8. Unterteil geraut. Zwischen den Henkeln und auf der Ausbauchung ein Band von drei horizontalen Riefen. Das untere Band wird durch sechs grössere Dellen sechsmal unterbrochen. Zwischen den beiden Bändern stehen Riefengruppen schräg gegeneinander. Die oberen Knochen waren von oxydierter Bronze grün gefärbt. 2. Schüssel mit ausgelegtem, breitem Rande. 3. Schüssel mit gefurchtem Rande. 4. Gerauhter Topf mit eingezogenem Halse und vier breiten, runden Knöpfen unter dem Rande. 5. Krugtasse.

Grab 94.

Gleichfalls im Westen des Friedhofes wurden zuerst zwei Steinpyramiden ausgegraben, ähnlich wie die früher erwähnten, auch drei durch Wurzeln völlig zerstörte Gräber. Sodann fand sich unter vielen Steinen: 1. Ein grösserer konischer Topf mit zwei grossen Henkeln, und gerauhter, ausgewölbter Wandung. Vom Feuer verzogen. H. 21, M. 21, B. 11. Der Topf war mit Leichenbrand gefüllt. Zwischen den Henkeln eine horizontale, gekerbte Leiste aufgelegt. 2. Schüssel mit niedrigem Fusse, eingezogenem Halse und zwei horizontalen Facetten auf dem breitem Rande. 3. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande.

Grab 95.

Zwei Meter südlich vom Grab 94 eine Steindeckung von 1,25 m Länge und 80 cm Breite. Auf einer Steinplatte: 1. Sehr grosse, dickwandige Terrine, Form und Grösse gleich 7 in Grab 32. Darin stehend: 2. Doppelkonus mit Leichenbrand und mit vier horizontalen Riefen über der scharfen Bauchkante. 3. Grosse Schüssel mit zwei horizontalen Facetten auf dem breiten Rande. 4. Gerauhter Topf mit Knöpfen unter dem Rande. 5. Krugtopf mit eingewölbter Stand- und schräg gefurchter Aussenfläche. — Sämtliche Gefässe durch Steine sehr beschädigt.

Grab 96.

Im Südosten des Feldes, vom Pfluge zerstörte Steindeckung, auch die Gefässe sehr zerdrückt: 1. Terrine mit Leichenbrand. Ohne Ornament, der obere Teil fortgerissen. 2. Schüssel mit niedrigem, eingewölbtem Fusse und einer horizontalen Facette auf dem 3,5 cm breiten, schräg stehenden Rande. H. 12,5, M. 32, B. 10. 3. Doppelkonus mit Leichenbrand und schräg gerippter Bauchkante. W. 23. 4. Kleinere Schüssel mit einem 1,5 cm breiten Rande und einem 1 cm hohen, konischen Fusse. H. 6,5, M. 19, B. 6. 5. Kleine, zweihenklige Vase mit niedrigem Fusse. H. 7, W. 8, M. 5, B. 3. 6. Ein Löffel (oder Kelle) mit rundem Stiel. M. 8. (Siehe Abbildung auf S. 495.)

Aus den durch die Arbeiter gesammelten Stücken von den beim Wegebau zerstörten Gräbern konnte ich noch folgende Gefässe wieder herstellen: 1. Doppelkonus mit scharfer Bauchkante, und über dieser vier horizontalen Riefen. Über den Riefen sind Gruppen von je zwei runden Grübchen eingedrückt. H. 21, W. 25, M. 20, B. 9,5. 2. Krug mit einer horizontalen Halsfurche und konischem Fusse. H. 15, W. 16, M. 11, B. 7. Der Henkel fehlt. 3. Krugtasse mit eingewölbter Standfläche. H. 8, W. 9, M. 9,5, B. 4. 4. Niedrige Krugtasse mit eingewölbter Standfläche und breiten, schrägen Furchen auf der Aussenseite. H. 6, W. 13, M. 12,5, B. 4. 5. Krugtasse mit ebener Standfläche und zwei horizontalen Furchen am unteren Halse. H. 6,5, W. 10, M. 7,5, B. 5. 6. Krugtasse mit ebenem Boden und nur einer horizontalen Halsfurche. H. 7, W. 9, M. 10,5, B. 4.

Die einzelnen Gefässformen und ihre Ornamente.

Sehr grosse Terrinen. (Siehe Abb. 12 bei Grab 48 auf S. 452 u. Fig. 7 auf S. 461.) Sie haben ausnahmslos als Urnenbehälter gedient und mussten deshalb so gross sein, damit die Urne nebst Deckel bequem hineingestellt werden konnte. Von den darin stehenden Urnen zeigten acht die Form eines Doppelkonus und fünf die Terrinenform. Einige hatten einen niedrigen Fuss und höhere Form, andere waren weniger hoch und hatten eine ebene Standfläche. Die in den Gräbern 32, 9, 30 und 43 waren auf dem Bauche mit einzelnen schrägen Leisten geziert, die in 78 mit vertikalen, gruppenweis angebrachten Leisten. Die Terrine in 28 besass vier kleine

Buckel mit je zwei Bogenfurchen, zwischen den Buckeln vertikale Furchengruppen. Auf der in 52 standen vertikale Furchen- und Rippengruppen abwechselnd, in 68 nur Gruppen, jede aus drei runden Dellen bestehend. Alle sind am untern Teil geraut, der obere Teil ist geglättet. Der Rand ist glatt, und Henkel sind nicht vorhanden.

Grosse Terrinen. (Siehe Abb. Seite 492.) Sie haben meistens gerauten, mitunter auch geriefen Unterteil, geglätteten Oberteil, häufig einen niedrigen Fuss und glatten Rand. In wenigen Fällen, wie in Nr. 52, ist der Rand ausgelegt und facettiert. Der Hals ist konisch, oftmals zylindrisch. Grösstenteils sind sie henkellos, nur die niedrigen Formen, wie in den Gräbern 39, 52, 78, 15 und 25, besitzen zwei Henkel. Letztere haben in 15 und 25 einen Quergrat, in 52 einen Längsgrat und in 39 einen Längs- und einen Quergrat. Bogenförmig umrahmte Dellen hat die Terrine aus Grab 3, umrahmte Buckel Grab 62 und 67. Schräge und vertikale Rippen haben die aus 4, 81 und 84, horizontale Furchen die aus 15, 16, 30 und 88, horizontale Facetten die aus 24, 25 und 78⁶, hängende konzentrische Bogen die aus 15. Umrahmte kleine Buckel, vertikale Furchengruppen und Grübchen über und unter der Halsfurchen besitzen 28, 52, 79 und 91, umrahmte Dellen und vertikale Furchengruppen 28⁷ und 61. Bei 39 sind die kleinen Buckel mit Furchen und Riefen umrahmt, bei 48 stehen Rippen und Dellen abwechselnd, bei 78³ Riefen und Furchen abwechselnd, und 86 und 90 haben nur vertikale Furchengruppen. 93 hat sechs ovale Dellen, dazwischen kurze, horizontale Furchengruppen. Nicht umrahmte, spitze Buckel, dazwischen Furchengruppen hat 82. Nur zwei kleine, umrahmte Buckel und mehrere Rippen, dazwischen Furchengruppen hat 91, schräge, breite Furchen (geschraubt) 83. Das Unterteil bei 74 und 86 ist spinnennetzförmig geritzt. Die übrigen Terrinen besitzen kein Ornament.

Kleine Terrinen. (Siehe Abb. Seite 495). Die meisten haben einen glatten Rand, kleinen Fuss und annähernd dieselbe Form wie die grossen Terrinen. Sämtliche sind mit zwei Henkeln versehen, mit Ausnahme von der aus Grab 74. In 71 und 13 haben die Henkel einen Längsgrat. Die aus den Gräbern 32¹⁴ und 75³ sind vom Feuer verzogen. Drei Horizontalfurchen hat 91³. Eine oder mehrere horizontale Halsfurchen 78, 13, 36, 68, 71 und 75³. Eine scharfe Bauchkante 13. Runde Eindrücke, teils unter den Henkeln, teils über oder unter den Horizontalfurchen haben 7¹, 47 und 71. Umrahmte Buckel, dazwischen Furchengruppen 71. Konzentrische Bogenfurchen 45. Vier Buckel ohne Begleitfurchen 91⁶. Einkerbungen am Fuss 36. Schraffierte Dreiecke 78.

Grosse Satten fanden sich in den Gräbern 86 und 87. Sie hatten die Form der Terrine, nur niedriger, kurzen, zylindrischen Hals und kleinen Fuss. Sie waren auf der ganzen Oberfläche geraut und besitzen keine Ornamente.

Doppelkonische Urnen. (Siehe Abb. Seite 000). Sämtliche, 48 an Zahl, waren mit Leichenbrand gefüllt. Sie haben glatten Rand, oftmals einen kleinen Fuss und sind immer henkellos. Meistens ist der untere Teil ausgewölbt, der obere etwas eingewölbt. Der Unterteil war bei 12 Gefässen geraut,

bei 8 kreuzweise geritzt und gerieft, bei 88 ist deutlich das Spinnengewebemuster sichtbar. Die Bauchkante ist entweder durchweg oder auch nur gruppenweise vertikal, bisweilen schräg gekerbt bei 7, 14, 29, 32 und 96. Parallele, horizontale Furchen über der Bauchkante hatten 31 Gefässe, es waren meistens 3 bis 4, mitunter nur 2, aber auch 5 und einmal sogar 6. Über diesem Furchenland befanden sich bei 14 dieser Gefässformen Gruppen, bestehend aus je zwei bis drei nebeneinander angebrachten runden Eindrücken. Gleiche Tupfen hatte die Urne aus Grab 35 auch auf der Bauchkante. Vier merkwürdige Figuren besass der Doppelkonus aus Grab 22. Jede bestand aus drei sparrenförmig gegeneinander gestellten Riefen, die Spitze verlängerte sich vertikal und endigte mit einem runden Eindruck. Das Ganze erinnert an Menschenfiguren.

Kleine, doppelkonische Gefässe. (Abbildung Seite 496.) Von diesen waren nur drei mit Leichenbrand gefüllt. Die aus Grab 38 und 62 hatten zwei Henkel und ausgehöhlten Fuss, 62 gekerbte Bauchkante und Tuffengruppen darüber. Zwei bis fünf parallele Horizontalriefen besaßen 38, 52, 62, 66 und 89.

Schüsseln. (Siehe Abb. Seite 493.) Auffällig ist die grosse Anzahl derselben, nämlich 132, diese erklärt sich aber dadurch, dass mit verschwindend wenigen Ausnahmen jede Urne mit einer Schüssel, einige Male sogar mit zweien bedeckt war. Grab 9 lieferte fünf Schüsseln, 34, 66 und 78 vier, und Grab 12, 32, 84 drei.

In den Gräbern 57 und 84 war der Leichenbrand in Schüsseln beigelegt. Ich möchte aufmerksam machen, dass in vielen älteren Berichten über Leichenbrandgefässe gesagt ist, über den Knochen hätten sehr häufig nur Gefässstücke als Deckel gelegen. Ich habe dagegen gefunden, dass diese Gefässstücke jedesmal von Schüsseln herrührten, und zwar von dem unteren Teile derselben. Die Randstücke fanden sich, durch die Last der Erde herabgedrückt, neben der Urne, häufig sogar erst auf dem Boden der Grube. In vielen Fällen wurden sie in einem defekten, pulverigen Zustande gefunden, so dass sie schwer als den Schüsseln zugehörig erkannt wurden. Viele Schüsseln hatten eine ebene einfache Standfläche, andere einen niedrigen, mitunter einen höheren zylindrischen, auch konischen Fuss, der häufig ausgehöhlt war. In Grab 34 ist der Fuss mit horizontalen Riefen versehen. Die grossen Schüsseln hatten ausnahmslos einen mehr oder minder grossen Henkel, nur einige kleinere sind henkellos. 81 Schüsseln besaßen einen $1\frac{1}{2}$ bis 6 cm breiten, horizontal ausgelegten Rand, der bei mehreren etwas schräg nach oben gerichtet war. Unter den Rändern befindet sich meist eine schwache Halseinziehung, die in einzelnen Fällen stärker eingewölbt ist. Bei 26 von ihnen war der breite Rand mit einer, auch zwei, mitunter sogar drei horizontalen Facetten versehen. In zehn Fällen sind am Rande kleine dreieckige Spitzen oder Zapfen angebracht (in den Gräbern 2, 7, 11, 19, 20, 47, 65, 75, 49 und 89). Ihre Zahl betrug gewöhnlich zwei, auch vier, einmal acht (Grab 11), ein andermal sogar zwölf (Grab 65). Auf sechs breiten Rändern befanden sich aufgelegte Querrippen (9, 32³², 32³³, 51, 52 und

84), meist zwei, auch vier, in Grab 84 aber acht. In den Gräbern 9, 52, 67 ist der breite Rand mit je zwei hufeisenförmigen Auflagen verziert. (Gleiche Figuren finden sich auch auf Tonscherben aus Troja.)

Bei 35 Schüsseln ist der Rand verstärkt und gerundet, nach innen umgelegt und mit breiten, schrägen Furchen versehen, infolgedessen dieser gedreht und geschraubt aussieht.

13 Schüsseln hatten einen wenig gewölbten, einfachen oder auch flach nach innen abgestrichenen Rand. In den Gräbern 43, 49 und 90 war der Schüsselrand gekerbt. In Grab 9 hat der innere Schüsselrand Einkerbungen. In 12 und 34 sind die Bauchkanten gekerbt. In Grab 43 ist die Schüssel merkwürdigerweise in ihrer halben Höhe etwas eingeschnürt. Bei 34¹⁰ hat der breite Rand ein rundes Loch. Die Aussenflächen von 28 Schüsseln sind teils durch radiale Riefen, teils durch kreuzförmig gezogene Einritzungen geschmückt. Es kommen auch unregelmässig stehende kurze, horizontale, vertikale und schräge Riefengruppen vor. Auch das Spinnwebemuster ist vertreten. An sechs Schüsseln ist die ganze Aussenseite geraucht. Eine aus Grab 77 zeigt das Blattornament. In 11, 39, 60 und 91 haben die inneren Schüsselböden konzentrische Kreise, im inneren Kreise befinden sich kreuzweis stehende Furchengruppen und in 39⁸ hat jede einzelne Furche als Abschluss einen runden Eindruck.

Grössere schlichte gerauchte Töpfe (Kochtöpfe). (Siehe Abb. Seite 496). Ihre Zahl betrug 34, von denen immer nur einer in jedem Grabe sich vorfand. Der Hals ist leicht eingewölbt. Sechs sind henkellos, nur einer hat zwei Henkel (37). 27 von ihnen besitzen unter dem Rande runde Griffwarzen oder Knöpfe, die oftmals einen zentralen Eindruck haben. Sieben waren als Leichenbrandbehälter benutzt.¹⁾

Grössere vasenförmige Töpfe ohne Henkel. In Grab 32 standen vier, zwei andere in 9 und 75. Der in 9 zeigt elliptische Form und hat schwache Einritzungen. Zwei aus 32 sind geraucht, einer auf der Oberfläche geritzt, ebenso wie 9.

Grössere weitmündige Töpfe mit konischer Form. Zwei haben einen Henkel (9 und 32¹⁴).

Drei waren mit zwei Henkeln versehen und mit Leichenbrand gefüllt (21, 78 und 94). Auf dem Rande von dem aus Grab 9 deutlich *ansa lunata*. 32¹⁴ und 21 mit Fingernageleindrücken. 94 mit gekerbter Leiste und vom Feuer verzogen.

Sechs grössere tonnenförmige Töpfe (siehe Abb. Seite 495) mit zylindrischem Hals und zwei Henkeln. Der aus Grab 59 hat zwei Horizontalriefen und unter diesen fünf runde grössere Eindrücke, aus 42 zwei Horizontalfurchen und zwei runde Tupfen unter jedem Henkel. Der aus 57 ist vom Feuer breit geschmolzen. Zwei aus Grab 62 haben eine Halsfurchen und über und unter derselben runde Grübchen.

Fünf grössere Nöpfe mit breitem Rande. (Siehe Abb. Seite 496).

1) Gleiches Topfmaterial fand ich in den Wohngruben der Bronzezeit auf Hohenberge, im Seebad Rüdersdorf und auf dem grossen Reiherwerder im Tegeler See.

63, 71⁴, 71⁵, 75 und 84. Ihre Form ist niedrig und weitbauchig, der Hals stark eingewölbt. Der aus Grab 75 hat am Rande kleine spitze Zäpfchen und einen konischen ausgehöhlten Fuss. Aus Grab 71⁵ fünf grosse Buckel mit je zwei konzentrischen Begleitfurchen, sein konischer Fuss ist eingewölbt.

Krüge. (Siehe Abb. Seite 494). Sämtlich mit einem Henkel versehen, der bei einigen verhältnismässig sehr gross ist. Auf mehreren ist der Rand zu beiden Seiten des Henkels mit *ansa lunata* geziert (wie bei 34, 32⁸ und 32¹). Sehr elegante Formen zeigen 75, 74, 32¹⁰. Breite, schräge Furchen am Bauche haben 7, 8, 28. 32¹, 56 und 63. Alle Krüge sind teils mit ebener, teils mit eingewölbter Standfläche, oftmals mit konischem Fusse versehen. In Grab 32 fanden sich allein vier Krüge. Der in 74 hat eine scharfe Bauchkante und schräge Riefengruppen. 32⁸ hat fünf Buckel, jeder mit Kreisfurchen umrahmt. 32¹⁰ hat doppelkonische Form mit horizontalen Hals-, Bauch- und Fussfurchen, konzentrische Halbkreisfiguren, kurze Strichgruppen und einen fünfkantigen Henkel. 32¹ hat ebenfalls Fussfurchen und 75 einen sehr hohen Hals.

Krugtöpfe. (Siehe Abb. Seite 494). Sie haben die Krugform, sind aber niedriger und gedrückter und nie höher als weit. Sämtlich mit einem Henkel versehen, ihre Standfläche ist teils eben, teils ausgehöhlt, häufig besitzen sie einen kleinen Fuss, der bei mehreren eingewölbt ist. In Grab 12 fanden sich drei, in 32 sogar sechs. 17 sind mit parallelen, schrägen, breiten Bauchfurchen versehen, zehn mit schwacher *ansa lunata*. Der in Grab 32¹⁷ hat vertikale Einritzungen, 32²⁰ und 32⁴ haben vier runde Eindrücke unter dem Henkelansatz und 32⁸ ist ausnahmsweise sehr schön verziert. Der Rand und Bauch mit Furchengruppen, der Fuss und Henkel ebenfalls gefurcht und die Fusskante ist gerippt.

Vasenförmige Gefässe, teils ohne, teils mit Henkeln. Drei grössere besitzen einen hohen zylindrischen Hals und zwei Henkel. 65 ist ohne Ornament. 71 hat einen konischen, eingewölbten Fuss und vier grosse Buckel mit je drei konzentrischen Begleitfurchen. In Grab 84 stand eine sehr grosse Amphore mit zwei Henkeln, unter jedem zwei runde Eindrücke. Von elf kleineren besitzen fünf keine Henkel, das aus Grab 5 ist kugelig und hat einen breiten Rand. 13 hat vier kleine spitze Buckel mit je zwei Begleitfurchen, 43 vier schräge Furchengruppen, die gegeneinander stehen. 47 ist kugelig und hat am Bauch mehrere konzentrische Halbkreisfiguren. 56 trägt schräge Riefengruppen, dazwischen runde Grübchen. Bei 62 stehen die Henkel im rechten Winkel, zwei kleine Buckel haben Begleitfurchen, und zwei Gruppen von runden Grübchen sind mit konzentrischen Riefen umrahmt. Bei 90 befinden sich unter und über den Halsfurchen runde Eindrücke, auf dem Bauche Furchengruppen. 91 ist kugelig und hat vier kleine Buckel.

Grosse Schalen ohne Henkel mit hohem eingewölbtem Fusse. (Siehe Abb. Seite 461 Figur 16.) Alle drei (8, 9 und 32¹⁶) sind stark vom Feuer verzogen und angeschmolzen, nur die Schale aus 32 konnte zusammengesetzt werden, sie hat radiale Riefen.

Grosse Schalen mit einem Henkel und eingewölbter Standfläche

(9, 36 und 48), die aus 36 diente als Bedeckung. (Siehe Seite 495 unter Kinderbeisetzungen.)

28 kleine Schalen, (siehe Seite 496) ohne Henkel, sämtlich mit einer kleinen eingewölbten Standfläche. Eine Ausnahme machten 66^o und 66^p, die keine Standfläche hatten. Bei 35 und 90 sind um die Einwölbung fünf runde Grübchen angebracht. 66^r ist mit vier radialen Tupfenreihen verziert. Sieben Schälchen enthielten den Leichenbrand von Kindern und waren mit gleichen Schalen bedeckt.

Kleine Henkelschalen, (siehe Abb. Seite 496) alle zwölf mit eingewölbter Standfläche und verhältnismässig grossem Henkel. In Grab 87 befanden sich in der Urne liegend drei übereinander, zwei davon haben runde Grübchen um den unteren Henkelansatz. Bei 81 bildet der kantige Henkel einen spitzen Winkel.

Krugtassen. (Siehe Abb. Seite 495 und 496). Ich habe diese Tassen deshalb so genannt, weil sie im Gegensatz zu konischen Tassen eine niedrige Krugform haben. Sämtliche 29 sind, wie die Krüge, mit einem Henkel und vielfach mit einer eingewölbten Standfläche versehen. In Grab 32 fanden sich vier. Die aus Grab 11 besitzt eine scharfe Bauchkante. Bei 43 ist die Bauchkante tief unten. 42 hat das Sparrenornament. 32²⁷ und 32²⁸ haben schräge Riefengruppen. In 10, 61, 62, 66¹¹, 66¹², 81, 86⁴ und 86⁶ ist der Bauch mit schrägen, breiten Furchen verziert.

Tassen von konischer Form mit einem Henkel. (Siehe Abb. Seite 495). Es waren 20. Fünf von ihnen enthielten Kinderleichenbrand, sie wurden von kleinen Schalen bedeckt. Drei haben *ansa lunata* (5, 78 und 81), die in 23 hat horizontale Riefen und in 7 befindet sich ein rundes Loch in der Seitenwand.

Sechs kleine Gefässe von Eimerform. (Siehe Seite 496). Sie sind zylindrisch, einige ein wenig ausgewölbt und meistens mit horizontalen, auch schrägen und vertikalen Riefen versehen, auch haben sie zwei kleine Henkel. Kleine Eimer sind zahlreich im Freienwalder Museum von Zellin a. O.

Verschiedene Formen. (Siehe Abb. Seite 494 und 495.)

In den Gräbern 58 und 92 lagen zwei Gefässe von der Form eines Blumentopf-Untersatzes. In Grab 1 fanden sich ein kleines Henkelfläschchen mit vier kleinen spitzen Buckeln und ein durchlohtes Gefäss in Gestalt einer Ente (der Kopf und die Füsse fehlen). In 18 lag eine rundliche Klapper (Rassel) mit Stiel, in 19 zwei ovale wannenförmige kleine Gefässe, die ganz eigenartige Punkt- und Strichverzierungen haben, auch der Boden ist durch Punktreihen verziert. In 23 fand sich eine kleine Flasche mit Henkel, Halsfurchen und Furchengruppen am Bauche, darauf lag ein kleiner Falzdeckel. Zwei kleine, kugelige, henkellose Töpfchen mit ganz kleiner Öffnung lieferte Grab 32²⁹ und 52, ein becherförmiges Gefäss, ohne Henkel, Grab 58 und ein gleiches Gefäss Grab 60. In Grab 63 lag ein grösserer tonnenförmiger Topf mit einer gekerbten, horizontalen Leiste, in 67 ein Pokal mit zwei kleinen

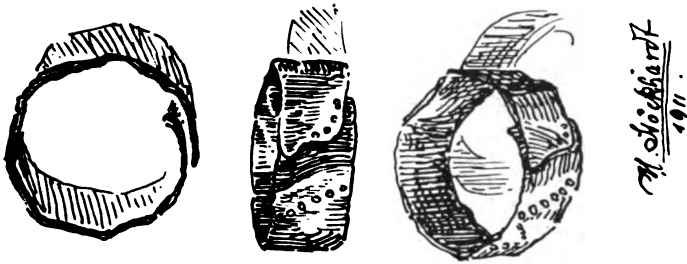


Abb. 8. Ring aus Grab 11.

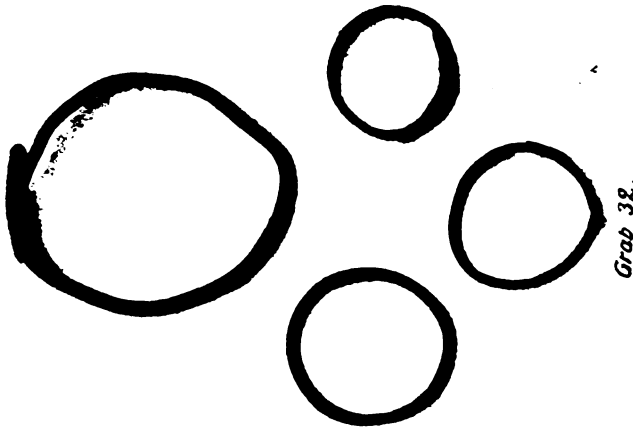
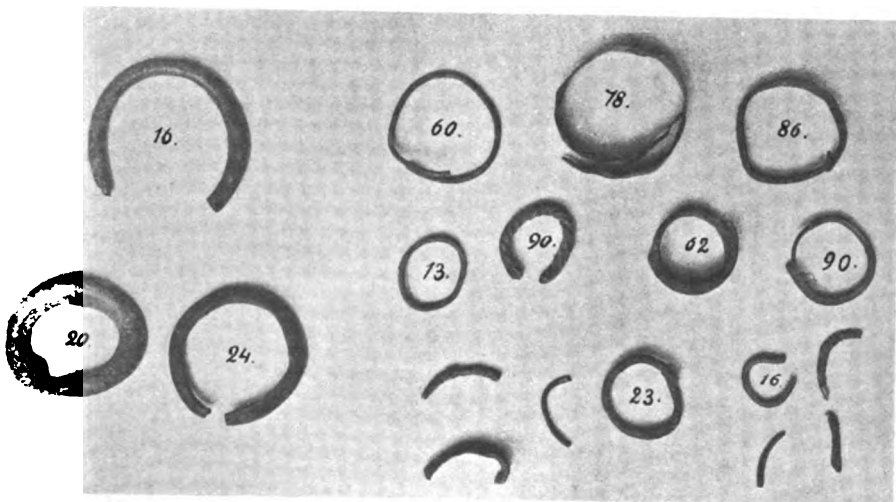
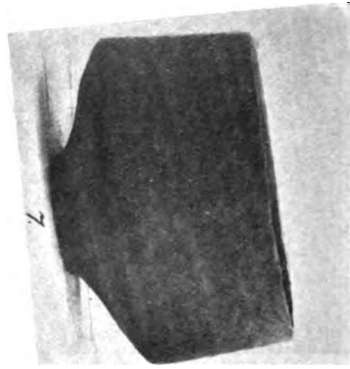


Abb. 10.



Bronzeringe vom Gräberfelde bei Woltersdorf, an der Klein-Schönebecker Grenze. Original-Grösse.



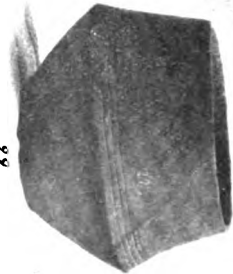
7.



46.



67.



22.



38.

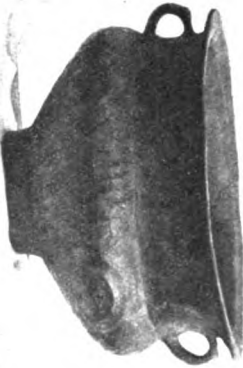
Doppelkonische Tinnen.



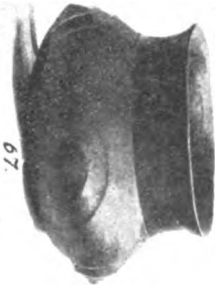
75.



05.



52.

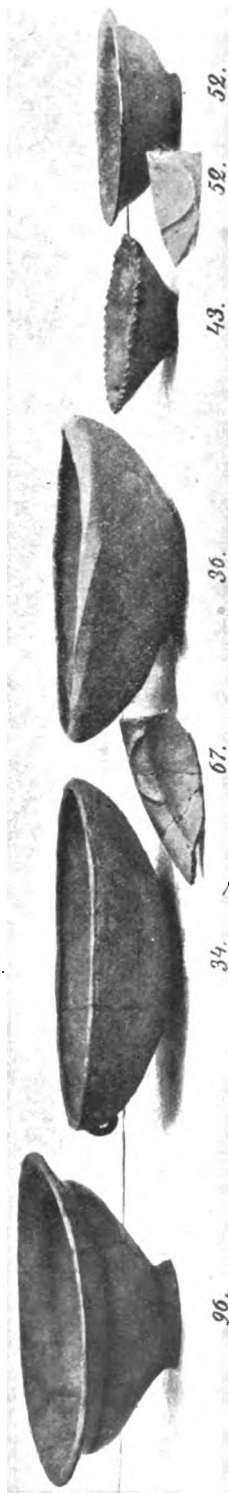


67.



30.

Terrinenförmige Gefässe.
Die Zahlen unter den Gefässen sämtlicher Tafeln deuten die Grabnummern an.



Schüsseln aus dem Gräberfeld an der Klein-Schönebecker Grenze bei Woltersdorf.

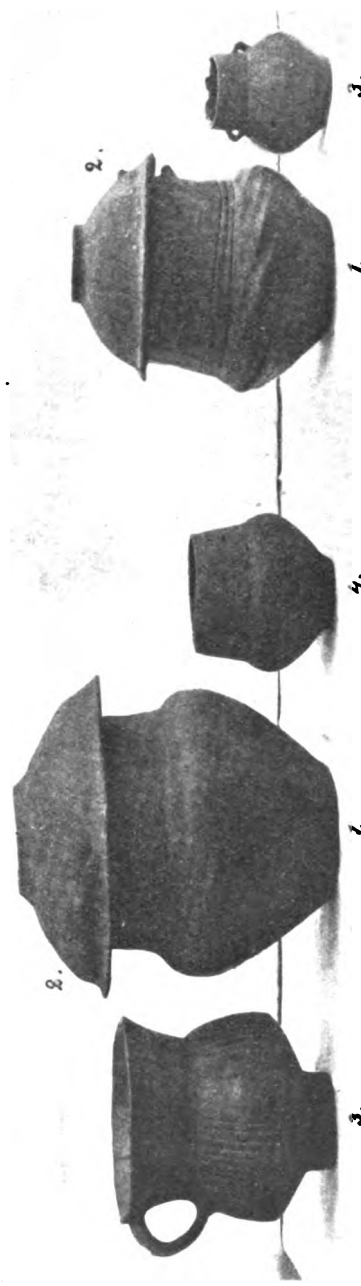
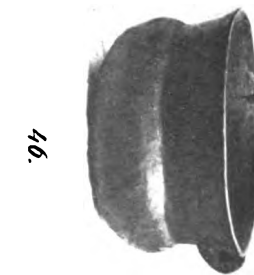
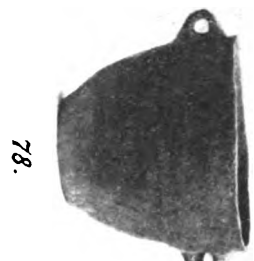
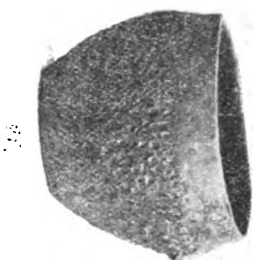
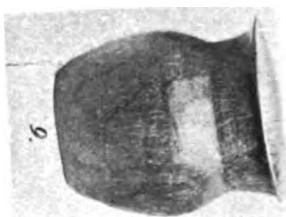
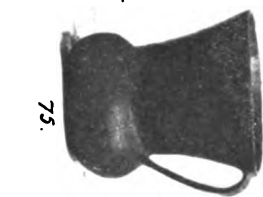


Abb. 16. Grab. 74.

Abb. 14. Grab 56.



Verschiedene Gefäß-Formen.



Kritze



Krugtöpfe.



Tassen.





Kinder-Beisetzungen.



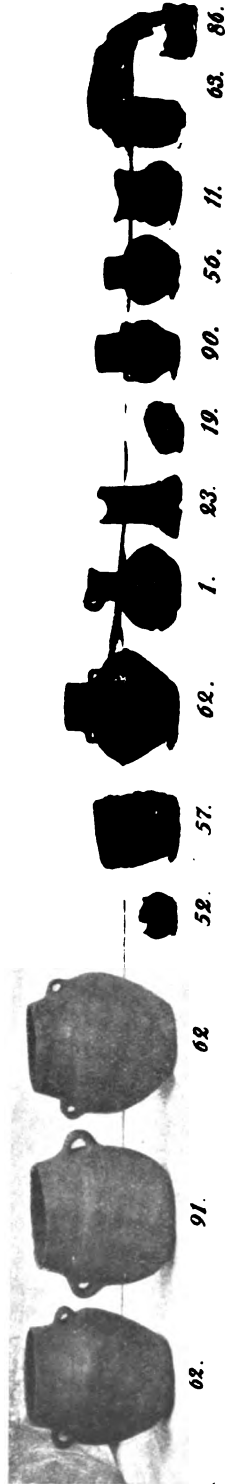
Kleine Terrinen.



Krugtassen.

Konische Tassen.

Löffel. Beisetzung. Ente.



Tonnenförmige Töpfe.

Diverse Gefäß-Formen.



36.



37.



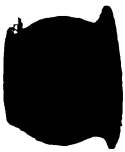
43.



75.



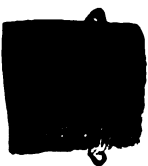
63.



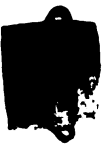
5.

Gerahnte Kochtöpfe.

Napfförmige Töpfe.



35.



58.



90.



57.



34.



62.



12.



10.



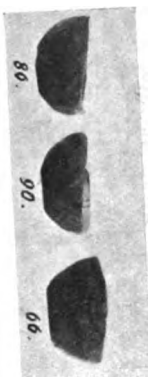
65.



11.

Eimerförmige Gefäße.

Krugfassen.



80.

90.

66.

Kleine Schalen.



31.



66.



33.



55.



81.



57.



62.

Henkel-Schalen.

Kleiner Doppelkonus.



62.

Henkeln, horizontalen Riefen am hohen Fuss und am oberen Teile. Auf letzterem sind konzentrische Halbkreise angebracht. In Grab 96 lag ein Löffel mit Stiel.

Beigaben aus Metall. (Siehe Abb. Seite 491).

Diese bestehen ausnahmslos aus Bronze. Aus Eisen, Knochen oder Stein sind Beigaben nicht gefunden worden. Im allgemeinen ist das Vorkommen von Bronzeschmuck in diesem Gräberfelde als ein recht dürftiges anzusehen. Man kann annehmen, dass vielfach die kleineren Schmucksachen auf dem Scheiterhaufen vom Feuer sehr gelitten haben, sie sind dann mit dem Leichenbrand in die Urne gekommen und teilweise oxydiert. Beweis hierfür ist oftmals die grüne Farbe vieler Knochen, namentlich von Schädelstücken, auch das Vorkommen diverser kleiner Bronzefragmente. Vertreten ist der Bronzeschmuck nur in Form von 17 Finger- und Ohrringen und einem kleinen offenen Arming aus Draht (32¹⁶). Ggossene Ringe enthielten die Gräber 20 und 16 (ovale), 24 (dreikantig) und 32⁶ (gewölbt). Aus rundem Draht bestanden die Ringe in 32¹⁶ (zwei), 60, 78 (zwei), 86 und 90 (zwei), sie sind meistens offen und häufig spiralgig zusammengebogen. In Grab 90 lag ein gedrehter Ring. Aus Bronzeblech sind die Ringe in 11, 13, 23, 62 und 65 hergestellt, aus 65 hatte er eine horizontale Furche auf der Aussenfläche. Der aus Grab 11 ist grösser als die übrigen und auf der Aussenfläche durch Punkteindrücke, die scheinbar mit einer weissen Masse ausgefüllt sind, sparrenförmig verziert. In 55 lagen einige kleine Stücke Draht, in 68 vier kleine runde Stücke und der Kopf einer Nadel, in 75 zehn kleinere Schmelzstücke von einer Nadel oder einer Fibel und in 12 einige runde Schmelzkügelchen.

In einigen Gräbern fanden sich auch handliche Feuersteine mit fraglichen Spuren von Bearbeitung, in Grab 41 lagen deren vier (einer aus hartem Gestein). —

Sämtliche Fundstücke befinden sich in meiner Sammlung.

Zeitstellung und Bevölkerung.

Betrachtet man die einzelnen Formen und die Ornamente der zahlreichen Gefässe dieses Gräberfeldes im allgemeinen, so lässt sich eine gewisse Einheit nicht gut erkennen. Die Grabkultur ist überwiegend die gemischte der nördlichen germanischen und der südlichen thrakischen,¹⁾ und da die mannigfacheren und reichlicheren Ornamente der späteren Zeit fehlen, werden die meisten Gräber der vierten Bronzeperiode, also der Zeit 1200 bis 1000 vor Christus angehören. Dagegen sprechen auch nicht die verhältnismässig wenigen Bronzefunde. Einige Gräber jedoch, deren Inhalt einen mehr einheitlichen Stil aufweist, können noch dem Ausgang der älteren Bronzezeit zugerechnet werden, z. B. die Gräber 43, 46, 74 und andere. Ihre Gefässe zeigen die scharfen Formen mit breiten, tiefen

1) Siehe meine näheren Ausführungen hierüber in der Prähistorischen Zeitschrift II., Heft 1, 1910, S. 77.

Furchen. Grab 71 ist mit seinen echten Buckelgefässen und ihren Begleitformen als Vertreter der südlichen (thrakischen) Kultur anzusehen.

Das Gräberfeld auf dem Sprintberg enthält ebenfalls Gräber mit älteren Gefässformen, aber auch solche, die mit ihren Gefässen und Ornamenten, auch mit ihren Beigaben (der Halsring) bis in die jüngste Bronzezeit, also bis 600 vor Christus, hinabreichen. In diesen Gräbern fanden sich auch Metallfunde reichlicher. Das Gräberfeld auf dem Rödenberg, das ich gleichfalls für bronzezeitlich halte, scheidet wegen seines geringen Gefässmaterials bei der weiteren Besprechung aus. Ich möchte jedoch zu einer vollkommeneren Beurteilung und um noch ein übersichtlicheres Bild zu erhalten, die Gräberfelder der näheren Umgegend von Woltersdorf mit heranziehen. Die Nekropole an der Klein-Schönebecker Grenze als Mittelpunkt gedacht, liegen um diesen in einem 5 bis 7 km entfernten Kreise vier grössere Urnenfelder, die ich durch wiederholte Untersuchungen kenne und deren Grabanlagen, sowie deren Gefässformen und Verzierungen der Gefässe denselben Charakter zeigen. Münchehofe, nordwestlich, ist nur zum Teil ausgegraben. Rüdersdorf, nordöstlich, ist von mir völlig aufgedeckt. Fangschleuse, südöstlich, durch den Pflug meistens zerstört. Erkner (am Dämeritz-See), südlich, ebenfalls durch Beackerung grösstenteils zerstört (neuerdings sind jedoch wieder unberührte Gräber zum Vorschein gekommen). Nur 1 bis 2 km von diesem Kreise entfernt, liegt südöstlich bei Freienbrink ein grösseres und südwestlich bei Alt-Buchhorst ein kleineres zerstörtes bronzezeitliches Urnenfeld. Münchehofe und Rüdersdorf gleichen insofern dem auf dem Sprintberge gelegenen Gräberfelde, als sie Funde aus der jüngsten Bronzezeit enthalten und sogar Gefässe, die schon an die Latènezeit erinnern. Ausser den genannten sind mir im Kreise Nieder-Barnim noch 13 gleichartige Gräberfelder bekannt, im Ober-Barnim 17, in Lebus 15 und in Beeskow-Storkow ebenfalls 15. Ganz wenige Abweichungen im Gefässstil der einzelnen Felder sind wohl nur auf lokale Eigenheiten zurückzuführen. Ich nehme an, dass alle diese Urnenfelder als die Hinterlassenschaft eines grösseren germanischen Volksstammes anzusehen sind, der in den erwähnten Kreisen bis zur Latènezeit, und auch noch während derselben, gewohnt hat.¹⁾ Dieser germanische Stamm gehörte höchst wahrscheinlich dem grossen Volke an, dessen Zentrum die Lausitz war, und dessen Gräber auch noch weiter östlich in Posen und Schlesien gefunden werden. Aufgefallen ist mir, dass in der Umgegend von Woltersdorf latènezeitliche Funde nicht vorgekommen sind. Es sind mir auch im ganzen Kreise Nieder-Barnim sowie auch in den benachbarten vorhin erwähnten Kreisen Latènegräberfelder nicht bekannt. Der römische Schriftsteller Tacitus sagt jedoch, dass zu seiner Zeit zwischen Elbe und Oder der hervorragendste germanische Suevenstamm, die Semnonen, sassen und wenn nun weiter angenommen wird, dass die hinterlassenen Gräber der Semnonen die latènezeitlichen sind, so komme ich demnach zu dem Schluss, dass im Nieder- und Ober-Barnim, in Lebus und Beeskow-Storkow Semnonen nie gewohnt haben.

1) Nach Kossinna sassen in der Mark vor der Latènezeit Ostgermanen, nach ihnen erst Westgermanen. (Z. f. E. 1905 in „Verzierte Lanzen spitzen“, S. 369 ff.)

Wohnplätze.

Wenn neuerdings in der Römerschanze bei Nedlitz die Pfostenlöcher eines vorgeschichtlichen Hauses und in Buch bei Berlin sogar die Pfostenlöcher von 90 Häusern aus der Bronzezeit, sowie Wandbekleidungen, Kochherde und Abfallgruben gefunden worden sind, wird es mir nicht leicht, über die immerhin nur dürftigen Überbleibsel von Lokalitäten zu sprechen, in denen zur Zeit der hier ausgegrabenen Gräberfelder Menschen gewohnt haben können. Ich darf es aber trotzdem nicht unterlassen und muss alles hierauf Bezügliche und mir vor Augen Gekommene erwähnen.

Als vor mehreren Jahren die Felder in der Nähe der Urnenfriedhöfe auf dem Sprintberge und an der Klein-Schönebecker Grenze noch beackert wurden, bemerkte ich zunächst, namentlich nach dem Pflügen derselben, mehrere dunklere, runde Erdstellen von 6 bis 8 m Durchmesser, von denen ich zwei untersuchte. In der 50 bis 60 cm mächtigen schwarzen Erdschicht fanden sich nur vereinzelt kleine Kohlenstückchen, vielfach im Feuer geschwärzte Steine und wenige bronzezeitliche Tonscherben.

Südlich von dem Urnenfelde, an der Klein-Schönebecker Grenze, als ich eine eventuelle Fortsetzung desselben suchte, kamen mehrfach 2 bis 3 m lange mauerförmige Steinpackungen zutage, neben denen sich jedesmal eine Brandgrube befand. Um diese lagen zerstreut Tonscherben von demselben Charakter wie die von dem Gräberfelde. Einige Male lagen auch Tierknochen dicht bei den Steinen. Ich erinnerte mich, dass mir früher auf dem Wehrmühlenberg bei Biesenthal, als ich dort gleichfalls die Fortsetzung des bronzezeitlichen Urnenfeldes suchte, dieselben Vorkommnisse begegneten. Die Steinwände waren dort aber bis 4 m lang. Auch bei Alt-Buchhorst habe ich mit Herrn Professor Dielitz einige Steinwände mit Brandgruben daneben, auch bronzezeitliche Tonscherben ausgegraben.

Etwa 100 m südlich von der Schönebecker Grenze befindet sich eine flache Talrinne, die von dem Abfluss einer Quelle gebildet wird. Diese Quelle versiegt selbst im trockensten Sommer nicht, bei feuchter Jahreszeit wächst das Wasser zu einem kleinen See an, der nach dem Jagen 232 der Königlichen Forst in einem grösseren Pfuhl abfließt. Hier nahebei befinden sich die schwachen Reste der zu Anfang dieser Arbeit erwähnten Schanzen. Bei niedrigem Wasserstande fand ich an den Rändern der Quelle 15 bis 20 cm unter dem Rasen einige sehr grosse Steine und dazwischen Tonscherben wie die vom Gräberfelde.

Von dieser Quelle 300 m nördlich auf der sogenannten „Höhe“ wurden beim Lehmausgraben Knochen und Tonscherben gefunden. Mit Hilfe eines Mannes, der beim Lehmfahren mit tätig gewesen, untersuchte ich die Ränder der Lehmgrube. Nach Entfernung der oberen Kulturschicht lagen bis zur Tiefe von 60 bis 70 cm vereinzelt Tonscherben, dann folgte eine feste Lehmschicht. Auf dieser fanden wir einen Herd aus dicht nebeneinander liegenden schwarz gebrannten Steinen hergestellt, auf demselben lag eine schwache Aschenschicht. Der Durchmesser des Herdes

betrug 80 bis 100 *cm*. Die groben dicken Tonscherben waren meistens gerauht und mit Griffwarzen unter dem Rande versehen, nur zwei feinere Stückchen besaßen Furchen und Grübchenverzierungen. Leider liessen sich hier grössere zusammenhängende Untersuchungen nicht gut ausführen, da das Land zum grossen Teil parzellenweise eingezäunt und bepflanzt ist. Die Kolonie heisst „Hohenberge“ und liegt schon auf Klein-Schönebecker Terrain.

Beim Rigolen einer Parzelle fand ein Gärtner auf der Lehmschicht mehrere schwarze Brandgruben und daneben Tonscherben. Auf einer anderen Parzelle konnte ich wiederum einen Herd ausgraben, auf dem Kohlenstücke, Asche und gebrannte Lehmstücke lagen. Neben dem Herde fanden sich Tonscherben vom groben Geschirr mit glatten Rändern, Riefe nund Fingernageleindrücken. Pfostenlöcher, die in der festen Lehmschicht doch zu erkennen gewesen wären, habe ich nicht gefunden.

In jüngster Zeit ist mir wiederholt gemeldet, dass in Hohenberge, beim Rigolen und Baumpflanzen, Brandgruben mit Tonscherben zum Vorschein gekommen sind. Zur Charakterisierung der dortigen Gegend möchte ich folgendes anführen. In Woltersdorf habe ich verschiedentlich von mehreren älteren Leuten gehört, dass auf ihrem Acker, oben nach Schönebeck zu, ein altes Dorf gestanden haben soll. Keiner weiss Genaueres, aber einer sagt dem andern, in keinem Buche steht etwas davon gedruckt. Es ist das gleiche wie bei dem Königsgrabe von Seddin. Derartige Überlieferungen können nur stattfinden, wenn ununterbrochen in derselben Gegend zu allen Zeiten Menschen gewohnt haben, von denen eine Generation der folgenden die alten Erinnerungen überträgt.

Auf Klein-Schönebecker Terrain werden die Äcker, die nördlich von dem grossen Urnenfelde und östlich von Hohenberge liegen, „im Rosengarten“ genannt. Dieser Name weist namentlich in Süddeutschland meistens auf eine prähistorische Lokalität zurück. Im Dorfe Klein-Schönebeck heisst es allgemein, dass es im Rosengarten spukt. Ein alter Mann aus dem Dorfe erzählte mir, dass er als Knecht früher im Rosengarten häufig gepflügt habe. Sein Herr hätte ihm gesagt, er möge sich ja vorsehen, es wäre nicht geheuer, auch sei dort ein Silberschatz vergraben, der bei Entfernung der Erde blau brennt. Sobald er darauf stossen würde, solle er ihn sofort mit Erde oder Steinen bedecken, denn der Schatz könne nur des Nachts gehoben werden.

Brandgruben bei Seebad Rüdersdorf.

Am Ostufer des Kalksees liegt dicht am See in der Rüdersdorfer Forst ein etwa 50 Morgen grosses Ackerterrain, auf dem sich ein Restaurant befindet. Das Land gehört zur Gemeinde Rüdersdorf. Im vorigen Sommer wurde ein Teil des Terrains parzelliert und einige Wege angelegt. Bei diesen Arbeiten stiess man auf Brandgruben, die für Urnengräber angesehen wurden. Da der Fundort nur 2 *km* von Woltersdorf entfernt ist, war ich in der Lage, die Erdarbeiten dauernd zu überwachen und mehrere Untersuchungen auszuführen. In der Tiefe von 40 bis 50 *cm* fanden sich 25 bis 30 grössere und kleinere Brandgruben von 50 bis 125 *cm* Durch-

messer und gleicher Tiefe. Sie waren unregelmässig gruppiert in Abständen von 2 bis 5 m. Nur einmal wurde in einer grösseren Grube ein Herd aus Steinen und darauf liegende Lehmstücke gefunden. In der schwarzen Erde lagen Kohlenstücke, zerstreute Tonscherben vom bronzezeitlichen Typus, schwarzgebrannte Steine und hin und wieder gebrannte Lehmstücke. Die meisten Tonscherben waren überwiegend dickwandig und grob, häufig geraucht und mit Griffwarzen unter dem Rande versehen. Sie stammten von Gebrauchsgeschirr her. Aber auch feinere Stücke mit linearen Riefelungen und runden Grübchen lagen dazwischen, ferner mehrere Henkel von Schüsseln mit breiten, facettierten und gefurchten Rändern, Henkel mit Längsgrat, Stücke mit Fingernagelkerben, Ösen, Henkel von kleinen Schüsseln usw. Im allgemeinen hatten die Gruben denselben Charakter wie die auf Hohenberge und wie die kleineren Gruben auf dem Reiherwerder im Tegeler See. Obwohl auch hier im Seebad Pfostenlöcher nicht gefunden wurden, scheinen alle diese Anlagen mit Wohnplätzen in Zusammenhang gestanden zu haben, und es ist keineswegs ausgeschlossen, dass über den Gruben oder daneben sich die Wohnhütten befunden haben.

Beitrag zur Ethnologie des Zwischenseengebiets von Deutsch-Ostafrika.

Von

Dr. Vix.

Der im Vorwort zu der Monographie über Kisiba, „Kisiba Land und Leute“ von Rehse, seitens des Herausgebers, Geheimrat v. Luschan, gegebenen Anregung weitere Beiträge zur Ethnologie dieser interessanten Landschaft zu liefern, komme ich hiermit nach und füge noch einige andere Beobachtungen aus dem Zwischenseengebiet hinzu.

Gelegentlich eines mehrwöchigen Aufenthaltes im Schlafkrankenlager Kigarama, das im nordöstlichen Teil von Kisiba am Viktoria-Nyanza liegt, hatte ich Gelegenheit einige Beobachtungen über das Mbandwawesen anzustellen. Die Mitteilung dieser Beobachtungen scheint mir deshalb angebracht, weil in der Rehseschen Monographie diese ethnologisch so interessante Institution nicht näher geschildert wird. Ich habe in dem Rehseschen Buch die Bezeichnung Mbandwa für Priester überhaupt nicht gefunden.

Allerdings bezeichnet Rehse die Priester als „die vom Geist Ergriffenen“, womit das Mbandwawesen seinem Sinne nach charakterisiert ist. In dem Kochschen Bericht über seine Expedition zum Viktoria-Nyanza ist das Priesterwesen überhaupt nicht erwähnt.

Die erste einschlägige Beobachtung machte ich an Bord des Viktoriasee-Dampfers, der mich nach Bukoba brachte. Ich hörte es sei ein Neger der Mannschaft von Krämpfen befallen worden und begab mich, aus medizinischem Interesse, nach der Kabine, in der er sich gerade befand. Der Mann hockte auf dem Boden, gestikulierte lebhaft, sprach mit sich selbst und stiess zwischendurch anscheinend unartikulierte Laute aus. Auf Anruf reagierte er zunächst nicht. Nadelstiche wehrte er erst matt, dann energischer ab. Auf weiteres Zureden beruhigte er sich dann, erhob sich schliesslich und blickte sich erstaunt um, als ob er eben erwache. Körperlich hatte er nichts auffallendes. Von den Schiffsoffizieren hörte ich, es sei „ein vom Geist Besessener“. Er bekomme öfters solche Zustände, in denen er sich dann mit seinem Geist unterhalte. Am Westufer des Sees, von wo er herstamme — genaue Ortsangabe konnte ich leider nachträglich nicht mehr erhalten —, seien solche Anfälle unter der Bevölkerung nichts Seltenes.

Das der Mitteilung nach häufige Auftreten solcher Anfälle, in Gegenwart anderer Leute, die von dem Befallenen selbst gegebene phantastische

Erklärung und die Beeinflussbarkeit des Zustandes durch Schmerzreize, dann auch durch Zureden, erinnerte sehr an hysterische, auf auto-suggestivem Weg entstehende Anfälle, wie sie mit dem verschiedensten Vorstellungsinhalt, je nach der Persönlichkeit des Individuums, auch anderwärts beobachtet werden.

In Kigarama erzählte mir der Leiter des Schlafkrankenlagers, Herr Stabsarzt Dr. Kudicke, von der Institution der Mbandwas, die von grossem Einfluss auf die Bevölkerung sei. Seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich, dass es mir möglich war, selbst einige weitere Beobachtungen darüber anzustellen und Mbandwas einer Exploration zu unterziehen.



Abb. 1.

Was das Wort Mbandwa wörtlich übersetzt bedeutet, konnte ich nicht feststellen. Im Kisuaheli scheint das Wort nicht vorzukommen. Von einem Missionar hörte ich, dass es auch in Ruanda Mbandwas gebe. Dort soll der Plural Immandwa heissen; ob das für Kisiba auch zutrifft, weiss ich indessen nicht.

Nachdem wir die Mbandwas durch andere Eingeborenen hatten auffordern lassen uns einen Besuch im Lager abzustatten, sagten sie sich für einen bestimmten Nachmittag an. Sie wohnten teils in dem grossen Dorf Kigarama selbst oder in der Nähe. Schon von weitem hörte man bei ihrer Annäherung rhythmischen Trommelklang und das Lärmen einer grossen sie begleitenden Volksmenge. Als sie herangekommen waren, zeigte sich, dass es etwa ein Dutzend mit Leopardenfellen und allerhand Amuletten und Schmuckstücken behängte Leute waren, die sich in einem

eigenartigen Tanzschritt näherten. In den Händen trugen sie Kürbisflaschen und lange Stöcke oder Speere.

Sie drehten sich im wesentlichen mit langen Sprungschritten um ihre eigene Achse, so dass ihre langen Rindenstoffgewänder weit um sie herflatterten, und bewegten sich dabei vorwärts.

Um die Mbandwas sprangen inzwischen mit wilden Sprüngen etwa 20 Leute mit Rasseln und Trommeln, diese mit den Händen oder kurzen Holzklöppeln bearbeitend. Diese Trommeln waren die im ganzen



Abb. 2.

Zwischenseengebiet verbreiteten, ihrer Form nach einem abgestumpften Kegel entsprechenden Holztonnen, über dessen Basis ein Rinderfell gespannt ist. Die Rasseln bestanden aus Kürbisflaschen, in die kleine kreuzförmige Schalllöcher eingeschnitten waren und die, wie mir gesagt wurde, Steinchen enthielten.

Als die Leute herangekommen waren, begrüßten uns drei der Mbandwas durch Handschlag und ohne der Landessitte entsprechend niederzuknien. Diese drei Leute waren, wie wir hörten, die einflussreichsten. Sie wurden von Männern begleitet, die grosse, etwa $\frac{1}{2}$ m lange

und knapp 1 m breite, geflochtene Schilde über sie hielten. Wir nahmen nun diese drei Mbandwas bei Seite und unterzogen sie einer Exploration, deren Ergebnis ich nach dem von mir geführten Protokoll hier mitteile. Die Verständigung erfolgte in der Weise, dass ein des Kisiba und Kisuaheli mächtiger Boy als Dolmetsch diente. Die Kisuaheliantwort übersetzte mir dann wieder Herr Stabsarzt Kudicke.

Der zuerst vernommene Mbandwa, ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren mit intelligentem Gesicht, war in den landesüblichen langen Rindenstoff gekleidet, darüber trug er ein Leopardenfell. Als Schmuck trug er Drahringe um die Gelenke, und auf dem Scheitel hatte er ein



Abb. 3.

kleines Amulett aus Muscheln und zwei Holzstäbchen befestigt, woran sein Zauber gebunden sei. Ebenso trug er um den Hals einige der landesüblichen Amulette wie Holzstäbchen, kurze Ziegenhörner usw. Nur die Mbandwas sollen ähnlich wie die Weiber Fussringe tragen, die anderen Männer nicht. In der einen Hand hatte er einen langen Stab, an dem oben eine Eisenglocke befestigt war, in der andern trug er die schlanke Kürbisflasche mit Saugrohr, in der sich Pombe, das Eingeborenenbier, befand. Er hatte einen etwas misstrauischen Gesichtsausdruck und gab auch die Antworten mit einer gewissen Zurückhaltung.

Er gab an, er heiße mit seinem gewöhnlichen Namen Luegoia, augenblicklich aber Kisiba, da er eben von seinem Geist, dem Kisiba, besessen sei. Er sei Arzt. Dieser Geist Kisiba stamme aus der im Süden gelegenen Landschaft Ihangiro und gehöre zu den Waheia. Er sei ins

Land gerufen worden, als ein Sultan kinderlos blieb, um ihm zu Kindern zu verhelfen.

Zu diesem Zweck schmierte er den Sultan mit Öl ein und gab ihm Milch zu trinken. Die Kur schlug an. Zur Belohnung wurde Kisiba an-

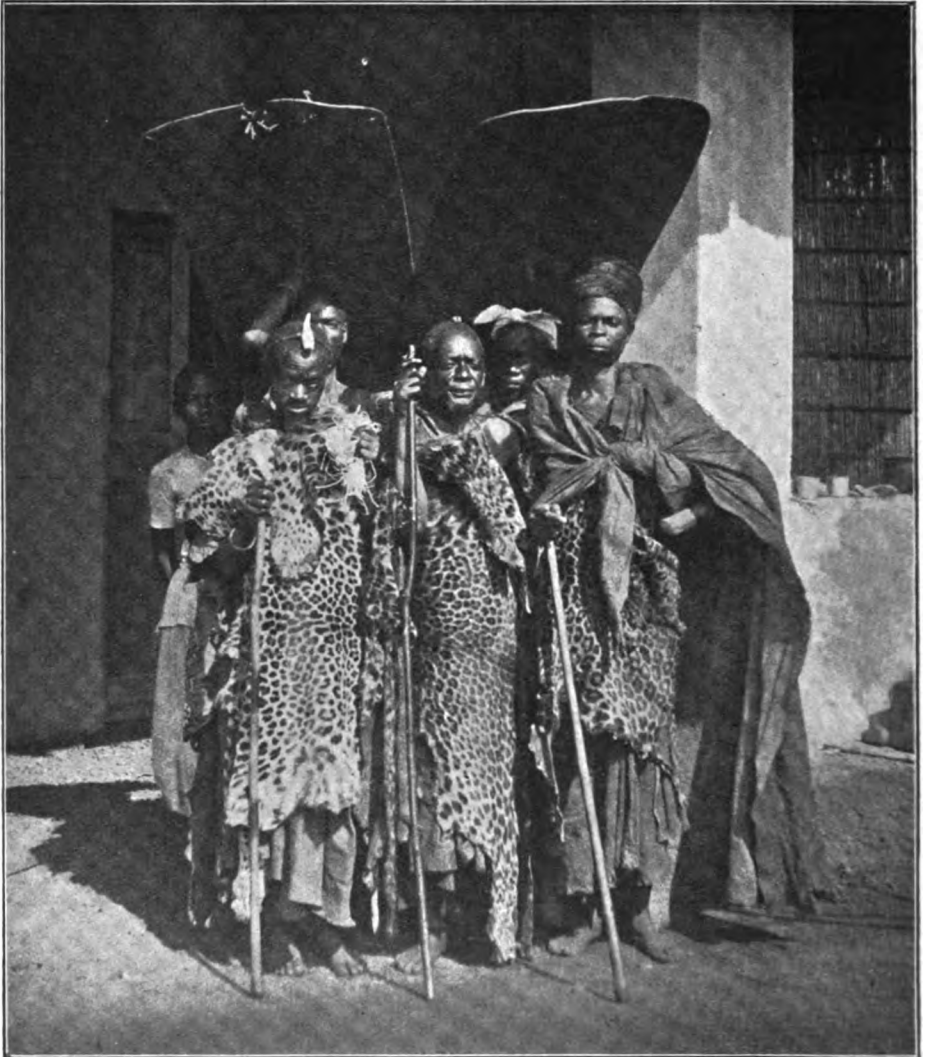


Abb. 4.

gesiedelt und mit Ehren überhäuft. Sein Mbandwa übe jetzt allgemein den Zauber für kinderlose Leute aus. Als Lohn dafür nehme er eine Ziege, gelegentlich auch ein Rind. Dieser Zauber selbst bestehe im Verbrennen von verzauberten Holzstückchen in der Hütte der betreffenden Weiber. Ferner schneide er Zweige ab, binde sie zusammen und lasse sie die betreffenden Ehepaare um den Hals tragen. Wenn Luegoia sterbe, so glaube er, dass Kisibas Geist auf seinen Sohn übergehen werde. Er habe

seinen Sohn noch nicht in seiner Kunst unterwiesen, das werde der Geist schon selber tun. Vor Luegoia habe Kisiba schon andere Mbandwas besessen.

Der Geist Kisiba sei nicht immer in Luegoia, manchmal sei er auch abwesend. Zur Zeit sei er gerade in ihm. Der Geist trinke auch Pombe. Wenn die Geister über die Mbandwas kämen, würden diese schwindlig, sie liessen die Arbeit fallen, würden „wie betrunken“ und sprächen in fremden Zungen. Von einem abschliessenden Schlaf nach dem Zustand war nichts zu erfahren. So lange der Geist in ihnen sei, ässen sie nichts, sondern tranken nur Pombe und kauten Kaffee. Am nächsten Tag, wenn der Geist wieder aus ihnen gewichen sei, erinnerten sich die Mbandwas nicht mehr an diesen Zustand. Wenn der Geist über sie komme, bekleideten sie sich mit dem Leopardenfell. Diese Leopardenfelle seien Geschenke des Sultans von Kisiba. Totenistische Momente liessen sich hierbei nicht nachweisen. (Vgl. Rehse über das Muziro). — Jeder Mbandwa habe seinen bestimmten Geist und zwar nur einen. — Luegoia habe 15 Frauen und 36 Kinder.

Eines Tages habe Kisiba beim Spaziergehen den Luegoia getroffen. Er habe ihn bei der Hand genommen und zu ihm gesagt, er sei geeignet Mbandwa zu werden.

Von Zeit zu Zeit würden die Mbandwas zum Sultan gerufen, um dort Tänze aufzuführen, wofür sie dann von ihm beschenkt würden.

Der nächste von uns explorierte Mbandwa, etwa vom gleichen Alter, unterschied sich in seinem Äusseren von dem ersteren dadurch, dass er, über der Stirn durch ein Band befestigt, einen halb mit einer Perlenstickerei bedeckten Löweneckzahn trug. In der Hand hatte er einen langen Stock, aber ohne Glocke. Dieser Mbandwa hatte mit seinen hochgezogenen Augenbrauen, der gebogenen Nase und dem überlegenen Lächeln etwas geradezu Mephistophelisches.

Er gab an er heisse Kibi. Kibi sei der Name seines Geistes, der jetzt gerade in ihm weile, sein eigentlicher Name sei Kakisiba. Kibi sei früher Sultan in Kigarama gewesen. Er sei von einem andern Sultan vertrieben worden. Kibi sei von sehr weit eingewandert, ebensoweit wie die Europäer.

Er sei der höchststehende Mbandwa. Er sei in seinem Mbandwa früher als Pest- und Pockendoktor tätig gewesen. Seit die Europäer im Lande seien, habe er aber nichts mehr zu tun.

Der Löwenzahn entspreche dem Abzeichen des Sultans, von dem er

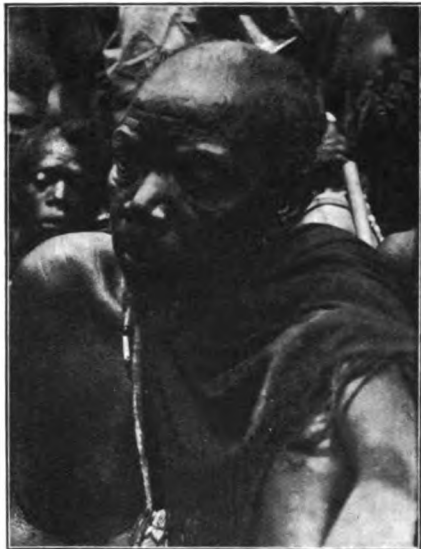


Abb. 5.

ihn auch erhalten habe. Seine Mbandwawürde habe er von seinem Vater geerbt. Nach seinem Tode gehe sie auf seine Kinder über, aber es könne sie ebensogut auch jemand anders erben. Zur Zeit könne er das noch nicht bestimmt sagen.

Der Geist Kibi besitze ein Vermögen, dessen Nutzniessung sein Mbandwa habe. Nach dem Tode des Mbandwa falle das Vermögen an den Sultan des Landes zurück, der es demjenigen weitergebe, in den dann der Geist des Kibi fahre. Der Kibi-Mbandwa sei stärker und klüger als die anderen Menschen, er könne die Zukunft voraussagen. Aufgefordert Herrn Dr. Kudicke zu wahrsagen, erklärte er, Herr Dr. Kudicke werde am nächsten Tage ein Gewehr, einen Kranken und Geld bekommen. (Tatsächlich stand bemerkenswerterweise der Zahltag bevor, was der Mbandwa wissen konnte.)

Ein dritter Mbandwa, wesentlich jünger, vielleicht anfangs der dreissig, unterschied sich von den anderen durch eine Mütze aus Fischotterfell, die er auf dem Kopfe trug.

Dieser gab an, er heisse für gewöhnlich Ischamula, sein Geist sei Kagaschane, ein Sohn Kibis. Deshalb werde er von Kibi ausgehalten. Er sei ebenso wie die meisten andern Mbandwas Wahrsager.

Der etwa 60jährige Mbandwa des Geistes Mugascha erschien in gewöhnlicher Kleidung und ohne Schmuck und stellte sich dementsprechend mit seinem bürgerlichen Namen Kipemba vor. Seine Tätigkeit besteht darin, gegen Bezahlung Regen zu machen. Zu diesem Zwecke stecke er ein besonderes Stück Holz, das er in seiner Hütte habe, in einen Topf mit Wasser.

Über die Zeit, innerhalb welcher es dann regne, könne er nichts Bestimmtes voraussagen. Mugascha sei ein Regenmacher gewesen, der einst von der Insel Sesse herübergeholt worden sei, um hier das Wetter zu machen. Vor Kipemba war der Geist in dessen Vater, voraussichtlich werde er nach seinem Tode in seinen Sohn übergehen. — Er, Kipemba, werde für seine Tätigkeit nicht bezahlt und habe ebensowenig ein Vermögen wie sein Geist.

Bei der Exploration war es nicht immer ganz leicht die Angaben über die Geister der Mbandwas von denen über sie selbst zu trennen.

Nachdem wir die Mbandwas mit Pombe beschenkt hatten, luden wir sie ein uns demnächst einmal ohne ihre Geister, gleichsam in Zivil zu besuchen.

Nach einigen Tagen kamen sie in der gewöhnlichen Kleidung der Kisibaleute dieser Aufforderung nach. Diesmal befanden sich auch einige weibliche Mbandwas unter ihnen. Nachdem wir sie reichlich mit Pombe beschenkt hatten, setzten wir unsere Exploration fort. Das Resultat war folgendes:

Es gibt auch weibliche Mbandwas. Von den sechs anwesenden haben aber fünf einen männlichen Geist. Der Geist Wamara fährt in männliche und weibliche Mbandwas. Rehse bezeichnet ihn als den Geist, zu dem die Seelen zurückkehren. Er nimmt an, es sei ursprünglich ein mächtiger zentralafrikanischer König gewesen. Diese Mbandwas sind

seine Priester. Einzelne von ihnen können auch wahrsagen. Niabulesa, Kubedya und Niakaremba sind weibliche Geister. Letztere beiden sind Geister des Ackerbaues. Niabulesa bringt Krankheiten und tötet die Menschen.

Sie hat keinen bestimmten Mbandwa, sondern geht bald in den einen, bald in den andern. Wenn einer von ihnen etwas Schlimmes tut, dann ist sie in ihm. Wenn Niakaremba in ihren weiblichen Mbandwa gefahren ist, wird das Feld dieser betreffenden Priesterin von den andern Frauen bestellt. Niakaremba ist die Mutter des Geistes Kisiba. Um bessere Ernte zu bekommen, wird auch der Geist Kasi angebetet. — Die weiblichen Mbandwas dürfen nicht heiraten. Wird eine verheiratete Frau von einem Geist besessen, so verlässt sie ihren Mann und geht zum Vater zurück. Die weiblichen Mbandwas dürfen mit männlichen geschlechtlich verkehren. Die anwesenden Frauen hatten keine Kinder. Wer einmal Mbandwa ist, bleibt es bis zu seinem Lebensende. Die Kinder müssen nicht immer wieder Mbandwas werden. In Tiere fahren die Geister nie. Die Mbandwas haben einen Einfluss darauf, ob ihr Geist sie aufsucht oder nicht. In jeder Mbandwahütte ist eine Lagerstätte für den betreffenden Geist. Wollen die Mbandwas ihren Geist herbeirufen, so legen sie einige Simbi (das ortsübliche Muschelgeld), 9 oder 2×9 Stück, hin, rufen den Geist und geben ihm den Grund an, weshalb er kommen soll. Wollen andere Leute den Geist herbeirufen, so müssen sie dessen Mbandwa die Simbi bezahlen. — Die Mbandwas haben unter sich Zusammenkünfte und Beratungen, wenn sie dem Sultan Vorschläge machen wollen, z. B., dass er für einen Geist ein neues Haus bauen soll und ähnliches. Bei wichtigen Ereignissen, z. B. Epidemien, fragt der Sultan die Mbandwaversammlung um Rat. So hätten sie z. B. einmal bei einer Epidemie von jedem Haus einen Simbi eingesammelt und das Geld in den Kagera geworfen.

Wenn jemand erklärt, er sei von einem Geist besessen, Mbandwa geworden, so wird er erst von den übrigen Mbandwas begutachtet, ob er auch wirklich besessen ist. Ist dies ihrer Ansicht nach der Fall, so wird er von den Wamarambandwas unterrichtet, der Kibimbandwa z. B. kann das nicht.

In der Nähe der Missionsstation Buanja besuchte ich einen in einem grösseren Dorf wohnenden Mbandwa, der einen Zauber für die Fruchtbarkeit des Rindviehs hat. Seine Hütte unterscheidet sich von den landesüblichen durch ihre Grösse. Er besitzt viel Vieh. In dem abgegrenzten Vorraum der Hütte, gleich hinter dem Eingang, liegen fünf Trommeln verschiedener Grösse. Ich bekam denn auch auf meinen Wunsch ein Trommelkonzert aufgeführt. Die Trommeln waren verschieden abgestimmt und wurden in wechselndem, recht wohlklingendem Rhythmus von drei Leuten geschlagen. Leider hatte ich keinen Dolmetscher zur näheren Exploration des Mbandwas.

Nach dem Mitgeteilten scheint mir für das Zwischenseengebiet charakteristisch, dass der Priester dort gleichsam seinen Körper dem Geist, der ihn als Mbandwa erwählt hat, zeitweilig zur Verfügung stellt.

Was inzwischen aus dem Geist des betreffenden Mbandwas wird, habe ich leider nicht erfahren. Ob bei andern Negerstämmen und sonstigen Naturvölkern ähnliche Anschauungen bestehen, konnte ich aus der mir zugänglichen Literatur nicht ersehen. Struck spricht in seinem Aufsatz über „Afrikanische Ärzte“ (Münch. med. Wochenschrift. B. 53, II) nur von „persönlichen Beziehungen“ zwischen den Priestern und überirdischen Wesen. Auch bei Ratzel „Völkerkunde“ findet sich nichts über dieses Mbandwawesen.



Abb. 6.

Parallelen hierzu lassen sich aber jedenfalls sowohl in Afrika als in anderen Kulturkreisen finden.

Es wäre nun eine interessante Frage, ob bei den Mbandwas tatsächliche psychische Zustände vorliegen, die als „doppeltes Bewusstsein“ im Sinne der Psychiatrie aufzufassen sind. Meines Erachtens kann das schon der Häufigkeit wegen nur insofern zugegeben werden, als der Erfahrung nach (cf. Wernicke, Grundriss d. Psych.) solche Zustände weitaus in

der Mehrzahl der Fälle Produkte suggestiver Beeinflussung sind. Ich hatte nicht den Eindruck, dass es sich bei den Explorierten um bewusste Schwindler handelte. Ich glaube auch, dass die Einsicht, dass die Idee der zeitweiligen Besessenheit der Realität entbehrt, selbst dem intelligentesten inmitten seiner Volksgenossen lebenden Neger als eigener Erwerb nicht zugetraut werden darf, wenn man sich vergegenwärtigt, dass er doch mit einem Wust mehr oder weniger unklarer Vorstellungen von übersinnlichen Dingen belastet ist und dass bei ihm, wie alle Kenner der Negerpsyche übereinstimmend erklären (cf. auch Ratzel, Völkerkunde) das Unterscheidungsvermögen zwischen Wahrheit und Phantasie-

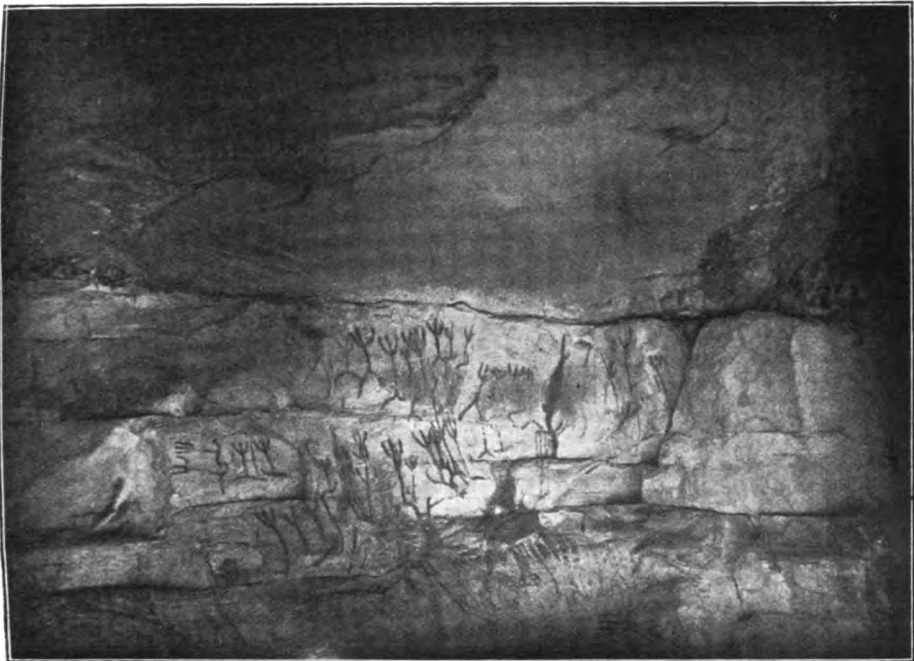


Abb. 7.

produkt ebenso wie bei unseren Kindern oder manchen hysterischen Individuen wenig entwickelt ist. Zweifellos spielen das Nervensystem beeinflussende Mittel, wie Alkohol, Kaffee und jedenfalls auch Hanf eine gewisse Rolle. Bemerkenswert ist der Hinweis Strucks (l. c.) auf die Bedeutung der Erbllichkeit des Berufs der Ärzte, da hierdurch möglicherweise auch eine gewisse nervöse Disposition vererbt wird, die einerseits durch den Beruf geschaffen wird, andererseits wieder zu ihm besonders befähigt.

Vielleicht begegnet auch folgende, kurz mitzuteilende Beobachtung einigem Interesse: Im nordöstlichen Karagwe in der Nähe des auf der Karte mit Narweri bezeichneten Lagerplatzes führte die Strasse nach Ruanda an einem Baum vorüber, unter dem, wie ein kleiner Dornenkral und alte Feuerstätten erkennen liessen, öfter gelagert wird. Dieser Baum

war über und über behängt mit aus kreuzweise übereinandergelegten Streifen von Bananenblättern gebildeten Paketchen, in welchen sich etwa faustgrosse Steine befanden. Meine Basiba-Träger legten, dort angekommen, ihre Lasten nieder und hängten jeder ebenfalls ein solches Paket auf. Auch forderten sie mich auf, ein gleiches zu tun. Auf meine Frage erfuhr ich, es handele sich um ein Opfer, damit die Reise glücklich verlaufe. Als wir nach drei Monaten aus Mpororo zurückkehrten, kamen wir bei einem gleichen Baum an der Barabara westlich von Kitengule vorüber, wo nun die Leute ebensolche Dankopfer für glückliche Heimkehr aufhängten.

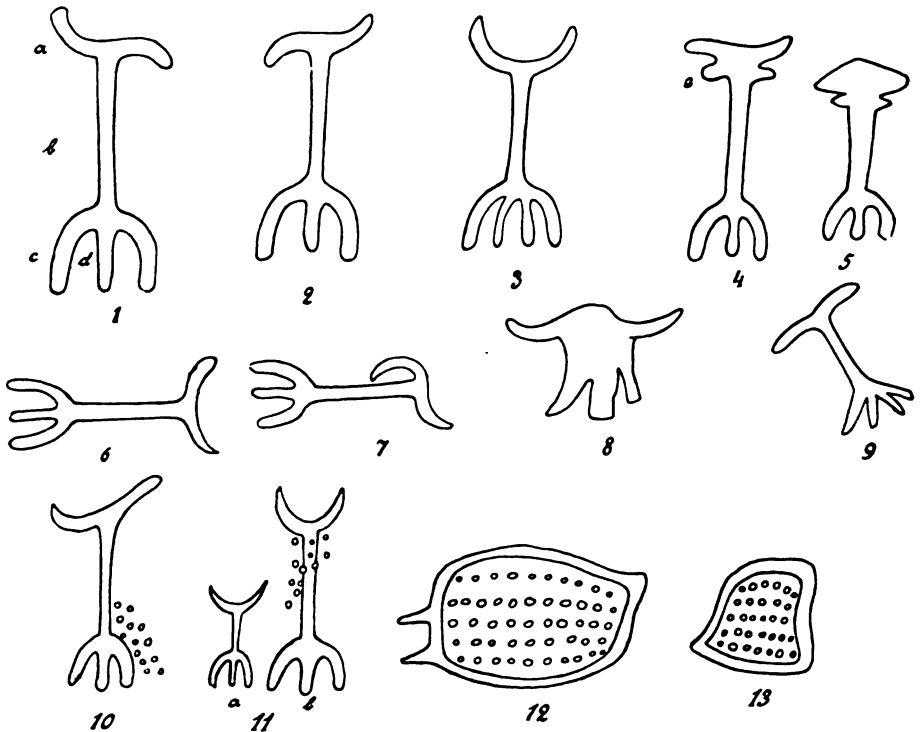


Abb. 8.

Bezüglich der Felszeichnungen bei der Mission Buanja in Kisiba, über die R. Koch in der Zeitschr. für Ethnologie seinerzeit berichtete, erhielt ich durch Exploration eines aus der Gegend stammenden Missionszöglings, den mein liebenswürdiger Führer Pater Donders mit zu den Grotten nahm und dort für mich ausfragte, folgende Erklärung: Die Zeichnungen sind von „Gott“ gezeichnet. Die Farbe heisst enkorwa. Es ist roter Ocker. Die Zeichen, die sich in so grosser Zahl wiederholen, stellen, wie Koch vermutete, Rinder dar; die wagrecht gezeichneten bedeuten schlafende Rinder. Die beiden rundlichen Figuren mit den vielen Punkten sind Leoparden, die die Rinder beschleichen. Besonders bemerkenswert sind die beiden zur Ader gelassenen Kühe. Menschliche Figuren sind nicht dabei.

Ich füge die Haupttypen mit den wörtlichen Erklärungen des Eingeborenen hinzu: (In dem Reisebericht des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg ist die Abbildung der Malereien verkehrt reproduziert, so dass die Symbole auf dem Kopfe stehen).

Interessant und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist, dass ein Mbatwa¹⁾ auf Kwidschwi, dem ich Bilder vorlegte, dieses Rindersymbol sofort als solches erkannte.

Bezüglich der Örtlichkeit möchte ich der Kochschen Schilderung noch hinzufügen, dass es sich um flache Grotten, nicht etwa um zu Wohnungen geeignete Höhlen handelt und dass im weiten Umkreis darum sich wie im grössten Teile Kisibas ausgedehntes, grasbewachsenes Weideland befindet. Vielleicht steht das mit dem Gegenstand der Zeichnungen in gewissem Zusammenhang. In diesem Falle könnten die Zeichnungen, nicht über die Zeit zurückreichen, zu der die dem Entstehen des Weidelandes vorausgehenden Rodungen vorgenommen wurden. Angesichts der alten Kultur Kisibas mag dieser Zeitpunkt immerhin schon einige Jahrhunderte zurückliegen. — Mit den bekannten Buschmannzeichnungen, die sich ja durch ihre grosse Naturtreue auszeichnen, haben diese schematischen Bilder nur bezüglich ihres Inhaltes eine Ähnlichkeit. Ebenso ist auch die Ähnlichkeit mit den in der Diskussion nach dem Kochschen Vortrag erwähnten und von Passarge in Kamerun entdeckten schwer zu deutenden Felsgravierungen eine geringe. Vielleicht stellen die Zeichnungen einen Bilderzauber zum Schutze der Viehherden dar (vgl. „Das Problem der Buschmannmalereien“ von Willy Pastor. Täg. Rundsch. Jahrg. 31 Nr. 85).

Über Affektäusserung bei meinen Leuten machte ich nachstehende interessante Beobachtung: Gelegentlich der Fahrten auf dem Kiwusee hatte ich einen schweren Bootsunfall, wobei mehrere Träger und Ruderer ertranken. Als die Kunde bei den schon am Land befindlichen Leuten eintraf, entstand sofort unter ihnen eine grosse Bewegung. Sie liefen hin und her, gestikulierten, weinten, hielten sich den Kopf, beugten den Oberkörper vor und zurück und fielen sich gegenseitig um den Hals. Sehr bald aber nahm das Jammern einen bestimmten Rhythmus an, dem sich alle anschlossen, auch die Kwidschwileute, zu denen die Ruderer gehörten und die erst etwas kühler geblieben waren. Dabei hatte der Niampara, der Trägerführer, gleichsam die Leitung übernommen. Etwa nach einer halben Stunde beruhigten sich die Leute allmählich und waren nach kurzer Zeit wieder in ihrer gewöhnlichen sorglos-heiteren Stimmung.

Als ich mich dem Ausgangsort Kigarama wieder näherte, kam mir die Mutter eines der Ertrunkenen, zu der die Nachricht vom Tode ihres Sohnes gedrungen war, in das Lager entgegen. Als sie die Bestätigung erfuhr, war sie erst ganz fassungslos, weinte und lachte abwechselnd und jammerte dann, indem sie rhythmisch „omuané, omuané!“ („mein Kind“) rief. Plötzlich lief sie schnell fort, stiess einen langgezogenen, gellenden Schrei aus und schlug sich dabei mit der flachen Hand schnell hinter-

1) Doch wohl „Mutwa“. Str.

einander auf den Mund, so dass ein trillernder Ton entstand, — übrigens eine Art des Zurufes, die ich auf der ganzen Reise im Zwischenseengebiet oft beobachtete. — Das Jammern, manchmal unterbrochen von diesem Schreien, war dann die ganze Nacht hindurch noch in der Nähe meines Lagers zu hören.

Ich füge dem Bericht eine Photographie des Königs Mihigo von Kwidschi bei, der sich seither nie vor Europäern sehen liess, sondern stets andere Personen vorschickte. Während eines mehrtägigen Aufenthaltes bei dem evangelischen Missionar auf Kwidschi, oder richtiger Idschu, Herrn Achtmann, dem ich für Gastfreundschaft und vielseitige



Abb. 9.

Unterstützung zu grossem Dank verpflichtet bin, erfuhr ich, dass Mihigo sich vor ihm als dem ersten Europäer gezeigt und anscheinend Vertrauen zu ihm gefasst habe. Er sei sehr verschüchtert, da er dauernd unter den Angriffen der Ruandaleute gelitten habe. Wir kündigten uns vorher an und besuchten ihn dann in seiner Residenz. Er begrüßte uns auf dem grossen freien Platz vor dem Zaun, der seine Hütte und Hof umgab, inmitten von etwa 100 bewaffneten Leuten. Mir gegenüber war er höchst misstrauisch, da ihm der Zweck meines Besuches sehr verdächtig war, als er hörte, dass ich mich für die Awatwa interessiere¹⁾. Vor Fernglas

1) Wir erfuhren durch ihn, die Batwazwerge seien von Kwidschi nach dem Kongostaat ausgewandert, da bei der Expedition des Herzogs „ihre Seelen in Bücher geschrieben“ worden seien. (Anthropol. Messungen.) Er schien den Awatwa

und Kamera äusserte er grösste Furcht, so dass ich ihn nur ganz heimlich aufnehmen konnte. Beim Verabschieden begleitete er uns einige Schritte, bat aber, dass ich vor ihm hergehe. Ich wurde lebhaft an das Gebahren von an Verfolgungsideen leidenden Geisteskranken erinnert. Mihigo ist ein grosser, ziemlich korpulenter Mann, schätzungsweise zwischen 60 und 70 Jahre alt. — Aus einem Brief von Herrn Achtmann erfuhr ich noch nachträglich, dass sein Vater vor 20 Jahren von dem damaligen König Ruabugiri von Ruanda getötet und seine Schwester fortgeschleppt worden sei. Sie sei jetzt ganz kürzlich nach so langer Abwesenheit auf ihren Wunsch aus dem Bezirk Bukoba, wo sie einem Grossen gehörte, nach Idschu zurückgekehrt. Mihigo hielt es kaum für möglich, dass sie ohne getötet zu werden durch Ruanda kommen könnte, und ist jetzt mit dem Einzug der Europäer ausgesöhnt, da sie das ermöglichten.

alles Schlimme zuzutrauen, bewegte sich aber nur in mysteriösen Andeutungen. Auf die Frage, ob sie sich nicht mit Schmieden befassten, antwortete er ironisch: „Für Euch mögen sie vielleicht schmieden“.

Bemerkungen über die „Mbandwa“ des Zwischenseengebiets.

Von

Bernhard Struck¹⁾.

„Mbandwa“ ist ein Substantivum der 9. Nominalklasse und vom Passivum eines Verbums banda gebildet. Aus dem Ziba ist dasselbe bisher nicht bekannt, Herrmann (Mitt. Sem. or. Spr. VII, 3, S. 150—193) führt weder banda noch mbandwa an.

In Ruanda gibt es nach Père Loupias (Anthropos III, p. 1—13), das passive Verbum ku-bandwa²⁾ in der Bedeutung von „in den Kult des Ryangombe eingeweiht werden.“ Seine weiteren Ausführungen sind inzwischen durch augenscheinlich sehr zuverlässige Nachrichten, die Missionar Roehl von seinem Sprachlehrer Rwabigwi erhielt, teils bestätigt, teils verbessert und erheblich erweitert worden (Nachr. a. d. ostafr. Mission XXIV, S. 63—66). Das „Kuzimu“ der Banyarwanda ist bei den Geistern Nyamuragira und Nyiragongo, seiner Frau, d. h. den Vulkanen gleichen Namens, wo die abazimu im übrigen ein ödes Schattendasein führen, das nötige Holz heranzuschleppen haben, um das Feuer zu unterhalten. Aber nicht die Geister aller Verstorbenen gehen dahin. „Als ich nämlich Rwabigwi fragte, ob er denn nach seinem Tode auch zur Nyiragongo ginge, warf er sich in die Brust und antwortete: Nein, ich gehe zu Ryangombe, ich bin ein umubandwa. Nachdem er sich nochmals vergewissert hatte, dass draussen niemand horche, flüsterte er mir dann nach und nach folgendes zu: Ryangombe, der eigentliche Gott der Ruandaleute, thronet auf dem Karisimbi, dem höchsten der Vulkane. Dort bei Ryangombe gibt es eine Art Paradies mit den höchsten Genüssen, die ein Sohn Ruandas kennt, nämlich Milch und Bier; die Milch liefert eine grosse Rinderherde Ryangombes, die auf den Schneefeldern des Karisimbi weidet; das Bier stellen die Ruandaleute dem Ryangombe hin in eigens hierzu erbauten kleinen Hüttchen, die man bei vielen Kraalen findet und die wir bisher vielleicht irrtümlich als Seelenhütten bezeichnet haben. Die Leute nun, welche Ryangombe einst zu sich nehmen will, sucht er sich noch bei ihren Lebzeiten aus und zwar in folgender Weise: er erscheint dem Betreffenden in einer Nacht, nimmt ihn mit sich auf den Karisimbi, zeigt ihm alle seine Herrlichkeit, verspricht ihm, ihn an allem

1) Im Anschluss an den vorhergehenden Aufsatz von Dr. Vix: „Beitrag zur Ethnologie des Zwischenseengebiets von Deutsch-Ostafrika.“

2) b hier nur im folgenden phonetisch = v.

teilhaben zu lassen, und sagt dann zu ihm: bandwa! was wir nicht gut anders übersetzen können als: lass dich weihen! Darauf bringt er ihn wieder in seine Hütte zurück. In der Regel erscheint Ryangombe seinen Erwählten während einer Krankheit. Darauf lässt nun der so Erwählte an sich die Weihe vollziehen in Gegenwart der schon früher Geweihten, natürlich unter allerlei geheimnisvollen Bräuchen. So wird nun auch er ein umubandwa, das ist ein Ryangombe Geweihter, und hat damit die Anwartschaft auf ein Leben nach dem Tode in Freude und Wonne und im täglichen Genuß von Milch und Bier. Die nächste Folge der Weihung ist natürlich die, dass der Betreffende von seiner Krankheit geneset. Nach dem Tode wird ein umubandwa kein umuzimu, er geht auch nicht ins Kuzimu, sondern er wird ein imandwa (Engel?), und Ryangombe holt ihn zu sich auf den Karisimbi zu ewigem Leben, denn ein imandwa stirbt nicht mehr.“ Ryangombes Wahl ist durchaus frei, Batwa sollen jedoch bestimmt ausgeschlossen sein. Die Weihe kann nur einmal an derselben Person vollzogen werden. „Würde jemand, ohne von Ryangombe aufgefordert zu sein, sich weihen lassen, so würde er für diesen Frevel von Ryangombe sofort getötet werden und müsste natürlich in das kuzimu gehen.“ Loupias behauptet, der König und die grossen Batusi könnten keine ababandwa sein, aber dem widerspricht Msingas eigene Äusserung zu Roehl, er werde einst in Ryangombes Paradies eingehen.

In Ruanda ist also umubandwa (Kl. 1) Pl. Ababandwa (Kl. 2) ein Geweihter, imandwa (Kl. 9) Pl. (Kl. 10) die Seele eines verstorbenen Geweihten. Das letztere Wort ist zwar augenscheinlich auch von bandwa abgeleitet, aber mit einer in diesen Sprachen sonst unbekanntem Lautentwicklung $ni + b = m$ statt des gewöhnlichen mb . Allerdings gibt H. H. Johnston die vorauszusetzende Form e-mbandwa (Uganda Protectorate II, S. 971, e nach Analogie der nördlichen Sprachen statt i), aber sein ganzes Ruandavokabular ist nicht sehr zuverlässig, und da er dem Wort die Bedeutung „Teufel“ beilegt, so wird er wohl unzutreffend berichtet worden sein.

Durch weitere Mitteilungen Roehls (nach Aussagen des Muziba Kyaluzi) werden Vix' Ermittlungen über die Mbandwa der Baziba bestätigt und treten mit den eschatologischen Vorstellungen, wie sie Rehse (Kiziba S. 132) andeutet, in Verbindung. Auch die Baziba kennen für die Verstorbenen zwei Örter: 1. Bitoma, das „Totenreich“, der Ort des ewigen Todes, der nach Rehse in der Landschaft Kyanja lokalisiert wird, wo ein Priester des Geistes Wamara wohnt und man nachts Trommelwirbel und Tanzgeschrei unsichtbarer Herkunft gehört haben soll¹⁾. 2. Murimara, die „Gefilde der Seligen“, wo die Seelen solcher Verstorbenen Aufenthalt nehmen, die bei Lebzeiten durch den Geist Kiziba dazu ausgewählt worden sind. „Jeder kann sich Kiziba anbieten und ihm weihen lassen. Ist der Weiheakt vollzogen, so nimmt Kiziba ihn an, oder ver-

1) Der Ort ist auf den Karten nicht verzeichnet; indessen sind noch grosse Strecken, namentlich im Südwesten der Landschaft, unerforscht. Photographie einer Gruppe von Mbandwa aus Kyanja s. Afrika-Bote XVII (Trier 1910/11) S. 196.

wirft ihn in folgender Weise: bis spätestens drei Tage nach dem Weiheakt muss der Betreffende in einen ekstatischen Zustand geraten, und redet dann unverständliche Worte vor Verzückung. Damit hat der Betreffende das Siegel empfangen, dass er von Kiziba angenommen worden ist.“ Tritt diese Ekstase nicht ein, so ist der Kandidat von Kiziba verworfen und geht nach seinem Tode nach Bitoma = Kuzimu.

In Nkole scheint es nach Meldon (*Journ. Afr. Soc.* VI, S. 142—145) nur einen einzigen und zwar einen Geist Mbandwa zu geben, in sieben verschiedenen „Personen“: Wemarra, Kagoro, Diangombi, Nyakururu, Mugasha, Simbua und Ndahura. Die zwei Fuss hohen Geisterhüttchen neben den Wohnhütten sind dem Mbandwa geweiht, für den dort bei Neumond vier Tage lang ein Feuer unterhalten wird. Ist jemand im Hause krank, so wird gekochtes Ziegen-, Schaf- oder Rindfleisch mit Milch, Bananen und Mehl auf einem Teller in die Geisterhütte gesetzt, es bleibt aber nur für einige Augenblicke darin und wird dann gegessen. Bei der Anrufung des Mbandwa bedecken sich die Männer mit muschelbesetzten Fellhauben, die Weiber flechten Muscheln ins Haar und lassen sie über die Stirn herabhängen, man tanzt die Nacht hindurch und ruft den Geist und den Namen jeder seiner Erscheinungsformen an, mit Wemarra in der obigen Reihenfolge beginnend. Ausser der Mbandwahütte gibt es vor den Häusern ein zweites Hüttchen für die Ahnengeister, ferner an verschiedenen Stellen im Lande eine Hütte für den Gott-Schöpfer Lugaba. Dessen Priester ist in einer Person auch Priester des Mbandwa; ist dieser Mann (Zölibat!) von Lugaba besessen, so erfolgen seine Reden hinter geschlossener Hüttentür, kommt Mbandwa über ihn, so spricht er draussen. Durch gewisse Modifikationen im Ornat erfährt das Volk, welche der sieben Erscheinungsformen aus ihm spricht, vgl. darüber im einzelnen Meldon a. a. O. S. 145. Das Leopardenfell ist hier Zeichen des Diangombi.

Das paarweise Auftreten der Geisterhüttchen findet sich in Kiziba wieder (Rehse S. 128), nur gehören dort beide einem Erdgeist Irungu, und das Hüttchen für die Seele des verstorbenen Vaters wird innerhalb der Wohnhütte hinter dem Bett des Hausherrn erbaut (S. 14). Merkwürdig ist es, dass der Perlenkopfschmuck in Kiziba denselben Namen e-kisingo trägt, wie die Fellhaube, die die Banyankole beim Gebet aufsetzen, obwohl beide Dinge ganz verschieden gestaltet sind, vgl. die Abbildungen Meldon S. 143, Rehse S. 132. In Nkole wird ferner wie in Ruanda der erwählte Träger des Geistes sofort frei von Krankheit. Das Feuer im Haus des Wamara von Kiziba muss dauernd unterhalten werden, in Nkole, wie erwähnt, nur vier Tage im Monat. Die Zahl der Unterschiede ist also im einzelnen ebenso gross wie die der Übereinstimmungen. Wie Lugaba (Rehse's Rugaba), so sind auch die andern Namen in Kiziba gut bezeugt. Wamara, in Nkole bei der Anrufung stets zuerst zitiert, regiert in Kiziba über alle übrigen Geister, daher kann, wie Vix erfuhr, eben nur der Mbandwa des Wamara einen neuen Mbandwa unterrichten. Kagoro ist in Kiziba der Enkel Wamaras, Diangombi ist natürlich = Ryangombe, Liangombe; Mugasha ist der altbekannte Seegott der

Baganda und wird auch in Usuwi, Kisaka und Karagwe verehrt. In Kiziba hat er Gewalt über Flüsse, Seen, Wind und Wetter, auch „Erdbeben“ soll als „mugasha“ bezeichnet werden (s. darüber meinen Aufsatz „Zur Kenntnis afrikanischer Erdbebenvorstellungen“ Globus XCV, S. 85–90; „African Ideas on the subject of Earthquakes“ J. Afr. Soc. VIII, p. 398 bis 411). In Nkole hat der Geist Mugasha eine Hochzeitsgesellschaft in Steinsäulen verwandelt (J. Afr. Soc. VI, S. 246).

Interessant ist, dass der Geist Kiziba in die Landschaft Kiziba aus Jhangiro eingewandert sei „und zu den Waheia gehört.“ Waheia = Bahaya, was der Gesamtname ist für die dialektisch beinahe einheitliche Bevölkerung der Landschaften Kiziba, Bugabu, Kyamutwara, Kyanja und Jhangiro. Da, wie Rehse (S. 133) festgestellt hat, Nyakarembe als „Göttin des Ackerbaus“ Mugashas Gemahlin ist, so dürfte durch Vix' Ermittlung, dass sie die Mutter des Geistes Kiziba sei, die genealogische Stellung dieses bisher auffallend isolierten Landesgeistes nunmehr aufgeklärt sein. Rehse hatte nur erfahren, dass Mugasha früher König von Sese¹⁾ gewesen sei und damals in engem Verkehr mit dem König von Kiziba gestanden habe. „Die königliche Familie steht darum noch heute in besonderer Beziehung zu diesem Geiste.“ Vix erhielt von dem eigenen Mbandwa Mugashas die Angabe, dieser sei auf Sese Regenmacher gewesen und nach Kiziba herübergeholt worden; danach mag Rehses Version eine später aufgekommene Deutung der dem Volke nicht mehr verständlichen Beziehungen sein, die den Königshof von Kiziba mit Musgasha, dem Vater (oder Stiefvater?) Kizibas (des Geistes) verbinden.

Wie dem auch sei, charakteristisch ist das Wandern vieler Geister, nämlich der Landes- und Heroengeister, das sich hier im Osten und auch weiter im Norden wiederfindet, vgl. z. B. den Nikang der Schilluk. Es gibt wohl kaum einen plastischeren Ausdruck für die so einfache und doch so oft aus den Augen gelassene Tatsache, dass die Bevölkerung jedes einzelnen dieser Gebiete, gleichviel welcher racialer Zusammensetzung, ganz allgemein aus (mindestens) einer alteingesessenen und einer eingewanderten Schicht aufgebaut ist. Kiziba ist schon als Geist ins Land gekommen, Mugasha und Kibi sind es erst geworden. Wenn dieser Kibi von sehr weit eingewandert, König in Kigarama gewesen und von einem andern König vertrieben worden sein soll, so ist diese Figur ohne Zweifel identisch mit dem „historischen“ Kibi der Bazibatradition, dem Stammvater aller Bazibakönige²⁾. Kibi, offenbar ein hamitischer Prinz und Bruder von Ruhinda von Karagwe, kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus Bungoro nach Kiziba, gewann dort als glücklicher Jäger durch seine Fleischspenden Anhang; den einheimischen König Ntumwa überfiel er in seiner Residenz, dieser kam dabei ums Leben, und Kibi übernahm die Regierung, vorgeblich als Majordomus von Ntumwas Bruder Kangamaishwa. Ein Aufstand Kangamaishwas misslang und Kibi residierte fortan auch nominell als König in Kigarama. Königstradition und Geistersage be-

1) So richtig statt des Druckfehlers Ireze bei Rehse S. 128.

2) Rehse S. 154–160, 237–240.

richten also völlig übereinstimmend. Beide Söhne Kibis heissen in der Tradition Ishamura; wenn Vix den bürgerlichen Namen des dritten Mbandwa als Ishamura, den seines Geistes als Kagashane protokolliert hat, so wird dies also ein Versehen sein, zumal Männernamen sehr gewöhnlich mit ka- gebildet werden (vgl. die Liste bei Rehse S. 123).

Ausserlich betrachtet, scheint die Zahl der „Mbandwa“ in Ruanda am grössten zu sein; alle in ein persönliches Verhältnis zur Gottheit einbezogenen werden so bezeichnet. In Kiziba ist es nur eine beschränkte Gruppe, nämlich die Priester; in Nkole gibt es nur einen einzigen „Mbandwa“, den Geist selbst. „Mfumo“, der eingeborene Arzt, scheint überall etwas ganz verschiedenes zu sein. Seine Kompetenz erstreckt sich auch sonst in Afrika meist nicht auf jene grossen Übel, wie Pest, Pocken, Unfruchtbarkeit, bei denen es priesterlichen Eingreifens bedarf¹⁾. In umgekehrtem Verhältnis zur Zahl der Mbandwa steht die Zahl der betreffenden Geister. In Ruanda ist es der eine Ryangombe, in Kiziba sind es mehrere Geister (aber nicht alle ursprünglich, vgl. Kibi und Ishamura), in Nkole alle möglichen „Erscheinungsformen“ mit Einschluss des Ryangombe von Ruanda und einiger Geister der Baziba. Wahrscheinlich liegen Substitutionen sowohl des Namens wie auch der Funktion vor. Ryangombe wird in Kiziba als Geist der Rinder nur von den Bahima verehrt, auch sein Priester ist ein Muhima (Rehse S. 134). An seiner Stelle wird hier mit der „Paradies“-Vorstellung der Landesgeist Kiziba verknüpft, während die Unterwelt Bitoma dem Wamara gehört. Trotzdem nimmt er in allen Beziehungen ausserhalb des Mbandwawesens die erste Stelle ein. Da Ryangombe in Kiziba ausserhalb des Pantheons von Dämonen (Wamara, Mugasha usw.) und Heroen (Kibi, Ishamura) steht, in Nkole aber in der Reihe der Geister nicht nur hinter Wamara zurücksteht, sondern auch sonst keinerlei Ausnahmestellung einnimmt, so hat es den Anschein, als werde hier eine Gottheit der eingewanderten Hamiten, Ryangombe, ganz allmählich von der einheimischen Negermythologie der Bahutu-Bairo absorbiert. Das „Mbandwa“-Wesen an sich ist gewiss ein alteinheimisches Element, dafür sind die vielen Parallelen namentlich der Kiziba-Mbandwa nach Loango, Kamerun, Togo und der Goldküste nicht zu verkennen.

Vielleicht ist auch Wamara ursprünglich Heros, nicht Dämon. Nach der Nkole-Tradition war Wamara König der Bachwezi in Baera (Uganda), eines von den Bahima verschiedenen Hamitengeschlechts²⁾, und eroberte Nkole.

Seine Frau Nzunaki (eine Muhima) ist augenscheinlich identisch mit

1) Siehe u. a. die klassischen Aufzeichnungen Missionar Bohners über das Pockengespenst der Gā (Goldküste), die ich Globus XCII, S. 149f. veröffentlicht habe.

2) „Bachwezi“ wird gewöhnlich als „Propheten“ erklärt, scheint aber auch im Sinne von 1. Ahnengeister, 2. Priester oder Zauberdoktoren gebraucht zu werden. Vgl. H. H. Johnston a. a. O. II, S. 588; A. B. Lloyd, Uganda to Khartoum, p. 46 bis 50. Danach scheint der Begriff „Bachwezi“ dem der „Mbandwa“ nicht fern zu stehen.

der Nyunaki der Kiziba-Tradition, sein Sohn „Luinda“ mit deren „Kuhinda“, dem Bruder Kibis. Dazu stimmt, dass Luinda von S nach N seine Herrschaft in Nkole ausgebreitet haben soll und nach der Kiziba-Tradition König von Karagwe war. Bagabe oder Basingo heisst ein übrigens nicht mit den Bahinda identischer Clan der Bahima von Nkole, die einst einen anderen Sohn Wamaras, Mulindwa, getötet haben sollen. Diese dürfen nicht vor Lugaba (dem Himmelsgott von Nkole) bzw. in dessen Höhle zu „Kagarama“ erscheinen; „Kigarama“ heisst aber auch die Residenz der sagenhaften Kibi von Kiziba, ein noch heute bedeutender Platz nördlich von Bukoba.

Zur Psychologie des Dschaggarätsels.

Von

Bruno Gutmann, Moschi, Kilimandscharo.

Die Rätseldichtung erweckt unsere Teilnahme meist nur als eine Übung des menschlichen Scharfsinns, der zu dem oft recht bunten Mosaik der Rätselallegorie die rechte Beziehung findet oder die einzelnen Stücke zusammenfügen kann.

Wir fühlen kaum noch etwas von der Bildfreudigkeit des Volksrätsels und von dem Triebe seiner Sprache, jede Handlung und jedes Stück der Umgebung so zu verlebendigen, dass es in plastischer Gestalt als eindrucksvoller Vorgang vor der Seele wiederersteht, und das innerste Wesen einer Sache veranschaulicht, wenn die Worte genannt werden. Die Freude am Bilde, am dichterischen Gleichnisse ist der Ausgangspunkt zu einem richtigen Verständnisse des Volksrätsels, wie es z. B. im Dschaggavolke am Kilimandscharo in reicher und bunter Gestalt heute noch lebendig ist.

Genährt und tausendfach befruchtet wird die Rätselfreudigkeit hier durch das Gefühl, mit dem Gleichnisse die Sache selbst erkannt und in ihrem Wesen gemeistert zu haben.

Ein treffendes Gleichnis hat für sie die grösste Beweiskraft, wirkt unmittelbar überzeugend. Und in diesem Sinne ist für sie die Rätselfrage noch Weisheitsfrage: Der Schlüssel zur Erkenntnis. Aber dieses Suchen nach Weisheit, nach dem Begreifen der Dinge klingt eben nur noch mit als das verbindende Glied der Kette, die in noch tiefer versenkte Entstehungsursachen hinunterreicht, bis in die letzten Fundamente unserer Psyche = die religiöse Triebkraft, die sich von der Obmacht äusserer Verhältnisse lösen will und ihrerseits nach Herrschaft strebt über die Seele der Dinge. Der Schlüssel zu jedem Wesen aber ist sein Name. Und wie tief sich diese erste Erkenntnis der menschlichen Seele eingepägt hat, zeigt auch das Verhalten des Dschagga unbewusst auf das deutlichste: wenn man ihn als Fremder nach seinem Namen fragt, wird er stets antworten: ich bin ein Mensch; und auf die wiederholte Frage verstärkt er nur den Ausdruck: ich bin ein Mensch der Menschen. Wenn er schliesslich einen Namen nennt, ist er sicherlich ad hoc erfunden.

Aber auch dieser Kampf um das geheimnisvolle Wesen der Dinge ist sicher nur der Nährboden für das Rätsel geworden, seine Form hat die bittere Not geprägt, die im Kampfe um Sicherung des eigenen Lebens

oder der Sippengeossen Erfindungen machte. Das Warnlied ist der erste Gestalter des Rätselspruches. Dieselbe Sprache, die der Dinge Geheimnis entschleiern wollte, musste nun dazu dienen, die eigenen Anschläge zu verstecken und den allgemein erkannten und benannten Formen einen anderen geheimnisvollen Sinn zu geben. Einen durch Häuptlingsanschlag oder den Neid der Vornehmen bedrohten Freund und Geschlechtsgeossen zu warnen, wurde nachgerade eine Kunst, der sich jeder befloss. Es galt dem Anschlage der Verschworenen zuvorzukommen und sich selber dabei doch nicht zu verraten. So besitzen die Wadschagga eine Menge Warnlieder und Warnsprüche. Ich will nur einige Beispiele geben:

„Hundsaffen steigen den Hang herauf,
Im Morgengrauen wollen sie Bohnen jäten!
Sie tragen zweiseitig geschnitzte Stecken,
Die werden dich töten.“

Das ist ein Lied an der Grenze gesungen, um eine bedrohte Landschaft vor dem feindlichen Einfalle zu warnen, den die eigenen Bezirksgeossen vorhaben. Das ganze Lied aber ist schon ein voll ausgebildetes Rätsel.

In einer Sage wird der durch den Anschlag seines Bruders bedrohte Häuptling durch ein Kind gewarnt, das durch sein Lied den Häuptling stutzig macht:

„Unbekümmerter,
Das Land hat Buschschleicher
Und das Haus birgt einen Namenlos
Geh und komme morgen!
Das Haus hat seine Leute.
Lass! Und komme morgen
Unbekümmerter!“

Als einst die den Masai verwandten Aruschaleute Wadschagga aus der Häuptlingschaft Madschame heimtückisch in einen Hinterhalt gelockt hatten, liess ihr Häuptling vor dem Beginne der Metzerei dem Führer der Wadschagga aus dem Häuptlingsgeschlechte eine Warnung zugehen, damit er entweiche. Die Worte lauteten: „Mache dich davon! Heute ackert Aruscha einen Acker, der wird vollständig fertig.“

Das war ein Rätsel, das in wenig Minuten seine Lösung heischte: ein echtes Halslösungsrätsel von furchtbarer Realistik.

Neben Zeichen und Sinnhandlungen war das heimlich rätselnde Wort oft das einzige Mittel zur Rettung eines Bedrohten.

Und wie das Warnlied ist auch die Scham eine uralte Wurzel des Rätsels.

Die Scham ist die Mutter des Scherzrätsels.

Es gibt gerade für das Naturkind viele Gelegenheiten, in denen das Gemeinschaftsbedürfnis, der Gesellungstrieb zwingt, ein Geheimnis zu offenbaren, und doch das persönliche Schamgefühl die Mitteilung der nackten Tatsache hindert. Dann greift es wieder zu einer Umschreibung,

zu einem Gleichnisse, wie in der todüberschatteten kurzen Spanne Zeit, wo man den Warnruf in den Hof des Freundes trägt.

Die Antwort auf solche Fragen neugieriger Genossen nach irgend einem persönlichen Verhältnisse wird dann als voll ausgebildetes Rätsel gegeben, ohne doch in der Form die Lösung zu heischen. Der Gefragte gewinnt damit Zeit und lenkt die Neugierde von dem Verhältnis auf das Gleichnis.

Und wenn dann die Lösung gefunden oder preisgegeben wurde, ist die nackte verletzende Neugierde durch den Mantel des Gleichnisses gleichsam neutralisiert. Und wenn ein Gleichnis schlagend war und gefiel, dann wurde es allgemein angenommen, zuerst für gleiche Situationen und schliesslich als reines Spiel, fast wie eine Übung für ähnliche Fälle. Und nicht nur die Zufälligkeit der Entstehung vieler solcher Rätselbilder, sondern auch das Bedürfnis, für jede Lage gewappnet zu sein, entweder als Löser oder als Befragter, machte bei dem einfachen, von falschem Ehrgeize nicht angekränkelten Naturmenschen das Bedürfnis rege, Rätsel und Lösung immer beieinander zu haben, wie etwa ein Schüler sein Einmaleins.

Wenn die Mädchen sich z. B. gegenseitig nach ihrem Verlobten ausforschen, dann handelt es sich vor allem um die Frage: ist es ein Reicher oder ein Armer. Und die einem Armen verlobt ist, spricht: „Ich werde von einem Zweigeraschler davongetragen werden.“ Das Wort: „Der durch die Zweige raschelt“ schafft die Vorstellung eines Mannes, der auf die Bäume steigt, also ein Honigbüttenaufhänger, und die Genossinnen antworten: „Das ist gut, da hast du Honig zu essen.“ Die einen Reichen hat, wird aber auch nicht stolz und ohne Scham antworten: ich habe einen mit vielen Rindern, sondern sie sagt: „Ich habe einen Rindenschäler!“ Das heisst: wie Kinder vom Baume die Rinde lösen, so leicht löst mein Verlobter die Felle von den Rindern, er kann reichlich schlachten. Und die Genossinnen sagen: „Wie schön, du hast Fleisch zu essen.“ Man sieht aber, diese Antworten sind Rätsellösungen. Und bei ähnlichen Gelegenheiten mögen die meisten der sogenannten Scherzrätsel entstanden sein. Die Namenrätsel sind sicher eine erste Quelle der Rätseldichtung überhaupt, und es wird davon später noch zu handeln sein.

Es ist bedeutsam, dass die ersten Schriftzeichen der Völker abgekürzte Bilder sind. Denn auch ihr Denken ist ein Bilddenken, das ein Gleichnis noch nicht als Hilfsmittel für das Festhalten und Auseinanderhalten erkannt hat, sondern im Anschauen dieser Bilder selbst das Wesen der Dinge erfasst, und darin ausruht sie in der Seele zu reproduzieren.

Und wie das abgekürzte Bild als Schriftzeichen die Worte und Gedanken eines andern übermittelt und wieder erweckt, so sind die Gleichnisse und Bildrätsel in der Sprache jene Stichworte, die ganze Erlebnisse und Vorgänge, und wenn nicht das Wesen der Dinge, so doch auch für uns noch das Kennzeichnende ihres Gehabens vor die Seele bringen.

Für den Naturmenschen aber war das die Macht, über die Umwelt recht viele solcher Stichworte zu wissen, die ihm den Sinn der Rede enthüllten, die ihn das schamvoll Verborgene doch erkennen liessen, die ihm

aber auch von vielen Gefahren helfen konnten, denen er sonst hilflos gegenüberstand, sei es, dass er eine Drohrede zur rechten Zeit erkannte oder die Warnung eines Freundes rasch erfasste.

Recht viele solcher Stichworte zu sammeln, musste darum das Streben seines ersten einfachen und so plastischen Weltbegreifens sein.

Und diese uralte hohe Wertung des Rätsels ist noch aus den Formen des jetzigen Rätselspieles bei den Wadschagga erkennbar.

Wenn jemand ein Rätsel nicht lösen, „auseinanderhalten“ kann, dann sagt er: ngadeko: es entgeht mir. Und der Frager antwortet: tereva ndžikuvie: bitte, dann will ich's dir sagen! Dann gibt er ihm die Lösung. Es ist also auch jetzt noch Weisheitsfrage, die gestellt wird, und das Interesse wird getragen werden von dem Gefühle: durch die Lösung wird Macht übermittelt.

Und dass die Antworten in alten Zeiten teuer verkauft wurden, sieht man an den scherzhaften Bedingungen, die noch heute gestellt zu werden pflegen, wenn einer das Rätsel nicht raten kann und die Lösung wissen möchte. Dann heisst es: „Wenn du es wissen willst, dann gib mir dein Weib oder deine Kinder!“ Und der andere verspricht es, natürlich nur im Scherz. Aber diese scherzhaften Bedingungen sind treue Spiegelungen aus einer finsternen, um das erste Licht ringenden Zeit.

In der westlichen Landschaft Madschame haben sich die Vornehmen noch in geschichtlicher Zeit Ziegen beim Rätselspiele zum Pfande gesetzt. Dass es aber früher um höhere Einsätze gegangen sein muss, zeigen auch dort die symbolischen Preise für ein verlorenes Rätsel.

Wenn keiner die Antwort schuldig bleibt und immer Lösungen gefunden werden, dann sagt jeder befriedigt: nsenge wo mangi mbâko: der Stab des Häuptlings ist mein (sc. geblieben). Wer ein Rätsel nicht lösen kann, wird aufgefordert den Einsatz zu zahlen mit folgenden Worten: „Gib mir den Häuptlingshof, dass ich ihn in Besitz nehme!“ Und der andere verzichtet und spricht: „nimm ihn hin.“ Triumphierend sagt man dann dem Besiegten: „Wir nehmen das Land in Besitz und du wirst ein Knecht.“

Der Name für Rätsel selbst: orájo kann für die Geschichte nicht viel beitragen. Es ist ein uraltes Wort, wahrscheinlich ein Imperativ, der vom Dschagga jetzt als nomen proprium behandelt wird. Er weiss nichts über seine Bedeutung zu sagen. Vielleicht ist es aus dem Anrufe entstanden, der jetzt noch gebraucht wird, wenn sich einer ungesehen nähert: orá-ho, unserm „Halt, wer da“ entsprechend.

Aber wichtig ist es, dass jeder Rätselkampf und in allen Landschaften gleich durch ein stereotypes Rätsel eingeleitet wird; es lautet: „Geglättej wurde es von Meerkatzen.“ Auflösung: „Schöpfstelle am Wasserlauf.“

Diese feste Sitte zeigt deutlich, wie das Rätsel auch heute noch als geheimnisvoller Enthüller gilt, das die Dinge weckt und das geschlossene Auge der Welt aufschlägt.

Und darum soll eine befriedigende, segensreiche und menschenfreundliche Macht zuerst entfesselt werden: das Wasser. Die Vorstellung

ist noch jetzt: Wasser ist ein sanftes Element, Sinnbild des Friedens. So soll sein Name als gutes Omen über dem Spiele walten, damit nicht sein Ende Zank oder Mord werde; denn sei es, dass durch das Nennen der Dinge, die in buntem Wechsel herausgefordert werden, Unfriede erwächst, sei es, dass ihn ein ungelöstes Rätsel weckt, immer fühlt man etwas von einem selbstmächtigen Geheimnisse. Darum muss dieses erste Rätsel als mit zur Einleitung der Rätselfragen selbst gehörig betrachtet werden.

Es sind grundlegende Erkenntnisse der Menschheit, die im Rätsel ihren ersten Ausdruck fanden. So wenn sie fragen: „Es ist ein einziger Häuptling über der ganzen Welt: die Sonne (zugleich Gottesname).“ Oder: „Ein einziges Auge übermag die ganze Welt: die Sonne.“

„Ein Häuptling tritt hervor mit vielen Männern, du kannst sie nicht zählen: Mond und Sterne.“

„Ein einziges Zicklein hältst du in deiner Hand: hüte dich, es ist dein Leben.“

„Ich habe meine Augen, die kannst du nicht zählen: die Sterne.“

„Meine Augen“. Das zeigt uns gleichsam die Freude des Entdeckers, der die Sterne als Augen erkannt hat und nun ein festes Besitzrecht auf diese Erkenntnis und die damit zwischen ihm und ihnen geschaffene Beziehung beansprucht.

„Unzählbar die Rinder des Häuptlings auf einer Wiese: die Sterne.“

„Der Kleiderlappen viele auf dem Liegefell des Vaters: es sind die Sterne.“

„Es scheint ein Mond im Schneckenhäuschteich: der Schatten des Mondes“, d. h. sein Widerschein. Hier fällt wieder einmal auf, wie doch im Grunde die Anschauungen zweier Sprachen auseinandergehen, und wie rasch eine Übersetzung täuschen kann: Das Wort kirīše wird meist mit „Schatten“ übersetzt, und trifft auch die Sache in weitaus den meisten Fällen, aber nicht die Bedeutung. Das Wort kirīše bezeichnet freilich auch den Schatten eines Menschen oder Tieres oder irgend eines Gegenstandes, aber ebenso auch das Spiegelbild im Wasser, den Widerschein des Lichtes im Teiche, und Schatten, Spiegelbild und Widerschein bedeutet für sie das gleiche: kirīše, d. h. Seelenbild, der heutige Spiritist würde sagen: das Bild des innern Menschen. Aus dem angeführten Rätsel spricht noch das grosse Erstaunen des Naturmenschen, der das Bild des Mondes, den er hoch am Himmel weiss, aus dem Wasser widerscheinen sieht. Und diese Wahrnehmung hat sicher mit gestaltet an dem Glauben, dass der Mond ein lebendiges Wesen sei.

Und zu diesen reinsten und allgemeinsten Anregern des menschlichen Denkens kommen nun die Besonderheiten ihrer Umgebung, die sich früh auch im Rätsel einen Widerschein erzeugten.

„Kollere diesen Himmelsstein davon! Es geht nicht, denn es ist der Kibo“, der gewaltigste Gipfel ihres Gebirges.

Ein anderes Rätsel ist besonders interessant, weil es uns ein Entwicklungsmoment in ihrem Welterkennen gleichsam festgestellt hat: „Ich bin im Bergwalde und schaue ein Ding, das ist in der Steppe, wie ist das möglich!“ Lösung: „Du siehst durch eine geöffnete Honigbutte.“

Durch eine alte zerfallene Honigbutte, die über dem Bergwalde des Kilimandscharo aufliegt, und als eine Röhre nach beiden Enden offen ist, weil die Deckel herausfielen, schaut der Dschagga in die meilenweit entfernte Steppe in der Tiefe, die ihm von hier aus immer nur eine farbige Fläche war, ohne dass seine Aufmerksamkeit ein Unterschied fesselte, so etwa, wie man über einfarbiges Tuch hinsieht. Es war Neuland, das er für seinen Horizont hinzugewann als er ein von der Röhre umschlossenes umrahmtes Bild vor sich sah. Das Staunen über das bildhafte Sehen einer Sache malt sich hier.

Von grosser Erhabenheit gerade in seiner einfachsten Gestaltung ist das Rätsel:

„Ich habe einen Versammlungsplatz da draussen, der niemals voll wird (so viele auch kommen).“ Die Lösung lautet: „bei den Toten.“

Die atmosphärischen Gebilde haben sie mit viel Verwunderung betrachtet, und weil sie in ihren Formen und Verschiebungen auch das Schicksal vorgedeutet sahen, kamen sie zu einer schärferen Unterscheidung dieses Proteusmantels als andere Völker. Aber im Rätsel spricht sich doch nur der rein künstlerische, Formen vergleichende Eindruck aus: „Ich schaue nach unten (zur Steppe) und sehe ein Ding, das gleicht dem Darmgekröse, und nach oben hin (zum Hochgebirge), da sehe ich es ebenso: die Wolken.“ Es sind Kumuluswolken, und der Vergleich mit dem zu vielen Klümpchen geballten Gekröse, das die Därme umhüllt, ist äusserst treffend.

Alle Entfaltungen ihrer Seele erzählen uns von dem Streben nicht nur nach Veranschaulichung, sondern nach Verlebendigung der Dinge, und im einzelnen überrascht dann oft die geschickte Verbindung äusserlicher Beziehungen.

Die Kilimandscharobäche stürzen sich in unzähligen kleinen Wasserfällen zu Tale, die dann meist in einem kleinen oder kleinsten Felsenbecken sich ausruhen. Solche Felsenbecken heissen nduva. Diese Situation ist verlebendigt in der Rätselfrage: „Ich esse und esse und wachse doch nicht, muss ein Kümmerling bleiben.“ Auflösung: das Felsenbecken, in das sich ununterbrochen Wasser ergiesst und das dennoch niemals grösser wird.

Der Dschagga gestaltet nicht nur bildhaft im Rätsel, sondern er belebt die Bilder durch einen überraschenden Gegensatz, der dann manches schöne Bild dem Gebiete des reinen Scherzrätsels einverleibt. Wenn er den Gewitterdonner mit einer Stimme vergleicht, die man tageweit hört, so ist das ein geschlossenes und schönes Stimmungsbild. Aber nun bezieht er — das ist ein hervorstechendes Kennzeichen der Dschaggarätsel — alles auf die eigene Person und spricht: „Ich stosse den Jubelschrei aus, den hört der Schiramann (drei Tage weit entfernt): das ist der Donner.“ Durch diese persönliche Beziehung hat das Rätsel aber einen lächerlichen Eindruck hinterlassen, der nicht in der Lösung, sondern in der Fragestellung verborgen liegt.

Ein volles Scherzrätsel, das den lächerlichen Eindruck mit der Lösung bringt, ist z. B. dieses: „Es flicht sich ein Tragkissen (um eine Last auf

dem Kopfe zu tragen) und trägt doch nichts“: das ist der Hund mit seinem Schwanze, weil der Dschaghahund seinen Schwanz immer zusammengerollt trägt, wie ein aus Bananenblättern gebundenes, rundes Tragkissen.

Ein feines Kontrasträtsel ist: „Ich kenne es, ehe es erkennbar wird.“ Ein Bach, der in den tief eingeschnittenen Schluchten nieder- rauscht und schon von Ferne hörbar ist, ohne dass man ihn sieht.

Davon wären nun Hunderte aufzuzählen:

„Ein Dummkopf betrügt den Häuptling: Fallgrube und Elefant.“

„Kleines besiegt Grosses: Axt und Baum.“

„Eine Riesenschlange ist hier im Hause, die dich doch nicht verschlingt: Die reifenähnlichen zusammengebundenen Ruten, die das Gestänge der kegeligen Hütten zusammenhalten im Innern des Hauses.“

„Ich kläre einen Acker und pflanze doch nichts darauf, dass ich es ässe: Das ist einer dem die Haare geschnitten werden.“

„Du trägst Fleisch bei dir und isst es doch nicht: die Zunge im Munde.“

„Ein Talpass ist es, was da hinabsteigt, das kommt nicht wieder herauf: die Kehle und das Essen.“

Oder ähnlich: „Es trägt alles davon und bringt nichts wieder: die Kehle.“

Der Begriff „unzählbar viel“, dem Wortlaute nach auf leicht zählbare und überschaubare Dinge bezogen, ist einer der beliebtesten Gegensätze im Rätsel. Hier nur ein Beispiel:

„Ich trage Dinge, die du nicht zählen kannst, und die mir darum doch keinerlei Beschwerde machen: die Haare auf dem Kopfe.“

Weitere Kontrasträtsel:

„Ich gehe mit ihm und komme doch nie zu ihm: Mond oder Sonne oder Weg, der immer vor einem bleibt.“

„Da, wo es gefällt, da lässt mans nicht: die Frucht am Baume.“

„Ich habe ein Kind, dem lege ich Schmuck an, da wird es verschandelt, entkleide ich es dann, da wird es schön: wenn du die Bauanestaude von verdorrter Rinde befreist.“

„Zähle Körner, die unzählbaren: es sind die Haare des Rindes.“

Hier handelt es sich um keinen Kontrast zum unzählbar vielen, sondern um ein reines Anschauungsrätsel. Wie das Korn unzählbar viel ist, so auch die Haare des Rindes.

Ein um so schärferes Kontrasträtsel ist dieses:

„Ich habe nur ein einziges Kind und mit ihm Ehre genug: du besitzt ein Rind, nach dem die Leute gieren.“

Das Rätsel ist nun aber durchaus nicht ein so einfaches Gebilde wie es uns differenzierten Menschen erscheinen will, rein um seiner Kürze und Naivetät willen, ebensowenig wie das Märchen, sondern es ist aufgebaut auf Schichten und Querlagerungen des menschlichen Denkens, und nicht nur ein erster Gestalter der menschlichen Weltanschauung, sondern ebenso auch ein erster Kritiker von ihr.

Wie einfach klingt z. B. das Rätsel: „Ich war alt und wurde wieder jung: die sich häutende Schlange.“ Es ist eins von den am leichtesten

zu ratenden Rätseln, weil es eines der allgemein gültigen Sinnbilder gibt. Sein Reiz liegt eben im Gegensatze zwischen Altern und Wiedergeburt werden. Und das Rätsel ist nur möglich, wenn dieser Kontrast als unvereinbar empfunden wird. Die naive Meinung des Volkes aber war, wie ihre alten Erzählungen deutlich genug zeigen, dass dieses Sichhäuten auch eine fortgesetzte Verjüngung bedeute, denn sie erzählen, dass auch die ersten Menschen, wenn sie alterten, sich ihrer Haut entledigten und dadurch vor dem Tode bewahrten.

Und darum erscheint das erwähnte Rätsel nicht als eine Vorstufe zu dieser Auffassung des menschlichen Geschickes, sondern als der erste Pfadsucher zu einer höheren, d. h. mit Kontrasten erfüllten Weltanschauung.

Wenn man unter ihren unzähligen Rätseln auch solche sucht, die eine Lebensäußerung ihrer Religion, des „Manismus“ bilden, so finden sich überraschend wenige. Und diese bringen den Namen der Geister nur als ein glückliches Bild für etwas, das sich dicht an den Erdboden hält. Zum Beispiel:

„Biermalz der Geister, das man nicht einsammeln kann: der Tau“, der morgens fällt und in der Sonne verschwindet.

Zum Verständnisse dieses Rätsels muss beigefügt werden, dass die Wadschagga das Eleusinekorn für die Herstellung ihres Bieres auf einer Kuhhaut darren, die sie auf die Erde breiten.

Aber dieses Rätsel hat auch zwei Varianten:

1. „Ich habe Biermalz, das sich von selber einsammelt.“
2. Ich breite es aus (das Biermalz) und der Hofjunge (die Sonnenhitze) sammelt es ein.“

Ein anderes Rätsel, das die Geister nennt, lautet:

„Die Geister tanzten vor der Hütte des Vaters und liessen Opferfleischstückchen zurück, die von selber gehen: die Schnecken.“

Die Vorstellung, dass für die Geister ausgelegte Opferfleischstückchen lebendig werden, findet sich auch sonst in ihren Sagen.

„Es lärmt bei den Geistern: das ist der Blasebalg“, der bei den Dschaggaschmieden auf der Erde liegt. Hier ermöglicht also der Name der Geister wieder die Vorstellung einer Handlung, die sich in unmittelbarer Berührung mit dem Erdboden abspielt.

Aus dem Kreise ihrer religiösen Handlungen, die mit dem Ahnenkulte zusammenhängen, erscheint nur die heilige Dracäne mehrfach im Rätsel:

„Ich bin einer allein und es umringen mich Häuptlinge: die Dracäne.“ Denn bei jeder Opferhandlung wird eine Dracäne gepflanzt, vor der man Opfergebete verrichtet.

Es erscheint verwunderlich, dass die religiösen Vorstellungen, die ihr Denken jetzt beherrschen, so wenig Einfluss auf das Rätsel gewannen. Aber man wird sagen können, dass dieses neue Gestein noch zu lebendig ist, als dass an ihm der Verwitterungsprozess menschlichen Denkens schon einsetzen konnte, der mit dem Rätsel als der niedrigsten Lebensform der Verstandesprüfung und der Denkkritik beginnt.

Aber tief eingesunken in die Seele und breit unterbauend ist uraltes Gestein, die Ehrfurcht vor der Einzelgestalt und ihrem geheimnisvollen Leben und die Furcht vor den energiegefüllten Organen der still tätigen Welt um sie her. Hier hat sich das Rätsel schon stark bewurzelt, ja hier ist im letzten Verlaufe wohl der Mutterboden der Rätseldichtung zu finden.

Hier, wo die Volksseele in ihrem naiv assimilierenden Zustande die ersten Anregungen zur Ausgestaltung ihrer Innenwelt empfangen, hat sie auch zuerst das befreiende Lachen gelernt, wenn sich eine solche traumhaft gesehene Schreckgestalt in eine harmlose Staffage auflöste. Ein Rätsel lautet:

„Ich steige in den Bergwald hinauf und finde da eine Alte, die droht mit den Fäusten: es ist aufgehendes Farnkraut“, das seine Blätter noch zusammengerollt auf dem Stiele trägt, wie eine geballte Faust.

Bei diesem Rätsel dürfen wir gleichsam in die Arbeitsstätte kindlicher Phantasie hineinsehen. Zu den Schreckgestalten einer erwachenden Kindesseele gehören alte Frauen zuerst mit ihrem Schelten und Drohen, und an ihnen auch zuerst rächt sich der erwachende und die Machtverhältnisse abwägende und erprobende Verstand als an ohnmächtigen Gespenstern.

Aber das unheimliche, was den alten Frauen vor allem anhaftet, ist nicht nur ihre scheltende Leidenschaft, sondern auch ihre überlegene ausgereifte Lebenserfahrung, die sie still und ohne Aufhebens mit Dingen hantieren lässt, die für das kindliche Gemüt geheimnisvoll und wunderbar sind. Und mit diesem „Hexencharakter“ der alten Frauen spielen nun viele Rätsel.

„Im Urwalde sitzt eine Alte, die Rauch aufsteigen lässt: es ist der Nebel.“

Die wunderliche Gestalt solcher Alten reizt auch zur Deutung: „Es gibt eine Alte mit nur drei Fingern: aufgehender Adlerfarn.“

„Eine Alte verbrennt und bleibt nur ihr Gürtel übrig: der Weg, der durch ein Buschbrandgebiet führt.“

„Ich schlage meine Alten und sie vergehen doch nicht: Bananenwurzelstümpfe, die in zäher Masse einen alten Hain erfüllen und sich nur mühsam beseitigen lassen.

„Eine Hexe stirbt unversehens, doch stirbt sie nie so, dass der Kopf sich nach dem Berge neige: „Das Wasser, das nie nach oben fließt.“

„Vaters Mütterchen trüpfelt hier in den Dung: der über dem Rinderstande aufgehängte Honigbehälter.“

„Vaters Grossmütterchen sperrt den Mund auf: Dörrbananen“, die in der Mitte gespalten, auf einer Schnur, wie Klammern aufgereiht sind.

Auch der Vater, die einflussreichste Respektperson im Lebensgange eines Naturkindes, wird wohl einmal als Einkleidung eines grotesken Bildes gebraucht:

„Da steht der Vater stocksteif auf dem Hofe mit Speer und Schild: es ist der Bierkornspeicher“, ein riesig grosser, geflochtener Korb, auf einem Gestelle mit vier plumpen Beinen, einem runden Dache über sich

und einer etwas über den Rand emporragenden ovalen Einsteigeöffnung, die einem Schilde ähnlich sieht.

Aber sonst erscheint der Begriff Vater als Bild für Reichtum und Macht auf der einen Seite und auf der anderen als ein Gestalter der Nachwelt, von dessen Mühen und Taten die Nachfahren noch Vorteil haben.

„Der Vater hat ein Liegefell, das man nicht verleihen kann: der Hofraum.“

„Der Vater schlachtet seine Rinder und mit ihren Knochen kocht man gleich das Fleisch: die Strauchbohne und ihre Zweige, die gleich als Brennholz dienen.“

„Vater hat Rinder, die kannst du nicht zählen: es sind die Haare auf dem Haupte.“

„Vaters Rinder sind erst schwarz, dann werden sie weiss: die Haare auf seinem Haupte.“

„Der Vater drückte seine Spur hier in die Erde und da ist sie noch: die Schöpfstelle am Kanal, die er sich herrichtete.“

„Der Vater hinterliess mir eine Schüssel, aus der ich heute noch esse: der Bewässerungskanal.“

„Der Bergstock des Vaters ist mit Zauberringen besteckt: die heilige Dracäne im Haine, die von oben bis unten in dichtem Blätterschmuck steht.“

„Der Vater kocht Bier, das wird von Tieren und Menschen getrunken: das Wasser.“

„Der Vater hat einen Hof, der steht voller Rinder, dass du sie nicht zählen kannst: die Augenbraue.“

„Schössling einer Edelbanane am Herdschauer: es ist des Häuptlings Sohn“, der gerade steht wo andere arbeiten.

Hier erscheint nun der eigentliche Anreger des Rätsels, nämlich das Streben, ein Wesen vor dem Wissenden zu gestalten, ohne es zu nennen, oder dem andern das Nennen des Namens zuzuschieben.

Wenn die Wadschagga den oberhalb des Bergwaldes in 3500 bis 3800 m sich hinziehenden Verbindungspfad benutzten in der Kälteregeion, dann wagten sie die Namen der beiden Schneegipfel Kibo und Mawensi nicht auszusprechen, sondern nannten den Kibo nur Häuptling (mangi) und den Mawensi die Frau des Häuptlings (mka o mangi), darum sagten sie zum Beispiel im Vorübergehen: jetzt kommen wir zum Häuptling, oder: jetzt müssen wir bei der Frau des Häuptlings vorbei usw. Würden sie die Berge mit ihrem Namen nennen, dann brächten sie Regen oder Schnee, der sie erstarren liesse.

Der Reiz, der ein Rätsel schuf, lag in diesem Falle nun darin, in ungefährlicher Situation, d. h. in der warmen Hütte daheim, die Umschreibung zu gebrauchen und mit dem vollen Namen darauf zu antworten. Es ist gleichsam die Rache des Naturmenschen für den Bann, in den der Gewaltige ihn schlug. In dieser Stimmung ist wohl das Kontrasträtsel entstanden: „Ich weiss eine Königin, die auf allen Märkten zu sehen ist.“ Die Lösung nennt den Mawensi.

Auf dem Boden ihrer Weltanschauung war die Nötigung ja gross, das Ding nicht beim wahren Namen zu nennen. Bildungskräftig aber waren ebenso die politischen Rücksichten, die es empfehlen nur in Andeutungen zu reden. Der Zwang zur Umschreibung, die seelische Spannung, die Verstehen und Nichtverstehen gleicherweise schufen, der Reiz, die Gefahr herauszufordern, wo man sich sicher fühlte, das sind die Grundelemente, in denen das Rätsel als solches sich gestalten konnte.

Das Rätsel ist in vielen Benennungen schon vollständig vorbereitet. So nennen sie z. B. den Verräter: mwifä: Sterbender, weil sein Verhalten ihm in kurzer Zeit einen gewaltsamen Tod auf den Hals zieht. Der Verleumder heisst: irarava, nach einem Strauche, dessen Giftthaare furchtbare Augenschmerzen verursachen. Der Regen wird in andeutender Rede kilasambuṛa = der Unparteiische genannt.

Wenn sie durch ein Gebüsch marschieren, in dem Elefanten stehen, dann machen sie sich darauf aufmerksam mit den Worten: „Das Dickicht hat einen Häuptling.“

Auf eine andere psychologische Wirkung rechnen sie, wenn sie ihn „Weibertasche“ nennen, auf seine rissige Haut anspielend. Dann soll er sich beschämt davonschleichen.

Oder wenn man einen Leoparden aufstöbert, hütet man sich auch seinen Namen zu nennen, um ihn nicht zu ermutigen, sondern fragt: „Was will denn das Würmlein hier!“

Aus diesen zwei Beweggründen, etwas zu verkleinern, um ihm den Mut zu nehmen, und etwas zu vergrössern und zu verherrlichen, um es günstig und grossmütig zu stimmen, sieht man schon die Wurzeln hervordachsen zu den Bildungsgesetzen des Rätsels:

„Wir wollen die Stäbe nehmen und Hundsaffen stillschweigend geleiten: es sind die Sterne im Aufgehen.“

„Da ist ein Mann der unentwegt tanzt: der Grashalm im fliessenden Wasser.“

„Meine Schwester brüstet sich auf dem Hofe draussen mit vielen Schmuckstücken und ich wage doch nicht ihr etwas davon abzunehmen: der Elefant und seine Zähne.“

„Der Mond scheint dort am Urwalde auf dem Hofe Lasarus: ein Elefant steht dort mit schimmernden Zähnen.“

Zum Teil sind diese Rätselsubstanzen noch in ihrer Besonderung nachweisbar. So ist z. B. ein Zuname des Küchenschwaben (indže) mwitonja = Vorschmecker, weil er die Speisen vor den Menschen kostet. Und in einem Rätsel heisst es: „Vorschmecker geht mit in den Krieg und bleibt nicht daheim: Küchenschwabe und Schild, in dessen Nähten er sich festsetzt.“

Bei einem andern ist die uralte Namensfurcht und eines ihrer Motive mit grosser Wahrscheinlichkeit nachzuweisen.

„Da ist ein Hängerchen (Klunkerchen) und doch wagt es niemand und zeigt mit dem Finger nach ihm!“ Die Lösung lautet: „es ist die Keule des Nashorns, auf die niemand mit dem Finger weist, denn er muss sonst sterben.“

„Klunkerchen“ wurde wahrscheinlich das Horn des Rhinoceros genannt, um diese gefährliche Waffe nicht durch Nennung des wahren Namens gegen sich zu kehren.

Diese Bezeichnung mit ihrem Widerspruche zwischen Namen und Wesen reizte dann von selber zu der Steigerung: wenn es ein harmloses Hängerchen ist, warum wagt man dann nicht mit dem Finger dagegen zu zeigen. Das Zeigen mit dem Finger ist hier eine glücklich steigernde Parallele, denn es hat wohl immer gleiche Bedeutung gehabt in der Geschichte des menschlichen Glaubens: das Nennen des Namens und das Zeigen nach dem Dinge sind gleichwertig in ihrer Wirkung: sie können das fremde Wesen gegen den Sprecher oder Zeiger in Bewegung setzen.

Dieses Rätsel ist aber zugleich ein lebhafter Hinweis darauf, wie vorsichtig man mit seinen Schlüssen auf diesem Gebiete sein muss. Nichts scheint leichter als dieses Rätsel zum Beweise dafür anzuziehen, dass der Glaube seit alters bestand: das Zeigen auf ein Wesen bringt den Tod. Und doch wäre das falsch. Es zeigt uns vielmehr wie jener Glaube aus dem Missverstehen überlieferter einfacher Beobachtungen entstehen konnte.

Das afrikanische Nashorn hat in ruhiger Stimmung sein Horn schlaff nach unten hängen und richtet es nur im Affekte zu Angriff oder Abwehr hoch. Darum muss man sich hüten die Aufmerksamkeit dieses Tieres zu erregen. Das ist die einfache Väterweisheit gewesen, und sie genügte auf dem Grunde jener Namensfurcht allein, den wirksamen Gegensatz im Rätsel zu schaffen. Aber unverständige Nachfahren haben allerdings wie so oft sonst Handlungen und Folgen in eins zusammengesehen zu einem magischen Vorgange.

Die Furcht vor dem geheimnisvollen Leben der Naturgewalten und ihre Obmacht über den Menschen wird sie in gleicher Weise zu Umschreibungen gezwungen haben, um durch den eigentlichen Namen nicht ihre Macht zu entfesseln. Dahin gehören wohl Rätsel wie diese:

„Es ist der Zopf eines Taitamannes, in dem hängt sich keine Fliege fest: die Flamme.“

Der Kriegerzopf wurde mit Öl und Erde beschmiert und war ein beliebter Schmarotzerplatz für alles Geschmeiss.

„Der Häuptling niest und sein Atem kommt an alle Orte: der Sturm.“

Wenig zahlreich, aber um so eindrucksvoller und wichtig für die Kulturgeschichte des Volkes ist das Hohnrätsel.

Es hat zu seiner bewussten Ausgestaltung als Rätsel eine bestimmte Entwicklungsstufe der Volksgeschichte zur Voraussetzung, aber seine Wurzeln reichen bis tief in das Anfangsgebiet menschlicher Geistesgeschichte: zu den Streitsprüchen und Fluchformeln.

Wenn ein Fluch lautet: „Vertrockne wie Kürbisranke auf verlassenem Hofe“, so ist daran nichts mehr zu raten und auszudeuten, sondern das gewünschte Verderben wird eindringlich veranschaulicht. Aber die meisten Fluchformeln und Streitsprüche geben sich schon in Rätselform, teils um durch die Nötigung auf die Beziehung zu raten, den Spruch um so ein-

dringlicher zu machen, teils auch um die Drohung zu verschleiern. Es ist die letzte äusserste Scheu vor der Entfesselung der schädlichen Gewalten um den Menschen.

Das Streben nach Schärfe des Ausdrucks verführt sie dann manchmal sogar dazu, von einem Gleichnisse oder Rätsel nur die Stichworte zu geben, z. B. bei der Frage an einen feindselig blickenden Menschen: „Was siehst du mich an und wirst wie Rauch und Nase!“ Das heisst doch, wenn die Vorstellung vollzogen wird: er kann sich nur wie die Nase gebärden, die von Rauch, d. h. dem Fragenden, belästigt wird. Rätselhaft klingen Flüche wie dieser: „Entbehre des Leibes!“ d. h. der Nachkommen. Oder die Frage an einen dreist bittenden: „Hast du etwa gehört, ich sei ein Buttertopf“, d. h. einer, dem das Gut niemals ausgeht, wie der Buttertopf immer in Butter schwelgen kann.

Ein Hohnspruch lautet: „Dein Bohnenbrei sei von einer einzigen Bohne gekocht.“

Ein leicht lösbarer Rätselfluch ist auch dieser: „Bleibe allein wie das Tragkissen eines Armen, dem der Topf voll Bier zerbrach als er ihn eben zum Häuptling tragen wollte.“ Er hat kein anderes an seine Stelle zu setzen und lässt darum das Tragkissen als nutzlos geworden neben den Scherben liegen.

Wenn Undank mit dem Spruche gescholten wird: „Wie bist du denn? Wie der Uraberg, auf dem der Regen keinen Widerschein weckt (weil er sterile Erde hat)“, so ist das ein Rätsel, das durch die mit einbezogene Lösung zum Spruche wird.

Schon die älteren Rätsel ironisieren manchmal die Lebensverhältnisse und rühren an Wunden im Volkskörper. „Es ist eine kleine Frau und kocht doch einen Liebestrank, der ihr Liebhaber gewinnt: das ist die mbuja-Biene“, die kleiner ist als alle andern Arten und doch viel süsseren Honig liefert.

Und mit der Umkehr des Bildes, das auf dieselben Lebensverhältnisse anspielt: „Es ist eine alte zerfallene Honigröhre, da kehren die Bienen ein und verschmähen die neugeschnitzte: das ist die alte (erste) und die junge Frau eines Mannes.“ Der Reiz, der ihn immer wieder zur Alten zieht, ist ihr gutes Essen.

Ein politisches Rätsel, das sich unter Vertauschung nur der Persönlichkeiten und Ortsbenennungen in allen Häuptlingschaften wiederfindet, ist ein echter Hohnspruch. Es sei in der Form wiedergegeben, wie es von den Maranguleuten geprägt wurde, deren Häuptling Mareale (bei den Eingeborenen Kilamya genannt) ja allgemein bekannt ist. Die westliche Nachbarhäuptlingschaft von Marangu heisst Kilema und ihr Häuptling Fumba.

Das Rätsel klingt ganz harmlos: „Kilamya steigt nieder an den Onafuss und Fumba kommt ebenfalls dorthin. Kilamya steigt wieder empor und lässt den Fumba unten zurück!“ Die Lösung bringt den Hohn: „Bier und Hefe.“

Voll bitterem Hohnes ist das Rätsel: „Vater hat ein böses Weib, wenn sie kocht, dann isst es der Häuptling.“ Die Auflösung lautet: es ist das

Eisen der Morgenröte = das Messing. Das Messing erscheint auch sonst noch im Rätsel als Verführer der Grossen und des Häuptlings. Die Suahelikarawanen führten Messing, Kupfer, Eisen nebst Gewehren und Perlen bei den Dschaggafürsten ein und liessen sich mit Elfenbein und Sklaven bezahlen. Und wenn eine solche Karawane mit verführerischen Schätzen kam, dann geriet manch armer Mann in Furcht, denn die böse Frau kochte wieder im Lande und von ihr betört verkaufte der Häuptling die Frauen und Kinder seiner armen Untertanen.

Auf diese Sklavenhändlerart bezieht sich auch folgendes Rätsel: „Vater hat zwei Kinder, das eine wird herausgenommen und verkauft.“ Auflösung: „das gute und das böse“, weil natürlich, soweit das möglich war, nur die schlechteren Elemente im Volke verkauft wurden.

Schafft sich in diesen Rätseln die Verbitterung ein Ventil, so gibt die im Naturmenschen noch so rege Lust zur Nachahmung den Anlass zu zahlreichen tonmalenden Rätseln. Die unwillkürliche Nacherzeugung auffälliger Geräusche geschieht je nach der Gewöhnung der Sprachwerkzeuge auch immer eigenartig und so entstanden in jedem Volke wieder andere Worte zur Wiederverlebendigung einer erlebten Situation.

Ein sehr charakteristisches tonmalendes Rätsel lautet: póngolo-póngolo = das sind Rinder, die einen steinigen Abhang ersteigen.

„Tschuwe-tschuwe (Tritt um Tritt).“ Auflösung: das ist hier an der Tür, wo viele Leute vorübergehen.

„Tschiri und doch auf ungebahntem Wege! Das ist der Pfeil, von der Sehne geschneht.“

Gleich zwei Affekte in ihrem charakteristischen Wechsel sind geschildert in dem Rätsel: tulu tulu sununuá: das ist ein Mann, der eine Fallgrube besucht! Tulu tulu überträgt in Worte das hastige Schreiten, beflügelt vom Verlangen nach Beute — dann vor dem Ziele das vorsichtige Heranschleichen an die Grube in ängstlicher Zurückhaltung: sununuá. Man fühlt es diesem Rätsel ab, hier hat sich die Tonnachahmung beinahe gesteigert bis zur Bildung neuer selbständiger Worte.

Turu-turu mafuneá: Hurre hurre im Rischelgras = das ist einer, der zur Schwiegermutter geht (und ihr Geschenke zuträgt, rasch und heimlich, damit es niemand wahrnehme und ihr den alleinigen Genuss beeinträchtigt).

„Tulu kilaitsike (Plumps, fällt's nieder) und stöhnt doch nicht! Die Eidechse, die vom Dache fällt.“

Dieser tonmalenden Rätsel gibt es sehr viele. Aber es finden sich auch Umsetzungen einer Situation in ein Wort. Das aller kürzeste Rätsel gehört dazu, das Wadschagga gebildet haben: wi oder i! Die Lösung lautet: das ist der Gastfreund.“

Wi ist der Ausruf des Schreckens = in diesem Falle, wenn unvermutet ein Gast kommt und nichts zu essen da ist, oder man das Vorhandene lieber selber ässe.

„Sejé-ho ngaé-ho: weiche von hier, dass ich bleibe allhier!“ So spricht das Wasser, das von oben kommt zu dem, das sich in einer Vertiefung ausruhen will.

„Varu-varu Tela, varu-varu Motši: blink auf in Tela, blink auf in Moschi.“ Lösung: es sind Krieger, die durch die Landschaft gehen und auf dem Wege mit ihren blitzenden Speeren bald auftauchen und bald verschwinden. Als zweite Lösung wird der Blitz gegeben, der über die Landschaften dahinfährt, oder auch der Kanal, der bei seinem ruhigen Flusse am Talhange dahin dem Beschauer von oben das Sonnenlicht entgegengleissen lässt an den offenen Stellen seines Laufes.

Das Scherzrätsel als ein solches, das mit vollem Bewusstsein gestellt wird, um einen lächerlichen Eindruck zu erzielen, ist gewiss nicht ursprünglich, aber in der Stimmung, die ein gelöstes Rätsel hervorruft, liegt von Anfang an der mächtige Erreger für den reinen kontrastfrohen Scherz, durch den stets mitgegebenen Gegensatz zwischen der Wirkung des Rätselbildes und dem darauf bezogenen Lebewesen oder Dinge. Das Rätsel ist sehr bald auch das erste Hilfsmittel des Menschen geworden, um altgewohnte und dadurch stumpf gewordene Eindrücke und Ansichten der Dinge aufzufrischen und ihnen eine neue Seite und einen überraschenden Anblick abzugewinnen.

Sobald das Streben auftritt, Altgewohntes neu und anders zu sehen, ist auch seelische Kultur da, und unter diesem Gesichtspunkte gewinnt das Rätsel im Bannkreise der Naturvölker eine grosse und erzieherische Bedeutung.

Unheimlich ist der Eindruck, den die Rätselfrage machen muss: „Da steht ein Mann am Küchenhaus mit einem Fuss und einem Auge.“ Als reines Scherzrätsel könnte es erscheinen, wenn dann die Lösung lautet: es ist der Bierbecher, der am Küchenhause hängt, mit seinem langen nach unten hängenden Holzgriffe, das ist das Bein, und die grosse runde Öffnung der Kürbiskalebasse erscheint als Auge, weil sie beim Hängen nach vorne schaut. Aber es klingt für die Rätselrater doch auch noch die Vorstellung von einem unheimlichen Wesen mit, das da wirklich stehen und drohen könnte, so wie die Masai in der Steppe davon zu fabeln wissen.

Reine Scherzrätsel sind dagegen solche, die schon in der Frage eine lächerliche Vorstellung erregen. Zum Beispiel:

„Ich habe eine Schwester, die wäscht sich nur den halben Leib: der Felsen im Bachbette.“

Recht froh macht der Scherz, wenn er auf anderer Leute Kosten geht.

„Die Oruleute sind geschlagen worden und wandern aus samt ihren Häusern: es sind die Schnecken.“ Oru ist eine Nachbarlandschaft von Moschi, und der Molluskencharakter der Schnecke verstärkt noch die lächerliche Vorstellung von der Feigheit ihrer Feinde.

Besonders fein gestaltet ist dieses Rätsel:

„Jeder steigt hier im Haine empor mit einem hölzernen Schwerte.“ Die erst geweckte Vorstellung von einem feindlichen Einfalle wird als bildlich und ungefährlich sofort erkannt durch die Zufügung: sie kommen mit hölzernem Schwerte. Und die Lösung erzielt ihren vollen komischen Eindruck: es sind Meerkatzen, mit ihren hochgerichteten Schwänzen.“

Zwischen Scherzrätsel und Weisheitsfrage mitten inne liegen die Vergleichsrätsel, deren es so viele gibt als ihnen Ähnlichkeiten auffallen. Und auf das Rätsel: „Es sieht sich gleich“ passen die verschiedensten Lösungen. Z. B. Blut des Menschen und Rindes; Milch der Kuh und Milch der Euphorbia, Asche und Salz (weil sie ihr Salz aus dem Steppenboden als Pflanzenasche gewinnen).

Eine andere Klasse der Vergleichsrätsel bildet die Frage: „Es ist hier und nicht dort.“ Z. B.: „Es hats der Bergwald und nicht die Steppe = Baumfarrn.“ „Es findet sich in der Steppe und nicht im Bergwalde: Bambus.“ „Etwas, was es unter uns nicht gibt: eine Frau mit Bart.“

„Krümlein vertreiben heisst Krümlein bleiben: wenn du die Hirse wannst, lässt du die Spreu zurück.“

Das Rätsel arbeitet gern mit alten Worten und bewahrt sonst längst verschollenes Sprachgut. Aber es ist eine Entartung, wenn in der Folgezeit die unverständlich gewordenen Worte als ein Mittel zur Bildung der Rätselfrage aufgefasst wurden und dann wohl gar absichtliche Entstellungen wohlbekannter Worte vorkamen.

Aber es finden sich auch genug gesunde Neubildungen von Rätseln, die uns zeigen, dass die künstlerische Triebkraft des Volkes noch nicht erloschen ist; ja zum Teil erstehen sie noch aus der ältesten Wurzel, wo sich das Streben zeigt, sich mit der neuen Zeit kritisch auseinanderzusetzen.

Eine scheinbar merkwürdige Neubildung ist das Rätsel: „Wir wollen abwärts schurren bei den Mopia (im Volke entstandener Name für die französische katholische Mission hier). Die Lösung lautet: es ist das Aufpickerchen auf einem Bananenblatte, an dem es entlang rutscht oder schurrt. Die Vergleichsvorstellung ist hier die steile Gleitfläche. Und wenn das genannte Vöglein so rasch am Blatte entlang nach der Blüte gleitet, die es saugt, wie prachtvoll müsste es wohl schurren, wenn es an den hohen Gebäuden der katholischen Mission, die mehrere Stockwerke haben, abwärts glitte.

Erweisbar als neuen Datums ist auch das Rätsel: „Ich habe ein Rind, von dem möchte ich so gerne, dass es ein Kalb würfe, und es wirft doch keins = das ist die Rupie.“

Es zeigt uns wieder, wie erste Kritik sich in Rätselform zu offenbaren pflegt. In diesem Rätsel bildet sich der unmittelbare Eindruck der neuen münzentauschenden Zeit ab.

Die grossen Werte des bisherigen Austausches waren Zucht- nicht Zinsobjekte. Und eine nutzenbringende Verwertung der Geldstücke kennt der Mdschagga bis auf den heutigen Tag nur in der Umsetzung in Rinder, Ziegen oder wenigstens Hühner.

Wie lebendig die Lust an der Rätselbildung noch ist, lehrte mich ein Erlebnis im Bergwalde.

Wir sassen in der Höhe von 3500 m im dichten kalten Bergnebel um das prasselnde Feuer, und Schwarz und Weiss genoss mit vollem Behagen die Wärme von allen Seiten. Da fragte einer plötzlich ganz unvermittelt. „Was ist das Schönste im Bergwalde?“

Und der Lösung stimmte jeder mit dankbarem Herzen zu: es sei das Feuer.

Zum Schlusse sei auf die Beziehung zwischen Rätsel und Sprichwort kurz hingewiesen.

Eine erste gemeinsame Wurzel ist der Warnspruch. Aber die lebendige und befruchtende Wechselwirkung setzt erst zu einer Zeit ein, als das Rätsel sich aus seinen mythischen Bedingtheiten gelöst hatte und nun im freien Spiele nach Bildern suchte, die ihm in einer Parallelentwicklung das Sprichwort zutrug.

Die im Sprichworte, also dem ersten Niederschlage ihrer Weltbeobachtung formulierte Lebenserfahrung wird nun in Frage und Antwort aufgelöst und Bild und Lehre umgekehrt.

Hier erscheint das Rätsel als das bewusste Schauen in Bildern in seiner letzten Gestalt und zeigt uns, wie auch bei dem Naturmenschen das Denken schon ein gewisses Machtgefühl ausgelöst hat. Die Beziehungen werden willkürlich zwischen den Bildern, und das erworbene Machtbehagen löst sich im Spiele aus.

Solche Gleichnisreden erscheinen dann manchmal als Rätsel mit beigefügter Lösung.

Derartige Sprichwörter sind z. B.:

„Was sich nach allen Seiten gleicht, mein Freund, sind die Zähne im Munde.“

„Was sich auf Erden nicht begegnet, sind allein die Berge.“

„Wenn wir alles wüssten, dann wären wir zum Feuerherde geworden (der auch alles überschluckt).“

Andere wieder bieten nur das fertige Material dar, das durch Fragestellung ein Rätsel wird: „Bringe nicht das Trankopfer an der Hopfforte und vernachlässige die Haustüre!“ Das heisst: halte nicht Freundschaften in der Ferne und vernachlässige die Nachbarn. So finden sich auch richtige Parallelen zwischen Rätsel und Gleichnisrede.

Ein Sprichwort, das den Häuptling, seine still überlegene, kraftbewusste Ruhe im Lärm der Prozessparteien preist, sagt: „Die Bächlein rauschen, Onafloss schweigt stille.“ Dieselbe Vorstellung wird mit dem Rätsel geweckt: „Die Männer tanzen, der Häuptling ruht = Baum und Zweige.“

Nach dem Inhalte einer Rede befragt, die er nicht verstand, antwortet der Dschagga: „Kann ich das Geraune der Geister verstehen!“ Im Rätsel ist diese Vorstellung aber auf einen besonderen Gegenstand bezogen: „Es raunt bei den Geistern = Blasebalg.“

Ebenso viel Sprichwort- wie Rätselcharakter tragen die Worte: „Rebhühner duckt euch!“ Das ist ein Warnruf vor Gefahr, weckt also, wenn er als Rätselfrage gestellt wird, sofort die wohl häufigste Situation, in der man schnell auf Warnung eingeht: bei der Arbeit für einen andern.

Ebenso: „Das grüne Bananenblatt (saho oder isā) verlacht das dürrgewordene (ireva oder idava).“ Das ist ein Sprichwort, aber die damit geschaffene Vorstellung ist die Lösung eines Rätsels: ein Armer brüstet

sich vor dem andern, oder ein Junger verlacht einen Alten ob seines Alters, dem er doch selbst entgegengeht.

Ein geradezu prachtvolles Rätsel ist als Sprichwort in Gebrauch: „Verbrennst du mich mit Essen, so will ich dich mit Reden verbrennen = der Mund.“ Und das schon erwähnte Rätsel: ein einziges Zicklein in deiner Hand, wird ebenso oft als Spruch, wie als Rätsel gebraucht.

Sprichwörtliche Redensarten sind denn auch der Anlass zu Rätselbildungen geworden. Die *musa ensete* wächst in den Tälern des Gebirgs-waldes zu oft ganz prachtvoller Höhe und Grösse der Blätter empor. Darum heisst sie der Häuptling der Bananen. Und mit diesem Worte wird auch in einem Rätsel nach ihr gefragt. Auf diese Worte kann ein Rätsel auch verschiedene Deutungen erhalten. Denn dasselbe Wort: Häuptling der Bananen bezeichnet auch noch den Ackerstock, mit dem man die Bananen umackert. Tatsächlich wird er auch bei dieser Frage nach dem Häuptlinge der Bananen mitgenannt. Hier herrscht die andere Vorstellung, dass durch den Ackerstock die Bananen erhalten bleiben, sowie der Häuptling das Land regiert.

Dass aber diese gegenseitige Berührung von Rätsel und Sprichwort naturnotwendig ist, ergibt sich aus ihren Bildungsgesetzen, die sich als der positive und negative Pol einer und derselben Energie darstellen. Das Sprichwort kleidet die zwischen Menschen gesammelte Erfahrung in Bilder aus dem Tier- und Pflanzenleben usw., das Rätsel aber hat die Handlungen und Bewegungen der niedrigeren oder aus dem Sinne ihrer Schöpfer wohl besser gesagt, fremden Lebewesen vermenschlicht und ihr Wesen in das menschliche Bildnis verkleidet. Die Beispiele von Häuptling, Fluss und Baum und den Bananenblättern zeigen das schön und deutlich.

Im Sprichworte heisst es: „Die Hundsaffen drehen den Faden auf dem Dickbein“, d. h. die Grossen bedrücken die Kleinen. Im Rätsel aber heisst es: „Jeder steigt im Haine empor mit einem hölzernen Schwerte.“ Man denkt natürlich an ein menschliches Verhältnis. Gemeint aber sind, wie schon erwähnt, die Meerkatzen.

Wie bildmässig das Denken des Dschagga ist, zeigt sich nirgendwo besser als im Rätsel.

So lautet eins: „*ira ljavirya osandža* = Gras kommt zur Reife am Wasserfall“. Die Lösung ist: *njama tsa mangi* = Fleisch beim Häuptlinge, weil es da niemand zu stehlen wagt.

Hier ist Rätsel und Lösung ein vollkommener Bilderaustausch geworden. Nicht das Herzusuchen eines vervollständigenden Momentes zur Abrundung des Bildes schafft den Reiz des Rätsels, sondern die Umdenkung des ganzen Bildes. Der Germane würde fragen: „Wo wird Gras zur Reife kommen?“ Am Wasserfall, wo niemand schneiden kann.

Ja, es gibt Rätsel, in denen sogar zwei verschiedene Bilder umzusetzen sind, ohne doch die Einheitlichkeit der Vorstellung zu stören: „Ich schlage in den Bauch des Elefanten und bekomme faulendes Fleisch zu fassen: reifende Bananen auf dem Oberboden der Hütte.“ Der stichdunkle und gewölbte Oberboden der Hütte wird treffend mit dem Elefantebauche

verglichen, und die dort oben zum Reifen aufgehängten Bananen sind ein feststehendes Bild für faulendes Fleisch, weil im Zustande völliger Reife Schalen und Strunk in Fäulnis übergehen.

Das Rätsel spielt noch die Rolle des Aschenbrödels unter allen Stoffen der Völkerkunde. Es ist aber nicht nur dann ein wertvolles Hilfsmittel, wenn man die Eigenart einer Volksseele erforschen will, sondern auch eine der bestüberlieferten Urkunden zur Geistesgeschichte der Menschheit.

Papierabformungen von Monumenten.

Winke für Reisende.

Von

Paul Borchardt.

Es ist leider Tatsache, dass bisher in keinem unserer vorzüglichen Handbücher für Forschungsreisende¹⁾ speziell Anweisungen für „Papierabformungen von Monumenten“ gegeben worden sind. Das einzige Reisehandbuch, welches sich mit dieser Frage beschäftigt hat, ist das Buch „Hints to Travellers“ der Royal Geographical Society in London. Mr. A. P. Maudslay veröffentlichte einen Bericht über Paper Moulding of Monuments, den D. G. Hogarth M. A. in der 9. Auflage (1906) neu bearbeitet hat. Seit dieser Zeit sind Verbesserungen in einer ganz ähnlichen Technik, in der Buchdruck-Stereotypie, angewandt worden. Es ist nun ein leichtes, diese technischen Kunstgriffe für unsere Zwecke zu übertragen, und ich habe Versuche angestellt, die gute Erfolge gezeitigt haben, welche ich in nachfolgenden Zeilen darstellen möchte.

Mr. A. P. Maudslay benutzte für seine Abformungen ein Papier, welches gewöhnlich zum Einpacken von Orangen benutzt wird. Dieses Papier ist nach seinen Angaben von Herrn Batalla in Cacagente bei Valencia oder auch durch die Agentur von Herren H. King & Co., London, Cornhill, zu erhalten. Das beste Papier, welches auch D. G. Hogarth M. A. vorschlägt, ist ein aus reinen festen Lumpen bestehendes Kupferdruckpapier, welches die Papiergrosshandlung Gebrüder Ebart, Berlin, Mohrenstr. 13/14, vertreibt. Die genannte Firma lässt dieses Papier in ihrer Fabrik Spechthausen anfertigen, und dasselbe ist wohl das beste am Markte. Mr. A. P. Maudslay gibt in kurzen Worten in den „Hints“ eine vorzügliche Darstellung der Technik.

Die Arbeit des Abformens ist eine sehr einfache. Lass einige Papierbogen im Wasser ziehen und bedecke die Oberfläche des Bildwerkes, welches vorher angefeuchtet sein muss, Bogen nach Bogen mit diesem nassen Papier. Jeder Bogen wird mit Bürstenschlägen in die Form der

1) Vgl. aber E. Rösler in Z. f. E. Bd. 34. 1902, Verh. S. 244 und ebenso die ausführliche Anleitung bei Flinders Petrie, Methods & aims in Archaeology, London, Macmillan & Co., 1904. Gleichwohl erscheint mir die hier veröffentlichte Anleitung sehr verdienstvoll, weil die Technik des Abklatschens immer noch viel zu wenig bekannt ist.

v. Luschan.

Bildhauerarbeit hineingetrieben. Da das Papier zerreist und Teile der Oberfläche unbedeckt lässt, so muss diese Arbeit solange fortgesetzt werden, bis die ganze Oberfläche von Papier bedeckt ist. Dann gib der Papierform einen guten Kleisteranstrich und beginne mit dem Auflegen und Einschlagen des nassen Papiers von neuem. Ein zweiter Kleisteranstrich ist fast immer nötig, der dann wiederum mit Papier bedeckt wird. Lass die Form auf dem Bildwerk bis sie vollständig getrocknet ist, dann löse die Ecken und ziehe die Form herunter¹⁾. Der Papiermantel muss stark genug gearbeitet sein, um seine Form nach Trocknung zu behalten.

Papier kann nur benutzt werden, wenn das Bildwerk frei von grossen Konturen und tiefen Aushöhlungen ist. Wenn zersplitterte Holzschnitzereien, Steinspalten oder tiefe Aushöhlungen, welche keinen Einfluss auf das Bild haben, vorhanden sind, so empfiehlt es sich, dieselben mit Ton oder Papier auszufüllen, um eine glatte Oberfläche zu erhalten, damit der Papiermantel sich nach dem Trocknen leicht löst. Sorgsame Notizen und Messungen werden uns erlauben, zerdrückte Formen wieder herzustellen.

Ich hatte mehrere Male in Amerika Flächen von 10 m Höhe, bedeckt mit Bildwerk und Hieroglyphen, abzuformen und habe diese Formen erfolgreich zu Abgüssen in England benutzen können. Die Oberfläche des Bildwerkes wurde in mehrere Abteilungen geteilt, deren jede für sich geformt wurde. Dabei wurde sehr darauf geachtet, dass jede Form die Grenze der anderen etwas überschritt, damit die Abgüsse genau passend würden.

Es ist schwierig die Stärke der Form, sowie die Zahl der Kleisterüberzüge festzusetzen. Wenn der Papiermantel sehr gross ist und tiefe Stellen ausfüllt, so muss beinahe die doppelte Menge Papier und Kleister benutzt werden, als wenn die Schnitzerei flach ist.

Bei heissem Wetter im Freien wird eine Form in ungefähr 24 Stunden trocknen, es ist aber nötig, dass sie vor dem Nachttau durch Bedecken geschützt wird. In feuchten Wäldern oder bei schlechtem Wetter habe ich meine Formen mit Hilfe eines Feuers getrocknet, welches ich in einiger Entfernung aufbaute! Die beste Zeit zum Abnehmen der Form ist in der Morgen- und Abendkühle.

Wenn die Form zerreist oder zerbricht, so klebe sie sofort mit Kleister.

Nach Abnahme der Form lege sie möglichst flach in die Sonne, da meistens etwas Feuchtigkeit noch vorhanden ist.

Wenn die Form dann vollständig trocken ist, so empfiehlt es sich, dieselbe mit warmem Öl²⁾ zu bestreichen.

Da Papier leicht Feuchtigkeit anzieht, so muss es gut verpackt werden. Bei meinen Arbeiten in den Wäldern Zentralamerikas nähte ich

1) Rösler feuchtete die Form vor dem Abnehmen an und liess sie in der Sonne trocknen.

2) Rösler empfiehlt Dammaralack.

gewöhnlich mehrere Formen mit Zwischenlagen von weichem Packmaterial in eine Art lose gewebten Kanevas ein; diese Packungen wurden dann in wasserdichtes Zeug eingehüllt und in leichte Körbe verpackt, welche mit starken Kisten zur Seereise vertauscht wurden.

Das Vorhergehende ist in grossen Zügen das Wissenswerteste über die Papierabformung. Zu meiner Arbeit benutzte ich als erste Auflage zwei bis drei Bogen India-Seidenpapier, extra stark. Mr. Maudslay empfiehlt, das Papier in Wasser zu legen.

Es ist jedoch einfacher, die Bogen auf einem Zinkbleche anzufeuchten. Diese Bleche gewähren auch den Vorteil, dass sie nahe an das Bildwerk herangebracht werden können, um das Papier auf dasselbe zu übertragen, ohne dass das feuchte Seidenpapier zerfällt. Besonders gut ist es Monumente, auf jeden Fall aber Holzschnitzereien, mit Graphitpuder zu bestäuben, da derselbe das Ankleben des Papiers verhindert und leichtes Ablösen der Form gestattet.

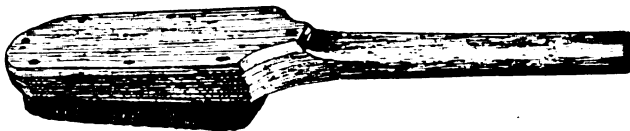


Abb. 1.



Abb. 2.



Abb. 3.



Abb. 4.

Die erste Lage des Seidenpapiers, welches dichtere Faserung als Kupferdruckpapier aufweist, soll das Rupfen der Fasern möglichst verhindern. Dieser Seidenpapierlage folgen verschiedene Bogen festes Kupferdruckpapier. Es muss darauf geachtet werden, dass kein kurzgemalenes Papier benutzt wird, da dieses beim Anfeuchten nicht mehr genügend Zusammenhalt hat und nun leicht beim Auflegen durch seine eigene Schwere zerreist. Wichtig ist auch die Zusammenstellung des Kleisters. Gute Resultate erhielt ich mit einer Mischung von

250 g Roggenmehl,

750 „ fein geschlemmter Porzellanerde.

Die Masse braucht nur kalt¹⁾ zu einem ziemlich flüssigen Brei verrieben zu werden. Das gut gemengte Pulver wird in eine Schüssel geschüttet, mit wenig Wasser begossen und so lange durchgerührt, bis sich keine trocknen Pulverknoten mehr zeigen. Dann wird nach und nach Wasser hinzugefügt, und das Ganze tüchtig verrührt.

Zum Einklopfen der Papiermasse wird am besten eine Stereotypierbürste mit Schlaggriff benutzt, wie Abb. 1 zeigt. Ebenfalls sind Bürsten

1) Rösler's Dextrinpulverlösung muss zur Benutzung aufgeköcht werden.

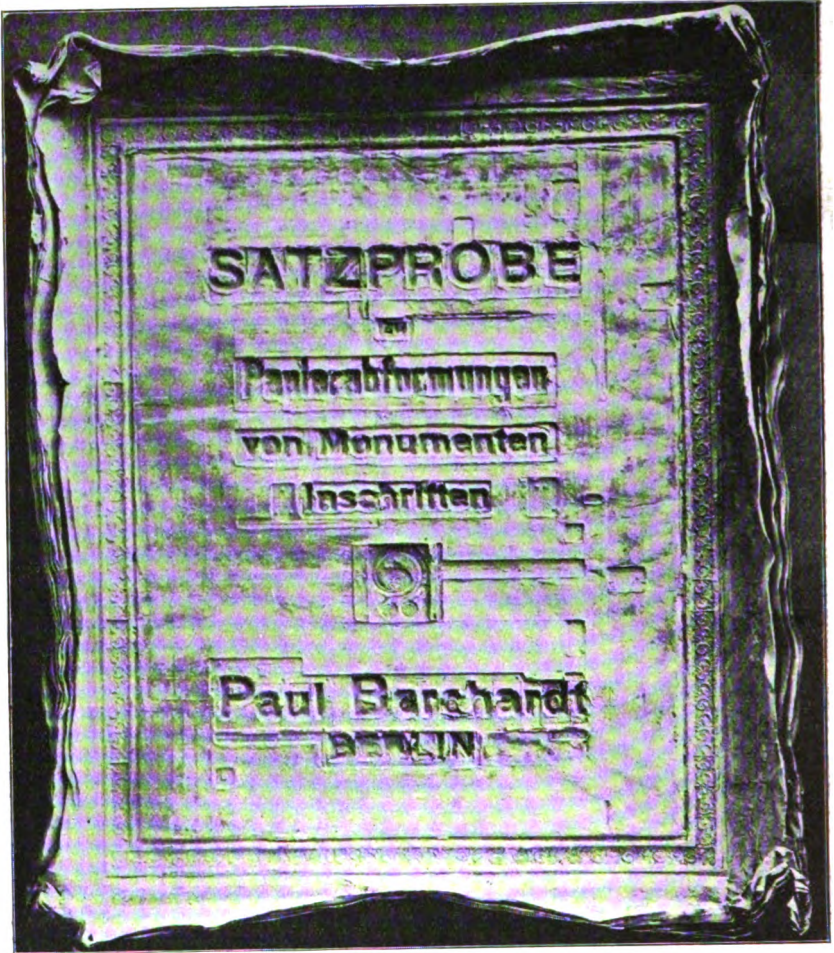


Abb. 5.



Abb. 6.

wie Abb. 2 zum Einschlagen sehr geeignet. Eine leichte Haarbürste zum Graphitieren (Abb. 3), sowie ein leichter Pinsel zum Auftragen des Kleisters (Abb. 4) sind sehr handlich.

Im Laufe der Arbeit ergeben sich von selbst Verbesserungen jeder Art, und es muss jedem einzelnen überlassen bleiben, unter Umständen sich eine Arbeitsmethode selbst zurecht zu legen.

Abb. 5 zeigt eine Papierform, die ich nach obiger Arbeitsmethode von einer Bleiplatte hergestellt habe. Nach vollständiger Austrocknung der Papiermatrize talkumierte ich dieselbe und nahm einen Gipsabguss.

Ich wollte noch bemerken, dass Abb. 5 die unzerstörte Papierform nach dem Abguss zeigt.

Bei einfachen Inschriften, die nicht abgegossen werden sollen, genügt ein „Abklatsch“ (Abb. 6) durch einen Bogen Kupferdruck. Es ist fast überall Gelegenheit mit Hilfe dieser leichten Technik interessante Abformungen herzustellen. Wer dazu Gelegenheit hat, soll dieses auch nicht versäumen, um der Vergessenheit und Zerstörung manch interessantes Stück zu entreissen und der wissenschaftlichen Bearbeitung zuzuführen.

Das sogenannte „Männerkindbett“.

Von

Hugo Kunike.

Über die Couvade oder das Männerkindbett besitzen wir eine Menge teilweise verstreuter Quellen sowie eine ganze Anzahl von Erklärungsversuchen, welche zum Teil sehr widersprechende Resultate enthalten. Man kann jedoch nur bei eingehendem Quellenstudium, und zwar nicht nur bei einzelnen Völkern, sondern universell forschend, zu einigermaßen befriedigenden Ergebnissen gelangen.

Bei der vorliegenden Fülle von Material wird es am zweckmässigsten sein, einige besonders typische Fälle zunächst genau nach den Quellen wiederzugeben und dann eine erklärende Zusammenfassung zu versuchen. In Europa hat man den Namen „Couvade“ geprägt. Schon Strabo und Diodorus Siculus, dieser von Korsika, jener von den Kelten, berichten, dass bei diesen Völkern die Sitte herrsche, dass die Männer, deren Frauen Kinder geboren haben, nach der Geburt derselben eine Art Wochenbett abhalten mussten. Diese Behauptungen der alten Autoren haben in neuerer Zeit ihre Bestätigung gefunden durch die Berichte neuerer Reisender in Nordspanien, Südfrankreich, Sardinien und Korsika, deren heutige Bewohner gleichfalls das Männerkindbett kennen. Zweifellos sind sie mit den Keltiberern und Kantabrern sowie den alten Bewohnern Korsikas direkt verwandt. v. Maltzan berichtet 1869 von Sardinien, dass die Männer bei einer Niederkunft ihrer Frau mit ihr aus demselben Teller, ja sogar mit demselben Löffel essen müssen. „Da nun die Wöchnerin gewöhnlich bettlägerig ist, so muss auch der Mann, um auf diese engverbundene Weise die Mahlzeit mit ihr zu teilen, zum Essen zu ihr unter die Decke schlüpfen. Aus Südfrankreich berichtet eine alte Fabel aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, dass der König zu Bett liegt und in den Wochen ist, während seine Gemahlin auf einem etwas romantischen Kriegszuge (gegen Eier, Käse und Äpfel) begriffen ist.

Aus dem 17. Jahrhundert und späterhin wird die Sitte des männlichen Kindbettes in Südfrankreich vielfach erwähnt und hier hat sie auch ihren bekannten Namen, la couvade, erhalten. Wenn wir nun bedenken, dass in den erwähnten Gegenden in erster Linie Basken wohnen, so werden wir uns ohne weiteres vorstellen können, dass diese Sitte ein uraltes Überbleibsel aus der Zeit darstellt, in welcher diese Gegenden noch nicht von Romanen besiedelt waren, sondern einer Urbevölkerung, deren Nach-

kommen die Basken sind, angehörten. Wenn auch hier und da das Vorkommen der Couvade in Biscaya, Béarn, überhaupt in Südfrankreich und Nordspanien bestritten wird, so ist doch wohl den zahlreichen dafür sprechenden Zeugnissen gegenüber am zweifellosen Vorkommen dieser Sitte daselbst festzuhalten.

Auch für Asien ist das Vorkommen der Sitte des männlichen Kindbettes an mehreren Stellen gut bezeugt. Bei den Tibarenern am Pontus Euxinus wurde sie nach Apollonius Rhodius (*Argonautica*) geübt, die Männer begaben sich zu Bett und die Frauen bereiteten ihnen ihre Speisen und zum Kindbett gehörige Bäder. Leider besitzen wir aus neuerer Zeit keine Nachrichten aus dieser Gegend, welche ein derzeitiges Vorkommen dieser Sitte dort bestätigten.

Der berühmte Reisende Marco Polo, der, wie bekannt, im 14. Jahrhundert China durchzog, meldet von der Provinz Arcladam (oder Zardandam, *De regionibus orientalibus*, B. II Kap. 41): „Es ist in dieser Provinz Sitte, dass, wenn eine Frau geboren hat, sie das Bett verlässt, aufsteht und dem Haushalte nachgeht: und dann legt sich ihr Gatte 40 Tage lang zu Bett, indem er Sorge für das Kind trägt. Die Mutter aber tut nichts anderes für das Kind, als dass sie ihm die Brust gibt. Und die Freunde und Verwandten besuchen unterdessen den daniederliegenden Mann nicht anders als wie bei uns die Wöchnerinnen besucht werden. Sie sagen nämlich, da die Frau schwanger gewesen sei, geboren und lange Zeit gelitten habe, so sei jetzt in der Ordnung, dass sie sich 40 Tage von der Sorge und der Mühe um das Kind erhole; nichtsdestoweniger bringt sie dem Mann sein Essen ans Bett.“ Um nun die aus späterer Zeit stammenden, hiermit übereinstimmenden Berichte zu verstehen, welche sich sämtlich auf die Miautse, die Urbevölkerung Chinas beziehen, deren Reste noch heute in Yünnan, Kuangtung, Kuangsi, Kueitschau usw. sitzen, müssen wir hierzu noch die weiteren Bemerkungen Marco Polos über die in Rede stehende Bevölkerung heranziehen: „Sie wohnen meist an waldigen und gebirgigen Stellen. Fremde besuchen aber jene Berge nicht . . . Sie haben keine Schrift, sie machen vielmehr ihre Abmachungen und Verpflichtungen mit Hilfe von Holzstückchen, deren Bedeutung der eine oder der andere behält: diese werden später zusammengebracht und sie erklären die Bedeutung durch herkömmliche Zeichen.“ Es ist klar, dass sich diese Beobachtungen nicht auf das alte Kulturvolk der Chinesen, das seit Jahrtausenden der Schrift kundig war, beziehen können, vielmehr nur auf schriftunkundige, scheue Bergstämme Bezug haben werden. Und in der Tat berichten neuere Reisende ganz genau dasselbe (Lockhart 1861). Endlich werden die Beobachtungen bestätigt durch die Veröffentlichung eines chinesischen Bildes in Bushells „Chinese Art“ 1906. Im Text heisst es dazu: „Den Vater sieht man durch das Fenster der Hütte auf dem Bett liegend, er hält das neugeborene Baby an der Brust, und draussen die Mutter, welche mit seinem Essen kommt — er muss so behandelt werden, wie ein Kranker . . . einen Monat lang, sonst geschieht ein Unglück.“ Wir haben also hiermit eine interessante Bestätigung einer schon früh beobachteten Sitte, und zwar

diesmal durch die absolut einwandfreie, leider auch ganz singuläre bildliche Darstellung eines wirklichen männlichen Wochenbettes.

Auch bei den Drawiḍas Südindiens, der dunkelhäutigen Urbevölkerung, welche durch die eindringenden sanskritsprechenden Indorier mehr und mehr nach Süden gedrängt worden ist, finden wir die Couvade. Es ist wohl kein Zufall, dass diese höchst eigenartige Sitte sich gerade bei wenn auch numerisch ziemlich zahlreichen Urbevölkerungen (Basken, Miautse, Drawiḍas) erhalten hat. A. Cain berichtet nun im *Indian Antiquary* von 1874 über ihr Vorkommen bei einem drawiḍischen Telugustamm, den er Erunkalavandlu nennt, das sind die Yerunkalas, vandlu ist nur eine Pluralendung im Telugu. Er sagt: „Sobald die Frau die Geburtswehen fühlt, benachrichtigt sie ihren Gatten, welcher sofort einige ihrer Kleider nimmt, sie anlegt, auf seiner Stirn die Marke (tikuli) befestigt, welche die Frauen gewöhnlich auf ihre Stirn kleben; er zieht sich in einen dunklen Raum zurück, wo nur eine sehr trübe Lampe brennt und legt sich auf sein Bett, indem er sich mit einem langen Gewande bedeckt. Wenn das Kind geboren ist, wird es gewaschen und in die Wiege neben den Vater gelegt. Asafoetida, Palmzucker usw. werden dann dem Vater und nicht der Mutter verabfolgt. Während der Tage der zeremoniellen Unreinlichkeit wird der Mann so behandelt, wie die Hindus ihre Frauen bei solchen Gelegenheiten behandeln. Von den Koramas wird ähnliches mit der Aufzählung interessanter Einzelheiten, die wir uns hier versagen müssen, von Thurston erzählt. Ausserdem erfuhr dieser hier, dass man den Grund für diese Sitte darin suchte, „dass des Mannes Leben wertvoller sei als das der Frau und da der Gatte der wichtigere Faktor bei der Geburt eines Kindes sei, als die Frau, so verdiene er es, dass man sich mehr um ihn kümmere. Hiermit vergleiche man die Anschauung der Hindus, die im 11. Jahrhundert von dem arabischen Reisenden Al Birūni in seinem Werke über Indien aufgezeichnet worden ist: „Wenn ein Kind geboren worden ist, richtet man die besondere Aufmerksamkeit auf den Mann, nicht auf die Frau.“ — Eine Legende unter den Koramas bestätigt das Vorkommen des Männerkindbettes, wir müssen hier auf Thurston verweisen. Endlich finden wir auch bei Tylor eine Bemerkung über die Couvade in Südindien, welche sich ohne Zweifel auf die draviḍische Bevölkerung bezieht (Madras und Malabarküste): „Es ist bemerkt worden, dass ein Mann bei Geburt seines ersten Sohnes oder der ersten Tochter von seiner Hauptfrau oder eines anderen Sohnes nachher einen Mondmonat lang zu Bett geht, hauptsächlich von Reis lebend, indem er sich aufregender Speisen und des Rauchens enthält. Am Ende des Monats badet er, zieht ein neues Gewand an und gibt seinen Freunden ein Fest.“

Auf einigen Inseln des malaiischen Archipels finden sich viele eigenartige Abstinenzgebräuche aus Anlass der Geburt eines Kindes, die mit den auch sonst bei der Couvade beobachteten Speiseverboten usw. vielfache Ähnlichkeiten aufweisen. So meldet uns van der Hart 1833 von der Insel Buru, vor ihm schon Wouter Schouten etwa 1660, dass die Mutter, die eben ein Kind zur Welt gebracht habe, ihre gewohnten

Arbeiten wieder aufnehmen, wogegen sich der Mann so kränklich und lächerlich anstelle, als ob er niedergekommen wäre und er isst mit grossem Appetit die Lieblingsgerichte, die ihm seine Frau bereitet hat. Auf anderen Inseln des Archipels finden wir vielfach Angaben über Enthaltungsgebräuche sowohl des Vaters wie auch der Mutter, die meist dazu dienen sollen, die Wohlfahrt des neugeborenen Kindes zu gewährleisten, Gebräuche, welche man alle als Überbleibsel der Couvade auffassen könnte und auch in der Tat so aufgefasst hat; es ist indessen durchaus nicht nötig, einen derartigen Zusammenhang anzunehmen, sie können sich ebensogut selbständig entwickelt haben. Als Beispiel geben wir das bei den Land-Dayaks von Borneo 1862 beobachtete: „Der Gatte einer schwangeren Frau darf kurz vor ihrer Entbindung mit keinem scharfen Werkzeug arbeiten, ausser dem was ganz und gar notwendig ist zur Bebauung seiner Pflanzung: er darf nichts mit Rotang binden, oder Tiere schlagen, oder Gewehre abschiessen, noch irgend etwas tun, was einen verletzenden Charakter hätte — da man sich vorstellt, dass solche Handlungen einen schlechten Einfluss auf die Bildung und Entwicklung der erwarteten Kinder ausüben könnten.“ Nach der Entbindung „ist die Familie acht Tage lang tabuiert (sie darf also nicht besucht werden), während welcher Zeit der unglückliche Ehemann auf eine Diät von Reis und Salz gesetzt ist, nicht in der Sonne ausgehen und sogar vier Tage lang nicht baden gehen darf. Die Reis- und Salzdiät dient zu dem Zweck, zu verhüten, dass der Leib des Kindes zu einer unnatürlichen Dicke anschwillt.“ G. Wilken stellt in einer Abhandlung in den Bijdragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië 1889 sämtliche Enthaltungsgebräuche zusammen, die auf den Inseln des südlichen Asiens vorkommen, die aber, wie auch das vorige Beispiel, die eigentliche Couvade nicht enthalten. Hierbei ist es einem vielfach schwierig, sich vorzustellen, dass die Couvade in jedem Falle das Primäre gewesen sein soll, oder auch nur das ursprünglich notwendig Begleitende; dies ist vielmehr aus keinem der aufgeführten Fälle irgendwie zwingend zu schliessen.

In Afrika finden wir die Couvade an einer einzigen Stelle und noch dazu ganz unsicher bezeugt. In der Übersetzung aus dem Italienischen des Zucchelli (1715), welcher das Kongogebiet bereist hat, heisst es: „In dem Königreich Cassange, welches die Giaghi bewohnen (ist die) Gewohnheit (dass), wenn eine Frau geboren hat, muss sie von Stund an das Bett verlassen, worauf sich gleich der Mann an ihrer Stelle niederlegt, welchen die Frau, welche geboren, bedienen und aufwarten muss, eben als wenn er die Schmerzen und das Ungemach einer schwangeren und gebärenden Frau ausgestanden hätte. Wenn mir dieses in einem Revier meiner Mission begegnet (wäre), dass ich einen solchen in dem Wochenbette liegenden Mann angetroffen (hätte), welcher sich von der Wöchnerin auf gleiche Art (hätte) bedienen lassen, ich hätte ihn gewiss! mit einer solchen Tracht Schläge bedienen, und mit einer solchen Labung erquicken wollen, dass er wohl etliche Wochen dazu haben sollen, ehe er sie verdaut hätte.“

Auf den Inseln der Südsee sowie auf dem australischen Festlande findet sich keine Spur von Couvade, ebenso ist aus Afrika sonst nicht das Geringste über dieselbe bekannt geworden, und wir müssen die Tatsache des Nichtvorkommens dieser Sitte hier ebenso registrieren, wie ihr Vorkommen in Asien und Europa.

Es bleibt uns nun noch die neue Welt zu betrachten übrig. Und gerade hier treffen wir die Couvade in ihrer unverfälschten und ursprünglichen Form an, durch zahlreiche Beispiele belegt, und zwar in Südamerika.

Von den Inselkaraiben wird uns 1665 durch de Rochefort berichtet: „Zur selben Zeit, wo die Frau entbunden worden ist, begibt sich der Mann zu Bett, um sich dort zu beklagen und die Wochen zu halten. . . . Das ärgerliche für den armen Karaißen, der sich anstatt der Wöchnerin ins Bett gelegt hat, ist, dass man ihn eine Diät von 10 bis 12 Tagen hintereinander halten lässt, indem man ihm täglich nichts weiter gibt als ein kleines Stück Cassava-Brot und ein wenig Wasser, in welchem man ihm auch ein bisschen von diesem Brot aus (Mañoka-) Wurzeln aufkocht. Später isst er etwas mehr, aber er schneidet nur die Cassava, welche ihm vorgesetzt worden ist, in der Mitte an — und zwar einige 40 Tage lang, und lässt nur die Ränder übrig, welche er in der Hütte aufhängt, und die bei dem Feste, welches er gewöhnlich in der Folge allen seinen Freunden gibt, eine Rolle spielen. Und er enthält sich sogar manchmal noch zehn Monate oder ein ganzes Jahr darauf mehrerer Sorten Fleisch, wie z. B. des Manati (Seekuh), der Schildkröte, des Schweines, der Hühner, Fische und delikater Speisen: da er glaubt, dass dies dem Kinde Schaden bringe. Aber sie halten dies grosse Fasten nur bei der Geburt ihres ersten Kindes. Denn bei der Geburt der anderen sind ihre Fasten viel weniger streng und sehr viel kürzer und dauern gewöhnlich nur 4 bis 5 Tage. . . . Einige unserer Karaiben haben noch einen anderen Brauch, und der ist noch schlimmer als alles übrige für den armen Vater, welchem ein Kind geboren worden ist, denn am Ende der Fasten schröpft man ihn gehörig an den Schultern mit einem Aguti-Zahn. Und der Unglückliche muss sich nicht allein dies gefallen lassen, er darf sogar nicht einmal das geringste Schmerzgefühl äussern. Sie glauben nämlich, dass, je grösser die Geduld des Vaters sich bei dieser Probe bewährt habe, um so sicherer gestellt sei die Tapferkeit der Kinder: aber man darf dies edle Blut nicht zur Erde fallen lassen, dessen Vergiessen so den Mut gedeihen lässt.“

Einen noch ausführlicheren Bericht über diese Sitte gibt 1667 du Tertre von den Inselkaraiben; wir führen nur etwas von dem an, was er noch hinzugefügt hat: „Wenn die 40 Tage (des Fastens) um sind, laden sie ihre Verwandten und besten Freunde ein, und wenn diese angekommen sind, zerschneiden sie, bevor sie sich zu Tisch setzen, die Haut des armen Kerls mit Aguti-Zähnen und entziehen allen Teilen seines Körpers Blut — anstatt eines nur eingebildeten Kranken machen sie recht oft aus ihm einen wirklichen Kranken. Aber das ist bis jetzt erst der Fisch sozusagen, denn nun kommt noch die Brühe, die man ihm

bereitet. Sie nehmen 60 bis 80 grosse Körner Piment oder indischen Pfeffer, den stärksten, den sie aufreiben können, und nachdem sie ihn in Wasser gut zerstoßen haben, waschen sie mit diesem Pfefferaufguss die Wunden und Narben des armen Opfers, welches, wie ich glaube, kaum weniger leidet, als ob man es bei lebendigem Leibe verbrennen würde — indessen darf er kein einziges Wort hervorbringen, wenn er nicht als Feigling und Ehrloser gelten will. Wenn diese Zeremonie beendet ist, bringt man ihn wieder zu Bett, wo er noch einige Tage verweilt, und die übrigen gehen, machen einen guten Schmaus und belustigen sich . . . auf seine Kosten. . . In einem Zeitraum von sechs Monaten isst er weder Vögel noch Fische, da er fest glaubt, dass dies dem Leibe des Kindes schaden könne und dass es an den natürlichen Fehlern derjenigen Tiere Teil haben werde, von denen der Vater gegessen hat: z. B. wenn Schildkröte, dass das Kind taub würde (die Schildkröte hat keine äusseren Ohren!) und kein Hirn hätte, wie dies Tier (anscheinend nicht hat), wenn er vom Manati (Seekuh) ässe, dass es kleine runde Augen haben würde, wie das Manati usw. . . Die Frauen fasten während dieser Zeit, aber nicht so streng, wie ihre Gatten.“

Die Beobachtungen bei den Inselkaraiben werden bestätigt durch Labat 1724; von den Karaiben des gegenüberliegenden Festlandes liegen die bei weitem zahlreichsten Beobachtungen vor. Einfaches Männerkindbett wird von Fermin 1769 erwähnt, Stedman an 7 de la République beschreibt Ruhe in der Hängematte, Schröpfzeremonien und Geisselungen, Quandt (1807), dessen Berichte auf Aruakstämme, Warraus und Karaiben gehen, erwähnt das Kindbett und die Sitte, dass der Mann keinen Baum fällen, keine Flinte abschiessen und kein grosses Wild jagen dürfe, da sonst das Kind krank werden und sterben werde. v. Sack, der Surinam 1810—1812 bereist hat, berichtet, dass die Sitte der Ruhe der Ehemänner von den Weibern eingeführt worden sein soll und dass über ihre Innehaltung von denselben streng gewacht werde. Bei den Karaiben Guyanas, also im Nachbargebiete Surinams, finden wir noch zahlreichere Nachrichten über das Vorkommen der Couvade. R. Schomburgk 1848 erwähnt mancherlei Enthaltungsgebräuche, besonders von den Woyowais und Makuší, bei den Aruaken beobachtete Brett selbst das Männerkindbett, ebenso bei den Karaiben, besonders bei den Acawoios. Als besonders tabuierte Tiere, deren Fleisch während der in Frage stehenden Zeit nicht genossen werden darf, nennt er das Aguti, damit das Kind nicht mager werde, das Haimara, wenn das Kind nicht blind werden soll (da die äussere Bedeckung des Auges dieses Fisches ein dünnes Häutchen oder grauen Star andeutet), das Labba (Laba, *Coelogenys Paca* Cuv. nach Martius), wenn des Kindes Mund sich nicht vorschieben soll, oder wenn es nicht wie das Labba gefleckt sein soll — Flecken, die schliesslich zu Geschwüren werden. Das Marudi ist auch verboten, wenn das Kind nicht tot geboren werden soll, da das Kreischen dieses Vogels als ein Vorzeichen des Todes betrachtet wird. Bei den Warraus findet nach De Laët (1633) ein Fasten statt, etwa acht Tage, bis die Wunde der Nabelschnur geheilt ist. Appun fand

1871 verschiedene Enthaltungsgebräuche, besonders hinsichtlich der Jagd, an der Küste Guyanas und das Liegen des Vaters in der Hängematte. Über die weite Verbreitung der Couvade in Guyana berichtet einer der besten Kenner dieses Landes, nämlich Im Thurn (1883), der ähnliche Beispiele, wie die obigen, anführt. Von den Tamanacos (Karaiben) am Orinoco führt Gilij das Vorkommen der Couvade an (1785 Übersetzung); in Französisch-Guyana fand sie Biet gleichfalls (1646), sechs Wochen lang wird der Mann in der Hängematte von der Frau bedient; v. Klöden fügt diesen Angaben 1858 Berichte über ähnliche Enthaltungsgebräuche wie die oben erwähnten hinzu; bestätigt und zum Teil ergänzt finden wir dies durch Prinz Bonaparte und Joest 1893.

Wir kommen zu einem weiteren Teile Südamerikas, dem grossen Amazonasgebiete. Schon Thevet berichtet genaueres über die Couvade in seiner Kosmographie 1575 von den Karaibenstämmen daselbst, ähnliches wie die oben angeführten Autoren über Guyana. (Das karaibische Wort für cheroup oder Vater stimmt genau mit dem von v. d. Steinen gefundenen Worte für Vater, jerup, überein!) Besonders ausführlich ist La Bordes Schilderung über die Karaiben (1704). Er sagt: Eine lächerliche Vorsichtsmassregel ist, wenn das Kind in der Nacht geboren wird, dass die Männer, welche in derselben Hütte schlafen, baden gehen, damit das Kind nicht kalt werde. Die Mutter begibt sich vom folgenden Tage ab an den Haushalt, wie wenn nichts geschehen wäre, sie fastet einige Tage, indem sie nichts als trockene Cassava isst und laues Wasser trinkt, sie nimmt sich sehr in acht, weibliche Krabben zu essen, diese würden dem Leibe des Kindes schaden wenn dies ein erstgeborenes, männliches ist, haben die Männer eine (besondere) . . . Sitte; während die Frau in den Wochen ist, legt sich der Mann zu Bett, beklagt sich und macht selbst die Wöchnerin; er befindet sich zu diesem Zwecke in einer kleinen, besonders errichteten Hütte, in der sein Lager oben aufgehängt ist, und hält ein Fasten von drei Monaten.

Die ersten zehn Tage bekommt er nur ein wenig trockene Cassava und Wasser; darauf beginnt er, ein wenig ouicau (anscheinend ein schwach alkoholisches Getränk, das sogenannte Kaširí, aus Mañoka hergestellt), zu trinken, aber er enthält sich aller Speisen, er isst nur das Innere der Cassava und bewahrt die Reste alle für den Festtag auf, welcher am Ende dieser Diätkur stattfindet: — er geht nur nachts aus, besucht niemanden, fürchtet sich, jemanden zu sehen, der voll von ouicau ist oder welcher Fisch gegessen hat. Dieser Geruch könnte ihn in Versuchung führen, sein Fasten zu brechen, die Mutter könnte davon krank und das Kind würde nicht stark werden. Wenn diese Zeit um ist, suchen die Ältesten der grossen Hütte zwei Karaiben aus, die am geschicktesten sind, den Fastenden zu schinden, und am festgesetzten Tage lässt man ihn auf den öffentlichen Platz kommen — er sieht aus wie ein Skelett — dort steht er aufrecht mit zwei schönen weissen, kunstvoll angeordneten Cassavas unter den Füßen, und während ihm die Karaiben die Arme hochheben, fangen die „Herrn Wundärzte“ an, ihm die Haut mit ihren Aguti-Zähnen zu zerfetzen und einzuschneiden.“ Darauf werden die

Stellen genannt, an denen die Scarificationen stattfinden und hinzugefügt, dass sie standhaft ertragen werden. „Das ist aber noch gar nichts; um das Gemälde vollständig zu machen, bereitet man ihm einen Aufguss . . . mit Blättern von Roucou, Pimentkörnern und Tabaksjauche, womit man ihm die Wunden und Narben abreibt, und so, ganz blutig, wie er ist, . . . setzt man ihn auf einen Sitz, der selbst rot bemalt und für ihn bereitet ist, und die Frauen bringen ihm zu essen, was die alten Leute ihm anbieten und zum Munde führen, wie bei einem kleinen Kinde, und zwar kleine Stücke Cassava und Fisch, aber er verschmäht den Fisch, nachdem er ihn angebissen hat, er würde krank werden, wenn er auf einmal eine so gute Mahlzeit hielte — und sie lassen ihn ebenso trinken, indem sie ihm den Hals halten, und wenn er mit Essen fertig ist, teilen die alten Leute zwei Stücke Cassava aus, welche der geschröpfte Fastende gesammelt hat, sie werfen sie nach allen Seiten, damit jeder eins schnell nehme; für die beiden, welche er unter seinen Füßen während des Schröpfens hatte, muss er sie essen —, und mit dem edlen Blute, welches vergossen worden ist, reibt man das Gesicht des Kindes, in dem Glauben, dass dies sehr dazu dient, das Kind grossmütig zu machen, und je mehr Geduld der Vater bewiesen hat, um so mehr Mut wird er haben. Wenn diese Zeremonie zu Ende ist, bringt man ihn wieder zu Bett, wo er noch einige Tage bleibt. — Dies ist nicht alles, sie müssen sich innerhalb sechs Monate nicht nur beim Erstgeborenen, sondern jedesmal, wenn ihre Frauen Kinder bekommen, des Essens mehrerer Tierarten enthalten, damit nicht das Kind an deren natürlichen Eigenschaften und Fehlern teilhabe (Schildkröte macht taub, siehe oben), wenn (er) vom Papagei ässe, so würde es keine Nase haben, wenn vom Krabbenfresser, lange Beine (Manati kleine Augen, s. o.), und besonders von allem anderen Fleisch, ausser den Krabben. Das lange Fasten findet nur bei der Geburt der ersten Kinder statt, und für die übrigen gibt es nur eine Diät von vier bis fünf Tagen.“

Endlich berichtet Speckbacher 1685 von den Karaiben auf der Perlinsel bei Carthago das Vorkommen der Couvade.

Die häufigsten Nachrichten über das Vorkommen dieser Vatteriten und zwar meist mit genauer Angabe der Stämme, welche sie ausüben, finden wir in Brasilien. Allgemeiner sind ältere Nachrichten, wie die von Fernão Cardim 1584, S. Piso 1685 und Eschwege 1818. Aber schon De Laët nennt die Petiwaras, Spix und Martius (1823) die Mundrucús (Tupi). — Nur dem Vater wird das Kind hier zugeschrieben — die Culinos, Marauá (Aruak), Omaguas (Tupi), Cauixána (Aruak) Passés (Aruak) und Juris. Bei den Jivaros fand die Sitte Orton, 1870, bei den Yuracarés (Tupi) D'Orbigny 1839, bei den Arauá Chandless 1870, bei den Chiriguanos (Tupi) [Angabe Bastians 1878] Nordenskiöld 1910, derselbe auch bei den Chanés; bei den Ipurínas (Aruak) am oberen Purús Ehrenreich (1891). Ähnliche Gebräuche erwähnt Koch von den Siusí (Aruak) zwischen Içaná und Uaupès, und bei den Tuyúka (Betóya).

In Südbrasilien finden wir die Couvade gleichfalls nach Schwarz,

(1857), nach demselben bei den Nacque-ne-niiques oder Naquinbrurh (Botokuden). Nach Ploss findet sie sich auch bei den Zeparos und Papudos. In Zentralbrasilien an den Quellflüssen des Xingú, die erst seit 1887 entdeckt sind, fanden die Vetter von den Steinen unter den dort lebenden, von europäischer Kultur unberührten Indianern die Couvade vor. Bei den Bakaïri würde alles, was der Vater unerlaubter Weise tut, dem Kinde schaden, es wäre so, als ob das Kind selbst Fleisch, Fisch oder Frucht ässe. „Der Vater durchschneidet die Nabelschnur des Neugeborenen, fastet streng, pflegt das Kind und ist wieder ein freier Mann, wenn die Nabelschnur abfällt.“ Auch bei den Bororó und den Paressí (Aruak). In Paraguay fand Guevara die Couvade 1836, eine besonders gute Schilderung von den Abiponern im Chacogebiet verdanken wir Dobritzhoffer 1784.

Bei ihm heisst es: „Kaum hört man, dass ein Kind von der Frau geboren worden ist, wird man sogleich ihren (Abiponer) Mann im Bett liegen sehen, eingehüllt in Matten, damit ihm kein scharfer Windzug schade, fastend, öffentlich (publico. Lubbock: Kept in private) sich gewisser Speisen einige Tage gewissenhaft enthaltend. Man möchte darauf schwören, dass er geboren habe. Dasselbe haben auch andere betreffs anderer Völker Amerikas geschrieben. Das habe ich früher gelesen und darüber gelacht, niemals hätte ich mich verleiten lassen, solchen Unsinn zu glauben. Mehr zum Scherz, als der Wahrheit entsprechend, vermutete ich immer und immer wieder, berichte man diese Sitte der Barbaren, bis ich sie endlich mit eigenen Augen bei den Abiponern im Schwange fand. Und fürwahr, sie beobachten diesen altererbten Brauch, obwohl es ihnen lästig ist, um so lieber und sorgfältiger, weil sie durchaus davon überzeugt sind, dass die Enthaltbarkeit und Ruhe der Väter von grösstem Einfluss auf das Wohlbefinden der neugeborenen Kinder sei, ja, dass sie sogar (dazu) nötig wäre. Die Bestätigung hierfür bitte ich mich berichten zu lassen. Franciscus Barrada, der Stellvertreter des Kgl. Gouverneurs von Tucuman, besuchte die neue Kolonie Conception im Gebiete von Santiago. Zu ihm kam, als er mit mir auf dem Markte herumging, um ihn zu begrüßen, der Kazike Malakin, der unterdessen sein Bett verlassen hatte, an das ihn die jüngste Niederkunft seiner Frau fesselte. Barrada bot mir und ihm, dem bei uns stehenden Kaziken, spanischen Schnupftabak an, doch als er sieht, dass der Wilde die Annahme gegen alle Sitte verweigert, glaubt er, dass dieser den Verstand verloren habe. Denn er wusste, dass dies Reizmittel für die Nase sonst immer von ihm begierig genommen wurde. Er bittet mich, nach der Ursache der Enthaltbarkeit zu fragen. Auf die Frage in abiponischer Sprache (dieser war nämlich Barrada unkundig, wie der Kazike des Spanischen) warum er denn den Tabak heute verschmähe? erwiderte er: Weisst du denn nicht, dass meine Frau gestern geboren hat? Warum soll ich daher nicht vom Reizmittel für die Nase ablassen? In was für ein Unglück könnte ich durch mein Niesen meinen kleinen Sohn stürzen! Weiter nichts. Er begab sich zurück in seine Hütte, um sich unverzüglich niederzulegen, damit nicht, wenn er noch länger mit uns im Freien

stehen bliebe, sein zartes Kind irgend welchen Schaden erlitte. Denn sie glauben, dass das ungemässe Betragen des Vaters den neuen Abkömmling beeinflusst, wegen der beiderseitigen natürlichen Verbindung und der Sympathie. Daher, wenn das Kind zu einem vorzeitigen Ende kommt, wird der Tod von den Frauen insgesamt der Unenthaltbarkeit des Vaters zugeschrieben, und sie geben dies und jenes als Grund an; bald, dass er sich nicht des Honigweines enthalten habe, dass er sich den Magen mit Fleisch vom Wasserschwein überladen hat, dass er bei ziemlich kalter Luft schwimmend über einen Fluss setzte, bald, dass er seine (schon) seit einiger Zeit ziemlich langen Augenbrauen zu rasieren verabsäumt habe, dass er unterirdischen Honig gegessen habe, bald, dass er sich durch Reiten bis zum Schweiss ermüdet habe. Mit albernen Reden dieser Art beschuldigt das Weibervolk ungestraft den Vater als den Urheber des Todes (des Kindes) und sie sind gewöhnt, den Gatten, auch wenn er noch so schuldlos ist, mit Verwünschungen zu verfluchen“. Dobritzhoffer fügt hinzu, es wäre ein schwieriges Unternehmen, den alten Aberglauben ausrotten zu wollen.

Simson berichtet von den Piojes (Betoya) am Putumayo, v. Tschudi von den Conibos (Päno) am Ucayali das Vorkommen der Couvade.

An Südamerika schliesst sich unmittelbar das südliche Zentralamerika, wenigstens zum grössten Teil, ethnographisch an. Bei den Guatuso am Rio Frio findet sich die Couvade nach Sapper. In Nordamerika gibt es auch einige Beispiele für das Männerkindbett. Bancroft berichtet von seinem Vorkommen in Neu Mexiko (Lagunero und Ahomanna) und Kalifornien, wohl nach Venegas (1757).

Wir finden also, dass Südamerika das klassische Land der Couvade ist und zwar hauptsächlich der Norden. Als Ausläufer sind vielleicht auch die nordamerikanischen Fälle anzusehen. Fest steht, dass die Sitte bei den vier Hauptgruppen der südamerikanischen Indianer, den Karaïben, Aruak, Tupi und Ges (Botokuden) vorkommt und ebenso bei einzelnen Chacostämmen (Abiponern) und isolierten. Ihr Hauptzentrum hat sie wohl bei den Karaïben des Festlandes und der Inseln gehabt, dafür spricht ihr Vorkommen in den ältesten und zahlreichsten Quellen. (Bei den Eskimos kommen einzelne Sitten vor, die gleichfalls an Couvadegebräuche erinnern, wir wollen jedoch diese ebensowenig wie ähnliche Bräuche bei anderen Völkern anführen.) Die Couvade hat also drei Hauptverbreitungszentren, eins in Südamerika, ein zweites in Südostasien und ein drittes in Südwesteuropa. An diesen Stellen ist ihr Vorkommen einwandfrei bezeugt, sie findet sich also nicht bei den sogenannten aktiven Rassen mit höheren Kulturen. — Ohne nun auf die mannigfaltigen Versuche einzugehen, die man unternommen hat, um diese merkwürdigen und uns so sonderbar anmutenden Sitten zu erklären, Versuche, die zum Teil von den Autoren, die wir angeführt haben, in ihre Reiseschilderung eingeflochten worden sind, zum Teil von Ethnologen im Zusammenhang mit anderen soziologischen Untersuchungen, besonders bei der Behandlung von Ehe- und Geburtsgebräuchen aufgestellt worden sind, ohne auf diese im ein-

zeln einzugehen, wollen wir hier, allerdings unter Berücksichtigung vieler derselben einen neuen Erklärungsversuch unternehmen.

Um das Wesen der Couvade richtig zu erfassen, müssen wir uns zunächst über die Gründe klar sein, die die betreffenden Völker selbst für diese Sitte angeben. Wir verweisen hierzu auf die vorhergehenden Quellen.

Die Stämme, bei denen sich das sogenannte Männerkindbett findet, stehen auf der Stufe der Jäger und primitiven Ackerbauer (Hackbauer), namentlich trifft dies für die südamerikanischen Indianer zu. Man kann aus diesem Umstande, dass sich diese Sitte bei verhältnismässig niedrig stehenden Völkern findet, unmittelbar schliessen, dass sie deren Kultur-niveau entsprechen wird. Aber sie deshalb, aus entwicklungsgeschichtlichen Erwägungen etwa, als Glied von allgemeingültiger Bedeutung für jede Kulturentwicklung aufzufassen, dürfte wohl unrichtig sein, wenn sich auch in allen Erdteilen gewisse Anklänge an die in Frage stehenden Väterriten finden mögen. Man hat sich auch vor falschen Deutungen, namentlich der Generalisierung, zu hüten.

In erster Linie ist es nötig, — da eine einheitliche Erklärung nicht gut möglich ist, — eine Zweiteilung der Erscheinungsformen dieser Sitte vorzunehmen, und zwar zerfallen diese offenbar in diese zwei Kategorien: I. Die Couvade als wirkliches Männerkindbett und II. Die uneigentliche Couvade, bestehend aus Fasten, Enthaltungsgebräuchen (von Mann und Frau, oder vom Manne, seltener von der Frau allein) befolgt, und Blutopfer (des Mannes), verbunden mit Ruhe (meist ebenfalls nur des Mannes) in der Hängematte. Den I. Typus treffen wir am sichersten beobachtet, so wie auch am deutlichsten ausgeprägt in Südchina bei den Miaotze, zu ihm gehören die bei den Iberern und Basken beobachteten Fälle, sowie der allerdings etwas problematische Fall bei den Tibarenern. Allenfalls lässt sich hierzu auch die in Südindien sporadisch vorkommende Art der Couvade rechnen. Der II. Typus ist der südamerikanische, speziell brasilische Typus, zu dem auch die eigenartigen Väterriten Indonesiens gehören.

Typus I kann als eine *imitatio naturae*, also als Nachahmung des Wochenbettes der Frau (so Bachofen) aufgefasst werden, da den Völkern, wo die Sitte vorkommt, das Kindbett der Frau ja durchaus bekannt ist. Der Typus selbst ist einfach zu beschreiben. Der Mann legt sich nach der Niederkunft seiner Frau ins Bett, nimmt das neugeborene Kind zu sich, spielt die Wöchnerin und empfängt so die Besuche der Freunde und Nachbarn. Währenddessen besorgt die Frau den Haushalt weiter, sie bedient also auch ihren Mann, der auf diese Weise ein wirkliches Wochenbett abhält.

Der II. Typus ist entschieden schwieriger, namentlich in seiner psychologischen Genese zu verstehen. Um eine Nachahmung des Kindbettes der Frau kann es sich hier unmöglich handeln, da den in Frage kommenden Völkern dasselbe ganz unbekannt ist. Die europäischen Reisenden haben den Ausdruck männliches Kindbett, der für Asien und Europa seine Berechtigung hat, fälschlicher Weise auf Amerika (und Indonesien) übertragen.

In Südamerika, wo dieser II. Typus am reinsten anzutreffen ist, finden wir zunächst bei einigen Stämmen die Sitte einer Art Zeitehe. Nach C. de Magelhães hat bei den Cayapó jedes Mädchen das Recht freien Geschlechtsverkehrs. Sobald sie in anderen Umständen ist, und so lange sie das Kind an der Brust hat, bleibt sie bei dessen Vater, oder vielmehr dieser bei ihr. Diese Verbindung mit dem Vater des Kindes hört auf, sobald das letztere nicht mehr die Muttermilch bekommt. Sie kann aber wieder angeknüpft werden. Nimmt das Mädchen sich einen anderen Mann, so hat dieser das Kind seines Vorgängers zu erhalten (nach Hellwald, Familie). Bei vielen Stämmen werden meist stammesfremde junge Mädchen in den Junggesellenhäusern zum Zwecke des Geschlechtsverkehrs gehalten. (Hierzu wäre die Anschauung zu ziehen, nach welcher die Kinder von Sklaven, die von einem fremden Stamme übernommen sind, mit Frauen des eignen Stammes als stammesfremd angesehen werden.) Wenn wir diesen Zustand als eine Primitivstufe, die früher verbreiteter gewesen sein mag, annehmen, so finden wir als nächstfolgende Stufe solche Völker, bei denen das Matriarchat herrscht (meist mit Exogamie verbunden), oder solche, bei denen dies bereits in die Vaterherrschaft übergeht (worüber weiter unten noch einiges gesagt werden soll). Wir können uns nun vorstellen, dass bei der Gründung der Mutterfamilie (in früheren Zeiten) der Mann der Wahl, meist also der Vater der zu erwartenden (oder bereits geborenen) Kinder, von dem betreffenden Weibe an die Familienhütte gefesselt, vielleicht auch dadurch vom Männerhause entfernt werden sollte. Das war natürlich zunächst eine schwieriges Unternehmen, zumal wenn man bedenkt, dass den primitiven Völkern der kausale Zusammenhang zwischen Empfängnis und Geburt durchaus nicht klar ist. Vielmehr werden gewöhnlich irgend welche Dämonen oder Dinge (vergl. mythologische *Conceptio immaculata*, durch Verschlucken von Früchten usw.; oder auch die Empfängnis durch Schwirrhölzer, z. B. in Australien) dafür verantwortlich gemacht.

Dass also eigenartige Mittel angewandt werden mussten, um den Vater an das Kind und die Frau zu fesseln, versteht sich; auch haben wir einen deutlichen Hinweis darauf, dass die Frauen die Sitte eingeführt haben, in dem Umstande, dass uns von manchen Stämmen berichtet wird, die Frauen seien es, welche die Durchführung der *Couvade* sorgfältig überwachen, wobei indessen vielleicht auch der grössere Konservatismus der Frau überhaupt in Rechnung kommen könnte.

Ausserdem sagt Burghold, leider ohne Quellenangabe, der Vater, der dem Brauche nicht nachlebe, werde als solcher nicht anerkannt. So siegt also das Prinzip der Mutter-Familie über den vor ihm herrschenden Zustand, indem das Kind zum Sprössling eines bestimmten Vaters gemacht wird.

Um den Mann nun, wenn er sich etwa seiner Verpflichtungen gegen Frau und Kind ledig glaubte, an die (Mutter-)Familie zu fesseln, [dies der Realgrund der Sitte], griff man zu einer Art des Sympathiezaubers [Scheingrund der Sitte], der aus einer doppelten Wurzel entspringt. Die Anschauungen des Totemismus scheinen der erste Ausgangspunkt gewesen zu sein. Der Totemismus, über den schon so sehr viel geschrieben

worden ist, besteht der Hauptsache nach in der Verbindung des Menschen mit tierischen Schutzgeistern oder Ahnen — (auf Genaueres einzugehen ist hier nicht der Ort; nur auf eins möchten wir hinweisen: Weit verbreitet finden sich auch in Südamerika, wie in der Nordhälfte des Kontinents, Tiernamen bei Menschen, was auch auf den Totemismus Bezug zu haben scheint); — bestimmte Tiere dürfen nicht getötet oder verletzt werden, damit es nicht den mit ihnen verbunden gedachten Menschen ebenso wie ihnen ergehe. (Nagüalismus im heutigen Mexiko.) Das Totem geht von der Mutter auf das Kind über, der Vater hat sich also bei herrschendem Mutterrecht den Vorschriften der Frauen zu fügen.

Daher darf denn auch der wirkliche oder vermeintliche Vater des Kindes, dessen Beisein bei der Geburt nicht nötig ist, um ihn zur Einhaltung der Couvade zu veranlassen, gewisse Tiere nicht jagen, weil sonst das Kind die üblen Eigenschaften dieser Tiere bekommen, also vom Tiergeist heimgesucht würde.

Das Wohlergehen des Kindes wird somit auf den Vater übertragen, er hat für dasselbe zu sorgen und daher darf er die Totemtiere weder töten noch essen, wenn das Kind geboren wird. Die Frau geht während dessen ihrem Haushalte einfach nach, da dem Manne die Sorge für das auf magische Weise zu bewirkende Wohlergehen des Kindes übertragen worden ist. Aber wo etwa daneben Wochen-diät der Frau vorhanden ist, wird diese ohne Zweifel vielfach ebenfalls als Sympathieaberglaube, nicht als physiologisches Bedürfnis zu erklären sein. Der Schluss auf eine frühere Existenz des weiblichen Wochenbettes ist verfehlt.

Diese erste Form der Vatteriten ist es, welche hauptsächlich in Südamerika und auch bei den Malaien vorliegt. Da nun zuerst die Geburt allein für sich und dann erst als die Wirkung der Empfängnis beobachtet wurde, so wird die Ausdehnung der Verbote auf die Zeit vor der Geburt auch als sekundär anzusehen sein.

Die zweite Wurzel der Vatteriten und -vorschriften ist der Aberglaube demzufolge ein sympathetisch-magischer Zusammenhang zwischen Vater und Kind, wie auch zwischen diesem und seiner Mutter, existiert. Nach dem allgemeinen Zauberglauben wirken die Handlungen des einen Teils auf das Befinden und die Handlungen des anderen Teils ein. Alle Krankheit, auch der Tod, entsteht durch die Schuld anderer. Zunächst wird also die Mutter in der Einhaltung der Diät ihrem Manne vorangegangen sein (*mater semper certa, pater incertus*). Wir werden wohl annehmen dürfen, dass nach besagtem Zauberglauben das Kind soviel an Kraft gewinnt, als der Vater durch die Einhaltung einer gewissen Diät verliert. Bei einigen Völkern mag auch die Vorstellung mitsprechen, dass das Kind als „kleiner Vater“ (nach K. v. d. Steinen) betrachtet wird und dass es mithin Schaden leidet, wenn der grosse Vater schwere Speisen zu sich nimmt, denn beide stehen in einer Art Wechselbeziehung zueinander. Der Vater fastet nur solange, bis die Nabelschnur abfällt, d. h. bis die erste Gefahr für das Leben des Kindes vorbei ist, er macht also eine Art homöopathische Kur durch, nur ist dieselbe magischer, nicht medizinischer Art.

Auch die Arbeitsenthaltung mag denselben Grund haben. — Strenge Diät aber geht mit dem Blutopfer Hand in Hand, beide sind Formen einer Erscheinung, der Askese. Die Scarifikationen des Vaters dienen also offenbar demselben Zweck, da entzogenes Blut entzogene Kraft bedeutet, die wiederum dem Kinde zugute kommt. Etwas rätselhaft, vielleicht nur als Standhaftigkeitsprobe aufzufassen (siehe Joest), — die ja in Südamerika bei manchen Gelegenheiten vorkommt (Pubertätsweihen, Häuptlingswahl, Installierung von Zauberern) — ist das Behandeln des Vaters mit dem scharfen Pfefferaufguss.

Es ist auch möglich, wenn auch nicht recht wahrscheinlich, dass bei diesen Zeremonien, etwa als sekundär auftretend, auch an die Einwirkung religiöser Vorstellungen gedacht werden kann, da wir vielfach hören, dass das erstgeborene Kind feierlich mit Blutentziehung begrüßt wird.

Alle diese Gründe, namentlich das Jagdverbot, welches allerdings bei vielen Stämmen nicht auf einige kleinere Tiere ausgedehnt wird, machen es begreiflich, dass sich der zur Untätigkeit verurteilte Mann in die Hängematte legt und sich dort, so gut es geht, in sein Schicksal findet, ein Zustand, der äusserlich betrachtet wohl zur Verwechslung mit dem Wochenbette führen konnte.

Von einer *imitatio naturae* kann hier natürlich keine Rede sein, da ein Wochenbett der Frau bei den Indianern Südamerikas überhaupt unbekannt ist. Hat sich die Sitte dieser Vatteriten aber einmal befestigt, so bleibt sie auch, weil drastisch und daher gut im Gedächtnis haftend, später allerdings vielfach unverstanden, bestehen.

Nicht ganz klar ist die Rolle, welche die Couvade auch beim Übergang der Mutterherrschaft zum Patriarchat gespielt zu haben scheint. In der Zeit des Matriarchats und vorher ist die Vaterschaft von keiner rechtlichen Bedeutung; der Mann, welcher die Couvade durchmacht, braucht sich nicht als den Erzeuger des von ihm formal anerkannten Kindes anzusehen. Indessen soll nach Friedrichs die Couvade nie von unehelichen Erzeugern beobachtet werden. Wenn aber die Couvade sich als Sitte zu fixieren begann, und das Vaterrecht zur Geltung kam, fing man an, auch unter dem Einfluss weiter fortschreitender Erkenntnis, auf das Moment der Empfängnis das Gewicht zu legen. Ferner wurde dann das Interesse des Hausvaters für seine Kinder rege, die er jetzt mehr und mehr unter dem Gesichtspunkte des Privateigentums zu betrachten begann. Daher war ihm daran gelegen, seine Kinder am Leben und bei guter Gesundheit zu erhalten und er befolgte die magischen Vatteriten um so sorgfältiger.

Später mochte es dann dazu kommen, dass der Vater als enger mit dem Kinde verbunden angesehen wurde als die Mutter und dass sich aus der körperlichen Sympathie sekundär auch eine seelische, die Vaterliebe, entwickelte.

Wir haben es hier also mit einem eigenartigen Falle ethnologischer Konvergenz, nämlich zwischen Typus I und II der Couvade zu tun und können vielleicht den ersten Typus als eine abgeklärtere Form des zweiten auffassen, ohne damit einen direkten genetischen Zusammenhang dieser Typen irgendwie behaupten zu wollen.

Literaturverzeichnis.

- Th. Achelis, Die Entwicklung der Ehe, Berlin 1893. S. 76.
- Albêrûnis India. An account of the Religion of India, its Philosophy etc a. d. 1030. By Ed. Sachau. London Bd. I. Chap. XVI, S. 181.
- Apollonius Rhodius, *Αργοναυτικά* II, 1011 fg.
- K. F. Appun, Die Indianer in British-Guayana. Das Ausland 1871. Nr. 6, S. 125. Das Ausland, 1870. Nr. 12, S. 267.
- Legrand d'Aussy, Fabliaux ou contes . . . du XIIe et du XIIIe siècle, Paris. III. S. 372. Note.
- Bachofen, Das Mutterrecht, Stuttgart 1861, S. 17, 255 f.
- Bancroft, The native races of the pacific States of North America, London 1875. S. 412, 585.
- Baumgarten, Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika, Halle 1752. S. 24, 122, 857.
- Bastian, Zur vergleichenden Psychologie. Zeitschr. f. Völkerpsychologie, Berlin 1868. S. 155.
- Die alten Kulturländer Amerikas, Berlin 1878. I. S. 255, 595. II. (37. Note II.) 657, Nr. 4.
- Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie, Berlin 1883. S. 73.
- Matriarchat und Patriarchat. Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropol., Ethnol. und Urgesch. zu Berlin, 1886. S. 337. (Zeitschr. f. Ethnol.)
- Bernhöft, Zeitschr. f. vergl. Rechtswissenschaft. 1891. Bd. 9.
- Biet, Voyage de la France Equinoxiale en l'isle de Cayenne, Paris 1646. Liv. III. Chap. 13. S. 389.
- C. Bock, Reis in Oost en Zuid Borneo, S'gravenhage 1687. S. 97, 98.
- La Borde, Voyage qui contient une Relation exacte de l'origine . . . des Caraïbes. Leide 1704. Chap. VII. S. 585.
- Brett, The Indian tribes of Guyana, London 1868. S. 101, 355.
- J. Burghold, Über die Entwicklung der Ehe, Breslau 1902.
- Bushell, Chinese Art, London 1906. Vol. II, Fig. 134, Text S. 145.
- A. Cain, Indian Antiquary, Bombay 1874. III. S. 151.
- Fernão Cardim, Do Principio e origem dos Indios do Brazil, Rio de Janeiro 1881, S. 9.
- F. Caucher, Relation du voyage . . . à Madagascar . . . S. 51.
- Châho, Voyage en Navarre, Paris 1836. S. 390.
- Chamberlain, The child and childhood in folkthought, New York 1896. S. 121.
- Th. de Chanvalon, Voyage à la Martinique, Paris 1763. S. 53.
- Cordier, Le droit de la famille aux Pyrenées, Revue historique de droit français et étranger, Paris 1859. S. 370.
- Fray José Cors, José Cardús, Los Misiones Franciscanas entre los infides de Bolivia, Barcelona 1886.
- Cranz, Historie von Grönland, Barby 1765. S. 275.
- Crawley, The mystic rose, London 1902. S. 416–428.
- Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal, Calcutta 1872. S. 191.
- L. v. Dargun, Mutterrecht und Raubehe, Breslau 1883, S. 18.
- Mutterrecht und Vaterrecht, Leipzig 1892. S. 18 f.
- Diodorus Siculus, Bibliotheca historica. I, 80, V, 14.
- M Dobritzhoffer, Historia de Abiponibus, Viennae 1784. S. 231.
- Dudik, Genees en verlooskunde. Geneeskundig Tijdschrift voor Need-Indie. 22. Batavia 1882.
- Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Berlin 1891. S. 66.
- A. Ernst, Über die ethnographische Stellung der Guajiro-Indianer. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 19. Berlin 1887. S. 442.
- v. Eschwege, Journal von Brasilien, Weimar 1818. S. 193.

- Fermin, Description . . . de la Colonie de Surinam, Amsterdam 1769. Bd. I. S. 81.
- Friedrichs, Das Ausland, Stuttgart 1890.
- Gilij, Saggio di Storia Americana. Roma 1780–1784. Bd. II. S. 133.
- Nachrichten vom Lande Guyana (Übersetzung), Hamburg 1785. S. 274.
- Giraud-Teulon, Les origines du mariage et de la famille, Paris 1884. S. 137.
- La mère chez certains peuples de l'antiquité, Paris 1867.
- Graslin, De l'Ibérie, Paris 1838.
- Guevara, Historia de Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman. De Angelis
 Coleccion . . . del Rio de la Plata, Buenos Ayres 1836. II. 17.
- van der Hart, Reize rondom het eiland Celebes, Sgravenhage 1853. S. 137.
- F. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, Augsburg 1875.
 S. 36, 37.
- Die menschliche Familie, Leipzig 1889.
- P. Hermant, La Couvade. Bulletin de la société royale Belge, Bruxelles 1906.
 S. 5–15.
- Joest, Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana. Intern. Archiv f. Ethno-
 graphie. Suppl. zu Bd. V, 1893.
- Spenser St. John, Life in the forests of the far East, London. Vol. I S. 160.
- Wild tribes of the north west-coast of Borneo 1862. (Transactions of the Ethnol.
 Society of London. Vol. I. 1863.)
- Kauffmann, Hochzeitsgebräuche im französischen Baskenland Über Land und
 Meer, 1898/99. S. 53.
- Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843. II. S. 82, 207.
- v. Klöden, Über die niederländischen und französischen Besitzungen in Guyana.
 Zeitschr. f. Allgem. Erdkunde. Berlin 1858. N. Folge, Bd. IV, S. 30.
- Th. Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern, Berlin 1909. Bd. I.
 S. 183, 312.
- J. Köhler, über Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft. Krit.
 Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. N. Folge,
 Bd. IV. München und Leipzig 1880.
- Labat, Nouveau voyage aux isles de l'Amérique, La Haye MDCCXXIV. II. S. 123.
- Laborde, Itinéraire descriptif de l'Espagne, Paris 1809. II. S. 150.
- De Laët, Novus Orbis. Lugd. Batav. 1633. XV. 2. Lettr. ed. II. 131.
- L'eems, Account of danish Lapland (Pinkerton, a general collection of
 voyages and travels), London 1808. S. 483.
- Ch. Letourneau, La Sociologie d'après l'ethnographie, Paris 1884. S. 384 bis
 395.
- , L'évolution du mariage et de la famille, Paris 1888. S. 394 fg.
- Ling Roth, On the significance of Couvade. Journal of Anthropological Institute,
 London 1892. Bd. 22, S. 204–244.
- Lippert, Die Geschichte der Familie, Stuttgart 1884. S. 21 fg.
- , Kulturgeschichte der Menschheit, Stuttgart 1887. Bd. II, S. 237, 312.
- W. Lockhart, On the Miautze or aborigines of China. Transactions of the ethno-
 logical Society of London. Vol. I. (New Series). S. 187.
- Lubbock, The Origin of Civilisation and the primitive Condition of man, London
 1870. S. 12–14.
- H. Freih. v. Maltzan, Reise auf der Insel Sardinien, Leipzig 1869. S. 56.
- Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Americas, zumal Bra-
 siliens, Leipzig 1867. Bd. I, S. 392, 427, 428, 441, 482, 511, 643.
- S. Mateer, Journal Royal Asiat. Society, XVI.
- F. Michel, Le pays Basque, Paris 1857. S. 201.
- M. Müller, Chips from a German workshop, London 1867. II., S. 274.
- , Das Ausland 1871. Nr. 6, S. 124.
- B. Navarra, China und die Chinesen, Bremen 1901. S. 996.
- D'Orbigny, L'homme Américain, Paris 1839. S. 237.
- J. Orton, The Andes and the Amazon, London 1870. S. 172.

- Marcus Paulus Venetus (Marco Polo), *De regionibus orientalibus libri III. Coloniae Brandenburgiae MDCLXXI. Bd. II, Kap. 41.*
- Piso, *De Indiae utriusque re naturali et medica*, Amsterdam 1658. S. 14.
- Ploss, *Das Kind in Brauch und Sitte der Völker*, Stuttgart 1876 usw. S. 125, 131 usw.
- Plutarch, *Theseus*, Kap. 20.
- Purchas, *His Pilgrimes*, 4. Part, London 1625. S. 1291.
- Quandt, *Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonderlich den Arawaken, Waraüen und Karaiben*, Görlitz (1807). S. 252.
- De Quatrefages, *Souvenirs d'un Naturaliste. La Baye de Biscaye, St. Sebastien et les Basques, Revue des deux Mondes*. Bd. V, 1850, S. 1084.
- Riedel, *De Sulaneezen. Bijdragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 4. Volgreesk* 1885, S. 18.
- De Rochefort, *Histoire naturelle et morale des Isles Antilles de l'Amérique*, Rotterdam MDCLXV. S. 550.
- Rougemont, *Le peuple primitif*, Paris 1855. S. 420.
- v. Sack, *Beschreibung einer Reise nach Surinam (1810–1812)*. Berlin 1821. II, S. 84.
- M. Schmidt, *Indianerstudien in Central-Brasilien*, Berlin 1905. S. 438.
- R. Schomburgk, *Reisen in Britisch-Guyana*, Leipzig 1848. II, S. 314, 389.
- Wouter Schouten (1638–1704) *Reystogten nar en door Oost Indien*, Amsterdam 1708. I, S. 73.
- Schreiber, *Petermanns Mitteilungen*, Gotha 1878. S. 265.
- R. Schuller, *A Couvade*. 10 Ss. Pará 1910.
- H. Schurtz, *Die Speiseverbote*, Hamburg 1893.
- Schwarz, *Medicin. Bemerkungen über die allgem. sanitären Verh. in Rio de Janeiro usw.* Zeitschr. d. Gesellsch. f. Ärzte. Wien 1857. S. 580.
- A. Simson, *On the Piojés of the Putumayo*, Journ. Anthr. Inst., 8. London 1879. S. 222.
- Gabriel Soares de Souza, *Tratado Descritivo do Brazil em 1587*, Rio de Janeiro 1857. Cap. CLIV.
- A. Speckbacher, P. S. I. *Allerhand so Lehr- als Geist- reiche Brief- schariften und Reis- Beschreibungen, welche von denen Missionariis der Ges. Jes. aus Beyden Indien und andern über Meer gelegenen Ländern seit an. 1642 biss auf das Jahr 1726 in Europa angelangt sind. (Der neue Welt-Bott.) Augsburg und Grätz 1726. S. 56.*
- Spix und Martius, *Reise in Brasilien*, München 1823. Teil I, S. 247. 381 Anm., 1186, 1339.
- Stedman, *Voyage à Surinam*, Paris an VII de la Rép. Bd. III, S. 414
- K. v. d. Steinen, *Unter den Naturvölkern C. Brasiliens*, Berlin 1894. S. 334, 434, 440, 503.
- Steller, *Beschreibung von dem Lande Kamschatka*, Frankfurt und Leipzig 1774. S. 351.
- Stoll, *Zur Kenntnis der heutigen Basken. Das Ausland*, 1890. S. 735.
- Strabo, III. 4, 17; 165.
- Sundermann, *Die Insel Nias*, Allgem. Missions-Zeitschrift, Gütersloh 1884. Bd. 11. S. 423.
- Du Tertre, *Histoire générale des Antilles habitées par les François*, Paris 1667. S. 372.
- Thevet, *Cosmographie universelle*, Paris 1575. Liv. II, Chap. 5.
- Thomas, *Sitten und Aberglauben auf Nias. Globus*, Bd. 39. Braunschweig, 1881.
- Im Thurn, *Among the Indians of Guyana*, London 1883.
- E. Thurston, *Ethnographic. Notes in southern India*, Madras 1906. S. 547 bis 551.
- v. Tschudi, *Perú*, St. Gallen 1846. Bd. II, S. 235.

- E. Tylor, *Researches into early history of mankind*, Boston 1878.
- , *On a method of Investigating the Development of Institutions, applied to laws of marriage and descent*. *The Journal of the Anthropol. Inst. of Gr. Brit. and Irel.* Bd. 18. London 1889. S. 257.
- C. Valerius Flaccus, *Argonauticon* V, 147.
- Venegas, *Noticia de la California*, Madrid 1757. I, S. 94.
- Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*, Leipzig 1877. Bd. I, S. 294.
- Wallace, *A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro*, London 1853. S. 501.
- Wentworth Webster, *Basque Legends*, London 1877. S. 232.
- G. Wilken, *De Couvade bij de Volken van den Indischen Archipel. Bijdragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië*, Sgravenhage 1889. 5. Volgreeks 4. Deel. S. 251 fg.
- M. v. Žmigrodzki, *Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes*, München 1886. § 171, S. 267.
- Zucchelli, *Merckwürdige Missions- und Reise Beschreibung nach Congo in Ethiopien*, Frankfurt 1715. S. 165.

Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier?

Von

Emil Fischer (Bukarest).

Es ist bekannt, dass die obige Frage von manchen Gelehrten von Ruf verneint wird. Es wäre nun für die Völkerkunde nicht nur des Balkan, für die Sprachforschung und für die Geschichte im allgemeinen von höchster Wichtigkeit, wenn nachgewiesen werden könnte, dass die ehemaligen Illyrier dennoch ihre Fortsetzung in den heutigen Albanesen finden.

Ich bin der Meinung, dass sich dieser Nachweis noch auf mehreren wissenschaftlichen Gebieten führen lässt. Allerdings sind die Beweise nicht alle gleich schlagend. Gelingt es aber ein paar alte Namen ausfindig zu machen, die ungezwungen ihre Entsprechung im Albanesischen finden, so wäre die Kontinuität allerdings erwiesen. Solcher Namen habe ich nun einige aufgefunden.¹⁾

So lassen sich die alten Dardani auf alb. *darðe* f. Birne, Birnbaum, zurückführen²⁾ und in der Tat, wer heute noch Bulgarien, z. B. vom Lom bis zum Isker, durchzieht, der findet die Ackerländer von Wildbirnbäumen so dicht besetzt, dass er sich oft in einem Garten³⁾ zu befinden glaubt.

Ferner Delminium, alb. *del'e*, gegisch *del'me* = Schaf (also Hauptort der Schafhirten), dann Delmater, Dalmater = Schafhirten, endlich Dassaretier = alb. *daš* Widder (Widderzüchter); so mag auch in dem Volksnamen der Antariaten Tara mit dem heutigen Quellfluss der Drina (Tara) und einem Berg an den Quellen der Rača (bei Užice) identisch sein.⁴⁾ Ob Tergeste Triest auf ein altillyr.⁵⁾ *trg* oder auf das slav. *türgü* zu beziehen sei,⁶⁾ ferner *Vardaei* auf alb. *varðe* = Wache (?altital), will ich nur andeuten.

1) So wäre also die Forderung Prof. Hirts (Leipzig) nach solchen alten Namen hiermit erfüllt.

2) G. Meyer (Etymol. Wörterb. d. alb. Sprache, pag. 61) will die Ableitung „Birnenzüchter“ nicht gelten lassen. Eine Ableitung mag man immerhin abweisen, aber vielen gegenüber geht das nicht mehr an.

3) Dardani = Bewohner des Birnenlandes!

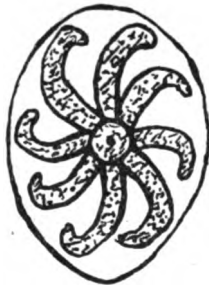
4) Vgl. C. Jireček, „Geschichte der Serben, I. Gotha 1911.

5) Man weiss heute, dass das Daltische (sprachlich und ethnographisch) unzweideutige Übergänge zum Slavischen aufweist. (Tierna, Dierna-Černa, Berzava.

Dem illyr. Königsnamen Ballaios verwandte Personennamen finden sich in Serbien noch im XV. Jahrhundert: Bal, Bala, Balica, Balija, Baleta, Baloje, Balosin, Baloslav, Balomir, Balsa, Balša, rumän. Bals.¹⁾ Albaner = alb. arber; arbení = Albanien (nördl. von Korfu und das Hinterland der Küste: Avlona, Kurvel'eš). Škipetar nennen sich die Albanesen in Italien und in Griechenland, nicht in Albanien. (G. Meyer, Etymol. Wörterbuch der alb. Sprache, Strassburg 1891, pag. 14.)

Botanisch ist es immerhin bemerkenswert, dass sich die falsche Herbstzeitlose, die sogenannte *Crociris iridiflora*²⁾ auch *Crocus balcanicus*), nur im Balkan, in der Walachei und im angrenzenden Süden und Südwesten Siebenbürgens findet,³⁾ also nur dort, wohin die alten Balkanhirten auf ihren regelmässigen Wanderungen mit Sicherheit gelangt sind.⁴⁾

Ferner ist die kleine Gebirgs-Turbine, die (rumän.) sogenannte morișcă, nur dem Balkan und den Gebirgen Siebenbürgens eigentümlich. Man weiss, dass dem Balkan und den siebenb. Karpathen die alpine Firnregion fehlt, da die Höhen nicht viel über 8000 Fuss hinausgehen. Infolgedessen sind unsere Alpen in den höheren Lagen im Sommer sehr wasserarm. Es gibt dort nur sehr wenige Bäche, die für ober- oder unterschlächtige Mühlen genügend Wasser führen würden. Deshalb sind auch die dortigen Bergbirten auf eine Turbine verfallen, die von einem erstaunlich dünnen Wasserfaden getrieben werden kann. Sie findet in der Milchwirtschaft (z. B. beim Buttern u. dgl.), in den kleinen Schmiedewerkstätten usw. noch heute vielfache Verwendung.⁵⁾ Das Löffelrad der Turbine ist unter dem Namen morișcă (Mühlchen) auch unter die Zierformen der Ostereier aufgenommen worden. Das Turbinenrad heisst im Rumänischen sehr bezeichnend: roată cu cașe, d. h. Rad mit Bechern. Jeder Radflügel trägt am freien Ende eine Ausbuchtung wie eine Hohlhand. Die Radaxe (rumän. fusul) steht senkrecht.



Eine einwandfreihere Bestätigung, dass die heutigen Albanesen die Nachkommen der früheren Illyrier sind, finden wir in der Volkstracht. So ist die halbkugelförmige Kopfbedeckung der heutigen Albanesen (Arnauten), der kleine, enganliegende, weisse Filzfez,⁶⁾ der nicht viel mehr als den Scheitel bedeckt, vollkommen die gleiche, wie wir sie

Mir und Zadruga bei den Dakern nach Herodot. Nach Strabo VII, cap. 5, wurde auch bei den Delmatern das Land alle acht Jahre neu verteilt.)

1) C. Jireček, „Geschichte der Serben“, I., Gotha 1911.

2) Sie hat, was gewiss von Wichtigkeit ist, eine essbare! Wurzelknolle.

3) Dem übrigen Siebenbürgen, auch der Moldau und den Zentralkarpathen fehlt sie.

4) Man vergleiche eine Reliefkarte.

5) Kronstadt hat dem neuen technologischen Museum in München eine solche morișcă zum Geschenk gemacht.

6) Ohne Quaste.

bei den „Barbaren“ auf dem Siegesdenkmal von Adam-Klissi dargestellt finden.¹⁾ Auch die dem byzant. Kaiser Theodosius²⁾ huldigenden „Thraker“ tragen ein Kleidungsstück (eine kurze Jacke), die sogenannte *struka*,³⁾ wie sie noch heutigentags von den Arnauten (Albanesen) getragen wird. Die alban. „Haarcalotte“, die Haarwickel der „Häuptlinge“ von Adam-Klissi und der sogenannte *moț* der siebenb. walach. *Moțen* (Abrudbánya), sind ganz nahe verwandt.

Endlich deuten gewisse Speisen in ihrer urtümlichen Form, die sich bis auf den heutigen Tag in Albanien erhalten haben, mit Sicherheit darauf hin, dass sie schon bei den alten Illyriern ebenso in Gebrauch standen, wie die sogenannte *trahana* (Weizengraupen in saurer Milch gekocht und nachher getrocknet) und die *coliva* = gekochte Weizenkörner, die aus freier Hand verzehrt werden. Hierher gehört auch die Backglocke⁴⁾, die heute noch auf dem Balkan und unter den Rumänen (Rumäniens und Siebenbürgens) in Gebrauch steht. Der Mais wird in Albanien (und auf dem Balkan) noch häufig in einem Holzmörser zu groben Körnern zerstoßen (rumänisch *ururluțala*⁵⁾, wie denn das Maismehl auf dem Balkan überhaupt von griesähnlicher, grober Beschaffenheit ist. Wie die Pfahlbautenfunde von Oestergötland (Skandinavien) beweisen, so wurde damals zur Anfertigung von Broden das Getreide (Hirse, Gerste, Spelt) bloss in Graupenform verwendet. Die Nationalspeise auch der alten Etrusker — Puls genannt (altlatein.: *Pulmentum*) — war ein fester Speltbrei, offenbar aus grobkörnigem „Mehl“ bereitet. Magyar. heisst die *Polenta* = *puiszka*, *puliszka*. Ob darin nicht noch eine alte Erinnerung an das (pannon.) etrusk. Puls steckt?⁶⁾ Beim Etrusker-König Porsena darf man vielleicht auch an das „thrakische“ *poris* = Herr, König denken.

Auch die etruskische Sprache erinnert mich durch ihren rauhen Konsonantismus gar sehr an das „Thrakische“⁷⁾. Ob da nicht an eine alte Verwandtschaft gedacht werden darf: „Thraker“, Mesapier, Veneter, Rhäter, Etrusker⁸⁾. Auch weiter unten, in den heutigen Abruzzen und in anderen Gestadegegenden Mittel- und Unteritaliens sassen von altersher Splitter thrakischer Völker. In Sizilien gibt es heute noch zahlreiche

1) Vgl. meine „Haar- und Kleidertracht der alten Balkan- und Karpathen-völkerschaften“, Arch. f. Anthropol. 1908.

2) Das Relief bildet die Basis des Obelisken auf dem At-meidan in Konstantinopel. Vgl. meine „Herkunft der Rumänen“, Bamberg 1907.

3) Sie wird gewöhnlich aus Ziegenhaar angefertigt und ist von schwarzer Farbe.

4) In Slavonien *pequa*, im Banat *čestu*, rumän. *țest* genannt (l. *testum*).

5) Magy. *örleri* = mahlen.

6) Die Magyaren, als jagende Nomaden — man denke an das rohe Fleisch, das unter ihren Schenkeln mürbe geritten wurde, also offenbar eine Art gesalzenes Dörrfleisch (rumän. *pastrama*) — haben bei der Besetzung Pannoniens schwerlich schon Ackerbau getrieben und haben das Wort *puliszka* sicherlich entlehnt.

7) Vgl. meine „Kulturhistorische Palaeontologie der rumänischen Sprachen“, wo ich alle (uns noch erhaltenen) thrakischen Wörter zusammengestellt habe.

8) Man weiss heute, dass z. B. die Karpodaker (ein thrak. Volksstamm) ehemals bis tief nach Deutschland hinein ihre Sitze hatten (Prof. Kossinna).

albanesische Inseln. Ich habe in meiner „Haar- und Kleidertracht der altenBalkan- und Karpathenvölkerschaften“ auf die Formel $\frac{(u)sor}{uxor} = \frac{sor(\ddot{u})}{soror}$ hingewiesen, die überall in Italien dort zu treffen ist, wo ehemals „thra-kische (illyrische) Stämme sassen.

So wenig zwingend manche meiner Beispiele für sich allein sein mögen, die eingangs erwähnten alten Namen und ihre albanesischen Übereinstimmungen genügen für sich allein, um die Ausdauer der alten Illyrier in ihren balkanischen Sitzen und ihre Fortsetzung in den heutigen Albanesen völlig zu beweisen. Ich bin noch einigen anderen alten Namen auf der Spur¹⁾.

1) Z. B. Daësiates (Volksstamm) = alb. daí. (türk. dahi), strammer Bursche, Räuber. Vielleicht steckt in Skodra = alb. Kodra, f. Hügel, grosser Berg, Skordisker (? Kelten); Satriaten von geg. sater, kurzes, schweres Messer. (Möglicherweise stammt das türk. satir vom Albanesischen und nicht umgekehrt.) Man beachte die schweren kurzen Messer der „Barbaren“ von Adam-Klissi und die „dakischen“ Schwerter im Bruckenthalschen Museum in Hermannstadt. — Vielleicht ist der bei Diodorus Siculus (149 v. Chr.), in Nordthrakien erscheinende Name Barsaba (wie N. Densușianu vermutet) auf die späteren Basaraba zu beziehen. Am Lom befindet sich heute noch das bulgarische Dorf Basarbova.

Japanisches Mädchen- und Knabenfest.

Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der Sitzung vom 23. Oktober 1909.

Von

Dr. Wilhelm Müller, Konsul in Shimonoseki.

Als vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert Japan aus seiner bisherigen Abgeschlossenheit heraustrat und dem Einströmen westländischer Zivilisation Tür und Tor öffnete, wurde die Umformung des gesamten politischen und sozialen Lebens zeitweise mit einem derartigen Feuereifer betrieben, dass man vielfach über die zahlreichen wirklichen und vermeintlichen Fortschritte seine eigenen jahrtausendalten Kulturgüter vergass oder vernachlässigte. Die Hast in der Nachahmung des Westens erklärt sich zu einem nicht geringen Teil aus dem japanischen Volkscharakter. Die Japaner sind bekanntlich sehr emotional. In welchem Grade sie es sind, kann nur ermesen, wer unter ihnen wohnt und es erlebt, wie häufig momentane Gefühlsausbrüche sind, die plötzlich kommen und ebenso rasch wieder vergehen. Wenn sie fortschrittlich sind, sind sie es bis zum Radikalismus. Wurde doch sogar einmal von ernsthafter Seite der Plan erwogen, die japanische Sprache einfach abzuschaffen und durch eine europäische zu ersetzen.

Dieser bis zum Fanatismus gesteigerten Vorliebe für alles Ausländische drohte im Taumel der Nachahmung auch manche althergebrachte Volkssitte zum Opfer zu fallen. Zum Glück des Landes wurde man sich aber noch rechtzeitig darüber klar, dass es auch für ein Volk unmöglich ist, sozusagen aus seiner Haut zu fahren. Die Strömung schlug bereits Ende der achtziger Jahre um und die richtige Erkenntnis brach sich Bahn, dass man den Baum der alten Kultur nicht einfach abhauen und verbrennen dürfe, um an seiner Stelle einen fremdländischen auf japanischen Boden zu pflanzen, sondern dass ungeachtet der zahlreichen vom Westen übernommenen Neuerungen die weitere Entwicklung mehr von innen heraus und auf der Basis bereits vorhandener Gedanken und Einrichtungen erfolgen müsse.

Die Wirkungen dieser Reaktion zeigten sich am deutlichsten in dem Wiedererwachen der japanisch-chinesischen Kunst und in der Neubelebung

Die japanischen Schriftzeichen wurden von der Reichsdruckerei freundlicher Weise zur Verfügung gestellt.

halb in Vergessenheit geratener Sitten und Gebräuche. Zu letzteren gehören auch gewisse Feiertage, die man im Gegensatz zu den National- und Tempelfesten (matsuri) als Laienfeste bezeichnen kann und die sich heutzutage wieder grosser Popularität erfreuen, nachdem sie eine Zeitlang bereits als veraltet angesehen worden waren. Es handelt sich hierbei um die sogenannten go sekku¹⁾ (五節句), fünf Feste, die an folgenden Tagen begangen werden:

1. Am siebenten Tage des ersten Monats = Jinjitsu (人日) oder gleich Nanakusa (七種) Siebenkräuterfest.
2. „ dritten „ „ dritten „ = Jōmi (上巳) oder onna no sekku (女の節句) Mädchenfest.
3. „ fünften „ „ fünften „ = tango (端午) oder otoko no sekku (男の節句) gleich Knabenfest.
4. „ siebenten „ „ siebenten „ = Tanabata (七夕) = Tanabatafest.
5. „ neunten „ „ neunten „ = Chōyō (重陽) = eine Art Chrysanthemefest.

Hiervon sind die unter 2 und 3 aufgeführten Feiertage die verbreitetsten. Es sind dies Feste, die dank der besonders stark ausgeprägten Zuneigung des Japaners zur Kinderwelt eigens den Knaben und Mädchen des Mikadoreiches gewidmet sind und deren Schilderung den Gegenstand meines heutigen Vortrages bildet. Bevor ich aber zur Besprechung des eigentlichen Themas übergehe, sei noch erwähnt, dass das erste und letzte der go sekku heute kaum noch bekannt ist, dass dagegen das Tanabatafest gegenwärtig wieder an allen Orten in Japan gefeiert wird. Tanabata, den Stern Vega darstellend, ist der Name einer Weberin, von der die Sage behauptet, dass sie nach ihrer Vermählung mit dem Hirten Hikoboshi (牽牛) in ihrem bisherigen Eifer, für den Himmelsgott Kleider zu weben, nachgelassen habe und zur Strafe dafür an das andere Ende des Himmelsflusses (Milchstrasse) versetzt worden sei. Nur an einem einzigen Tage im Jahre, am siebenten Tage des siebenten Monats erlaube ihnen der Gott zusammen zu weilen. Zur Feier des jährlichen Hochzeitsfestes pflegen vor den Häusern Bambussträucher aufgestellt zu werden, an deren Blättern buntfarbige Papierschnitzel mit allerlei glückverheissenden Inschriften befestigt werden. Tags darauf werden die Blätter in einen Fluss geworfen.

1) Die frühere Schreibweise von sekku ist 節供 = Opfertage, woraus hervorgeht, dass die fraglichen Feste ursprünglich aus schintoistischen Riten hervorgegangen sind.

Das Mädchenfest.

Das auf den dritten Tag des dritten Monats fallende Mädchenfest (onna no sekku 女の節句 auch jōmi 上巳 genannt) heisst im Volks-



Abb. 1. Das Mädchenfest.

Nach der japanischen Zeitschrift Füzoku-gwahō, Heft 69 (Meiji 25. Jahr, 3. Monat, 26. Tag.)

munde auch das hina matsuri (雛祭), d. h. das Puppenfest. Denn an diesem Tage verwandelt sich das beste Zimmer des japanischen Hauses

in eine gigantische Puppenstube. Aber nicht die Alltags-Spielpuppen sind es, die heute gefeiert werden, nicht die drolligen, in buntfarbigem Kimonos steckenden Holz- oder Tongeschöpfe, deren kugelförmiges Kahlköpfchen meist nur von einem einzigen Haarschopf oder Haarkranz geziert ist und die von ihren glückstrahlenden Besitzerinnen wie die wirklichen Akambos¹⁾ auf dem Rücken getragen werden. Alle diese Lieblinge, die von den kleinen Japanerinnen mit rührender mütterlicher Aufopferung gehegt und gepflegt werden, treten heute zurück und räumen das Feld der Aristokratie aller Puppen, den in goldstrotzende Brókatgewänder gehüllten o hina sama 様雛御 (Geehrte Frau Puppe)²⁾. Darunter aber versteht man eine glänzende Galerie von Vertretern der vornehmsten Welt, deren hohe soziale Stellung es nicht gestattet, sie dem täglichen Spiel zu überlassen. Um sie vor jederlei Profanierung zu bewahren, werden sie daher auf das sorgsamste aufbewahrt und führen, in Kisten und Kästen verpackt, ein mitunter jahrhundertlanges Schlummerleben, um alle Jahre an ihrem und ihrer Bewunderinnen Ehrentage zu einem dreitägigen beschaulichen Dasein ans Licht zu kommen. Schon tagelang vorher befindet sich das Töchterchen des Hauses in fieberhaftester, freudigster Aufregung. Mit feierlichem Ernste entnimmt die Mutter, die auch selbst noch gern an den Freuden des Festes teilnimmt, die Puppen und Puppengeräte ihrem Versteck und trifft die nötigen Vorbereitungen. Dahin gehört vor allem die Errichtung des sogenannten hina dan (雛壇) eines mit purpurrotem Krepp überzogenen meist fünf- bis sechsstufigen Gestells, dessen Hintergrund, das Kaiserliche Schloss andeutend, ein Wandschirm bildet, der mit Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt oder Szenen aus dem japanischen Leben geschmückt ist (Abb. 1). Auf den einzelnen Stufen finden sodann dem Range nach die einzelnen Puppen Aufstellung, auf der obersten das Kaiserpaar, daïri sama (内裏様), in alter Hoftracht, zu beiden Seiten die Minister zur Rechten und zur Linken (sadaijin 左大臣 und udaijin 右大臣). Auf der zweiten Stufe stehen die sannin kanjo (三人官女), drei Hofdamen, die als Erzmundschenkinnen fungieren und daher mit den zum Servieren des Reisweins (sake) erforderlichen Gefässen und Gerätschaften versehen sind. Dazu gehören das Sambō 三方 (Tablett) mit den sakazuki 盃 (Sakeschälchen) und Schöpflöffel (shakutori 酌取). Dann folgen weiter unten die Hofmusikanten (go nin bayashi 五人囃) mit Pauke, grosser und kleiner Trommel und zwei Flöten. Eine weitere Gruppe bilden die gleichfalls zum Hofstaate gehörenden sannin jōgo (三人上戸), oder die drei Zecher. Der eine mit lachendem, der andere mit zornigem und der dritte mit weinendem Gesichtsausdrucke (warau, okoru, naku kao 笑怒泣顔) die drei Wirkungen des Wein-

1) Eigentlich rotes Kind, weil die japanischen Kinder häufig rotfarbige Kimonos tragen.

2) Hina, ursprünglich so viel wie klein.

genusses symbolisierend. Ausserdem werden noch die Figuren hervorragender Personen der japanischen Mythologie und Geschichte aufgestellt, wie insbesondere das greise Ehepaar von Takasago, ein Sinnbild häuslichen Glücks und ehelichen Friedens (Abb. 2). Sodann folgen allerlei kunstvoll aus Lack hergestellte Haus-, Küchen- und Toilettengeräte, wie sie ein Miniatur-Kaiserhof zum täglichen Leben nötig hat, eine Sänfte, eine Kommode, ein von Ochsen gezogener Wagen, ein Go-Spiel, Musikinstrumente, wie eine Koto und Shamisen, ein Spiegel. Der Spiegel ist nach japanischen Anschauungen die Seele der Frau, wie das Schwert die Seele des Mannes ist. Ist der Spiegel zerbrochen, dann ist auch die Ehe



Abb. 2. Puppen: Das Ehepaar von Takasago.

in Stücke gegangen. So lautet ein japanischer Ausdruck für Ehescheidung *hakyō no tan* (*nageki*), das Leid des zerbrochenen Spiegels.

Natürlich müssen die majestätischen Gäste an ihrem Feiertage auch fürstlich bewirtet werden, zu welchem Zwecke auf der untersten Stufe die erforderlichen Ess- und Trinkgefäße aufgebaut werden, ein *go zen* 御膳 (Esstischchen) mit den dazu gehörigen Schalen und Bechern, zwei Sakeflaschen mit *Shirozake*, einem eigens für das Mädchenfest gebrauten leichten süsslichen, weissfarbigen Reiswein. Kuchenschalen, die mit *mameiri* (豆煎) angefüllt sind und zwei kleine Ständer für den Festkuchen, der seiner rhombus- (菱 *hishi*) förmigen Figur wegen *hishimochi* genannt wird. Alle diese Geräte, die den Kindern von Verwandten und Freunden der Familie geschenkt werden, sind oft mit verschwenderischem Luxus ausgestattet und höchst kunstvoll gearbeitet. Sollen sie doch den

kleinen Mädchen einen Begriff von dem Glanze des kaiserlichen Hofes geben. Je vornehmer die Familie ist, um so prunkvoller ist der Puppenschatz, aber in welcher Hütte auch immer die kleine Japanerin das Licht der Welt erblickt hat, es gibt ihrer wohl keine, der man nicht die Freude des hina matsuri zu teil werden lässt. Sind die Mittel beschränkt, so begnügt man sich auch wohl mit einfachen aus Papier ausgeschnittenen oder auch auf ein Kakemono (Hängebild) aufgemalten Puppen (Kamibina 紙雛). Bei der Verheiratung der Tochter wandern die Puppen mit in die Ehe und werden wieder auf die Kinder vererbt, so dass sie häufig jahrhundertalte Familienerbstücke bilden.

Um nun ermessen zu können, welch tiefe Verehrung den o hina sama gezollt wird, muss man wissen, dass so eine Puppe, durch das Alter geheiligt und durch die Liebe verklärt, mit der Generationen von Kindern daran gehangen haben, nach den kindlich naiven Anschauungen der Japanerin ein lebendes, ein beseeltes Wesen ist. Eine neue Puppe, so ist wohl der Gedankengang, wie Lafcadio Hearn in seinen Glimpses of unfamiliar Japan ausführt, ist natürlich nichts weiter wie eine Puppe. Aber Puppen, die jahrhundertlang in ein und derselben Familie verblieben und die von der Mutter, Grossmutter, Urahnin und so fort geliebt und geehrt worden sind, ihnen ist allmählich eine Seele eingehaucht worden. Hearn will einmal eine kleine Japanerin gefragt haben, wie es möglich sei, dass eine Holzpuppe leben kann, worauf die Antwort gelaftet haben soll: Warum denn nicht, hab' sie nur einmal recht lieb, dann wird sie bestimmt leben. Auch besitzen die Puppen eine gewisse Unsterblichkeit. Nicht als ob nicht auch die japanischen Puppen dem unwandelbaren Gesetze der Vergänglichkeit des irdischen Lebens unterworfen seien und im Laufe der Jahre nicht altersschwach und gebrechlich würden, aber man bewahrt sie auf, solange es nur irgend geht und selbst wenn fast nichts mehr übrig geblieben ist, so wirft man sie nicht einfach pietätlos fort, sondern weiht sie einer bestimmten Gottheit (Kōjin sama 荒神様), vor deren kleinen Schreinen man oft kümmerliche Puppenreste findet.

Selber wie ihre vergötterten Ebenbilder in buntfarbige Festgewänder gehüllt, wird die fröhliche Mädchenschar am Puppenfest nicht müde, vor dem prunkvollen Aufbau hockend ihre Lieblinge zu bewundern. Die Mädchen laden sich hierzu gegenseitig ein, wobei sie die Rolle der Hausfrau übernehmen, indem sie ihre Freundinnen mit unendlich vielen Verbeugungen willkommen heissen und mit allerlei Leckerbissen bewirten. Alles streng nach den Regeln jahrtausendalter Etikette, wenn selbstverständlich auch die angenommene Würde mit dem Genusse der dargebotenen Süßigkeiten bald dahinschmilzt, um kindlicher Heiterkeit und munteren Spielen Platz zu machen. Auch Verwandte und Freunde, insbesondere die Spender neuer Puppen werden zu einem kleinen Festschmause eingeladen und mit seki han 赤飯 (roter Reis) oder kusamochi 草餅 (Reiskuchen mit Beifussblättern) bewirtet. Am glänzendsten wird

das drei Tage andauernde Fest im ersten Jahre der Geburt eines Töchterchens gefeiert; aber auch die herangewachsenen Mädchen haben noch eine unendliche Freude daran. Es herrscht der Glaube, dass, wer von ihnen das Fest stets würdig und in vorgeschriebener Form feiert, später mit einem idealen Ehemanne belohnt wird.

Der Ursprung des hina no matsuri, das in seiner heutigen Form schon seit der Assikagaperiode, also seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, gefeiert wird, ist mehr oder weniger in Dunkel gehüllt. Man darf indessen annehmen, dass es aus einem schintoistischen Ritus hervorgegangen ist. Am 3. März fand nämlich früher das Fest der grossen schintoistischen Reinigung statt (misogi no harai 禊の禊), deren Hauptzeremonie darin bestand, dass sich die Familienmitglieder an ein Flussufer begaben und mit einem Stückchen Papier, dem man zur Versinnbildlichung eines Priesters durch Ausschneiden die rohe Form einer menschlichen Figur gegeben hatte, den Körper abrieb und dabei Gebete murmelte. Die von den Knaben gebrauchten Papierpuppen wurden sodann in den Fluss geworfen, die der Mädchen dagegen aufbewahrt. Letztere scheinen dann allmählich eine plastische Form angenommen und sich zu den sogenannten Amagatsu 天兒 (Himmelsohn) entwickelt zu haben, d. h. Puppen, die nach altem Volksglauben alles Ungemach, das einer Frau während ihres Lebens, besonders auch während der Ehe zustossen könnte, freiwillig auf sich nehmen. Allmählich wurden die Amagatsu durch die heutigen Puppen ersetzt, indessen stellten die beiden Hauptfiguren ursprünglich nicht die beiden Majestäten, sondern lediglich ein friedlich dasitzendes Ehepaar dar.¹⁾ Es mag wohl richtig sein, dass, wie japanische Quellen behaupten, die Bedeutung der Vorführung zweier Ehegatten hauptsächlich darin lag, den Mädchen der Adligen, die früher in völliger Abgeschlossenheit von der Welt erzogen wurden und deren Lebensanschauungen daher natürlich ebenso beschränkt waren, wie der enge von Wall und Graben eingeschlossene Daimyopalast, auf diese Weise den Begriff der Familie und der Ehe bildlich vor Augen zu führen. Unter der Herrschaft der Tokugawa ist sodann eine neue Bestimmung erlassen worden, wonach das Ehepaar den Kaiser und die Kaiserin vorstellen solle. Mit dieser Neuerung verfolgte man augenscheinlich den Zweck, die Liebe zum Herrscherhause schon frühzeitig in die Herzen der Mädchen zu pflanzen und den Geist des Patriotismus und der Loyalität lebendig zu erhalten. Denn auch die Japanerin hängt mit ganzem Herzen an ihrem Vaterland. In Japan war und ist im Grunde auch heute noch das Ideal der japanischen Frauenerziehung Gehorsam gegen den Vater, den Gatten und gegen den Sohn. Diese Selbstverleugnung nahm sogar oft die Form bewunderungswürdigsten Heldentums an, wenn immer es die Not gebot, wenn es kein anderes Mittel zur Verteidigung der landesherrlichen Burg oder zur Rettung der Ehre mehr gab. Die japanische Geschichte ist erfüllt von ruhmvollen Taten nicht nur seiner Männer sondern auch

1) Wie in den nachstehenden Abbildungen 3 u. 4 einer alten Dairigruppe.

seiner Frauen. Es ist vorgekommen, dass Mädchen im zartesten Kindesalter sich entleibten, um der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen.

So sehen wir also, dass das Puppenfest keineswegs allein dem Zweck der Belustigung dient, sondern daneben auch noch höhere, idealere Ziele vor Augen hat.



Abb. 3. Kaiser-Puppe.



Abb. 4. Kaiserin-Puppe.

Zur gleichen Zeit stellt es sich als ein willkommenes Mittel zum praktischen Unterricht in der Hauswirtschaft dar. Schon oben ist bemerkt worden, dass die Pflicht, für die Bewirtung der kaiserlichen Puppen und Gäste Sorge zu tragen, dem Töchterchen obliegt, das die erforderlichen Gerichte, wenn irgend möglich, selber kochen soll und auf diese Weise schon frühzeitig mit den Pflichten vertraut gemacht wird, die ihrer als künftige Hausfrau harren.

Aber noch erheblich schwieriger als die Erlernung der Haushaltung

ist für die Frauen in Japan das Studium der Etikette. Denn auch im täglichen Leben gibt es nichts, was nicht seine fest bestimmten Regeln hat. Die Bewegung des Körpers, die Haltung des Kopfes bei Begrüßungen, die Art und Weise, wie man sich auf die Matte niederlässt und sich wieder vom Sitz erhebt, das Öffnen und Schliessen der Türen, alles dieses erfolgt nach feststehenden Zeremonialvorschriften, die auf das sorgfältigste zu beachten sind, will man sich nicht den Vorwurf mangelnder Bildung zuziehen. Die Aneignung des von China übernommenen Zeremoniells, für das die chinesischen Klassiker allein 3000 verschiedene Regeln aufgestellt haben, war daher im alten Japan nicht nur der Praxis des täglichen Lebens überlassen, sondern Sache ernsthaften Studiums. Es gab daher auch zu allen Zeiten berühmte Lehrer der Etikette, wie diese übrigens auch heute noch in den japanischen Mädchenschulen einen besonderen Unterrichtsgegenstand bildet. Besonders wichtig sind die mannigfachen Formen, die beim Servieren von Tee oder Sake und beim Auftragen von Speisen zu beachten sind und die jedes japanische Mädchen, welchem Stande es auch immer angehören mag, beherrschen muss. Denn es ist eine weitverbreitete, auch von den vornehmsten Familien beobachtete, von den Fremden häufig falsch ausgelegte Sitte, denjenigen Gästen, denen man eine besondere Ehre erweisen will, durch die Frau oder Tochter des Hauses aufwarten zu lassen, mag das betreffende Haus auch über ein ganzes Heer von Dienern und Dienerinnen verfügen. Zur Erlernung der Etikette bietet aber, wie wir gesehen haben, das Mädchenfest eine besonders günstige Gelegenheit.

Das Knabenfest.

Am fünften Tage des fünften Monats erblickt man fast neben jedem japanischen Hause eine gewaltige Bambusstange, an deren äussersten Spitze ein oder mehrere mächtige, mitunter über 10 m lange, aus Papier oder Baumwollstoff hergestellte Karpfen wehen. Wenn der Wind in das durch einen Ring offengehaltene Maul eindringt, den gigantischen stier-ägigen Fisch aufbläht und ihn an der Stange tausende von schnellen Umdrehungen machen lässt, erweckt es den Anschein, als ob er horizontal in der Luft umherschwimmt und nach Art lebender Fische an der Leine zerzt.

An diesem Jubeltage verwandelt sich die Stadt in ein Riesenaquarium. Es ist otoko no sekku 男の節句 (oder tango no sekku 端午の節句), das heute in allen Familien gefeiert wird, denen das verflossene Jahr einen Stammhalter beschert hat. Was bedeutet aber der Karpfen? Dieser Fisch genießt den Ruf, dass er dank seiner Behendigkeit und Beharrlichkeit nicht nur gegen den Strom schwimmen, sondern sogar Kaskaden hinaufzuspringen vermag, und so ist er zum Sinnbild der Energie und Standhaftigkeit geworden. shusseï no uo (出世の魚) nennen ihn daher auch die Japaner, d. h. einen Fisch, der in die Welt hinaus will, dem es an der nötigen Seelenstärke nicht fehlt. Der Zähigkeit, der Ausdauer und des Mutes bedarf aber auch der Knabe, um den

Strom der Leidenschaften zu überwinden und zu den Quellen reiner Ehre zu gelangen.

Als ein weiteres äusseres Kennzeichen dieses Festes, das man in dem freudigen Bewusstsein, eine männliche Nachkommenschaft und damit die Garantie für die Fortsetzung des Ahnenkultus zu besitzen, zu allen Zeiten mit besonderer Pracht gefeiert, sieht man ferner am Vordache der Häuser Bündel von Kalmus- und Beifussblättern, die nach japanischem Aberglauben ein Schutzmittel gegen alle Arten schädlicher Tiere bilden. Wegen der vielseitigen Verwendung von Kalmus (*akorus calamus*) oder japanisch *shōbu* (菖蒲) heisst das Knabenfest auch *shobu no sekku*. So flechten sich die Knaben aus Kalmus Schwerter, mit denen sie in fröhlichem Spiel auf die Erde dreinschlagen und dabei rufen — zurück du Teufelsauge — *oni no mendama, butsu, butsu*. Denn dank der Kräfte, die ihnen gewisse Gottheiten verleihen, vermögen sie es, mit einer einfachen Geste die Dämonen zu vertreiben (Abb. 5). Ferner schneiden sich die kleinen Mädchen aus Kalmusblättern Haarpeile und stecken sie sich ins Haar, während die Erwachsenen sie nach Art der japanischen Kopfbinde (*hachimaki* 鉢巻) vor dem Schlafengehen um den Kopf wickeln — alles mehr oder weniger bewährte Schutzmittel gegen Krankheiten und Belästigungen durch Tiere. Auch tut man Kalmus und Beifuss in die Bäder oder mischt sie dem Sake (Reiswein) bei (*shōbuzake* 菖蒲酒).

Ausser den Karpfen wurden früher auch altjapanische Flaggen (*nobori* 幟) vor dem Hause aufgestellt, die mit den betreffenden Familienwappen oder Abbildungen berühmter Helden der japanischen Mythologie und Geschichte geschmückt sind. Meistens aber verwendet man diese Flaggen heute nur noch zur Ausschmückung des Innern der Häuser, wo sie zusammen mit anderen Feldzeichen und Bannern (*fukinagashi* 吹流, *umajirushi* 馬印 und *matoi* 纏) sowie mit Miniaturspeeren und Lanzen auf einem kunstvoll geschnitzten Rahmen aufgestellt werden (Abb. 6). Unter den Flaggen werden ferner nach Art des Mädchenfestes Puppen aufgestellt, jedoch nicht ein friedlich dasitzendes Ehepaar, sondern dem kriegerischen Geiste der kleinen Japaner entsprechend, geharnischte Helden der Mythologie und Geschichte und nicht Kuchen oder Toilettengeräte, sondern Waffen, Panzer, Rüstungen und allerlei sonstiges Kriegsgerät. Unter den Heldenfiguren spielt eine besonders wichtige Rolle *Shōkisama* (鐘馗様), den man auch häufig auf den Flaggen abgebildet sieht. *Shōki* ist ein chinesischer Kriegsheld, der sich durch Körperkraft und Seelenstärke, sowie durch seine erfolgreichen Kämpfe gegen die Teufel, die er sich untertan machte, einen hervorragenden Platz in den Heldensagen von Japan und China gesichert hat. Eine andere hochgepriesene Gestalt ist *Kintarō* (金太郎) oder *Kintoki* (金時), der dem Prinzen *Yorimitsu*, dem Ahnherrn des Shogun *Yoritomo* half, Japan von Räubern, Teufeln und sonstigen Ungeheuern zu säubern. In der Regel als starkgliedriger, dicker, rundlicher Knabe dargestellt, zeichnete er sich

schon im zartesten Kindesalter durch grosse Körperstärke aus und verstand es meisterhaft, sich nicht nur mit den wilden Tieren des Waldes

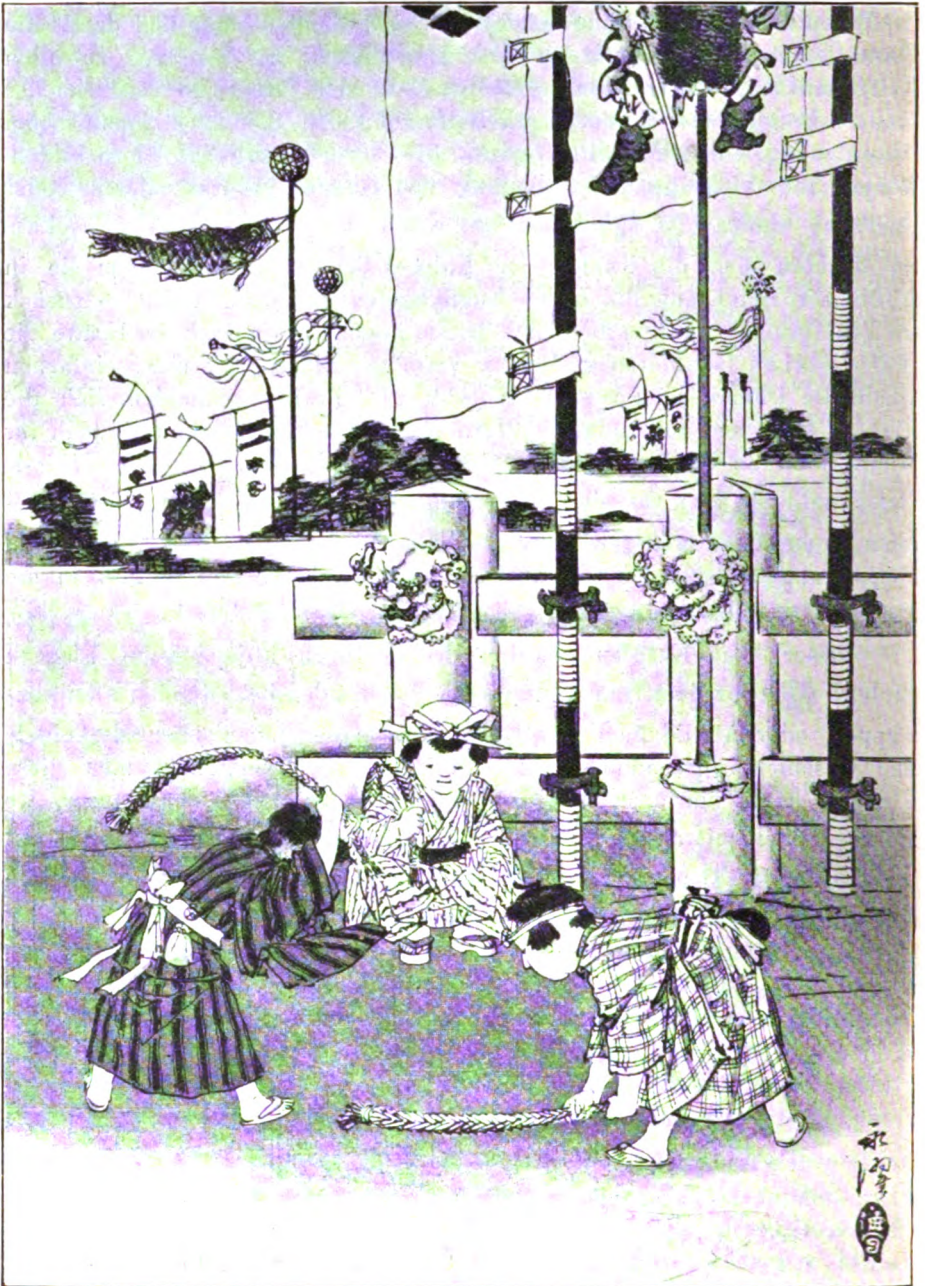


Abb. 5. Das Knabenfest, wie es in Yedo gefeiert wird. Nach der japanischen Zeitschrift Füzoku gwahō (Meiji 22. Jahr, 6. Monat, 10. Tag.)

sondern auch mit den tengu (天狗), den langnasigen Berg- und Waldkobolden auf den freundschaftlichsten Fuss zu stellen. Eine andere be-

liebte Figur ist Yoshitsune 義經 (Ushiwaka 牛若), in dem man die höchste Fechtkunst verkörpert sieht und der bei den tengus selber einen Fechtkursus gewonnen haben soll, sowie sein Vasall Benkei (辨慶), der vermöge seiner gewaltigen Körperstärke mit der blossen Hand einen langen Nagel in einen Felsblock hineinjagte, Jimmu Tennō (神武天皇), der Begründer der japanischen Kaiserdynastie, und vor allem Kaiserin Jingō (神功), die Gemahlin des 14. Mikado, die nach dem Tode ihres

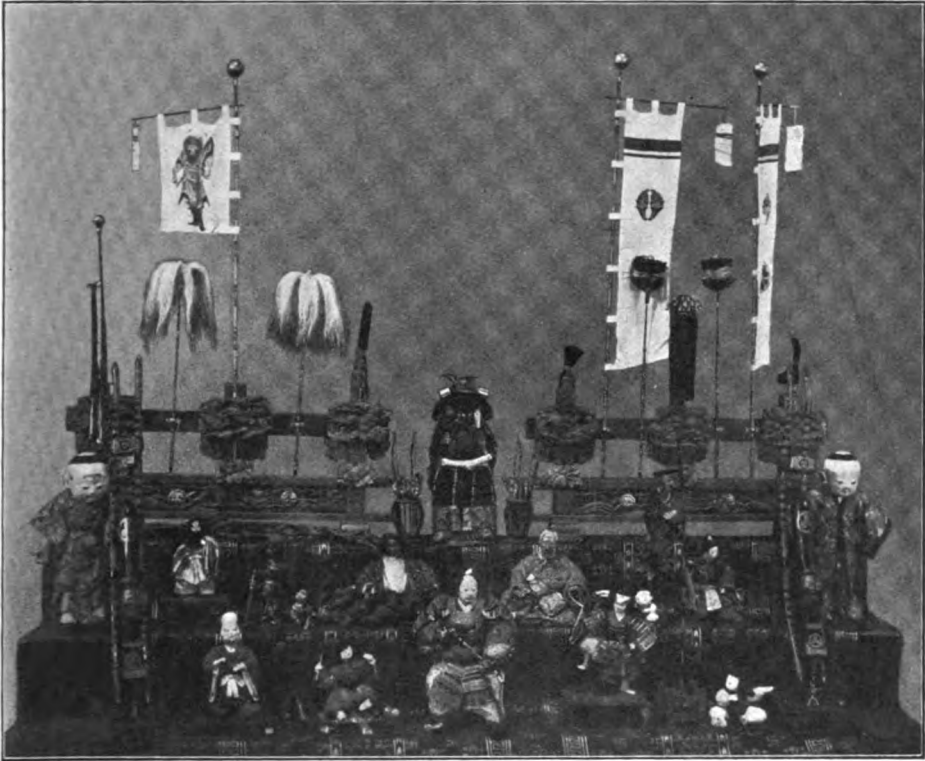


Abb. 6. Aufbau zum Knabenfest.

Gatten, zusammen mit dem greisen Minister Takenouchi den langgehegten Plan der Unterwerfung Koreas zur Ausführung brachte. Vor Beginn der Expedition bat sie die Götter, die Geburt ihres Kindes, das sie bereits unter ihrem Herzen trug, so lange hinauszuschieben, bis sie wieder japanischen Boden betreten würde. Ihre Bitte fand Gehör, denn erst nachdem sie von dem siegreichen Feldzuge zurückkehrend den heimatlichen Boden wieder begrüsst hatte, schenkte sie einem Knäblein, dem späteren Kaiser Ōjin Tennō (應神天皇) das Leben. Alle diese Figuren werden den Knaben im Bilde vorgeführt, um in ihrem Herzen kriegerischen Geist zu wecken und das Feuer des Patriotismus zu schüren. Auch die Knaben laden sich zur festlichen Begehung ihres

Ehrentages gegenseitig ein und bewirten sich mit allerlei Leckerbissen, unter denen Chimaki (粽) Bambusblätterkuchen und Kashiwamochi (柏餅), ein mit Eichenblättern umwickelter Reiskuchen die Hauptrolle spielen.

Die bis auf das 17. Jahrhundert zurückgehende Sitte soll folgenden Ursprung haben. War dem Shōgun, damals dem eigentlichen Machthaber Japans, ein Sohn geboren, so pflegten die Daimyōs (Landesfürsten) zu diesem Ereignis einen aus Kalmusblättern geflochtenen Helm als Geschenk darzubringen. Diese Gaben wurden sodann neben den Bildwerken berühmter Helden aufgestellt, wobei man von dem Wunsche beseelt war, dass die Seelen der Helden kriegerischen Ruhm und kriegerische Ehre auf das von ihren Abbildern umschattete und bereits in der Geburtsstunde helmgeschückte Haupt des Neugeborenen häufen möchten.

Literatur.

- Chamberlain: Things Japanese 1905.
 Das Seelenleben der Japaner, ein Résumé von Gulicks.
 Evolution of the Japanese von Pfarrer Dr. Haas (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1907).
 Japanese Girls and women by Miss A. M. Bacon.
 G. Cesselin, Les Sekku ou quelques fêtes populaires in den Mélanges Japonais Nr. 10.
 Netto-Wagner, Japanischer Humor.
 Lafcadio Hearn, Glimpses of unfamiliar Japan.
-

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 17. Juni 1911.

Vorträge:

Hr. Hubert Schmidt: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1909 1910 in Cucuteni (Rumänien). Mit Lichtbildern.

Hr. Erich von Hornbostel: Über ein akustisches Kriterium für Kulturzusammenhänge. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben sind Hr. Sanitätsrat Herm. Davidsohn, Mitglied seit 1872; Hr. Grubenbesitzer Franz Körner, Mitglied seit 1906, und Hr. Geheimer Medizinalrat Ernst Remak, Mitglied seit 1896.

(2) Neue Mitglieder:

Institut für Geschichte der Medizin in Leipzig.

Hr. stud. phil. August Kauffmann in Berlin.

Hr. Professor Dr. Oldřich Kramář in Brünn.

Hr. Alexander von Wahl in Neapel.

(3) Hr. Dr. Basedow ist Chief-Protector aller australischen Eingeborenen geworden.

(4) Der diesjährige Sommerausflug der Gesellschaft soll am 24. und 25. Juni stattfinden. Dabei sollen am 24. in Brandenburg unter Führung von Mitgliedern des Historischen Vereins das Museum, der Dom und andere kirchliche und Profanbauten besichtigt werden. Am 25. sollen nach einer Dampferfahrt über den Plauer See in Gross-Wusterwitz die Sammlungen des Herrn Stimming, dann im Park von Rogäsen der dem Grafen von Wartensleben gehörige angebliche Runenstein besichtigt werden und dann bei Glinecke auf einem Urnenfriedhof eine Ausgrabung stattfinden.

(5) Die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos“ in Stuttgart wird im August oder September eine Studienfahrt zu den paläolithischen Fundstellen des Vézèretales unternehmen und ladet zur Teilnahme ein.

(6) Manuskripte sind eingegangen von Hrn. Bruno Gutmann: Zur Psychologie des Dschaggarätsels; von Hrn. von den Velden: Slawische Sprachreste in französischen Dialekten.

(7) Über den in den Zeitungen viel besprochenen Schädelrest aus der Steinauer Höhle bei Schlüchtern hat Hr. Matschie die Auskunft erteilt, dass es sich nach den ihm zur Ansicht zugegangenen Photographien um einen Schimpanse handele; er spricht von der Möglichkeit, dass derselbe aus Afrika stamme.

(8) Hr. Staudinger berichtet aus einem Briefe des Hrn. Franz Seiner aus Graz über Untersuchungen an Buschleuten. Der Brief ist Mitte Mai in Grotfontein geschrieben. Eine Horde von Kung-Buschleuten, welche in Neitsas eine Anzahl von Ziegen gestohlen hatte, wurde von den Polizisten gefangen und nach Grotfontein gebracht. Hier hatte Hr. Seiner 3 Stunden lang Zeit zu untersuchen und zu photographieren. Er mass Körperhöhe, Sitzhöhe und Klafterweite, bestimmte die Hautfarbe und entnahm 20 Haarproben von Männern und Weibern. Die Photographien und das Ergebnis der Haaruntersuchung sollen später in der Gesellschaft noch vorgelegt werden. Die Grösse der Männer schwankt zwischen 1,47 und 1,61 m, die der Weiber zwischen 1,40 und 1,51 m. Ein Mann mit dunkler Hautfarbe mass 1,71 m. Von dem Penis bestätigt S. den halberigierten gerade nach vorn gerichteten Zustand; bei der Erektion soll er sich nur verlängern und anschwellen. Er sieht spitz, rutenförmig aus wie beim Hunde; die Glans ist vom Präputium verhüllt. Fettsteissbildung kam als Abnormität bei einem Weibe und schwach bei einem Manne vor, vermutlich als Folge von Verbastardierung mit Hottentotten; Hottentottenschürze bei zwei Weibern. Die eine der letzteren band, um die Bildung vor S. zu verbergen, die Lappen mit Gras zusammen.

(9) Hr. Hubert Schmidt hält den angekündigten Vortrag:

Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1909/10 in Cucuteni bei Jassy (Rumänien).

Cucuteni ist als Fundstelle für vorgeschichtliche Altertümer schon längst in der Literatur bekannt. In Rumänien hat es, wie Adamklissi mit seinem römischen Siegesdenkmal, einen populären Klang. In öffentlichen und privaten Sammlungen sind seine Funde zerstreut. Um ihre Aufdeckung haben sich besonders zwei Gelehrte aus Jassy, Beldiceanu und Buțureanu bemüht. Letzterer hat schon im Jahre 1889 seine Beobachtungen bezüglich der Fundumstände sogar veröffentlicht.¹⁾ Und doch wird man alle bisherigen Bodenarbeiten mit Recht als Raubgrabungen bezeichnen müssen. Denn es ergibt sich aus ihnen keine Möglichkeit, die grosse Verschiedenartigkeit der Funde von Cucuteni in den rumänischen Sammlungen zu erklären. Als sicher konnte nur gelten,

1) Congrès International. Paris 1889 X, 299.

dass es sich um einen Ansiedlungsplatz handeln müsse; und die zahlreichen keramischen Erzeugnisse gestatteten, die Fundstelle von Cucuteni in den anderweitig schon vielfach, wenn auch ungenügend bekannt gewordenen Kreis der jungneolithischen bemalten Keramik der unteren Donau- und Balkanländer einzuziehen.

Das Interesse für diesen wichtigen Kulturkreis hatte den Vortragenden seit dem Jahre 1902 auf mehreren Studienreisen in jenes Gebiet geführt; es war ihm so möglich gewesen, schon vor den Ausgrabungen einen grossen Teil des einschlägigen Fundmaterials nicht nur in Rumänien, sondern namentlich in Siebenbürgen, weiter östlich in Südrussland und westlich bis Mähren und Galizien durch Autopsie kennen zu lernen.

Die überraschenden Entdeckungen der griechischen Archäologen in Nord- und Mittelgriechenland, wo eine ähnliche Kultur zu Tage kam, erweiterten unseren Gesichtskreis und legten den Wunsch nahe, die Verbindung zwischen der Donau und dem Kephissus herzustellen und so eine Brücke zwischen dem Ägäum und Mitteleuropa zu schlagen.

Wieder im Jahre 1908 ging der Vortragende voll von Hoffnung nach Rumänien und fand die Unterstützung der damaligen rumänischen Regierung unter dem Minister-Präsidenten Bratianu und dem Unterrichtsminister Haret für seine Pläne. Verwirklicht konnten sie erst durch den Vorstand der Rudolf Virchow-Stiftung werden, der für beide Campagnen 1909/10 die Mittel bereitwilligst gewährt hat. Ihm an erster Stelle gebührt also der Dank des Verfassers, im besonderen seinem Vorsitzenden Herrn Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Hans Virchow für das Interesse und Verständnis, das er einem Arbeitsplane für die systematische Bodenforschung in Rumänien entgegenbrachte. Ferner muss zunächst dankbar anerkannt werden, dass der Besitzer des Ausgrabungsplatzes Herr Vassili Gheorghiu in Cucuteni das Arbeitsfeld in uneigennütziger Weise zur Verfügung stellte und seine Söhne, Janko und Costica Gheorghiu, die Arbeiten in mannigfacher Weise bereitwilligst zu fördern suchten.

Als Vertreter des kgl. rumänischen Unterrichts-Ministeriums wurde für die Campagne 1909 der inzwischen verstorbene Professor der Archäologie, Professor Teohari-Antonescu, delegiert, konnte aber wegen seiner Leiden an den Arbeiten nicht mehr teilnehmen. Sein Nachfolger war im Jahre 1910 der Gymnasialprofessor und stud. archäol. C. Dascalu. Als Assistent des Ausgrabungsleiters war in demselben Jahre der deutsche stud. rer. nat. G. Bersu, z. Z. Tübingen, tätig.

Die Ausgrabungen dauerten vom 28. September bis 5. November 1909 und vom 13. September bis 19. Oktober 1910; mit verschiedenen Schwankungen waren dabei 12—32 Arbeiter beschäftigt.

Cucuteni — nicht zu verwechseln mit der kurz vor Jassy befindlichen Station der Eisenbahn Pascani-Jassy — liegt nördlich von dieser Strecke bei der Station Tirgu Frumos in dem Hügellande der oberen Moldau. Die vorgeschichtliche Ansiedlung breitet sich an der Peripherie des Gutsbezirkes Cucuteni hoch über dem etwa 12 km von Tirgu Frumos entfernten Dorfe Bäiceni auf dem steil abfallenden Vorsprunge eines der für die Gegend charakteristischen, lang gestreckten Hügel etwa in einem

Umfange von 160×100 m Durchmesser aus. Die Fundstelle wird, wie viele in Rumänien, *cetațuia* (= *cetate*, von *civitas*, *civitatem*) d. h. Festung oder Burg genannt. Der das östliche Tal beherrschende Hügelvorsprung, der auch über das angrenzende Hügelgelände eine weite Aussicht bietet, war für eine Ansiedlung wohl geeignet und hat die alten Bewohner durch längere Perioden festgehalten.

Die Besichtigung der Fundstelle¹⁾, wo die Spuren früherer Raubgrabungen an dem intakten Boden deutlich zu erkennen waren, ergab für das Arbeitsproblem zwei Fragen:

1. wie haben sich die Siedlungsreste abgelagert, und welche Schlüsse

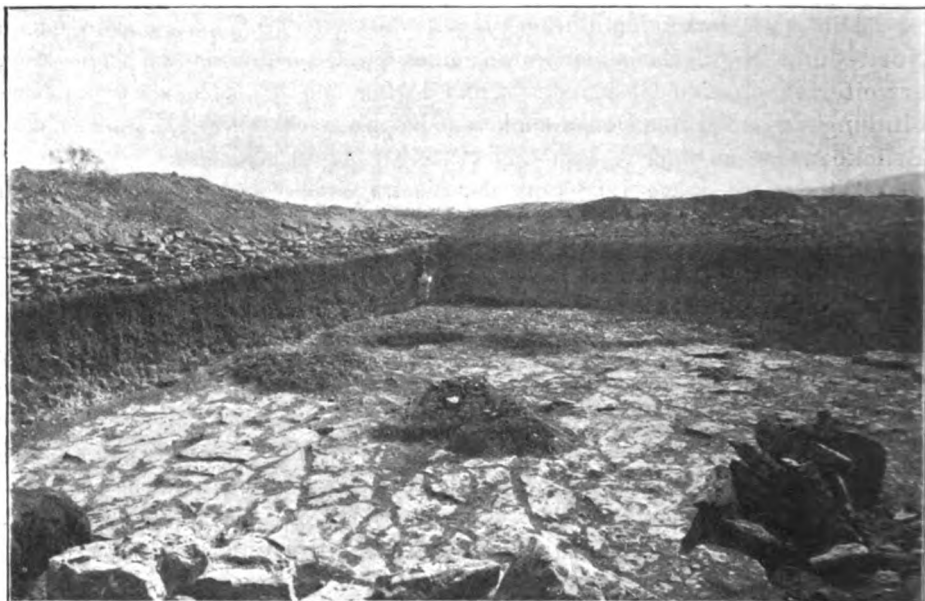


Abb. 1. Graben 13 mit der Längswand des nach rechts ablaufenden Suchgrabens 12. Auf dem gewachsenen Felsboden liegen Teile eines grossen Brandschutthaufens, der nach hinten im intakten Boden sich fortsetzt.

lassen sich aus der Schichtenfolge für die Entwicklung der Besiedlung ziehen?

2. hatte die Ansiedlung bei ihrer sehr exponierten Lage eine Befestigung gehabt?

Die natürlichen Bedingungen für die Besiedlung waren in der Oberflächengestaltung des Bodens und in seinem geologischen Unterbau gegeben. Auf der obersten von drei Sandsteinbänken tertiären Ursprungs²⁾,

1) Herr Ingenieur Savul in Jassy hat die Arbeiten des Jahres 1909 in sehr verdienstvoller Weise durch Anfertigung eines Planes der *Cetazuia* von Cucuteni gefördert, wofür ihm auch an dieser Stelle ganz besonderer Dank ausgesprochen werden soll. Dieser Plan wird — vervollständigt durch die Aufnahmen des Jahres 1910 — bei der geplanten Publikation der Funde von Cucuteni veröffentlicht werden.

2) Herrn Dr. Popescu-Voitești von der geologischen Landesanstalt in Bukarest ist die Aufnahme eines geologischen Profils des Hügels zu verdanken. Es wird mit seiner Beschreibung gleichfalls später veröffentlicht werden.

unter denen Lehm anstelt, fanden die ältesten Besiedler eine nur wenige Zentimeter dünne, braune Humusschicht, mitunter vielleicht sogar den nackten Felsboden als Baugrund für ihre Hütten vor. Darüber haben sich seitdem Kulturschichten (etwa 1,70—1,80 *m*) und jüngerer schwarzer Humus (etwa 0,20—0,30 *m*) abgelagert.

Was die Methode der Grabung betrifft, so wurden am Rande des intakten Bodens lange und schmale Suchgräben (von 1—1 $\frac{1}{4}$ *m* Breite und etwa 35 *m* Länge) gezogen und die intakten Wände zum Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung gemacht, indem im Anschluss an die Spuren von Brandschutthaufen grössere Flächen (von 10 × 12 und 12 × 15 *m*) in horizontalen Schichten abgedeckt wurden. (Siehe Abb. 1.) So liessen

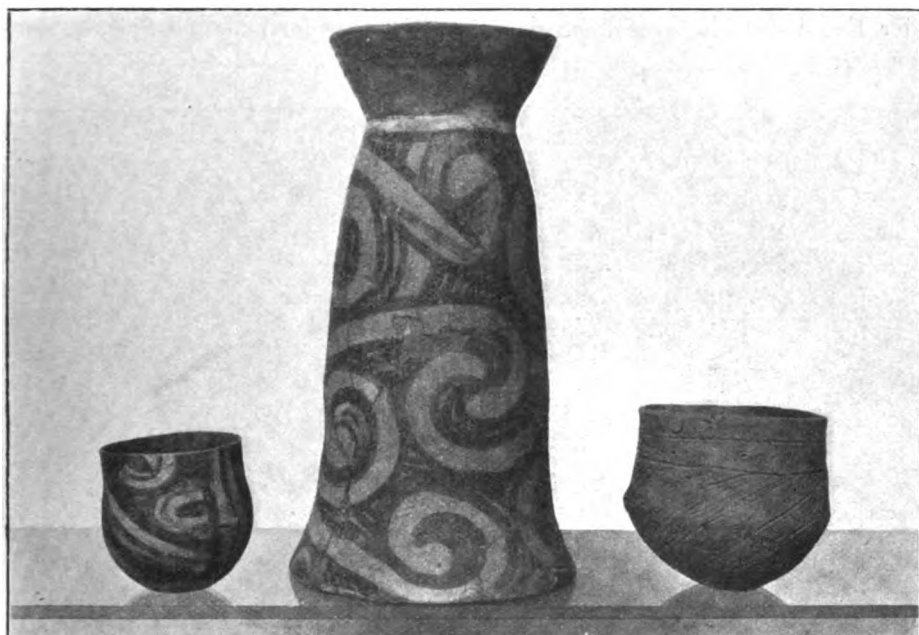


Abb. 2. Keramik der älteren Kultur (A) mit polychromer Malerei und eingeritzten Verzierungen. Etwa $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

sich die Beobachtungen an den vertikalen Wänden der Gräben mit den in horizontaler Lagerung aufgedeckten Funden in einen Zusammenhang bringen.

Was findet man nun in diesen Gräben? Die Reste von verbrannten Wohnungen mit den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, die von ihren einstigen Besitzern zurückgelassen worden sind. Vielfach gräbt man im Brandschutt, der, wie sonst, die Spuren der Konstruktion der Hütten aufweist. Es waren primitive Bauten aus Zweigeflecht, das mit stärkeren Hölzern versteift und mit Lehm (Hüttenbewurf) bestrichen war. An den Bruchstücken des Hüttenbewurfs erkennt man die Abdrücke von rohen Stämmen in verschiedener Stärke, von rundlichen oder eckigen Balken und dünnerem Flechtwerk. An einzelnen Stellen finden sich in zwei übereinander liegenden Schichten so dichte Massen von Brandschutt, dass die Annahme berechtigt ist, dass die Reste von zwei Hütten ver-

schiedener Epochen dort abgelagert sind. Danach würden also zwei Perioden der Besiedlung zu unterscheiden sein.

Diese Annahme findet ihre Bestätigung durch die sonstigen Kultur-einschlüsse der Ablagerungen, in erster Reihe natürlich durch die massenhaft vorkommenden Topfscherben. Zwei Gruppen bemalter Keramik, in den Formen sowohl, als im Farben-Decor und Malstil verschieden, begegnen sich in den Schichten: oben schwarz bemalte Gefässe, auf denen Weiss und Rot nur eine sekundäre Rolle spielen, unten polychrome Gattungen, bei denen Weiss, Rot und Schwarz ursprünglich gleichwertig neben einander stehen. Stilistisch unterscheiden sie sich insofern, als auf den letzteren das Grundmuster, eine S-Spirale, beim Aufsetzen der Malfarbe ausgespart, auf den ersteren mit der Malfarbe in der Regel das Muster selbst, ursprünglich eine fortlaufende Spirale, dargestellt wird.



Abb. 3. Keramik der jüngeren Kultur (B) mit schwarzer und roter Bemalung.
 $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Diese beiden Gefässgruppen treten in den Ablagerungen freilich nicht in absoluter Trennung auf, sondern infolge von Schichtenvermischungen meistens zwar nebeneinander, aber doch in der Abfolge der Schichten so, dass ihr Verhältnis von oben bis unten sich umkehrt: d. h. in den oberen Schichten bis etwa — 1 m wiegt bei weitem die Schwarzmalerei, in den unteren Schichten von — 1 m ab die Polychromie vor. Schon aus diesem Verhältnis lässt sich der Schluss ziehen, dass die letztere (Abb. 2) die ältere, die erstere (Abb. 3) die jüngere Keramik ist. Neben die bemalten Gefässe treten aber in beiden Perioden einfachere, unbemalte, mit eingeritzten Mustern verzierte oder gar technisch primitive Gattungen, die besonders zu beurteilen sind (Abb. 2 und 4). Beweisen lässt sich das, wenn es gelingt, diese beiden Gruppen in intakten Brandschutthaufen isoliert anzutreffen. In mehreren Fällen ist das auch wirklich geschehen: intakte Brandschutthaufen der unteren Schicht (Abb. 1) enthalten ausschliesslich polychrome Keramik mit einem einheitlichen Malstile und geschlossenem Formenkreise. Aus der Wiederholung solcher Fälle lässt

sich schliessen, dass die ältesten Hütten einer und derselben Katastrophe zum Opfer gefallen sind. Sie repräsentieren mit ihrem ganzen Kulturbeirat die ältere Kultur (A) von Cucuteni.

Von jüngeren Hütten finden sich die Reste des verbrannten Wandbewurfs in verschiedenen Niveaus, grössere Massen jedoch nur in der oberen Schicht, die das Ende der Besiedlung bedeutet. Es fehlen hier aber gänzlich intakte Brandschutthaufen von der Ausdehnung und der Art der untersten. Das erklärt sich aus der längeren Zeit, in der die Brandschutthaufen der jüngsten Hütten offen liegen geblieben sind. Die Besiedlung hatte aufgehört, und so verstreuten sich die Schutthaufen auf der Oberfläche, bis sie allmählich vom Humus ganz bedeckt wurden,

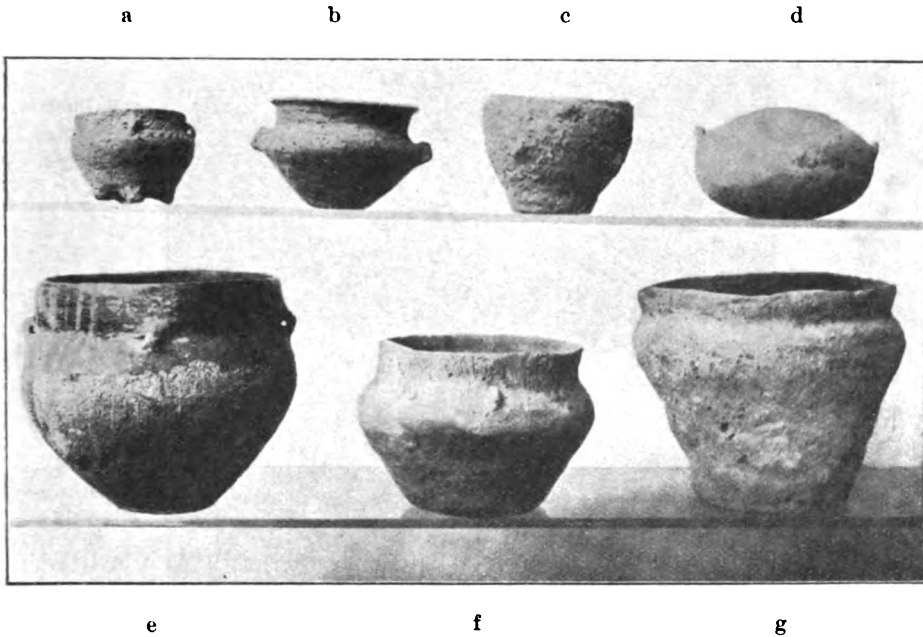


Abb. 4. Keramik meist primitiver Technik mit eingeritzten Verzierungen aus der älteren (e, d) und jüngeren (a—c, f, g) Kulturperiode; e mit poliertem Farbüberzuge und aufgemalten Mustern am Rande neben den eingeritzten am Unterteile; d hartgebrannt und unbemalt. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

während die untersten Schutthaufen infolge der fortgesetzten Besiedlung schneller überbaut wurden oder überhaupt unter die Erde kamen. Aus der fortgesetzten Besiedlung aber erklärt sich zugleich die Schichtenmischung; sie war um so eher möglich, als die Hütten keine Steinfundamente hatten und die Planierung des Niveaus beim Bau von neuen Hütten nicht Regel war.

Die oberhalb der ältesten Brandschutthaufen abgelagerte Keramik weist keinen einheitlichen Malstil auf, hat offenbar eine längere Entwicklung durchgemacht, lässt jedoch eine Aufteilung in bestimmte Perioden der Besiedlung nicht zu, da auch in den mittleren Schichten intakte Brandschutthaufen nicht angetroffen wurden. Aber im allgemeinen sind mit der jüngeren Keramik andere Kulturerscheinungen, wie wir sehen

werden, in Zusammenhang zu bringen, sodass sich ein von dem Inhalte der älteren Brandschutthaufen abweichendes Kulturinventar der jüngeren Kultur (B) zusammenstellen lässt.

Die zweite Frage, die aufgeworfen wurde, betrifft die Befestigung der Ansiedlung. Schon im Jahre 1909 hatte es sich herausgestellt, dass der Rand des Hügelvorsprunges, auf dem die Siedlungsreste sich abgelagert haben, an den Abhängen nach dem Tale hin nicht intakt ge-



→ innerer
Festungs-
graben

→ äußerer
Festungs-
graben

Abb. 5. Einschnitt B an dem Westrande der Ansiedlung von aussen gesehen mit den querlaufenden Seiten des äusseren (jüngeren) und inneren (älteren) Festungsgrabens.

blieben ist, sei es, weil die natürlichen Einflüsse von Wind, Regen und Sonne das allmähliche Abbröckeln der Sandsteinbank, auf der die Kulturschichten aufliegen, veranlasst haben, sei es, dass durch Menschenhand, etwa beim Steinbrechen, die ursprüngliche Peripherie der Station verschwunden ist. Jedenfalls liegen an der langen Südkante der Cetazuia mehrfach die untersten Brandschutthaufen mit rotem Hüttenbewurf, schwarzer Kohle und grauer Asche offen zu Tage. An der Nordkante wurde im Jahre 1909 ein Quergraben (Nr. 8) bis an den Abhang des

Hügels herangeführt; es ergab sich dabei, dass die Kulturschichten mit Brandschutt bis hart an die schräg abfallende Humusdecke heranreichen. Auch hier wird es unmöglich sein, die ursprüngliche Peripherie der Ansiedlung aufzufinden.

Günstigere Bedingungen waren von der Natur an der Westseite der Ansiedlung gegeben, da sie dem weit ausgedehnten Plateau zugekehrt ist. Hier fällt das Niveau stellenweise bis zu einer Tiefe von 1,50—2 m



- > äusserer Festungsgraben
- > innerer Festungsgraben

Abb. 6. Einschnitt B am Westrande der Ansiedlung von innen gesehen mit den querlaufenden Teilen des inneren (älteren) und äusseren (jüngeren) Festungsgrabens.

nach Westen hin ab, um weiterhin allmählich wieder anzusteigen und schliesslich das der Ansiedlungsfläche zu übertreffen. Schon aus dieser Niveaudifferenz ergibt sich, dass nach Westen hin eine Anhäufung der Kulturreste nicht stattgefunden hat, also der Abschluss der Ansiedlung hier zu suchen ist. Daher wurde auch hier im Jahre 1909 ein Quereinschnitt gemacht (Nr. 3); die Brandschuttschichten stiessen unmittelbar an einen unregelmässig geschichteten Steinhaufen; dieser muss also ein ständiges Hindernis für ihre weitere westliche Ausdehnung gewesen sein. Es war

somit die Vermutung berechtigt, dass an dieser Stelle eine Mauer oder besser ein Steinwall den Abschluss der burgartigen Anlage gebildet habe. Zu weiteren Untersuchungen an dieser Seite blieb keine Zeit mehr übrig, da die Untersuchung der Kulturschichten innerhalb der Ansiedlung noch zu viel Rätsel übrig gelassen hatte. Dagegen konzentrierte sich im folgenden Jahre die Hauptarbeit an der Westseite. Es wurden hier quer zu der bereits gesicherten Randlinie der Ansiedlung mehr oder weniger lange Einschnitte — im ganzen 18 — gemacht, die ein völlig befriedigendes Resultat ergaben: es stellte sich heraus, dass in nordsüdlicher Richtung, also längs der ganzen Westseite die Ansiedlung durch zwei Spitzgräben von dem Plateau, von dem aus am ehesten ein Angriff hätte stattfinden können, regelrecht abgeschnitten war. Diese Festungsgräben sind in die oberste Sandsteinbank durch blosses Herausbrechen der horizontal anstehenden Steinplatten bis zu 3 oder 4 m eingetieft; und zwar gehören sie wahrscheinlich verschiedenen Epochen an: der

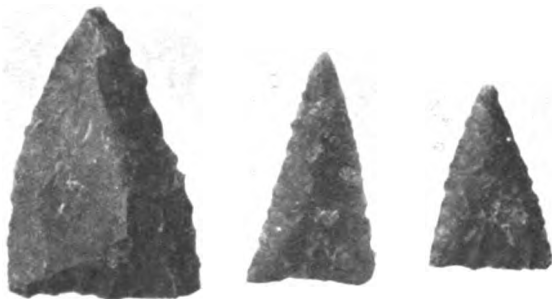


Abb. 7. Feingearbeitete Feuersteinfeilspitzen. Fast nat. Gr.

innere der älteren, der äussere der jüngeren Periode der Ansiedlung. (Siehe Abb. 5 und 6.) Sie unterscheiden sich nicht nur durch ihre Form, insofern als der innere schmaler und spitzer, der äussere breiter und zum Teil auch flacher ist, sondern im besonderen durch die Einfüllung. Der innere ist mit dichten Massen von unregelmässigen Sandsteinplatten, vermisch mit gelblicher Erde, vollgefüllt und über die Ränder hin überhäuft, während der äussere mit grauer Erde und nur wenigen Steinen angefüllt ist. Die Steinhäufen am inneren Festungsgraben, die weit nach der Innenseite der Ansiedlung übergreifen, sprechen für die einstige Existenz eines Steinwalles neben dem schmalen Graben; für die Annahme einer Mauer mit regelrecht geschichteten Steinen oder Steinplatten fehlt jeder Anhalt. Vermutlich hat man die aus dem Graben gebrochenen Steinplatten für die Aufführung eines Walles verwendet, wie man sonst mit der aus dem Graben gehobenen Erde einen Erdwall aufgerichtet hat. Die Zerstörung dieses Steinwalles und Verschüttung des inneren Grabens muss am Ende der älteren Periode stattgefunden haben. Der äussere Graben muss dann der jüngeren Kultur zugewiesen werden. Von einem zugehörigen Stein-

wall aus der jüngeren Periode sind keine Spuren vorhanden. Jedenfalls setzt diese ganze Anlage mit Steinwällen und Spitzgräben im Felsboden Erdbefestigungen voraus von der Art, wie sie aus Westungarn (Lengyel) und dem Rheingebiete (Mayen, Michelsberg, Urmitz)¹⁾ bekannt geworden sind. Man darf erwarten, dass im jungneolithischen Kulturkreise mit bemalter Keramik noch andere Befestigungen derselben Art gefunden werden. Im besonderen werden sie im Gebiete des Altflusses (Erösd und Brenndorf) in Siebenbürgen zu suchen sein; namentlich häufen sich im Lande der Szekler (Kom. Sepsiszentgyörgy)²⁾ Stationen, die man sich ihrer Lage nach ohne Befestigungen nicht recht denken kann. In diesem Kreise verwandter Erscheinungen des Donau-Balkangebietes aber darf nun Cucuteni als die erste befestigte Anlage und ihrer Position nach als eine Akropolis gelten.



Abb. 8. Steinerne Flachbeile und durchlochte Hammeräxte. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Die Hauptmasse der Kleinfunde wird von den zahlreichen Gegenständen aus Stein, Knochen bzw. Geweih und Ton gebildet. Für eine hochentwickelte Feuersteinindustrie sprechen nicht nur die häufigen Schaber, Kratzer, Spitzen, Bohrer, Messer, die in allen Schichten vorkommen, sondern auch die seltenen polierten Flachbeile und die namentlich in den oberen Schichten sich anhäufenden feingearbeiteten Pfeilspitzen (Abb. 7). Dazu kommen die aus anderen Steinarten (Sandstein, Schiefer) gefertigten Geräte, meist flache Hacken und Äxte, sowie Meissel, bei weitem in der Überzahl gegenüber den selteneren, teils roh, teils feiner geformten geschäfteten Hammeräxten (Abb. 8).

1) H. Lehner, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit. (Prähist. Zeitschr. II, 1, 1910.)

2) Um ihre Aufdeckung bemüht sich in sehr verdienstvoller Weise Dr. Franz László. Ein Bericht ist jüngst erschienen in der neuen ungarischen Zeitschrift „Dolgozatok“ = Travaux de la section numismatique et archéologique du Musée National de Transylvanie à Kolozsvár, red. par Béla Pósta. II, 2. 1911 S. 227 ff.

Einen stattlichen Eindruck machen auch die Waffen und Geräte aus Knochen und Horn. In grosser Zahl sind Pfriemen vorhanden, aus verschiedenen Knochen hergestellt; daran reihen sich Dolche und Speerspitzen (Abb. 9), sowie messerartige Geräte, die als „Glätter“ gedeutet zu werden pflegen. Zahlreich sind auch die aus Hirschgeweih hergestellten, meist zerbrochenen Hacken und Äxte (Abb. 10, 11), die neben den steinernen für den Garten- und Feldbau (Hackbau) im Gebrauch waren. Aus Ton sind die nicht sehr zahlreichen Spinnwirtel und mancherlei, was noch der Deutung bedarf, verfertigt.



Abb. 9.
Pfriemenartiger
Knochendolch.
Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Neben solchen gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen stehen die selteneren Schmucksachen: Perlen und Anhänger aus Stein, Knochen, Ton, Zierstücke aus Knochen und Geweih, sowie durchlochte Tierzähne.

Eine besondere Fundgruppe bilden die Ton-skulpturen. Die menschlichen Figuren, wohl richtig Idole genannt, sind teils rohe, teils stilisierte Bildungen, die in schematischer Weise bestimmte Typen meistens der weiblichen, seltener der männlichen Gestalt darstellen. Nach Formgebung und Verzierung lassen sich die älteren der Kultur A von den jüngeren der Kultur B unterscheiden.

Die älteren (Abb. 12) haben einen brettartigen Oberkörper und sind in der Regel mit eingeritzten Mustern versehen, die auf die Tätowierung oder auch Bekleidung des Körpers zurückgeführt werden. Unter den jüngeren Idolen (Abb. 13) mit reicherer Modellierung des Oberkörpers, fallen die rotgefärbten und bemalten auf. Die weiblichen Idole sind vielfach durch übermässige Ausbildung des Gesässes ausgezeichnet, woraus man unnötiger Weise auf eine steatopyge Rasse hat Schlüsse ziehen wollen. Solche abnormen Körperbildungen lassen sich einfacher als Stilverkmale erklären oder mögen auf die Bedeutung dieser Gestalten als personifizierte Naturkräfte Bezug haben. Eine kleine Gruppe wird von Sitzfiguren gebildet. Jedenfalls wird man allen diesen Figürchen religiöse Bedeutung zuschreiben dürfen. Nur so erklärt sich auch ihre Häufigkeit; in jeder Hütte mögen sie im Leben ihrer Bewohner eine Rolle gespielt haben.

Wie anderswo, treten zu den menschlichen Figuren kleine Tierchen, denen wohl die Bedeutung von Votiven zukommt.

Welcher Zeit gehören nun die Funde an? Der ganze Vorrat an Stein-, Knochen- und Tonsachen weist mit Material und Formen auf die Steinzeit: der Kulturcharakter der vorgeschichtlichen Station von Cucuteni ist ein steinzeitlicher. Aber die Steinzeit hat überaus lange angedauert; es fragt sich, in welche Phase ihrer Entwicklung die Funde gehören.



Abb. 10. Rohe Hirschhornhacke. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

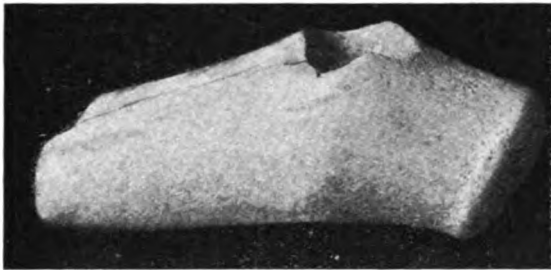


Abb. 11. Polierte Hirschhornaxt. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



Abb. 12. Tonidole der älteren Kultur (A) mit eingeritzten und plastischen Verzierungen. Etwa $\frac{2}{9}$ nat. Gr.

Vereinzelt vorkommende Metallfunde ermöglichen eine Bestimmung. Freilich sind es sehr verschiedenartige Dinge aus Kupfer, Bronze und Eisen. Ihre Bewertung wird aber verschieden sein müssen, wenn wir die Frage aufwerfen, welche von ihnen derselben Kultur zuzuweisen sind, wie die beiden Gruppen von bemalter Keramik und die Masse der Fundstücke aus Stein, Knochen und Ton, die zu einem einheitlichen Kulturinventar sich vereinigen lassen. Welche Metallsachen werden dabei als Leitformen für die Datierung gelten dürfen? Sogar in der Kulturschicht haben sich römische und vorrömische (La Tène-)Fibeln aus Bronze und Eisen, ebenso wie die für die Hallstattperiode typischen dreikantigen Pfeilspitzen aus Bronze gefunden. Sollen sie die Grund-



Abb. 13. Tonidole der jüngeren Kultur (B) mit aufgemalten Mustern.
Etwa $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

lage für chronologische Schlüsse bilden? Dann wäre nicht einzusehen, nach welchen dieser Typen aus drei verschiedenen Epochen die Kulturablagerungen datiert werden sollten. Offenbar sind derartige jüngere Metallgegenstände ebenso zu bewerten, wie moderne eiserne Messerklingen, Löffel u. dgl., die sich in die Kulturschichten einschleichen konnten. Mit der Besiedlung des Platzes haben sie nichts zu tun, fallen aus dem Rahmen der übrigen Funde heraus und sind nur Zeugen der Zeiten, die über den alten Boden bedeutungslos hinweggegangen sind.

Anders verhält es sich mit einer kleinen Gruppe von älteren Metallfunden. Es sind Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Kupfer: ein Flachbeil (Abb. 14), eine Lochaxt (Abb. 15), vierkantige oder rundliche Pfiemen, ein kleines Rasiermesser und eine lange, röhrenförmige Perle. Dazu kommt

eine primitive Dolchklinge mit vier Nietlöchern, die schon vor den Ausgrabungen vom Besitzer des Feldes ausserhalb der befestigten Ansiedlung zutage gefördert worden ist. Alle diese Gegenstände gehören nach Material und Form zu einer einheitlichen Gruppe von Kupfersachen der frühesten Metallzeit, wie sie ähnlich in verschiedenen Gegenden Europas bekannt geworden sind. Nach der Analogie ganzer Entwicklungsphasen, die in Italien von der „*epoca eneolitica*“ und in Spanien von ähnlichen charakteristischen Fundgruppen dargestellt werden,¹⁾ lassen sich diese Kupferwaffen und -Geräte sehr gut mit den übrigen Funden (bemalter Keramik, Feuerstein- und anderen Stein- sowie Knochen- und Tongeräten neben den Tonidolen) zu einer einheitlichen Fundmasse zusammenstellen. Doch müssten sie nach den Fundumständen der jüngeren Kultur B zugewiesen werden; wenigstens haben die Brandschutthaufen der untersten Schichten mit polychromer Keramik noch keine Spur von Metall aufgewiesen. Es wäre also die jüngere Kultur B von Cucuteni der Stein-Kupferzeit zuzuschreiben und hätte überhaupt als Vertreter dieser Epoche in dem Donau-Balkan-Gebiet zu gelten.

Fraglich bleiben in ihrer Bedeutung für die Besiedlung des Platzes nur zwei kleinere Gruppen von Metallgegenständen: kleine, glatte offene Armringe aus Bronze mit etwa 7% Zinn und kleine Pfriemen aus Eisen.

Die bronzenen Armringe können, sei es als Importstücke, sei es als einheimische Produkte, den Kupfersachen gleich gestellt werden und würden so die Zeugen für das früheste Auftreten der Bronze in unserem Gebiete sein; die besten Analogien sind ähnliche bronzenen Armringe in der Stein-Kupferzeit der iberischen Halbinsel²⁾.

Die eisernen Pfriemen dagegen bilden ein Problem für sich. Zunächst ist man geneigt, sie ebenso zu bewerten, wie die oben genannten eisernen Fibeln der vorrömischen und römischen Epochen oder gar wie moderne eiserne Messerklingen, die sich auch in der Kulturschicht gefunden haben, d. h. sie aus dem Zusammenhange mit den Siedlungsablagerungen auszuschneiden. So hat der Verfasser selbst auch geurteilt, bis ihm höchst merkwürdige Funde in Bulgarien bekannt wurden. Sie gehören ebenfalls der Kultur mit bemalter Keramik an, die dort als eine Sondergruppe — die Balkangruppe im eigentlichen Sinne — sowohl auf Ansiedlungsplätzen wie in „Gräbern“ vorkommt. Unter den letzteren

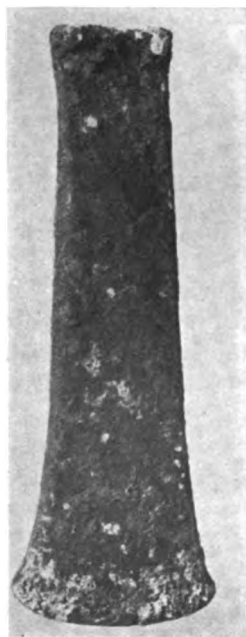


Abb. 14.
Flachbeil aus Kupfer.
 $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

1) Prähistor. Zeitschr. I, 2. 1909, S. 127 ff.

2) Prähist. Zeitschr. I, 2. 1909, S. 128.

sind von ganz eigener Art die im Tumulus (Tell) von Metschkur¹⁾ bei Philippopol: es sind schichtenweise übereinander angeordnete Behälter aus gebranntem Lehm oder Ton, in denen Leichenbrandreste mit Beigaben niedergelegt sind. Unter diesen Beigaben finden sich, zum Teil in demselben Grabe Nadeln oder besser gesagt Pfriemen aus Kupfer neben Eisensachen.²⁾ Die in der Anmerkung zusammengestellten Metallfunde (Kupfer und Eisen) gruppieren sich zusammen mit Stein-, Knochen- und Hirschhorngeräten — unter letzteren auch die genauen Parallelen zu den polierten Hirschhornnäxten von Cucuteni — um die be-



Abb. 15. Bruchstück einer Lochaxt aus Kupfer mit unterem Schafthelm.
 $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

malte Keramik, die nach Formen und Decor der jüngeren Kultur von Cucuteni analog ist.

In diesem Zusammenhange gewinnen die eisernen Pfriemen von

1) Seure et Degrand, Explorations de quelques tells de la Thrace in: Bull. Corresp. Hell. 30, 1906, S. 359 ff.

2) Nach Seure und Degrand a. a. O. lagen im Hügel von Metschkur neben Grab 1 in seiner nächsten Umgebung (S. 393 f.): No. 170, 171 „tige et aiguille de cuivre (Louvre 228)“ und No. 172 „anneau plat en fer“. Etwas weiter davon entfernt: No. 253–255 „trois tiges de cuivre“. — Ferner werden unter den Beigaben im Grabe 2 (S. 400) erwähnt No. 295, 296, „deux fragments de tiges de cuivre: l'une est carrée et terminée en spatule“. — Zu den Beigaben des Grabes 7 (S. 404) gehören No. 362, 363 „deux mulettes renfermant douze petits anneaux en nacre grossière et une tige de cuivre“. — Der flache Eisenring des Grabes 1 ist wohl als Schmuckstück zu deuten; jedenfalls ist Eisen zwar selten, aber gleichwertig dem Kupfer. — In ähnlicher Weise kommt Eisen neben „Metall“ und rotem Kupfer auch in dem zuerst vom Père Jérôme untersuchten Tell Ratscheff vor, der eine Fülle von prächtigen, bemalten und eingeritzten Tongefäßen geliefert hat. Nach Seure und Degrand (a. a. O., S. 378 ff.) sind folgende Fälle aufzuzählen: 1) Zwischen 2,80–3,80 m No. 320: „coin en fer“; No. 320 = Fig. 14 „cuiller en métal (Louvre 227)“ — dieser Löffel nach der Abbildung modern? — No. 322 „morceau de métal (tranchée)“; No. 323 „tige de cuivre rouge (tranchée)“. 2) Zwischen 3,80–5,30 m: No. 369 „fragment d'une tige de cuivre rouge“. 3) Zwischen 5,30–7,50 m No. 377: „Minerai de fer“ blanc, translucide (Louvre 173)“ und No. 388 „tige de cuivre“. — Dem folgen die als „Gräber“ erkannten Funde A–F (S. 387 f.): darunter neben Grab A in 6,60 m Tiefe „poinçon quadrangulaire en cuivre“.

Die Funde im Tell Ratscheff sind offenbar denen im Tell Metschkur gleichartig und an dem Nebeneinander von Eisen und Kupfer kann nicht gezweifelt werden. Der vierkantige Kupferpfriemen neben Grab A gibt auch die beste Erklärung für die sonst genannten Stiele oder Spitzen oder Nadeln aus Kupfer; ebenso wird wohl der eiserne „coin“ Nr. 320 zu deuten sein.

Cucuteni eine neue Bedeutung und lassen sich mit Recht an die gleichen Formen aus Kupfer angliedern. Weitere Bedeutung aber hat dieses erste Auftreten des Eisens unter den frühesten Metallfunden für die ganze Kultur-entwicklung des Donau-Balkangebotes nicht gehabt; eine „Eisenzeit“ hat sich daraus noch nicht entwickelt. So erinnert das Eisen in Bulgarien an ähnliche Vorkommnisse dieses Metalls im älteren ägyptischen Reiche und liefert einen wichtigen Beitrag zum Eisenproblem überhaupt.¹⁾

Abgesehen von diesem neuen Phänomen erweitern die Ausgrabungen von Cucuteni unseren Gesichtskreis in sehr wesentlichen Punkten, die die Vorgeschichte Europas betreffen. Der Hauptwert der neuen Funde beruht auf den Metallsachen; mit ihnen reiht sich der Kulturkreis mit bemalter Keramik im Donau-Balkengebiet an andere Kulturgruppen gleichwertig an, die in Süd- und Südwesteuropa (Italien—Spanien) das früheste Auftreten der Metalle bezeichnen.

Eine besondere Bedeutung hat aber diese stein-kupferzeitliche Kultur des Donau-Balkangebotes durch ihr Übergreifen in den ägäischen Kreis. Erwiesen ist das bereits für Nordgriechenland durch die vielschichtigen Funde von Sesklo und Dimini in Thessalien²⁾. Weitere Beiträge zu diesem Problem werden die Engländer Wace und Thompson in kurzer Zeit mit der Publikation ihrer umfangreichen, thessalischen Bodenforschungen bringen. Man kann im allgemeinen sagen: in Thessalien vereinigen sich verschiedene keramische Erscheinungen, die in ihrer Eigenart an verschiedenen Centren des Donau-Balkangebotes in je einer anderen Umgebung lokalisiert sind. Dieses merkwürdige Zusammentreffen lässt sich nur aus Strömungen in nord-südlicher Richtung erklären und wird füglich mit entsprechenden Völkerwanderungen in Verbindung zu bringen sein. Unter den keramischen Gruppen von Sesklo und Dimini, die sich über zwei steinzeitliche Perioden verteilen, von denen die jüngere mit den zugehörigen Kupferbeilen und -Pfriemen³⁾ als stein-kupferzeitlich sich erwiesen hat, heben sich die unter dem Einflusse des nördlichen Donau-Balkangebotes stehenden Gefässe deutlich ab: es sind die polychromen (weiss-rot-schwarz bemalten) Gattungen, die technisch und dekorativ der Keramik der älteren Kultur A von Cucuteni durchaus gleichstehen⁴⁾, von denen aber gewisse, weiss oder schwarz auf rot bemalte

1) Kurz vor Schluss der Redaktion wird nach mündlicher Mitteilung von bulgarischer Seite gegen Seure und Degrand der Einwand erhoben, dass die genannten und ähnliche Hügel in Bulgarien nicht Grabanlagen enthielten. Tschilingiroff, der Vertreter der Prähistorie in Sofia, will in ihnen Ansiedlungsplätze sehen. Solche Fragen machen die Notwendigkeit einer systematischen Forschung in dem verheissungsvollen Boden Bulgariens nur noch dringender.

2) Tsuntas, *αι προϊστορικαι ακροπόλεις Αιγυπτίου και Σέσκλου*. Athen 1908.

3) Tsuntas a. a. O. S. 351 f. Fig: 292, 293; S. 354 Taf. 4, 4. 5. Die Fundstelle der Kupferbeile (1,60 m tief, nahe bei einander neben der Mauer eines steinzeitlichen Hauses) lässt keinen Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zur steinzeitlichen Ansiedlung übrig. Die viel jüngere Gruppe der vormykenischen Waffen und Geräte stammt aus den Gräbern der „Metallzeit“ (Taf. 4).

4) Bei Tsuntas: Gruppe B 3β. a. a. O., Taf. 8, 3-6; 10, 1. 2.

(Gefässe¹⁾ sich nicht trennen lassen. Aus denselben Einflüssen erklärt sich vermutlich auch das Auftreten der Spirale, die den älteren thessalischen Gruppen²⁾ fremd ist, und sowohl auf den bemalten, wie auf den ein-geritzten Gefässen der zweiten Periode von Sesklo und Dimini³⁾ einen fremdartigen Einschießel in eine dem Flecht- und Webestil entnommene Mustergruppe gleicht. Bei diesen nord-südlichen Kulturströmungen und Völkerwanderungen handelt es sich in letzter Linie um die Frage, ob sie noch weitere Bedeutung für den ägäischen Kreis gehabt haben. Das ersehen wir aus ihrem Verhältnis zur alt-kretischen Kulturentwicklung.

Wenn ich es wage, zu dieser wichtigsten aller Fragen Stellung zu nehmen, so muss ich mich darauf beschränken, unter dem Vorbehalt weiterer Ausführungen einige Gesichtspunkte zur Erörterung und Erwägung zusammenzustellen, wie sie sich mir aus dem Studium der kretischen Funde im Museum zu Kandia ergeben haben. Gerade in diesem Berichte über die Ergebnisse der Ausgrabungen von Cucuteni fühle ich mich dazu verpflichtet, weil die Reise nach Kreta über Thessalien in den Arbeitsplan der von der Rudolf Virchow-Stiftung ausgerüsteten rumänischen Expedition des Jahres 1910 einbegriffen war.⁴⁾

Die Kultur der kretischen Paläste von Knosos, Phaistos und Hagia Triada entwickelt sich kontinuierlich und in organischen Zusammenhängen während der beiden Hauptperioden, die man nach Evans als Middle Minoan und Late Minoan zu bezeichnen pflegt. Der Gang dieser Entwicklung liegt in den Hauptzügen klar vor uns. Mehr Schwierigkeiten muss ein Versuch bereiten, ihre Vorstufen und Keime in der diesen Epochen vorausliegenden Zeit des Early Minoan und Neolithicums zu verfolgen. Gegen die Annahme einer einheitlichen, bodenständigen Entwicklung lassen sich folgende Beobachtungen ins Feld führen.

I. Das keramische Material aus den neolithischen Schichten von Knosos⁵⁾ und Phaistos⁶⁾ ist nicht zu identifizieren, sondern vertritt für jeden der beiden Ansiedlungsplätze nach Formen und Dekoration je besondere Gruppen. In Knosos und Phaistos waren die Voraussetzungen für die spätere Entwicklung verschieden. Diese läuft an beiden Plätzen in gleichem Sinne aus: in die eigentliche Palastkultur. Zur Erklärung dieser Entwicklung ist also noch ein drittes Element erforderlich, das von massgebendem Einfluss gewesen sein muss.

II. In der frühminoischen Keramik von Kreta finden sich Formen und Ornamente, ja sogar Techniken, die aus der neolithischen

1) Bei Tsuntas: B 3 a, a. a. O., Taf. 6, 2.

2) Bei Tsuntas: A 3 a, A 3 β, a. a. O., Taf. 6, 1; 7, 1—3.

3) Bei Tsuntas: B 3 a und B 3 γ, a. a. O., Taf. 9 und 11 (bemalt); 16—19 (eingeschnitten).

4) Bei meinem Vortrage in der Anthropologischen Gesellschaft konnte ich nur am Schluss mit kurzen Worten diese Frage berühren.

5) A. J. Evans; Journ. Anthrop. Just. of Gr. Britain 1901, 184 ff. Journ. Hell. Stud. 1901, 96. — D. Mackenzie; Journ. Hell. Stud. 1903, 157 ff.

6) A. Mosso, La Preistoria I S. 7 ff. und Monum. Ant. Linc. XIX, 141 ff.

Keramik der Insel nicht erklärt werden können, dagegen ihre Parallelen oder Vorstufen im Norden haben: teils in den jungneolithischen Gefäßgruppen Thessaliens, teils in der gleichzeitigen und zum Teil auch gleichartigen Keramik des Donau-Balkangebotes.

a) Die Dunkelmalerei der frühminoischen Keramik mit ihren handpolierten Mustern entspricht technisch dem Verfahren, wie es in verschiedenen Perioden der Gefäßmalerei Nord- und Mittelgriechenlands, sowie des Donau-Balkangebotes üblich war¹⁾.

b) Die kretische Weissmalerei findet ebensowenig unmittelbar aus lokalen Traditionen eine Erklärung: ihre Vorstufe bildet die Urfirnisware in Mittel-Griechenland und in einer weiter zurückliegenden Phase der Entwicklung die Weissmalerei auf monochromem polierten Grunde, wie sie in Thessalien und im Donau-Balkgebiete in verschiedenen Variationen zur einheimischen Keramik gehört.

c) In diesem Zusammenhange steht überhaupt die sogenannte Firnis-maltechnik d. h. die Malerei mit Farben, die durch den Brand glänzend werden. Sie ist ein Ersatz für die Technik der Handpolitur des monochromen Gefäßüberzuges und steht auch im Zusammenhange mit dem unter a) erwähnten Verfahren der Handpolitur der aufgemalten Muster.

d) Die in der frühminoischen Keramik sehr beliebten Gittermuster²⁾ (Kato Zakro, Hagios Joannis, Kumasa u. a. m.) haben ihre Parallelen und Vorstufen in der jungneolithischen, bemalten Keramik in Nord- und Mittelgriechenland und lassen sich auch im Donau-Balkgebiete (Cucuteni) belegen.

e) Die Spiralornamentik³⁾ tritt in der frühminoischen Keramik von Kreta (Vasiliki Hierapetra, Mochlos) in entwickelten oder sogar degenerierten Formen auf, ohne dass hier Voraussetzungen in Grundformen gegeben wären. Eine Erklärung für dieses Entwicklungsstadium bietet die jüngere Stufe der jungneolithischen Gefäßmalerei im Donau-Balkgebiete (Cucuteni B).

f) Die kretische Keramik in hellgrauem, feinem Ton aus frühminoischer Zeit (Hagios Joannis, Kumasa) hat bezüglich der Technik ihre schlagendste Parallele in einer gleichartigen Gefäßgruppe Thessaliens.

g) Sowohl unter den grautonigen Gefässen mit eingeritzten Mustern, als unter den dunkelbemalten mit und ohne Handpolitur finden sich Formen, die einerseits in Thessalien, andererseits im Donau-Balkgebiete Parallelen und Vorstufen haben; zum Teil treten sie in Kreta in Miniaturform auf, was ein Hinweis auf ihr Absterben ist.

Folgende Formen sind bemerkenswert:

1. Schnurösen- oder Henkelamphoren mit engem Hals und Hohlfuss mit eigenartiger Dunkelmalerei⁴⁾ (Kato Zakro, Hagios Joannis) sind

1) Monum. Ant. Linc. XIX Tav. II.

2) Monum. Ant. Linc. XIX, 199 Tav. II.

3) E. H. Hall, The decorative art of Crete in the Bronze age, 1906. — Transactions Pennsylvania University 1905.

4) Monum. Ant. Linc. XIX, Tav. II.

„nordischen“ Ursprungs d. h. sie haben ihre Vorstufen in der neolithischen Keramik Thessaliens und im Donau-Balkangebiets.

2. Dasselbe gilt von folgenden Formen der frühminoischen Keramik Kretas: Büchsen mit Schnurösen und flachen Deckeln in mannigfachen Varianten (Vasiliki Hierapetra, Hagios Joannis, Hagios Onuphrios, Kumasa): Schalen ohne Boden auf hohem, zylinderförmigem Unterbau und Löffel (Mochlos), konkave Deckel mit vertieftem Knopf, Siebgeräte mit oberem Loch und glockenförmige Becher mit Hohlfuss (Vasiliki Hierapetra, Paläokastro).

3. Manche keramische Erscheinungen der steinkupferzeitlichen Balkankultur reichen sogar in die mittelfinoische Keramik von Kreta hinein, wie die Warzengefässe, Schalen auf zylinderförmigem Hohlfuss und, was sehr auffallend ist, die gegenständigen Sichelmusterreihen.¹⁾

4. Ebenso auffallend ist auf Kreta das Auftreten von Formen in monochromer Technik, die ihre Parallelen in der Keramik von Troja I haben: Schnurösenkrüge und Schnurösenbüchsen mit „Mauerkronendeckeln“²⁾. In denselben Kreis gehört auch die Schnabelkanne, deren frühminoische Form schon ein zweites Stadium ihrer Entwicklung vertritt und somit eine Vorstufe voraussetzt, die in Troja I zu finden ist (Schliemann-Katalog Nr. 164, 166, 167). Ihre Geschichte weiter zurück in das Donau-Balkangebiet zu verfolgen ist zurzeit noch nicht möglich. Dagegen ist die vorauszusetzende Abschragung des Randes schon an primitiven Bechern und Kannen der neolithischen Keramik des unteren Donaugebietes (Siebenbürgen) beobachtet worden³⁾.

Die merkwürdigsten Erscheinungen im Parallelismus von Süd und Nord bietet

III. Die Metallindustrie. Es handelt sich um einfache Arbeitsgeräte aus Kupfer und Bronze, Äxte und Hacken und ihre Doppelformen, alle mit Schaftloch: kleine einschneidige Beile, die auch in Miniaturform auftreten, kreuzschneidige Axtpickel mit oberem und unterem Schaftloch, Axthacken und Doppeläxte, letztere nicht, wie die für Kreta typischen Geräte, die auch symbolische Bedeutung haben können, sondern die Axthacken als unorganische Verbindungen der einfachen oben genannten Beile mit Hackenformen und die Doppeläxte ebenfalls als plumpe Verdoppelung der einfachen Beile; schliesslich auch plumpe Doppelhämmer mit Helmrändern⁴⁾. Alle diese Formen erklären sich als die Weiterbildungen

1) Bull. Corresp. Hell 1906, S. 395, Fig. 29.

2) Monum. Ant. Linc. VI, Tav. XII, 50-54. American Journ. of archaeology 1897, 287-312. Vgl. Schliemann-Katalog Nr. 188-195.

3) Zeitschr. f. Ethnol. 1903, 442, Fig. 15; 456, Fig. 36, 37.

4) Einige von diesen Geräten sind behandelt in einer Arbeit von A. Mosso (Le armi più antiche di rame e di bronzo) in: Atti d. R. Accad. d. Lincei 1906. Memor. d. cl. d. scienze morali XII, 479-579. Siehe Abb. Tav. I, 10; II, 1. 9. 10. — Das Verdienst dieser Arbeit beruht auf der Mitteilung von zahlreichen Analysen, die dem Verfasser selbst zu verdanken sind. In typologischer und kulturhistorischer Hinsicht aber ist die Behandlung des unvollständig gesammelten Materials durchaus mangelhaft und unzureichend; die aus den mitgeteilten Tatsachen gezogenen Schlüsse sind sogar bedenklich oder unhaltbar.

von Urtypen, die im Donau-Balkangebiere aus Kupfer hergestellt wurden und ursprünglich wohl in die sogenannte „Kupferzeit Ungarns“ gehören. Ihr Zentrum ist wahrscheinlich, ebenso wie für die ältesten Schmucktypen aus Gold (Hängespiralen, Noppenringe), in Siebenbürgen zu suchen. Für diese Zusammenhänge ist nun ein neuer Fund in Cucuteni wichtig: eine von den genannten ungarischen Kupferäxten mit Schafthelm gehört der jüngeren Kultur von Cucuteni B an (Abb. 15).

So wird also auch die alt-kretische Metallindustrie in den Kreis von Beziehungen eingeschlossen, die sich an die Verbreitung der steinkupferzeitlichen, bemalten Keramik des Donau-Balkangebietet anknüpfen lassen.

Dazu mag noch das kommen, was der Verfasser seit Jahren an der Hand der Schriftzeichen klarzulegen versucht hat¹⁾ — im besonderen die merkwürdigen Parallelen zwischen den Schriftzeichen des Discus von Phaistos und schriftartigen Zeichen, wie sie in der Keramik von Sesklo und Dimini einerseits und der von Tordos (Siebenbürgen) andererseits auftreten. So muss der schon aufgestellte Satz — Thessalien erscheint als Brücke zwischen Kreta und dem Donau-Balkangebiete — als wohl begründet gelten.

Der Verfasser behält sich vor, den Inhalt des vorläufigen Berichtes an anderer Stelle mit grösserer Ausführlichkeit unter Hervorhebung aller Einzelheiten und unter Vorführung der gesamten Ausgrabungsergebnisse, sowie des Fundmaterials zu behandeln.

(10) Hr. Erich von Hornbostel hält den angekündigten Vortrag:

Über ein akustisches Kriterium für Kulturzusammenhänge.

„Nichts ist unsinniger als eine Kontroverse 'Entlehnung oder Völkergedanke'. Eine solche Kontroverse — ich habe es hundertmal gesagt — existiert gar nicht.“ Der Ausspruch Adolf Bastians — zitiert von K. von den Steinen in seiner Gedächtnisrede auf den Altmeister (11. März 1905)²⁾ — muss heute in einer etwas anderen Bedeutungsnuance verstanden werden, als er ursprünglich wohl gemeint war. Dass der Völkerkundige ähnliche Erscheinungen antrifft, die unabhängig voneinander aus analogen psychischen, physiologischen oder psychophysischen Wurzeln entspringen; dass es andere Kulturelemente gibt, die über weite Strecken mit ihren Trägern oder ohne diese gewandert sind oder lange Zeiten und vielfache Kulturwandlungen überdauert haben, wird kaum jemand mehr leugnen. Der Streit, der heute lebendiger ist, denn je³⁾, geht auch kaum noch um das Entweder-Oder, vielmehr um die Methoden, nach denen die einzelnen ethnographischen Parallelen zu beurteilen und die analogen Elemente in Kulturzusammenhänge einzuordnen sind. Die

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1903, 457 ff., Korresp.-Bl. d. dtsh. anthrop. Ges. 1910, No. 9—12 S. 125 f. Zeitschr. f. Ethnol. 1911, 161 f.

2) Z. f. E. 37, S. 245.

3) Zum Folgenden vergleiche man Gräbners „Methode der Ethnologie“ (Heidelberg, C. Winter, 1911) und die Polemik zwischen Haberlandt, Graebner und Foy in Petermanns Mitteilungen 57, 1911 S. 113—118, 228—234.

Diskussion über die Methoden der ethnologischen Arbeit ist keineswegs überflüssig, vielmehr eine unumgängliche Vorbedingung fruchtbringender Forschung und gesicherter, weiter verwertbarer Resultate. Ohne zureichende und allseitig anerkannte methodische Grundlagen werden dieselben Erscheinungen, je nach persönlicher Neigung des Beurteilers, bald in der einen, bald in der anderen Weise gedeutet und bald diesem, bald jenem Zusammenhang eingeordnet werden; und die einen werden ebenso hypothetische Entwicklungsgeschichten wie die anderen hypothetische Kulturkomplexe konstruieren. Es ist dann ebenso einfach wie unberechtigt, sich gegenseitig die Beweislast zuzuschieben. Denn eine Annahme wird weder dadurch widerlegt, dass eine andere a priori plausibler erscheint, noch dadurch bewiesen, dass auch die andere nur Vermutung ist.

Wer sich also mit der einfachen Registrierung von Einzel Tatsachen nicht begnügen mag, sondern sie in ordnende Zusammenhänge bringen will, wird sich nach einwandfreien Kriterien umsehen müssen, nach denen dies geschehen kann. Die Auffindung, Bewertung und Benutzung solcher Kriterien setzt natürlich eine genaue Bekanntschaft mit dem betreffenden Gegenstand voraus, da auch die sogenannten Kulturelemente meistens hochkomplexe Tatsachen mit vielfältigen und verwickelten Abhängigkeiten darstellen. Gewisse Teile oder Seiten der verglichenen Erscheinungen können auf Kulturzusammenhänge hinweisen, während andere psychologisch oder physiologisch erklärt werden müssen. Letzteres wird immer der Fall sein, wenn man auf die allgemeineren oder gar die allgemeinsten Kategorien einer Erscheinung zurückgeht, die dann nur noch für die ganze Menschheit, etwa als tierpsychologische Spezies, charakteristisch sind (z. B. Gebrauch von Sprache oder Gesang oder Waffen). Als eine allgemeine — und darum notwendig unbestimmte — Forderung ergibt sich die Forderung genügender Determination der verglichenen Erscheinungen; welche Genauigkeit und welche Art der Determination genügt, muss von Fall zu Fall nach der Eigenart der betreffenden Erscheinung entschieden werden. So würde ausschliesslich (oder vorwiegend) absteigende Melodiebewegung unter gleichzeitiger Abnahme der Tonstärke und Verlangsamung des Tempos einen Gesangstil ganz ungenügend determinieren, da alle drei Momente Funktionen physiologischer Vorgänge sind (und überdies nicht unabhängig voneinander). Die meisten solcher naturbedingten Merkmale machen sich schon unmittelbar durch ihre weite Verbreitung verdächtig; aber nicht alle. Manche werden im Laufe kultureller Entwicklungen zurückgedrängt und erscheinen dann zunächst vereinzelt, „ausgefallen“, erweisen sich aber nachträglich ebenfalls als ganz „natürlich“ und universell; wie z. B. der Gebrauch „distanzgleicher“ an Stelle von „konsonanten“ Tonschritten¹⁾. Andere kennzeichnen sich dadurch als wirklich primitiv, dass sie auch in frühen Stadien verfolgbare indi-

1) Hierher gehören auch die oft mit Verwunderung beobachteten Sinnesleistungen sog. Naturvölker, die aber nicht, wie man früher meinte, auf Überlegenheit der Sinnesorgane, sondern auf besonderer, durch biologische Bedingungen geforderter Einstellung und Übung der Aufmerksamkeit beruhen und eben deshalb als Rassenmerkmale unbrauchbar sind.

vidueller Entwicklungen allemal oder wenigstens sehr häufig auftreten (bei Kindern, Unbegabten und absolut Ungeübten, und zwar Angehörigen der verschiedensten Rassen und Kulturen), wie etwa das Singen in Quintenparallelen oder das deskriptive Zeichnen¹⁾. Solche Merkmale finden sich häufig als Überlebsel auch in hochentwickelten Kulturen — man denke z. B. an die bildlichen Darstellungen der altamerikanischen Kulturvölker — und können dann mit zur Gesamtcharakteristik einer komplexen Erscheinung gehören und mit dieser übernommen werden. Aber die Übertragung lässt sich gerade aus diesen Merkmalen nicht erschliessen. Für die Analyse und Beurteilung von Erscheinungen der sog. geistigen Kultur sind also psychologische Versuche und Beobachtungen durchaus nicht nutzlos; und die Ergebnisse der Kinderpsychologie verdienen auch dann Berücksichtigung, wenn man einer unbedingten Übertragung des biogenetischen Grundgesetzes auf geistige Entwicklungen nicht zustimmen kann.

Bei Vergleichsgegenständen aus dem Gebiet der materiellen Kultur — die ja im allgemeinen leichter genau zu determinieren sind und deshalb häufiger zu vergleichenden Untersuchungen verwendet werden — ist es notwendig, konstitutive und akzessorische Merkmale zu unterscheiden; d. h. solche, ohne die das Objekt seinen Zweck nicht erfüllen kann, und solche, die für den Zweck irrelevant oder mindestens nebensächlich sind. Auch hier lässt sich allgemein nur sagen, dass die zweiten als Kriterien für Kulturzusammenhänge besser sind als die ersten, und dass die Beweiskraft eines Merkmals mit seiner Veränderlichkeit wächst. Dagegen kann wieder nur von Fall zu Fall und auf Grund genauer Kenntnis der technischen Einzelheiten, der Herstellungs- und Anwendungsweise des Objekts entschieden werden, welche Merkmale ihrem Wesen nach stärker, welche minder variabel; welche hinsichtlich der Zweckmässigkeit des Ganzen freier, welche gebundener sind; ja selbst die Grundfrage, welche Eigenschaften konstitutiv und welche akzessorisch sind, ist oft nicht ohne weiteres zu beantworten. Die Anordnung der Fingerlöcher an Flöten oder Pfeifen z. B. kann in erster Linie (oder lediglich) der optischen Wohlgefälligkeit wegen — gleicher Abstand, symmetrische Verteilung — getroffen worden sein²⁾, wodurch die auf dem Instrument vorgebildete Tonreihe akzessorisch, also das, was man a priori für die Hauptsache halten möchte, zufällig wird. Äusserlich ganz gleiche Bildungen können sehr verschiedene Zwecke haben: so wird das zweitoberste Loch einer chinesischen Querflöte zur Modifikation der Klangfarbe mit einer dünnen Membran überklebt und durch die beiden untersten Löcher

1) Selbstverständlich ist „primitiv“ nur als „relativ anfänglich“ zu verstehen: ein früher Abschnitt einer Entwicklungsreihe kann, mitsamt dieser Reihe, ein spätes Stadium einer umfassenderen Entwicklung darstellen: so bilden die Quintenparallelen eine primitive Form der Mehrstimmigkeit, aber diese selbst, wenigstens als Kunstform eine sehr späte Art gemeinsamen Musizierens.

2) Vgl. Ch. K. Wead, Contributions to the History of Musical Scales. Smiths. Rep. 1900 (Washington 1902).

wird eine Aufhängeschnur gezogen, während das oberste als Anblaseloch und die übrigen als Fingerlöcher dienen¹⁾.

Die Variabilität der Merkmale, und damit ihre Beweiskraft als Verwandtschaftskriterien, wird vermindert und unter Umständen sogar aufgehoben durch gegenseitige Abhängigkeiten. So kann der überhaupt mögliche Formenkreis eingeschränkt sein durch die Technik (z. B. bei Flechtornamenten) oder das Material (z. B. bei Blasinstrumenten aus Tierhörnern²⁾).

Die allgemeinen Bedingungen, denen ein Merkmal genügen muss, um als Zusammenhangskriterium brauchbar zu sein, wären demnach diese drei: genaue Determination, Zweckfreiheit, Variabilität; als entsprechende praktische Vorzüge hätten zu gelten: leichte und genaue Bestimmbarkeit und Durchsichtigkeit der kausalen und funktionalen Beziehungen³⁾. —

Das Merkmal, dessen Verwendung als Kriterium für Kulturzusammenhänge ich hier befürworten möchte, ist ein physikalisch-akustisches. Einer physikalischen Methode, nämlich der Messung von Tonhöhen, bedient man sich in der vergleichenden Musikwissenschaft schon lange. Zunächst hatte man dabei nur die Ermittlung der Intervalle und Tonleitern im Auge, die als spezifisch musikalische Faktoren den Musikwissenschaftler und Psychologen in erster Linie interessieren. Die weitverbreitete Überzeugung von der Universalität der sog. „natürlichen“ Leiter erwies sich alsbald als hinfällig, namentlich durch die Entdeckung der merkwürdigen siamesischen und javanischen Tonsysteme⁴⁾. Damit war zugleich im Prinzip die Möglichkeit gegeben, neben den melodischen und rhythmischen Formen auch die Ergebnisse der Tonmessung als ethnologisches Material zu verwenden, ähnlich wie die grammatischen Strukturen der Sprachen.

1) Es ist deshalb ebenso irreführend, wenn man bei der Beschreibung des Instruments bloss die absolute Lochzahl, wie wenn man die äussere Länge (die nicht mit der akustisch wirksamen zusammenfällt) angibt, wie dies in Sammlungskatalogen und auf Museumszetteln noch häufig geschieht.

2) Übrigens können, wenn sie nur selbst genügend variabel sind, auch die Technik — Weberei! — und das Material — Saiten aus Pflanzenfasern, Darm, Rosshaar, Metall, Seide — als Kriterien benutzt werden.

3) Die hier versuchte kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten methodologischen Gesichtspunkte dürfte für den Zweck der vorliegenden Mitteilung genügen. Sie treffen zum Teil — wenn auch in etwas anderer Formulierung — mit Graebners Bemerkungen über das „Formkriterium“ zusammen (Methode d. Ethnol., besonders IV, 2 B, § 5; IV, 3 A, § 3, 9); es schien mir aber notwendig, die Ungleichwertigkeit der verschiedenen Merkmale schärfer zu betonen. Je weniger Erscheinungen zur Begründung eines Kulturzusammenhangs herangezogen werden, um so höhere Anforderungen sind natürlich an die Beweiskraft jeder einzelnen Parallele zu stellen; aber auch sonst sollte diese immer mit erwogen werden. Die Handhabung des sog. „Quantitätskriteriums“ liesse sich vielleicht durch Einführung der Korrelationsrechnung, die sich ja auch der somatischen Anthropologie nützlich erwiesen hat (Czekanowski), exakter gestalten.

4) Vgl. C. Stumpf, Tonsystem und Musik der Siamesen, Beitr. z. Akustik u. Musikwiss. 3. 1901; A. J. Ellis, On the musical scales of various nations, Journ. Soc. Arts XXXIII, 1885.

Die musikwissenschaftlichen Daten sind aber auch darin den linguistischen vergleichbar, dass ihre Behandlung spezielle Vorkenntnisse verlangt und daher für manchen der vollen Durchsichtigkeit entbehrt.

Dagegen ist die absolute Tonhöhe eine einfache, rein physikalische Angabe, die leicht zu ermitteln ist und deren Eigenschaften auch ohne musikalische Begabung und theoretische Vorbildung zu übersehen sind. Man erhält die absoluten Tonhöhen unmittelbar durch Vergleichung der zu bestimmenden Töne mit den Tönen eines geeichten Messinstruments¹⁾, und zwar ausgedrückt in Schwingungszahlen. Durch die Schwingungszahl ist jeder Ton (seiner Tonhöhe nach) theoretisch absolut eindeutig bestimmt. In praxi wird die vollkommene Genauigkeit zwar durch die Messungsfehler²⁾ eingeschränkt, die aber bei sorgfältiger Arbeit allerhöchstens 0,5 pCt. betragen dürften³⁾. Man kann also wohl sagen, dass das Kriterium der absoluten Tonhöhen den strengsten Anforderungen an Genauigkeit der Determination genügt.

Wie steht es nun mit der Variabilität? Von den überhaupt hörbaren Tönen, deren Gebiet etwa zwischen 16 und 20 000 Schwingungen liegt, sind musikalisch brauchbar nur die Töne einer engeren Region, etwa zwischen 30 und 3000. Nehmen wir als mittlere Fehlergrenze (Fehler bei der Abstimmung des Instrumentes durch den eingebornen Verfertiger + Fehler unserer Messung) 6 Schwingungen⁴⁾ an, so ergibt sich die Anzahl der möglichen (praktisch verschiedenen) Werte absoluter Tonhöhen zu rund 500. Diese Zahl erfährt eine erhebliche Einschränkung in den Fällen, in denen man die Oktavlage unberücksichtigt lässt, d. h. Töne, die um eine oder mehrere Oktaven auseinanderliegen, oder Schwingungszahlen, die im Verhältnis von 1 : n. 2 stehen, einander gleichsetzt. Hierzu ist man berechtigt, weil die Oktavenähnlichkeit ein universelles psychisches Phänomen ist: überall gehen Männer- und Frauen- oder Kinderstimmen im Chor (unwissentlich) in Oktaven, ebenso Gesang- und Instrumentalbegleitung; auf Instrumenten mit grösserem Tonumfang werden fast immer die ganzen Tonreihen oder wenigstens einzelne Töne in mehreren Oktaven

1) Am zweckmässigsten sind kontinuierlich veränderliche Lippenpfeifen oder Zungen. Die zu vergleichenden Töne sollten in der Regel nacheinander angegeben werden, zugleich nur dann, wenn man zur genauesten Abstimmung Schwebungen benutzen will. (Näheres siehe: Abraham und v. Hornbostel, Vorschläge für die Transkription exotischer Melodien. Sammelb. d. Intern. Mus. Ges. XI, 1910, S. 18.)

2) Als Fehlerquellen kommen in Betracht: 1. Falsche oder ungenaue Eichung des Messinstruments; 2. ungenaue Einstellung (namentlich bei grosser Klangfarben- oder Stärkedifferenz oder verschiedener Oktavlage von Versuchs- und Messton); 3. ungenaue Ablesung. Alle drei lassen sich durch entsprechend häufige Kontrollbestimmungen auf ein Minimum herabdrücken. Bei Fehlerberechnungen müssten die sub 2 genannten Fehlerquellen berücksichtigt werden.

3) Also in mittlerer Tonlage, etwa bei 600 Schwingungen, etwa 3 Schwingungen. Halbe Schwingungen haben folglich noch praktische Bedeutung, während die zweite Dezimale der Schwingungszahlen höchstens noch rechnerisch in Betracht kommt.

4) Diese Zahl ist zunächst willkürlich, aber sicher eher zu hoch, als zu klein angenommen; bei genügendem Material dürfte sie sich (für spezielle Fälle) auch empirisch berechnen lassen.

„wiederholt“¹⁾. Bringt man alle Schwingungszahlen durch Multiplikation mit oder Division durch 2 in dieselbe Oktavlage, etwa zwischen 400 und 800, so beträgt die Anzahl möglicher Werte (unter Voraussetzung derselben Fehlergrenze wie oben) $\frac{400}{6}$, oder rund 70. Die Variabilität ist also

auch in diesem Fall noch ziemlich hoch, und es ist jedenfalls ein Vorzug, dass sie sich wenigstens approximativ zahlenmässig veranschlagen lässt. —

Das Kriterium der absoluten Tonhöhen wird selten ganz isoliert zur Anwendung kommen, vielmehr meist in Verbindung mit Übereinstimmungen von Tonleitern, deren Beweiskraft für Kulturzusammenhänge dann freilich sehr erheblich²⁾ gesteigert, ja eigentlich erst gesichert wird. Die beiden Kriterien sind nämlich durchaus nicht gleichwertig; bezüglich des einen der drei oben aufgestellten Wertmassstäbe — und vielleicht des wichtigsten — der Zweckfreiheit, verhalten sie sich geradezu gegensätzlich.

Die absolute Tonhöhe hat in der Musik nur eine ganz nebensächliche, für das naive musikalische Bewusstsein überhaupt keine Bedeutung. Es macht für den musikalischen Eindruck keinen Unterschied, ob eine Melodie mit *c* oder mit *fs* anhebt, selbst unter europäischen Musikbesseren würden die wenigsten dies bemerken. Ungeübte Sänger brechen häufig ein eben begonnenes Lied ab, weil der Umfang der Melodie über ihre Stimmgrenzen hinausgeht und fangen auf einer anderen Tonhöhe von neuem an; oft wird ein zufällig getroffener Anfangs- oder Hauptton für eine lange Reihe verschiedener Lieder beibehalten; oder man richtet sich nach irgendeinem Ton, den man eben gehört hat³⁾. Solche Beobachtungen kann man alltäglich und überall machen. Die „Fähigkeit des Transponierens“ ist eben eine allgemeine und, wie Stumpf⁴⁾ gezeigt hat, eine der wesentlichsten Grundlagen der Musik überhaupt; oder, was genau dasselbe besagt: die absolute Tonhöhe ist für die Musik (nahezu⁵⁾) irrelevant.

1) Oft ist dabei die Gesamtonreihe auf mehrere, grössere (Bass-) und kleinere (Diskant-) Instrumente verteilt, z. B. bei den javanischen Metallophonen.

2) Nämlich, nach den oben gemachten Annahmen, um das 500- bzw. 70-fache.

3) Viele Gesangsaufnahmen des Berliner Phonogramm-Archivs beginnen mit *a*, dem Ton eines Stimmpeifchens, das zur Festlegung der Originalgeschwindigkeit stets mitphonographiert werden soll.

4) Die Anfänge der Musik (Leipzig, J. A. Barth, 1911), S. 10ff.

5) Bei dieser Einschränkung denke ich an die beiden folgenden Tatsachen: Grobe Unterschiede der absoluten Tonhöhe (der Tonlage) machen sich als Klangfarbenunterschiede auch dem naiven Hörer bemerkbar, namentlich beim Gesang. Aber bei unserem Kriterium handelt es sich immer um feinere Differenzen. — Zweitens werden Transpositionen von Personen mit sog. absolutem Tonbewusstsein nicht nur bemerkt, sondern unter Umständen auch als Modifikation des musikalischen Eindrucks gefühlt. Das absolute Tonbewusstsein kann sich aber erst ausbilden, wenn eine bestimmte Normalstimmung auf Instrumenten bereits festgelegt ist, ist also nur als Folgeerscheinung des Gebrauchs der absoluten Tonhöhen, die uns als Kriterium dienen, möglich. Sollte sich also wirklich einmal nachweisen lassen, dass bei einem Volk das absolute Tonbewusstsein nicht bloss auf einzelne Individuen beschränkt ist und die absolute Tonhöhe in der Musik mehr Beachtung findet, so könnte dieser Tatbestand doch die Beweiskraft unseres Kriteriums in keiner Weise berühren.

Für den Melodieneindruck wesentlich sind dagegen die Intervalle. Rechnerisch sind sie durch Verhältnisse von Schwingungszahlen gegeben. Änderungen dieser Verhältnisse erscheinen als Änderungen der Melodiegestalt, sobald sie eine gewisse Grenze überschreiten, die meist nicht sehr weit ist. Im allgemeinen müssen also Intervalle — und, da Tonleitern nichts anderes sind, als übersichtlich angeordnete Intervallsysteme, auch diese — als konstitutive Faktoren angesehen werden.

Im einzelnen freilich ist die Sachlage hier nicht so einfach, wie bei den absoluten Tonhöhen. Man kann von ganz verschiedenen Ausgangspunkten zu sehr ähnlichen und praktisch eventuell sogar gleichwertigen Tonleitern gelangen. Ob ein (einstimmiges) Musikstück in reiner, temperierter oder pythagoreischer Stimmung ausgeführt wird, kann nur ein sehr gewiegter und in allen drei Tonsystemen erfahrener Musiker entscheiden; der Durchschnittshörer würde keinen Unterschied bemerken. Da also Tonleitern häufig typische Beispiele von Konvergenzerscheinungen sind, so ist es notwendig, über die einfachen physikalischen Befunde hinaus und womöglich auf ihre Bildungsprinzipien zurückzugehen. Diese lassen sich zwar aus den Messungsdaten manchmal mit grosser Sicherheit erschliessen, bleiben aber, solange sie nicht durch direkte Beobachtung der Abstimmungsweise der Instrumente bestätigt werden, immerhin hypothetisch. Ferner ist zu bedenken, dass auch in ihrer Entstehungsweise wohl charakterisierte Tonsysteme von psychologischen und mechanischen Bedingungen abhängig sind, die wiederholt zu sehr ähnlichen Resultaten führen können. So sind die Chinesen mehr als ein Jahrhundert vor uns zu einer Temperatur der zwölfstufigen Leiter gelangt¹⁾, fast genau demselben künstlichen Tonsystem, ohne das die Entwicklung unserer Musik seit Bach undenkbar ist.

Es folgt aus alledem, dass Tonleitern (bzw. Intervalle) als Kriterium für Kulturzusammenhänge nur mit grosser Vorsicht und niemals für sich allein verwendet werden können²⁾.

Bei der Kombination dieses Kriteriums mit dem der absoluten Tonhöhen ist noch folgendes zu beachten: Die Übereinstimmung sämtlicher homologer Töne zweier Instrumente der absoluten Tonhöhe nach impliziert selbstverständlicherweise die Identität der beiden Tonsysteme. In diesem Fall würde also die Tonleiter keinen neuen Beweisgrund hinzubringen. Aber scheinbar würde der Wahrscheinlichkeitsschluss durch die Vervielfältigung der Übereinstimmungen enorm verstärkt. Gleichwohl wäre dies

1) Siehe L. Laloy, *La musique chinoise*, Paris s. d. [1910], S. 48 ff.

2) Ich kann daher auch Haberlandt nicht zustimmen, wenn er (l. c. S. 115) übereinstimmende Tonleitern als Beweis für kulturhistorische Abhängigkeit ansieht. (Allerdings nur „in einem Verbreitungsgebiet“! Aber ich kann, so wenig wie Graebner, einsehen, warum scheinbare Verkehrshindernisse die Beweiskraft eines Kriteriums aufheben sollten.) Ich habe auch an der von H. angezogenen Stelle (in: Stephan u. Graebner, *Neumecklenburg*, S. 134f.) und auch sonst (in: Hagen: *Die Orang-Kubu auf Sumatra*, S. 249 und in Koch-Grünberg: *Zwei Jahre unter den Indianern*, II, S. 390) den wesentlichen Unterschied zwischen absoluten Tonhöhen und Verhältnissen ausdrücklich betont (Sperrdruck!), so dass ein Missverständnis wohl ausgeschlossen ist.

eine ganz schiefe Auffassung des Tatbestandes. Denn es müssten alle einzelnen absoluten Tonhöhen als solche übernommen worden sein, ohne Beachtung des Tonsystems: es wären also, allen Erfahrungen entgegen, jene die konstitutiven Merkmale, dieses ein akzessorisches. Die völlige Übereinstimmung zweier Tonreihen ist aber auch gegeben durch Identität des Tonsystems und der absoluten Tonhöhe eines einzigen, in beiden Reihen bezüglich des Systems homolog gestellten Tones, etwa des Ausgangstones der Reihenbildung; und man hat korrekterweise nur zwei Beweismomente anzunehmen: die Gleichheit des Tonsystems und die der absoluten Tonhöhe der Tonreihe en bloc¹⁾.

(Zum Beispiel: Entsprechen beide Reihen unserer temperierten Durtonleiter — *c d e f g a h c'* — und ist der Ausgangston bei beiden *c* = 256 v. d., so sind auch die beiden *d*, *e*, *f*, usw. identisch.)

Stimmen nicht alle, sondern nur mehrere Töne (eventuell nur ein Ton) zweier Instrumentalleitern überein, so kann oft auf Grund des Tonsystems entschieden werden, ob ein Zusammenhang vorliegt. Ist das Tonsystem gleich, aber die Stellung der Töne von gleicher absoluter Tonhöhe im System verschieden, so hat man entweder eine Tonleiter und ihre Transposition, oder zwei verschiedene Ausschnitte aus einer Leiter grösseren Umfanges (dem Gesamtsystem) vor sich²⁾.

(Zum Beispiel:

$$\begin{array}{l} c d e f g a h c' \\ des es f ges as b c' des' \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{l} c d e f g a h c' \\ des es f ges as b c' des' \end{array}} \right\} \begin{array}{l} \text{beide: temperierte Tonleitern;} \\ \text{die } f \text{ und } c' \text{ identisch.} \end{array}$$

Oder:

$$\begin{array}{l} c d e f g \\ f g a h c' \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{l} c d e f g \\ f g a h c' \end{array}} \right\} \begin{array}{l} \text{beide: Teile der temperierten diatonischen Leiter;} \\ \text{die } f \text{ und } g \text{ identisch, } c \text{ und } c' \text{ Oktaven.} \end{array}$$

Sind die Tonsysteme nicht gleich, aber ähnlich, so können doch eine Anzahl homologer Töne auch in der absoluten Tonhöhe übereinstimmen.

(Zum Beispiel:

$$\begin{array}{l} \text{rein: } c d e f g a h c' \\ \text{pythagoreisch: } c d \acute{e} f g \grave{a} h c' \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{l} \text{rein: } c d e f g a h c' \\ \text{pythagoreisch: } c d \acute{e} f g \grave{a} h c' \end{array}} \right\} \begin{array}{l} \text{beide: diatonische (Dur-) Leitern;} \\ c, d, f, g, c' \text{ identisch.} \end{array}$$

Es ist nur ein Grenzfall des vorigen, wenn die Tonsysteme ganz verschieden sind, die Leiterbildung aber von der gleichen absoluten Tonhöhe ausgegangen ist. Es würde dann ein einziger Ton genügen, um einen Zusammenhang wahrscheinlich zu machen, aber dieser Ton müsste als Angelpunkt beider Systeme, bzw. als Ausgangston beider Reihen erwiesen sein³⁾.

Dass in diesem Fall der Normalton allein entlehnt worden wäre, ist

1) In Fällen, wo das Konstruktionsprinzip der Tonreihe mehrere Ausgangspunkte erfordert, wo also eigentlich mehrere von einander unabhängige Systeme kombiniert erscheinen, können auch ebenso viele absolute Tonhöhen als Beweismomente herangezogen werden.

2) Bei gleichstufigen Leitern, d. h. solchen, bei denen das Schwingungszahlenverhältnis je zweier Nachbaröne konstant ist, fallen die beiden Möglichkeiten in eine zusammen.

3) In umfangreicheren Tonreihen können sich einzelne Töne auch dadurch vor anderen auszeichnen, dass sie in mehreren Oktaven vertreten sind.

wieder nicht wahrscheinlich; eher, dass ein ursprünglich mitsamt den absoluten Tonhöhen übernommenes System mehr und mehr modifiziert oder durch ein neues ersetzt worden ist.

Aber auch Tonsysteme dürften kaum je ohne ihre Träger, die Instrumente, wandern¹⁾. Man wird vielmehr ein Musikinstrument zunächst und auf lange hinaus, wegen seiner Klangfülle und Klangfarbe, der leichten Spieltechnik und bequemen Herstellungsweise schätzen und, je weniger man die wahren Ursachen der ersten beiden Eigenschaften kennt, das Modell um so sklavischer kopieren und um so treuer in allen Einzelheiten bewahren. Mit dem Ganzen übernimmt und perpetuiert man so ohne besondere Absicht das Tonsystem²⁾, die absoluten Tonhöhen und wohl auch manche handwerklichen Details. Mit der allmählichen Lockerung der Tradition und der zunehmenden zeitlichen und räumlichen Entfernung von den ursprünglichen Vorlagen werden die Übereinstimmungen mehr und mehr an Genauigkeit verlieren. Infolgedessen ist auch das Material in unseren Sammlungen sehr ungleichwertig, und man kann nicht erwarten, an einem beliebig herausgegriffenen Objekt ein wohl definiertes Tonsystem oder eine in einem ganzen Kulturkreis gültige Normalstimmung zu finden. Nur die Tonreihen der besten³⁾ Exemplare können zunächst der Hypothesenbildung als Krystallisationspunkte dienen, an die sich die übrigen dann eventuell anschliessen lassen. Dabei könnte man unter Umständen auf Grund der zunehmenden Abweichungen der Leitern von der Norm und ihrer räumlichen Verteilung zu einer relativen Chronologie und zur Rekonstruktion der Ausbreitungswege gelangen⁴⁾. Dagegen ist die Forderung, eine genaue Übereinstimmung sämtlicher zu einer Gruppe gehöriger Typen nachzuweisen, unberechtigt und selbst für ein beschränktes Verbreitungsgebiet unerfüllbar.

Endlich ist noch ein naheliegender Einwand gegen unser Kriterium abzuweisen: Die absolute Tonhöhe ist abhängig von den Ausmassen des Klangkörpers, und diese Abhängigkeit, könnte man sagen, beschränke — nach dem oben (S. 604) aufgestellten Grundsatz — die Variabilität des Merkmals. Man würde die Dimensionen etwa so wählen, wie sie für die Herstellung und Handhabung des Instrumentes am bequemsten sind, und so würden sich immer wieder ungefähr dieselben Grössen (und Tonhöhen) ergeben. Abgesehen davon, dass innerhalb der Bequemlichkeitszone den Maassen immer noch ein weiter Spielraum bliebe, ist diese Ansicht

1) Prinzipiell ist es allerdings möglich, dass einfache Konstruktionsverfahren, wie der pythagoreische Quintenzirkel, auch ohne konkrete Modelle übertragen werden.

2) In diesem beschränkten Sinne können denn auch Instrumentalleitern als akzessorische Merkmale gelten.

3) Die „guten“ Stücke zeichnen sich meist schon durch die sorgfältigere Faktur und die sichtbaren Spuren langen Gebrauchs aus; vor allem aber durch die innere Gesetzmässigkeit der Tonreihen selbst: konstante Intervallgrössen, reine Oktaven, genaue Übereinstimmung von paarweise zusammengehörigen Instrumenten usw. Dies alles sind objektive, hypothesenfreie Qualitätskriterien.

4) Vgl. Graebners „Kriterium des Verwandtschaftsgrades“ (Methode IV, 3 A, § 13).

schon dadurch widerlegt, dass tatsächlich die meisten Instrumente in allen möglichen Grössen vorkommen, z. B. mannshohe Panpfeifenrohre neben kaum zolllangen. Würden anstatt der absoluten Tonhöhen die Maasse festgelegt und nachgebildet, so hätte man an ihnen ein ebensogutes Verwandtschaftskriterium: auch sie sind genau (zahlenmässig) determinierbar, fast unbegrenzt variabel und unabhängig vom Zweck des Instruments. Wenn überdies die Funktionsbeziehung zwischen den Schwingungszahlen und den Dimensionen des Klangkörpers bekannt ist, so lassen sich die einen auf die anderen zurückführen, und man hätte nur zwei Ausdrücke für eine Sache¹⁾. Auch diesen Umstand kann man sich gelegentlich zunutze machen, z. B. um die Tonhöhe eines zerbrochenen Pfeifenrohrs zu ermitteln.

Maasse, die mit der Tonhöhe nichts zu tun haben, können ebenso (und besser) als Verwandtschaftskriterien benutzt werden, wie andere ergologische Merkmale. Die letzteren wird man immer mitberücksichtigen, und in vielen Fällen ist man auf sie allein angewiesen; es sei aber nochmals betont, dass sie im allgemeinen zwar sinuälliger, aber keineswegs beweiskräftiger sind, als das akustische Kriterium.

Unter den Instrumenten mit fester Stimmung, die ja allein für Tonmessungen in Betracht kommen, verdienen das Xylophon und die Panpfeife den Vorzug, weil ihre Töne von der Spielweise (Art und Stärke des Anschlagens bzw. Anblasens) und klimatischen Faktoren (Temperatur, Luftfeuchtigkeit) kaum beeinflusst werden. Auch sind diese Instrumente besonders leicht abstimmbare und werden daher die Intention der Verfertiger sehr genau repräsentieren²⁾.

An zwei Beispielen, die den beiden ebenerwähnten Typen angehören, sei noch die Anwendung des Kriteriums der absoluten Tonhöhe erläutert. 1. Die Frage, ob das afrikanische Xylophon autochthon oder aus Südostasien importiert ist, ist schon vielfach diskutiert, aber bisher nicht ent-

1) Bei Pfeifenrohren ist die Tonhöhe annähernd eine lineare Funktion der Rohrlänge. Tatsächlich werden in Melanesien — nach Ermittlungen von Herrn Prof. Aug. Krämer und Herrn Dr. Thurnwald — beim Schnitzen von Panpfeifen zunächst die (inneren) Rohrlängen durch Ausloten mit einem Stäbchen bestimmt; die Feinabstimmung erfolgt dann aber doch nach dem Gehör. Umgekehrt leiten die Chinesen ihr ganzes Maasssystem von Pfeifenrohren von bestimmter Tonhöhe ab, wobei ausser der Länge auch der Querschnitt berücksichtigt wird (Laloy, l. c. S. 51). Instrumente mit komplizierteren Abhängigkeiten (Stäbe, Glocken) werden auch bei Kulturvölkern nur nach dem Gehör abgestimmt. (Vgl. Stumpf, Anfänge d. Musik, S. 94f.)

2) Metallophone können durch (starke) Temperaturdifferenzen in ihrer Stimmung beeinflusst werden, ebenso Glocken, die auch schwerer abzustimmen sind. Flageolets sind schon bei der Herstellung manchen Zufälligkeiten ausgesetzt und durch die Anblasestärke sehr veränderlich; mehr noch andere Blasinstrumente (Flöten, Klarinetten, Oboen). Bei Saiteninstrumenten mit Bündeln oder dergleichen ist die Spannung nicht ganz ohne Einfluss auch auf die Intervalle. Mit der nötigen Vorsicht sind aber auch diese Instrumente alle für akustische Untersuchungen brauchbar. Bei Museumsexemplaren muss man natürlich auch auf den Erhaltungszustand achten, der namentlich bei den afrikanischen Lamellenserien (Sansas) selten vertrauenerweckend ist.

schieden worden. Gegen diesen Zusammenhang ist vor allem geltend gemacht worden, dass die afrikanischen Repräsentanten Kürbisresonatoren haben, die sowohl den hinterindischen, als den javanischen fehlen; und dass das Instrument in Madagaskar nicht vorkommt¹⁾. Das erste Argument scheint mir deshalb nicht ausschlaggebend, weil es auch in Afrika vielfach einfache Xylophone ohne Resonanzeinrichtung gibt und es leicht möglich ist, dass ein importiertes Instrument nachträglich vervollkommen wird. Auch in Java besitzen manche Metallophone — die doch sicher eine späte Abart der Klangstabserien darstellen — Resonatoren aus Bambus. Das Fehlen des Xylophons in Madagaskar andererseits kann höchstens beweisen, dass es nicht zu den indonesischen Kulturschichten gehört, die heute noch auf dieser Insel anzutreffen sind; es könnte von dort nach dem Kontinent zurückgedrängt sein²⁾, oder diesen von einer anderen Einbruchsstelle aus erobert haben.

Es ist nun auffallend, dass manche afrikanischen Xylophonleitern dem System aus sieben gleichen Stufen sehr nahekommen, das für die Musik der hinterindischen Kulturvölker charakteristisch ist. Aber dies würde, wie oben (S. 607) ausgeführt, einen Zusammenhang noch nicht beweisen. In der folgenden Tabelle I. (S. 613) sind dagegen die absoluten Tonhöhen (Schwingungszahlen) zusammengestellt, die auf einigen birmanischen und zwei afrikanischen Xylophons gefunden wurden. Das erste Exemplar wurde von A. J. Ellis im South-Kensington-Museum in London³⁾, das zweite von mir im National-Museum in Washington, das letzte im Hamburger und die übrigen im Berliner Völkerkundemuseum gemessen⁴⁾. Die gute Übereinstimmung der vier birmanischen Patalas gestattet, die Mittel zu nehmen (V. Horizontalrubrik), die denn auch mit der (von 408 aus) berechneten temperierten siebenstufigen Leiter (VI. Rubrik) fast absolut genau zusammenfallen. Man darf also wohl die letztere Reihe als die birmanische Normalstimmung betrachten. Diese findet sich nun, wie ein Blick auf die beiden letzten Rubriken zeigt, sowohl auf dem sehr schönen Bavenda-Xylophon der Berliner, als auf dem Mandingo-Exemplar der Hamburger Sammlung wieder, ist also für die äussersten Grenzen des afrikanischen Verbreitungsgebietes gesichert. Es soll damit natürlich nicht behauptet werden, dass alle afrikanischen Xylophone birmanischen Mustern nachgebildet sind; auch siamesische — die sich von den birmanischen nicht im Tonsystem, wohl aber in den absoluten Tonhöhen unterscheiden — und selbst javanische könnten nach Afrika gelangt sein.

Auch der Umfang der Leitern — von denen in die Tabelle nur die im oben (S. 609) definierten Sinn „besten“ Oktavenausschnitte aufgenommen

1) Vgl. Ankermann, Die afrikan. Musikinstrumente, Ethnol. Notizblatt, Mus. f. Völkerk. Berlin, III (1901) S. 131 f.

2) Auch nach Java dürfte das Xylophon aus Hinterindien gekommen sein, trotzdem es auf Sumatra fehlt.

3) L. c. S. 506.

4) Den Verwaltungen der genannten Museen bin ich für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen sehr zu Dank verpflichtet.

sind¹⁾ — spricht für ihre Zusammengehörigkeit. Das zweite und dritte Patala (mit 25 bzw. 23 Stäben) beginnen beide mit (theoretisch) 606, das erste birmanische (25 Stäbe) und das Bavenda-Instrument (22 Stäbe) beide mit 669; der zweite Typus erscheint also gegenüber dem ersten nach unten um eine Stufe verkürzt. Die höchsten Töne sind identisch beim zweiten und vierten (20 Stäbe) birmanischen und dem Mandingo-Xylophon (16 Stäbe), und zwar alle drei = (theoretisch) 408²⁾. Nimmt man hiernach als Normaltypus ein Instrument mit 25 Stäben an, dessen Umfang sich über 3 Oktaven + 1 Quart, von 606 bis 408 erstreckt — also das Washingtoner Patala —, so lassen sich die übrigen leicht als Verkürzungen dieser Tonreihe verstehen; nur dem Londoner Exemplar ist an Stelle des fehlenden tiefsten noch ein Stab in der Höhe zugefügt.

2. Überblickt man die mannigfachen Formen der Panpfeife und ihre Verbreitung über den Erdball, so kann einem die merkwürdige Tatsache nicht entgehen, dass doppelreihige Typen — d. h. solche, die neben jedem geschlossenen Rohr ein offenes (ungefähr gleich langes³⁾) besitzen, das die höhere Oktave gibt — nur in zwei beschränkten, aber voneinander weit getrennten Gebieten vorkommen: auf den Salomoinseln und im westlichen Polynesien (Fiji, Samoa) einerseits, andererseits in Peru (auch präkolumbianisch) und Bolivien. Auch die für die Salomonen-Panpfeifen charakteristische Ligatur — flache Stäbe mit kreuzweis aufliegenden Fäden⁴⁾ — findet sich in Südamerika (Peru, Brasilien) wieder⁵⁾. Die Untersuchung einiger nordwestbrasilischer Panpfeifen hatte ein sehr eigenartiges Tonsystem ergeben, das durch eine Art Quartenzirkel unter Orientierung an den Überblasungstönen zustande kommt⁶⁾. Dieselbe, nicht zu verkennende Intervallreihe weist nun eine Panpfeifenserie auf, die Herr Dr. Thurnwald aus Bambatana (an der Westküste von Choiseul) mitbrachte⁷⁾. So künstlich die Bildungsweise dieses Tonsystems und so unwahrscheinlich seine mehrmalige Erfindung auch ist — denn auch mit Hilfe der Überblasungstöne kann man zu verschiedenen Systemen ge-

1) Manche Xylophontöne, namentlich die tiefsten, sind auch wegen ihres geräuschverhüllten Klanges schwer zu messen und wohl auch schwer genau abzustimmen. Unsichere Werte sind in der Tabelle eingeklammert. — Die Leitern werden in grösserem Zusammenhang ausführlicher mitgeteilt werden.

2) Die römischen Ziffern der Tabelle bezeichnen die Ordnungszahlen der Stäbe; aus ihnen und der Gesamtzahl kann man die Einrichtung leicht ersehen.

3) Nur die Panpfeifen der Aymará haben als Oktavpfeifen geschlossene Röhre von halber Länge.

4) Buka scheint ein Übergangsgebiet zu bilden: die Panpfeifen sind noch doppelreihig (auf Nissan schon nicht mehr!), aber mit der für den Bismarckarchipel charakteristischen „Stufenligatur“ gebunden. (Vgl. die Abb. bei Schnee, Bilder aus der Südsee 1904 und Meyer u. Parkinson, Album von Papuatypen I.)

5) Allerdings ähnlich auch anderwärts, z. B. in Oberägypten.

6) Betreffs der Einzelheiten muss ich auf meine Notiz bei Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern II. (1910) verweisen.

7) Jetzt im K. Museum für Völkerkunde in Berlin (noch nicht inventarisiert). Ich muss mich hier wieder auf eine vorläufige Besprechung zweier (von mir mit G und K bezeichneter) Exemplare beschränken und deren genauere Behandlung unter Berücksichtigung eines dritten einer später erscheinenden Mitteilung vorbehalten.

Tabelle I. Birma-Afrika (Xylophone).

Birma	London 1630	VIII. 664	IX. 734	X. 408	XI. 451	XII. 504	XIII. 551	VII. 600 XIV. 616
	Washington 95. 491	XVI. (690)	X. 736 XVII. (736)	XI. 407	XII. 447	XIII. 501	XIV. 555	XV. 617
	Berlin 6462	XI. 677	X. 744	XI. 405	XII. 455	VI. 502 XIII. 502	VII. 551	VIII. 609
	Berlin 140 A	IV. 674	V. 740	VI. 411	VII. 447	VIII. 490	II. 551	III. 616
Mittel	672	738,5	408	450	500	552	611,6	
Theoretisch	669	739	408	450	497	549	606	
Afrika	Bavenda Berlin III. D. 3802	VIII. 675 XV. 674	IX. 735 XVI. 744	X. (408) XVII. 405	XI. 453 XVIII. 449,5	XII. 492 XIX. 490	XIII. 551 XX. 551	XIV. 609 XXI. 617
	Mandingo Hamburg C. 2345	VII. 672	I. 735 VIII. 735	II. 405 IX. 405	III. 449,5 X. 449,5	IV. 487,5 XI. 487,5	V. (543) XII. 551	VI. 609

Tabelle II. Salomonen-Brasilien (Panpfeifen).

Brasilien	I. 414,5	II. 481,5	III. 560,5	IV. 651,3	V. 374,5	VI. 439,5	VII. 516	VIII. 598,5	IX. 699
	XVII. 478,5							XIII. 595	XIV. 684
Theoretisch	414,5	481,6	559,6	650,4	378	439,2	510,5	598,4	689,6
Bambatana G	I. 415	II. 473	III. 557	IV. 651	V. 379,3	VI. 440			
	VII. 475	VIII. 558,5	IX. 647						
Bambatana K					II. 376,5	III. 439,5	IV. 510	V. 593	I. 686 VI. 682
					VII. 378	VIII. 435	IX. 507		

langen —, so wird der Beweis eines Zusammenhangs doch erst durch Übereinstimmung der absoluten Tonhöhen gefestigt.

Tabelle II. (S. 613) enthält in der ersten Rubrik die Schwingungszahlen zweier vollkommen gleichgestimmter Panpfeifen der Uanána, eines Indianerstammes am Rio Caiary-Uaupés (V. B. 6322/23), soweit sie hier in Betracht kommen; in der zweiten Rubrik stehen die auf Grund der Quartenzirkelhypothese (von 481,5 aus) berechneten Werte; in den beiden letzten die Tonhöhen der Salomonen-Instrumente. Namentlich die höheren Töne der letzteren entsprechen, wie man sieht, der Theorie noch genauer, als die brasilische Leiter, aus der sie abgeleitet ist, selbst¹⁾. Dies ist vielleicht mehr als eine Bestätigung der Hypothese über die Leiterbildung: nämlich auch ein Anzeichen dafür, dass die Bambatanapanpfeifen der ursprünglichen Tradition näherstehen, als die brasilischen. Für letztere glaube ich die Abstammung von altperuanischen Modellen wahrscheinlich gemacht zu haben. Man muss also, gleichen Ursprung für beide vorausgesetzt, auch für die Choiseul-Stimmung eine sehr weit zurückreichende und treu gepflegte Tradition annehmen. Eine solche ist auch, wenigstens in dem benachbarten Süd-Bouginville, von Herrn Dr. Thurnwald tatsächlich beobachtet worden: von den alten Modellinstrumenten, die sich in den Händen der Oberhäuptlinge befinden, wird bei besonders festlichen Gelegenheiten — nämlich vor einer grösseren Aufnahmefeier in den Blutracheverband (*unu*) — in einem zeremoniellen Tanz die Stimmung auf die neugefertigten Instrumente übertragen²⁾.

Obwohl die brasilischen Panpfeifen nicht doppelreihig sind, so ist ihre Einrichtung doch der der melanesischen nahe verwandt. Auf jenen ist der Quartenzirkel über zwölf Rohre fortgeführt und nur die fünf letzten geben Oktaven tieferer Töne. Von den neun Rohren der Bambatanapanpfeifen bilden VII—IX beidemale die Oktaven von II—IV; V und VI auf G sind identisch mit II und III auf K., wodurch die Tonreihen der beiden Instrumente aneinandergeschlossen werden. Würde auf dieselbe Weise noch eine dritte Panpfeife gleicher Konstruktion angefügt, so wäre das zwölfstufige Gesamtsystem, wie es die brasilischen Exemplare aufweisen, vollständig³⁾. Der stärkste Beweis der Zusammengehörigkeit liegt aber darin, dass der tiefste Ton des Salomonensystems, G I, nicht, wie der analoge der kleineren Panpfeife (K I), die tiefere Oktave von VI bildet, sondern mit dem tiefsten Ton des brasilischen Systems⁴⁾ identisch ist (vgl. oben S. 608). Die Übereinstimmung ist also so

1) Übrigens sind auch die Abweichungen der Instrumente voneinander — ausser bei II — so gering, dass sie bei direkter Konfrontation nur bei sehr aufmerksamem Hinhören merklich sind.

2) Gerade bei Musikinstrumenten dürfte häufig ein religiöses, oder doch ethisches Moment lange unveränderte Erhaltung begünstigen.

3) Die S. 612 Anmerk. 7 erwähnte dritte Bambatanapanpfeife repräsentiert diese Ergänzung annäherungsweise, bringt aber zugleich eine Komplikation in das System, deren Erläuterung hier zu weit führen würde. Dagegen scheint ein Exemplar im Besitz des Chicagoer Field-Museum (98 547, „Neu-Irland“ [! ? ?]) das missing link darzustellen.

4) 414,5 ist ein Mittelwert aus mehreren Messungen.

vollständig und so genau, wie in keinem der bisher beobachteten ähnlichen Fälle, und es ist zu hoffen, dass der hier konstatierte Kulturzusammenhang durch die Auffindung weiterer Parallelerscheinungen bestätigt werde. —

Zusammenfassend möchte ich noch einmal den Unterschied zwischen Tonverhältnissen (Intervallen) und absoluten Tonhöhen betonen. Sie verhalten sich zueinander so, wie Maasssystem und Maasseinheit. Ein und dasselbe Maasssystem, etwa das Dezimalsystem, das durch die Zahl der Finger, oder das Duodezimalsystem, das durch die Mondphasen nahegelegt ist, mag da und dort unabhängig gefunden werden; die Maasseinheit aber, der Zentimeter oder Inch, ist gänzlich willkürlich und in höchstem Grade variabel, ohne den Zweck zu verfehlen. So unterliegt das Tonssystem häufig psychologischen oder mechanischen Bedingungen, die Intervalle sind ein durchaus wesentlicher Faktor in der Musik; die absolute Tonhöhe dagegen ist, wie man a priori vermuten kann, und wie alle bisherigen Erfahrungen bestätigt haben, für den Musiker irrelevant.

Das Kriterium der absoluten Tonhöhen erfüllt also aufs beste alle Anforderungen, die man an ein Kriterium für Kulturzusammenhänge stellen kann. Es ist unabhängig vom Zweck des Objekts und seiner Handhabung: es ist aussermusikalisch, wie die Einheit aussermathematisch ist. Die absolute Tonhöhe ist ferner in so weiten Grenzen variabel, dass zufällige Koïnzidenzen einen sehr hohen Grad von Unwahrscheinlichkeit hätten. Es lässt sich endlich die Genauigkeit der Übereinstimmung zahlenmässig angeben und daher die Anwendung des Kriteriums und die Bewertung seiner Beweiskraft in jedem einzelnen Falle der subjektiven Willkür entziehen.

Anthropologische Fachsitzung vom 7. Juli 1911.

Vorträge:

- Hr. Paul Bartels: Zur Anthropologie und Histologie der Plica semilunaris bei Herero und Hottentotten. Mit Lichtbildern.
Hr. Max Koch: Vorlage von pathologisch verdickten Schädeln.
Hr. R. Burger: Demonstration eines Apparates für Kopfmessungen.

Vorsitzender: Hr. Felix von Luschan.

(1) Hr. Paul Bartels hält den angekündigten Vortrag:

Zur Anthropologie und Histologie der Plica semilunaris bei Herero und Hottentotten.

Der Vortragende bespricht unter Berücksichtigung früherer Arbeiten von Giacomini, Eversbusch, Romiti, Adachi, Miklucho-Maclay, H. Virchow u. a. einige an etwa 50 Schnittserien gewonnene Ergebnisse der Untersuchung seines eigenen Materiales (8 Hereros, 17 Hottentotten, einige Anthropoide), vor allem die relative Häufigkeit (48 pCt.) des Vorkommens eines im Grunde der Plica semilunaris gelegenen Knorpelstückes, das Giacomini bei Afrikanern in 75 pCt., Adachi bei Japanern in 25 pCt. der Fälle gefunden haben, und das bei Affen konstant, bei Weissen äusserst selten (Giacomini: 0,73 pCt.) zu sein scheint; die Form des Knorpels, seine Lage, Struktur (elastischer Knorpel), Beziehungen zur Muskulatur (Ansetzen glatter Muskelfasern in mehreren Fällen, gestreifter beim Orang) werden geschildert; ferner werden die Drüsen der Caruncula und der Plica, unter letzteren zum ersten Male solche der nasalen Seite, beschrieben. Zum Schluss werden Abbildungen der wichtigsten Präparate in Lichtbildern vorgeführt. — Der Vortrag wird in erweiterter Form demnächst im Archiv für mikroskopische Anatomie erscheinen.

Diskussion.

Hr. Hans Virchow drückt Befriedigung aus, dass bei diesen genauen Untersuchungen so viele morphologisch beachtenswerte Tatsachen gefunden worden seien, und äussert im Anschluss daran den Wunsch, dass auch eine grössere Zahl von Europäer-Plicae ebenso planmässig untersucht werde; denn sonst bestehe Gefahr mangels geeigneten Vergleichsmaterials, dass man etwas als Merkmal farbiger Rassen ansehe, was es doch vielleicht nicht in dem angegebenen Umfange sei. Dies betreffe z. B. das Knorpelstück. Wenn mit Rücksicht auf dieses über ein halbes Tausend

von Europäern berichtet werde, so könne die Untersuchung doch nur präparatorisch, also nicht so genau wie mit Schnittserie gemacht sein. Sodann sei auch noch auf strenge Einhaltung der topographischen Verhältnisse zu dringen, was freilich bei der Natur des zur Verfügung stehenden Materials nicht immer möglich ist. An den Schnitten von konserviertem Material ist oft schwer zu sagen, wie die Plica aussah, und selbst, wo ihre Grenzen lagen. Hr. Bartels hat z. B. den Knorpel beim Schimpansen, wie ein Projektionsbild zeigt, gar nicht in der Plica, sondern unterhalb der Basis derselben gefunden. Ich habe ihn bei einem *Macacus* (s. meine Bearbeitung der *Conjunctiva* im Handbuch der Augenheilkunde von Gräfe und Sämisch, Abb. 157) in der Mitte der Plica, eher noch dem oberen Ende näher, gesehen. Ehe man daran gehen darf, solche Befunde morphologisch zu verwerten, muss man wissen, ob die Orientierung topographisch ganz streng ist.

Hr. P. Bartels stimmt den hinsichtlich des Häufigkeitsgrades bei Weissen vorgebrachten Bedenken, die ihm selbst gleichfalls zuweilen aufgestiegen sind, insofern zu, als er ebenfalls bei Verfeinerung der Untersuchungsmethode ein Anwachsen der Prozentzahl beim Weissen für nicht unmöglich hält; doch glaubt er, dass schon *ex consensu omnium* geschlossen werden könne, dass jedenfalls das Vorkommen des Knorpelstückes beim Weissen als eine sehr grosse Seltenheit betrachtet werden müsse, da die Plica semilunaris in sehr vielen histologischen Spezialarbeiten geschildert werde, ohne dass das Knorpelstück überhaupt nur Erwähnung fände; wenn es aber, wie in den Arbeiten von Alt, Fleischer und Pichler einmal in einem Einzelfall gefunden wurde, so werde es stets als eine Art Kuriosität betrachtet.

(2) Hr. Max Koch demonstriert im Anschluss an seinen am 13. Juli 1909 gehaltenen Vortrag über einen Schädel mit *Leontiasis ossea* eine Anzahl von Originalen und Abgüssen

pathologisch verdickter Schädel,

die seinerzeit nur im Lichtbilde vorgeführt werden konnten, und zwar

1. das Original des von Malpighi 1697 beschriebenen, später im Kunstkabinet des Herzogs von Modena aufbewahrten Schädels. Der Schädel befindet sich jetzt in der Sammlung des pathologischen Instituts der Universität Modena, deren derzeitiger Direktor, Hr. Professor Dionisi, ihn dem Vortragenden in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte. Der Schädel, über dessen Fundumstände nichts bekannt ist, frappiert weniger durch seinen Umfang und seine Missgestaltung als durch sein Gewicht, das im Verhältnis zu seiner Grösse kolossal genannt werden muss. Es beträgt nach Malpighis Angabe 10 Bologneser Pfd. (3050 g), wobei noch in Betracht zu ziehen ist, dass der Unterkiefer und der rechte Teil des Oberkiefers fehlen und linkerseits in der Gegend der Lambdannaht ein recht beträchtlicher, merkwürdiger Defekt vorhanden ist. Die Nähte und die Öffnungen an der Basis fehlen meistens, die Schädelhöhle ist stark reduziert. Der Schädel ist ausserdem beträchtlich schief,

seine Dicke beträgt 1 bis 3 *cm.* Das Aussehen des Knochens ist überall elfenbeinartig. Vom Vortragenden angefertigte Schriffe zeigen aussen und innen konzentrisch angeordnete Knochenlamellen, dazwischen in einer Breite von 15 *mm* unregelmässig netzartig gebauten Knochen. Die von Hrn. von Hansemann nach Malpighis Beschreibung („In medio cranii in sincipite non longe a sutura sagittali eminebat tumor quidam latitudinis fructus cerasorum et elevabatur ad altitudinem crassitiei fructus amygdalarum absque cortice“) als Exostose aufgefasste Veränderung ist ausserordentlich unbedeutend, so dass der Schädel deshalb keinesfalls zu den Schädeln mit Exostosenbildung (der Leontiasis ossea im engeren Sinne nach von Hansemann) gerechnet werden kann.

2. Den Gipsabguss des von Paolo Gaddi 1863 beschriebenen Schädels, der bei Villa San Cassiano (Emilia) auf einem christlichen Kirchhof ausgegraben wurde, der seit 800 Jahren verlassen war. Das Original dieses Schädels ist nach den Angaben des Hrn. Professors Dionisi, der auf Veranlassung des Vortragenden Nachforschungen in San Cassiano anstellte, verschollen, der Abguss gehört dem Pathologischen Institut der Universität Modena. Der Schädel von San Cassiano ist wohl der imposanteste aller überhaupt beschriebenen. In seiner Beschreibung spricht Gaddi unabhängig von Virchow von einer „fisognomia leonina“; der pathologische Prozess wird von ihm als Cephalosclerosis rachitica bezeichnet.

3. Das Original des von Wrany (Viertelj. f. Heilkunde 1867) beschriebenen und abgebildeten Schädels des Johann K. aus Prachatitz, der als Jüngling von einem Wagen mit dem Kopf an eine Mauer gedrückt wurde. Von den erhaltenen Verletzungen blieb eine kleine Anschwellung des Unterkiefers zurück, aus welcher sich später eine sehr beträchtliche Hyperostose dieses Knochens entwickelte. An diese schloss sich weiter eine Hyperostose des Oberkiefers und des Hirnschädels. Er starb, nachdem er eine Zeitlang stark unter Kopfschmerzen gelitten, an Melancholie und Tobsucht.

4. Das Original des mit der Bez. 83 versehenen Schädels aus der Prager Sammlung, über den klinische Angaben nicht vorliegen. Von der Verdickung betroffen sind Oberkiefer, Unterkiefer und die linke Schädelseite.

5. Eine Calvaria mit teilweise hyperostotischem Stirnbein und einem verdickten Unterkiefer mit der Bez. 3859a aus der Prager Sammlung, über die keine weiteren Angaben zu erhalten waren. Ein vom Vortragenden angefertigter Schliff durch die ganze Dicke (3 *cm*) des Stirnbeins zeigt in der Mitte durchgehend netzartig angeordneten Knochen, keine periostealen Auflagerungen. Die unter 3 bis 5 erwähnten Präparate wurden dem Vortragenden von dem Direktor des pathologisch-anatomischen Instituts der Deutschen Universität in Prag, Herrn Professor Kretz bzw. Herrn Professor Ghon in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt.

Endlich demonstriert Vortragender noch Photographien eines Schädels mit Leontiasis ossea und eines mit wirklichen Exostosen aus der Sammlung des Senckenbergischen Museums in Frankfurt a. M. Die Originale beider

Schädel waren anlässlich des Internationalen zahnärztlichen Kongresses in Berlin ausgestellt, die Aufnahmen wurden mit Erlaubnis von Herrn Professor Bernh. Fischer in Frankfurt von Herrn Professor Dieck in liebenswürdiger Weise hergestellt. Beiden Herren sei auch an dieser Stelle bestens gedankt.

Diskussion.

Hr. v. Luschan: Ich danke Hrn. Kollegen Koch für seine ausserordentlich interessanten Vorlagen und beglückwünsche ihn besonders dazu, dass er uns den durch Malpighis Beschreibung ehrwürdigen Schädel von Modena im Original und den leider verschollenen von San Cassiano in einem so guten Faksimile vorlegen konnte.

Meinerseits möchte ich zu dem Schädel von Modena nur bemerken, dass ich eine Erklärung für den sonderbaren Defekt auf der linken Seite gefunden zu haben glaube. Lage und Form dieses Defektes scheinen mir nur die eine Deutung zuzulassen, dass hier ein os Incae laterale dextrum vorhanden gewesen war, das nach dem Tode verloren gegangen ist.

Ich habe bei Dr. Krantz in Bonn einen Ausguss der Hirnkapsel herstellen lassen, der in vollendeter Art die Form des Gehirns jenes Menschen wiedergibt. Ich werde auf der Anthropologenversammlung in Heilbronn diesen und eine Reihe anderer Ausgüsse vorlegen und möchte einstweilen nur hier erwähnen, dass er viel besser, als es an dem Original zu erkennen möglich ist, zeigt, dass das Gehirn in der Richtung gegen den Incaknochen förmlich ausgebaucht ist. Man kann den Befund nicht anders verstehen, als dass man annimmt, der Incaknochen hätte eine regio minoris resistentiae abgegeben und sei dann seinerseits durch das sicher unter ausserordentlich hohem Druck stehende Hirn nach aussen gedrängt worden. Eine Bestätigung dieser Ansicht ist in einem Befunde auf der rechten Seite des Schädels zu erblicken; da findet sich in der Pteriongegend ein grosses Epiptericum, das ringsum von deutlich erhaltenen Nähten begrenzt und deutlich vorgewölbt ist.

Im Innern des Schädels aber entspricht diesem Epiptericum eine etwa 2 cm hohe Vertiefung, etwa von der Form einer dreiseitigen Pyramide, die, wie der Ausguss zeigt, auch von Hirnmasse ausgefüllt war. Ganz sicher war auch durch dieses Epiptericum auf der rechten Seite eine ähnliche regio minoris resistentiae geschaffen, wie links durch den seitlichen Inkaknochen.

Das rechte Epiptericum sitzt scheinbar ganz fest in der Schädelwand, ich habe aber den Eindruck, dass es ohne weiteres durch Druck von innen aus seinen Verbindungen gelöst werden könnte und hinausfallen würde, wenn man den Schädel etwas aufweicht. Es würde dann in der rechten Pteriongegend ein Befund entstehen, der dem links hinten, wo der Inkaknochen ausgefallen scheint, durchaus analog ist.

Noch möchte ich darauf aufmerksam machen, dass der Schädel trotz seines ungeheuren Gewichts (in seinem gegenwärtigen defektem Zustand 3058 g!) sicher von einem ganz jugendlichen Individuum stammt; zwar

sind die Nähte des Schädeldaches alle verstrichen, — suturae nullae, sagt Malpighi — aber die Sphenobasilarfuge ist noch offen.

(3) Hr. Burger:

Demonstration eines Apparates für Kopfmessungen.

Diskussion.

Hr. v. Luschan: Ich danke Hrn. Burger für seine sorgfältige und interessante Demonstration; ich fürchte freilich, dass der Apparat in den Kreisen der Anthropologen wenig Freunde finden wird und ich bin sicher, dass man ihn niemals auf Reisen in wenig bekannten Ländern wird anwenden können, da primitive Menschen sich das Aufsetzen eines derart lebensgefährlich erscheinenden Apparates nicht leicht gefallen lassen, aber ich kann mir gut vorstellen, dass ein Apparat, der wie dieser auch ganz unbedeutende Asymmetrien metrisch genau zu fassen erlaubt, für die Zwecke einer psychiatrischen Untersuchung und vielleicht auch für die von Bildhauern manchmal recht nützlich sein kann.

Hr. Virchow fragt nach dem Preise des Apparates.

Hr. Burger gibt denselben mit 120 Mk. an.

Hr. Dr. Bartels fragt, ob das Anlegen des Apparates für den zu Untersuchenden unangenehm sei und lässt sich den Apparat anlegen. Er gibt danach gleichfalls dem Bedenken Ausdruck, dass sich diese Prozedur jedenfalls nur wenige Menschen gefallen lassen dürften, zumal der Betreffende darin kaum den Mund zu öffnen vermag.

Sitzung vom 15. Juli 1911.

Vorträge:

Hr. Wilhelm Kissenberth: Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguaya-Reise. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben ist im Alter von 68 Jahren der Professor Alessandro Prosdocimi in Este, korrespondierendes Mitglied seit 1889. Die reichen Nekropolen in der Umgebung von Este sind von ihm in mehreren Aufsätzen bearbeitet worden.

(2) Neue Mitglieder:

Hr. Pater Fr. Biallas in Berlin,
Hr. Pfarrer Johannes Dahse in Freirachsdorf,
Hr. Professor Dragendorff in Berlin,
Hr. Kaufmann Ernst Lentz in Gross-Lichterfelde,
Niederösterreichische Landesbibliothek in Wien,
Hr. Adolphe Riff in Strassburg i. E.,
Hr. Dr. Alfred Schachtzabel in Friedenau,
Staatswirtschaftliches Institut an der Universität Kiel.

(3) Ein Denkmal für Gerhard Rohlfs soll in seiner Vaterstadt Vegesack errichtet werden. Beiträge sind einzuzahlen an die Stadtkasse in Vegesack bei Bremen (Rohlfs-Denkmalfond).

(4) Am 10. Juli hat Hr. Hubert Schmidt Mitgliedern der Gesellschaft in der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde die Funde von den Ausgrabungen in Cucuteni erläutert, über welche er in der Juni-Sitzung vorgetragen hatte.

(5) Hr. O. Hauser teilt in Ergänzung seines Briefes vom 6. April d. J. (s. S. 308) mit, vom Ministerium sei der Gesetzentwurf, welcher die Ausgrabungen hindern sollte, als in seinen Folgen zu weitgehend zurückgezogen worden (conf. „L'homme préhistorique“ Nr. 3, Mars 1911, erschienen im Juni 1911 p. 94ff., herausgegeben von Dr. Chervin und A. de Mortillet). — Hr. Hauser hat in der Langerie intermédiaire, Station 14, von Dezember 1910 bis Februar 1911 Abdeckungsarbeiten

machen lassen. Mitte Februar d. J. begannen die eigentlichen Untersuchungen dieser sehr mächtigen Solutrée-Ablagerung; dieselben sollen bis zum November fortgesetzt werden. Die reichen Funde liefern ein geschlossenes Bild. Ganz besonders wichtig und zum ersten Male einwandfrei belegt ist das Vorkommen formvollendeter Gravüren im Solutréen.

In einem Briefe vom 30. Juni fordert Hr. Hauser dazu auf, dass Mitglieder der Gesellschaft, welche einen Besuch der Dordogne vorhaben, die stratigraphisch klar zu Tage liegenden Schichten in mehreren der paläolithischen Stationen mit den Plänen und Photographien vergleichen.

(6) Hr. Hans Virchow macht eine kurze Mitteilung über ein

Becken mit ungewöhnlich langem Steissbein.

Es handelt sich um ein männliches, im Jahre 1903 ausmaceriertes Becken.



Abb. 1.

Die Länge des Steissbeines ist 60 mm. Die Länge der einzelnen Wirbel, als Mittel aus den dorsalen und ventralen Massen, ist am ersten Wirbel 15, am zweiten 14,5, am dritten 18,5, am vierten 9, am fünften 2 mm. Das ergibt die Summe von 59 mm. Die Differenz von 1 mm zwischen dieser Summe und dem direkten Mass ist auf die beiden vorhandenen Bandscheiben zu rechnen.

Leider kann ich nicht angeben, in welchem Grade diese Länge ungewöhnlich ist, da ich in den Handbüchern, die ich eingesehen habe, überhaupt keine Angaben über die Länge des Steissbeines fand. Ich kann nur sagen, dass ich nach meinen Erfahrungen dieses Steissbein für sehr ungewöhnlich entwickelt ansehen muss.

Man könnte ja nun denken, dass in diesem langen Steissbein eine grössere Anzahl von Wirbeln enthalten ist. Indessen das ist nicht der

Fall. Es sind ihrer nur fünf. Die ungewöhnliche Länge ist in erster Linie durch die grosse Länge des dritten Steisswirbels bedingt.

(7) Hr. Hans Virchow macht eine kurze Mitteilung über einen

menschlichen Schädel von Oberhausen im Rheinland.

Der Schädel hat eine schwarzbraune Farbe, als wenn er im Moor gelegen hätte, was jedoch nicht unbedingt nötig ist, da die gleiche Färbung, wie

mir von geologischer Seite gesagt wurde, auch durch andere Erdschichten, z. B. gewisse gefärbte Sande, den Knochen mitgeteilt werden kann. Der Schädel wurde mir von seiten der Direktion der Geologischen Landesanstalt zur gutachtlichen Äusserung übergeben und zugleich ein Bericht des Landesgeologen Hrn. Bärtling mitgesendet, welcher die geologische Aufnahme gemacht hatte. Diesen vom 15. Juni datierten Bericht benutze ich mit Genehmigung der genannten Behörde.

Bericht des Landesgeologen Herrn Bärtling.

Der Schädel fand sich beim Bau des nördlichen Widerlagers der Kanalbrücke für die Anschlussbahn der Zeche Vondern nördlich von der Guten Hoffnungshütte (Kilometer 11,5 des Kanals).

Die Untersuchung hat ergeben, dass das Stück wahrscheinlich jungdiluvialen Alters ist oder zum wenigsten dem ältesten Alluvium angehört. Die Baugruben liegen im Alluvium des Emschertales, das von diluvialen Schichten unterlagert wird. Der Schädel fand sich in einer Tiefe von 4,10 m unter der Oberfläche, wie durch genaues Nivellement sofort nach dem Auffinden durch das Königliche Kanalbauamt festgestellt ist. Das Profil, welches die Baugruben und die benachbarten Bohrlöcher aufgeschlossen hatten, war von 0 bis rund 2,20 m Tiefe gelbgefärbter, lehmiger Sand mit sandigen Lehmeinlagerungen (Alluvium des Emschertales). Von 2,20 m bis 4,10 m oder 4,20 m feiner, wasserreicher Sand, von den Bautechnikern als Fliesssand bezeichnet. Von 4,20 m bis 6,30 m Sand mit reichlichem nordischen Material, besonders reich an scharfkantigen Feuersteinbruchstücken. Von 6,30 m bis 8,20 m grober Sand und Kies, Flussschotter, anscheinend lediglich aus dem Flussgebiet der Ruhr stammend; darunter folgte nach den mir gemachten Angaben Ton, dessen Alter vorläufig noch nicht zu bestimmen ist. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Ton um die Verwitterungsrinde des im tieferen Untergrunde stehenden Emschermergels.

Nach den bisherigen Profilen steht noch nicht mit absoluter Sicherheit fest, dass dem Schädel wirklich diluviales Alter zukommt, da die Baugruben sehr starke Wasserzugänge haben, und zur Zeit noch nicht mit vollständiger Gewissheit entschieden werden kann, ob diese Schichten über oder unter dem Landschneckenhorizont auftreten. Die Sande mit Feuersteinbruchstücken, auf deren Oberfläche der Schädel gefunden wurde, sind nach den Beobachtungen in der Nachbarschaft sicher diluvialen Alters, dagegen vermag ich eine Entscheidung noch nicht hinsichtlich der darüberliegenden feineren Sande zu treffen. Es ist wahrscheinlich, dass diese ebenfalls dem Jungdiluvium angehören, da sie ohne scharfe Grenzen in die Feuerstein- und nordische Gerölle führenden Sande übergehen. Diese Fragen werden sich jedoch mit Sicherheit entscheiden lassen, sobald mit dem Aushub des Kanalbettes in der Umgebung begonnen wird, was spätestens in diesem Herbst zu erwarten ist. Sobald die Aufschlüsse bis in die unmittelbare Umgebung der Fundstelle vorgeschritten sind, wird es notwendig sein, eine sehr genaue Untersuchung vorzunehmen, wenn die anthropologischen Untersuchungen ergeben sollten, dass dem Fund wirk-

lich die grosse Bedeutung zukommt, die man ihm beizumessen geneigt ist.

Für die Beurteilung des Wertes des Fundes ist noch von Wichtigkeit, dass es sich hier ohne jede Frage um ein Stück auf seiner natürlichen Ablagerung handelt. Die darüberliegenden Sande usw. sind ungestört. Bei der grossen Tiefe der Fundstelle und dem hohen Grundwasserstand ist gar nicht daran zu denken, dass es sich um ein vergrabenes Stück handeln könnte. Auch der Erhaltungszustand und das Fehlen aller weiteren Knochenreste sprechen dafür.



Abb. 1. Der Schädel von Oberhausen von vorn.

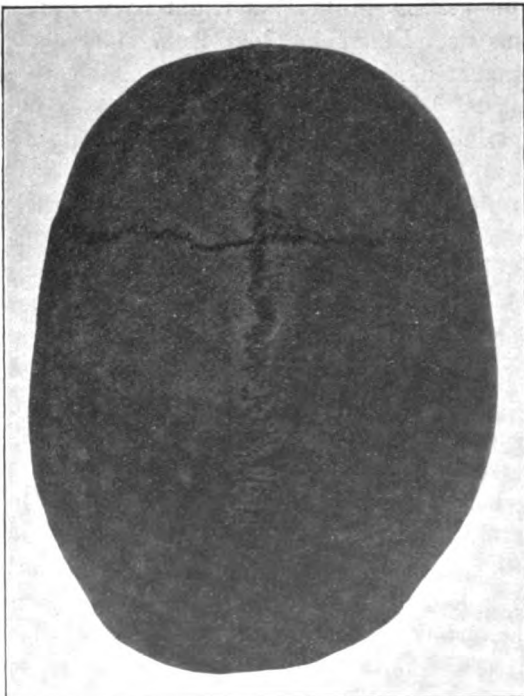


Abb. 2. Der Schädel von Oberhausen von oben.

Der Grundwasserstand war durch die vom Bergbau veranlassten Senkungen erheblich verändert, so dass er vor Regulierung der Emscher ungefähr mit der Oberfläche gleichstand. Heute ist der Grundwasserspiegel durch diese Regulierung bereits wieder auf nahezu 3 m unter der Oberfläche gesenkt. Zur Ermittlung des ursprünglichen Grundwasserstandes ist man daher auf geologische Beobachtungen angewiesen, und ich möchte aus dem Vorkommen von Eisenaureicherungszonen im lehmigen Sand schliessen, dass der durchschnittliche Grundwasserstand vor Eintritt der Einwirkungen des Bergbaus zwischen 1,5 m und 1,8 m unter der Oberfläche geschwankt hat. Der Schädel ist also mindestens 2 m bis $2\frac{1}{2}$ m unter der natürlichen Oberfläche des Grundwassers gefunden. Bemerkenswert ist, dass sich auch zusammen mit der jüngeren diluvialen Fauna

bei den Baggerarbeiten im Bezirk des Königlichen Kanalbauamts zu Altenessen bearbeitete Hirschgeweihe und bearbeitete Knochen gefunden haben, die ich bereits früher an die Königliche Geologische Landesanstalt eingeliefert habe. Diese Funde haben durch den neuen Fund bedeutend an Interesse gewonnen.

Auch in der Farbe und im Erhaltungszustand stimmt der Schädel mit der diluvialen Fauna überein. Besondere Erwähnung bedarf noch, dass das Stück nicht bei Baggerarbeiten gefunden wurde, sondern beim Aushub mit dem Spaten. Es ist also ausgeschlossen, dass er beim Ausgraben beschädigt ist. Sein Zustand ist also der natürliche. Von dem Ergebnis einer weiteren, von Spezialisten auszuführenden Untersuchung bitte ich mich gütigst unterrichten zu wollen.

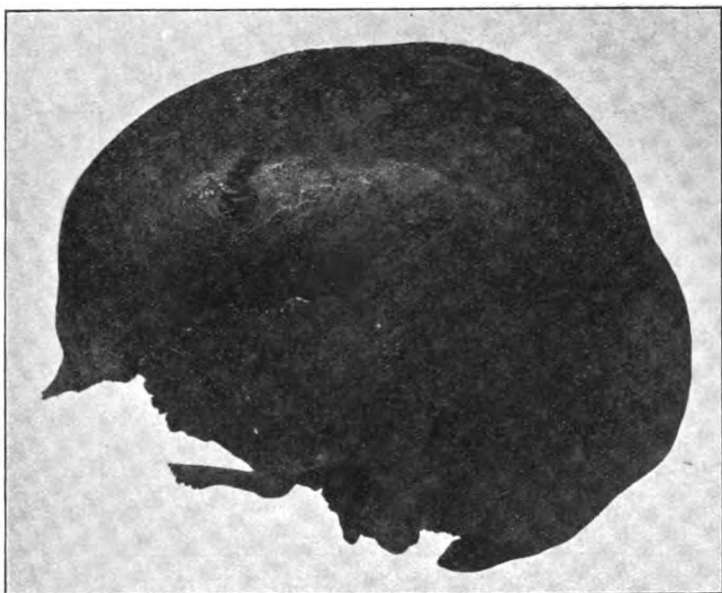


Abb. 3. Der Schädel von Oberhausen von der linken Seite.

Aus diesem Bericht ist zu ersehen, dass die geologische Datierung der Fundstelle zur Zeit der Hebung des Fundes noch nicht absolut genau feststand, und dass eine Ergänzung in Aussicht steht.

Für die anatomische Charakterisierung kommen nun folgende Merkmale in Betracht:

Dicke der Knochen. Die Dicke ist gering und stimmt mit dem im ganzen zierlichen Aussehen überein.

Schädelform. Die grösste Länge ist 181 *mm*, die grösste Breite 130 *mm*, woraus sich der Index von 71,8 berechnet. Die kleinste Stirnbreite ist 90 *mm*. Der Schädel ist leicht asymmetrisch (schief), jedoch nicht gleichmässig, sondern vorwiegend hinten, indem die linke Seite der Hinterhauptsgegend stärker vortritt als die rechte (Abb. 2). Diese Asymmetrie ist nicht auf Erddruck zurückzuführen.

Nase. Das vorhandene Stück der Nase weist auf eine kräftig vortretende, dabei doch schmale Nase hin (Abb. 1 und 3).

Stirn. Die Stirn steigt anfänglich senkrecht auf und biegt dann in scharfem Bogen nach hinten um. Die Sagittalkurve hebt sich gegen die hintere Scheitelgegend (Abb. 3).

Brauenwülste. Brauenwülste und Stirnhöhlen fehlen völlig (Abb. 1 und 3).

Scheitelgegend. Die Mitte der Scheitelgegend tritt in Form einer flachen Erhebung hervor (Abb. 1 und 4).

Jochbogen. Die Jochbogen sind zierlich und nicht entfernt von der kräftigen Bildung, wie man sie so oft bei jetzt lebenden farbigen Rassen



Abb. 4. Der Schädel von Oberhausen von hinten.

findet (Abb. 3); ja sie sind selbst für einen modernen Europäerschädel zierlich.

Hinterhaupt. Der obere Teil der Hinterhauptschuppe tritt gewölbt nach hinten hervor (Abb. 3).

Die Nähte sind nicht nur alle offen, sondern in dem Masse offen, dass die einzelnen Knochen etwas gegen einander wackeln könnten (Abb. 2 und 4). Es ist eine Stirnnaht vorhanden (Abb. 1 und 2).

Nach diesen Merkmalen darf man wohl, was das Lebensalter betrifft, auf ein zwar jugendliches, aber doch völlig ausgewachsenes Individuum schliessen. Aus dem Vorhandensein der Stirnnaht lässt sich nichts ableiten, da dies sich als eine nicht allzu seltene Varietät auch beim modernen Europäer findet. Nach der Gesamtheit der Merkmale würde man nicht darauf kommen, dem Schädel einen primitiven Charakter beizulegen, sondern man würde ihn einer Kulturrasse zuschreiben. Das

einzig für einen Europäerschädel Ungewöhnliche liegt in der Ausbildung der medianen Scheitelerhebung.

Die anatomische Untersuchung führt also zu einem Ergebnis, welches sich mit dem geologischen Befunde nicht ganz leicht zusammenreimen lässt. Hiermit soll aber der geologische Befund nicht angezweifelt werden. Wir wissen doch verhältnissig immer noch sehr wenig von den verschiedenen Typen, die nacheinander und nebeneinander in den verschiedenen Epochen aufgetreten sind, und es muss durchaus der Geologie in erster Linie die Entscheidung überlassen werden, ob ein Fund in eine bestimmte Periode der Erdentwicklung gehört. Es kann daher hier nur zum Schluss die Hoffnung ausgesprochen werden, dass im vorliegenden Falle die geologische Diagnose noch bestimmter gelingen möge als in dem oben angeführten Berichte.

(8) Hr. Wilhelm Kissenberth hält den angekündigten Vortrag:

Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguaya-Reise.

III. Literarische Besprechungen.

J. G. Frazer, *The golden bough. Third edition Part I The magic art and the evolution of kings Vol 1 and 2.* London 1911 Macmillan and Co.

Zum dritten Male erscheint Frazers grundlegendes Werk, diese unerschöpfliche Fundgrube für ethnologische Parallelen auf dem Gebiete der Mythologie, Soziologie und Sitte und zwar in wesentlich erweiterter Fassung. Die ursprünglichen zwei Bände sind auf sieben vermehrt, unter fünf Separattiteln, von denen die beiden ersten die Anfänge der Magie in ihren wechselseitigen Beziehungen zu Religion und Kult behandeln. Die alte Einkleidung durch Anknüpfung an die Erzählung vom Rex Nemorensis im heiligen Hain am Nemisee, der mit seinem Nachfolger auf Tod und Leben zu kämpfen hat, ist nur formell beibehalten. Sie bilden nicht mehr den Rahmen des Ganzen sondern nur den Ausgangspunkt oder das Leitmotiv der Untersuchung, die zu zeigen hat, wie aus den magischen Vorstellungen beim Baumkult und Vegetationszauber die Religion sich entwickelte und aus der Idee eines mit göttlicher Kraft begabten, die Natur beherrschenden Menschen Priester- und Königtum hervorging. Man mag nicht mit allen scharfsinnigen Deduktionen des Verfassers einverstanden sein, nicht alle seine mythologischen Ansichten teilen und nicht alle Parallelen als zutreffend erachten — an scharfen Kritikern hat es ja nicht gefehlt (z. B. Andrew Lang), aber die Fülle der positiven Angaben ist so gross, so wohl durchdacht die systematische Gruppierung des riesigen Materials, so reich und übersichtlich ist das Literaturverzeichnis, dass das Werk in dieser Form niemals veralten, vielmehr noch ganzen Generationen Belehrung spenden wird. Enthält es doch so ziemlich alles Wichtige, was in der Gegenwart über diesen schwierigen Gegenstand an Material vorhanden ist.

P. Ehrenreich.

O. Kauffmann, *Aus Indiens Dschungeln. 2. Bd.* Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1911. M 20,—.

Der Verfasser erzählt in recht anziehender Weise allerlei Jagdabenteuer, die er auf seinen Reisen in den Zentralprovinzen, Kashmir, Mysore, Assam und Ostbengalen, Cochin, Nord-Kanara und Burma erlebt hat. Dem Text sind zahlreiche Abbildungen beigegeben, die zum Teil in einem ganz neuen, überaus wirkungsvollen Verfahren, dem Gravüretintodruck, hergestellt sind. Den Ethnologen interessieren verschiedene Angaben und Bilder, die sich auf folgende Stämme beziehen: Baigas im Balaghat-distrikt (kolarische Aboriginer, aus deren Mitte auch die Priester des bekannten Gõndvolkes [Gõndjaru, Koitor] gewählt werden); Kurumbas (Kurumbaru); Todas (Tõdaru); Nambutiris (der Nambõri gehört zu einer Klasse von Smårta Bråhmaņas im Malayåla-Lande); weisse und schwarze Juden; Mulcers und Kadir (Malaşer, Kåjer): Lingayaten (die Lingåyataru verehren Siva, seinen Phallus und Basava; sie tragen ein Lingamhalsband); Karens.

Wilhelm Planert.

IV. Eingänge für die Bibliothek.¹⁾

1. Morselli, Enrico, *Le razze umane e il sentimento di superiorità etnica*. Roma 1911. 8°. (Aus: *Rivista Ital. di Sociolog.* Anno XV).
2. Hoernes, M., *Die ältesten Formen der menschlichen Behausung und ihr Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturentwicklung*. Bologna: N. Zanichelli, London: Williams and Norgate, Paris: F. Alcan, Leipzig: W. Engelmann. 1911. 8°. (Aus: „*Scientia*“ Bd. X)
3. Oppenheim, Stefanie, *Zur Typologie des Primatencraniums*. Stuttgart: E. Schweizerbart (Nägele & Dr. Sproesser) 1911. 8°. (Aus: *Zeitschr. f. Morpholog. u. Anthropolog.* Bd. XIV.)
4. Chomiakoff, M. M., [Russisch], *Über den craniologischen Typus der Bessermjanen, einer der Völkerschaften des Wjatkaschen Gouvernements*. Kasan 1911. 8°.
5. Hempl, George, *Early etruscan inscriptions Fabretti 2343—2346*. Stanford University 1911. 8°. (Aus: *Matzke Memor.* Vol.)
6. Nachod, O., *Japan*. Berlin: Weidmann 1909. 8°. (Aus: *Jahresber. der Geschichtswissenschaft* XXXII. Jg.)
7. Hauser, O., *Le Périgord préhistorique . . . Le Bugue* 1911. 8°.
8. Lehmann-Nitsche, Robert, *Catálogo de la Sección antropológica del Museo de la Plata*. Buenos Aires 1911. 8°.
9. Guébbard, Adrien, *L'Église et la Préhistoire*. Paris 1911. 8°. (Aus: *La Grande Revue* 1911.)
10. Guébbard, A., *A propos de l'aimantation des poteries préhistoriques*. Saint-Vallier-de Thiey (Alpes-Maritimes) chez l'auteur 1911. 8°.
11. Guébbard, A., *Les dernières fouilles (1910) de M. J. Pagès-Allary a Chastel-sur-Murat (Cantal)*. Le Mans 1911. 8°. (Aus: *Bull. de la Soc. Préhist. de France.*)
12. Guébbard, Adrien, *Les Dépôts de Bronze du Département des Alpes-Maritimes. o. O* 1911. 8°. (Aus: *Congr. Préhist. de France VI. Sess. [Tours 1910]*).
13. Guébbard, A., *Sur une particularité remarquable de certaines épingles de bronze dites „à Collettertes“*. Le Mans 1911. 8°. (Aus: *Bull. de la Soc. Préhist. Française.*)
14. Outes, Felix F., *Los tiempos prehistóricos y protohistóricos en la provincia de Cordoba*. Buenos Aires 1911. 8°. (Aus: *Rev. del Mus. de La Plata tom. XVII.*)
15. Giuffrida-Ruggeri, V., *L'uomo Mousteriano e l'ipotesi panantropoide*. Roma 1911. 8°. (Aus: *Rivista d' Italia.*)
16. Bartels, Paul, *Histologisch-anthropologische Untersuchungen der Plica semilunaris bei Herero und Hottentotten, sowie bei einigen Anthropoiden*.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechung der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

- Bonn: F. Cohen 1911. 8°. (Aus: Archiv für mikroskopische Anatomie, Bd. 78.)
17. Heger, Franz, Bericht über zwei Reisen nach Amerika. Wien: A. Hölder 1910. 8°. (Aus: Annalen d. k. k. Naturhist. Hofmuseums Bd. XXIV.)
 18. Heger, Franz, Die beiden Sessionen des XVII. internationalen Amerikanisten-Kongresses. Wien: Im Selbstverlage der Anthropologischen Gesellschaft 1911. 4°. (Aus: XLI. Bde. [d. dritten Folge Bd. XI] d. Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien.)
 19. Houzè, E., Le problème de l'origine de l'homme. Bruxelles 1911. 8° (Aus: Bull. de la Soc. d' Anthrop. de Bruxelles Tome XXX.)
 20. Rodriguez, Eulio Robles, Costumbres i creencias araucanas. Santiago de Chile 1908. 8°.
 21. Rodriguez, Eulio Robles, Costumbres i creencias araucanas funerales de mujeres. Santiago de Chile 1910. 8°.
 22. Stummer, Albert, Zur Urgeschichte der Rebe und des Weinbaues. Wien: Anthropologische Gesellschaft 1911. 4°. (Aus: Bd. XLI [d. dritten Folge Bd. XI] d. Anthrop. (Gesellsch. in Wien.)
 23. Fehlinger, Hans, Kreuzungen beim Menschen. Leipzig: B. G. Teubner 1911. 8°. (Aus: Archiv f. Rassen u. Gesellsch.-Biologie 8. Jhrg.)
 24. Fehlinger, Hans, Die geographische Verbreitung des Totemismus. Wien und Leipzig: A. Hartleben o. J. 8°. (Aus: Deutsch Rundschau f. Geogr. XXXIII. Jhrg.)
 25. Birket-Smith, Kaj, Guancherne. Nogle etnografiske Bemærkninger om de Kanariske Öers Urbefolkning, o. O. 1911. 4°. (Aus Geogr. Tidsskrift 21 B.)
Nr. 1 bis 25 *Verfasser*.
 26. Kossinna, Gustaf, Die Herkunft der Germanen . . . Würzburg: C. Kabitzsch 1911. 8°. (Aus: Mannus-Biblioth. Nr. 6.)
 27. Spiller, G, Mémoires sur le contact des races. London: P. King & Sohn 1911. 8°.
 28. Czekanowski, Jan, Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet. Dritter Band, ethnographisch-anthropologischer Atlas. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1911. 4°. (Aus: Wissenschaftl. Ergebn. d. Deutschen Zentral-Afrika-Expedition 1907-1908 . . . Bd. VII.)
 29. Westermann, Diedrich, A short grammar of the Shilluk language. Philadelphia, Pa: The board of foreign missions of the United Presbyterian church of N. A. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) o. J. 8°.
 - 29a. Frazer, J. G., The golden bough, a study in magic and religion, third edition, Part III, The dying god. London: Macmillan & Co. 1911. 8°.
Nr. 26 bis 29a *Verleger*.
 30. Report on the progress and condition of the U. S. National Museum for the year ending June 30, 1910. Washington 1911. 8°.
 31. Fewkes, Jesse Walter, Antiquities of the Mesa Verde National Park Cliff Palace. Washington 1911. 8°. (Aus: Smithsonian. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 51.)
 32. Fewkes, Jesse Walter, Preliminary Report on a visit to the Navaho National Monument Arizona. Washington 1911. 8°. (Aus: Smithsonian. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 50.)
 33. Thomas, Cyrus, et John R. Swanton, Indian languages of Mexico and Central America an their geographical distribution. Washington 1911. 8°. (Aus: Smithsonian. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 44.)
 34. Swanton, John R., Indian tribes of the lower Mississippi valley and adjacent coast of the gulf of Mexico. Washington 1911. 8°. (Aus: Smithsonian. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 43.)
 35. Boas, Franz, Handbook of american indian languages Part I. Washington 1911. 8°. (Aus: Smithsonian. Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 40.)
 36. Sedgwick, Adam, The relation of science to human life. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithsonian. Rep. for 1909.)

37. Baggallay, F. T., Some notes on roman architecture. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
38. Franchet, M. Louis, Ceramic decoration its evolution and its applications. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
39. Bell, Eleanor Yorke, The Republic of Panama and its people, with special reference to the indians. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
40. Ripley, William Z., The european population of the United States. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
41. Mac Curdy, George Grand, Recent discoveries bearing on the antiquity of man in Europe. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
42. Willcocks, William, Mesopotamia: Past, present, and future. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
43. Alexander, Boyd, From the Niger, by Lake Chad, to the Nile. Washington 1910. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1909.)
Nr. 30—43 *Smithson. Institut.*
44. Haicht, Theron Wilber, Three Wisconsin Cushings, a sketch of the lives of Howard B., Alonzo H. and William B. Cushing, children of a pioneur family of Waukesha County. Wisconsin: History Commission 1910 8°. (Aus: Original Papers No. 3.)
45. Fitch, Michael Hendrick, The Chattanooga Campaign... Wisconsin: History Commission 1911. 8°. (Aus: Original Papers No. 4.)
46. Hurn, Ethel Alice, Wisconsin women in the war between the states. Wisconsin: History Commission 1911, 8°. (Aus: Original Papers Nr. 6)
Nr. 44—46 *The State Hist. Soc. of Wisconsin.*
47. Kroeber, A. L., Phonetic constituents of the native languages of California. Berkeley 1911. 8°. (Aus: Univers. of California Publicat. in amer Archaeol. and Ethnology vol. 10.)
48. Kroeber, A. L., The languages of the coast of California North of San Francisco Berkeley 1911. 8°. (Aus: Univers. of California Publicat. in amer. Archaeol. and Ethnology vol. 9.)
Nr. 47—48 *Univ. California.*
49. Führer durch das Museum für Völkerkunde. Fünfzehnte Auflage. Berlin: G. Reimer 1911. 8°. *General-Verwaltung d. Kgl. Museen.*
50. Mac Curdy, George Grant, A Study of Chiriquian Antiquities. New Haven, Connecticut 1911. 4°. (Aus: Mem. of the Connecticut Acad. of Arts and Sciences Vol. III.)
R. Wagner & Sohn, Weimar.
51. Hand-List of certain books and papers containing information relating more or less directly to the Maori of New Zealand. Wellington: Dominion Museum 1911. 8°.
52. Starr, Frederick, Lolo objects in the Public Museum, Milwaukee. o. O. 1911. 8°. (Aus: Bull. of the Public Mus. ... vol. I.)
Nr. 51—52 *Museum.*
53. Paramisa-Amare Raieskr Jesu Cristi Duk te Meripen. Die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi in der Sprache der deutschen Zigeuner. Striegau: Th. Urban 1911. 8°. *Gypsy Love Society.*
54. Cowell, E. B., The Jataka or stories of the Buddhas former births... vol. I—VI. Cambridge 1895/1907. 8°. 6 vol.
55. Survey, The Ethnographical, of Meysore. Bangalore 1906—1910. 8°. Vol. I—XX.
Nr. 54—55 *Prof. Lissauer-Stiftung.*
56. König, Eberhard, Albrecht der Bär, ein brandenburgisches Festspiel. Berlin „Brandenburgia“ 1911. 8°. *Brandenburgia.*

57. Report, Ninth, on the Sarawak Museum 1910 by J. C. Moulton. Sarawak 1910. 8°.
58. Volk, Ernest, The archaeology of the Delaware Valley. Cambridge, Mass: The Museum 1911. 8°. (Aus: Papers of the Peabody Museum . . . vol. V)
Nr. 57—58 *Museum*.
59. Revista de la Sociedad de Folklore chileno. Santiago de Chile 1910. 1911. 8°. Tomo I 1a-8a Tomo II 1a-3a.
60. Programa de la Sociedad de Folklore chileno . . . por Rodolfo Lenz. Santiago de Chile 1909. 8°. Nr. 59 bis 60 *R. Lenz*.
61. Speck, Frank G., Ceremonial songs of the Creek and Yuchi indians with music transcribed by Jacob D. Sapir. Philadelphia: University Museum 1911. 8°. (Aus: Anthropolog. Publ. of the University of Pennsylvania. The Museum vol. I.)
University Museum.
62. Seager, Richard B., Excavations on the Island of Pseira, Crete. Philadelphia: University Museum 1910. 8°. (Aus: Anthrop. Publ. of the University of Pennsylvania. The Museum vol. III.)
University Museum.
63. Koch-Grünberg, Theodor, Die Uitoto-Indianer, weitere Beiträge zu ihrer Sprache nach einer Wörterliste von Hermann Schmidt. Paris: Au Siège de la Société 1910. 8°. (Aus: Journ. de la Soc. des Américanistes de Paris N. S. tome VII.)
Verf.

(Abgeschlossen am 21. Oktober 1911.)

I. Abhandlungen und Vorträge.

Beiträge zur Kenntnis der archäolithischen Kultur der Tasmanier¹⁾.

Von

Fritz Noetling (Hobart).

Meine Hauptsammlung tasmanischer *tero-na-watta*, viele tausende von Stücken umfassend, ist nach Deutschland gegangen und wird hoffentlich ihren dauernden Aufenthalt im Berliner Museum für Völkerkunde finden. In Deutschland werden diese für die Kulturgeschichte der Menschheit, namentlich aber für die Beurteilung der archäolithischen Kultur Europas so hoch bedeutsamen Artefakte der Tasmanier den Fachgenossen leichter zugänglich sein, als wenn sie im fernen Tasmanien bleiben, und das ist jedenfalls ein grosser Gewinn. Ich habe immer den Eindruck gehabt, dass, wenn alle diejenigen, die über tasmanische Archäolithen geschrieben haben, mein grosses Material gesehen hätten, manche Ansicht unterblieben oder doch stark modifiziert worden wäre.

Eine vollständige Bearbeitung des ungeheuren Materials habe ich nicht durchführen können, denn je länger ich mich in das Studium der *tero-watta* vertiefte, um so mehr häuften sich die Schwierigkeiten. Eines aber war mir bald klar, die tasmanischen Werkzeuge beweisen ganz unwiderleglich, dass mit einem grossen Teil unserer Anschauung bezüglich der europäischen Archäolithen gründlich gebrochen werden muss. Es war mir aber mangels an Vergleichsmaterial nicht möglich, meine Ansichten über die europäischen Archäolithen so zum Ausdruck zu bringen, wie ich gern gewollt hätte.

Jetzt, da mein grosses Material auch weiteren Kreisen der Fachgenossen leichter zugänglich sein wird, ist es vielleicht möglich eine in jeder Hinsicht erschöpfende Bearbeitung desselben vorzunehmen.

Viele Fragen, so namentlich eine gründliche Untersuchung der von mir als „*Magic stones*“ (18) bezeichneten Artefakte²⁾, die keinesfalls

1) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Literatur nachweise am Schlusse der Arbeit.

2) Besser wäre vielleicht die Bezeichnung „heilige Steine“.

Werkzeuge waren, harren noch der Lösung, bis dahin mögen aber noch Jahre vergehen. Inzwischen möchte ich Aufzeichnungen und Beobachtungen, die ich im Laufe der letzten fünf Jahre an einzelnen Gruppen gemacht habe, hier veröffentlichen, da sie jedenfalls allen denen, die sich erst in diese Materie einarbeiten müssen, von Nutzen sein dürften.

1. Kannte die tasmanische Kultur die Kunst des Schleifens?

Es ist von allen oberflächlichen Beobachtern mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, die Ansicht verfochten worden, dass der tasmanischen Kultur die Kunst des Schleifens unbekannt war. Ich gebe zu, dass es bei einer so niedrigen Kulturstufe wie

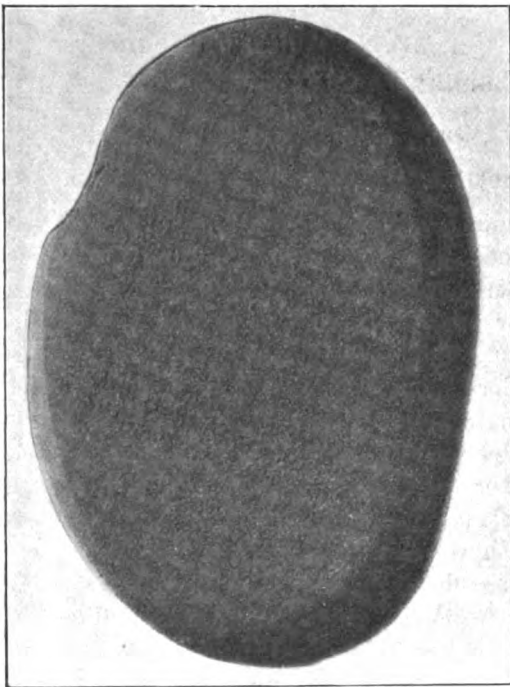


Abb. 1.

die der archäolithischen Kultur a priori recht unwahrscheinlich sein mag, dass diese Menschen es verstanden hätten, Steine anzuschleifen. Man wird aber, wenn man die Prämisse zugibt, dann weiter fragen, ja warum haben die Tasmanier denn ihre Werkzeuge nicht geschliffen? Der Bann einer fixierten Lehre ist in einer Anschauung, die zu dieser Fragestellung kommt, unverkennbar, denn da die neolithische Kultur die Werkzeuge schliff, so scheint es unfassbar, dass die archäolithische Kultur die Werkzeuge nicht auch geschliffen hätte, wenn ihr die Kunst des Schleifens bekannt gewesen wäre. An sich scheint also die Frage, ob die Kultur der Tasmanier die Kunst des Schleifens ausübte, zu verneinen zu sein.

Meine Aufsammlungen haben jedoch unwiderleglich bewiesen, dass die Kunst des Schleifens den Tasmaniern durchaus nicht unbekannt war.

Das schönste Stück meiner Sammlung, das ganz untrügliche Beweise, dass es sorgfältig geschliffen ist, trägt, wurde im Jahre 1906 auf dem Lagerplatz Old Beach gefunden (18).

Es ist ein ovales, flaches Diabasgeröll von rund 127 mm Länge, 83 mm Breite, aber nur 32 mm Dicke, und rund 680 g Gewicht.

Ober- und Unterseite sind flach, aber während die letztere wahrscheinlich infolge nachträglicher Verwitterung rauh ist, ist die Oberseite sorgfältig abgeschliffen und poliert. Die Abschleifung erstreckte sich über den Rand, an welchem eine oder zwei scharfe Kanten angeschliffen sind.

Bei günstig auffallendem Lichte kann man auf der Oberseite drei rauhe, flache querverlaufende Striemen sehen, die allem Anschein nach Teile der ursprünglichen Oberfläche repräsentieren. Es ist sehr bemerkenswert, dass die Oberseite nicht eben, sondern leicht konvex abgeschliffen ist, derart, dass die Intensität der Abschleifung nach dem Rande hin zunimmt. Abgesehen von einem Fragment, das am Rande der Unterseite abgeschlagen ist, ist das Stück tadellos erhalten.

Ein anderes Stück ist ein typischer sogenannter „mortier“, den ich in sechs Fragmente zerbrochen auf einen Lagerplatz bei Kempton fand (18). Mit Ausnahme eines einzigen Fragments, das nicht aufzufinden war, konnte ich das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zusammensetzen.

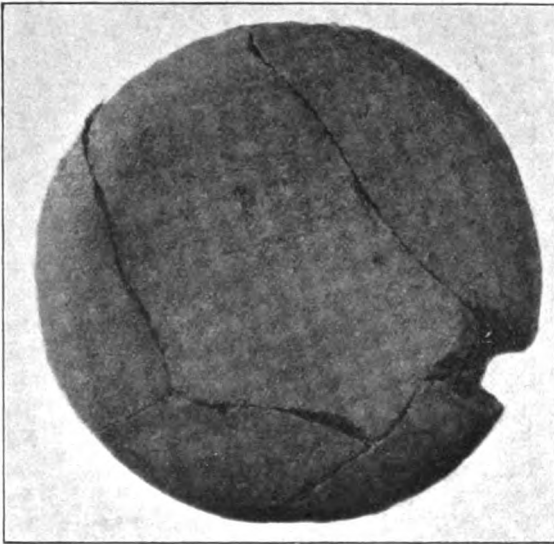


Abb. 2.

In seiner ursprünglichen Gestalt war dieses Stück fast vollkommen kreisförmig; die Oberseite flach ausgehöhlt, die Unterseite und der Rand konvex.

Der Durchmesser beträgt 140 mm, die Dicke nur 63,5 mm, das Gewicht ist 2491 g.

Wenn man ein Lineal auf den Oberrand legt, so beobachtet man, dass die Oberseite vom Rande her nach der Mitte bis zu einer Tiefe von 6 mm gleichmässig und glatt ausgehöhlt ist. Eine solche Aushöhlung kann nur durch beabsichtigtes, sorgfältiges Ausschleifen zustande kommen.

Der Gesamthabitus des Stückes ist derart, als ob es über die ganze Oberfläche hin sorgfältig poliert wurde.

Das Gestein ist ein arkoseartiger Sandstein von lichtgelblicher bis rötlicher Farbe.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch bemerken, dass sich am Rande sowohl, als auf der Unterseite intensive Schlagspuren finden.

Ein drittes Stück, das bei Melton-Mowbray gefunden wurde (18), ist dem vorigen nahe verwandt und bisher das grösste seiner Art geblieben. Seine Länge beträgt etwa 216 *mm*, die Breite 166 *mm*, die Dicke aber nur 76 *mm*, während das Gewicht 3311 *g* beträgt.

Der Umriss ist unregelmässig eiförmig, das eine Ende ist etwas breiter als das andere. Die Oberseite ist flach und zeigt in der Mitte eine rauhe Aushöhlung von etwa 108 *mm* Länge und 101,5 *mm* Breite, der tiefste

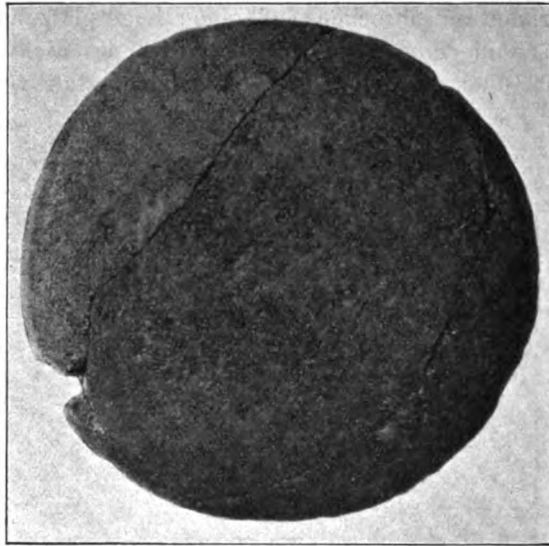


Abb. 2a.



Abb. 2b.

Teil der Aushöhlung befindet sich etwa 6,5 *mm* unter dem Rande. Die Unterseite ist schwach konvex und zeigt in der Mitte die Spuren von einer Anzahl kräftiger Schläge. Der Rand ist konvex und glatt.

Das Gestein ist ein Quarzit oder quarzitischer Sandstein von grosser Härte, sehr feinkörnig und oberflächlich lichtbrauner Farbe, in der unregelmässige, weisse Flecken erscheinen.

Es erscheint unzweifelhaft, dass die ganze Oberfläche sorgfältig abgeschliffen ist.

Die obigen drei Stücke sind die schönsten ihrer Art, die mir während jahrelangen Sammelns zu Gesicht gekommen sind, und obschon sich in meiner Sammlung eine ganze Anzahl befinden, die ganz augenscheinlich beweisen, dass sie von der Hand des Menschen, nicht aber durch Wasser geschliffen und poliert wurden, so habe ich bisher auch nicht ein einziges Stück gefunden, das an Schönheit den obigen drei gleich käme.

Man könnte vielleicht einwenden, dass die Aushöhlungen von Abb. 2 und Abb. 3 dadurch zustande kamen, dass irgend ein harter Körper darauf zerrieben oder zermahlen wurde, und zwar ist der nächstliegende Gedanke: Rötel oder sonstige Farben¹⁾ wurden auf diesem Steine zerrieben.

Nun sind uns aber Rötelstücke erhalten geblieben, die, wie ich nach-

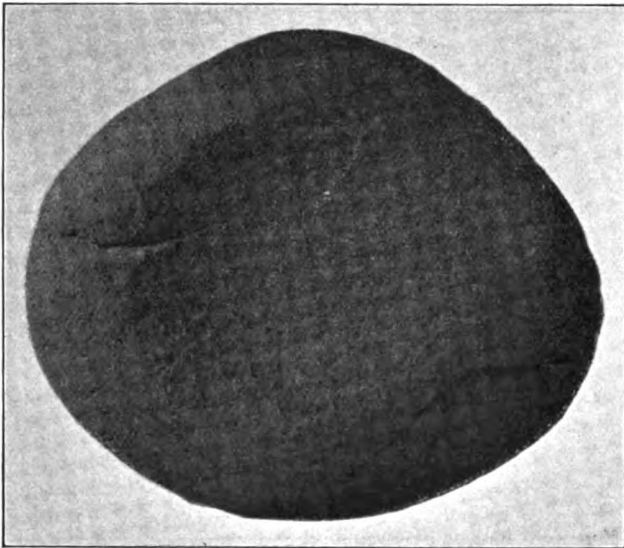


Abb. 3.

gewiesen habe (31), aufs Klarste zeigen, dass der Rötel nicht etwa zu Pulver zerstampft wurde, sondern dass mit Hilfe eines tero-watta das Rötelpulver abgeschabt wurde. Ist es denkbar, dass das so gewonnene Rötelpulver nachher noch auf einem Steine mit Fett feiner verrieben wurde? Ich glaube eine solche Annahme ist ganz unbewusst durch den Gedankengang des modernen Menschen beeinflusst, aber nicht begründet.

Es ist vielmehr wahrscheinlicher, dass, wenn der Tasmanier sein Rötelpulver erhalten hatte, es ohne weiteres mit Fett in der hohlen Hand gemischt und dann direkt auf das Haupthaar gestrichen wurde. Also die Annahme, dass diese Stücke als Paletten zum Farbenverreiben dienten, ist, wenigstens was Tasmanien angeht, unzulässig.

Der weiter nächstliegende Gedanke ist das Verreiben von Samen oder Nüssen. Diese Ansicht kann aber leicht dadurch widerlegt werden,

1) Verworn hat solche „Mortier“ direkt als Paletten zum Farbenzerreiben bezeichnet.

dass es in Tasmanien keine wildwachsenden Samen oder Nüsse gibt, die zerrieben als Nahrung für den Menschen dienen könnten (38). Auch ist nirgendwo bezeugt, dass die Tasmanier einen Teil ihrer Nahrung in dieser Weise bereiteten. Wäre es überhaupt der Fall, so müssten derartige Steine viel zahlreicher sein, als sie sind.

Die Ansicht, dass diese Aushöhlungen als sekundäre Erscheinungen anzusehen sind, die beim Zerkleinern von Farben oder Nahrung entstanden, muss also abgelehnt werden.

Es bleibt nur die Annahme übrig, dass die Steine absichtlich ausgeschliffen wurden. Vielleicht wurde der erste Anfang durch Klopfen und Hämmern gemacht und nachdem eine Aushöhlung von gewisser Tiefe

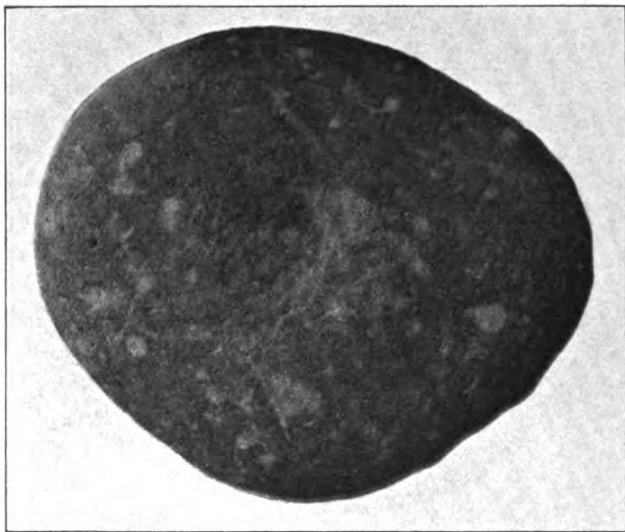


Abb. 3a.

hervorgerufen war, wurde die Arbeit durch Nachschleifen mit Sand vollendet.

Selbst wenn man mir nicht beistimmen will, dass diese beiden Stücke ein Beweis dafür sind, dass die Tasmanier die Kunst des Schleifens ausübten, so bleibt als unwiderleglichster Beweis immer noch das Diabasgeröll vom Old Beach übrig.

Solche Flächen und solch scharfe Kanten wie dieses Stück zeigt, können nur durch den Schleifprozess hervorgerufen werden. Die Frage wäre nur die, wurde dieses Geröll mit der Hand gehalten und auf einer festen widerstandsfähigen Unterlage geschliffen, oder bildet es selbst die Unterlage, während die Hand mittels eines anderen Steines oder vielleicht mit Holz und Sand das Abschleifen besorgte.

Unserer modernen Anschauung nach wäre die erste Annahme die natürlichste und wahrscheinlichste, ich habe mich aber längst überzeugt, dass das, was uns Modernen als das Natürlichste erscheint, dem archäolithischen Tasmanier nicht so erschien. Ich möchte darum eher die zweite

Annahme für wahrscheinlicher halten. Doch will ich diese Frage hier nicht definitiv entscheiden.

Fest steht nach diesen Beobachtungen, dass die archäolithische Kultur der Tasmanier die Kunst des Schleifens kannte, aber, und das ist wiederum eines der vielen psychologischen Rätsel, die mir fort und fort beim Studieren der Tasmanier entgegenreten, der Schleifprozess war ganz ausschliesslich auf die Bearbeitung von Geröllen beschränkt, niemals aber auf die steinernen Gebrauchswerkzeuge, die archäolithischen *tero-watta* übertragen.

Warum dies so war, wird wohl schwerlich je beantwortet werden können. Man mag die Intelligenz der Tasmanier noch so gering bewerten, so viel ist doch wohl anzunehmen, dass sie den Vorzug einer glatten, durch Schleifen erzeugten Fläche vor einer solchen, die durch Abschlagen erzeugt war, erkannt haben mussten. Desgleichen sollte ihnen doch wohl die scharfe, durch Schleifen erzeugte Kante aufgefallen sein, und wir modernen Menschen können kaum verstehen, warum denn der Tasmanier die Ränder seiner *tero-watta* nicht ebenfalls schliiff, sondern mühselig durch Schlagen bearbeitete.

Mir will es scheinen, als ob die Beantwortung dieser Frage in der Natur des archäolithischen *tero-watta* selbst begründet liegt. Die Herstellung des *tero-watta* wurde seit undenklicher Zeit nur in einer Weise, nämlich durch Abschlag vorgenommen. Die Vorstellung, dass das *tero-watta* nur auf diese Weise und zwar durch Schläge von der Pollikalfläche nach der Indikalfläche bearbeitet werden konnte (5, 14, 30, 34, siehe auch 26), war so fest eingewurzelt, dass nur unter dieser Annahme so merkwürdige, absolut unbrauchbare Werkzeuge zustande kommen konnten, wie das von mir auf dem Lagerplatz Old Beach gefundene Stück (30, 34).

Welche Erfindung auch immer in bezug auf die Bearbeitung der Gerölle gemacht worden sein mag, das tasmanische Gehirn konnte die Idee, dass die *tero-watta* auf andere Weise hergestellt, oder doch mindestens verbessert werden könnten, als auf die seit Generationen ausgeübte Art, nicht konzipieren. Vielleicht war daran in erster Linie die Handhabung des *tero-watta* Schuld.

Die glatte, flache Pollikalfläche war zum Auflegen des Daumens unbedingt notwendig (1, 2), aber sowie sie durch den Abschlag erzielt wurde, genügte sie vollkommen für alle Bedürfnisse. Eine Verbesserung durch das mühselige Schleifen war also nicht notwendig.

Eher könnte man annehmen, dass der Nutzrand durch Schärfen verbessert wurde. Hier mag das Schärfen durch Abschlag wohl einfacher gewesen sein als das mühevoll Schleifen, und wiederum mag hier die tiefeingewurzelte Idee, dass der Rand nur von der Pollikal- nach der Indikalfläche zu geschärft werden könne, ein unübersteigliches Hindernis gebildet haben.

Hoffentlich werfen weitere Untersuchungen Licht auf diese dunkle Frage, aber soviel steht fest, der archäolithischen Kultur der

Tasmanier war die Kunst des Schleifens wohl bekannt, und wurde, wenn auch in beschränktem Masse, ausgeübt.

Wenn diese Feststellung auf die Tasmanier zutrifft, ist es dann allzu gewagt anzunehmen, dass auch der archäolithischen Kultur Europas der Schleifprozess bekannt war, nur dass sie denselben nicht auf Werkzeuge anwendete? Ist diese Annahme richtig, so war die Schleifkunst der archäolithischen und der paläolithischen Kultur bekannt, niemand aber dachte daran, dieselbe auf die Gebrauchswerkzeuge (Archäolithen) oder Gebrauchswerkzeuge und Waffen (Paläolithen) auszudehnen. Irgend ein erfinderischer Kopf zu Ende der Magdalenienzeit mag auf die Idee gekommen sein, die steinernen Geräte durch Schleifen zu verbessern. Möglich, dass die Verarbeitung von Knochen hierzu den ersten Anstoss gab. Knochen eignen sich nicht wie die Kieselgesteine zur Bearbeitung durch Schläge, wohl aber war es leicht sie zu schleifen, und so mag vielleicht die Herstellung von Gebrauchswerkzeugen aus Knochen die erste Veranlassung gewesen sein, den seit altersher bekannten Schleifprozess auch auf die aus Stein angefertigten Geräte und Waffen zu übertragen.

2. Verwendete die tasmanische Kultur Knochen als Material zur Herstellung von Geräten?

Ich habe oben die Ansicht ausgesprochen, dass möglicherweise die Verwendung von Knochen den Anstoss zur Schleifung und Polierung der Steingeräte gegeben haben mag. Diese Theorie wird anscheinend dadurch widerlegt, dass in Tasmanien unter den Lokalsammlern ganz allgemein der Glaube verbreitet ist, die Ureinwohner Tasmaniens hätten es verstanden aus Knochen schön geformte „Löffelchen“ herzustellen.

Diese „Löffelchen“ sind ein hochgeschätzter Sammelartikel, und das tasmanische Museum zu Hobart besitzt ein ganzes Bündel derselben, mit der Aufschrift: „Bone implements manufactured by the Tasmanian Aborigines.“

Solche Ansichten, die von Dilettanten mit der Überzeugung, die nur ein durch Sachkenntnis ungetrübtes Gemüt besitzen kann, ausgesprochen, aber nie auf ihre Richtigkeit geprüft wurden, können grossen Schaden anstiften, und sind, wenn einmal verbreitet, schwer auszurotten.

Ich habe bereits in einer Fussnote einer früheren Arbeit (34) auf diese grundfalschen Ansichten aufmerksam gemacht, es ist mir aber bisher noch nicht möglich gewesen, das unglückliche Knochenbündelchen mit seinem fatalen Etikett aus dem Museum von Hobart zu entfernen. So tief eingewurzelt können falsche Ideen sein.

Diese sogenannten „bone implements“ sind Knochenfragmente von höchstens 15 cm Länge, und geringer, im besten Fall 8–9 mm Breite.

Das eine Ende ist mehr oder minder zylindrisch und zeigt eine seichte Längsfurche, das entgegengesetzte Ende plattet sich ab und ist auf einer Seite flach ausgehöhlt, auf der gegenüberliegenden gerundet; die Ränder sind scharf und schneidend. Kein einziges der von mir untersuchten Stücke ist vollständig, alle, auch mit nicht einer Ausnahme zeigen Bruch-

flächen an beiden Längsenden. Was also auch immer ihr Ursprung sein mag, es sind Fragmente, nicht aber vollständig erhaltene Stücke.

Ich habe eine Anzahl dieser Knochenstücke aus dem Muschelhaufen in der Höhle von Rocky Cape an der Nordwestküste Tasmaniens ausgegraben, und ich gestehe, dass, hätte ich die tasmanische Kultur nicht vorher hinreichend studiert und daraus die Überzeugung erlangt, dass sie die Verwendung von Knochen nicht kannte, ich möglicherweise in denselben Irrtum wie alle andern verfallen wäre, sie für Artefakte zu halten. In erster Linie machte mich aber der ganze Habitus dieser „bone implements“ stutzig. Dieser sah nicht nach Bearbeitung durch Menschenhand aus. Ich sagte mir dann weiter, wenn überhaupt Knochen bearbeitet wurden, so müssen sich auch andere Stücke finden; die Bearbeitung wird sich doch schwerlich auf Extremitätenknochen beschränkt haben. Ich fand Knochen genug, aufgeschlagene Röhrenknochen in Menge, aber auch nicht ein einziges Stück zeigte auch nur Schneidspuren, geschweige denn solche, die auf absichtliche Bearbeitung hin-

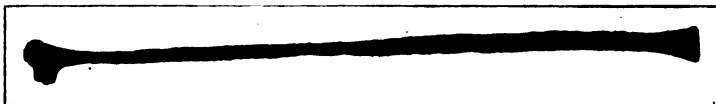


Abb. 4. Rechte Fibula von Halmaturus Bennetti.

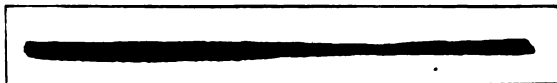


Abb. 4a. Sog. „Marklöffel“ aus obigem Stück hergestellt.

wiesen. Unter der grossen Zahl von Knochen waren nur die „Löffelchen“ diejenigen, die auf Bearbeitung hindeuteten. Es war mir ferner sofort klar, dass sie den Extremitätenknochen angehörten und ihr Gesamthabitus bewies für Tasmanien wenigstens, dass sie nur von einem Tier, nämlich dem Känguru herrühren könnten.

Eine umgehend veranstaltete Kängurujagd hatte ein überraschendes Resultat zur Folge; die Hunde hatten das Känguru bald zur Stelle gebracht, allein bevor sie es fassten, war es über einen Felsen abgestürzt, mit dem Resultat, dass die linke Fibula brach, wie sich später herausstellte.

Am Abend hatte ich die Knochen der Extremitäten präpariert, und siehe da, die gebrochene Fibula stimmte auch bis auf das geringste Detail mit den sog. „Löffelchen“ oder „bone implements“ überein.

Ich gebe hier die Abbildung der rechten Fibula des betreffenden Tieres, die linke, gebrochene, befindet sich zum Vergleich mit den sog. „Löffelchen“ in Berlin.

Ich habe keinen Zweifel daran, dass die erste Angabe bzg. der von tasmanischen Ureinwohnern angefertigten Knochenwerkzeuge in gutem Glauben gemacht wurde. Der betreffende „Entdecker“ war von seinem

Fund vollständig überzeugt. Er hatte doch allen Grund dazu; die englische Küche kennt ein Instrument —, dem die Kängurufibula als Prototyp gedient haben könnte —, eine Art Löffel zum Auslösen des Markes (marrow-scoop). Natürlich, so schloss der Entdecker, die Tasmanier fertigten sich Marklöffel an, um das Mark aus den grösseren Röhrenknochen auszulösen. Er nahm sich aber nicht die Mühe, seine „Entdeckung“ auch auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, „denn jedermann weiss doch, dass die Eingeborenen Werkzeuge aus Knochen anfertigen.“

Ich habe dieses Beispiel deswegen so ausführlich besprochen, um zu zeigen, wie infolge vorgefasster Meinungen Irrtümer von der schwersten Bedeutung entstehen und dann schliesslich in die Literatur übergehen, aus der sie dann kaum auszumerzen sind.

Wir dürfen es als absolut feststehend ansehen, dass die archäolithische Kultur die Verwendung von Knochen zu Werkzeugen nicht kannte. Welcher Missklang wäre in die so einheitlich konstruierte archäolithische Kultur gekommen, wenn sich die Behauptung, „dass die archäolithischen Tasmanier schon aus Knochen geschnittene Löffelchen zum Auslösen des Markes aus den Röhrenknochen anfertigten“, in die Literatur eingeschlichen hätte. Immer wieder würde jemand betont haben, „die Tasmanier bilden schliesslich doch eine Ausnahme, denn sie verwendeten doch Knochen zur Anfertigung von Geräten, und es würde mich nicht im geringsten gewundert haben, wenn schliesslich jemand auf den Gedanken gekommen wäre, die archäolithische Kultur der Tasmanier als atavistischen Rückschlag zu erklären. Der Anfang ist bereits gemacht, indem die Tasmanier ein insularer Zweig des Australierstammes, der seine niedrige Kulturstufe seiner insularen Isolierung verdankt, erklärt werden¹⁾ während sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Überbleibsel der ältesten Bewohner Australiens repräsentieren. (36, 42.)

3. Das Gewicht und die Grössenverhältnisse der tero-watta.

Vielleicht mag es voreilig erscheinen, dieses Thema auf Grund von nicht mehr als 75 Wägungen und Messungen zu behandeln; allein die Resultate sind immerhin interessant genug, um wenigstens in vorläufiger Weise mitgeteilt zu werden.

Ich habe wie gesagt 75 Stück meiner Sammlung (jetzt in Berlin) gewogen und gemessen. Alle Stücke waren vollständig, keines war beschädigt, doch muss bemerkt werden, dass die Dimensionen alle als Maximaldimensionen anzusehen sind, d. h. wenn z. B. die Dicke mit 30 mm angegeben ist, so ist damit nicht gesagt, dass das Stück überall 30 mm dick ist, sondern nur dass die grösste Dicke = 30 mm ist. Ich habe mich ferner bemüht, die Stücke möglichst proportional der Zahl des Vorkommens auszuwählen. Man verfällt nur zu leicht in den Irrtum, grössere Stücke auszusuchen, und so ist es denn nicht ganz ausgeschlossen.

1) Diese Ansicht hat, wie ich zu meiner grössten Freude konstatieren kann, bereits eine sehr scharfe Abweisung seitens des Herrn von Luschan zur Folge gehabt.

dass Stücke über 240 g Gewicht vielleicht zu zahlreich sind, doch glaube ich kaum, dass dies das Gesamtbild wesentlich beeinflussen wird.

In Bezugnahme auf das Gewicht stand mir leider nur englisches Gewicht zu Gebote, ich musste darum die Umrechnung in Gramm machen, und das wird dann vielleicht nicht immer mit dem tatsächlichen Grammgewicht stimmen, schliesslich kommt es ja auf ein paar Gramm mehr oder weniger nicht an, denn die Hauptsache bleibt schliesslich doch, gewisse Mittelwerte festzulegen¹⁾.

Es wiegen:

	Stück	pCt.
Unter 60 g	20	26,6
Zwischen 60 und 120 g	24	32,0
„ 120 „ 240 „	12	16,0
„ 240 „ 480 „	8	10,6
„ 480 „ 960 „	7	9,3
„ 960 „ 1440 „	3	4,0
Mehr als 1440 g	1	1,3

Aus obiger Tabelle geht zur Genüge hervor, dass die überwiegende Zahl der tero-watta, nämlich 74,6 pCt., also ziemlich genau Dreiviertel, nicht über 240 g (8 ounce engl.) wiegt. Nur 25,2 pCt. wiegen mehr als 240 g.

Wir sehen weiter, dass Stücke, die nicht über 120 g (4 Unzen) wiegen, 58,6 pCt. der Gesamtzahl ausmachen, während nur 41,2 pCt. dieses Gewicht überschreiten.

Diese Zahlen beweisen ferner, dass die grösste Zahl der tero-watta zwischen 60 und 120 g wiegt. Wenn wir jedoch annehmen, dass das handlichste Gewicht zwischen 60 und 240 g liegt, so finden wir, dass diese Stücke 48 pCt. der Gesamtzahl, d. h. nahezu die Hälfte ausmachen. Ein Viertel, d. h. 25,2 pCt. wiegt mehr als 240 g und ein anderes Viertel (26,6 pCt.) ist leichter als 60 g.

Es ist sehr schwer anzunehmen, dass diese Proportion

$$\underbrace{1}_{\substack{\text{unter} \\ 60 \text{ g}}} : \underbrace{2}_{\substack{\text{zwischen} \\ 60 \text{ und} \\ 240 \text{ g}}} : \underbrace{1}_{\substack{\text{über} \\ 240 \text{ g}}}$$

rein zufällig ist, und nicht eine tiefere Begründung hat. Ich bin vielmehr zur Annahme geneigt, dass der Tasmanier mit Vorliebe einen tero-watta benutzte, der nicht leichter als 60 g, aber auch nicht schwerer als 240 g war, und daraus geht wiederum hervor, dass die tero-watta im all-

1) Die englische Unze Avoir dupois wiegt 28,35 g, die Unze Troy 31,1035 g. Ich bin in meinen Tabellen von 2 zu 2 Unzen A. D. gegangen und setze dafür in runden Ziffern 60 g.

gemeinen nur zu relativ leichter Arbeitsleistung herangezogen wurden. Mit einem Steinwerkzeug, das nur 240 g wiegt, kann man keine schwere Arbeit ausführen, geschweige denn mit einem solchen, das nur 60 g wiegt.

Was die Grössenverhältnisse anbelangt, so dürfte ein kurzer Hinweis auf die Länge genügen; nur 30,6 pCt. sind über 100 mm lang, während 69,4 pCt. unter dieser Länge bleiben.

Wenn wir in Betracht ziehen, dass unter 100 tero-watta 56,6 pCt. schwerer und nur 18,8 pCt. leichter sind als Feuerstein, während 24,5 pCt. dasselbe spezifische Gewicht besitzen, so folgt, dass im allgemeinen bei gleichem Gewicht der tero-watta kleiner ist als ein aus Feuerstein angefertigter Archäolith, bei gleicher Grösse der erstere schwerer ist als der letztere. Es fehlte mir leider ein genügendes Material an europäischen Archäolithen, um weitere Vergleiche anstellen zu können, ich glaube jedoch, dass ein eingehenderes vergleichendes Studium in dieser Hinsicht wertvolle physiologische Schlüsse ergeben wird.

Soviel geht aus den Gewichts- und Grössenverhältnissen der tero-watta mit Bestimmtheit hervor: für ein Riesengeschlecht waren sie nicht berechnet. Das absolut geringe Gewicht bei relativer Kleinheit lässt eher den Schluss zu, dass die Hand, welche den tero-watta fasste, ebenfalls klein war, und dass darum alle über normal grossen oder schweren Stücke kaum als Arbeitsgerät verwendet wurden, vielmehr als unfertiger Abfall, der aus irgendwelchen Gründen nicht vollendet wurde, anzusehen sind (43). Im wesentlichen wird es sich bei grossen Abschlägen sowohl um Reduzierung der Grösse als auch des Gewichtes durch Bearbeitung der Indikalfäche handeln, gelang dies nicht, so wurde das Stück einfach weggeworfen (43). Wir würden damit einen neuen Gesichtspunkt gewinnen, warum unter scheinbar ganz gleichen Verhältnissen die Indikalfäche eines tero-watta intensiver bearbeitet ist als die eines andern.

4. Tero-watta von scheinbar absichtlicher Form.

Ich habe mehrfach ausgesprochen, dass das Hauptcharakteristikum eines tero-watta seine gänzliche Symmetrielosigkeit nach zwei Richtungen hin ist (5). Mit andern Worten, Unsymmetrie der Flächen sowohl, als des Umrisses charakterisieren das tero-watta, wobei wiederum die Unsymmetrie das wichtigste Merkmal des tero-watta, sowohl als des archäolithischen Werkzeuges überhaupt ist. Ich habe betont, dass auf Grund dieser Definition der Archäolith seine Form nicht ändern kann, ohne aufzuhören ein Archäolith zu sein. Beidflächige Bearbeitung hebt die Unsymmetrie der Flächen auf, und der Archäolith hört auf ein solcher zu sein.

Weniger wichtig ist die Unsymmetrie des Umrisses, die laterale Unsymmetrie; die überwiegende Mehrzahl der tero-watta ist lateral unsymmetrisch, aber wenn man eine grosse Anzahl untersucht, so wird man darunter doch einige finden, die, trotzdem sie die Unsymmetrie der Flächen bewahrt haben, lateral beinahe vollkommen symmetrisch sind. Wenn an einem Ende zugespitzt, so täuschen sie eine Lanzen- oder Pfeilspitze aufs überraschendste vor. Auf Hutchinson's Quarry (Syndal) habe ich ein

Stück gefunden, das einem der Längsachse nach halbierten Moustier-coup-à-poing zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ich habe ferner hervorgehoben, dass der spätere Umriss des *tero-watta* in erster Linie durch den Umriss des Abschlages bedingt ist (42). Mit andern Worten, eine absichtliche gewollte Form (oder Umriss) ist ursprünglich nicht vorhanden.

Die lateral-symmetrischen Stücke lassen aber den Gedanken nicht abweisen, dass unter Umständen der Umriss oder die Form nicht mehr die zufällige des Abschlages, sondern in der Tat eine absichtliche, gewollte Form darstellt. Dies scheint ganz unzweifelhaft bei einem Prachtstück von Shene der Fall zu sein. Die Lage der Perkussionsfläche und des Bulbus deutet darauf hin, dass der ursprüngliche Schlag ganz anders ausgesehen haben muss, als die jetzige, lanzenspitzenartige Form. Diese kann nur durch nachherige Bearbeitung entstanden sein.

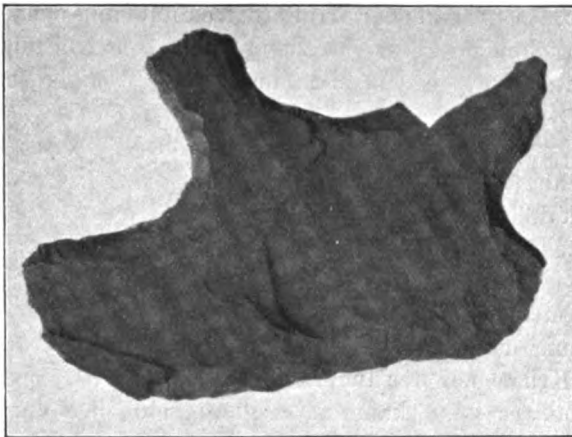


Abb. 5.

Wenn man erst diesen Gedanken vollkommen realisiert hat, so wird man unter der grossen Zahl der gänzlich regellosen Formen eine Anzahl auffinden, die sehr sorgfältig ringsum bearbeitet sind, und wenn man diese Stücke weiter untersucht, so wird man gewisse Charaktere finden, die es schwer machen den Gedanken abzulehnen, dass in der Tat die Form (Umriss) eine gewollte, beabsichtigte ist. Solche Stücke können nun lateral-symmetrisch sein, wie die oben erwähnten Stücke, sie können aber auch den Charakter als Archäolith noch völlig bewahren, und trotzdem einen gewollten beabsichtigten Umriss zeigen.

Ich möchte hier zwei der markantesten Stücke der letzteren Gruppe beschreiben, wobei ich bemerken möchte, dass solche Stücke äusserst selten sind.

Dieses Stück ist vielleicht das merkwürdigste und schönste, das mir zu Gesicht gekommen ist. Die grösste Länge beträgt 100 mm, die Breite 71, aber die Dicke übersteigt nirgends 10 mm, meistens ist sie erheblich geringer.

Das Stück ist aus sehr feinkörnigem, dunkelgrauem Hornstein, der einen guten Muschelbruch besitzt, geschlagen. Die ganze Oberfläche ist mit einer licht-gelblichgrauen, ziemlich dicken Patina überzogen.

Der Umriss ist, ohne sehr umständlich zu sein, schwer zu beschreiben: ein Vergleich ist viel kürzer und prägnanter. Das Stück ist am besten mit der Umrisslinie eines vierfüssigen Tieres von schwerfälligem Körperbau, kurzem dicken Kopf und kurzen breiten Beinen, mit abgerundetem Hinterteil zu vergleichen.

Der Oberrand ist beinahe gerade und sehr sorgfältig vom Hinterende bis zur Mitte des Kopfes bearbeitet; ein gleiches gilt für den Unterrand. Die delikate Bearbeitung des konvexen Teiles des Randes deutet unzweifelhaft an, dass diese konkaven Teile nicht zufällig, sondern absichtlich hergestellt wurden. Die Randbearbeitung ist besonders sorgfältig am unteren Ende der Vorderextremität, die eine so grosse Dünne besitzt, dass man sich nur wundern muss, dass sie nicht längst abgebrochen ist. Ein Teil der Hinterextremität muss nach der Patina, welche die Bruchfläche überzieht, zu urteilen, sehr frühzeitig abgebrochen sein. Die Hinterseite zeigt im allgemeinen eine weniger sorgfältige Randbearbeitung.

Die Indikalfäche ist flach und zeigt, dass einige grosse Absplisse vorher abgeschlagen wurden.

Die Pollikalfäche ist flach und zeigt nur wenige undeutliche Perkussionsringe. Wahrscheinlich lag der Abschlagspunkt an der Spitze der Hinterextremität.

Meiner Auffassung nach stellt das Stück einen externen Abschlag zweiter Ordnung dar. Darauf deutet wenigstens das Stückchen der ursprünglichen Kruste auf der Indikalfäche hin. (44.)

Ich glaube, es kann kaum zweifelhaft sein, dass der Umriss höchst merkwürdig ist. Wenn meine Ansicht bezüglich der Lage des Abschlagpunktes richtig ist, so repräsentiert Kopf und Vorderseite das distale Ende des Abschlages. Ist das richtig, dann kann der ursprüngliche Abschlag, sowie er vom Werkstück (nucleus) abgetrennt wurde, unmöglich auch nur annähernd die jetzige Form besessen haben, es ist vielmehr anzunehmen, dass er von länglich ovalem Umriss war; die beiden Längsseiten waren schwach, das distale Ende stark konvex.

Es ist gänzlich ausgeschlossen, dass dieser schön brechende Hornstein einen andern als einem mehr oder minder elliptischen glattrandigen Scherben beim Abschlag lieferte. Die drei konkaven Teile des Randes sind also nicht als ursprüngliche Randeinbuchtungen anzusehen, sondern sind durch nachträgliche Bearbeitung entstanden.

Nehmen wir nun einmal an, dieses Stück sei ein Arbeitsgerät gewesen, wozu hat es denn gedient? Zum Teil Schaber, zum grösseren Teil Hohlschaber wird die Antwort sein.

Angenommen dies wäre so, warum war denn aber der untere Teil der „Vorderextremität“, der knapp 18 mm in Breite misst, so sorgfältig bearbeitet?

An der Basis hat die Vorderextremität bei einer Länge von 26 mm,

eine Breite von 23 *mm*, und eine Dicke von nur 6 *mm* (die sich am Ende auf 3 *mm* verjüngt). Man versuche einmal mit einem solchen dünnen Stück Gestein irgendwelche nützliche Arbeit auszuführen; der leiseste Druck würde genügen, es an der Basis abzusprennen.

Ähnliches gilt für die Hinterextremität, die man sich leicht ergänzen kann.

Der Oberrand mag als Schaber gedient haben, warum wurden aber denn die beiden Enden so sorgfältig abgerundet?

Vielleicht, und das wäre eine Möglichkeit, die ich jedoch mit aller Reserve aussprechen möchte, war das ursprüngliche Stück ein tero-watta von elliptischer Form und allseitiger Randbearbeitung. Die konkaven Randteile entstanden dann zufällig im Laufe der Arbeit, und der fein bearbeitete Teil der Vorderextremität ist nichts anderes als ein Rest des ursprünglichen Randes.

Dieser Auffassung stehen jedoch grosse Bedenken entgegen; warum zeigt denn die vordere und untere Aushöhlung eine so delikate Rand-

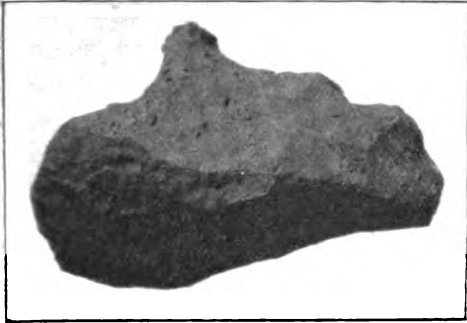


Abb. 6. Indikalfläche.

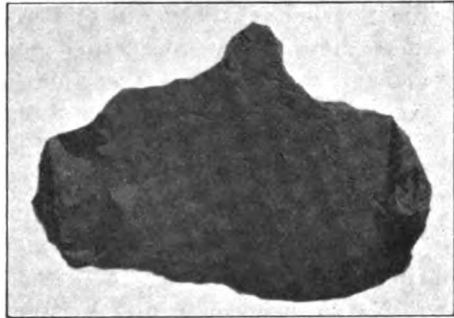


Abb. 6a. Pollikalfläche.

bearbeitung? Diese ist doch wohl kaum im Laufe der Arbeit zufällig entstanden. Weiterhin ist es undenkbar, dass, wenn irgend ein Druck gegen den Rand der Vorderextremität ausgeführt wurde, nachdem entweder die vordere oder untere Konkavität bereits entstanden war, diese nicht direkt abbrach.

Alle diese Überlegungen scheinen nur darauf hinzudeuten, dass der Umriss dieses tero-watta nicht zufällig, sondern tatsächlich gewollt, absichtlich ist; wenn aber dem so ist, dann ist es wiederum schwer die Ansicht zu unterdrücken, dass dieses Stück eine Tierform, etwa einen Wombat darstellen soll.

Das nachfolgend abgebildete Stück ist ebenfalls höchst merkwürdig.

Die Länge dieses bei Monavale gefundenen Stückes beträgt 84 *mm*, die Breite 52 und die grösste Dicke 34 *mm*.

Die Gesteinsart lässt sich infolge der Patina nicht genau feststellen, doch ist aus der Farbe der letzteren und dem schön muscheligen Bruch zu schliessen, dass das Gestein ein Hornstein von entweder grauer oder dunkelblauer Farbe sein muss. Das Gestein unterscheidet sich jedoch von allen andern durch eine grosse Zahl kleiner Löcher, welche scheinbar

das ganze Gestein durchsetzen und meist mit rostfarbener erdiger Substanz gefüllt sind.

Die ganze Oberfläche ist mit einer lichtbraunen Patina überzogen, während ein Teil der ursprünglichen Oberfläche des Werkstückes, der am Distalende der Indikalfäche erhalten ist, eine dunkelrote Farbe zeigt und von beträchtlicher Dicke ist.

Wiederum ist der Umriss schwer mit wenigen Worten zu beschreiben. Am besten lässt er sich mit dem eines menschlichen Kopfes vergleichen.

Allgemein ist der Umriss länglich oval, breiter und gerundet am distalen, schmal und gerade abgestutzt am proximalen Ende. Die eine Längsseite ist flach S-förmig; die gegenüberliegende zeigt etwas über der Mitte der Höhe eine kurze breite, etwas stumpfe Spitze, beiderseits welcher der Rand konkav ist. Der obere Teil verläuft allmählich in den Distalrand, der untere zeigt jedoch eine Doppelkonkavität, die durch eine flache, breite Erhöhung geschieden ist.

Die Ränder, namentlich der letzt beschriebene, sind sorgfältig aber ziemlich grob bearbeitet, wobei hervorgehoben werden muss, dass sich die Bearbeitung über die Spitze erstreckte, wobei deutlich zu sehen ist, dass diese ganz absichtlich durch Abschlag von oben und unten erzeugt wurde. Die Trefflinie beider Abschläge erzeugte eine scharfe Kante in der Mittellinie der Spitze.

Die Pollikalfäche ist flach und glatt; die Indikalfäche stark konvex, nicht stark bearbeitet; die Perkussionsfläche ist klein, dreieckig; der Pollikalrand gerade und zeigt einen deutlichen Aufschlagspunkt.

Dieses Stück ist als ein externer Abschlag zweiter Ordnung, mit geringer Bearbeitung der Indikalfäche aufzufassen. (44.)

Was mag wohl die Verwendung dieses kuriosen Stückes gewesen sein? Ein Bohrer war es sicherlich nicht. Was für eine Art von Löchern hatte man mit dieser kurzen Spitze, die 10—12 mm Durchmesser besass, bohren können? Irgend ein scharfspitziger Gesteinssplitter hätte diesen Zweck besser erfüllt, als diese kurze plumpe Spitze. Wenn es aber wirklich ein Bohrer war, warum wurde dann die kleine untere Konkavität angefertigt? Schaben konnte man damit nicht, dafür war sie viel zu kurz. Könnte ferner der gegenüberliegende konvex-konkave Rand als Schaber verwendet werden?

Auch hier liegt wieder die Versuchung nahe, die Gestaltung des eigenartigen Randes als zufällig aufzufassen, die aus der Abnutzung des ursprünglichen Randes entstanden ist. Dagegen spricht ganz entschieden die unverkennbar absichtlich produzierte Spitze. Wie ist es überhaupt denkbar, dass der proximalwärts von der Spitze gelegene Teil des Randes seine Form zufällig erhielt? Wäre dieselbe beim Schaben zufällig entstanden, so wäre wohl kaum die flache Erhebung stehen geblieben.

Wie ich das Stück auch immer ansehe, es will mir nicht einleuchten, dass die merkwürdige Randlinie zufällige und nicht eine gewollte sein soll.

Ich will mich hier jeder Äusserung oder Ansicht enthalten, was das Stück darstellen soll, ich bemerke aber, dass es nicht das einzige dieser

Art in meiner Sammlung ist, und dass ich ein fast noch merkwürdigeres Stück bei Melton-Mowbray gesammelt habe.

Für mich steht es fest, dass die Umrisslinie dieser beiden hier beschriebenen Stücke eine gewollte, absichtliche, nicht aber zufällig ist. Welche Auslegung man diesen Stücken geben mag, will ich dahingestellt sein lassen. Arbeitsgeräte waren es meiner Ansicht nach sicherlich nicht.

Vielleicht gibt eine eingehende Bearbeitung der von mir gesammelten Stücke Aufschluss über ihre Bedeutung, soviel möchte ich nur sagen, dass, wenn Schweinfurths Deutung¹⁾ der „Figurensteine“ richtig ist, dann befinden sich in meiner Sammlung von tero-watta solche, die Eukalyptus-Blätter, Schlangen, Vogelköpfe, vierfüssige Tiere und Menschenköpfe darstellen.

Einstweilen kann ich mich dieser Auffassung noch nicht rückhaltlos anschliessen. Das einzige, was mir sicher zu sein scheint, ist, dass es unter den tero-watta eine Anzahl von Stücken gibt, deren Form und Bearbeitung darauf hindeutet, dass der Umriss nicht zufällig, sondern ein gewollter, absichtlicher ist²⁾.

Ob solche Stücke auch in den archäolithischen Industrien Europas vorkommen, weiss ich nicht, es scheint mir aber nicht so. In einer früheren Arbeit (37) habe ich darauf hingewiesen, dass es fast den Anschein hat, als ob die tasmanische Kultur die höchste Stufe der archäolithischen Kultur bezeichne, und zwar wesentlich deshalb, weil sie eine sorgfältigere Bearbeitung der Indikalfläche besitzt, als alle andern archäolithischen Kulturen.

Ist die obige Ansicht vom Vorkommen von tero-watta mit gewolltem Umriss richtig, dann hätten wir ein weiteres Kriterium für die Einteilung der archäolithischen Kulturen gewonnen.

Man könnte dieselben dann in zwei Gruppen teilen, nämlich:

2. Jüngere archäolithische Kultur.

Mit sorgfältiger Bearbeitung der Indikalfläche und Stücken von gewolltem Umriss, die wahrscheinlich nicht als Geräte anzusehen sind:

Tasmanische Kultur.

1. Ältere archäolithische Kultur.

Ohne sorgfältige Bearbeitung der Indikalfläche.

Ohne Stücke von gewolltem Umriss.

1) Über das Höhlen-Paläolithikum von Sizilien, Zeitschr. f. Ethnologie Jahrgang 39, 1907, S. 879 ff.

2) Ich mag im Anschluss hieran auf die von Stirling beschriebenen Felsenmalereien (Aboriginal Rock Paintings on the South Para, Barossa Ranges. Transact. Roy. Soc. South Australia 1902) hinweisen. Niemand zweifelt daran, dass diese Malereien Tier- und Menschenfiguren darstellen, allein man vergleiche die rohe Vorstellung eines vierfüssigen Tieres (Abb. 3) mit der hier wiedergegebenen Abb. 5. Ähnliches gilt für die Vogelgestalten Abb. 8 und 9 b, c, die viel roher ausgeführt sind als gewisse tero-watta, die man als solche deuten könnte.

Wie viele und welche von den älteren Kulturen hierher gehören, kann ich nicht entscheiden, sicher scheint mir dies nur für die Kulturen vom Fagnien bis zum Saint-Prestien zu sein. Ich spreche diese Ansicht mit aller Reserve aus, denn es gebietet mir das Material, um ein Urteil über die europäischen Kulturen zu fällen. Soviel haben mich meine Studien an den tasmanischen tero-watta gelehrt: eine richtige Auffassung der Archäolithen kann nur an der Hand eines gewaltigen, umfassenden Materials erlangt werden; Schlussfolgerungen, die nur auf geringes Material basiert sind, sind zum allermindesten zweifelhaft. Ich würde nie zur Ansicht über tero-watta von gewolltem Umriss gelangt sein, wenn mir nur ein einziges Stück, statt ein grosses Material vorgelegen hätte, ebensowenig würde ich die Hypothese der heiligen Steine aufgestellt haben, wenn mich nicht mein grosses Material zur Überzeugung gebracht hätte, dass die Erklärung derselben als Hammer- oder Reibsteine oder Ambossteine mit den beobachteten Tatsachen unvereinbar ist.

Es muss darum anderen überlassen bleiben, zu entscheiden, ob die archäolithischen Kulturen Europas Formen von gewolltem Umriss besitzen oder nicht.

5. Der Gebrauch und die Verwendung der tero-watta.

Im sechsten Hefte Jahrgang 1910 dieser Zeitschrift bespricht Herr P. W. Schmidt meinen im vorhergehenden Jahre erschienenen Aufsatz über die tasmanischen Worte zur Bezeichnung der Steinwerkzeuge (28). Ich bin Herrn Schmidt aufrichtig dafür dankbar, dass er sich die Mühe genommen hat, meine Irrtümer richtig zu stellen, denn, dass ich solche begangen hatte, davon war ich selbst überzeugt. Ich brauche wohl niemanden zu versichern, dass ich in der Sprachwissenschaft ein absoluter Laie bin, allein mit dem gedachten Aufsätze sowohl, als den später folgenden, schnitt ich ein Thema an, das bisher sowohl von den Fachmännern, die sich mit tasmanischer Etymologie, als von denen, die sich mit der Ethnographie und Anthropologie der tasmanischen Ureinwohner beschäftigten, gänzlich ausser acht gelassen wurde.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, dass uns von keinem der auf reinster archäolithischer Kultur stehenden Stämme die Sprache bekannt oder überliefert ist, mit Ausnahme der Ureinwohner Tasmaniens. Ich sagte mir darum, dass uns das Vokabularium der tasmanischen Sprache, wie lückenhaft immer dasselbe auch sein mag, ganz wertvolle Anhaltspunkte bezüglich der Kultur dieser Rasse, namentlich der von ihr benutzten Werkzeuge bieten müsse. Und darin habe ich mich nicht getäuscht. Das Endergebnis war ganz ausserordentlich wertvoll, und wenn erst die paläontologische Methode mehr im Gebiete der prähistorischen Forschung verwendet werden wird, so wird man den vollen Wert der tasmanischen Kultur als Vergleichsmaterial zur Beurteilung der archäolithisch-eolithischen Kultur Europas richtig ermessen. Es hiesse alle Erfahrungen auf den Kopf stellen, wollte man annehmen, dass der archäolithische Mensch Europas in seiner Kulturstufe wesentlich von dem Tasmaniens verschieden war. Es mögen ja im einzelnen noch näher zu be-

gründende Verschiedenheiten bestanden haben, aber das steht für mich fest, dass ebenso wie die *tero-watta* ganz ausschliesslich Werkzeuge des täglichen Gebrauches darstellten, die Steininstrumente der archäolithischen Kultur Europas als Werkzeuge, keinesfalls aber Waffen anzusehen sind. Ich habe wie gesagt Bestätigung meiner Ansichten im Vokabularium gesucht und gefunden, und wie ich nunmehr zu meiner Freude konstatieren kann, wird ihnen von einem Fachmanne zugestimmt.

Mein ursprünglicher Aufsatz war nichts anders als ein versuchendes Tasten, und hätte ich hier in Hobart den Rat eines so erfahrenen Fachmannes wie Herrn Schmidt gehabt, so würden wohl manche meiner Irrtümer unterblieben sein.

Aufsätze, die sich auf dem Grenzgebiet zwischen philologischer und naturwissenschaftlich-anthropologischer Wissenschaft bewegen, sollten am besten von zwei Autoritäten in den betreffenden Wissenschaften gemeinschaftlich geschrieben werden, andernfalls sind Irrtümer unausbleiblich; auch Herr Schmidt, der die Frage von seinem rein etymologischen Standpunkte aus beurteilt, verfällt in gewisse Irrtümer, die er nicht begangen hätte, wäre er so vertraut mit der tasmanischen Kultur wie ich. Das soll jedoch nicht an dem Wert der Schmidtschen Ausführungen rütteln. Im Gegenteil, Herrn Schmidts Kritik meiner Ansichten, soweit sie das etymologische Gebiet berühren, ist ausserordentlich wertvoll, und ich betrachte sie als einen wichtigen Beitrag zur Klärung der ganzen Frage. Auf der anderen Seite hat Herr Schmidt einige Bemerkungen gemacht, die ich nicht unwidersprochen lassen kann.

In erster Linie hätte ich gewünscht, dass Herr Schmidt sich nicht ausschliesslich auf die Kritik meines ersten Aufsatzes (28) beschränkt hätte, sondern ihn im Zusammenhang mit den später folgenden Aufsätzen (31, 33) behandelt haben würde. Er würde daraus ersehen haben, dass mir der, von ihm zitierte, wichtige Satz „*tuggana*¹⁾ pugheranymee trautta“ mit der Übersetzung: „he cuts his hair with flint“ durchaus nicht

1) Es ist mir nicht ganz verständlich, wie Herr Schmidt dazu kommt, das Wort „*tu-ggana*“ mit dem Worte „to cut“ zu übersetzen. In Milligans Vokabularium finde ich S. 22:

Cut, (to) logoone (Ostdialekt)
toagarah (Stüddialekt).

In dem von Ling Roth zusammengestellten tasmanisch-englischen Vokabularium finde ich S. CXXXI:

Tugana Eat (to)
Tugana hastily (quickly)
Tugana Fern

denn die anscheinend aus diesem Worte gebildeten Worte:

Tugana-loumino Track (foot mark)
Tugane-menuiak Drowsy
Tugan-ik Asleep.

Ich habe wiederholentlich auf die flüchtige Weise der Kompilation des Milliganschen Vokabulariums aufmerksam gemacht, es ist im hohen Grade wahrscheinlich, dass, wenn eine Lautverschiebung undenkbar ist, ein Druckfehler vorliegt und das Wort eigentlich „*puggana*“ lauten sollte. Jedenfalls würde ich Herrn Schmidt

entgangen ist. Im Gegenteil, ich habe nahezu eine Seite diesem merkwürdigen Satze gewidmet (31). Ich habe dargelegt, dass die Übersetzung aller Wahrscheinlichkeit nach eine Unmöglichkeit ist. Abgesehen davon, dass die Männer wahrscheinlich niemals ihr Haar schnitten, ist unwiderleglich bezeugt, dass die Frauen dasselbe kurz geschoren trugen¹⁾. Da also das männliche Pronomen wahrscheinlich nicht berechtigt ist, so ist schwer einzusehen, wie ein Tasmanier weiblichen Geschlechtes sein Haar mit einem tero-watta geschnitten hat. Man versuche einmal sein eigenes Haar mit einer Scheere oder selbst einer Haarschneidemaschine zu schneiden, und man wird finden, dass dies seine Schwierigkeiten hat. Wieviel grösser müssen die Schwierigkeiten mit einem so unvollkommenen Werkzeug wie einem tero-watta gewesen sein.

Zunächst darf man wohl annehmen, dass die Prozedur nicht in der Weise geschah, dass die eine Hand ein Büschel Haare hielt und die andere dasselbe mit einem tero-watta kurz über der Wurzel absägt. Diese Prozedur war jedenfalls zu schmerzhaft, selbst für den Tasmanier. Es ist uns aber überliefert, dass die Prozedur derartig ausgeführt wurde, dass das Haar in einzelnen dünnen Büscheln vermittlems zweier tero-watta abgeknipst wurde. Der Vorgang ist etwa derart wie die beiden Backen einer Drahtschere, wenn man damit einen Draht knipst. Ein etwas langwieriger, nicht gerade angenehmer, aber auch nicht direkt schmerzhafter Prozess.

Dass ein einzelner Mensch sein Haupthaar mittels zweier Steinsplitter abknippen kann, will mir sehr wenig einleuchten, und ich bin fest überzeugt, dass auch bei den Tasmaniern einer dem andern, oder besser gesagt, eine Frau der anderen den Liebesdienst leistete.²⁾

Der englischen Übersetzung stehen also gewisse Bedenken entgegen. Alles, was wir aus diesem Satz mit Sicherheit entnehmen können, ist, dass der „erwachsene Tasmanier“ (tuggana oder „puggana“) höchstwahrscheinlich etwas mit dem „trautta“ (= Steinwerkzeug) tut. Was das aber ist, geht meines Wissens aus dem Worte „pugheranymee“ nicht hervor. Diese drei Worte enthalten nach meiner Ansicht keinen Hinweis auf das Haupthaar, das ganz ausdrücklich als „poyagha“ bezeichnet wird. Ich möchte fast annehmen, dass das Wort „pugheranymee“ in irgend einer Beziehung zum Worte „Weib“ steht, und dass also dieser Satz dahin zu deuten wäre, dass „der erwachsene Mann dem Weibe (irgend etwas) mit dem Steinwerkzeug tut.“ Ob dies etwas sich irgend auf das Haarschneiden bezieht, mag dahingestellt bleiben.

für einen mehr positiven Beweis, dass tu-ggana, to cut bedeutet, als die Übersetzung Milligans, zu Danke verpflichtet sein. Ist tongarah und tuggana dasselbe Wort? Wie steht es denn aber mit den andern?

1) Bilder und schriftliche Aufzeichnungen sind ein unwiderleglicher Beweis.

2) Allerdings mag man mir meinen eigenen Einwand, das Denken und Fühlen des modernen Menschen den Tasmaniern zu substituieren, entgegenhalten, und so unwahrscheinlich es auch uns sein mag, dass jemand sein eigenes Haupthaar vermittlems zweier scharfrandiger Steine abknipst, so wäre das gerade ein Grund, anzunehmen, dass die Tasmanier in der Tat so handelten.

So viel steht fest, dass die englische Übersetzung „he cuts his hair with flint“ nicht richtig sein kann. Vielleicht wird Herr Schmidt die richtige Lösung finden.

Viel schwerwiegender ist jedoch der Irrtum, in den Herr Schmidt verfällt, wenn er auf rein etymologischer Basis annimmt, dass die Verwendung dieses Werkzeuges (nämlich *tero-watta*) zum „Stechen“ bezeugt sei. Es geht nicht aus Herrn Schmidts Darlegungen hervor, welchen Sinne er dem Worte „stechen“ beilegt, ist es im Sinne wie „mit einem Dolche stechen“ oder im Sinne wie „ein Loch stechen“ (bohren) gemeint?

Wenn Herr Schmidt annimmt, das *tero-watta* würde als „Dolch“ zum „Stechen“ gebraucht, so befindet er sich damit ganz entschieden im Irrtum. Trotz der verführerischen Form manches *tero-watta*¹⁾ fand derselbe niemals als Dolch, also doch im Nahkampf, Verwendung. Nirgendwo findet sich ein Beleg dafür, dass die Tasmanier Steinwerkzeuge im Kampfe zum Stechen verwendeten. Der Nahkampf war dem Tasmanier wie wohl allen niederen Stämmen, verhasst. Aus der Ferne und aus dem Hinterhalte schleuderte er den Wurfspieß, und erst wenn das Opfer widerstandslos am Boden lag, wagte er sich heran, um dasselbe, wenn es noch lebte, mit kurzen, zugespitzten Wurfstöcken ganz tot zu schlagen. Näheres wissen wir hierüber nicht. Allem Anschein nach wurden meistens die von Wurfspießen durchbohrten Opfer hilflos ihrem Schicksale überlassen.

Wenn aber „Stechen“ im Sinne von „bohren“ gemeint ist, so darf man wohl fragen, was hatte denn der Tasmanier eigentlich zu bohren? Kleidung trug er kaum, das ist ebenfalls unwiderleglich bezeugt, im besten Falle ein lose um die Brust geschlungenes Känguruhfell. Jene wichtige Operation das Zusammennähen einzelner Fellstücke zum Zwecke der Kleidung und das darum erforderliche Bohren von Löchern war dem Tasmanier gänzlich unbekannt. So weit ich eruieren kann, bohrte er nichts anderes als Löcher in die dünnen Schalen von *Elonchus bellulus*, die an einer Grasschnur aufgereiht als Halschmuck dienten, oder aber solche in die kleinen Fellstückchen, die als Amulettbeutel verwendet wurden, oder in Stücke von Seetang, die als Wasserbehälter Gebrauch fanden. Für alle diese Zwecke genügte aber ein scharfer Hornsteinsplitter, keinesfalls war aber diese Verwendung besonders ausgedehnt, wie ich später zeigen werde.

Schliesslich meint Herr Schmidt, dass ich die Lückenhaftigkeit der uns überlieferten Sprachreste nicht genügend berücksichtigt hätte, wenn ich der Ansicht sei, dass die Tasmanier vielleicht für alle Gesteinsarten nur einen Namen gehabt hätten.

Ich habe diese Ansicht in meinen ersten Aufsätzen (24, 28) nur versuchsweise aufgeworfen, in meiner späteren Abhandlung (33) aber den Nachweis geführt, dass sie mindestens 16 Minerale, mineralartige Substanzen und Gesteine unterschieden. Diese Liste ist vielleicht zu umfangreich, denn gewisse Mineralien sind sehr zweifelhaft. Man untersuche einmal, wie arm der Sprachschatz des heutigen Durchschnitts-Tasmaniers,

1) Meine Sammlung enthält Pracht„dolche“ (siehe auch (14) Abb. 22).

der der Bevölkerungsmasse angehört, an Bezeichnungen für Mineralien und Gesteine ist. Ich möchte beinahe bezweifeln, ob ihm sechszehn Worte zur Verfügung stehen.

Betrachten wir uns einmal die tasmanische Landschaft und untersuchen wir, welche Gesteinsarten dem Durchschnittsmenschen zunächst auffallen. Da ist in erster Linie ein dunkles, blauschwarzes, splittertes Eruptivgestein, das vielfach in schöner, säulenartiger Anordnung vorkommt. Der Geologe unterscheidet zwischen Diabas und Basalt, den Durchschnittsmenschen berührt eine solche Unterscheidung nicht, ihm ist alles das gleiche: iron stone, oder blue-stone (blue metal).

Da aber diese Eruptivgesteine sehr häufig ganz hervorragende Landmarken repräsentieren, jedenfalls die am meisten in die Augen springenden Gesteine Tasmaniens sind, so ist wohl anzunehmen, dass auch die Ureinwohner Tasmaniens für dieses Gestein einen Namen besaßen. Ich habe dargetan, dass dieses Wort höchstwahrscheinlich die Bedeutung von „Speerstein“ hatte (33), und man kann sich kaum einen besseren Vergleich vorstellen. Die enggepressten Basaltsäulen sehen aus wie ein Bündel aufrechtgestellter Speere.

Zunächst an Wichtigkeit folgen eine Art Rauchwacke (mudstone) und ein gelblicher oder weisser Sandstein (freestone) beide permischen Alters. Auch für diese Gesteine besaß die tasmanische Sprache aller Wahrscheinlichkeit nach ein Wort.

Der Westen der Insel ist charakterisiert durch die scharfzackigen Quarzite und quarzitisches Schiefer archaischen Alters, während im Osten die gerundeten Formen des Granites in den Vordergrund treten. Es ist wahrscheinlich, dass auch diese Gesteine mit einem Namen belegt wurden.

Hierzu kommen noch die Verwitterungsformen wie Sand und Lehm, namentlich aber die Flussschotter. Der weiche, warme, trockene Dünen- sand der Küste und alten Glacialseen bildete einen wesentlichen Faktor im täglichen Leben der Tasmanier (33). Wie wichtig der Sand war, geht daraus hervor, dass alle die grösseren, permanenten Lagerplätze auf sandigem Boden lagen.

Der kalte, wenn trocken harte, wenn nass, schmierige Lehm, das Verwitterungsprodukt der Eruptivgesteine wurde jedenfalls auch mit einem Namen belegt.

Schliesslich sind die Flussschotter, die einen grossen Teil des zur Herstellung der tero-watta nötigen Materials lieferten, jedenfalls von der grössten Bedeutung für die Ureinwohner gewesen, während der moderne Mensch dieselben weniger beachtet.¹⁾

Geologisch gesprochen sind also im besten Falle neun Gesteine und

1) Ich möchte mich beinahe versucht fühlen, das Wort loän-tennina als das tasmanische Wort für Flussschotter, oder Konglomerat anzusehen. Herr Schmidt übersetzt es mit „Steinknochen“; könnte es vielleicht auch „Knochensteine“ heissen? Ich erinnere hier nur an das Wort Nagelfluh. Die aus dem Schotter ragenden Gerölle lassen sich gut mit den Gelenkköpfen der Knochen vergleichen. Diese Interpretation ist gewagt, ich gebe das gerne zu, aber nicht unwahrscheinlich.

deren Verwitterungsprodukte genügend verbreitet,¹⁾ dass sie selbst dem Laien auffallen müssen. Da letzterer aber keinen Unterschied zwischen Diabas und Basalt macht, mudstone und freestone nur deswegen unterschieden werden, weil letzterer als Baustein in Betracht kommt, so reduziert sich die Zahl auf acht, bei den Tasmaniern höchstwahrscheinlich auf sieben, vielleicht sogar auf sechs.

Wenn man hierzu noch den so bedeutsamen „Hornstein“ (im weitesten Sinne des Wortes), dann die Eisenerze zur Herstellung von Röteln, event. auch noch Kohle rechnet, so ergibt sich, dass der Sprachschatz der Tasmanier nur etwa 9 bis 10 Worte zur Bezeichnung von Mineralien oder Gesteinen nebst deren Verwitterungsprodukten kannte.

Es mögen, wie ich darlegte (33) noch einige andere Mineralien mit Namen belegt worden sein, allein sie hatten wie Carneol oder gar Topas so wenig Bedeutung für das Leben der Ureinwohner, dass ich diese Worte mit gewissem Argwohn betrachte. Den ersten Europäern war der schön blutrote Carneol, der sich z. B. in grossen Mengen, aber in kleinen Stückchen in der Nähe von Hobart findet, etwas Merkwürdiges, dem Ureinwohner aber nicht. Das gleiche gilt für den „Topas“. Topas ist in Tasmanien so selten und kommt meines Wissens in grösseren Mengen nur auf der Flinders-Insel²⁾ vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach hielten die ersten Ansiedler alle nur halbwegs durchsichtigen Quarzkrystalle und Quarzgerölle für „Topas“, so dass möglicher Weise Quarz, Topas und „Krystall“ ein und dasselbe Mineral, nämlich „Quarz“ entweder in krystallisierter oder gerollter Form bedeuteten.

Im Leben der Tasmanier spielte dieses Mineral keine Rolle. Quarz oder Bergkrystall lieferte keine brauchbaren tero-watta. Die Spaltbarkeit, namentlich aber den schönen glatten Bruch des Hornsteines, besass der Quarz nicht. Ich habe einige tero-watta aus Quarz gefunden, alle aber waren von rohester Form, niemals fand ich einen, der die schöne, sorgfältige Bearbeitung der Indikalfäche zeigte, die wir so häufig an den aus dunklem Hornstein hergestellten tero-watta beobachten.

Aus all dem geht hervor, dass meine Schlüsse über den geringen Umfang der mineralogischen Kenntnisse der Tasmanier aufs Beste gesichert sind, während Herr Schmidts Anschauung in der Luft schwebt

Wie dem auch sein mag, ob Herr Schmidt und ich in Detailfragen auseinandergehen, darauf kommt es schliesslich nicht an, in der Hauptsache sind wir einig und das ist doch das Wichtigste.

Herr Schmidt hat den etymologischen Nachweis erbracht, dass der Stamm „tero“ die Bedeutung von etwas schneidendem haben muss, und wenn dem Worte „wuta“ die Bedeutung von „scharf“ zukommt, so ist kein Zweifel daran anzunehmen, dass tero-watta tatsächlich ein Schneide-

1) Der für den modernen Menschen so wichtige Kalkstein kam für den Tasmanier nicht in Betracht. Übrigens ist dessen Verbreitung in Tasmanien nicht sehr ausgedehnt.

2) Flinders Island war nicht von den Tasmaniern bewohnt. Sie wurden erst zu Anfang der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts dahin transportiert (11).

instrument im weitesten Sinne des Wortes bedeutet, nicht aber ein Gesteinsname.

Nach Schmidt ist „-na“ das Singular-Suffix des Ost- und Süd-dialektes; ich möchte darum die Frage aufwerfen, welches ist das richtige Wort der tasmanischen Sprache für „Steinwerkzeug“? Einfach tero-na, oder tero-watta, oder wäre im letzteren Fall das Wort tero-na-watta, das richtiger gebildete, und könnte man auch ferner sagen „mora tero-na-watta“, „statt mora tero-na“. Vielleicht beantwortet Herr Schmidt diese Fragen, bis dahin will ich das Wort tero-watta beibehalten, wobei ich dahingestellt sein lassen will, ob nicht tero-na-watta die grammatikalisch richtigere Form wäre.

Herr Schmidt stimmt meiner Ansicht, dass die Tasmanier keine speziellen Instrumente oder Werkzeuge zur Ausführung der fünf Primitiv-operationen hatten, vollständig bei. Ein einziges Werkzeug das tero-watta genügte vollkommen, alle nötigen Operationen auszuführen.

Ich habe diese Ansicht auf Grund des morphologischen Studiums von Tausenden von tero-watta begründet, durch die Überlieferungen und schriftlichen Aufzeichnungen über die Sitten und Gebräuche der Tasmanier weiter gestützt und schliesslich auf Grund des Studiums des Wörterbuches als bewiesen erachtet. Es freut mich ungemein, dass Herr Schmidt auf Grund seiner linguistischen Studien mir in dieser Hinsicht vollkommen beitrith.

Damit wird aber Rutots Theorie, dass die eolithische oder archäolithische Industrie fünf bestimmte Werkzeuge für spezielle Zwecke kannte, hinfällig. Wenn die typische archäolithisch-eolithische Industrie der Tasmanier nur ein einziges Universalinstrument,¹⁾ das allen Zwecken genügte,

1) Ich reklamiere mit aller Entschiedenheit die Priorität das tero-watta als Universalinstrument bezeichnet zu haben. Ich habe Herrn Klaatsch meine Gründe hierfür an Hand meiner Sammlung im Jahre 1906 demonstriert, und ich habe dies ganz ausführlich in meinem am 14. Mai 1907 gehaltenen Vortrage dargelegt, wie aus dem folgenden in der Zeitung „Mercury“ vom 15. Mai 1907 veröffentlichten stenographischen Bericht hervorgeht. Bei der grossen Verwirrung in der Drucklegung der Papers & Proceed. of the Roy. Soc. of Tasmania 1906/07 nach dem Tode Mortons, ist mein Vortrag leider auch verstümmelt worden und ganze Abschnitte wurden ausgelassen, darunter als wichtigster der hier zitierte.

Ich möchte ganz ausdrücklich betonen, dass Herr Klaatsch überhaupt nicht in der Lage sein konnte, eine Ansicht darüber auszusprechen, ob die tasmanischen Archaeolithen Universalinstrumente seien oder nicht. Das geringfügige, von ihm selbst gesammelte Material, dessen besten Stücke ihm Herr Nichols, den Herr Klaatsch gänzlich zu erwähnen vergass, in Melton-Mowbray schenkte, war nicht genügend, eine solche Ansicht zu formulieren. Ich habe sie erst nach sorgfältigem Vergleich von Tausenden von Stücken gewonnen.

Der betreffende Passus lautet:

„The archaeolithe as manufactured by the Tasmanian aborigines was practically a universal instrument among them, serving different purposes occurring in daily life. Their archaeolithic civilization had not yet enabled them to distinguish and to manufacture certain types of implements for special purposes, only the later civilization learnt to produce instruments to serve special purposes.“ Mercury, vol. LXXXVII No. 11594 Hobart, May 15. 1907.

kannte, ist es wahrscheinlich, dass die gleiche Industrie Europas spezielle Instrumente für spezielle Zwecke anfertigte? Ich glaube diese Frage entschieden verneinen zu können.

Ich will nicht im geringsten leugnen, dass die verschiedenen Operationen verschiedene, wohl kenntliche und unterscheidbare Spuren auf den Steinwerkzeugen zurückgelassen haben, und dass man heute noch erkennen kann, welcher Art die Operation war, die mit denselben ausgeführt wurde. Auf Grund meiner Studien an tasmanischen tero-watta muss ich aber entschieden bestreiten, dass die Tasmanier bestimmte Werkzeuge anfertigten, welche speziell nur als Messer, Schaber, Bohrer oder Hackmesser (chopper) verwendet wurden. Was für die Tasmanier gilt, dürfte wohl auch für die Archäolithen Europas gelten.

Der Umriss, die Gestalt mag noch so verführerisch sein, sie mag eine hochvollendete Lanzenspitze oder einen Dolch oder ein Beil darzustellen scheinen, wir wissen aber mit Sicherheit, dass solche Deutungen vollständig falsch und mit den Tatsachen unvereinbar sind (5, 24, 28).

Ich möchte darum auch frühzeitig Verwahrung dagegen einlegen, wenn Herr L. Pfeiffer in seinem sonst so schönen und hochinteressanten Aufsatz¹⁾ über die steinzeitliche Fellbearbeitung tasmanische tero-watta als Vergleichsmaterial zur Stütze seiner Theorie der Halbmondmesser heranzieht. Ich will letztere durchaus nicht bestreiten, im Gegenteil, ich glaube seine Deutung der Halbmondmesser ist vollkommen richtig, aber die tasmanischen Stücke fallen trotz ihrer Halbmondform nicht unter die Kategorie der Halbmondmesser.



Abb. 7.

Der Beweis hierfür ist leicht erbracht, in erster Linie war den Tasmaniern Leder gänzlich unbekannt, zweitens tragen sie keinerlei Kleidung, folglich bedurften sie auch keines speziellen Instrumentes zum Schneiden des Leders. Irgend ein tero-watta war genügend eine Rohhaut zu zerschneiden, falls ein kleineres Stück für ein Beutelchen gewünscht wurde. Im allgemeinen wird aber in diesem Fall das Zerreißen der Rohhaut viel einfacher gewesen sein als das Zerschneiden.

Wie irreführend solche Trugschlüsse aus der Form allein sein können, dafür diene die folgende Figur als Beleg. Man kann sich kaum ein schöneres „Fischmesser“ vorstellen als das nachstehend abgebildete.

Wir wissen aber hinlänglich, und alle Autoren sind sich darin einig, dass die Tasmanier keine Fische verzehrten, im Gegenteil einen grossen

1) Zeitschrift f. Ethnologie, 42. Jahrgang, 1910, Heft VI, S. 858, Abb. 70. (Um Irrtümer zu vermeiden, möchte ich bemerken, dass die betreffenden Stücke nicht aus Mergelschiefer hergestellt sind. Die Gesteine, welche zur Anfertigung der tero-watta Verwendung fanden, habe ich ausführlich beschrieben (33).

Widerwillen gegen diese Nahrung hatten (11). Derartige Werkzeuge, deren sich eine ganze Reihe in meiner Sammlung befinden, als „Fisch“- oder gar „Leder“-Messer zu bezeichnen, um damit deren Verwendung anzudeuten, wäre durchaus verkehrt und mit den Tatsachen nicht vereinbar.

Obschon ich vielfach die Eigenschaft des *tero-watta* und damit auch der Archäolithen ganz ausschliesslich als Werkzeuge betont habe, und ausdrücklich hervorhob, dass dieselben niemals als Waffen verwendet wurden, so ist mit veralteten unrichtigen Auffassungen immer noch nicht aufgeräumt. Mich erinnert die Deutung gewisser Archäolithen als Waffen oder hochspezialisierte Werkzeuge immer an einen alten, seinerzeit hochberühmten Paläontologen, der in seinen Vorlesungen die doppelschalige Koralle *Calceola sandalina* immer noch unter den Brachiopoden aufführte und bemerkte, neuerdings sei der Korallencharakter dieses Fossils nachgewiesen, er ziehe aber vor, dasselbe nach wie vor als ein Brachiopod zu betrachten.

Das ist ja schliesslich auch eine Auffassung, ob damit aber der wahren Erkenntnis, die doch das Endziel jeder wissenschaftlichen Forschung sein muss, geholfen ist, mag dahingestellt bleiben.

Ich möchte darum noch einmal kurz die Hauptcharaktere und die Verwendung der *tero-watta*, die wir als den Typus archäolithischer Werkzeuge auffassen können, zusammenfassen.

Diese sind:

1. Der typische, archäolithische, *tero-watta* ist stets ein Abschlag von einem grösseren Werkstücke (nucleus) (14, 34, 37, 43).

2. Die Trennung des Abschlages vom Werkstück (nucleus) erfolgt stets nach einer Fläche, welche zwischen dem Zentrum des Werkstückes und dessen Oberfläche liegt (43).

3. Dieser Abschlag ist immer beidflächig und meistens auch beiderseitig unsymmetrisch (14, 34, 37, 43).

4. Die beiden Flächen besitzen einen durchaus verschiedenen Charakter, die eine ist glatt und mehr oder weniger flach, niemals bearbeitet, die gegenüberliegende konvex, meist mehr oder minder stark bearbeitet¹⁾ (14, 34, 37, 43).

5. Die glatte Fläche zeigt stets Perkussionserscheinungen (Bulbus, Wellenringe, Radialfissuren usw.), und repräsentiert in bezug auf das Werkstück (nucleus), von welchem das Gesteinsfragment abgeschlagen wurde, die innere Seite. Man kann solche also als Innen-, Perkussions- oder Bulbusfläche bezeichnen. Aus gleich zu besprechenden Gründen ziehe ich vor sie Pollikalfläche zu benennen. Die Bezeichnung Rückenfläche oder gar Rückenseite ist falsch und in keiner Weise logisch begründet (43).

6. Der glatten Fläche gegenüber liegt die konvexe Fläche, die häufig die ursprüngliche Oberfläche des Werkstückes, von welchem das Werkzeug abgeschlagen wurde, repräsentiert. (Vielfach ist letztere durch spätere Bearbeitung verschwunden) (43).

1) Es gibt jedoch gewisse Ausnahmen; siehe (30).

In bezug auf das Werkstück, von welchem das Werkzeug abgeschlagen wurde, repräsentiert dasselbe die Aussenfläche (Perkussionsmarken kommen auf ihr nicht vor, ausgenommen die Negative früherer Abschlüge).

Man kann diese Fläche als Aussen- oder Konvexfläche bezeichnen; ich ziehe vor, sie als Indikalfläche zu benennen.

Es wäre total verkehrt diese Fläche dem Analogon der „Rückenfläche“ folgend als Bauch- oder Ventralfläche zu bezeichnen (14, 43).

7. Eine etwaige Bearbeitung des Abschlags erfolgte stets derart, dass die Schläge von der Pollikalfläche nach der Indikalfläche gerichtet waren. (In sehr seltenen Spezialfällen erfolgte die Bearbeitung in umgekehrter Richtung) (5, 14, 26, 30, 34, 43).

8. Die spätere Form des Werkzeuges ist in erster Linie durch den ursprünglichen Umriss des Abschlages bedingt (43).

Man kann bei den Abschlügen folgende Gruppen unterscheiden (43):

- a) externe Abschlüge,
- b) interne Abschlüge.

10. Die externen Abschlüge zerfallen wiederum in zwei Klassen, solche erster und solche zweiter Ordnung (43).

Externe Abschlüge erster Ordnung besitzen stets nur Pollikal- und Indikalfläche; letztere repräsentiert die ursprüngliche Oberfläche des Werkstückes (diese kann jedoch durch spätere Bearbeitung ganz oder beinahe ganz verschwunden sein).

Externe Abschlüge zweiter Ordnung besitzen drei Flächen, Pollikal-, Indikal- und Perkussionsfläche. Diese entstehen dadurch, dass der Schlag, durch welchen ein frischer Abschlag erzielt wird, auf eine frühere Abschlagsfläche derart auftrifft, dass die Aussenfläche des Werkstückes die Indikalfläche bildet.

Solche Abschlüge haben also stets drei Flächen, nämlich: Pollikal-Indikal- und Perkussionsfläche. Die Perkussionsfläche findet sich am proximalen Ende des Abschlags, d. h. dem Ende, das der den Hammer führenden Hand zunächst liegt, zwischen Pollikal- und Indikalfläche und bildet mit letzterer einen Winkel von annähernd 135° .

An der Pollikalkante der Perkussionsfläche ist meist eine Art Vorsprung, Perkussionsnase zu sehen, welche den Treffpunkt des Hammers bezeichnet, von diesem strahlen die verschiedenen Perkussionsmarken auf der Pollikalfläche aus.

(Die Perkussionsfläche ist häufig durch spätere Bearbeitung stark reduziert) (43).

11. Die internen Abschlüge zerfallen wiederum in zwei Klassen, solche erster und zweiter Ordnung, nämlich:

Interne Abschlüge erster Ordnung entstehen dadurch, dass der Schlag, durch den ein neuer Abschlag vom Werkstück abgetrennt wird, nicht auf die alte Abtrennungsfläche, nach welcher ein externer Abschlag abgetrennt wurde, fällt, sondern auf die Aussenfläche des Werkstückes. Die Indikalfläche eines internen Abschlages erster Ordnung repräsentiert somit eine oder mehrere Flächen, nach welchen frühere Abschlüge abgetrennt wurden.

Ein interner Abschlag erster Ordnung wird also die Reste der ursprünglichen Oberfläche (soweit sie nicht durch spätere Bearbeitung entfernt sind) am proximalen, vielleicht auch am distalen Ende, niemals aber auf der Indikalfäche besitzen.

Interne Abschlüge zweiter Ordnung entstehen dadurch, dass der Hammer eine frühere Abschlagsfläche eines Werkstückes trifft, von welchem zum mindesten zwei externe Abschlüge abgetrennt wurden. Sie haben also wie die externen Abschlüge zweiter Ordnung drei Flächen: Indikal-, Pollikal- und Perkussionsfläche.

Die Spuren der ursprünglichen Oberfläche, wenn solche nicht etwa später entfernt, müssen sich also stets am distalen Ende finden, können aber niemals auf der Indikalfäche auftreten (43).

12. Die wesentliche Bedingung beim Abschlag war die Erzielung einer guten, glatten Abschlagsfläche, aus dem Grunde, weil, wie durch Augenzeugen unwiderleglich bewiesen ist, das tero-watta unabänderlich derart in der Hand gehalten wurde, dass der Daumen auf der flachen Seite auflag. Ich habe diese Fläche daher Pollikalfäche genannt. Was für das tasmanische tero-watta zutrifft, darf wohl mit Fug und Recht für den von ihm ununterscheidbaren Archäolithen Europas gelten. Alle andern Darstellungen, z. B. die noch jüngst durch Pfeiffer gegebene¹⁾, bei welcher der Daumen auf der Indikalfäche aufruht, sind nicht begründet²⁾ (1, 3, 14, 30, 34, 43).

13. Das tero-watta war ganz ausschliesslich ein Werkzeug für den täglichen Gebrauch, aber keine Waffe und niemals geschäftet. Was für das tasmanische Werkzeug gilt, dürfte wohl auch für den europäischen Archäolithen zutreffen; es ist darum müssig, Pfeil und Lanzenspitzen, Beile und Dolche unter den Archäolithen erkennen zu wollen. (14, 24, 28, 34).

14. Eine Spezialisierung des tero-watta für bestimmte Gebrauchszwecke existiert nicht. Irgend ein Werkzeug konnte und wurde zum Schneiden, Schaben, Hacken, Schlagen oder Bohren verwendet, je nachdem es das augenblickliche Bedürfnis erheischte. (28, 34, 41) Eine Spezialisierung der Werkzeuge und die Verwendung des Steines zu Waffen lässt sich erst mit dem Eintritt der paläolithischen Zeit nachweisen. Während der ganzen archäolithischen Zeit war und blieb das Steinwerkzeug ein Universalinstrument des täglichen Gebrauches.

1) Diese Zeitschr. 1910, S. 886 Abb. 109a.

2) Ich kann darum nicht verstehen wie Pfeiffer, der den schönen, gehaltvollen Gedanken zum Ausdruck bringt: „Abb. 85 ist hier wiedergegeben, um zu zeigen, wie schwierig es sein wird, heute rückwärts die Gebrauchsweise von alten Werkzeugen zu deuten“ (l. c. 853) an der gedankenlos angenommenen Festhaltung des ungeschäfteten Archäolithen in der Hand des modernen Menschen festhält. Es ist doch noch lange nicht bewiesen, dass, weil der moderne Mensch einen Archäolithen so hält, wie er ihm in der Hand bequem liegt, der archäolithische Mensch das gleiche getan hat. Das Beispiel des archäolithischen Tasmaniers beweist, dass das tero-watta in einer Weise zwischen den Fingern festgehalten wurde, auf die der moderne Mensch nur schwer verfallen würde.

15. Das *tero-watta* wurde im wesentlichen in der Zurichtung der hölzernen Wurfspere und kurzen Wurfstöcke verwendet und diente meist zum Schaben, Glätten und Zuspitzen derselben. Weitere Verwendung fand es beim Zerlegen des Fleisches, eventuell Abtrennung der Felle, zum Schaben des Rötels, zum Einhauen der Kerben in die Rinde beim Erklettern der Bäume, zum Abschneiden der Haupthaare der Frauen und der Produktion von Schmucknarben bei den Männern. Untersuchungen über die Grössen und Gewichtsverhältnisse haben bewiesen, dass das *tero-watta* keinesfalls zu schwerer Arbeit geeignet war. Wie weit diese Verwendung auf den europäischen Archäolithen zutrifft, will ich nicht entscheiden. Sicher ist wohl nur, dass der archäolithische Mensch Europas seine hölzernen Wurfspiesse damit herstellte. Der Archäolith wird wohl auch beim Abhäuten der Tiere eine Rolle gespielt haben, und wenn man annimmt, dass im Gegensatz zu dem unbekleideten Tasmanier die europäischen Archäolithiker mit Fellen bekleidet waren, so ist die Verwendung des Archäolithen zum Schaben der Häute sehr naheliegend.

Literatur.

1. 1873. James Scott, Letter to J. W. Agnew Esq. Hony, Sec. Roy. Soc. Tasmania. Monthly Notices of Papers and Proceedings of the Royal Soc. of Tasmania June, July, August 1873 pag. 24. (Dieser Brief ist eine der wichtigsten Quellen in Bezug auf den Gebrauch und die Handhabung des *tero-watta*)
2. 1875. James Scott, Monthly Notices of Pap. and Proceed Roy Soc Tasmania, June, July, August 1875 pag. 41. (Enthält die kurze Mitteilung betreff. der angeblichen Werkplätze Stokers Bottom und Dismal Creek; die August-Sitzung des Jahres 1874 enthält keinen Hinweis auf das „Grab“, von dem Scott in der gleichen Notiz spricht).
3. 1876. James Scott, An aboriginal stone implement from Mount Morriston. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 70. (Diese in den Proceedings versteckte Notiz ist von grösster Wichtigkeit. Scott states „That the natives held the stones with the thumb on the flat surface the rounded side resting in the palm of the head.“ In Ling Roth's Verzeichnis ist diese Literaturangabe irrthümlich unter „Shillington“ angeführt.
4. 1878. R. Brough Smyth, The Aborigines of Victoria vol. II. Appendix: The Aborigines of Tasmania pag. 400 407.
5. 1888. R. M. Johnston, Systematic Account of the Geology of Tasmania, pag. 334 - 337.
6. 1890 H. Ling Roth, The Aborigines of Tasmania 1st ed.
7. 1890. Joseph Milligan, Vocabulary of the Dialects of some of the Aboriginal Tribes of Tasmania. Hobart, Government Printing Press. Zweiter Nachdruck der ursprünglich im Jahre 1859 im zweiten Teile des III. Bandes der Pap. and Proceed. of the Roy. Soc. of Tasmania pag. 239 - 282 erschienenen Arbeit: ein erster Nachdruck wurde im Jahre 1866 gemacht. Der Nachdruck enthält eine Liste von Worten, die im Jahre 1826 von Thomas Scott gesammelt wurden, dem Original aber fehlen.
8. 1893. E. B. Tylor, On the Tasmanians as Representatives of Palaeolithic Man. Journ. Anthrop. Inst. XXIII.
9. 1894. E. B. Tylor, On the occurrence of ground Stone implements of Australian type in Tasmania. Journ. Anthrop. Inst. XXIV pag. 335 340.
10. 1897. James B. Walker, Notes on the Aborigines of Tasmania extracted from the Manuscript Journals of George Washington Walker. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 145.

11. 1899. H. Ling Roth, *The Aborigines of Tasmania*. 2st. ed. pag. 145–152. (Siehe hierselbst auch die Einleitung von Edward B. Taylor.)
12. 1900. James B. Walker, *The Tasmanian Aborigines*, Hobart, Government Printing Office, pag. 1–9. (Eine kleine separat erschienene Broschüre eines Parl. Paper.)
13. 1901. J. E. Calder, *Language and Dialect spoken by the Aborigines of Tasmania*. Parliament of Tasmania. Parl. Paper No. 69.
14. 1906/07. F. Noetling, *Notes on the Tasmanian Amorpholites*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 1–37.
15. 1907. H. Klaatsch, *Schlussbericht über seine Reise nach Australien in den Jahren 1904–1907*. Zeitschr. f. Ethnologie, 39. Jahrg., Heft IV u. V S. 685–686.
16. 1907. A. Rutot, *Un Grave Problème*. Bull. d. l. Soc. Belge de Geol. Pal. et Hyd. vol. XXI pag. 3–46.
17. 1907. F. Noetling, *The Native Quarry on Coal Hill near Melton Mowbray*. *The Tasmanian Naturalist* vol. I No. 2, September pag. 14–15.
18. 1907. F. Noetling, *Some Implements of the Tasmanian Aborigines*. *The Magic Stones* Ebenda vol I No. 3 Dezember pag. 1–6.
19. 1908. F. Noetling, *Notes on a Chipped Boulder found near Kempton*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 1–9, pl. I and II.
20. 1908. F. Noetling, *The Native Quarry of Syndal near Ross*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 44–52, pl. III and IV.
21. 1908. Hermann B. Ritz, *On Dr. Noetlings Conclusions respecting the Aboriginal Designations for Stone Implements*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 68–72.
22. 1908. Hermann B. Ritz, *An Introduction to the study of the Aboriginal Speech of Tasmania*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 73–83.
23. 1908. F. Noetling, *A Native Burial Ground on Charlton Estate near Ross*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 36–42, pl. V.
24. 1908. F. Noetling, *The Aboriginal Designations for Stone Implements*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 60–67.
25. 1908. H. Klaatsch, *die Steinartefakte der Australier und Tasmanier verglichen mit denen der Urzeit Europas*. Zeitschr. f. Ethnologie, 40. Jahrg., Heft 3. S. 407–427.
26. 1908. M. Verworn, *Ein objektives Kriterium für die Beurteilung der Manufactur natur geschlagener Feuersteine*. Zeitschr. f. Ethnologie, 40. Jahrg., Heft 4. S. 548–558.
27. 1908. F. Noetling, *Sind die craquelierten Feuersteine aus dem Oligocän von Thenay als Artefakte aufzufassen?* Centralblatt f. Min., Geol. u. Pal. No. 24. S. 748–753.
28. 1909. F. Noetling, *Kannte die tasmanische Sprache spezielle Worte zur Bezeichnung der verschiedenen Gebrauchsart der Archäolithischen Werkzeuge?* Zeitschr. f. Ethnologie, 41. Jahrg., Heft 2 S. 199–208.
29. 1909. F. Noetling, *Weitere Mitteilungen über craquelierte Archäolithen aus Tasmanien*. *Neue Jahr. f. Min., Geolog. u. Paläont.* 1909 B. I S. 73–76. (Keine Tafeln.)
30. 1909. F. Noetling, *A Peculiar Group of Trowattas*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 1–8 Pl. 1–III.
31. 1909. F. Noetling, *Red Ochre and its use by the Aborigines of Tasmania*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 30–38 Pl. IV.
32. 1909. F. Noetling, *Preliminary Note on the Rocks used in the Manufacture of the Tronattas*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 85–102.
33. 1909. F. Noetling, *Notes on the Names given to Minerals and Rocks by the Aborigines of Tasmania*. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 102–123.
34. 1909. F. Noetling, *Studien über die Technik der tasmanischen Tronatta*. *Archiv f. Anthropologie*. Neue Folge, Bd. VIII Heft 3 S. 197–207.

35. 1909. Hermann B. Ritz, The Speech of the Tasmanian Aborigines. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 44—81.
36. 1910 F. Noetling, The Antiquity of Man in Tasmania. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 231—261 Pl. I and II.
37. 1910. F. Noetling, Comparison of the Tasmanian Tronatta with the Archaeolithic Implements of Europe. Pap. and Proceed. Roy. Tasmania pag. 265 bis 278 Pl. III—VI.
38. 1910. F. Noetling, The Food of the Tasmanian Aborigines. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 279—305.
39. 1910. James Norman, The Norman Manuscript, Vocabulary of the Tasmanian Language. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 333—342. (Ein vollständiger Nachdruck des Original-Manuskriptes.)
40. 1910. Hermann B. Ritz, Notes on the Norman Manuscript. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 343—345.
41. 1910. P. W. Schmidt, Die tasmanischen Worte zur Bezeichnung archäolithischer Werkzeuge. Zeitschr. f. Ethnologie 42. Jahrg. Heft VI S. 915—919.
42. 1911. F. Noetling, Das Alter des Menschengeschlechtes in Tasmanien. Neues Jahrb. f. Min., Geolog. u. Palaeont. Jahrg. 1911 Beilage Band XXXI S. 303 bis 341 Taf. V—IX.
43. 1911. F. Noetling, Notes on the marks of Percussion on Silicious Rocks. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 1—20.
44. 1911. F. Noetling, The manufacture of the Tero-watta. Pap. and Proceed. Roy. Soc. Tasmania pag. 38—61 Pl. V—VIII.
45. 1911. F. Noetling, Notes on the Hunting Sticks (Lughrana) Spears (Perenna) and Baskets (Taghbrana) of the Tasmanian aborigines. Pap. and Proceed. Royal Soc. Tasmania pag. 64—98 Pl. VIII—XIV.
46. 1911. F. Noetling, Further Notes on the Habits of the Tasmanian aborigines Pap. and Proceed. Royal Soc. Tasmania pag. 99 Pl. XV—XVIII.

Anmerkung: Die ältere Literatur bis 1899 findet sich vollständig in H. Ling Roth, Aborigines of Tasmania 2nd ed.

Fünfter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten.

Von

Robert Beltz-Schwerin.

(Hierzu eine Kartenbeilage.)

Die Latènefibeln.

Die Herstellung einer Karte, welche die Verbreitung der Latènefibeln in Deutschland in der bewährten Art der früheren Karten der Bronze-äxte usw. zeigen sollte, ist auf der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Görlitz 1906 beschlossen worden und von A. Lissauer in gewohnter Rührigkeit sogleich in die Hand genommen. Der Entwurf der Fragebogen, die erste vorläufige Feststellung der Typen ist Lissauers Werk; auch die ersten Eintragungen der allmählich eingehenden Sammlungsberichte in das Hauptverzeichnis hat er noch vollzogen.

Nach Lissauers Tode am 30. Sept. 1908 hat erst A. Goetze, dann nach Beschlussfassung auf der Versammlung in Posen 1909 der Herausgeber die Weiterarbeit übernommen. Ihr Abschluss war nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den ausgezeichneten Forscher und treuen Kollegen, sondern versprach auch eine wesentliche Förderung der prähistorischen Forschung, in der die Latènefibeln sich seit Jahrzehnten als wirksame Leitformen bewährt haben. Die Veröffentlichung hat sich über Erwarten lange hinausgeschoben, da sich bei der Beschaffung des Materials Schwierigkeiten herausstellten und die Bearbeitung desselben ergab, dass die Lissauerschen Typen den Formenbestand nicht ausreichend umschrieben. Es musste der Versuch gemacht werden, die Formenelemente, aus denen sich die unübersehbare Fülle der Latènefibeltypen zusammensetzt, festzulegen und die einzelnen Exemplare danach zu beschreiben.

Die Anordnung der Karte folgt den früher erschienenen; die Übersichtlichkeit ist wesentlich geringer, da es sich hier um Eintragungen von zeitlich streng geschiedenem Material handelt. Die Eintragungen sind nach typologischem Schema, nicht nach chronologischem erfolgt. Dass das Frühlatènefibelschema sich nicht mit der Frühlatèneperiode deckt usw., ist bekannt, aber nicht überflüssig zu betonen.

Seitdem Hans Hildebrand den Namen Latène für die von ihm zuerst umschriebene Kulturgruppe eingeführt und das Fibelmaterial nach seinen formalen Charakteren geschieden hat¹⁾, ist die Latènefibel für chronologische und auch ethnische Gliederung ein Lieblingsstück der prähistorischen Forschung geworden. Allgemeine Gültigkeit hat die Einteilung von Otto Tischler²⁾ gewonnen. Tischlers Schema war bekanntlich das folgende:

I. Freies Schlussstück (Knopf, Ring, Scheibe, diese oft mit Koralle). — Kirchhöfe der Champagne, Hügel der Franche-comté und des Rheinsargebiets, Grabfunde der Schweiz, Duxer Quelfund, Böhmen, Westungarn. — An jüngste Hallstätter (Schlangen-, Paukenfibeln usw.) zeitlich anschliessend.

II. Verbundenes Schlussstück. — La Tène, Norddeutschland, Schweden, von Frankreich bis Ungarn allgemein.

III. Schlussstück in der Verlängerung des Bügels liegend und selbst den Fuss (Rahmen) bildend. — Ganz Mitteleuropa.

Die drei Konstruktionstypen wurden als Leitformen dreier Perioden, der Früh-, Mittel- und Spätlatènezeit aufgefasst, von denen I in das vierte, II in das dritte und zweite Jahrhundert, III in das letzte vorchristliche Jahrhundert gesetzt wurden.

Einige Verschiebungen im Schema Tischlers, wie sie die neu erschlossenen Materialien erforderten, hat Paul Reinecke vorgenommen³⁾: den drei Tischlerschen ist eine vierte Anfangsstufe vorgesetzt (A), charakterisiert durch Masken- und Vogelkopffibeln, die auf griechische Einflüsse zurückgehen; sodann ist im einzelnen der Nachweis geführt, dass keines der drei Tischlerschen Schemata auf die betreffende Kulturperiode beschränkt ist, indem einzelne Typen des Schema überhaupt erst der folgenden Periode angehören (das Frühlatèneschema Variante E dem Mittelatène, das Mittelatèneschema Variante J dem Spätlatène, mehrere Spätlatèneformen der „früh-römischen“ Periode), andere, besonders in Norddeutschland, lokale Nacharbeiten jüngerer Zeit darstellen. Die Tischlerschen zeitlichen Grenzen haben sich im ganzen bewährt. Reinecke A ist rund 500 bis 400, B (= Tischler I) 400–300, C (= Tischler II) 300–120, D (= Tischler III) 120–50 nach Chr. anzusetzen.

Wir behalten im folgenden die hergebrachte Tischlersche Zählung bei und fügen die Reineckesche Anfangsstufe mit A hinzu, also A = Anfangsstufe, I = Frühlatène (Reinecke B), II = Mittelatène (Reinecke C), III = Spätlatène (Reinecke D).

Eine Zusammenstellung des gesamten Schweizer Materials an eisen-

1) Bidrag til spännets historia in Antiquarisk tidskrift för Sverige IV. Stockholm 1872.

2) Vorbereitet in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV. 1881 S. 47, durchgeführt in einem Beitrag zu A. B. Meyer, Gurina 1885 S. 15 und Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1885 S. 157.

3) Mainzer Festschrift 1902 S. 53, Korrespondenzblatt der deutschen anthropol. Gesellsch. 1903 S. 36; Lindenschmit Altertümer, Band V mehrfach.

zeitlichen Fibeln, die auch für deutsche Verhältnisse wertvoll ist, gab David Viollier¹⁾.

Die zahlreichen Übergangsformen von Latènefibeln zu den Typen der römischen Zeit hat O. Almgren²⁾ musterhaft behandelt.

In der Beschreibung der Fibeln hat sich im allgemeinen die von Tischler eingeführte Terminologie eingebürgert, die hier mit seinen eigenen Worten gegeben sein mag³⁾.

„Die Hauptbestandteile der Fibel sind der Dorn oder die eigentliche „Nadel“, welche das Gewand durchsticht und der „Bügel“, welcher die Nadelspitze festhält und der soweit zurücktritt, dass er die Falte aufnehmen kann. Als Normalstellung betrachte ich die, wo die Nadelspitze nach unten gerichtet ist, Bügel und Nadel mit dem Auge in eine Vertikallinie und zwar die Nadel entfernter Beim Gebrauch war die Stellung eine andere: Die Nadel lag horizontal oder ging mit der Spitze schräg nach oben; wir sind aber gewöhnt, die meisten Fibeln in der oben angenommenen Grundstellung zu betrachten. Der unterste Teil des Bügels, welcher dazu dient, die Nadel festzuhalten, heisst der „Fuss“. In vielen Fällen lässt sich die Öse oder der Falz, worin die Nadel liegt, als ein besonderes Glied desselben, den „Nadelhalter“ auffassen, während bei der einfachsten Form Fuss und Nadelhalter ganz zusammenfallen. — Die Verbindungsstelle zwischen Bügel und Nadel ist der „Kopf“. Es ist eine einfache oder mehrfache spiralartige Kreiswindung (in letzterem Falle „Spiralrolle“ oder einfach „Rolle“ genannt) Der zwischen Kopf und Fuss liegende gekrümmte Teil des Bügels ist der „Hals“. In den Fällen, wo derselbe den grössten Teil des Bügels bildet, möchte ich auch die Bezeichnung „Bogen“ vorschlagen Es findet sich auch ein rein dekorativer Fortsatz des Fusses, den wir das „Schlussstück“ nennen wollen.“ Im folgenden sind die Abbildungen in Horizontalstellung gegeben, da diese die für die Latènefibeln wesentlichen Züge besser erkennen lässt, für „Hals“ oder „Bogen“ einfach „Bügel“ eingesetzt und das Schlussstück mit Nadelhalter als „Fuss“ bezeichnet.

Die Befestigung der Fibel geschieht durch eine federnde Nadel; diese geht aus Spiralwindungen hervor, welche entweder unmittelbar eine Fortsetzung des Bügels bilden („eingliedrige“ Form) oder sich um eine Achse wickeln, welche am Bügelkopfe durchgesteckt wird („zweigliedrige“ Form), die Sehne liegt aussen am Bügelkopf oder lehnt sich, gewöhnlich in Halbkreisform, an die untere (innere) Seite des Bügelkopfes an („Armbrustkonstruktion“). Das jüngste Glied der Entwicklung der eingliedrigen Fibeln war die Certosafibel (mit einseitiger Spirale⁴⁾); die Armbrust-

1) Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N. F. IX. 1907 S. 8 usw.

2) Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Stockholm 1897.

3) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV, 1881 S. 51. Ähnlich in A. B. Meyer, Gurina 1885 S. 15.

4) Einseitige Spiralen erscheinen an Latènefibeln nur in den früheren Stufen: vgl. den Typ zu ●; die Stücke Mainz (Weisenau) aus Latène III (Lindenschmit V, 342) und Hohenwarthe, Kr. Jerichow (ebd. 389), sind exceptionell.

konstruktion ist allgemein an den jüngerhallstättischen Typen; beide haben auf die Latënefibeln gewirkt, an denen von Anfang an beide Konstruktionsarten auftreten. Auch der Unterschied der äusseren und inneren Sehnenlage hat im allgemeinen keine chronologische Bedeutung¹⁾. Dagegen bleibt der Sehnenhaken der ganzen Latëne-Typenreihe fremd.

Bei der Aufzählung ist folgende Reihenfolge der Landschaften innegehalten, aus der im allgemeinen auch die Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen sich ergeben wird.

I. Westliche und südliche Gruppe.

Rheinprovinz, Reg.-Bez. Wiesbaden, Grossherzogtum Hessen, Rheinpfalz, Elsass, Baden, Hohenzollern, Württemberg, südliches Bayern (Schwaben, Oberbayern, Niederbayern), nördliches Bayern (Oberpfalz, Ober-, Mittel- und Unterfranken).

II. Mittlere Gruppe.

Reg.-Bez. Cassel, Thüringische Staaten, Prov. Sachsen (südlicher Teil), Anhalt, Königreich Sachsen, Schlesien.

III. Nördliche Gruppe.

Westfalen, Hannover, kleinere nordwestdeutsche Staaten, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Provinz Sachsen (nördlicher Teil) Brandenburg, Pommern, Westpreussen, Ostpreussen, Posen.

Von ausserdeutschen Funden ist das Schweizer Material nach literarischen Quellen mit bearbeitet, auch das böhmische zum grossen Teil, aus Österreich sonst nur einige Beispiele.

Eine Vollständigkeit ist leider auch für Deutschland nicht erreicht; nicht von allen Sammlungen sind die erbetenen Verzeichnisse erhältlich gewesen; die unten gegebene Aufzählung der Sammlungen wird die Lücken erkennen lassen; diejenigen, deren Bestand nur nach Publikationen oder bei gelegentlichen Besuchen aufgenommen ist, sind mit einem * bezeichnet.

Sammlungen.

Ansbach, Sammlung des Historischen Vereins für Mittelfranken.

* Arnstadt, Museum.

* Arolsen, Hofbibliothek.

* Augsburg, Maximiliansmuseum.

Bamberg, Sammlung des Geschichtsvereins.

* Bayreuth, Altertümersammlung.

Berlin V. K. = Königliches Museum für Völkerkunde.

Berlin M. M. = Märkisches Provinzialmuseum der Stadt Berlin.

* Bern, Historisches Museum und Universitätssammlung.

* Biel, Museum.

1) Siehe z. B. Lindenschmit A. V., 539, 540, wo an zwei fast gleichen Exemplaren desselben Grabes (Nierstein) das eine äussere, das andere innere Sehne hat.

- Birkenfeld, Landesmuseum des Fürstentums.
 *Bonn, Provinzialmuseum.
 Braunschweig H. M. = Herzogliches Museum.
 Braunschweig St. M. = Städtisches Museum.
 *Bregenz, Vorarlberger Museum.
 Bremen, Mus. f. Natur- usw. Kunde.
 Breslau, Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.
 Bromberg, Städtisches Museum.
 Budweis, Museum.
 Burg, Altertümersammlung.
 *Bydzw (Böhmen), Museum.
 Cassel, Königliches Museum.
 *Chur, Museum.
 Coblenz, Museum des Kunstgewerbe- und Altertumsvereins.
 *Coburg, Altertümersammlung.
 Colmar, Städtisches Museum.
 Cöln, Städtische Prähistorische Sammlung.
 Danzig, Provinzialmuseum.
 Darmstadt L. M. = Landes-Museum.
 *Darmstadt Gr. K. = Grossherzogliches Kabinetmuseum.
 *Detmold, Naturhistorisches Museum.
 Dillingen, Sammlung des historischen Museums.
 Dresden, Kgl. Prähistorische Sammlung.
 Bad Dürkheim, Altertümersammlung.
 *Dux, Schlossmuseum.
 *Eichstädt, Altertümersammlung.
 *Eisleben, Sammlungen des Mansfelder Geschichtsvereins.
 Erfurt, Sammlung des Geschichtsvereins.
 Forchheim, Altertümersammlung.
 *Frankfurt a. M. V. M. = Museum für Völkerkunde.
 *Frankfurt a. M. H. M. = Historisches Museum.
 Freiburg i. Baden, Städtische Altertümersammlung.
 Freising, Sammlung des historischen Vereins.
 Freienwalde a. O., Gymnasialsammlung.
 *St. Gallen, Museum.
 Geestemünde, Städtisches Morgensternmuseum.
 *Genthin, Altertümersammlung.
 Gera, Städtische Altertümersammlung.
 Giessen, Museum.
 Gotha, Herzogliches Museum.
 Göttingen, Städtisches Museum.
 Graudenz, Altertümersammlung.
 Greifswald, Altertümersammlung.
 Grimma, Altertümersammlung.
 *Guben, Städtisches Museum.
 Gunzenhausen, Altertümersammlung.
 Hall, Schwäb.-, Städtisches Museum.

- Halle a. S., Sächsisches Provinzialmuseum.
 Hamburg, Museum für Völkerkunde.
 Hannover, Provinzialmuseum.
 Heilbronn, Städtisches Museum.
 *Heidelberg, Städtisches Museum.
 Heidenheim a. Br., Altertümersammlung.
 Hildesheim, Städtisches Museum. Hohenleuben S. Reichenfels.
 Jena, Germanisches Museum.
 Ingolstadt, Städtisches Museum.
 Karlsruhe, Grossherzogliche Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde.
 Kelheim, Sammlung des Historischen Vereins.
 Kiel, Museum vaterländischer Altertümer.
 *Klagenfurt, Museum.
 *Klatau (Böhmen), Museum.
 *Kolin (Böhmen), Altertümersammlung.
 Königsberg i. Ostpr., Vereinigte Sammlungen der Prussia und der physikal.-ökonomischen Gesellschaft.
 Konstanz, Rosgartenmuseum.
 *Kopenhagen, Nationalmuseum.
 Gr. Kühnau (Anhalt), Sammlung im Schloss.
 *Laibach, Museum.
 Landshut, Sammlung des Historischen Vereins für Niederbayern.
 *Laun (Böhmen), Altertümersammlung.
 *Lausanne, Museum.
 Leipzig, Museum für Völkerkunde.
 *Liesthal (Schweiz), Altertümersammlung.
 Lübeck, Städtisches Museum.
 Lüneburg, Städtisches Museum.
 *Luzern, Museum.
 Magdeburg, Städtisches Museum.
 Mainz, Städtisches Museum.
 Mannheim, Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins.
 Meiningen, Sammlung des Hennebergischen Vereins.
 *Mühlhausen i. Th., Altertumsmuseum.
 München St. S. = Prähistorische Staatssammlung.
 *München N. M. = Nationalmuseum.
 Münster, Provinzialmuseum.
 Neubrandenburg, Sammlung des Altertumsvereins.
 *Neuchâtel, Städtisches Museum.
 *Neuhaldensleben, Sammlung des Allervereins und des Gymnasiums.
 *Neumarkt, Sammlung des Historischen Vereins für die Oberpfalz.
 *Neuruppin, Ziethenmuseum.
 *Neustrelitz, Grossherzogliche Altertümersammlung.
 Nördlingen, Museum.
 Nordhausen, Städtisches Museum.
 *Nürnberg G. M. = Germanisches Museum.

- Nürnberg N. G. = Sammlung der naturforschenden Gesellschaft.
 Oldenburg, Herzogliches Museum.
 Olmütz, Historisches Museum.
 *Pilsen, Altertümersammlung.
 Posen K. F. = Kaiser-Friedrich-Museum.
 *Posen, Polnisches Museum.
 *Prag, Museum Regni Bohemiae.
 Prenzlau, Sammlung des Uckermärkischen Geschichts- und Altertumsvereins.
 *Pyrmont, Altertümersammlung im Kurhaus.
 *Quedlinburg, Altertümersammlung.
 Regensburg, Ulrich-Museum, Sammlung des hist. Vereins für Oberpfalz und Regensburg.
 Reichenfels b. Hohenleuben, Museum des Voigtländischen Altertumsvereins.
 Reichenhall, Museum.
 *Römhild, Altertümersammlung.
 *Salzburg, Museum Carolino-Augusteum.
 Salzwedel, Altertümersammlung.
 Schwerin i. M., Grossherzogliches Museum.
 *Sigmaringen, Fürstliche Altertümersammlung.
 Sondershausen, Museum.
 Speyer, Historisches Museum der Pfalz.
 Stendal, Altmärkisches Museum.
 Stettin, Sammlung des Vereins für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 *Stralsund, Städtisches Museum.
 Strassburg i. E., Museum elsässischer Altertümer.
 Straubing, Altertümersammlung.
 Stuttgart, Königliche Altertumssammlung.
 Thorn, Städtisches Museum.
 Traunstein, Sammlung des Historischen Vereins des Chiemgaus.
 *Trient, Museum.
 Trier, Provinzialmuseum.
 *Vevey, Altertümersammlung.
 Weissenburg i. Mittelfranken, Altertumssammlung.
 St. Wendel, Altertümersammlung.
 Wernigerode, Fürst-Otto-Museum.
 *Wien, Naturhistorisches Hofmuseum.
 Wiesbaden, Nassauisches Landesmuseum (Städtisches Museum).
 Worms, Städtisches Pauluseum.
 Würzburg, Sammlung des historischen Vereins.
 *Yverdon, Altertümersammlung.
 Xanten, Altertumsmuseum.
 Zerbst, Sammlung im Rathaus.
 Zerbst, Sammlung im Schloss.
 *Zürich, Schweizer Landesmuseum.

Abkürzungen.

- B** = Bügel.
Br = Bronze.
E = Eisen.
F = Fuss.
S = Sehne.
V = Variante.
Fundber. = Fundberichte aus Schwaben.
Knorr = Knorr, Friedhöfe der älteren Eisenzeit. Kiel 1910.
Korrespondenzblatt = Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft.
Lindenschmit A. = Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.
Much, Atlas = Much, Prähistorischer Atlas von Österreich-Ungarn 1889.
N. d. A. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
Pič = Starožitnosti země České II Čechy na úsvitě dějin 1. Prag 1902.
Quilling = Quilling, Der Nauheimer Grabfund, Frankfurt 1903.
P. Z. = Prähistorische Zeitschrift.
Reinecke, Festschrift = Festschrift des römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz 1902.
Tischler = Tischler, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV. 1881.
Undset = Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 1882.
Viollier = Viollier, Etudes sur les fibules de l'âge du fer trouvées en Suisse, Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde. N. F. 1907. IX.
VAM. = Beltz, Vorgeschichtliche Altertümer von Mecklenburg-Schwerin.
VAPS = Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen.
VATH = Goetze, Hoefler, Zschiesche, Vorgeschichtliche Altertümer von Thüringen.
Voss = Voss und Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus Brandenburg 1887.

Die Formgebung der Latènefibeln.

An Einzelheiten in bezug auf die Bildung der Sehne und Achse, welche für alle vier Stufen gelten: der Durchmesser der Sehne ist oft ziemlich gross (S 1; siehe z. B. unten die Exemplare von Kl. Schweinitz, Abb. 9 und Beilngries, Abb. 13); die Zahl der Spiralwindungen wird gelegentlich, besonders in den norddeutschen Nacharbeiten recht beträchtlich, bei der höheren Form der Mittellatènefibel bis 20 auf jeder Seite (S 2 = mehr als sechs Windungen, Beispiele von Butzow, Osterburg, Helmshagen, unten Abb. 28, 62, 64, 65); die Sehne wird um den Bügel gewickelt (S 3. Beispiele von Dux¹⁾, und Butzow, Abb. 17, 28); an den Enden der Achse werden Kugeln angebracht (S 4; Beispiel in Abb. 4—6, 64).

1) Besonders künstlich Letky (Böhmen) Pič Taf. 15, 6.

1. Stufe A. Fibeln mit figürlichem Schmuck.

1. Maskenfibeln ●

Der ältesten Gruppe der Latènefibeln hat P. Reinecke¹⁾ ihre zeitliche und stilistische Stellung zugewiesen. Sie sind danach in eine den Tischlerschen Perioden voraufgehenden Stufe (Reinecke A) zu setzen, die etwa dem fünften Jahrhundert entspricht. Räumlich lassen sich zwei Gebiete scheiden: Nordostbayern, das südliche Thüringen, Böhmen; und die südliche Rheinprovinz, besonders die Gegend der Saar. Ihr Charakterzug ist die figurale Verzierung, und zwar gehören die typologisch ältesten, die „Maskenfibeln“, dem östlichen Gebiete an.

Hier ist deutlich die Entstehung ihrer Form aus dem Schema der Certosafibel (Jungfernteinitz z. B. hat noch die einseitige Sehne der Certosafibel); diese ältesten enthalten auch den reichsten Schmuck in kräftiger Plastik, griechisch-archaische Motive (Adler, Greif, Gesichter, sog. Masken, z. T. mit Tierohren oder Hörnern, auch mit Kegelhaube, Widder- und Schwanenköpfe, klassische Ornamente: Voluten, Spiralranken, Schuppenmuster). Es sind bisher nur zwei reicher verzierte bekannt geworden: von Jungfernteinitz in Böhmen (als Typ abgebildet Abb. 1²⁾) und von Parsberg. Eine Verkümmerng ist es schon, dass sich der Schmuck auf Masken

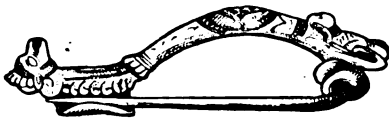


Abb. 1. Jungfernteinitz (Böhmen).



Abb. 2. Kyschitz (Böhmen) Var. A.

beschränkt (Var. A; Kyschitz in Böhmen Abb. 2³⁾), die schliesslich allein ein Fussornament bilden (Zerf, Monsheim, Riekofen, Emhof). — Dem Westen eigen sind die „symmetrischen“ Fibeln (Schema der Var. B), von denen die von Weisskirchen und Budenheim hierher gehören.

Die Zahl der Maskenfibeln ist gering, und sie beschränken sich im wesentlichen auf die beiden genannten Gebiete; ein isoliertes Stück stammt von Niederschönhausen bei Berlin.

2. Tierkopf- (sp. Vogelkopf-) Fibeln. †

Aus der Maskenfibel ist die Vogelkopffibel hervorgegangen⁴⁾. Im allgemeinen beschränkt sich das Figürliche auf das Fussende; nur gelegentlich ist an der tierkopffartigen Gestaltung des Bügelkopfes und seitlichen Einkerbungen desselben (vgl. Abb. 8) der Gang der Entwicklung verfolgbar.⁵⁾ — Das Material ist ganz überwiegend Bronze; eiserne Fibeln dieser Stufe sind recht selten. (Beispiele von Schwenderöd, Walkersbrunn, Kl. Gleichberg 124, 145, 206).

1) Reinecke, Festschrift S. 54, Lindenschmit A. V, S. 284.

2) Pič S. 22.

3) Reinecke, Festschrift S. 73.

4) Vgl. Reinecke a. a. O. S. 75.

5) Vgl. auch Matzhausen, Pöfersdorf † 86. 109.

Die Sehnenkonstruktion wechselt ohne erkenntliche Regel: derselbe Bügel- und Fusstyp kommt eingliedrig mit äusserer Sehne (diese häufig bei S 1) und zweigliedrig, mit innerer Sehne und Kugeln an der Achse vor, doch sind längere Achsen (S 2) selten.

Die Form ist gedrungener: es herrschen vor starke geschwollene Bügel; diese sind flach gewölbt, meist hohl „kahnförmig“ (B 1, Abb. 3, Streitberg Fränkische Schweiz¹⁾, siehe auch Walkersbrunn Abb. 6) oder geschweift „S-förmig“ (B 2, Abb. 4 von Darshofen in der Oberpfalz²⁾), vgl. auch Abb. 9 von Kl. Schweinitz, Kr. Liegnitz; seltener, eine Reminiszenz jung-hallstädtischer Typen, paukenförmig (B 3, Beispiel von Leidingshof, Oberfranken, Abb. 5³⁾). Hochgewölbte und drahtförmige Bügel sind seltene Ausnahmen (ein Beispiel von Kersbach s. unten Abb. 10).

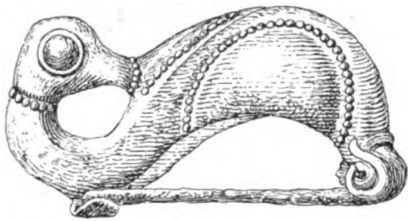


Abb. 3. Streitberg, Fränkische Schweiz
(Oberfranken). BA 1 FA 1.



Abb. 4. Darshofen (Oberpfalz).
S 1 BA 2 FA 2.

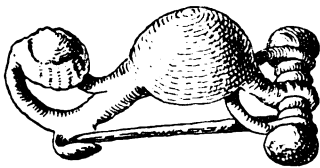


Abb. 5. Leidingshof (Oberfranken).
S 4 BA 3 FA 1.

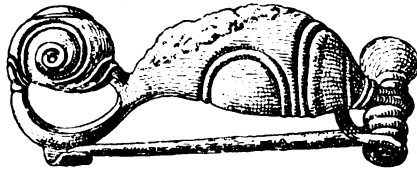


Abb. 6. Walkersbrunn (Oberfranken).
S 4 BA 5 FA 5.

Die Bügelverzierung ist, wie erwähnt, beschränkt: gelegentlich findet sich noch die an Certosafibeln häufige knotenartige Einschnürung, auch Schrägkerben (B 4), häufiger eine schildartige Gliederung durch eingeschnittene Halbkreislinien, Perlenbänder u. ä., besonders auf dem Scheitel (B 5; Beispiel aus der Fränkischen Schweiz s. oben Abb. 3, aus Walkersbrunn Abb. 6)⁴⁾; ein anderes Muster in Perlbandart von Mirsdorf bei Coburg⁵⁾. Koralle wird selten verwendet (Email scheint noch zu fehlen)⁶⁾, und ist dann gewöhnlich in runden Vertiefungen angebracht (B 6); dem Schluss gehört die kammartige Erhöhung (in Perl-

1) Nürnberger Festschrift 1901 Taf. 9, 3.

2) Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg I, 1886, Taf. 6, 55.

3) Katalog d. Münchener Nationalmuseums IV, Taf. V, 6.

4) Nürnberger Festschrift 10, 2.

5) Jacob VAPS 1887 S. 26, Abb. 69.

6) Über die Schwierigkeit, die Art der Einlage zu bestimmen s. Olshausen, Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie 1888 S. 140.

bandart) längs des Bügels an (B 7; Abb. 7, Variante C, das Beispiel vom Kl. Gleichberg)¹⁾.

Das Kennzeichen des Typs liegt in der Fussendigung, dem zum Bügel zurückgebogenen Vogelkopf. Der Kopf ist rundlich oder halbrund (F 1, Beispiele s. oben); der Schnabel ist oft stark gekrümmt (F 2; Beispiel an dem als Typ abgebildeten Stück von Darshofen, Abb. 4); häufig wird der Fuss mit dem Fibelkörper verbunden, so dass Schnabel und Bügel zusammenwachsen (s. Abb. 3 u. s.). Der Vogelkopf verflacht sich (F 3; Beispiel Steinmühle bei Parsberg Abb. 8)²⁾, wird stark entstellt, so dass z. B. nur die Augen zurückbleiben (F 4; Beispiel Abb. 6) oder verlängert sich (F 5; Beispiel Abb. 9, Kl. Schweinitz b. Liegnitz)³⁾; einige



Abb. 7. Kl. Gleichberg Var. C.

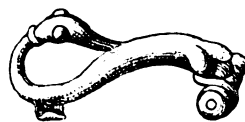
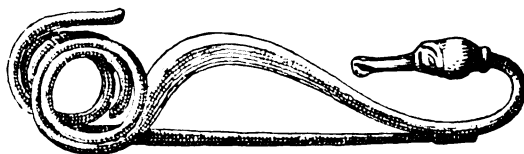
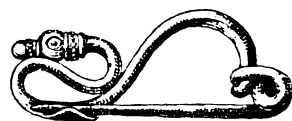
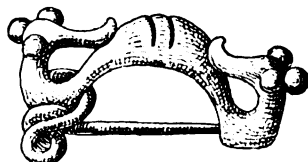
Abb. 8. Steinmühle (Oberpfalz)
BA 2 FA 3.Abb. 9. Kl. Schweinitz (Schlesien).
S 1 BA 2 FA 5.Abb. 10. Kersbach
(Mittelfranken). FA 6.

Abb. 11. Kreuznach Var. B.

Abb. 12. Prüllsbirkig (Oberfranken)
Var. B.

Male kommt auch schwanenhalsartige Bildung vor, so dass der Kopf auswärts schaut (F 6; Beispiel von Kersbach, Abb. 10⁴⁾).

Andere Endigungen als Vogelköpfe kommen kaum vor; die Tierköpfe sind wohl sämtlich der Späthallstattzeit zuzurechnen⁵⁾.

1) VAPS a. a. O. Abb. 70.

2) Scheidemantel a. a. O. II, 4, 4.

3) Seger, Schles. Vorzeit VI, 416.

4) Lindenschmit IV, Taf. 14, 13, vgl. auch ● 20 (Hallein).

5) Vgl. Reinecke in Lindenschmit A., V., 470; ein Exemplar von Prüllsbirkig (Berlin V. K.) aus derselben Nekropole wie die Abb. 12 gegebene Fibel. Auch das besondere Stück von dem Kleinen Gleichberg, (Eichhorn, Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens IV, 139; Goetze in VATH XVII, 245, und Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens H. 36, 1910) wird man besser als hallstädtisch bezeichnen; ebenso Stücke von Hunderingen Oberamt Riedlingen (Reinecke in Lindenschmit V, 471), Urexweiler bei St. Wendel (Lindenschmit III, H. IX,

Eine Variante der Vogelkopffibel entsteht dadurch, dass auch der Kopf sich nach dem Bügel zurückbiegt und also eine symmetrische Form herauskommt, wie sie schon unter den Maskenfibeln vorkommt (Var. B; Beispiele von Kreuznach¹⁾ Abb. 11 und Prüllsbirkig in Oberfranken Abb. 12²⁾; von den zahlreichen Übergangsformen zu der Frühlatènefibel zählen wir diejenigen hier mit auf, welche das Auge noch deutlich enthalten (Var. C, Abb. 7; Beispiel vom Kl. Gleichberg)³⁾.

Zur örtlichen Verteilung der Vogelkopffibeln.

Die grosse Masse gehört einem zusammenhängenden Gebiete in der Oberpfalz, Oberfranken und dem nördlich angrenzenden Thüringen an: von den rund 250 Exemplaren fallen 200 dahin; die Grabhügel (mit ausschliesslich brandloser Bestattung) der Oberpfalz und Oberfrankens, Thüringer Skelettgräber (z. B. Ranis) und besonders der Kleine Gleichberg sind die Hauptfundstätten; die Gruppe greift auch nach dem südlichen Bayern und Württemberg hinüber; häufiger sind sie auch in einem zusammenhängenden Gebiete an Mittelrhein und Nahe und in dem nördlichen Baden. Sonst erscheinen sie nur als versprengte Einzelstücke, so in Böhmen, Schlesien, Provinz Brandenburg (3) und Hannover (3). — Die Variante B gehört dem Rheingebiet an, ist aber der bayrischen Gruppe und auch der Schweiz nicht fremd; die Übergangsform C hat besonders die nördlichen Länder beeinflusst.

2. Frühlatènefibel. ▲

Das wesentliche Motiv der Frühlatènefibel (Tischler I) ist das freistehende, zum Bügel zurückgebogene Schlussstück. Die Herkunft der recht verschiedenen Typen des Frühlatèneschema scheint keine einheitliche zu sein; sicher hat die Vogelkopffibel, sicher auch die Certosafibel dahin geführt; auch sind Motive der späten Hallstattzeit⁴⁾ massgebend; eine Auflösung der Latènetypen in diese Formenelemente ist nicht durchführbar, auch sind die einzelnen Elemente langlebig und berechtigen zu chronologischen Scheidungen allein nicht⁵⁾.

Das Material ist überwiegend Bronze; Eisen findet sich in grösserer Häufigkeit z. B. in Langgest, (wo ein Exemplar von 22 cm Länge), aber

Taf. 1, 8), Langenlonsheim a. d. Nahe (ebd. IV, 14, 2), Allensbach i. Baden (Fundort zweifelhaft ebd. IV, 14, 3). Inneringen bei Sigmaringen (das Stück war von Lissauer als Typ gewählt, ebd. I. IV, 3, 5). Eine exceptionelle Stellung nimmt die Fibel vom Altkönig ein (Mus. Wiesbaden. Lindenschmit IV, 14, 1), wo der Bügelkopf durch einen Fischkopf, der Bügel aus zwei Tiergestalten, der Fuss aus einem von der gewöhnlichen Stilisierung abweichenden Vogelkopf gebildet wird.

1) Lindenschmit I. IV, Taf. 3, 8.

2) Nicht veröffentlicht. Berlin V. K.

3) Jakob a. a. O., S. 26, Abb. 70.

4) Typen wie Tischler, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV, Taf. 4, Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VII, Reinecke in Lindenschmit A., V, Taf. 27.

5) Auch die verdienstliche und interessante Behandlung von D. Viollier versagt bei der chronologischen Anordnung.

weder Gold noch Silber. Die Verzierung mit Koralle oder Email ist häufig, Bernstein erscheint auf unserem Gebiete nicht¹⁾.

In der Konstruktion der Sehne bestehen keine wesentlichen Verschiedenheiten von dem vorigen Typ. Doch hat die Armbrustkonstruktion aufgehört, und einseitige Spiralen kommen nur ganz selten vor (Beispiel von den Gleichen Δ 320): die Sehne liegt ziemlich willkürlich vor oder hinter dem Bügelkopfe, in der Mehrzahl der Fälle vorn, hinten mit Vorliebe bei den schwereren Formen. Die oben bezeichneten Besonderheiten der grösseren Spirale (S 1), der grösseren Zahl von Spiralwindungen (S 2), die Umwicklung der Spirale (S 3) und die Kugeln an den Achsenden (S 4) erscheinen auch hier, das letztere wird aber selten.

Die Nadelrast besteht meist in einer Verbreiterung des Bügels zu einem scharf absetzenden, oft dreieckigen Lappen; gewöhnlich ist sie nur kurz.

Die allgemeine Form wird durch die Gestaltung des Bügels bedingt; flachere längliche Formen überwiegen; selten ist er hochgewölbt (BI 1; Beispiele von Beilngries Abb. 13, die „Marzabottofibel“ (mit grosser Spirale und kleinem Fussknopf) und Münsingen²⁾ Abb. 14; meist annähernd halbkreisförmig (2; meist stark, so das als Typ unter 15 abgebildete Exemplar von Dux³⁾, in Vereinigung mit dem Kugelspitzfuss die „Duxer Fibel“⁴⁾); oder der Bügel ist flach gewölbt mit rundlichem (3; Abb. 16 von Münsingen⁴⁾) oder ovalem Querschnitt (4; Abb. 17, Dux⁵⁾) oder hohl gegossen (5; Abb. 18 von Münsingen⁶⁾). Ferner bildet der Bügel ein flachgewölbtes, scharfkantiges, glattes, längliches Band, ähnlich wie bei gewissen Hallstattformen (6; Abb. 19, Letky) oder ist oval, ebenfalls eine Erinnerung an eine hallstättische Form, die Pauke. (7; Abb. 20, Dux.) Geschweifte Formen werden selten (Var. E in Verbindung mit dem Vasenkopffuss, Abb. 21, Beispiel Wachenheim in Hessen). Auch die später häufige Form des geknickten (8; Abb. 22, Kl. Gleichberg)⁷⁾ oder des eckig gebogenen Bügels (9; Abb. 23 von Beckerslohe)⁸⁾ kommen gelegentlich vor.

An Zierformen erscheinen: der Bügel ist gewunden oder mit Schrägerben versehen (10; Abb. 24, Letky)⁹⁾, eingekerbt (11; Abb. 25, Oberndorf)¹⁰⁾, eingeschnürt (12; Abb. 26, Libesnitz¹¹⁾), mit kugeligen Schwellungen

1) Wohl aber südlicher: Idria bei Bača Szombathy, Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kais. Akademie der Wissenschaften 1901, Abb. 91. 109. 150.

2) Wiedmer-Stern, Archiv d. hist. Ver. Bern XVIII. 1908 Taf. 1, 5.

3) Much, Atlas 201, 3.

4) Wiedmer-Stern 1, 2.

5) Much 199, 4.

6) Wiedmer-Stern 13, 6.

7) Ähnlich den späthallstättischen „Kahnfibeln“.

8) Nürnberger Festschrift 18, 2.

9) Piš 14, 15.

10) Naue, Präh. Bl. XIV Taf. 6, 15.

11) Piš 14, 15.

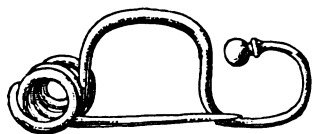


Abb. 13. Beilngriess (Oberpfalz)
S1 B11 F11

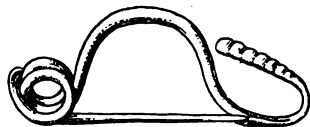


Abb. 14. Münsingen b. Bern.
B11 F18.

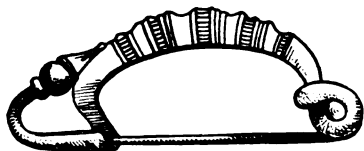


Abb. 15. Dux (Böhmen).
B12 F14.



Abb. 16. Münsingen b. Bern.
B13 F110.

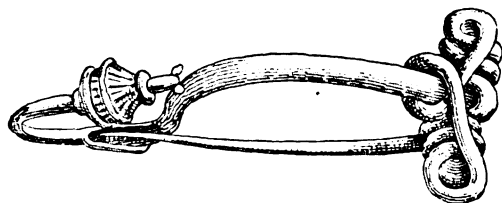


Abb. 17. Dux (Böhmen). S3 B14 F15.

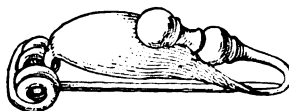


Abb. 18. Münsingen b. Bern.
B15 F15.



Abb. 19. Letky (Böhmen) B16. 17.



Abb. 20. Dux (Böhmen) B17.



Abb. 21. Wachenheim (Hessen).
Var. E.



Abb. 22. Kl. Gleichberg.
B18.

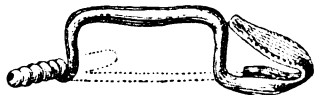


Abb. 23. Beckerslohe (Mittelfranken).
B19 F114.



Abb. 24. Letky (Böhmen).
B110 F113.

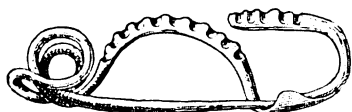


Abb. 25. Oberndorf (Oberpfalz).
B111. F19.

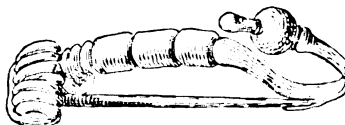


Abb. 26. Libesnitz (Böhmen).
B112. F13.

(13; Abb. 27, Münsingen)¹⁾ oder verziertem Kamm (14; Abb. 28. Butzow²⁾).

Die Verzierungen selbst, sehr reich und zum grossen Teil in Guss hergestellt (so besonders in Münsingen), bestehen aus Spiralen, Palmetten, Volutenbändern, Ranken u. ä., auch Triskelen³⁾ (15; Abb. 29 Nimburg): Kreisen, Würfelaugen, unechten Spiralen (16; Abb. 30, Langugest), Schräglinien, die zu Zickzackbändern, Rauten, Flechtbändern, Schraffierungen geordnet sind (17; Abb. 19, Letky). Des weiteren wird eine Schmuckmasse, welche in Furchen oder Gruben befestigt wird, eingefügt (18). Diese Füllmasse, besonders häufig an dem Bügel und dem Fuss der „Münsinger“ Fibel ist in selteneren Fällen Koralle oder Knochen, meist Glasemail und zwar fast ausschliesslich dunkelrotes, nur ganz vereinzelt weisses⁴⁾. Aufgesetzte Zierstücke aus Mittelddeutschland s. Δ 328, 374 a.

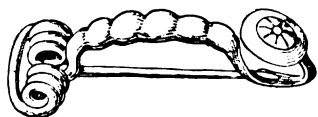


Abb. 27. Münsingen b. Bern.
BI 13 FI 11.

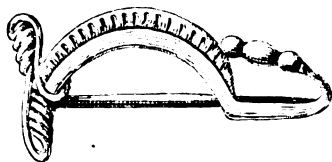


Abb. 28. Butzow (Westhavelland)
S 2. 3 BI 14. FI 7.



Abb. 29. Nimburg (Böhmen) BI 15.



Abb. 30. Langugest (Böhmen) BI 16.

Die Bildung des Schlussstückes (Fusses) ist sehr abwechselnd, lässt sich aber doch auf wenige Grundformen zurückführen. Allen Grundformen gemeinsam ist die Zurückbiegung zum Bügel und die freie Stellung; nur in seltenen Einzelfällen wird der Fuss mit diesem verbunden. Die Scheidung von der Spätlatenefibel ist bei diesen singulären Formen nicht immer durchführbar, vgl. Δ 510 Bücknitz und \bullet 200 Osterburg, \bullet 250 Rosenthal.

Eine Reihe scheint auf die Certosafibel zurückzugehen, deren kleinen Knopf sie übernimmt. Eine zweite Reihe ist sichtlich eine Weiterbildung der Var. C der Vogelkopffibel (das Auge ist oft noch erkennbar), welche zu einer schmalen Spitze verkümmert. Als Verbindung der beiden Reihen lassen sich die zahlreichen Kombinationen von Kugeln mit Spitzen, Hohlkehlen usw. auffassen. Ein dritte Reihe geht auf die Hallstattschale oder auf den Vogelkopf zurück, bildet sich dann aber zur flachen Scheibe, Platte usw. aus; ihr gehören die am reichsten ver-

1) Wiedmer-Stern 7, 3.

2) Voss-Stimming IVa 6, 7b.

3) Z. B. Steinhausen, Kanton Zug Δ 688.

4) Beispiele für weisses Email von Vevey s. Anz. f. Schweiz. Altert. 1902, 1903, S. 264.

zierten Formen der gesamten Gruppe an, die wir als Münsinger Fibel bezeichnen. (Var. D; Abb. 31, Hard Abb. 27 Münsingen). — Sonderformen sind der platte Kolbenfuss mit Hohlkehle (Var. E, Abb. 21), welcher mit der eine Zeitlang herrschenden Neigung zu einem vasenkopfförmigen Abschluss der Schmuckstücke¹⁾ zusammenhängen mag; und das einfache Drahtgewinde.

Im einzelnen ergeben sich für das Schlussstück folgende Formen.

A. Kleiner Knopf (FI, 1), besonders häufig an hochgewölbten Formen mit grosser Spiralsehne (Marzabottofibel, Abb. 13)²⁾; grosse, gewöhnlich etwas platte Kugel, gern mit einem kleineren Fortsatz, der kolbenartig oder blattförmig gehalten wird (2; Abb. 32, häufig), abgeplattete Kugel oder rundlicher Wulst (3; Abb. 26, 33).

Der folgenden Reihe nähern sich eine grosse Anzahl Formen mit länglichem Schlussstück, an dem Kugeln in verschiedenster Kombination

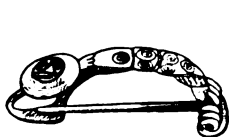


Abb. 31. Hard (Zürich). Var. D.



Abb. 32. FI 2.



Abb. 33. FI 3.



Abb. 34. FI 6.



Abb. 35. FI 7.



Abb. 36. FI 8.

angebracht sind: Kugel mit Spitze (4; der Typ Abb. 15), gewöhnlich mit annähernd halbrund gewölbtem, starkem, verziertem Bügel (Duxer Fibel) oder Kolben-³⁾, Kegel-, Zylinderformen verschiedenster Art (5; Abb. 17, 18).

B. Weiterbildungen des länglichen Vogelkopfes. Stark profilierter schmaler Kegel (6; Abb. 34); abgeschnürte Kugeln (7; Abb. 35); von dem vorigen oft kaum zu scheidenden abgeschnürte Halbkugeln (8; Abb. 14, 36); eingekerbte Spitze (9; Abb. 25), selten; schmale Spitze (10; Abb. 16), selten ganz einfach⁴⁾, meist verdickt oder eingeschnürt.

C. Weiterbildungen der Hallstattschale und des breiten Vogelkopfes. Runde, gelegentlich leicht gewölbte Scheibe, meist verziert oder für eine Füllmasse zugerichtet, gern mit einem Fortsatz

1) Besonders der Ketten, wie Pič. Staroz. II, 1 Taf. 28, 1 (Trebusitz). Anz. f. schweiz. Altertumskunde N. F. III. 1901 VII, VIII (Vevey), Lindenschmit, A., V, 918 (Manching), alle aus Latène II. Beobachtung von Reinecke, Festschrift S. 84.

2) Vgl. Montelius, Civilisation primitive I, 162.

3) Die Herkunft aus dem Vogelkopf deutlich an dem, auch der Form nach, alten Stück von Matzhausen in Latène A-Umgebung, Lindenschmit, A., V, 896.

4) Beispiel von Leimersheim (Speyer) bei Lindenschmit, A., V, 1044.

(11; Var. D, Abb. 27. 31), ein wichtiger Typ, an dem zuerst Emailverzierungen erscheinen, die „Münsinger Fibel“ (bei deren Bildung übrigens auch Certosaformen mitgespielt haben können¹⁾); gelegentlich mehrere Scheiben rosettenartig zusammengestellt (12; Abb. 37, Kl. Jeseritz²⁾, selten³⁾; auch Ringscheiben (13; Abb. 24, Letky), zuletzt rhombische, blatt- oder zungenförmige Platten 14; Abb. 23, Beckerslohe), dieses besonders an Stücken aus Eisen.

D. Sonderformen. Kolben mit Hohlkehle, glatt abschliessend (15; Var. E, Abb. 21, Wachenheim⁴⁾), häufig und chronologisch wichtig; Drahtgewinde (16; Abb. 38, Kl. Gleichberg⁵⁾).

Die Verzierung des Fussstückes ist nur bei den Scheibenformen gewöhnlich; doch kommen gelegentlich auf Kugeln u. ä. aufgelegte plastische Ornamente vor⁶⁾.

Das Schlussstück ist natürlich bei den vorhandenen Stücken sehr oft abgebrochen. Doch scheinen wirklich Fälle vorzuliegen, wo es an sonst hierher zu rechnenden Fibeln weggelassen oder in ganz verkümmert



Abb. 37. F I 12.

Kl. Jeseritz (Schlesien).



Abb. 38. F I 16.

Kl. Gleichberg (Sachsen-Meiningen).

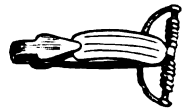


Abb. 39. „Altmärkische“ Fibel.

Var. Q.

Gestalt gebildet ist (Beispiele Jena Lerchenfeld Δ 286 Langugest, Δ 612 Kl. Corbetha, Δ 333).

Zeitlich gehört die grosse Mehrzahl der Frühlatènetypen in die Frühlatènezeit (Reineckes Stufe B), für welche im allgemeinen das vierte Jahrhundert anzusetzen ist. Doch decken sich die Endpunkte nicht. Die weitverbreitete Variante E fällt ganz der Mittellatènestufe zu⁷⁾; wie sie auch in der Formgebung ihres gestreckten, drahtartigen Bügels sich den Mittellatèneschematen nähert. Eine chronologische Ordnung in die verschiedenen Typen zu bringen, ist noch nicht angängig; die Kugelfussfibel scheint sich länger gehalten zu haben, als die Scheibenfussfibel (Kugelfussfibeln gesellen sich mit ∇ -Fibeln in dem Grabfelde von Manching, mit

1) Vgl. Lindenschmit, A., V, 325.

2) Seger, Schl. Vorzeit. VI S. 416, 2.

3) Vgl. auch Lindenschmit, A., V, 328.

4) Lindenschmit, A., V, 333.

5) Lindenschmit A., V, 338.

6) Bei einem Kugelfusse (F I, 2) gut Dobroćkovic i. Mähren Cervinka. Vlastiveda moravska I, S. 263 (aufgelegte echte Spiralen); auch bei profiliertem Kolben: Obertraubling, Beitr. z. Anthr. Bayerns IV, Taf. V, 32; (Volutenverzierung).

7) Der Nachweis von Reinecke; s. Lindenschmit A., V zu Abb. 333 u. 941.

Variante E und ∇ -Fibeln in dem auch sonst für Synchronismen wichtigen von Horkheim in Württemberg¹).

Dagegen gehört die Marzabottofibel einer früheren Stufe an (wiederholt zusammen mit Certosafibeln in einem Grabe z. B. in Egerten bei Zürich²), auch in Stützheim im Elsass). Auch die Duxer Fibel (Fusstyp I, 4) wird älter sein; jünger dagegen die Fibel mit grosser Kugel (F 2 u. 3); lehrreich für dieses Verhältnis sind zwei Gräber von Criesbach in Württemberg³), wo in einem Grabe Duxer Fibel mit Vogelkopffibel, in einem andern aber die Kugelfussfibel mit der zweifellos jungen Vasenkopffibel (Var. E) zusammen erscheinen; auch ein Grab von Vevey (17), wo die Kugelfussfibel mit einem gläsernen Armring in Mittellatèneart gesellt ist, weist auf eine jüngere Stellung.

Die Gräber, in denen die Frühlatènefibeln zu Hause sind, sind durchgehends Skelettgräber, die typische Grabform das Flachgräberfeld⁴). Daneben erscheint das Hügelgrab (z. T., häufig in der Oberpfalz, Nachbestattung in älteren Hügeln), besonders am Rhein, am Mittelrhein sogar überwiegend. Als nördliche Grenzgebiete der Kulturgruppe, welcher dieser Fibeltyp im wesentlichen angehört, erscheinen Schlesien südlich der Oder, das südliche Thüringen, Oberhessen bis zur Lahn; linksrheinisch das Neuwieder Becken. Die reichsten Funde haben das Grabfeld von Münsingen bei Bern⁵) und der Quelffund von Dux in Böhmen⁶) ergeben, zeitlich im allgemeinen gleich, aber mit lokalen Besonderheiten, z. B. Umformungen der Certosafibel in Münsingen. Gleich bedeutende Fibelfunde von deutschem Boden stehen noch aus; nur die Sinsheimer Nekropole (Hügelgräber, zum Teil Nachbestattungen) hat ein ausgiebiges Material gebracht, auch an den in Süddeutschland sonst nicht gerade häufigen „Duxer“ Fibeln.

Ihre Hauptverbreitung hat die Frühlatènefibel auf einem Gebiete gefunden, welches ungefähr Rheinhessen, das nördliche Baden (Hauptfundort Sinsheim), Württemberg, das nördliche Bayern (Oberpfalz, Oberfranken, während Mittelfranken fast leer, Unterfranken arm ist) und ferner Thüringen (hier die Funde vom Gleichberge und von dem Grabfelde von Ranis) umfasst. In geringerer Stärke erscheint sie in der südlichen Rheinprovinz, dem Reg.-Bez. Wiesbaden, der Rheinpfalz, Elsass (z. B. Grabfeld von Hatten), während Lothringen zu versagen scheint, dem südlichen Baden und dem südlichen Bayern (z. B. auf dem der ∇ -Stufe angehörenden Grabfelde von Manching einige Exemplare). Noch ungeklärt sind die chronologischen

1) Schliz, Fundb. X S. 19.

2) Ulrich, Züricher Katalog I, 3145.

3) Schliz, Fundber. X, S. 25.

4) Siehe dazu und über den allgemeinen Charakter der Periode P. Reinecke in Lindenschmit, A., V., S. 334.

5) Wiedmer-Stern, Archiv des historischen Vereins Bern XVIII, 1908.

6) Mitt. d. anthrop. Ges. Wien XI, S. 80; Mitt. d. K. K. Zentralkommission 1882, S. LXXX. Pič, Čechy na úsvitě dejin I, S. 18. Etwas jünger die Funde von dem Grabfeld von Langugest, welches in seinem grössten Teile erst der folgenden Periode angehört; von Weinzirl, Grabfeld von Langugest 1899.

Verhältnisse während der ganzen durch Latènetypen charakterisierten Zeit am Niederrhein. Derselbe hat bisher entscheidende Funde nicht geliefert.

In Norddeutschland ist die Zahl der Δ -Fibeln nicht gerade klein, aber es bleibt unsicher, wie weit es sich um eingeführte Stücke und wie weit es sich um Nacharbeiten handelt. Häufig sind hier die langen Sehnenachsen. Chronologisch wichtig ist die Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Urnenfeldern, welche Schwantes als Nr. III (Ripdorfer Stufe) bezeichnet¹⁾. Nur an wenigen Stellen kommen sie in reichlicherer Zahl vor (Nienburg in Hannover mit unsicheren Fundverhältnissen, Grabfelder der Altmark), auch das nördliche Brandenburg und das Königreich Sachsen (Beispiel das Grabfeld von Cröbern) enthalten noch Frühlatènefibeln.

Schleswig-Holstein, Schlesien, Mecklenburg, zeigen noch einzelne zeitlich nicht festlegbare Stücke, aber schon Westfalen (wohl nur vorläufig), fällt völlig aus; und das übrige Norddeutschland ist ganz leer.

Als Nebenform zu der Δ -Fibel fassen wir die von Lissauer als Variante Q oder „altmärkische“ bezeichnete Form auf (Abb. 39): lange Spiralachse, breiter leicht gewölbter Bügel, plattes Schlussstück, Formenelemente, die an hallstättische Formengebung anklingen²⁾. Deutlich ist der Zusammenhang an dem Exemplar von Kaulsdorf, Kr. Niederbarnim Δ 535. Die Form ist norddeutsch, die zeitliche Stellung noch nicht völlig geklärt, vielleicht nicht überall gleich; sie tritt im Elbgebiet auf Feldern auf, die Latènetypen überhaupt noch nicht haben, reicht aber z. B. in der Altmark sicher bis in die mittlere Latènezeit.³⁾

3. Mittellatènefibel ∇ .

Das charakterisierende Merkmal des Schema Tischler II ist die Verbindung des zum Bügel zurückgebogenen Schlussstückes mit diesem. Damit vereinigt sich eine Formengebung, welche schon an Variante E sich bemerkbar machte, dass der Bügel gestreckter, flacher, drahtartig wird; die ganze Reihe der Mittellatènefibeln ist einfacher, schwächtiger, wesentlich formenärmer als die Frühlatènefibeln. Entwickelt hat sie sich besonders aus der Kugelfussfibel (Abb. 32 u. f.), indem die Verlängerung des Knopfes durch ein kleines Band oder auch eine zweite Kugel mit dem Bügel vereinigt wird. Deutlich erkennbar ist der Übergang von Δ (F I 2) zu ∇ V. F. z. B. an Stücken von Gera ∇ 205 und Paserin Δ 542. Vgl. auch Abb. 40 von Münsingen⁴⁾.

1) Prähistorische Zeitschrift I, S. 154.

2) Wie z. B. Präh. Bl. XIV Taf. VII, 4.

3) Die Form, gew. als „Kaulwitzer“ Fibel bezeichnet, ist viel besprochen, besonders im Zusammenhang mit den Gesichturnen: Zeitschr. f. Ethnologie 1899 S. (144), 1902 S. (205), 1904 S. (24), 1905 (S. 389). Reinecke in Lindenschmit A., V, 348. Knorr, Funde der alten Eisenzeit 1910, S. 13.

4) Wiedmer-Stern Taf. 15, 6.

Doch sind auch Übergänge von der Scheibenfussfibel (Var. D) erkennbar¹⁾ und ebenso von den Fibeln mit stark profiliertem Schlusstück²⁾.

Der einfacheren Formgebung entspricht eine Vereinfachung des Materials; es ist nicht mehr überwiegend Bronze; zwei Drittel etwa der beobachteten Exemplare sind von Eisen; besonders gegen das Ende zu wird das Eisen herrschend, so in der Station La Tène selbst. Silber kommt vor, ist aber selten; die bekanntesten silbernen Exemplare sind von Dühren in Baden³⁾, Lautrach bei Bregenz⁴⁾ und Horgen bei Zürich⁵⁾, ausserdem von Maxdorf bei Speier und eines unbekanntem Fundorts in Wiesbaden⁶⁾.

Zu den Einzelformen.

Die Sehne liegt nur ausnahmsweise an der inneren Seite des Bügels. Sie wird im ganzen kleiner, so dass die grossen Spiralen (S 1) nur ganz vereinzelt vorkommen, die lange Spiralachse (S 2) beschränkt sich auf wenige, besonders norddeutsche Formen und erreicht hier gelegentlich sehr bedeutende Ausdehnung (bis 20 Windungen auf jeder Seite); an diesen

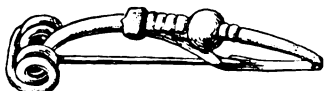


Abb. 40. Münsingen b. Bern,
B II 2. Übergang zu Var. F.



Abb. 41. Typ.

findet sich dann auch die Umwicklung (S 3) und der Abschluss in Kugeln (S 4).

Die Bügelbildung betreffend verschwindet der hohe Bogen, um am Ende des Abschnittes in einer Variante (J) wieder zu erscheinen und wird der Halbkreisbogen selten (B II 1), ebenso wie das flache Band (2, Abb. 40, Münsingen); die Normalform ist der flachgewölbte Drahtbügel mit leichter Schweifung. (Typ Abb. 41, häufig). Der in der Mitte (3, Abb. 42, Storkow⁷⁾, oder am Kopfe (4) geknickte Bügel mit gestreckten Seiten leitet zu den Spätlatènefibeln über. Auch doppelte Knickung kommt vor. Eine Besonderheit sind einige Exemplare mit spiralig gewundenem Bügel (5, Abb. 43, Kl. Gleichberg⁸⁾).

Schmuck wird selten: Filigran s. unten bei Behandlung des Schlusstückes. Gelegentlich erscheint Knochen und auch noch Koralle⁹⁾, ferner

1) Sehr hübsches Beispiel von Vevey ∇ 655 Näf, Anz. f. Schweiz. Alt. 1901 S. 107 e.

2) Beispiel von Kloster Weltenburg, Katalog d. Bayr. Nationalmuseums IV Taf. 12, 7 ∇ 178.

3) ∇ 118 Schumacher in Lindenschmit, A. V, 248.

4) ∇ 604 Much, Atlas S. 205, 9.

5) ∇ 624 Heierli, Urg. d. Schweiz S. 387.

6) Lindenschmit, A. II. 7. 3, 9.

7) N. d. A. 1893, S. 35. F. 1.

8) Lindenschmit, A., V, 339.

9) Die Aufzählung s. bei Kossinna, Korrespondenzblatt d. Deutsch. Anthr. Ges. 1907 S. 60, doch gehören mehrere der dort behandelten Stücke zu Δ. Über einen weiteren norddeutsch-skandinavischen Typ mit Emailschnuck, auf den Kossinna aufmerksam macht, ist unten bei den Spätlatènefibeln gehandelt.

Email, auch noch auf Scheiben¹⁾; die Zierstücke werden nicht nur eingelegt, sondern auch mit Hilfe von Nietstacheln aufgesetzt (besonders in dem mittleren Elbgebiet wie schon bei Δ s. oben); die Emailverzierung kommt auch an eisernen Exemplaren vor. — Die Kugelverzierung ist unten behandelt.

Die Nadelrast besteht in einer einfachen Verbreiterung des Bügels, gelegentlich mit dreieckigen Lappen, wie bisher.

Das Schlussstück erhält grössere Bedeutung. Der Ansatz am Fusse geschieht gewöhnlich durch spitzwinklige Rückbiegung, aber auch in senkrechtem Ansteigen (F II 1), dieses eine Vorbereitung der Spätlatèneform; vgl. F III 4.

Die Befestigung am Bügel wird hergestellt meist durch eine kleine Klammer, die gewöhnlich aus einem leicht profiliertem Wulst gebildet wird. Primitivere Arten zeigen ein Exemplar von Oldenstadt Hannover, ∇ 308, wo mechanisch ein kleiner Ring um Bügel und Fussendigung gelegt ist oder



Abb. 42. Storkow (Uckermark).
B II 3.



Abb. 43. Kl. Gleichberg (Sachsen-Meiningen). B II 5. B. II 5.

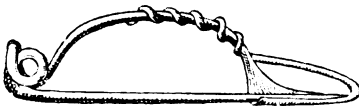


Abb. 44. La Tène. F II 2.



Abb. 45. Münsingen b. Bern.
Übergang zu Var. F.

die Wicklung des drahtartig ausgezogenen Fussendes um den Bügel (F II 2, Abb. 44, von La Tène selbst²⁾). Vereinzelt kommt die Hallstattpauke als Verbindungsstück vor (Bentrupp, Oldenburg ∇ 327).

Besonders aber erscheint nun die Kugel. Der frühlatènische Kugelfuss bleibt, die Kugel wird als Ornament gewöhnlich besonders gearbeitet und aufgeschoben (Abb. 45, Münsingen³⁾), bei eisernen Exemplaren gern aus Bronze; es wird dann meist auch das Verbindungsstück als Kugel geformt, und so ist die wichtige Variante F (Abb. 46) entstanden, die mit Ausnahme weniger Exemplare aus Eisen gebildet wird. Die Zahl der aufgesetzten Kugeln ist meist 2, die grösste Zahl 5 (Beispiele von Meisdorf ∇ 231 und Binenwalde ∇ 421, in dem Verzeichnis ist die Zahl der Kugeln, wenn sie vom Schema abweicht, in Klammern gesetzt). In einigen selteneren Fällen treten an Stelle der Kugeln gekörnte Rosetten (Variante G; Beispiel von Dühren in Baden Abb. 47). Eine Abart, besonders nord-

1) Z. B. Viollier XI, 173.

2) Ähnlich Vevey, Anz. f. schweiz. Alt. 1901 S. 107g (Übergang zu F II 5).

3) Wiedmer-Stern 15, 7.

deutscher Herkunft verändert die Kugeln in flache, auf den Bügel aufgeschobene Scheiben (Var. H; Abb. 48 von Nienburg, Hannover¹⁾; auch die Bildung mit länglichen Würfeln oder rechtseitigen flachen Platten (F II 3; Abb. 49, Lohne²⁾) ist norddeutsch (Über eine jüngere norddeutsche Form, Variante O s. unten S. 690).

Von Interesse ist die Bildung des Fusses an einer Fibel von Neuguth in Westpreussen ∇ 548 (aus später Zeit), wo das Schlusstück auf der unteren Bügelseite umgeschlagen ist, die Urform zu dem (östlichen) Fibeltyp der jüngeren Kaiserzeit³⁾.

Jüngere Abarten sind:

1. eine hochgewölbte Fibel mit eingeknicktem Bügel und weit nach vorn gerücktem Verbindungsstück (Var. J, Abb. 50); der Bügel geht nicht in gleichmässiger Schwingung bis zum Fusse, sondern biegt in seinem unteren Teile ein („abgebogener Mittelsteg“ Schliz), eine Erscheinung, die auch schon an Normaltypen und der Var. E



Abb. 46. Var. F.



Abb. 47. Dühren (Baden).
Var. G.



Abb. 48. Nienburg (Hann.)
Var. H.

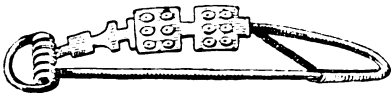


Abb. 49. Lohne (Altmark). F. II 3.



Abb. 50. Var. J.



Abb. 51. Nienbüttel (b. Ülzen).
F II 4. Var. R.

- auftritt; sehr häufig und weit verbreitet besonders in Norddeutschland; in der Schweiz als „Windische“ Fibel bezeichnet,
2. Die „hannoverische“ Fibel mit steil aufsteigendem und rechtwinklig gebogenem, bandförmigem Schlusstück (Var. R, Abb. 51 von Nienbüttel⁴⁾), ganz an das Ende der Latènezeit gehörend.

Eine Sonderform ist auch die Bildung des Fusses aus Drahtgewinden (F II 5; Abb. 43, Kl. Gleichberg)

Die zeitlichen Unterschiede wollen sich auch unter den Mittellatènefibeln bisher nicht recht festlegen lassen, besonders nicht bei den Frühtypen. Jedenfalls haben die der Entstehung nach älteren Kugelfibeln (Var. F) sich neben der vereinfachten Form (dem Typ) gehalten und reichen auch

1) Tischler, 5, 31; Lindenschmit, A. II. VII. 3, 5.
2) Undset, S. 229, F. 17.
3) Almgren Gruppe VI, s. Fibelformen S. 71.
4) Schwantes, Prähistorische Zeitschrift I, S. 155.

in den folgenden Abschnitt hinein. Jünger scheinen die Formen (Normaltyp und Var. F) mit „abgebogenem Mittelsteg“ zu sein, der besonders markant an der Var. J. hervortritt. Diese gehört sicher erst in die folgende (Spätlatène-) Stufe¹⁾. Jung sind ferner die geknickten Bügel (B II 3. 4) und der rechtwinklig ansetzende Fuss (F II 1). Ein Weiterleben des Mittellatèneschema bis in die frühe römische Kaiserzeit ist zweifellos²⁾.

Über die Stelle, an der die Mittellatènefibeln entstanden ist, lässt sich Begründetes nicht angeben. Sicher spielt die Schweiz dabei eine grössere Rolle, aber an sehr frühen Bildungen haben die verschiedensten Landschaften Anteil; jetzt wird es auch in Norddeutschland lebendig. Der Übergang der alten Kugelfussfibeln zu der Mittellatènefibeln ist z. B. an den hannoverschen Stücken deutlich verfolgbar.

Zur Verteilung des Mittellatèneschema.

In Südwestdeutschland bezeichnet die Mittellatènefibeln den Schlussabschnitt der gallischen Besiedelung (Mediomatriker, Helvetier, Tektosagen usw.). Die bedeutendsten Funde liegen vor von Dühren in Baden und Horkheim in Württemberg, während sie im allgemeinen hier seltener wird, sehr gut vertreten ist Rheinhessen, und auch die Nachbargebiete haben Funde, sie schliessen mit den letzten Jahrzehnten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ab. Ausschliesslicher Ritus ist hier die Leichenbestattung in Flachgräbern, die meist in Nekropolen zusammenliegen³⁾.

Gute Funde stammen aus dem südlichen Bayern; dahn gehört besonders das Skelettgrabfeld von Manching⁴⁾.

Dagegen sind die Funde recht selten in der Pfalz und Elsass-Lothringen, ebenso in dem nördlichen Bayern, dem Hauptsitze der Frühlatènekultur. Ganz Franken fällt aus. Auch in Böhmen wird die Fibeln seltener. Auch Thüringen hat nicht mehr die reichen Funde der früheren Periode, während die Provinz Sachsen, das Königreich Sachsen und Schlesien stärker hervortreten; das Versagen der Oberlausitz hält an. In Thüringen verliert das Skelettgrab seine Herrschaft (Beispiel Wernburg bei Ziegenrück); der norddeutsche Leichenbrand erscheint auch hier (Lerchenfeld bei Jena usw.), Schlesien hat die Mittellatèneformen nur in Leichenbrandfeldern (besonders mit Brandgruben), die sichtlich mit den westpreussischen und niederlausitzern (z. B. Sadersdorf) in Verbindung stehen; die Kultur- (und doch wohl auch Völker-) Grenze geht durch das Land hindurch⁵⁾. Das bedeutendste Grabfeld mit Mittellatènefibeln Zeippen, Kr.

1) S. Reinecke in Lindenschmit, A. zu V, 336. Belege auch an russischem Material: Reinecke, Mainzer Zeitschrift 1906 S. 43; auch an norddeutschem Material ist das Verhältnis deutlich: s. z. B. den Befund von Butzke und Koppenow in Pommern ∇ 1:29 (534) — 286 (304) und den Pyramontener Quellfund; ebenso gehört sie in der Schweiz der Spätstufe an.

2) So zuerst Schumacher, Anz. f. schweiz. Alt. VII, 1895 S. 54; weitere Nachweise in Lindenschmit, A., V S. 80.




3) Im allgemeinen s. Schumacher in Lindenschmit A., V, S. 80 u. 172; Reinecke ebenda S. 290.

4) Weber und Birkner in Beiträge zur Anthr. u. Urg. Bayerns XVI 1905 S. 24 u. XIX. S. 55. Reinecke in Lindenschmit, A. V, S. 288.

5) Seger, Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens I 1902 S. 44.

Guhrau, gehört zeitlich in die Spätlatèneperiode. Sehr reichlich fliessen die Materialien jetzt aus der norddeutschen Zone in Urnen- und Brandgrubengräberfeldern; Leichenbrand ausschliesslich. Allerdings ein weites Gebiet, umfassend die nördlichen Rheinlande, Westfalen, Kurhessen, das westliche Hannover bleibt leer, aber auf einem zusammenhängenden Gebiete im nordöstlichen Hannover, der Altmark, dem grössten Teile von Brandenburg ist Mittellatène so stark vertreten, wie, vielleicht abgesehen von Rheinhessen, an keiner zweiten Stelle. Nach Norden zu (Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern) flaut es wieder ab; aber der Osten, Posen, Westpreussen (dieses besonders) und Ostpreussen nimmt eine starke Stellung ein. Die Mehrzahl der Grabfelder mit Mittellatènetypen ist hier aber der Spätlatèneperiode zuzuschreiben. Die lokalen Unterschiede sind nur gering; auch die Varianten, besonders F¹⁾ und J erscheinen überall, wo überhaupt Mittellatène vorkommt.

4. Spätlatènefibeln.


Das Spätlatèneschema (Tischler III) ist bekanntlich dadurch entstanden, dass das Schlussstück mit dem Bügel fest verbunden wird. Der Fuss besteht aus der Nadelscheide, welche durch einen Quersteg an den Bügel anschliesst; es entsteht so ein offener Rahmen, mit dessen Schliessen die Formgestaltung der Latènefibel endet. Nach der Gestaltung des Bügels scheiden sich zwei Gruppen, die langgestreckte, einfach bandartige (sog. „Nauheimer“)  und die im allgemeinen höhere, auch stärker profilierte drahtartige ; am Schluss kommen stärkere Exemplare mit kräftigem Guss auf. Der Übergang von der Mittellatèneform ist im einzelnen nicht recht nachweisbar, und auch der Übergang des einen Typs zu dem anderen ist schwer zu verfolgen, viel weniger als der von † zu Δ, von Λ zu ∇ und von  zu den frühromischen²⁾.

Die Spiralwindungen sind gering an Zahl, selten über vier, die Sehne liegt fast ausschliesslich hinten am Bügel (Ausnahme z. B. von Perdöhl, Abb. 54 und an den norddeutschen Varianten); die lange Spirale (S 2), die Umwicklung (S 3), die Endkugeln (S 4) kommen nur an lokalen Varianten, einseitige Sehne nur an einem exzeptionellen Stücke vor (Weisenau bei Mainz)³⁾. Die Unterstützung der Spirale durch das Bügelende, indem dieses verdickt wird oder mit seitlichen Lappen übergreift leitet zu dem Konstruktionschema der folgenden Periode über.

1. Spätlatènefibel

Die „Nauheimer“ (Abb. 52), wie wir sie nach Tischlers Vorgang weiter nennen, hat als Bügel ein flaches, schmales, nur schwach gewölbtes Band, das auf die Bügelform B II 2 zurückgehen mag und gern mit Längsstrichen verziert ist; die Nadelscheide setzt in spitzem Winkel, in leichter Biegung, selten mit einem rechtwinklig aufsteigenden Steg, wie Abb. 54, an; die

1) Selbst im Südosten: Mitrowitz a. Save, Reinecke, Mainzer Zeitschrift 1907, S. 46.

2) Ein gutes Beispiel von Estavayer  431 s. Viollier 321.

3) Lindenschmit, A., V, 422.

Neigung zur Schliessung des Rahmens ist auch hier erkennbar; die im allgemeinen der \cup -Reihe gehörende Form F III 6 findet sich z. B. an einem Exemplar von Körchow Abb. 60 (jung), der durchbrochene Fuss (Abb 57, Var. M.) an verschiedenen Exemplaren von Nauheim.¹⁾ Variationen des Bügels sind selten und gering. Das Band trägt vorn seitliche Erweiterungen (B III 1) oder erweitert sich zu einer Scheibe (B III 2)²⁾ ein Vorläufer der „Rollenkappe“ der „römischen“ Typen; eine Übergangsform zu der zweiten Gruppe ist der am Kopfende verbreiterte, sonst schmale Bügel (B III 3; Abb. 53 von Mainz; zu beachten das Beibehalten des Schiebers als Ornament). Auch als Übergangsform anzusehen ist der in scharfem Winkel eingeknickte, sonst gestreckte Bügel (B III 4; Abb. 54, Perdöhl)³⁾.

Das Material ist Bronze oder Eisen, in Ungarn und den südlichen Alpenländern erscheint auch Silber (selbst mit Niello)⁴⁾.



Abb. 52. Nauheimer Fibel.



Abb. 53. Mainz. B III 3. F III 1.



Abb. 54. Perdöhl (Mecklenburg-Schwerin). B III 4. F III 4



Abb. 55. Var. K.



Abb. 56. Var. L.



Abb. 57. Var. M.

2. Spätlatènefibel \cup .

Die einfachen Stücke, fast ausschliesslich aus Eisen, haben in der Grundform einen schmalen drahtförmigen Stangenbügel.

Dieser ist nur selten gestreckt, entsprechend der \cup -Form (B III 5), weit häufiger geknickt (Var. K, Abb. 55)⁵⁾, mit leichter Schweifung gewölbt (Var. L, Abb. 56), oder gleichmässig flach gewölbt (Var. M, Abb. 57); an das Ende gehört der hochgewölbte, mit Knick einbiegende Bügel (B III 9; Abb. 58, Rachow, Mecklenburg)⁶⁾, an dem die alte Verbindungsstelle von Bügel und Schlussstück durch einen kleinen Wulst bezeichnet wird.

Noch jünger ist die Form B III 10 (Abb. 59), an der dieses Ornament noch stärker auf dem Scheitel in scharfkantigen Wülsten hervor-

1) Quilling, S. 100, 17, S. 101 mehrfach.

2) Beispiele Lindenschmit, A., V, 1143 und 1144, beide aus Traunstein.

3) Beltz, VAM. 46, 30.

4) Tischler, Gurina S. 23, Beispiel von Raab.

5) Eine besonders im skandinavischen Gebiet zu starker Entwicklung gekommene Form.

6) Beltz, VAM. 56, 53.

tritt¹⁾; sie hat auf die Formgebung der provinzialrömischen Typen stark eingewirkt.

Sonst tritt eine Verzierung des Bügels nur selten auf, gelegentlich der Schieber des Mittellatèneschema als Ornament²⁾ oder Querfurchen und Streifen (B III 11; Abb. 65, Helmshagen, Pommern). Ein Beispiel von Wulsten und Einkerbungen (wohl auch für Emailleinlagen) vom Lerchenfeld bei Jena³⁾ = 71.

Für die Gestaltung des Fusses ist die allmählich zunehmende Neigung zum Schliessen des Rahmens massgebend. Die Normalform ist der von der Mittellatènefibel überkommene spitzwinkelige Ansatz mit offenem Rahmen (F III 1, z. B. Abb. 53); dann wird der Rahmen durch einen im Winkel geknickten Steg belebt (2 = Var. L, Abb. 56) oder geschlossen (3); oder der Rahmen wird unregelmässig vierseitig (4, Beispiele mehrfach); durchbrochen (5 = Var. M, Abb. 57) oder mit Löchern versehen (6,

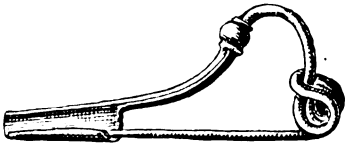
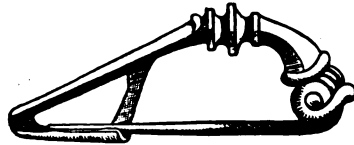


Abb. 58. Rachow (Mecklenburg-Schwerin). B III 9. F III 7.



B III 10. Abb. 59.



Abb. 60. Körchow (Mecklenburg-Schwerin) F III 6.

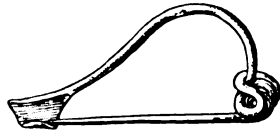


Abb. 61. Gurina (Kärnten). B III 7. F III 7.

Abb. 60) oder ganz geschlossen (7, Abb. 58. 61); als Abschluss des Fusses kommt auch an Latèneschematen der Knopf vor (8).

Die Fibeln mit geschlossenem Fuss und geknicktem oder geschweiftem Bügel (Abb. 55 ff.) gehören schon der römischen Zeit an. Eine besonders häufige Form ist die Abb. 61, nach einem Exemplar von Gurina, sehr häufig in römischen Gräbern und Kastellen in Westdeutschland⁴⁾.

Die Übergänge zu den provinzialrömischen Fibeln sind unmerklich,

1) Diese Form war von Lissauer als Typ gewählt. Über ihre Verbreitung besonders in den keltischen Ländern s. Tischler bei Meyer, Gurina S. 25; Almgren IV, 65 (S. 35) führt sie als erstes Glied der Reihe der „kräftig profilierten“ Fibeln an. Die Erweiterung des Bügels an der Ansatzstelle des Fusses durch hornartige Fortsätze, die in Österreich und der Schweiz zu besonderen Formen geführt hat, ist Deutschland fremd.

2) S. dazu Tischler, Gurina VI, 5. Almgren XI, 236.

3) Eichhorn, Altertümer von Thüringen IV, 146.

4) Tischler, Gurina S. 27 (S. 106). Almgren 15, als „provinzialrömisch“ bezeichnet; die ebenfalls als provinzialrömisch zu bezeichnende Form Almgren 15 unterscheidet sich von unserem ganz späten Latènetyp Abb. 56 durch den breiteren Fuss.

und ohne eine gewisse Willkür ist eine Scheidung unmöglich; als Kennzeichen römischer Zeit hat man seit Tischler¹⁾ den Sehnenhaken angesehen, der allen echten Latèneformen fehlt. Wir schliessen die Sehnenhakenfibeln im folgenden aus, so dass z. B. die Fibeln von Haltern²⁾ für unsere Aufzählung wegfallen.

An Sonderformen sind zu beachten:

1. Schwere gegossene Exemplare, die in Norddeutschland und Skandinavien ohne Vermittlung aus der Frühlatèneform, entstanden zu sein scheinen und z. T. älter sein mögen: eines von Osterburg (Abb. 62)³⁾; ein ähnliches von Rosenthal, Kr. Niederbarnim; und Var. N, (Abb. 63) (nach einem Funde von Lindrummoor in Jütland) nur in wenigen Exemplaren bekannt;⁴⁾ doch findet sich dasselbe Bildungsprinzip an einem

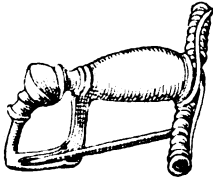


Abb. 62. Osterburg (Altmark). Sonderform.

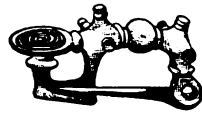


Abb. 63. Jütland. Var. N.

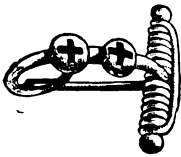


Abb. 64. Var. O.

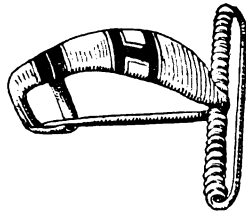


Abb. 65. Helmslügen (Pommern).
Sonderform.

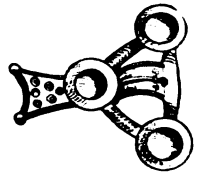


Abb. 66. Var. P.

Stücke von Farsleben 210, welches auf Var. F zurückgeht; zu der Bildung der Variante vgl. auch das Stück von Müheln 100.

2. Var. O.; Abb. 64, Weiterbildung der Var. F; nur in seltenen Fällen Bronze; die Kugeln aus Bronze mit Emailinlage, meist in Kreuzfurchen; lange Spiralrolle. Eine norddeutsche Form, speziell der westlichen Ostseeländer, auch in Skandinavien verbreitet⁵⁾.

3. Der vorigen ähnlich, aber ohne Kugeln; auf dem Bügel Email-

1) Beiträge S. 71.

2) Mitteilungen der westfälischen Altertumskommission II, S. 117. 118; III, S. 60.

3) Kupka, Sächs.-thüring. Jahresschr. 1910 I, 16.

4) Die Heimat der Form ist Jütland; in Deutschland nur einige versprengte Exemplare, leider nur Einzelfunde, sodass die zeitliche Stellung unsicher bleibt. Vgl. Undset S. 412. 419. S. Müller Ordnung II, 22–25, wo der Zusammenhang mit der Kugelfibel (Var. F) deutlich wird. Doch ist auch die Ähnlichkeit mit gewissen Späthallstattformen (Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VII, 8 ff.) schwerlich Zufall.

5) Vgl. dazu Kossinna, Korrespondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellsch. 1907, S. 60.

einlage in meist I-förmigen Gruben; lange Spiralachse; vgl. Abb. 65, von Helmshagen¹).

4. Var. P.; Abb. 66. Die „pommersche“ Fibel, ein seltsames Gebilde, charakterisiert durch aufgesetzte Schalen in Hallstattmanier an den Achsenenden und dem Bügelfuss, die durch Spiraldraht verbunden sind — dieser ist oft in Guss nachgeahmt —; im westlichen Pommern und den angrenzenden Ländern²).

Zur Verbreitung der Spätlatènefibeln.

Die „Nauheimer“ Form gehört im wesentlichen dem Grossherzogtum Hessen und den angrenzenden Gebieten an. In Süd- und Mitteldeutschland fehlt sie; in Norddeutschland erscheint sie an der unteren Elbe und in Mecklenburg und geht dort Verbindungen³) mit dem anderen Typ ein.

Auch dieser ist durchaus nicht überall verbreitet. Ausser einigen oberbayerischen Funden ist er dem ganzen Süddeutschland fremd; direkt arm sind die Provinz Sachsen östlich von Saale und Elbe, das ganze Königreich Sachsen und die westliche Niederlausitz⁴), und auch in Thüringen, dem Königreich Sachsen und Schlesien ist er selten. Stark vertreten ist er wiederum in Hessen und den benachbarten Ländern und ferner in Norddeutschland: Hannover, Provinz Sachsen. Massenfunde liegen vor aus dem östlichen Deutschland: Brandenburg, Hinterpommern (z. B. Persanzig) und Westpreussen (Rondsen usw.), alle deutlich in frühromische Zeit hineinreichend. Ostpreussen und Posen hat wenig⁵). Auch in den einzelnen Typen scheidet sich der deutsche Osten sichtlich von den westgermanischen Ländern. Eine starke lokale Eigenentwicklung, vielfach mit Zurückgreifen auf frühere Typen ist dort bemerkbar (vgl. Var. O und P).

Die grosse Masse der Spätlatènefibeln gehört Leichenbrandgrabfeldern (besonders Urnenfeldern) in flachem Boden an, und man besitzt in deren Verbreitung auf dem früher von (keltischen) Skelettgräbern eingenommenen Gebiete ein sicheres Merkmal der germanischen Völkerbewegungen, unter deren Einfluss allerdings auch auf keltisch gebliebenem Gebiet (Bayern, Schweiz) gelegentlich Leichenbrand auftritt⁶). Auf südwestdeutschem Gebiete ist die Verschiebung deutlich. Im ersten Jahrhundert erscheinen die frühesten germanischen Brandgräber bei Giessen, Rodberg, Nauheim, Wiesbaden⁷).

1) Schumann, Balt. Stud. 39, Taf. 12, 9; ebenfalls skandinavisch-norddeutsch.

2) Vgl. Reinecke in Lindenschmit A., V, 351, wo die ältere Literatur angegeben ist.

3) Besonders deutlich an Funden der Hamburger Gegend.

4) Dazu Wilke, Deutsche Geschichtsblätter VII, 1906 S. 292 mit der Erklärung der Erscheinung durch das Auswandern der alten Bevölkerung.

5) Ein Grabfeld aus der Gegend von Kiew (Sarubinat) im Charakter der westpreussischen mit Fibeln Var. J und Abb. 61, wichtig als Zeugnis für das Vordringen der Germanen, s. Reinecke, Mainzer Zeitschrift 1906, S. 43.

6) Ein Skelettgrabfund von Heidingsfeld, Unterfranken, von Reinecke, Korr.-Bl. 1901, S. 28, zurückgebliebenen Galliern, vielleicht Teutonen, zugeschrieben.

7) Über diese Verhältnisse Schumacher in den Berichten über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung 1904 S. 10, 1905 S. 20.

Neben den Gräbern erhalten in der späteren Latènezeit die Wohnstättenfunde eine besondere Bedeutung. Bekanntlich sind zwei Burgstellen, der Mont Beuvray und der Hradisch bei Stradonitz die klassischen Fundorte der Periode. Auf deutschem Boden sind dahin zu zählen u. a. die Wohnstätten von Karlstein bei Reichenhall¹⁾, Nierstein (wohl = Buconica), Oberlahnstein²⁾. Auch in römischen Kastellen (Cambodunum = Kempten, Hofheim im Taunus u. s.) finden sich Fibeln in echtem Latèneschema, welche das Weiterleben der Konstruktion bis in die Claudische Zeit belegen. Eine vollständige Aufzählung dieser überdauernden Formen strebt unser Verzeichnis nicht an.

1) Reinecke in Lindenschmit A., V, S. 368.

2) Schumacher, Ber. über die Fortschritte der röm.-germ. Forschung 1905, S. 22. Schliz, Fundberichte aus Schwaben XIII, 1905, S. 20.

Übersicht über die in dem Verzeichnis angewandten Benennungen.

	Für A. I—III.	Beispiele
	Sehne = S.	
S 1	Spirale von grösserem Durchmesser	Kl.-Schweinitz. (Abb. 9) Beilngries. (Abb. 13)
S 2	mehr als sechs Spiralwindungen	Butzow (Abb. 28). — Helms- hagen (Abb. 65)
S 3	Sehne um den Kopf des Bügels gewickelt	Dux (Abb. 17). — Butzow (Abb. 28)
S 4	Kugeln an den Enden der Sehnenachse	Darshofen (Abb. 4) u. s.

A. Fibeln mit figürlichem Schmuck †.

	Bügel = B.	
B A 1	flach gewölbt, meist hohl („kahnförmig“)	Fränkische Schweiz (Abb. 3). — Walkersbrunn (Abb. 6)
B A 2	geschweift („S-förmig“)	Darshofen (Abb. 4.) — Kl.-Schweinitz (Abb. 9)
B A 3	paukenförmig	Leidingshof (Abb. 5)
B A 4	eingekerbt oder eingeschnürt	
B A 5	mit schildartiger Verzierung auf dem Scheitel oder an den Seiten	Walkersbrunn (Abb. 6)
B A 6	mit runden Vertiefungen für Einlagen (Email usw.)	
B A 7 = Variante C	kammartige Verzierung (Perlband) längs des Bügels	Kl. Gleichberg (Abb. 7)
	Fuss = F.	
F A 1	annähernd halbkugeliger Vogelkopf	Leidingshof (Abb. 5)
F A 2	Vogelkopf mit gekrümmtem Schnabel	Darshofen (Abb. 4)
F A 3	flacher Vogelkopf	Steinmühle (Abb. 8)
F A 4	stark entstellter Vogelkopf; nur die Augen geblieben	Walkersbrunn (Abb. 6)
F A 5	länglicher Vogelkopf	Kl.-Schweinitz (Abb. 9)
F A 6	Vogelkopf mit schwanenhalsartiger Biegung	Kersbach (Abb. 10)
F A 7 = Variante B	Vogelkopf auch am Bügelkopfe	Kreuznach (Abb. 11). — Prüllsbirkig (Abb. 12)

I. Frühlatène Δ.

	Bügel = B.	
B I 1	hochgewölbt	Beilngries (Abb. 13). — Münsingen (Abb. 14)
B I 2 = Typ	annähernd halbkreisförmig	Dux (Abb. 15)
B I 3	flach gewölbt, rundlicher Querschnitt	Münsingen (Abb. 16)
B I 4	flach gewölbt, ovaler Querschnitt	Dux (Abb. 17)
B I 5	flach gewölbt, hohl	Münsingen (Abb. 18)
B I 6	flach gewölbt, glattes Band	Letky (Abb. 19)
B I 7	flach gewölbt oder glattes Oval	Dux (Abb. 20)
B I 8	geknickt	Kl. Gleichberg (Abb. 22)

		Beispiele
B I 9	eckig	Beckerslohe (Abb. 23)
B I 10	torquiert (oder mit Schrägkerben)	Letky (Abb. 24)
B I 11	eingekerbt	Oberndorf (Abb. 25)
B I 12	eingeschnürt	Libesnitz (Abb. 26)
B I 13	kugelige Schwellungen	Münsingen (Abb. 27)
B I 14	mit verziertem Kamm	Butzow (Abb. 28)
B I 15	Spiralen, Palmetten, Volutenbänder, Ranken, Triskelen	Nimburg (Abb. 29)
B I 16	Kreise, Augen. — Unechte Spiralen	Langugest (Abb. 30)
B I 17	Schräglinien (Zickzackband, Rauten, Flechtband, Schraffierungen)	Letky (Abb. 19)
B I 18	Furchen oder Schalen mit Einlage von Korallen oder Email	
Fuss = F.		
F I 1	kleiner Knopf	Beilngries (Abb. 13)
F I 2	grosse Kugel (meist mit Fortsatz)	häufig (Abb. 32)
F I 3	abgeplattete Kugel oder rundlicher Wulst	Abb. 33, auch Libesnitz (Abb. 26)
F I 4 = Typ	Kugel mit Spitze	Dux (Abb. 15)
F I 5	stärker profilierter Kolben oder Kegel	Dux (Abb. 17), Münsingen (Abb. 18)
F I 6	profilierter schmaler Kegel	Abb. 34
F I 7	abgeschnürte Kugeln	Abb. 35, auch Butzow (Abb. 28)
F I 8	abgeschnürte Halbkugeln	Abb. 36, auch Münsingen (Abb. 14)
F I 9	eingekerbte Spitze	Oberndorf (Abb. 25)
F I 10	schmale Spitze (auch verdickt oder eingeschnürt)	Münsingen (Abb. 16)
F I 11 = Var. D	runde Scheibe, meist mit Fortsatz	Hard (Abb. 31), Münsingen (Abb. 27)
F I 12	drei runde Scheiben (Rosette), mit Fortsatz	Kl. Jeseritz (Abb. 37)
F I 13	Ringscheibe, meist mit Fortsatz	Letky (Abb. 24)
F I 14	rhombische oder zungenförmige Platte	Beckerslohe (Abb. 23)
F I 15 = Var. E.	Kolben mit Hohlkehle	Wachenheim (Abb. 21)
F I 16	Drahtgewinde	Kl.-Gleichberg (Abb. 38)

II. Mittellatène ▽.

	Bügel = B.	
B II 1	annähernd halbkreisförmig	
B II 2	flach gewölbtes Band	Abb. 40 (Münsingen)
B II 3	geknickt	Abb. 42 (Storkow)
B II 4	steil ansteigend, dann gestreckt	
B II 5	Spiralwindungen	Abb. 43 (Kl.-Gleichberg)

		Beispiele
Fuss = F.		
F II 1	annähernd rechtwinklig ansetzend	
F II 2	in Draht ausgezogen und um den Bügel gewickelt	Abb. 44 (Latène)
Var. F.	Kugeln an dem Schlusstück und der Verbindungsstelle	Abb. 46 (vgl. Abb. 45, Münsingen).
Var. G.	Rosetten an dem Schlusstück und der Verbindungsstelle	Abb. 47 (Dühren)
Var. H.	flache Scheiben an dem Schlusstück und der Verbindungsstelle	Abb. 48 (Nienburg)
F II 3	mit flachen Platten	Abb. 49 (Lohne)
Var. J.	hoher eingeknickter Bügel	Abb. 50
F II 4	gestrecktes Band mit rechteckigem Knick („hannoverische“ Form)	Abb. 51 (Nienbüttel)
= Var. Q.		
F II 5	Drahtgewinde	Abb. 43 (Kl.-Gleichberg)
III. Spätlatène ☉.		
Bügel = B.		
1 ▲	„Nauheimer“ Typ	Abb. 52
B III 1	Band mit seitlicher Erweiterung am Kopfe	
B III 2	Band zu einer Scheibe erweitert	
B III 3	Band und Stange	Abb. 53 (Mainz)
B III 4	steil ansteigend, dann gestreckt	Abb. 54 (Perdöhl)
2 ◡		
B III 5	gestreckt	
B III 6	geknickt	Abb. 55
= Var. K.		
B III 7	gewölbt, leicht geschweift	Abb. 56; auch Abb. 61 (Gurina)
= Var. L.		
B III 8	gleichmässig gewölbt	Abb. 57
= Var. M.		
B III 9	hoch gewölbt, mit Knick einbiegend	Abb. 58 (Rachow)
B III 10	mit gegossenen Querplatten am Scheitel	Abb. 59
= Typ ◢		
B III 11	verziert mit Furchen und Streifen	Abb. 65 (Helmshagen)
Fuss = F.		
F III 1	spitzwinklig oder in leichter Kurve ansetzend, mit offenem Rahmen	Abb. 53 (Mainz)
F III 2	spitzwinklig oder in leichter Kurve ansetzend, mit Steg	Abb. 56
= Var. L.		
F III 3	spitzwinklig oder in leichter Kurve ansetzend, geschlossen	
F III 4	unregelmässig vierseitig, offen	Abb. 55; auch Abb. 54 (Perdöhl)
= Var. K.		
F III 5	unregelmässig vierseitig, durchbrochen	Abb. 57
= Var. M.		
F III 6	unregelmässig vierseitig, mit Löchern	Abb. 60 (Körchow)
F III 7	unregelmässig vierseitig, geschlossen	Abb. 58 (Rachow). Abb. 61 (Gurina)
F III 8	Knopf am Fussende	
Var. N.	Norddeutsch-nordische Sonderformen	Abb. 62 (Osterburg) Abb. 63 (Lindrummoor)
Var. O.	Kugeln mit Emailleinlage	Abb. 64
Var. P.	„Pommersche“ Fibel	Abb. 66

Verzeichnis der einzelnen Funde.

1. Stufe A. Fibeln mit figürlichem Schmuck.

A. Fibeln mit Maskenschmuck ●.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis Literatur
1	Weisskirchen a. d. Saar ¹⁾	Mainz	Br. Symmetrisch; je 1 Kopf am Fuss, Bügelkopf, an der Mitte d. Bügels	Hügelgrab	Krüger-Trier. Lindenschmit, A I. H. IV, 3, 3
2	St. Wendel	Trier	Br. B A 1 F Maske(?)	—	Krüger
3	St. Wendel(?)	Ebendort	Br. F Maske	—	Krüger
4	Zerf bei Trier	Ebendort	Br. B mit Kamm, F mit Maske, Übergang zu †	Hügelgrab	Lindenschmit, A III. IX. 1, 3
5	ebendort	Ebendort	V. A.	Desgl.	—
6	Hausberg bei Butzbach	Darmstadt L. M.	V. A.	—	Kofler-Darmstadt (+)
7	Budenheim ²⁾ , Kr. Mainz	Mainz	Br. symmetrisch, mit Masken. B mit kreisf. Vertiefungen (für eine Einlage)	Hügelgrab	Lindenschmit, A III. IX. 1, 1
8	Mainz (Umgegend)	Ebendort	Br. Bruchst. wohl V. A.	—	Lindenschmit (Sohn)-Mainz
9	Monsheim ³⁾ , Kr. Worms	Worms	Br. S 2 (obere Sehne aus kleinen Spiralswindungen), B halbrund gebogen, F Menschenkopf mit Koralleneinlage	—	Köhl-Worms
10	Fundort unbekannt (Reinhessen?)	Darmstadt L. M.	V. A.	—	Kofler
11	Fundort unbekannt (Baden?)	Karlsruhe	V. A.	—	Wagner-Karlsruhe

Begleitende Funde. 1) **Weisskirchen a. d. Saar**: Br. Kanne. — 2) **Budenheim**: S. Δ 31 ∇ 31. — 3) **Monsheim**: Br. Ring mit kolbigen Anschwellungen. S. Δ 54 ∇ 85. — 4) **Criesbach**: S. + 18 Δ 130.

Lfd. Nr.	Fundort.	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis Literatur
12	Criesbach ¹⁾ , O.-A. Künzelsau	Stuttgart	Br. S. 2. 4, B am Kopf Gesicht, F Gesicht und Voluten	Flachgräber	Schliz, Fundber. X 1902 S. 17, Abb. 6
13	Riekesen , B.-A. Regensburg	Regensburg	Br. B A 2 gemustert F Maske	Hügelgrab	Steinmetz-Regens- burg Reinecke in Main- zer Festschrift Tf. VI 2 u. Linden- schmit V, 320. —
14	Umgegend von Parsberg (Ober- pfalz)	Nürnberg G. M.	Br B einfacher als der Typ. Bügelkopf zwei einander zuge- wandte Greifen	angeblich Skelettgrab	Naue, Präh. Bl. XIV, S. 1. Reinecke in Lin- denschmit A V, 900 u. S. 283
15	Emhof ¹⁾ , B.-A. Burglengenfeld	Regensburg	Br. S 2, B ge- schwollen. F menschl. Ge- sicht, Über- gang zu †	Gruppe von 8—9 Hügeln	Steinmetz. Verh. d. h. V. f. Regensburg und Oberpfalz 1888, S. 344
16	Niederschön- hausen ²⁾ , Kr. Niederbarnim	Berlin V. K.	Br. unvollständig V. A. B mit Masken, F Wid- derkopf	Einzelfund	Lindenschmit, A III. IX, 1, 5
17	Jungfernteinitz , Nordböhmen	Laun	Br. Typ, Bügel- kopf, Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, S ein- seitig	Flachgrab (Skelett)	Piž, S. 22, Reinecke, Fest- schrift S. 73 Oben Abb. 1
18	Kyschitz bei Pilsen	Pilsen	Br. V. A.	Hügelgrab	Piž, S. 50, Reinecke, Fest- schrift S. 73 Oben Abb. 2
19	Cheinow bei Smichow-Prag	Prag	Br. B ge- schweift, am Bügelkopf u. am Fuss Tierkopf m. lang. Ohren	Hügelgrab	Reinecke, Fest- schrift S. 73
20	Hallein	Salzburg	Br. Übergang zu †, am Bügel- kopf tierkopf- ähnl. Maske mit Voluten- ohren, F schwa- nenkopfförmig m. Volutenauge	am Dürn- berge	Much, Atlas S. 205, 5

1) **Emhof**: S. † 105. — 2) **Niederschönhausen**: S. dazu Reinecke, Festschrift S. 104 (dort in Latène I = Reinecke B gesetzt).

B. Vogelkopffibeln +.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
1	Gondershausen, Kr. St. Goar	Wiesbaden	Br. B A 1 F A 3.5 (Übergang zu Δ)	—	Ritterling-Frankfurt
2	Mörschbach, Kr. Simmern	Bonn	Br.	Hügelgrab	Krüger, Bericht über die Fortschritte der röm.-germ. Forschung 1908 S. 14
3	Krenznach	Mainz	Br. V. B.	Grab	Lindenschmit. Oben Abb. 11
4	Urexweiler¹⁾, Kr. St. Wendel	St. Wendel	Br. B A 1 mit geperlten Spitzovalen F A 2 Auge vertieft (f. Einlage)	Hügelgrab	Lindenschmit. A., III. IX. 1. 9
5	Hirstein²⁾ Birkenfeld	Birkenfeld	Br. V. C S 2 B unverziert, F klein (Übergang zu Δ)	Hügelgräber der älteren Latènezeit und Flachgräber der jüngeren nebeneinander	Baldes, Gymnasial-Programm Birkenfeld 1905 S. 39
6	Oberlahnstein, Kr. Rheingau	Wiesbaden	Br. B halbrund, unverziert F A 5 (Übergangsform)	Wohnstätte	Ritterling
7	Weissenturm³⁾ bei Rüdesheim, Kr. Rheingau	Wiesbaden	Br. B. In der Mitte und am Bügelkopfe Maske F A 3 (Original verloren)	Hügelgrab	Ritterling. Nassauische Annalen VII Taf. IV, 12 Lindenschmit, A., II. IV. 2. 3
8	Wiesbaden⁴⁾	Berlin V. K.	Br. V. C (Auge verkümmert)	—	J. Schlemm-Berlin
9	Altkönig⁵⁾,	Wiesbaden	Br. Am Bügelkopf Fischkopf F A 3 mit zwei seitlichen flügelartigen, kleinen dreieckigen Vertiefungen für Email	Ringwall	Ritterling. Lindenschmit, A., IV. 14, 1

Begleitende Funde. 1) **Urexweiler**: Mit einer seltsamen Tierfibel (Lindenschmit A, III. IX, 1, 8). — 2) **Hirstein**: Hügel II: E. Schwert, Lanzenspitzen, Messer — Tongefäße im Frühlatenotyp. — 3) **Weissenturm**: E. Schwert, Messer. — 4) **Wiesbaden**: Δ 14 ∇ 18. — 5) **Altkönig**: ∇ 23.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
10	Gegend von Mainz	Mainz	Br. B A 2 (Tierkopf auf dem Scheitel) F A 1	—	Lindenschmit, A., II. IV. 2, 10
11	Schwabsburg, Kr. Oppenheim	Ebendort	Br. V. B (mit Einlage; Koralle?)	Grab	Lindenschmit, A., I. IV, 3, 1 und 2 Olshausen, Zeitschrift f. Ethnol. 1888, Verhandl. S. 140,
12	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. B hochgewölbt, F runder Vogelkopf (Übergang zu Δ)	Skelettgrab	Westdeutsche Zeitschrift XXIII S. 362
13	Hahnheim²⁾, Kr. Oppenheim	Ebendort	Br. V. C	Grab	Lindenschmit
14	Dalheim³⁾ Kr. Worms	Worms	Br. B A 1 F A 2	—	Köhl
15	Gegend von Speyer, Pfalz (Bayern)	Karlsruhe	Br. B A 2 (geschwollen) F A 2 (mit hervortretenden Augen)	—	Wagner
16	Sinsheim⁴⁾	Ebendort	Br. B A 4 F A 1 (mit Bügel verbunden)	14 Hügel mit 1–13 Skelettgräbern ohne Steinschutz	Wilhelmi, Totenhügel von Sinsheim 1830, Taf 3, 28 S. 113 Wagner, Fundstätten u. Funde II S. 353
17	Hügelsheim⁵⁾, A. Rastatt	Ebendort	Br. S 1, B flach, F kleiner Kopf, (Übergang zu Δ)	Hügelgrab	Wagner, Hügelgräber und Urnenfelder in Baden S. 32 Taf V 7
18	Criesbach⁶⁾, O.-A. Künzelsau	Stuttgart	Br. S 2 4 B mit abstehenden Lappen, F A 5	Flachgrab	Schliz, Fundberichte aus Schwaben X, S. 17 Fig. 2

Begleitende Funde. 1) **Schwabsburg**: Br. reicher Zierbeschlag auf Eisenplatte (mit Gold- und Bernsteinbelag). S. ● 46. — 2) **Hahnheim**: Δ 38, ▽ 69. — 3) **Dalheim**: Br. Ringe. — 4) **Sinsheim**: S Δ 92. — Grab XI. 11. Nahe einem br. Halsring. Glasperlen, Eberzahn — 5) **Hügelsheim**: Br. schön verziertes wulstiges Armband mit Endstollen: Ring mit 6 stehenden Ösen. Gagat- und Lignitring. 2 Bärenzähne. (Neben dem 2. Skelett in dem Grabhügel: E. Schwertklinge, Fibeln.) 6) **Criesbach**: S. ● 12 Δ 130.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
19	Stammheim ¹⁾ , O.-A. Ludwigs- burg	?	?	Hügelgrab	Schlitz, Fundber. X, 1902, S. 16
20	Darmshelm ²⁾ , O.-A. Böb- lingen	Stuttgart	S. Δ 153	Hügelgrab	Derselbe, Fundber X, 1902 S. 18
21	Heidenheim , O.-A. Heiden- heim	Heiden- heim	Br. B kahnförmig, F mit langem Schnabel, mit dem Bügel durch einen Steg ver- bunden. Sonderform	Einzelfund	Hertlein, Altert. d. O.-A. Heidenheim
22	Dottingen ³⁾ , O.-A. Mün- singen	Stuttgart	Hallstattfibel	Hügelgrab	Schlitz, Fundber. X, 1902 S. 18
23	Gerhausen ⁴⁾ , O.-A. Blau- beuren	Ebendort	Br. B A 1. 5 F A 2 (mit B verbunden)	Flachgrab in einer Wallanlage	Derselbe. Gössler, Alter- tümer des Ober- amts Blaubeuren, S. 31
24	Mörsingen ⁵⁾ , O.-A. Ried- lingen	Ebendort	Br. B flacher Vogelkopf mit geöffnetem Schnabel	Hügelgrab	Derselbe, Fund- berichte VI S. 3. X S. 18
25	Fischen ⁶⁾ , B.-A. Weil- heim,	?	Br. V. C	—	Beiträge zur Anthrop. u. Urg. Bayerns X, S. 186
26	Grafath ⁷⁾ , B.-A. Bruck,	München St. S.	Br S 2. 4 B A 1 F A 2 (mit Bügel verbunden)	Hügelgräber, Bestattung unsicher, wohl Be- erdigung	Naue, Präh. Bl. VIII, Taf. IX, 2. Reinecke in Lindenschmit, A., V, 322
27	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. S 2. 4 B buckelig, hohl, F A 1. 6	Desgl.	Naue, Präh. Bl. VIII, Taf. IX, 3
28	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. B A 1, F A 5	Desgl.	Naue, Präh. Bl. VIII, Taf. IX, 4 — Rei- necke in Linden- schmit, A., V, 323

Begleitende Funde. 1) **Stammheim**: Br. 2 Halsringe, 4 Armringe. — 2) **Darmshelm**: (Berichtigung während des Druckes). — 3) **Dottingen**: Berichtigung während des Druckes). — 4) **Gerhausen**: Br. 7 glatte Armreifen, Hohlartring. — 5) **Mörsingen**: Br. Paukenfibel, Gürtel, Armringe. — Schleifstein: verzierter Wirtel. — 6) **Fischen**: S. Nachtrag. — 7) **Grafath**: Späthallstattinventar (Certosafibeln usw.) Gr. 1.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
29	Landshut , ¹⁾ Herttersche Ziegelei, Niederbayern	Landshut	Br.	Wohnstätte	Krüger, Bericht über die Fortschritte der röm.-germ. Forschungen 1908 S. 15
30	Regenstau , B.-A. Stadthof	Ebendort	Br. S 1 F A 2. 5 (Übergang zu V. C)	Desgl.	Birkner-München
31	Ebendort	Ebendort	Br. F A 3. 5	Desgl.	Derselbe
32	Steinweg , B.-A. Stadthof	Regensburg	Br.	—	Krüger, Bericht über d. röm.-germ. Forsch. 1908 S. 16
33	Susberg ²⁾ bei Regenstau, B.-A. Stadthof	München St. S.	Br. S 1, B hochgewölbt F A 5 (Übergang zu Δ)	Hügelgrab mit zwei Skeletten	Birkner
34	Beilngries ³⁾ , B.-A. Beilngries	Ebendort	Br. S 1 B A 1 mit Volutenverzierung. F A 2 (mit Bügel verbunden)	Skelett-Flachgräber	Derselbe
35	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. V. B.	Desgl.	Derselbe
36	Staufersbuch ⁵⁾ , B.-A. Beilngries	Ebendort	Br. B mit Querbändern. F A 3	—	Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VI, 10
37	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. B geschwollen FA 5	—	Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VI, 13
38	Altenvelburg ⁷⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. Tierkopf mit Bügel verbunden	Hügelgrab	Steinmetz-
39	Gr. Bissendorf ⁸⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. F A 2	Hügel mit 3 Skeletten	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 53
40	Beratzhausen ⁹⁾ , B.-A. Parsberg	Nürnberg G. M.	Br. B. torquiert, F kleiner gekerbter Kopf mit rüsselförmig. Fortsatz	Hügelgrab	Beltz
41	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	Br. S 1 B A 3 F Übergang zu Δ	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Landshut**: E. Messer. — Wandbewurf. — 2) **Susberg**:

S. Δ 199. — 3) **Beilngries**: Vgl. Δ 201. Gr. 1. Br. Certosafibel, Nadel. —

4) **Beilngries**: (Gr. 11. Tonschale mit Brandknochen, Bronzeschlacke, Eisenstift. —

5) **Staufersbuch**: (Gr. III. 9. E. Messer. Δ 202. — 6) **Staufersbuch**: Gr. III, 2.

E. Ring. — Kl. graphitierte Schale. — 7) **Altenvelburg**: Br. Δ 207; 2 geschlossene

Ringe; Knotenring: 2 offene Ringe mit leicht gekerbten Enden, kleiner gestrichelter und glatter Ring. — 8) **Gr.-Bissendorf**: Br. kl. Ring, Knotenarmring. —

9) **Beratzhausen**: S. Δ 208.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. (Genauere Angaben)	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
42	Beratzhausen¹⁾ ,	Nürnberg G. M.	Br. Einseitige Spirale. F zurückgebogener Vogelkopf, stark entstellt. Übergang zu Δ	= 40	Beltz
43	Darshofen²⁾ , B.-A. Parsberg	Privatbesitz	Br. S 4, B A 2 geschwungen, F A 2 (mit grossen Augen)	Nachbestattung i. einem bronzezeitl. Hügelgrabe	Scheidemantel, Hügelgräberfunde bei Parsberg I, Taf. VI, 5. Oben Abb. 4
44	Ebendort	Desgl.	Br. B A 1 F A 1 (mit B verbunden)	Desgl.	Derselbe, Taf. VI, 6
45	Ebendort	Desgl.	Br. V. C (Spirale kleiner) B A 7	Desgl.	Derselbe, Hügelgräber bei Parsberg II, Taf. I, 15
46	Degerndorf³⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. S 2, 4, B geschwollen mit 2 Kugeln	Hügelgrab	Steinmetz. Verh. d. H. V. d. Oberpfalz 1888, 42, S. 344
47	Ebendort	Ebendort	Br. S 2, 4, B geschwollen, F A 1	Desgl.	Ebendort
48	Dettenhofen , B.-A. Parsberg	Privatbesitz	Br. B A 4, F A 1 (mit 3 Würfelaugen), (Bruchstück)	Einzelfund	Scheidemantel, Hügelgräber II, Taf. I, 16.
49	Dürn⁴⁾ , B.-A. Parsberg	München St. S.	Br. S 4, B A 1, F A 1 (grosses Auge)	Hügelgrab	Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VI, 11
50	Eselsdorf⁵⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. S 4, B flach gewölbt, F A 2, 5	Desgl.	Scheidemantel, Hügelgräber II, Taf. 4, 13
51	Gasselshof , B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. B I 4 (hoch) F A 2	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 10
52	Ebendort	Ebendort	Br. B flach gewölbt mit kleinem Querswulst F A 5 (Übergang zu Δ)	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 11
53	Hardt⁶⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. B A 4 (leicht geknickt) F A 3	—	J. Schlenker
54	Ebendort	Ebendort	Br. S 4 F A 3 (stark verkümmert)	—	Dieselbe

Oberpfalz (Bayern)

Begleitende Funde. 1) **Beratzhausen**: S. Δ 208. — 2) **Darshofen**: S. Δ 209. — 3) **Degerndorf**: Br.: Knotenring. E: gekrümmtes Messer. S. Δ 210. — 4) **Dürn**: Br.: geknickte Späthallstattfibel Δ 211. — 5) **Eselsdorf**: Br.: kleine Rinne, Perle. E: Nagel. — 6) **Hardt**: S. Δ 221.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
55 bis 56	Hatzenhof¹⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br B hochgewölbt F A 3 (ein Exemplar unvollständig) Übergang zu Δ	Aus mehreren Hügelgräbern (z. T. Nachbestattungen)	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902, S. 53
57	Ebendort	Ebendort	Br S 4 B A 1 F A 1	Desgl.	J. Schlemm
58	Ebendort	Ebendort	Br. B A 2 F A 3	Desgl.	Dieselbe
59 bis 60	Ebendort	Ebendort	Br. B A 4 (am Kopf) F A 2	Desgl.	Dieselbe
61	Heman , B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. klein, auf dem Scheitel des Bügels ovale Platte; Vogelkopf	—	Dieselbe
62 bis 64	Ebendort	Ebendort	Br. klein, B A 3 (kleiner) F A 5	—	Dieselbe
65	Hohenberg²⁾ , B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. V. C.	—	Dieselbe
66	Mausheim³⁾ , B.-A. Parsberg	München St. S.	Br. B A 1 F A 3. 5	Hügelgrab	Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. VII, 13
67	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B stärker gekrümmt F A 1	Desgl.	Naue, Präh. Bl. XIV, VI, 14
68	Kl. Mittersdorf⁴⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. Am Bügelkopf ab-geschnürter Knopf F A 3	2 Hügelgräber mit 3 Skeletten	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 53
69	Muttenhofen⁵⁾ , B.-A. Parsberg	München St. S.	Br. B A 1 F A 1	Hügel mit 4 Bestattungen, diese die oberste	Naue, N. d. A. 1894 S. 90, Präh. Bl. XIV, Taf. VI, 12
70	Unter-Oedenhart⁶⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. S 4 B A 2 F A 1	Aus 5 Hügelgräbern mit Skeletten (z. T. Nachbestattung)	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 65
71 bis 72	Ebendort	Ebendort	Br. B A 2 F A 3	—	J. Schlemm
73 bis 74	Ebendort	Ebendort	Br. B A 5 F A 3	—	Dieselbe

Oberpfalz (Bayern)

Begleitende Funde. 1) **Hatzenhof**: Späthallstatt- und Frühlatëneinventar. — 2) **Hohenberg**: S. Δ 222. — 3) **Mausheim**: Mit Δ 227. — 4) **Kl. Mittersdorf**: (Gr. 1. Br. Gürtelhaken mit Maske, Certosafibel, 2 Pferdchenfibeln, 5 Knöpfe, 3 Hohlringe. S. auch Δ 229). — 5) **Muttenhofen**: In den unteren Bestattungen Hallstatt-Kahnfibel, br. Gefäss. — 6) **Unter-Oedenhart**: Reiches Inventar.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. (Genauere Angaben)	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
75 bis 77	Unter-Oedenhart, B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. F A 3	—	J. Schlemm
78	Ober-Oedenhart B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. F A 4 (Übergang zu V. C)	—	Dieselbe
79	Parsberg¹⁾ (Steinmühle)	Privatbesitz	Br. B A 2 geschwollen F A 1	Hügelgräber m. Skeletten.	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg II, Taf. IV, 3
80	Ebendort	Desgl.	Br S 4 B A 2 (am Kopf mit Lappenverzierung, Rudiment von ● F A 3 (mit Augen))	Desgl.	Dieselbe, II, Taf. IV, 4 Oben Abb. 8
81	Ebendort	Desgl.	Br. B geknickt F A 3 (rudimentär)	Desgl.	Dieselbe, II, Taf. IV, 2
82	Ebendort	Desgl.	Br. B A 1 (geschwollen) am Kopf 3 Augen und Schrägstreifen F A 2 (m. 3 Augen), Koralleninlage in den Augen	Desgl.	Dieselbe, II, Taf. IV, 1
83	Ebendort	Desgl.	Br. B Sonderform. V B? S4. Armbrust B. Am Kopf hervortretender Vogelkopf, am Fuss degenerierter Doppelkopf, mit Knopfaugen	Desgl.	Dieselbe, II, Taf. IV, 5
84	Parsberg²⁾ (Hammermühlberg)	Desgl.	Br. B A 2. 4 F A 5 Bruchstück	Hügelgrab 5 Skelette	Dieselbe, I, Taf. V
85	Parsberg	Berlin V. K.	Br. F A I	—	J. Schlemm
86	Pöfersdorf³⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. S 2 B A 1 geschwollen, am Kopfende maskenartige Verzierung	Hügelgrab	Steinmetz, Verhandl. d. H. V. d. Oberpfalz 43 S. 279 Reinecke in Lindenschmit. A., V. 321

Oberpfalz (Bayern)

Begleitende Funde. 1) **Parsberg**: Gr. 1. Certosafibel. Δ 233. Eisenstück. 2 br. Ringe. Gefäßscherben. — 2) **Parsberg**: Gr. 2 Kindergrab. Br. Halsring. 2 Armringe. 5 blaue Glasperlen. — 3) **Pöfersdorf**: E: Hiebmesser, 2 kl. Messer.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis — Literatur
87	Pöfersdorf ¹⁾ , B.-A. Parsberg	Regens- burg	Br. V. C F A 1 (mit B verbunden)	Hügelgräber, z. T. Nach- bestattungen	Steinmetz
88	Ebendort ²⁾	Berlin V. K.	Br. B flach- gewölbt, mit Kopfscheibe, F A 3	Desgl.	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 65
90 bis 91	Ronsolden ³⁾ , B.-A. Parsberg	Regens- burg	Br. V. C	Hügelgrab	Steinmetz, Scheidemantel, Hügelgräber I, G. II, 6
92	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. 3 B A 1 F A 3	Desgl.	Steinmetz, Ver- handl. d. H. V. Oberpfalz 43 S. 279
93	Schwarzen- thonhausen ⁴⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. V. C (Sehne kleiner). Über- gang zu Δ	Desgl.	J. Schlemm
94	Ebendort	Ebendort	Br. S 4 B A 2 F A 2. 4	Desgl.	Dieselbe
95	Ebendort	Ebendort	Br. B A 4 F A 2	Desgl.	Dieselbe
96	Pelchenhofen , B.-A. Neu- markt	München N. M.	Br. S 4, B mit Voluten und Querkerben F A 2	Desgl.	Lindenschmit, A., III. IX. 1, 7
97 bis 101	Pfeffertshofen ⁵⁾ , B.-A. Neumarkt	Regens- burg	Br. F A 1 (z. T. in Bruch- stücken)	Hügelgräber	Steinmetz Verh. H. V. 14 S. 312, 21, S. 361, 23, S. 480
102	Ebendort	Berlin V. K.	Br. S 2. 3 B 2	—	J. Schlemm
103 bis 104	Dietldorf , B.-A. Burg- lengelfeld	Ebendort	Br. S 1, B 4 F 3*)	—	Dieselbe
105 bis 107	Emhof ⁶⁾ , B.-A. Burgleng- feld	Regens- burg	Br. F weniger eingeschnürt	Hügelgräber	Steinmetz

Begleitende Funde. 1) **Pöfersdorf**: S. † 86. — 2) **Pöfersdorf**: S. Δ 234. Reicher Inhalt, auch Späthallstatt. — 3) **Ronsolden**: Br. Halsring, 2 dünne Nadeln mit Osenkopf, Nadel m. Spiralkopf, 2 Spiralfingerringe, mehrere Ringe, Spiralfingerringe. — 4) **Schwarzenthonhausen**: S. Δ 236. — 5) **Pfeffertshofen**: Br.: 4 Knotenringe; 4 glatte Ringe. E: 3 Hiebmesser; 4 Ringe; Schnalle; Haken; Beschläge; Fibelbruchstücke; von Knochen: 1 flaches Ringlein; in Thon: 1 gelbe Perle mit 4×2 Blauaugen. — 6) **Emhof**: Gr. 1 ● 15; 3 Paukenfibeln; Certosafibel; Kahnfibel; viele Knöpfe und Reste eines Gehänges von kleinen Ringen und Tropfen; 3 Hohlarmringe.

*) Die beiden Stücke durch eine Kette verbunden.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. (Genauere Angaben)	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
108	Matzhansen ¹⁾ , B.-A. Burglengenfeld	Berlin V. K.	Br. B A 1 F A 2, 3	Aus 5 Hügelgräbern mit Skeletten	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 65
109 bis 110	Ebendort	Ebendort	Br. B A 4 nur am Kopfe, Übergang zu V. C F A 3	Desgl.	J. Schlemm
111	Ebendort	Ebendort	Br. V. B. F A 1	Desgl.	Dieselbe
112	Schmidtmühlen ²⁾ , B.-A. Burglengenfeld	Ebendort	Br. B A 5 F A 3	Aus 3 Grabhügeln (Nachbestattung)	Dieselbe. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 53
113 bis 114	Ebendort	—	Br. F A 3	—	Dieselbe
115	Amberg ³⁾	München N. M.	Br. B geschwollen F A 3, 5	19 Grabhügel im Walde Wegrain Skelette in Steinpackung	Katalog d. Bayr. N. M. IV, Taf. X, 11
116	Ebendort	Ebendort	Br. B mit 2 Einschnürungen, F Übergang zu Δ Typ	Desgl.	Ebendort, Taf. XII, 4
117	Zwischen Amberg und Haselmühle	München St. S.	Br. S 4, B geschwollen, F A 2 (Augen auf Stielen)	Hügelgrab mit 7 Skeletten	Birkner
118	Friebertsheim , B.-A. Amberg	Berlin V. K.	Br. S 1 F A 3	—	J. Schlemm
119	Zwischen Högen und Hannritz ⁴⁾ B.-A. Sulzbach	München St. S.	Br. B A 1 F A 1 (mit Bügel verbunden)	Hügelgräber	Birkner. Reinecke in Lindenschmit, A. V, 324
120	Dollmannsberg ⁵⁾ , B.-A. Sulzbach	Ebendort	Br. S 4 (auch Knopf als Verlängerung des Bügels!) B A 1 F A 2	Hügelgrab	Birkner

Begleitende Funde. 1) **Matzhansen**: S Δ 240. Reiche Ausstattung, auch Späthallstattfibul. Tonflasche (Lindenschmit, A. V, S. 282). — 2) **Schmidtmühlen**: Bronzezeitl. und hallstättische Gegenstände. — 3) **Amberg**: Inventar nicht gesondert; ältere Bronzezeit (überwiegend), jüngere Hallstattzeit. — 4) Zwischen **Högen** und **Hannritz**: S. Δ 243 ∇ 183. Aus derselben Gruppe Br Knotenringe u-s-w. Fibel in Certosaart (a. a. O. 325). E Frühlatèneschwert. — 5) **Dollmannsberg**: S. 242.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
121	Oberpfalz (Bayern)	Dollmannsberg, B.-A. Sulzbach	München St. S.	Br. S 2. 4 B A 1 F runder Kopf (mit Bügel verbunden)	Hügelgrab	Birkner
122		Ebendort	Ebendort	Br. V. C	Desgl.	Derselbe
123		Peutenthal¹⁾, B.-A. Sulzbach	Nürnberg (G. M.)	Br. B A 11 F mit grossem Auge	Desgl.	Lindenschmit, A., III. IX 1, 10
124		Schwenderöd²⁾, B.-A. Sulzbach	München St. S.	E S 4 B A 1 (lang), F langgestreckt, (degenerierter Vogelkopf?)	Hügelgrab mit Skeletten	Reinecke in Lindenschmit, A., V, 326
125 bis 126	Mittelfranken (Bayern)	Eichstätter Waldungen	München N. M.	Br. F A 3 Bruchst.	—	Katalog d. Bayr. N. M. IV S. 79
127		Ebendort	Ebendort	Br. F A 1 (mit Würfelaugen) Bruchst.	—	Ebendort
128		Badanhausen³⁾, B.-A. Eichstätt	Regensburg	Br. F A 2	Hügelgrab, mehrere Bestattungen	Steinmetz, Verhdl. d. h. V. d. Oberpfalz III 486
129		Schemfeld, B.-A. Eichstätt	Ansbach	Br. B A 1 F A 3 (mit Bügel verbunden) Bruchst.	Hügelgrab	Preger-München. II. Jahresber. des hist. Vereins für Mittelfranken XXXVIII, 10
130	Weissenburg am Sand	Mainz	Br. S 4 B A 1. 2 F A 1	Hügelgrab	Lindenschmit	
131	Elpersdorf, B.-A. Ansbach	Ansbach	Br. S 2 B A 1 F A 3 (mit grossem Auge)	Desgl.	Preger. Beiträge zur Anthropologie u. Urg. Bayerns XII, 1898 Heft 3/4	
132*						
133 bis 134	Engelthal B.-A. Hersbruck	Nürnberg N. G.	Br. V. C	Auf dem Mühlengrund	Wunder, Abh. d. N. G. in Nürnberg, XV, Taf. 7. 4	
135	Beckerslohe⁴⁾ B.-A. Hersbruck	Ebendort	Br. B A 1 F kugeliges Vogelkopf mit aufrecht gebogen. Schnabel, mit B verbunden	Hügelgrab mit Skelett	v. Forster, Säkularschr. 1901, Taf. 18, 1	

Begleitende Funde. 1) **Peutenthal**: Br. Armring. — Drehscheibengefäss (s. Lindenschmit, A. V. S. 282). — 2) **Schwenderöd**: Br. Halsring. E. Hiebmesser, Messerreste. — 3) **Badanhausen**: Br. zwei gerippte Hohlringe, grosse Paukenfibeln, kleines Gürtelblech, Hohlohrringe. Zwei Bernsteinperlen, eine durchbohrt. — 4) **Beckerslohe**: Grabhügel 9 Δ 256. Späthallstattinventar: Schwerter, Fibeln, Schmuckringe, Tongefäss, 3 Schwanenhalsnadeln.

* fällt aus (Berichtigung während des Druckes).

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
136	Mittelfranken (Bayern)	Mainz	Br. B A 4 mit Augen, F A 1 mit Bügel verbunden	Grab	Lindenschmit	
						Kersbach, B.-A. Hersbruck
137		Ebendort	Ebendort	Br. S 2 3 F A 3. 6	—	Lindenschmit, A. IV. 14, 13 Oben Abb. 10
138 bis 139	Oberfranken (Bayern)	Nürnberg G. M.	Br. B A 1 F A 1 (mit Auge, Maske? und langem Schnabel)	Hügelgrab aus Steinen, Skelett	Ziegler, Präh. Bl. III, Taf. III. 66 — Reinecke in Lin- denschmit, A., V. 890	
140 bis 141		München St. S.	Br. B A 1. 8 (mit Strichverzie- rung) F A 1 (mit B ver- bunden)	Hügelgrab mit zwei Be- stattungen	Birkner. — Bei- träge IX S. 74. — Präh. Bl. II S. 61	
142		Ebendort ^{*)}	Ebendort	Br. = dem vor- rigen, aber der Kopf doppelt	Desgl.	Ebendort
143		Nürnberg G. M.	Nürnberg G. M.	Br. S 4 B ge- schwollen F A 1	—	Beltz
144		Nürnberg N. G.	Nürnberg N. G.	Br. V. C	Ringwall Walberla	Rehlen-Nürnberg
145	Nürnberg N. G.	Nürnberg N. G.	E (!) B A 2 F 5 Bruch- stück	Hügelgrab mit Skeletten	Wunder, Säkular- schrift 1901, Taf. 11, 25	
146	Ebendort ^{*)}	Ebendort	Br. S 4 B A 5, mit Halb- rundlinien, F A 5 mit Spiralen	Desgl.	Wunder, Säkular- schrift 1901, Taf. 10, 2. — Naue, Pr. Bl. 1902, Taf. 6, 11 Oben Abb. 6	
147	Berlin V. K.	Berlin V. K.	Br. F A 3	—	J. Schlemm	
148	München St. S.	München St. S.	Br. B A 1 mit ornamentalen Linien F A 1 (mit Bügel verbunden)	Einzelfund	Birkner	
149	München N. M.	München N. M.	Br. S 4. B A 3 4 F A 1	Hügelgrab	Katalog d. Bayr. Nationalmuseums IV, Taf. V, 6. Oben Abb. 5	

Begleitende Funde. 1) **Thalmässing**: Br. Bruchst. eines Ringes, Ohring aus Blech, 3 Drahtarmringe. E Halsring mit Bronzeblech. Glas- und Bernsteinperlen. — Verzierte Tonschale mit seltenem Ornament (s. Lindenschmit, A, V 891) S. Δ 259. — 2) **Gr.-Dechsendorf**: Tongefäße. Br. lange Nadel, 2 Knotenarmringe. E Messer, Haken. — 4) Glasperlen, Bernsteinknopf. — 3) **Forchheim**: Δ 249a. — 4) **Walkersbrunn**: Späthallstattinventar: Messer, Ringe, Gefäße. — 5) **Loidingshof**: Br. 2 hohle Armringe, Buckelring, Hallstattarmbrustfibel Δ 252. E 2 „Hackmesser“, 3 gerade Messer, 3 Ringe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. (Genauere Angaben)	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
150	Fränkische Schweiz, Streitberg B.-A. Ebermannstadt	Nürnberg N. G.	Br. schönes Stück, B A 1 8 mit Perlbandern, FA 1 mit grossem Auge, mit B verbunden	—	Wunder, Säkularschrift 1901, Taf 9, Fig. 3 Oben Abb. 3
151	Büchenbach, B.-A. Pegnitz	Berlin V. K.	Br. V. C	—	J. Schlemm
152	Ebendort	Ebendort	Br. S 2, B A 5 F A 2	—	Dieselbe
153	Hartenreuth, B.-A. Pegnitz	München St. S.	Br. V. C Bruchstück	Hügelgrab	Birkner
154	Hasslach, B.-A. Pegnitz	Berlin V. K.	Br. B A 5 F A 3	—	J. Schlemm
155 bis 156	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. S 4, B A 7 F A 3	—	J. Schlemm, Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 53
157 bis 158	Nemschenreuth²⁾ B.-A. Pegnitz	Desgl.	Br. S 4, B A 1 F A 1	—	Dieselbe
159	Pfaffenberg, B.-A. Pegnitz	Desgl.	Br. B A 1	Aus Hügelgräbern	J. Schlemm, Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
160	Ebendort	Desgl.	Br. B A 5 F A 3	—	J. Schlemm
161	Pottenstein³⁾, B.-A. Pegnitz	Desgl.	Br. S 2 B flach und breit, F A 3 stark entstellt	Aus 5 Hügelgräbern	J. Schlemm, Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
162	Ebendort	Desgl.	Br. B flach, dünn, geknickt F A 6	Desgl.	J. Schlemm
163 bis 164	Ebendort	Desgl.	Br. S 4 Form ●, B A 1 F A 3 (ein Exemplar unvollständig)	Desgl.	Dieselbe
165	Prüllsbirkig⁴⁾, B.-A. Pegnitz	Desgl.	Br. S 2. 4 flach F A 7	Aus Hügelgräbern	J. Schlemm, Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
166	Ebendort	Desgl.	Br. V. B F A 2 mit 3 Kugelaugen	Desgl.	J. Schlemm Oben Abb. 12
167	Sigmansbrunn, B.-A. Pegnitz	München St. S.	Br. A 1 F A 1 (mit Bügel verbunden)	Hügelgrab	Birkner

Begleitende Funde. 1) **Hasslach**: Br. Halsring, Armringe, Glasperle. —

2) **Nemschenreuth**: S. Δ 244 — 3) **Pottenstein**: Reicher Ringschmuck usw. S. auch Δ 245. — 4) **Prüllsbirkig**: S. auch Δ 246. Ringschmuck.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
168	Oberfranken (Bayern)	Stierberg, B.-A. Pegnitz	Berlin V. K.	Br. B A 7 F A 3	—	J. Schlemm
169		Görsau, B.-A. Bayreuth	München St. S.	Br. S 2. 4 B A 1 mit Längs- band F A 1 (mit Würfel- augen)	—	Birkner
170		Obere Main- gegend	Mainz	Br. S 4 B A 2 (hohl) F A 1	—	Lindenschmit, A I. IV. 3. 8
171	Thüringische Staaten	Kl. Gleich- berg¹⁾ (Steinsburg) bei Römhild, Sachsen- Meiningen	Meiningen	Br. S 2. 4 B A 1 F A 1	Wallburg mit Trocken- mauern (Wohn- gruben, Gräber wahrschein- lich mit hockenden Skeletten*)	Pusch-Meiningen. Lindenschmit, A., II. IX. 1. 6 Jacob in VAPS VII. VIII 1887 (vgl. auch Jacob, Gleichberge, 2. Aufl. 1895 Neue Beiträge des Hennebergischen Altertumsvereins 1899 Taf. VII) Goetze, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens XXXI. 1904, S. 470
172		Ebendort	Desgl.	Br. S 2. 4 B A 1 (mit seitlichen Schilden) F A 3	—	Pusch
173 bis 177		Ebendort	Desgl.	Br. B A 1 geschwollen F A 1	—	Derselbe
178 bis 182		Ebendort	Desgl.	= dem vorigen, aber der Kopf mit Augen	—	Derselbe, Lindenschmit, A., III. IX. 1. 4
183		Ebendort	Desgl.	Br. B A 1 F A 1 (Schnabel profiliert, Übergang zu Δ)	—	Pusch
184 bis 185		Ebendort	Desgl.	Br. B A 1 F A 3	—	Derselbe
186 bis 197		Ebendort	Desgl.	Br. = 173 folgende (nur der Bügel und Fuss erhalten)	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Kl. Gleichberg**: Funde verschiedener Perioden. Hallstatt-(„Pauken“-) Fibeln. Δ 266 ∇ 187 ● 66. (Übergangsformen von der Paukenfibel zu Δ, wie VAPS. S. 25, 62 u. a. sind hier nicht mitgezählt.) Weitere Vogelkopffibeln in Privatbesitz. — Die Wallburg etwa 400 bis Chr. G. in Gebrauch.

*) Goetze, Vhdl. Berl. anthr. Ges. 1900 S. 416.

Lfd Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
198 bis 200	Kl. Gleichberg (Steinsburg) bei Römhild, Sachsen-Meiningen	Meiningen	Br. = 178 folgende (nur der Bügel und Fuss erhalten)	—	Derselbe. VAPS. S. 25 Fig. 65
201 bis 203	Ebendort	Desgl.	Br. = 184 (nur Bügel und Fuss erhalten)	—	Pusch
204 bis 205	Ebendort	Ebendort	Br. = 201 (mit Augen)	—	Derselbe
206	Ebendort	Ebendort	E! B A 1 (F abgebrochen)	—	Derselbe
207 bis 209	Ebendort	Ebendort	Br. V. C	—	VAPS. S. 26 Fig. 70
210	Ebendort	Coburg	Br. V. C	—	—
211 bis 212	Ebendort	Römhild	Br. V. C	—	—
213	Ebendort	Berlin V. K.	E S 1 B A 1 F A 2	—	J. Schlemm
214 bis 215	Ebendort	Ebendort	Br. S 4 B A 1 F A 1 (1 Exemplar unvollständig)	—	Dieselbe
216	Ebendort	Ebendort	E S 2. 4 B A 1 F A 1	—	Dieselbe
217	Ebendort	Ebendort	Br. S 1. 2. 4 B A 1. 5 F A 1 (stark entstellt)	—	Dieselbe
218	Ebendort	Ebendort	Br. B recht- eckig ge- knickt 4 F A 3	—	Dieselbe
219	Ebendort	Ebendort	E B A 2 V. C	—	Dieselbe
220	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. 3. 4 B A 1 F A 1 (kantig)	—	Dieselbe
221 bis 222	Mirsdorf bei Coburg	Coburg	Br. Pracht- stück S 2 4 B rund ge- wölbt F A 3 S B F ver- ziert mit ab- schliessenden und sich kreuzenden Perlen- bändern	Flach- skelett- gräber (hockend!)	Jacob in VAPS S. 26 Fig. 69 v. Cxküll, Grab- feld von Mirs- dorf 1876

Thüringische Staaten

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
223	Thüring. Staaten { Altengönnä ¹⁾ V.-B. Apolda, Sachsen- Weimar	Jena	Br. F A 4	Skelettgrab	Eichhorn, Tafeln IV, 141. Goetze in VATH S. 289
224		Ebendort	Br. B A 1 F A 1 (schmäler als gewöhnlich)	—	Eichhorn-Jena
225 bis 228	Sachsen { Ranis ²⁾ , Kr. Ziegenrück	Hohen- leuben Reichen- fels	Br. B A 1 F A 3	Grosses Skelett- gräberfeld (zum Teil hockend), meist unter Hügeln	Auerbach-Gera. Goetze in VATH. S. 386. Undset, Eisen S. 223 Kropp, latènezeitl. Funde 1911 S. 11
229 bis 230		Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B A 3 F A 3	Desgl.
231	Provinz Sachsen { Wöhlsdorf ³⁾ , Kr. Ziegen- rück	Ebendort	Br. B mit Wulst- und Strich- verzierung	Skelettgrab	Auerbach
232		Möbisburg , L.-Kr. Erfurt	Privat- besitz	Br. V. C	Wallburg
233	Sachsen { Schmiede- berg ⁴⁾ , Kr. Wittenberg	Halle	Br. S 4 B A 1 F A 1 auf dem Bügel aufliegend	—	Reuss-Halle
234		Ziesar ⁵⁾ , Kr. Jerichow I	Ebendort	E V. C	Grabfeld
235	Schlesien { Kl. Schwei- nitz , Kr. Grünberg	Breslau	Br. S A 1 F A 5	—	Segger-Breslau, Schl. V. VI. S. 416 Fig. 3 Oben Abb. 9
236		Bunzlau ⁶⁾	Ebendort	Frühlatène	—
237	Ebendort	Ebendort	Desgl. S 2. 3	—	Ebendort
238	Sachsen { Kentschkau ⁷⁾ , Kr. Breslau	Ebendort	Frühlatène	Skelettgrab	Segger, Schl. V. VI. S. 404
239		Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Desgl.	Desgl.

Begleitende Funde. 1) **Altengönnä**: Br. 2 Stollenringe (zusammengehörig ?). — 2) **Ranis**: Reiches Frühlatène-Inventar, auch noch mehr Fibeln. — S. auch Δ 297. — 3) **Wöhlsdorf**: Br. Arming. E. Schwert. — 4) **Schmiedoberg**: Br. Gürtelhaken. — 5) **Ziesar**: S. Δ 519. ∇ 417 u. s. — 6 und 7) S. unter Δ Nachtrag. (Berichtigung während des Druckes). — **Kentschkau**: Br. Halsring, Fingerringe, Schmuckkette. — E. Lanzenspitze usw. —

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
240	Schlesien Oberhof ¹⁾ , Kr. Breslau	Breslau	Frühlatène	Skelettgrab in einer Kiesgrube	Sege, Schles. V. N. F. III S. 55 Fig. 8
241		Ebendort	Desgl.	Desgl.	Ebendort
242	Hannover Goslar (?)	Hildesheim	Br. B geschwollen F A 3	—	Hauthal- Hildesheim
243		Hannover	Br. B A 1 F A 1 (mit Würfelangen)	angeblich Hügelgrab	Lindenschmit, A., I. IV. 3. 9
244		Ebendort	Br. F A 2 Bügel stark gewölbt, mit Halbkreisen	—	Hahne-Hannover
245	Brandenburg Vehlefanz ³⁾ , Osthavelland	Berlin V. K.	Br. S 2. 3 B A 1 F A 1	—	J. Schlemm, Buch- holz, Z. f. E. 1892 S. (404) N. d. A. 1894 S. 29
246		Berlin M. M.	Br. S 2 F A 2	—	Kiekebusch- Berlin. Z. f. E. XXXI S. (144). Undset S. 205
247		Ebendort	Br. S 2 F A 2 (sehr ähnlich 245)	—	Derselbe
248	Böhmen Přemyšleni ⁶⁾	Prag	Br. Sonder- form S 3 B dick- geschwollen mit kopf- förmigem Auf- satz, F pferde- artiger Kopf mit langen Ohren	Flachgrab	Pič, Taf. 2, 1
249		Ebendort	Br. B A 1 F A 2 (auch am Bügel ein Vogelkopf)	„Hocker- grab“	Pič, Taf. 27, 8
250		Neuchâtel	Br. V. B	—	Viollier, XIII, 202

Begleitende Funde. 1) **Oberhof**: Br. 2 Armringe mit Scharnierverschluss, 2 Knotenringe. Lignitring, Tongefäß. S. Nachtrag. — 2) **Nienburg**: S. Δ 425 ∇ 281 \bullet 127. — 3) **Vehlefanz**: Auch Δ 529 und \bullet 231. Echinit. Nadelkopf aus 3 br. Scheiben, Segelohrringe. — 4) **Werder**: S. Δ 457. — 5) **Derwitz**: S. Δ 538 ∇ 440 \bullet 232. — 6) **Přemyšleni**: Schlangenring, Knotenring Δ 638. — 7) **Bylan**: Grabfeld in Hallstattcharakter.

2. Frühlatènefibeln Δ .

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
1	Cöln	Berlin V. K.	Br. S 1 B I 4	—	J. Schlemm
2	Elserfey Kr. Schleiden	Cöln	Br. V. E	an der Kartstein- höhle	Rademacher- Cöln
3	Coblenz	Coblenz	Br. B I 9 F I 2	in der Mosel (bei der römischen Pfahlbrücke)	Günther-Coblenz
4	Langen- lonsheim¹⁾ , Kr. Kreuznach	Mainz	Br.	—	Lindenschmit
5	Osburg bei Trier?	Trier	E B I 8 geschwollen F I 4	Hügelgräber	Krüger
6	Ebendort	Ebendort	Br. B I 2 geschwollen F I 3	Desgl.	Derselbe
7	Birkenfeld²⁾	Birkenfeld	Br. S 1 B I 4 F I 11 (Email)	Hügelgräber (im Ruh- bösch)	Baldes, Gymnasial- programm Birkenfeld 1905 S. 51
8	Bosen³⁾	Ebendort	Br. S 1 B I 3. 11 F (fehlt)	Hügel- gräberfeld am Priesberg	Ebendort S. 16
9	Brauneberg- Damberg⁴⁾	Trier	Br. B I 4 F I 11 mit Korallen- einlagen. Sonderform	—	Krüger
10	Burg⁵⁾	Birkenfeld	Br. S 1 B I 2 F I 3	—	Baldes
11	Nohen⁶⁾	Trier	Br. B I 4 F I 4	—	Krüger
12	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. V. E S 1 F I 2	—	Derselbe
13	Siesbach⁸⁾ (Welchenbach)	Birkenfeld	Br. S 1 B I 4 F I 11	Hügelgrab	Baldes S. 50

Begleitende Funde. 1) **Langenlonsheim**: Anm. S. S. 675. 2) **Birkenfeld**: Grab C Br.: Knotenring. E: Lanzen Spitze, Schwert. — Tongefässe. — 3) **Bosen**: Hügel 41 (3 Bestattungen): Br.: Knotenarmringe, Halsring mit Kolbenende. E: Lanzen Spitze, Messer, Pfeilspitze, Ring. — Typische Tongefässe. — 4) **Brauneberg-Damberg**: Identisch mit 7. Berichtigung während des Druckes. — 5) **Burg**: Fundort nicht ganz sicher. — 6) 7) identisch mit 10. 13. — 8) **Siesbach**: Br. Halsring mit Kolbenenden, Knotenring.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur		
14 bis 15	Wiesbaden ¹⁾ Reg.-Bez. Wiesbaden	Wiesbaden	Br. B I 2 F I 2	Skelettgrab	Ritterling, Nassauische Mitt. 1902/03 Sp. 111/112		
16		Ebendort	Br. S 2 B I 3. 11 F abgebrochen	Skelettgräber in Steinkisten (1 Grab mit Leichenbrand)	Ritterling. Bodewig, Nass. Annal. 33 S. 9 Taf. IV, 9		
17		Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B I 2 F I 6 (Übergang von A)	Hütte	Bodewig, Nass. Annal. 33 S. 5	
18		Ebendort	Berlin V. K	Br. B I 4 F I 6	—	J. Schlemm	
19	Butzbach, Kr. Friedberg, Oberhessen	Darmstadt L. M	Br. B I 2 F I 2	Grab	Lindenschmit, A., II, VII. 3, 15		
20		Trebur ⁴⁾ , Kr. Gr. Gerau	Darmstadt Gr. C.	Br. B I 3 F I 11	Hügelgrab, Dammberg	Kofler-Darmstadt. — Reinecke in Lindenschmit, A., V, 330	
21			Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. B 7. 17 F I 4	Desgl.	Ebendort V, 329
22			Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. B 7 15 F I 4 (klein)	Desgl.	Derselbe
23 bis 25			Schönaner Hof Kr. Gr. Gerau	Darmstadt Privatbesitz	Br. V. D	—	Westdeutsche Zeitschrift VII, 1888 S. 164. 165 Lindenschmit (Sohn), Röm.- germ. Centralmus. XXX, 8. 10. XXXI, 4. 8
26	Fo. u.	Ebendort		Br. V. D	—	Kofler	
27	Fo. u.	Darmstadt Gr. C.	Br. V. D	—	Derselbe		

Begleitende Funde. 1) **Wiesbaden**: Br. Knotenringe. — Tonflaschen. — S. † 8 ∇ 18. — 2) **Braubach**: Br. Halsring, 4 Armringe, Gürtelschnalle, 2 Knotenringe (aus einem Gräberfelde III Halsring mit Fibeln ∇ 13). — 3) **Braubach**: Scherben junger Latènezeit, Knochen, Muscheln, Kohlen. E Messer, Beschlagstücke. Wirtel. — 4) **Trebur**: Kinderskelett. Br. gewundener Halsring, zwei Ohringe mit blauer Glasperle.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
29	Elsheim ¹⁾ , Kr. Bingen	Mainz	Br. B I 1 F I 2	Grab	Lindenschmit. Westd. Zeitschr. XXI, Taf. 8, 4
30	Heidesheim ²⁾ , Kr. Bingen	Mannheim	Br. schlank B verziert F I 6	—	Gropengiesser- Mannheim
31 b.32	Budenheim ³⁾ , Kr. Mainz	Mainz	E Typ. V. D	Gräber	Lindenschmit
33	Grosswintersheim , Kr. Mainz	Ebendorf	Br. B I 3 F I 2 (klein)	—	Lindenschmit, A., II. VII, 3, 11
34	Mainz	Ebendorf	Br. B I 1 F I 1	Aus dem Rhein bei Weisenau	Lindenschmit. Westd. Zeitschr. 1899
35	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 5 F I 5	Desgl.	Ebendorf
36	Ebendorf	Forrer in Strassburg	Br. B I 8 F I 11	Aus dem Rhein	Forrer-Strass- burg
37	Bodenheim , Kr. Oppen- heim	Mainz	E B I 2 F I 2	—	Lindenschmit
38 bis 45	Hahnheim ⁴⁾ , Kr. Oppen- heim	Ebendorf	Br. 6 Typ u. B I 2 2 V. D B I 12	Gräber	Derselbe
46	Köngernheim , Kr. Oppen- heim	Ebendorf	Br. B I 3 F I 10	Desgl.	Lindenschmit. Westd. Zeitschr. 1892, XX, S. 247
47	Selzen , Kr. Oppenheim	Ebendorf	Br. V. D	Desgl.	Lindenschmit
48	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 13 F I 7	Desgl.	Derselbe
49	Bermersheim ⁵⁾ Kr. Worms	Worms	Br. S 1 B I 2 F I 4	—	Köhl
50	Ebendorf ⁶⁾	Ebendorf	E S 1 B I 2 F I 4	—	Derselbe
51	Ebendorf ⁶⁾	Ebendorf	Br. S 1 B I 3 F I 5 (Übergang von V C)	—	Derselbe
52	Elmsheim ⁷⁾ , Kr. Worms	Ebendorf	B I 5 F abge- brochen	—	Derselbe
53	Hamm Kr. Worms	Ebendorf	Br. S 1 B I 2 F I 4	—	Derselbe
54	Monsheim ⁸⁾ , Kr. Worms	Mainz	Br. V E	Gräber	Lindenschmit
55	Ebendorf	Worms	B Typ (mit stark. Einker- bungen, wohl f. Einlage) F I 2 (klein) mit zwei Korallen	—	Köhl

Begleitende Funde. 1) **Elsheim**: Halsring aus Bronzedraht mit Bernstein. Glas, Knochen, Halsring mit Pufferenden u. ä. ∇ 53. — 2) **Heidesheim**: S. ∇ 56. — 3) **Budenheim**: S. ● 7. ∇ 31. — 4) **Hahnheim**: S. † 13, ∇ 69. — 5) **Bermersheim**: Mittellatène Waffen. — 6) **Bermersheim**: Kindergrab; Frühlatène ringe. — 7) **Elmsheim**: Br. geperlte Hals- und Armringe. — 8) **Monsheim**: Frühlatènegefäß. ● 9 ∇ 85.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
56 b.57	Monshelm ¹⁾ , Kr. Worms	Worms	Br. E. S 1 B I 2. 11 F I 4	—	Köhl
58		Ebendort	Br. V. E	—	Lindenschmit, A., II. VII 3, 10
59	Ebendort ²⁾	Worms	Br. S 1 B I 5. 14 F I 2 (mit Augen und Bändern, Übergang von A)	—	Köhl
60	Osthofen ⁴⁾ Kr. Worms	Ebendort	Br. S 1 B I 6.17 F I 5	—	Derselbe
61		Ebendort	Br. V. D	—	Derselbe
62	Ebendort	Ebendort	Br. S 1 B I 2 F I 4	—	Derselbe
63	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	B I 5 F I 5	—	Derselbe
64 b.65	Vlernhelm Kr. Worms	Ebendort	Br. V. D	—	Derselbe
66	Wachenheim ⁵⁾ Kr. Worms	Ebendort	Br. V. E	angeblich Brandgrab	Reinecke in Lin- denschmit, A., V. 333 Oben Abb. 21
67	Worms ⁶⁾	Ebendort	Br. S 1 B I 5 F I 5	—	Köhl
68	Gegend von Worms	Ebendort	S 1 B I 2. 11 F I 4	—	Derselbe
69	Ramsen ⁷⁾ , B.-A. Kirch- heimbolanden	Speyer	Br. V. D mit Korallen- scheibe	Hügelgrab	Reinecke in Lindenschmit, A., V. 1058
70 bis 71	Albsheim , B.-A. Franken- thal	Privat- besitz	Typ. B unverziert	Flachgräber bedeckt mit grossen Kalk- steinblöcken	Mehlis-Neustadt, Studien z. ältesten G. d. Rheinlands II. Abt. 1883, S. 14—15, 22—23
72	Dauben- bawerhof ⁸⁾ , B.-A. Kaisers- lautern	Worms	E S 1 B I 2 F I 4	—	Köhl
73	Jägersburg ⁹⁾ , B.-A. Homburg	Speyer	Br. S 1 B I 3.18 F I 11 (vertieft f. Einlage)	Hügelgräber	Reinecke in Lindenschmit, A., V. 1039
74	Leimers- heim ¹⁰⁾ , B.-A. Germers- heim	Ebendort	Br. S 1 B I 8 F I 10 (unge- wöhnlich gross)	Aus 8 bis 10 Flach- gräbern (mit Skeletten)	Ebendort, V. 1044. Ausgrabungen des hist. Vereins der Pfalz 1886 Taf. 7, 8

Begleitende Funde: 1) **Monshelm**: Frühlatènegefäss (freihändig). — 2) **Monshelm**: Br. geperlte Ringe. — 3) **Monshelm**: Br. zwei einfache Kinderarmringe. — 4) **Osthofen**: Br. Frühlatèneringe, ● 52. — 5) **Wachenheim**: E Schwert mit Kette, handf. Schildbuckel (Mittellatène, ; ▽ 91 ● 51. — 6) **Worms**: Kindergrab mit Frühlatène-
ringen. — 7) **Ramsen**: Gr. Nr. 2. Scheibengefäss. — 8) **Daubenbawerhof**: Frühlatène-
schwert. — 9) **Jägersburg**: Br. Pufferhalsring, kl. Ring. E Schwert, Lanzen Spitze.
— 10) **Leimersheim**: Br. 6 Knotenringe mit Stempelenden.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
75	Leimersheim , B.-A. Germersheim	Speyer	Br. B I 9 F I 10	Flachgräber	Ausgrab. d. hist. Vereins der Pfalz 1886 Taf. 7, 4
76		Fo. u.	Mainz	Br. S 1 B I 11 F I 5	—
77	Niederröden ¹⁾ , Kr. Weissenburg	Strassburg	E B I 4 F abgebrochen	Hügelgrab	Reinecke in Lindenschmit, A. V. 1042
78		Hatten ²⁾ , Kr. Weissenburg	Ebendort	Br. S 1 B I 17 F I 13	Hügelgräber mit Skeletten
79	Ebendort ³⁾	Ebendort	E B I 2 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe, T. VI, 11
80 b.81	Elsass	Ebendort ³⁾	E B I 3 (F fehlt)	Hügelgräber	Derselbe, T. III, 2-3
82		Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B I 3 17 F I 3 (mit länglicher Spitze)	Desgl.
83	Stützheim ³⁾ , Landkreis Strassburg	Ebendort	Br. S 1 B I 1 F I 5	Wohngrube	Forrer, Bauernfarmen von Achenheim usw. S. 42
84	Mundolsheim , Landkreis Strassburg	Ebendort	Br. B I 6 F I 11	Skelettgrab	Gutmann-Strassburg
85	Egisheim ⁴⁾ , Kr. Colmar	Colmar	Br. B I 9 F I 11 (Email)	Flachgräber	Faudel & Bleicher, Matériaux (Bulletin d. l. soc. d. h. naturelle, Colmar 1885 S. 295) XIII, 6
86 bis 87	Baden	—	Br. B I 3 F I 1. 10	Hügelgrab	Wagner
88			Gr. Sachsen ⁵⁾ , Amt Weinheim	Heidelberg	E S 2 B I 3 F I 5
89	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. sehr klein F abgebrochen	Desgl.	—

Begleitende Funde. 1) **Niederröden**: Grab Nr. 1. E Kurzscherwert. Tongefäss (in dem Hügel noch mehr Bestattungen). — 2) **Hatten**: Gr. 1. Br. Armreifen, E Schwerter, Ringe. — 3) **Stützheim**: Wohngrube 25. — 4) **Egisheim**: Gr. 1. Br. Halsring mit Buckeln u. Kolbenenden; Armringe mit Einkerbung usw. — 5) **Tauber-Bischofsheim**: E Lanzen spitzen mit breiten Platten. Br. Armringe, Halsring. — 6) **Gr. Sachsen**: Br. drei einfache Handringe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
90	Ladenburg ¹⁾ , Amt Mannheim	Mannheim	Br. S 1 B I 1 F I 3	Skelettgräber	Gropengiesser (vgl. auch Wagner, Fundstätten u. Funde II, S. 215)
91	Ebendort	Ebendort	Br. B I 5	Desgl.	Desgl.
92	Sinsheim ²⁾ ,	Karlsruhe (die beschriebenen Funde befinden sich nur zum Teil in Karlsruhe, vieles ist vergangen)	E S 2 B I 4 F abgebrochen, daran Glasperle	14 Hügel mit 1 bis 13 Skelettgräbern, ohne Stein- schutz	Wilhelmi, 14 Totenhügel bei Sinsheim 1830. Taf. 3, 4 S. 108 (Vgl. auch Wagner, Fundst. u. Funde II, S. 353)
93	Ebendort ³⁾	Ebendort	E S 1 B I 2 F I 3	Desgl.	Derselbe Taf. 3, 5 S. 105
94	Ebendort ³⁾	Ebendort	E B I 3 F I 2 (2 Kugeln)	Desgl.	Derselbe, Taf. 3, 19 S. 105
95	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E B I 5 F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 3, 17 S. 20
96	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E S 2 B I 5 (fast paukenförmig) F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 3, 18 S. 20
97	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E B I 3 langgestreckt F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 3, 22 S. 99
98	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. B 9 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe, Taf. 3, 33 S. 114
99	Ebendort ⁸⁾	Ebendort	Br. V. D B I 3, 11 (zart)	Desgl.	Derselbe Taf. 4, 1 S. 33
100	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	E B I 4 (geschwollen) F I 4	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 2 S. 82
101	Ebendort ¹⁰⁾	Ebendort	Br. V. D B I 17	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 3 S. 110
102	Ebendort ¹¹⁾	Ebendort	Br. V. D B I 15	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 4 S. 80

Begleitende Funde, 1) **Ladenburg**: S. ∇ 113, ● 48. — 2–11) **Sinsheim**: Gr. XI, 7. Linke Schulter. E Schwert, Lanze, Ringe, Br. Fibel. — 3) Gr. XI, 2. Linke Schulter, E zweite Fibel. — 4) Gr. I, 4. Linke Schulter. — 5) Gr. I, 3. Linke Schulter. — 6) Gr. IX, 3. Noch eine erhaltene Fibel. — 7) Gr. XI, 11 s. † 16. Links vom Halse. — 8) Gr. III, 4. Auf der linken Schulter Br. Ohring. E Schwert, Lanzenspitze. E Fibel. — 9) Gr. VI, 2. Kindergrab mit einer br. Fibel auf der Brust. E 2 Fibeln. Br. Knotenring. 2 Tongefässe (1 Drehscheibe). — 10) Gr. XII, 4. Br. 2 ovale Armringe, E Fibel m. Glasperle. — 11) Gr. VI, 1. Auf der linken Seite.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
103	Sinsheim ¹⁾	Karlsruhe	Br. V. D B unverziert	Skelettgräber	Wilhelmi, 14 Totenhügel bei Sinsheim 1839 Taf. 4, 5 S. 98
104	Ebendort ²⁾	Ebendort	Br. B I 6 (mit Punkt- verzierung) F I 7	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 6 S. 61
105	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. klein S I B I 2 F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 9 S. 118
106	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. klein B I 3 F I 10	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 10 S. 118
107	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	Br. B I 13 F I 10(?)	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 11 S. 112
108	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E B I 2. 11 sonst Typ	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 12 S. 99
109	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. klein. B I 2 (F ab- gebrochen)	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 13 S. 100
110	Ebendort ⁸⁾	Ebendort	Br. B I 3. 11 F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 14 S. 120
111	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	Br. S I B I 2 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe, Taf. 4, 22 S. 116
112	Eppingen ¹¹⁾ ,	Ebendort	Br. klein Bruchstück B I 1 F I 1	Gruppe von 15 Grab- hügeln	Wagner. Fundstätten und Funde II S. 325
113	Ebendort ¹⁰⁾	Ebendort	Br. klein Bruchstück B I 5 (mit Scheibe verziert)	Desgl.	Derselbe
114	Gemmingen ¹²⁾ , Amt Eppingen	Ebendort	Br. Bruchstück	Grabhügel	Derselbe, S. 326

Begleitende Funde. 1—9) **Sinsheim**: Gr. VII, 5. E 2 Fibeln. — 2) Gr. II S. Auf der Brust. E Fibel. Br. 2 weitere Fibeln. — 3) Gr. XII, 1. Oberhalb vorn 6—8 Fussringe, 2 wohl Fussringe. Br. 3 Armringe. E 2 Fibeln, Schnalle. — 4) Gr. XII, 1. Auf dem Kopfe. — 5) Gr. XI, 10. Auf der Schulter. E Schwert, 2 Lanzen spitzen, Blech. — 6) Gr. IX, 2. Kindergrab. An einer eisernen Kette. Br. Handring. 7) Gr. X, 3. Br. 2 weitere Fibeln, Holring. — 8) Gr. XII, 2. An der rechten Weiche. Br. Halsringe, 2 Hohlringe. E 2 Fibeln. Blaugelbe Glasperle. — 9) Gr. XI, 13. Gelbblaue Glasperle, 2 Halsringe. — 10) **Eppingen**: Hügel D (mit grosser Steinsetzung). Br. 2 Armringe. — 11) **Gemmingen**: Br. 2 grössere Halsringe, Fussring, kleiner Ring. (Darunter eine steinzeitliche Bestattung).

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
115 bis 116	Huttenheim ¹⁾ , Amt Bruchsal	Karlsruhe	Br. 1 S 2 B I 1 F I 2	Hügelgräber- gruppe	Wagner, Fund- stätten u. Funde II S. 109. Wagner, Hügel- gräber u. Urnen- friedhöfe in Baden S. 34 Taf. V 9
117	Söllingen ²⁾ , Amt Rastatt	Ebendorf	Br. S I B I 3 F I 11 (ganz klein)	3 Grab- hügel	Wagner, Fundstätten und Funde II S. 58
118	Baden-Baden	Forrer- Strassburg	Br. S 1 B I 8 F I 1	—	Forrer
119	Gündlingen ³⁾ , Amt Breisach	Freiburg	Br. B I 3 F I 2	Aus einer Gruppe von 8–9 Grab- hügeln	Wagner, Fundstätten und Funde I S. 181
120	Hochstetten ⁴⁾ , Amt Breisach	Ebendorf	Br. S 2 B I 5 F mit Koralle	Flachgrab	Derselbe, I S. 186
121	Ebendorf ⁵⁾	Ebendorf	Br. B I 3 F I 5	—	Derselbe
122	Ihringen ⁶⁾ , Amt Breisach	Ebendorf	Br. V. D (B I 12)	Hügelgrab	Derselbe, I S. 192
123	Ebendorf	Ebendorf	B I 11 F I 5	Desgl.	Wagner, I S. 189. Urnenfriedhöfe Taf. VI, 9
124	Ober- Rimsingen ⁷⁾ , Amt Breisach	Karlsruhe	Br. S 2 B I 11 F I 2 (glatt). Sonder- form, Korallen- scheiben	Hügelgrab mit einem Skelett (N. S.)	Forrer u Müller, Beitr. zur präh. Archäologie Strassburg 1893. Wagner, S. 195
125	Stetten ⁸⁾ , Amt Lörrach	Privat- besitz	Br. S 1 B I 3 F (fehlt)	Flachgrab (Skelett)	Edelmann, Präh. Bl. XXIII Taf. VI, 3
126	Welschingen , Amt Engen	Konstanz	B I 11 F I 11	—	Leiner-Konstanz

Begleitende Funde. 1) **Huttenheim**: Br. Pinzette (aus anderen Grabungen Halsring mit Wellenband und andere Schmuckringe). — 2) **Söllingen**: Hügel II: Zwei Bestattungen. Br. hohler Armring, Armring mit Ringfortsätzen, kleiner Ring, Armring aus Lignit. — 2 Bärenzähne (bei der zweiten Bestattung Rest einer eisernen Fibel). — 3) **Gündlingen**: Bronzeblech. — 4) **Hochstetten**: Br. Armband; grösseres und 1 kleineres krukensförmiges Gefäss; Schale. — 5) **Hochstetten**: Br. 2 Ringe, Bruchstücke. — 6) **Ihringen**: In einem Grabhügel desselben Feldes: 2 Paukenfibeln. — 7) **Ober-Rimsingen**: Br. 2 Hallstattfibeln. E Speerspitze. — 8) **Stetten**: Br. 2 Halsringe, Armring, 2 Fussringe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
127	Rielasingen, Amt Konstanz	Karlsruhe	Br. 8 B I 9 F I 2	Einzelfund	Wagner, Fundstätten und Funde in Baden I S. 32
128	Sigmaringen	Konstanz	Br. 2 B I 10 F I 7	—	Leiner-Konstanz
129	Mistlau ¹⁾ , O.-A. Gerabronn	Hall	Br. B I 9 F I 2	Flachgrab	Schliz
130	Criesbach ²⁾ , O.-A. Künzelsau	Stuttgart	Br. B I 4. 14 F I 1	Desgl.	Derselbe, Fundber. X S. 17 Fig. 3
131	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	Br. B I 2 F I 4	Desgl.	Ebendorf Fig. 4
132	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	Br. B I 9 F abgebrochen	Desgl.	—
133 bis 134	Ebendorf ³⁾ ,	Ebendorf	Br. B I 9 F I 4 (mit stärkerer Profilierung)	Desgl.	Schliz, Fundber. X S. 17, Abb. 16. 17
135 bis 136	Böckingen ⁴⁾ O.-A. Heilbronn	Heilbronn	Br. S 1 F I 2	Desgl.	Derselbe, Histor. Verein Heilbronn 1906—1909 S. 18 Fundber. XV S. 23
137	Grossgartach ⁵⁾ O.-A. Heilbronn	Ebendorf	Br. B I 3 (geschwungen) F I 4	Flachgrab, Kindergrab	Derselbe, Fundber. XIII S. 39
138	Horkheim ⁶⁾ , O.-A. Heilbronn	Ebendorf	Br. B I 3 F I 5 (ähnl. V. E)	Flachgräber	Derselbe, Fundber. X S. 19 Fig. 35
139 bis 140	Ebendorf ⁷⁾	Ebendorf	Br. E B I 9 F I 2 (die eine profilirt)	Flachgrab	Derselbe, Fundber. X S. 19, Fig. 42. 43
141	Neckarsulm ⁸⁾ , O.-A. Heilbronn	Ebendorf	Br. B I 9 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe Fundber. XIII S. 40, Abb. 2

Württemberg

Begleitende Funde. 1) **Mistlau**: Br. Halsring mit Querreifen; Armring mit Knoten. — 2) **Criesbach**: S. ● 12. Gr. I. Br. Hallstattbogenfibel, † 18, 2 hohle Armringe. — 3) **Criesbach**: Gr. II. Br. grosser Torques, Halsring mit Stempelenden, gedrehter Armring, Hohlarmring, kleiner Ring, Bernsteinring, Glasring, Bärenzahn. 3 Späthallstattgefässe. — 4) **Böckingen**: Br. Knotenringe, Kette (Bruchstück). — 5) **Grossgartach**: Gr. II. Br. hohler Halsring, massiver Ring mit Stempelenden, Armreif, Halsband aus blauen Glasperlen auf einen Eisenreif gezogen. — 6) **Horkheim**: Gr. I. ∇ 126. E 2 Lanzen spitzen, Lanzenschuh, Langschwert und Schwertkette. — 7) **Horkheim**: Gr. II. ∇ 127 E Langschwert mit Kette, Lanze mit Schuh. — 8) **Neckarsulm**: Br. 2 Armreifen, massiv, mit Stempelenden und reich profilirt; 2 dünne offene Armreifen mit geraden Enden.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
142 bis 143	Murr ¹⁾ , O.-A. Marbach	Stuttgart	Br. V. D B I 4. 11 (bzw. unverziert)	Flachgräber	Schliz, Fundber. X S. 4 abgeb. XIII S. 42
144 bis 145	Rotenberg ²⁾ , O.-A. Cannstatt	Ebendort	Br. B I 9 F I 13	Grabhügel. Gemischter Fund aus Bronzezeit u. Hallstattzeit	Derselbe, Fundber. X 17 Oberamtsbeschreibung Cannstatt S. 394
146	Cannstatt ³⁾	Ebendort	Br. B I 9 F I 7	4Flachgräber (Skelette) auf dem Altenberger Felde	Schliz, Kapff, Fundberichte VIII S. 75–77. Reinecke, Nachr. d. Alt. XII 1901 S. 47
147	Ebendort	Ebendort	Br. B I 3 F I 5	Desgl.	Ebendort
148	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 (geschweift) F I 5	Desgl.	Ebendort
149	Ebendort	Ebendort	Br. B I 3 F I 4	Desgl.	Ebendort
150	Ebendort	Ebendort	Br. B I 9 F I 2	Desgl.	Ebendort
151	Ebendort	Ebendort	Br. B I 9? Bruchstück	Desgl.	Ebendort
152	Plattenhardt ⁴⁾ , O.-A. Stuttgart	Ebendort	E B I 3 F I 1	Hügelgrab	Hölder, Fundberichte, Ergänzungsheft S. 21
153	Darmshelm ⁵⁾ O.-Böbligen	Ebendort	Br. klein S 1 B I 9 F entstellter schmaler Vogelkopf	vermutlich aus dem grossen Grabhügel auf dem Eichelberg (Skelettgrab)	Gössler-Stuttgart
154	Bopfingen ⁶⁾ , O.-A. Neresheim	Ebendort	Br. F I 2 Bruchstück	Flachgräber	Derselbe, Fundber. X S. 18
155 bis 159	Unterflingen ⁷⁾ , O.-A. Freudenstadt	Ebendort	Br. B I 4. 17 F I 11 (2 Bruchst. v. ähnlich.)	Hügelgräber	Denkmäler f. Württemberg Schwarzwaldkreis S. 84. Schliz, Fundberichte X 1902 S. 18

Begleitende Funde. 1) **Murr**: E Kurzsword, 2 Fingerringe. — 2) **Rotenberg**: Br. 2 Tiere mit Hörnern als Anhänger; 2 männliche Figuren mit erigiertem Penis als Anhänger (s. Lindenschmit, A., V. S. 333). — 3) **Cannstatt**: Br. Bruchstück von 2 Wellenarmbändern, gedrehter, platter Armreif, Arming mit Stempelenden, kleiner Ring, männliche Bronzefigur. E 2 Ringe. Tongefäss, „das erste Frühlatènegefäss in Württemberg“. 9 weitere Δ Fibeln (7 Br. 2 E) in Privatbesitz. — 4) **Plattenhardt**: 2 Schildbuckel, Fibeln, Armreifen mit Stempelenden. — 5) **Darmshelm**: Br. Nadel. — 6) **Bopfingen**: Br. Hohlschalenarmband, Knotenarmband, 2 hohle Ohringe, Pfeilspitze, Gagatarmring. — 7) **Unterflingen**: Br. 2 dünne geschlossene Armreifen, 3 glatte und 2 geriefte Armreifen mit Stempelenden, Ohrring, 3 Halsringe, 2 mit Bernstein eingelegt, 3 hohle Halsringe, Halsreif mit dicken Stempelenden und Augenkreisverzierung. Ton: Klappern.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
160	Nehren³⁾ , O.-A. Tübingen	Stuttgart	Hallstattfibel	Hügelgrab	Derselbe. Fundberichte X 1902 S. 18
161	Hald²⁾ bei Gross- engstingen, O.-A. Reut- lingen	Ebendort	Br. B I 3 F I 4 (schlanker)	Urnenfund	Derselbe. Gössler, Führer durch die Staats-S. S. 25
162	Marbach³⁾ , O.-A. Münsingen	Ebendort	E B I 9 F I 1	Hügelgrab	Schliz, Fund- berichte VII S. 31 X S. 18. Gössler, Oberamt Münsingen S. 228.
163 bis 164	Schel- klingen⁴⁾ , O.-A. Blau- beuren	Ebendort	E B I 9 F V. E, aber glatte Scheiben, B kantig. Bruchstück	—	Schliz, Fundber. X S. 18 Goessler, Altert. d. Oberamtes Blaubeuren S. 32
165	Hossingen⁵⁾ , O.-A. Balingen	Ebendort	Br. B I 3 F I 5	Hügelgrab	Schliz, Fundber. X S. 18
166	Hundersingen⁶⁾ , O.-A. Ried- lingen	Ebendort	Br. S 4 Sonderform B Rosette mit Email aus 2 Lappen und 2 Kreisen, F I Lappen	Hügelgrab in „Giss- hübel“	Derselbe. Gössler, Führer durch die Stutt- garter Staats-S. S. 18ff., Oberamt Münsingen, S. 227 Lindenschmit, A., IV 14, 4
167	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	—	Wohnrest mit langer Besiedelung „Reich- hardtsberg“	Goessler, Fundb XV 1907 S. 31

Begleitende Funde. 1) Fällt weg. [Berichtigung während des Drucks.] — 2) **Hald**: Br. hohler Halsring, 4 hohle gekerbte Armringe, Fingerblechring, kleiner Ohring, 6 Kleiderbesatzringe, 8 Kleidernadeln, 1 Nadel mit geschwollenem Hals, 3 Hallstattfibeln (?), 15 Gagatperlen; Zusammgehörigkeit fraglich. — 3) **Marbach**: Br. glatter Armreif. — 4) **Schelklingen**: Br. 2 Hohlshalenarmbänder, 2 Arm-
bänder mit aufgesetzten Knöpfen. — Lignitring. 2 Fibelreste. — 5) **Hossingen**: Br. Halbkreisfibel mit langem Fuss (Hallstatt). — 6) **Hundersingen**: Br. Gürtelblech, 2 Nadeln mit Kugelkopf, 2 Paukenarmbrustfibeln mit Mittelpauke, zweigliedrige, gerippte Armbrustfibel, Halsring mit aufgesetzten Knöpfen. Bernstein: Nadelköpfe und Zierplatten. 2 Tonwirtel. — 7) **Hundersingen**: Zahlreiche Fundstücke von Hallstatt bis Mittelalter.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
168	Gegend von Nördlingen	Nördlingen	Br. B I 6. 16 F I 4 (klein)	Im Ries	Mussnug-Nördlingen
169		Dillingen	E V. E.	Skelettgrab in Kiesgrube	Harbauer-Dillingen, Jahresbericht d. hist. V. Dillingen IV. 1891 S. 10.
170	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. V. E	Desgl.	Reinecke in Lindenschmit, A., V, 941
171 bis 172	Ottmarshausen²⁾ bei Augsburg	Augsburg	Br. S 2 B I 5 F I 4	Grabhügelgruppe (8)	Zeitschrift d. histor. Vereins f. Schwaben 1889. XVI S. 213
173	Wildenrot³⁾ , B.-A. Bruck	?	E S 1 B I 2 F I 1	Hügelgrab; in einer Brandschicht*)	Naue, Präh. Bl. VIII. Taf. VI, 5
174	Fischen⁴⁾ , B.-A. Weilheim	München St. S.	Br. S 1 B I 1 F I 5	—	Birkner
175	Trostberg⁵⁾ , B.-A. Traunstein (?)	Ebendort	Br. B I 4 (Querstrichbänder) F I 10	Flachgrab, (Skelett)	Beiträge, z. A. u. U. Bayerns X S. 186
176	Karlstein⁶⁾ R.-A. Berchtesgaden	Ebendort	Br. B I 3 F I 5	--	Birkner,
177	Bruck a. d. Alz B.-A. Neuötting	Landshut	Br. S 2 B I 4 F I 4	Grabhügel mit jung-bronzezeitlichem, hallstattischem, Frühlatäne-Material.	Pollinger-Landshut
178	Langenbach⁷⁾ , B.-A. Freising	Freising	Br. V. D (B. unverziert)	Flachgrab mit Skelett	Wenzl-Freising
179	Ebendort	Ebendort	Br. Typ (B unverziert)	Desgl.	Derselbe
180	Schrobenhausen⁸⁾	Augsburg	E (verrostet) B länglich F I 2	Grabhügelgruppe	= 171

Begleitende Funde. 1) **Aislungen**: Br. Kette. Lignitarmring. Tongefässe. ∇ 130 ● 52 — 2) **Ottmarshausen**: Auf der Brust eines weiblichen Skelettes. Br. Handgelenkring, 2 Fussgelenkringe. — 3) **Wildenroth**: Die Funde der Nekropole im allgemeinen Späthallstatt. Br. 2 starke Armringe mit Volutenverzierung, Fingerring. Vgl. ∇ 136. — 4) **Fischen**: S. + 25. — 5) **Trostberg**: Gr. 8. Br. Certosafibel, Reste weiterer Fibeln E: Lanzen spitze, Messer, Schliesse. S. 25. — 6) **Karlstein**: S. ∇ 142, ● 57 ff. (schwerlich zusammen gehörend). 8) **Langenbach**: Br. Halsring, 2 Fussringe, 2 Kolbenringe, 3 Fingerringe. — 9) **Schrobenhausen**: E Schwert, 2 Lanzen spitzen, Schildbeschlag.

*) In der Nekropole wechselt Bestattung mit Leichenbrand.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
181 bis 182	Oberbayern Manching¹⁾ , B.-A. Ingol- stadt	München St. S.	Br. B I 4 F I 10 (schlicht)	Skelett- gräber	Birkner, Beitr. z. A. usw. Bayerns 1905, Taf. XII, 10. 11. Reinecke in Lindenschmit, A. V. 929	
183 bis 186		Ebendort ²⁾	Ebendort	Br. B I 4 F I 10 Bruchstück (zwei un- bestimmbare)	Desgl.	Birkner, Beitr. XII, 17. 18
187	Niederbayern Simbach a. Inn, B.-A. Pfarrkirchen	Ebendort	Br. B I 5. 17 (zu Seiten Querstriche) F abgebrochen	—	Birkner	
188		Hader³⁾ , B.-A. Gries- bach	Landshut	Br. S 2. 3 B I 4 F I 4	Bei Urbar- machung eines Wäldchens. Depotfund	Pollinger-Lands- hut, Verh. d. hist. V. f. Nieder- bayern 41 B. S. 339.
189	Niederbayern Straubing⁴⁾	Straubing	Br. S 2 B I 4. 15 F I 11	Hügelgrab	Ebner-Straubing	
190		Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. B I 4. 11 F I 5	Desgl.	Derselbe
191		Geltolfing , B.-A. Strau- bing	Ebendort	Br. S 2. 4 B I 3 F I 2	—	Derselbe
192 bis 193		Polkam⁵⁾ , B.-A. Kelheim	Kelheim	Br. B I 3 F I 2 (1 un- vollständig)	Flachgrab	Knirlberger- Kelheim
194 bis 196	Oberpfalz Kloster Weltenburg⁶⁾ , B.-A. Kelheim	Ebendort	Sehr ähnlich Br. B I 3. 4 F I 4 (1 Bruchstück)	Desgl.	Derselbe	
197		Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. B I 1 F I 6 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe
198	Oberpfalz Obertraub- ling, B.-A. Stadtamhof	München St. S.	Br. geschweift B I 2 F I 2 (mit Voluten verziert)	—	Beitr. z. Anthr. usw. Bayerns IV Taf. V, 32	
199 bis 200		Susberg⁷⁾ , B.-A. Stadt- amhof	Ebendort	Br. S 1 B I 1. 10 F I 7, die beiden Ex. durch eine Kette ver- bunden	Hügelgrab mit 2 Skeletten	Birkner

Begleitende Funde. 1) **Manching**: S. ∇ 144 ◐ 53. Gr. 10. — 2) **Manching**: Gr. 11. Weiblich; übliche Ausstattung. — 3) **Hader**: Br. 3 hörnerartige Stücke, Nadelreste. S. Nachtrag. — 4) **Straubing**: E. Schwert mit Scheide, Lanzenspitze, Wehrgehänge, Schildbuckel. — 5) **Polkam**: Br. 3 einfache Handringe. — 6) **Kloster Weltenburg**: S. ∇ 178. Br. Halsring [mit Kolbenenden, einfacher Handring. — 7) **Susberg**: S. † 33.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
201	Beilngries ¹⁾	München St. S.	S 1 B I 1 F I 1	Brandgrab, ⁽¹⁾ Steinbau	Birkner, Oben Abb. 13
202	Staufersbuch ²⁾ B.-A. Beilngries	München St. S.	Br. S 1 B I 2 F I 1	Hügelgrab m. weibl. Sk.	Naue, Präh. Bl. XIV Taf. 6, 16
203	Labersricht , B.-A. Neu- markt	Nürnberg G. M.	Br. F schmal; Übergang von †	Nach- bestattung in einem bronze- zeitlichen Grabhügel	Beltz
204	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 F Übergang von †	Ebendort	Derselbe
205	Lampertshofen ³⁾ , B.-A. Neumarkt	Berlin V. M.	Br. B I 4. 15 (geschwollen) F abgebrochen	Hügelgrab	Brunner, N. d. A. 1903 S. 40 Fig. 11
206	Oberndorf , B.-A. Neu- markt	München St. S.	Br. S 1 B I 4. 11 F I 9	—	Naue, Präh. Bl. XIV, Taf. 6, 15. Oben Abb. 25
207	Alten- velburg ⁴⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. Scheibe auf die Kante gestellt, die Sehne durch das gelochte Bügelende geführt	Hügelgrab	Steinmetz
208	Beratz- hausen ⁵⁾ , B.-A. Parsberg	Nürnberg G. M.	Br. B I 2 F I 10	Desgl.	Beltz
209	Darshofen ⁶⁾ , B.-A. Parsberg	Privatbesitz	Br. S 11 B I 4. 11 F I 11	Desgl.	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg I. Taf. 3, 13
210	Degerndorf ⁷⁾ , B.-A. Parsberg	Desgl.	Br. S. 1 B I 4. 11 F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. 5, 7
211	Ebendort ⁸⁾	München St. S.	Br. B I 8 F beschädigt	Desgl.	Naue, P. Bl. XIV, Taf. 7, 2
212	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	E B I 8 F I 3 (?)	Desgl.	Derselbe, N. d. A. 1894 S. 89
213	Ebendort ¹⁰⁾	Regens- burg	Br. S 1. 2. 4 B I 5 F I 10 (auf B Drahtschleife ähnl. B II 6)	Desgl.	Steinmetz

Begleitende Funde. 1) **Beilngries**: Vgl. † 34. Gr. 25. 5 Tongefäße. — 2) **Staufersbuch**: † 37. — 3) **Lampertshofen**: Br. Armring von bronzezeitlichem Typ (zusammengehörig?). — 4) **Altenvelburg**: † 38 (siehe dort die Begleitfunde). — 5) **Beratzhausen**: S. † 40. — 6) **Darshofen**: † 43. — 7) **Degerndorf**: Gr. II. Br. 3. — 8) **Armreifen**. — Tongefäße. — 8) **Degerndorf**: Gr. I. Bronzeinstrumente, Tonschale. — 9) **Degerndorf**: Schwarze Schale, Br. Pfriemen(?). — 10) **Degerndorf**: S. † 46.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
214	Dürn ¹⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. B I 4 F I 4 (schmal)	Grabhügel- feld mit über- wiegender Beerdigung	J. Schlemm. Brunner, N. d. A. 1903 S. 41 Fig. 14
215	Ebendorf ¹⁾	Ebendorf	Br. S 1 F I 1	Desgl.	J. Schlemm. Brunner, N. d. A. 1903 S. 41 Fig. 15
216	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. B I 4 F I 1	Desgl.	J. Schlemm
217	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	Br. Typ. aber schwächer	Desgl.	J. Schlemm. Brunner, N. d. A. 1903 S. 42 Abb. 17
218 bis 219	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	Br. ähnl. 214	Desgl.	Ebendorf
220	Habsberg ³⁾ , B.-A. Parsberg	Privatbesitz	Br. S 1 B I 2 F I 9 (Übergang von A)	—	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg I, Taf. I, 9
221	Hardt , ⁴⁾ B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. B I 3 F I 1	—	J. Schlemm
222	Hohenberg , ⁶⁾ B.-A. Parsberg	Ebendorf	Br. B I 1 F I 5	—	Dieselbe
223	Ebendorf	Ebendorf	Br. S I 3 B I 2	—	Dieselbe
224	Kl. Alfalter- bach ⁶⁾ B.-A. Neumarkt	München St. S.	Br. S 1 B I 1 F I 2 (profilirt)	—	Naeue, Präh. Bl. XIV S. 68, Taf. 7, 1. Reinecke in Lindenschmit, A., V, 327
225	Krappenhofen ⁷⁾ , B.-A. Parsberg	Regensburg	Br. S 1 B I 2 F I 2	Hügelgräber	Steinmetz, Verh. H. V. Ob. Pfalz 45, S. 211
226	Kripfling B.-A. Parsberg	Ebendorf	Br. S 1 B I 1 F abgebrochen	Hügelgrab	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg II, Taf. 3, 12
227 bis 228	Mausheim ⁹⁾ , B.-A. Parsberg	München St. S.	Br. S 1 B I 2 F I 1	—	Naeue, Präh. Bl. XIV S. 68

Begleitende Funde. 1) **Dürn**: Gr. 1 Br. Spiralarm- und Fingerringen † 49 — 2) **Dürn**: (Gr. 2. — 3) **Habsberg**: Junghallstattinventar. 4) **Hardt**: † 53 — 5) **Kl. Alfalterbach**: Gr. 1. Br. Armringe und geknickte Hallstattfibeln, 2 ältere Latènehalsringe. — 6) **Krappenhofen**: Gr. I. E kleiner Ring — 7) **Hohenberg**: s. † 65 — 9) **Mausheim**: Gr. 3 mit † 66, 67.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
229 bis 232	Kl. Mittersdorf ¹⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. V E B I 11 F I 5	Hügelgrab	Weber, Korrr.-Bl. 1902 S. 53
233	Parsberg ²⁾	Regensburg	Br. S 1 B I 2 F I 10	Hügelgrab an der Steinmühle	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg II Taf. 4, 7
234	Pöfersdorf ³⁾ , B.-A. Parsberg	Berlin V. K.	Br. B I 2 F I 6 Übergang von †	—	J. Schlemm
235	Rackendorf , B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. S 1 B I 3. 10 F I 10 (Übergang von F A 5)	Hügelgrab	Scheidemantel, a. a. O. II Taf. 4, 12
236	Schwarzen- thonhausen ⁴⁾ , B.-A. Parsberg	Ebendort	Br. B I 1 F I 6	—	J. Schlemm
238	Karolinen- hütte ⁵⁾ , B.-A.* Burglengenfeld	Nürnberg G. M.	Br. BI 5. 8 FI 7 (rudimentärer Vogelkopf)	Hügelgrab	Reinecke in Lindenschmit, A., V, 896
239	Markhof , B.-A. Burglengenfeld	Regensburg	Br. B I 4 F I 5	—	Steinmetz. Verh. H. V. Ob. Pfalz 45 S. 211
240	Matzhausen ⁶⁾ , B.-A. Burglengenfeld	Berlin V. K.	Br. B I 3	—	J. Schlemm
242	Dollmanns- berg ⁷⁾ , B.-A. Sulzbach	München St. S.	Br. S 1 B I 2 F I 5	—	Reinecke, A., V, 331
243	Zwischen Högen und Hannritz ⁸⁾ , B.-A. Sulzbach	Ebendort	Br. S 1 B I 2 F I 5	Hügelgrab	Birkner

Begleitende Funde. 1) **Kl. Mittersdorf**: S. † 68. Gr. 2. Br. Pfeilspitzen. E Lanze, Hiebmesser, 6 Ringe, Armring, Pfriem. — Tonschale. — 2) **Parsberg**: Gr. 1 s. † 79. — 3) **Pöfersdorf**: S. † 86. — 4) **Schwarzen-thonhausen**: S. † 93. — 5) **Karolinenhütte**: Tongefäß mit laufendem Hund. — 6) **Matzhausen**: S. † 108
Andere Funde von Matzhausen (Certosafibeln, wichtige Frühlatènekeramik) s. Reinecke in Lindenschmit, A., V. S. 282. — 7) **Dollmannsberg**: S. † 120, ▽ 182. — 8) **Zwischen Högen und Hannritz**: S. † 119, ▽ 183.

*) 237 und 241 fallen aus (Berichtigung während des Druckes).

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
244	Nemschenreuth ¹⁾ , B.-A. Pegnitz	Berlin V. K.	Br. B I 3 F I 1	—	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
245	Pottenstein ²⁾ , B.-A. Pegnitz	Ebendort	Br. B I 2 F I 6	Aus Hügelgräbern	Ebendort
246	Prüllsbirkig ³⁾ , B.-A. Pegnitz	Ebendort	Br. B I 4 (in Art von B A 6) F I 5 (mit Kugeln)	Desgl.	Ebendort
247	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4	{Desgl.	J. Schlemm
248	Rabeneck ⁴⁾ , B.-A. Pegnitz	Ebendort	Br. Form?	Hügelgrab mit Skelett	Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
249	Forchheim ⁵⁾ (?)	München N. M.	Br. B I 4 F I 10	Umwallung Walberla Einzelfund	Jahresbericht hist. V. Ansbach 1907 S. 114
250 bis 251	Hollfeld ⁶⁾ , B.-A. Ebermannstadt	Berlin V. K.	Br. B I 4 F I 10	Aus Hügelgräbern (z. T. Nachbestattung)	J. Schlemm. Weber, Korr.-Bl. 1902 S. 66
252	Leidingshof ⁷⁾ , B.-A. Ebermannstadt	München N. M.	Br. S 1 B I 2 (kantig), F I 3 (profilirt)	Flachgrab	Katalog d. Bayr. N. M. IV Taf. XII, 6
253	Ebendort	München St. S.	Br. B. I 3 F I 5	—	Birkner
254	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 3 (?)	—	Derselbe
255	Sansparell , B.-A. Lichtenfels	Berlin V. K.	Br. V. E mit Bernsteinperle	—	J. Schlemm
256	Beckerslohe ⁸⁾ bei Kersbach, B.-A. Hersbruck	Nürnberg N. G.	Br. S 2 B I 9 F I 14	Hügelgrab mit Skelett	v. Forster in Nürnberger Festschrift 1901 S. 266 Taf. 18 Fig. 2
257	Behringersdorf ⁹⁾ , B.-A. Hersbruck	Ebendort	Br. B I 1 F I 1 (geradestehend), Übergangsform von Späthallstatt	Hügelgrab im Hirschberg, Leichenbrand	Wunder, ebendort Taf. 4, Fig. 25
258	Hersbruck ¹⁰⁾	Ebendort	Br. B I 4. 10 F I 5 (Übergang vom Tierkopf)	Ringwall Houbirg	Ebendort, Taf. 9, 5

Oberfranken

Mittelfranken

Begleitende Funde. 1) **Nemschenreuth**: S. † 157. — 2) **Pottenstein**: S. † 161. — 3) **Prüllsbirkig**: S. † 165. — 4) **Rabeneck**: Br. Knotenring. — 5) **Forchheim-Walberla** S. † 144. — 6) **Hollfeld**: Hallstattzeitliche Funde. — 7) **Leidingshof**: S. † 149. — 8) **Beckerslohe**: S. † 135. — 9) **Behringersdorf**: Gr. II. Späthallstattinventar (Fibel und Ringe). — 10) **Hersbruck**: Funde der Bronze-, Hallstatt- und Frühlatènezeit.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
259	Thalmässing ¹⁾ , B.-A. Hilpoltstein	?	Br. S 1 B I 3 F I 5	Hügelgrab mit Skelett	Ziegler, Präh. Bl. III Taf. 3, 5	
260		Dresden	Br. S 1 B I 2 F I 3	—	Deichmüller	
261	Stetten oder Gambach B.-A. Karlstadt	Karlstadt Privatbesitz	Br. S 2 B I 18 F 3 kleine Rosetten mit Korallen- stückchen	Angeblich aus einem Hügelgrebe	Hock	
262		Würzburg	Br. S 2 V. D B stark ver- dickt, F Rosette mit Korallen- stückchen	—	Reinecke in Lindenschmit, A., V. 328	
263	Frankfurt a. M. ²⁾	Frank- furt a. M. H. M.	Br. S 1 B I 3 F I 9	Hügelgrab im Stadtwald	Beltz	
264	Eschersheim ³⁾ , Kr. Hanau	Ebendort	Br. S 2 B flach F I 11	Grab	Derselbe	
265		Altenburg ⁴⁾ , bei Niedenstein Kr. Fritzlar	Cassel	Br. B flach, langgestreckt F kleiner, nach aussen ge- bogener Knopf	Wallburg der Spät- latènezeit	Eisentraut-Cassel
266 bis 269	Kl. Gleich- berg ⁵⁾ bei Römhild	Meiningen	Br. S 1 B I 4 F I 7 (Übergang von † V. C)	Wallburg	Jacob VAPS S. 26 F. 71	
270		Ebendort	Ebendort	Br. S 1. 3 B I 2 F I 3. 10	Desgl.	Ebendort
271	Thüringische Staaten	Ebendort	Br. V. E	Desgl.	Ebendort	
272		Ebendort	Ebendort	Br. S 1 B I 3 F I 6	Desgl.	Ebendort
273		Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 3 F I 6	Desgl.	Ebendort
274		Ebendort	Ebendort	Br. S 1 B I 2 F I 16	—	Reinecke in Lindenschmit, A., V. 338*)
275		Ebendort	Ebendort	Br. B I 18 F I 16	—	—
276	Ebendort	Ebendort	E S 1 B I 3 F I 3	—	—	
277	Ebendort	Ebendort	E S 1 B I 2. 11 F I 3	—	—	

Begleitende Funde. 1) Thalmässing: S. † 138. — 2) Frankfurt a. M.: Br. Beschläge. In den anderen Hügeln Bronzen Hallstätter Art. — 3) Eschersheim: Br. Kolbenringe. In weiteren Gräbern Bruchstücke von ähnlichen. — 4) Altenburg: S. ∇ 185. (Im Bezirk der Wohnstätten, sog. Grüne Platte). — 5) Kl. Gleichberg: S. † 171 ∇ 187. Mehrere nicht näher bestimmte Bruchstücke.

*) Auf der Tafel 339.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
278	Kl. Gleichberg bei Römhild	Coburg	Br. S 1 B I 2 B I 5	Burgwall	Lindenschmit, A., IV. 14, 12
279	Leimbach ¹⁾ , Kr. Meiningen	Meiningen	Br. S 1 B I 1 F I 10 (noch mehrere Bruchstücke)	Urnenfeld (? die älteren Funde vielleicht aus Skelettgräbern)	Goetze in VATH. S. 223. — Neue Beitr. z. d. Altertumskunde v. Meiningen 1888, Taf. 3, 7
280	Unter Katz ²⁾ , Kr. Meiningen	Ebendort	Br. B I 3 F I 2 mit kolbenartiger Verlängerung *)	Hügelgrab	Pusch. — Goetze in VATH. S. 226 (Reinecke, Korrr.-Bl. 1903 S. 38)
281	Pössneck Kr. Saalfeld S.-Meiningen	Ebendort	Br. B I 3 F I 4	Desgl.	Pusch
282	Jüdewein ³⁾ , Kr. Saalfeld S.-Meiningen	Gera	Br. B I 4 F I 11	Auf dem Galgenberge (Brand neben Bestattung)	Auerbach-Gera. Goetze in VATH. S. 360
283	Moderwitz ⁴⁾ bei Neustadt a. O., S.-Weimar-Eisenach	Hohenleuben Reichenfels	Br. B I 4 F I 5	Hügelgrab mit Skeletten	Goetze in VATH. S. 391 Kropp. Latènezeitl. Funde zw. Saale und W. Elster 1911 S. 89
284	Wohlmutshausen ⁵⁾ V.-B. Dermbach S.-Weimar-Eisenach	Jena	Br. S 2 B I 3 F abgebrochen	Desgl.	Eichhorn. Goetze in VATH. S. 220
285	Jenzig ⁶⁾ bei Jena	Ebendort	Br. S 2. 3 B I 3 F abgebrochen	Einzelfund	Desgl. S. 326
286	Jena ⁷⁾	Ebendort	Br. B I 17 F fehlt	Grosses Grabfeld auf dem Lerchenfeld (Urnen mit Leichenbrand)	Desgl. S. 306
287	Ebendort	Ebendort	E S 2 sonst = 286	Desgl.	Desgl. S. 306
288	Nerkowitz , V.-B. Apolda S.-Weimar-Eisenach	Ebendort	Br. F I 1 Bruchstück	Einzelfund	Desgl. S. 316

Begleitende Funde. 1) **Leimbach**: S. ∇ 194 \bullet 68. Br. Hals- und Armknotenringe, geperlte Armringe, Nadeln usw. E Gürtelhaken. — 2) **Unter Katz**: Br. Nussarmring. — Lignitartring, in Mittellatènezeit gehörend. — 3) **Jüdewein**: S. Δ 318. Nachtrag. — 4) **Moderwitz**: Br. Halsring, Armring, Haarnadel. S. Münze. — 5) **Wohlmutshausen**: E Schwert, Messer. Golddraht. — 6) **Jenzig**: Ebenda bronzezeitliche Funde und Herdstellen der Latènezeit. — 7) **Jena**: ∇ 199 \bullet 70, Gürtelhaken (vielleicht eine Gussstätte).

*) Dazu ein Bruchstück. Br. Sonderform, Schlusstück verbunden.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
289	Thüringische Staaten Gera ¹⁾ , Reuss j. L.	Hohenleuben Reichenfels	Br. S 1 B I 4	—	Auerbach	
290		Wernigerode	E V. E (Knopf in Birnenform)	Urnen- gräber	Höfer.	
291		Meiningen	Br.	Skelett- gräber	Goetze in VATH. S. 382	
292 bis 293		Elschleben ⁴⁾ Kr. Gotha	Gotha	Br. B Typ F I 15	Auf einem Hügel Urnenfeld der späten Latènezeit. Urnen gruppen- weise, ohne Steinschutz	Zschiesche in VATH. S. 236. Florschütz, Mitt. d. V. f. Gothaische Gesch. 1903 S. 81, Taf.-Fig. 9
294	Südlicher Teil Wernburg ⁵⁾ , Kr. Ziegen- rück	Ho' enleuben Reichenfels	Br. B I 2. 11. 14 F I 13	Skelettgrab am Fuchs- hügel	Auerbach. Goetze in VATH. S. 388 Kropp. a. a. O. S. 11 (65, 108)	
295		Ebendort	Br. S 2 B I 4 F I 5	Skelett- gräber	Ebendort Kropp a. a. O. S. 66	
296		Ebendort	S 2 B I 2 F I 11	Desgl.	Ebendort Kropp a. a. O. S. 73, 118	
297		Ranis ⁶⁾ , Kr. Ziegen- rück	Ebendort	Br. B I 4. 15 F I 5	Desgl.	Auerbach. Kropp, S. 11. S. 18, Abb. 13
298	Provinz Sachsen Ebenort	Ebendort	Br. B I 2 F I 3	Desgl.	Ebendort	
299		Ebendort	Br. B I 4 F I 7	Desgl.	Ebendort	
300		Ebendort	Br. B I 4 F I 2 + 14	Desgl.	Ebendort	
301 bis 302		Ebendort	Ebendort	Br. B I 1 (hohl) F I 5	Desgl.	Ebendort
303		Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 4	Desgl.	Ebendort
304		Ebendort	Ebendort	Br. B I 4. 17 (Bruchstück)	Desgl.	Ebendort
305 bis 306		Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 2	Desgl.	Ebendort
307	Ebendort	Ebendort	Br. Typ, (aber B un- verziert)	Desgl.	Ebendort	

Begleitende Funde) 1) Gera: ● 69. — 2) Stadtilm: E Schere. — 3) Saalfeld: Schmuckringe aus Bronze, Bernstein, Lignit, Urne von Drehscheibearbeit. — 4) Elschleben: Drehscheibengefäße, in jeder Urne eine Beigabe: Gürtelhaken, Fibeln S. ● 77. — 5) Wernburg: Br. Hals- und Handknotenringe u. dgl. und weitere Abbildungen meist Duxen-Art bei Kropp a. a. a. Ort. — 6) Ranis: S. † 225.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
308 bis 309	Ranis, Kr. Ziegenrück	Reichenfels	Br. B I 4 F I 5 (mit Furchen)	Skelettgräber	Auerbach (abgeb. Kropp a. a. O. S. 41)
310	Ebendort	Ebendort	Br. = 308. 309 aber B I 12	Desgl.	Ebendort
311	Ebendort	Ebendort	Br. B I 6. 17 F abgebrochen	Desgl.	Ebendort
312	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 5	Desgl.	Ebendort
313	Ebendort	Ebendort	Br. B. I 4 F abgebrochen	Desgl.	Ebendort
314	Ebendort	Ebendort	Br. S 1 B I 10 F I 4 (Spitze stärker profilirt)	Desgl.	Ebendort (abgeb. Kropp S. 26, 39)
315 bis 316	Ebendort	Ebendort	Br. S 3 B I 2. 11 F I 14	Desgl.	Ebendort (abgeb. Kropp S. 55, 84)
317	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 4 (mit längerer Spitze)	Desgl.	Ebendort
318 bis 319	Ebendort ¹⁾	Dresden	Br. 4 V. E F I 5	Vom Kochsberg	Deichmüller
320	Gleichen bei Erfurt	Halle	Br. Prachtstück S einseitig B I 2 mit Furchen. F I 2 flach, mit Ver- längerung (blumenartig)	—	Reuss
321 bis 322	Hasenburg²⁾ bei Buhla, Kr. Hohenstein	Ebendort	1 Br. 1 E	Wallberg auf steilem Plateau	Reuss. Hoefler in VATH. S. 184
323	Wennungen, Kr. Querfurt	Ebendort	Br. S I 3 B I 3 F I 4	Einzelfund	Reuss
324 bis 325	Helfta, Mans- felder See- kreis	Eisleben	Br. Form?	—	VATH. S. 29
326	Schafstedt, Kr. Merse- burg	Halle	E V. E	—	Reuss
327	Kl. Corbetha³⁾, Kr. Merse- burg	Ebendort	Br. S 2, an den Enden Korallen B I 18 Schale mit Koralle F I 11 (mit Koralle)	Urnenfeld auf der Graslücke	Förtsch, Mitt. d. Prov. Mus. II S. 48 Abb. 1 Goetze in VATH. S. 12

Begleitende Funde. 1) **Ranis:** Nach Kropp a. a. O. S. 75 sollen diese Fibeln von Galgenberg von Jüdewein stammen. S. Δ 282. — 2) **Hasenburg:** Funde aus verschiedenen Perioden (Bronzezeit bis Merowingerzeit). S. 79. — 3) **Kl. Corbetha:** Grab 1 mit Δ 328 und br. Pinzette. Sonst Urnen z. T. Handarbeit, z. T. Drehscheibe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
328	Kl. Corbetha²⁾ , Kr. Merseburg	Halle	Br. S 2 B I 2 (Koralle am Bügelkopf) F I 10 (mit tonnenf. Koralle, ähnl. Stück Δ 361a)	Urnenfeld auf der Grasflücke	Förtsch, Mitt. d. Prov. Mus. II S. 48 Abb. 2
329	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. S 2 B I 3 F I 8 (mit Spitze)	Desgl.	Ebendort, S. 49 Abb. 4
330	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. ähnl. 327. 328	Desgl.	Ebendort, S. 50
331	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. S 2 B Typ (einfacher) Bruchstück	Desgl.	Ebendort, S. 51
332	Ebendort	Ebendort	E B I 2 F fehlt	Desgl.	Ebendort, S. 54 Abb. 20
333	Ebendort	Ebendort	E B I 3 F fehlt	Desgl.	Ebendort, S. 56 Abb. 57
334	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 3 F unter dem Rost nicht erkennbar	Desgl.	Ebendort, S. 58 Abb. 25
335 bis 336	Möritzsch⁴⁾ , Kr. Merseburg	Leipzig Privatsammlung	E B I 3 F I 7	Urnengräber	Jacob, Latenefunde der Leipziger Gegend II, 13. III, 16
337	Halle a. S.	Berlin V. K.	Br. B I 3 F I 2	—	J. Schlemm
338	Ebendort ⁵⁾ , (Roedersberg),	Halle	Br. B I 6 Armbrustkonstruktion F Knopf (Certosacharakter)	—	Reuss
339	Mücheln⁶⁾ , Saalkreis	Ebendort	Br. und E V. D S 2 (Prachtstück, mit hoher Scheibe, Übergang zu ∇)	Urnen in Reihen	Förtsch, Jahresschrift S.-Th. L. III. Taf. 6, 17
340	Schenkenberg , Kr. Delitzsch	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 4	—	J. Schlemm

Provinz Sachsen (Südlicher Teil)

Begleitende Funde. 1) **Kl. Corbetha**: Gr. 2. — 2) **Kl. Corbetha**: Gr. 3. — 3) **Kl. Corbetha**: Gr. 15. Bronzeblech, Gürtelhaken. ∇ 323. — 4) **Möritzsch**: Drehscheibengefäße, Br. Segelohrringe, Tutulusnadel. \bullet 103. — 5) **Halle a. S.**: Fund im Hallstattcharakter (dabei eine Certosafibel). — 6) **Mücheln**: E Gürtelhaken, gekröpfte Nadel mit br. Kopf mit Perlen. Br. Segelohrringe, br. Gürtelhaken (11 Stück), Fibeln unbestimmter Art und \bullet 100.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
341	Schenkenberg¹⁾ , Kr. Delitzsch	Halle	E B I 2 F Typ (schmäler) gross	Urnen ohne Steinschutz	Wahle, S.-Th. Jahresschr. VIII ¹⁾ S. 213
342	Ebendort	Ebendort	E S 1 B I 9 F I 2 extrem gross	Desgl.	Förtsch, Mitt. d. Pr., Halle II S. 66. Jacob, Jahrb. d. Leipz. Mus. f. Völkerk. II, 1907 VII, 41
343	Zahna²⁾ , Kr. Wittenberg	Ebendort	Br. B I 2. 11 F I 5 Von 2 Ex. nur Bruchstücke	Urnenfeld auf dem Weinberg	Förtsch, Mitt. d. Prov. Mus. 1900 S. 25
344	Umgegend von Magdeburg	Magdeburg	Br. V. E	—	Hahne- Hannover
345	Ebendort	Ebendort	E B Typ F I 8	—	Derselbe
346	Zerbst	Zerbst Rathaus	E S 2. 3 B I 3. 4 (geschwollen) F I 4 (mit stärkerer Profilierung)	—	Seelmann-Dessau
347	Grimme³⁾ , Kr. Zerbst	Gr. Kühnau	Br. (Typ)	Urnenfeld	Derselbe
348	Ebendort	Ebendort	Br. Typ, B I 17	Desgl.	Derselbe
349	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4 (geschwollen) F I 5	—	Derselbe
350	Sorge⁴⁾ (Forsthaus), Kr. Zerbst	Zerbst Schloss	Br. S fehlt B I 5 F I 8	Urnen- gräber ohne Stein- schutz	Becker, Sächs- Thür. Jahresschr. II S. 1
351	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. 3 B I 4 F I 4.	Desgl.	Ebendort
352	Ebendort	Ebendort	Br. B I 3 F I 7	Desgl.	Ebendort
353	Ebendort	Ebendort	E B I 3 F I 3	Desgl.	Ebendort
354	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. 3 B I 2 F I 4	Desgl.	Ebendort
355	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 (stark) F I 11	Desgl.	Ebendort
356	Ebendort	Ebendort	E B I 4 F I 3 (Bruchstück)	Desgl.	Ebendort

Begleitende Funde. 1) **Schenkenberg**: Grabfeld Nr. III (II s. ● 104). — 2) **Zahna**: Segelohrringe usw. — 3) **Grimme**: Bronzefibeln, schildf. Ohrring, Bronzeblech, br. Pfeilspitze. — 4) **Sorge**: An derselben Stelle ein frühromisches Grabfeld. ▽ 241 ● 109.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
357	Luso ¹⁾ Kr. Zerbst	Zerbst Rathaus	Br. S 2 B I 2 (geschwollen) F I 8	Urnenfeld	Seelmann
358	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4 F I 4 (aber kleiner)	Desgl.	Derselbe
359	Ebendort	Ebendort	E S 1 B I 4 F Übergang zu ∇ (2 br. Perlen)	Desgl.	Derselbe
360	Gr. Kühnau Kr. Dessau	Privat- besitz	Br. B I 3 F I 4 (unten flach)	—	Seelmann, Sächs.- Thür. Jahres- schrift III, S. 82
361	Cöthen	Gr. Kühnau	E S 2. 3 B I 2 F I 2.	—	Seelmann
362	Leipzig ²⁾	Berlin V. K.	E B I 3 F I 3	Urnenfund in der Arndtstr.	Deichmüller. Jacob, a. a. O. Taf. I, 3
363 bis 370	Leipzig- Connewitz ³⁾	1 Berlin V. K. 7 Leipzig	E B I 3 F I 2	Urnenfeld	Deichmüller, Korrespondenz- blatt d. Deutsch. a. G. 1897 S. 29 Jacob VII, 39
371	Markkle- berg ⁴⁾ bei Leipzig	Leipzig	Br. S 1 B Typ mit Nagel f. Email oder dgl. F abgebrochen	Urnen ohne Steinschutz	Deichmüller. Jacob XXI, 135
372	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. S 2 B I 18 F unerkennbar	Urnenfeld	Jacob Deichmüller XXI, 136
373	Cröbern ⁵⁾ bei Leipzig	Berlin V. K.	Br. B I 3 F I 8	Desgl.	Jacob S. 69 ff.
374	Ebendort ⁵⁾	Leipzig	E S I 1 B I 2 F I 4	Desgl.	Dieselben
375	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E S I 1 B I 2 F I 10	Desgl.	Dieselben
376	Ebendort ⁵⁾	Berlin V. K.	E B I 4 F I 2 •	Desgl.	Dieselben

Begleitende Funde. 1) **Luso**: Reste von drei Ringen; Gürtelhaken, gekröpfte Nadeln, Perlen usw. ∇ 242 — 2) **Leipzig**: E Gürtelhaken, Ringe, Bronzenadel mit Tutuluskopf. — 3) **Leipzig-Connewitz**: Br. Gürtelhaken in Form einer menschlichen Gestalt mit gespreizten Beinen, Gürtelbeschläge und Blechstücke. E Gürtelhaken und Ringe. ∇ 248. — 4) **Markkleberg**: Br. Gliederkette, Blech (Bruchst.). Knotenring. ∇ 252. — 5) **Cröbern**: ∇ 249. Br. interessante Gürtelhaken, Band, Spiralaringe. E gekröpfte Nadeln, Ringe. Urnen, z. T. Drehscheibearbeit. S. Nachtrag.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
377	Pegau¹⁾	Dresden	Br. S 3 B I 4	Urnenfeld	Jacob, Taf. IV, 28
378	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. B I 3 F I 2	Wahrscheinlich Urnenfeld	Deichmüller. Undset, Eisen S. 224, Jacob IV, 27
379	Groitzsch²⁾ bei Pegau	Privatbesitz	Br. B I 2 F I 7. 8	Urnenfeld am Galgenberge	Jacob V, 33
380	Nüchritz bei Riesa	Dresden	Br. V. E	—	Deichmüller. Preusker l. c. III, S. 88 Taf. VI Fig. 61
381	Seebischütz³⁾ bei Meissen	Privatbesitz	Br. S I 2 B I 10 F I 13	—	Deichmüller
382 bis 387	Ebendort ³⁾	Desgl.	E Typ B unverziert (zum Teil nicht recht erkennbar)	—	Derselbe
388 bis 390	Ebendort ³⁾	Desgl.	E Bruchstücke ähnlich wie 381	—	Derselbe
391 bis 392	Nieschütz⁴⁾ bei Meissen	Dresden	E B I 15 (1 Br.)	Urnengrab	Derselbe
393	Löbtau⁵⁾ bei Dresden	Privatbesitz	E B I 1 F abgebrochen	Billendorfer Urnenfeld mit Latène-Nachbestattung	Derselbe
394	Ebendort	Desgl.	E B I 2 (Bruchstück)	In einer Urne	Wilke-Chemni
395	Tolkewitz bei Dresden	Dresden	E S 3 (Bruchstück)	Billendorfer Urnenfeld m. einzelnen Latène-Bestattungen	Derselbe
396	Stetzsch⁶⁾ , bei Dresden	Ebendort	Br. S 3 B I 3 F I 4	Einzelne Gräber u. Urnenfeld d. „Lausitzer“ und „Billendorfer“-Typ.	Deichmüller, Isis 1894 S. 33

Begleitende Funde. 1) **Pegau**: Br. offener Armring, E Gürtelhaken. Bruchstücke von Knochengegenständen. — 2) **Groitzsch**: Br. offener Drahtarmring mit breit gehämmerten Enden. — 3) **Seebischütz**: E 4 Gürtelhaken, Ringe. Br. Nadel = Undset XXIII, 3. — 4) **Nieschütz**: E 2 Gürtelhaken. — 5) **Löbtau**: ∇ 257. 6) **Stetzsch**: Br. Kette.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
397 bis 399	Briessnitz¹⁾ b. Dresden	Dresden	Br. B I 6 Bruchstücke	Urnenfeld	Deichmüller, Isis 1880 S. 34
400 bis 401	Dehnitz²⁾ b. Dresden	Ebendort	E B I 3, 12 F I 7	Desgl.	Deichmüller. (Undset, Eisen 225)
402 bis 403	Heidenau³⁾ b. Pirna	Ebendort	Br. S 2, 3 B I 4 F I 4	Desgl.	Derselbe
404 bis 405	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. Bruchstücke von ähnlichen	Desgl.	Derselbe
406	Ebendort	Ebendort	Br. V. E	Desgl.	Derselbe
407	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E B I 3 (kaum erkennbar)	Desgl.	Derselbe
408 bis 410	Ebendort	Ebendort	E S 1 sonst Typ	Desgl.	Derselbe
411 bis 413	Ebendort	Ebendort	E Typ	Desgl.	Derselbe
414 bis 420	Ebendort	Ebendort	E Typ, aber schmächtiger	Desgl.	Derselbe
421	Bernstadt⁶⁾, Kr. Ols	Breslau	E S 2, 3 B I 6 Fabgebrochen	Urnenfeld	Seger, Schl. V. VI S. 414
422	Kl.-Jeseritz Kr. Nimptsch	Ebendort	E S 2, 3, 4. B I 6 (mit er- höhten Linien) F Rosette	In d. Gegend zahlreiche Funde im Charakter d. jüngsten Hallstattzeit	Seger, Schl. V. VI S. 416, 2 oben Abb. 37
423	Neustadt a. R. Kr. Hannover	Hannover	E B I 4 (Fuss ab- gebrochen)	—	Hahne
424	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 4	—	Derselbe
425	Nienburg⁷⁾	Ebendort	Br. B I 5 F I 8 (Über- gang von †)	—	Derselbe
426	Ebendort	Ebendort	S 2 E B I 4, 11 F I 8	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Briessnitz**: E 3 Bruchstücke von Fibeln, Messer. Br. Nussarmring, 2 Bruchstücke eines solchen, 2 glatte Armringe und kleiner Ring. Schiefer: roh geschnittener kleiner Ring. — 2) **Dehnitz**: E hornförmiger Gürtelhaken, Gürtelbeschlag auf Bronzeblechband, geschlossener Ring. Br. Nadel mit seitlichem, kegelförmigem, hohlem Kopf (Undset XXIII, 2), 1 ähnlicher ohne Kopf, mehrere Bruchstücke eines Ringes, darunter 1 Bruchstück mit Masken. — 3) **Heidenau**: ∇ 258 Br. Nadeln mit profiliertem Kopf. — 4) **Heidenau**: E Gliederkette, Glasperlen. — 5) **Heidenau**: Noch mehrere Bruchstücke von ähnlichen. — 6) **Bernstadt**: ∇ 273, E Pinzette, Nähnaedel. S. Nachtrag. — 7) **Nienburg**: + 243, ∇ 281, ● 127.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
427	Nienburg,	Hannover	Br. V. E	—	Hahne
428	Ebendort	Ebendort	Br. B I 3 F I 16	—	Derselbe
429	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 2 V. E (mit grosser Scheibe)	—	Derselbe
430	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4. 9 F I 14 (mit Halb- wulst)	—	Derselbe
431	Ebendort	Ebendort	Br. S 1 B I 4. 11 F I 5	—	Derselbe
432	Ebendort	Ebendort	Br. B I 2 F I 11 (klein)	—	Derselbe
433	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4 F an der Spitze noch zwei auf- liegende Kugeln	—	Derselbe
434	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 10	—	Derselbe
435	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 2	—	Derselbe
436	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 10	—	Derselbe
437	Ebendort	Ebendort	E B 1 3	—	Derselbe
438	Ebendort	Ebendort	E B 1 4 F I 16	—	Derselbe
439 bis 440	Ebendort	Ebendort	E B I 3 F I 5	—	Derselbe
441	Ebendort	Ebendort	Br. B I 6 V. D (klein)	—	Derselbe
442	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. B I 6 F I 8 (Über- gang von †)	—	Derselbe
443	Ebendort ²⁾	Dresden	Br. V. E Fuss- ende stark profilirt	Aus Urnen- gräbern	Deichmüller
444	Erichshagen³⁾ Kr. Nienburg	Hannover	Br. B I 3 F I 5	Desgl.	Hahne
445	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 11 (kleiner)	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Nienburg**: Ausserdem 9 Bruchstücke von nicht näher bestimmbar. Fibeln Δ . — 2) **Nienburg**: E: Gürtelhaken; Ring. Glas: blaue Perlen, zum Teil mit weissen oder gelben Augen. — 3) **Erichshagen**: Mehrere Bruchstücke, anscheinend von ähnlichen.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
446	Wölpe Kr. Nienburg	Hannover	Br. B I 2 F I 2 festgegossen	Urnenfeld	Hahne
447	Ebendorf	—	Br. B I 3 F I 12 festgegossen	Desgl.	Derselbe
448	Visselhövede Kr. Verden	Lüneburg	Br. B I 3	Urne i. einem Sandhügel	Lienau- Lüneburg
449 bis 451	Uelzen ¹⁾ ,	Hannover	E S 2. 4 B I 4 F I 2 E S 2 F I 8	Urnenfeld	Hahne
452	Emmendorf Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. S 2 B mit Niet- stacheln wahr- scheinlich f. Email od. dgl. Bruchst., zeitl. Stellung fragl.	Desgl.	Derselbe
453	Kahlstorf ²⁾ Kr. Uelzen	—	S 2 Br. B I 5 F 1 14	Urnenfeld	Derselbe
454	Molsen Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. B I 4. 11 F I 8 (gerippt, für Email- einlage?)	Desgl.	Hahne. Undset XXVI 14 Lindenschmit, Alt. II VII 3, 4
455	Oltzmühle ³⁾ , Kr. Uelzen	—	Br. B I 3 F I 8	—	Schwantes, P. Z. I S. 154 Urnenfriedh. I S. 144 Taf. 28/30
456	Oldenstadt ⁴⁾ Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. B I 17 F I 8 (Bruchst.)	Desgl.	Hahne
457	Ebendorf	Ebendorf	Br. S 2 B I 11 F I 8 Fuss u. Bügel durch einen umgewickelten Ring verbunden	Desgl.	Derselbe
458	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 2 V. E mit gross. flacher Schale Bruchst.	Desgl.	Derselbe
459	Ebendorf	Ebendorf	Br. F I 8 Bruchst.	Desgl.	Derselbe
460	Reinsdorf Kr. Uelzen	Ebendorf	E 2 S B 3. 11 (Bruchst.)	Desgl.	Derselbe
461	Ripdorf ⁵⁾ Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. B I 12 F I 8	Desgl.	Müller-Reimers S. 10 Kemble, Ztschr. f. Nied- sachsen 1852 S. 165
462	Römstedt Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. B I 11 Bruchst.	Desgl.	Derselbe
463	Wrestedt Kr. Uelzen	Ebendorf	Br. F I 3 (Bruchst.)	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) Uelzen: 2 Bruchstücke von ähnlichen. ▽ 298. —

2) Kahlstorf: ▽ 296. — 3) Oltzmühle: ▽ 305. Spiralohrringe, Gürtelhaken u. a.
Inventar Schwantes III. — 4) Oldenstadt: ▽ 306. — 5) Ripdorf: Spiralohrringe, Nadeln,
Glasperlen, Inventar der dritten Stufe Schwantes, Präh. Zeitschr. I, S. 151 Q 1 ▽ 309.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
464	Gegend von Lüneburg¹⁾	Hannover	Br. S 2 B I 4 (geschwollen) F I 8 (angegossen)	—	Hahne	
465		Ebendort	Ebendort	Br. S B I 4 F I 8 (mit Nietstacheln)	—	Derselbe
466		Ebendort	Nürnberg G. M.	Br. B I 3 F I 3 mit Fortsetzg.	—	Beltz
467		Fo. u.	Hannover	Br. B I 3 V. E	—	Hahne
468		Fo. u.	Ebendort	Br. F I 2 daran rhom- bische Schale besetzt mit Korallen Brchst.	—	Derselbe
469 bis 471		Fo. u.	Ebendort	Br. S 2 B I 2. 11 Bruchst.	—	Derselbe
472	Helmstedt²⁾	Braun- schweig H. M.	Br. B I 2 F I 2 + 5	Urnenfeld	Scherer-Braun- schweig. Kruse, deutsche Alter- tümer III 1828 Taf. II, 3. Voges, Vorg. Braunsch. S. 29	
473		Ebendort ³⁾	Desgl.	Br. S 2 B I 5 (schildförmig) 16 F I 2. 5 (seltene Form)	Desgl.	Derselbe Undset, Eisen XXIII, 16
474		Ebendort	Dresden	Br. S. 3 B I 4 V. D	—	Deichmüller,
475		Ebendort	Ebendort	Br. Bruchstück	—	Derselbe
476		Ebendort	Ebendort	Br. B I 2	—	Derselbe
477		Lauingen³⁾ , Kr. Helmstedt	Braun- schweig St. M.	Br. S 2 B I 3	Urnenfeld	Fuhse, Braunsch. Voges, Braunsch. Magazin 1897 S. 135. Vorg. Braunschwg. S. 23. Undset, Eisen S. 231.
478	Ebendort	Ebendort	E S 2 V. E	Desgl.	Derselbe	
479	Ebendort	Braun- schweig H. M.	E S 2 B-Typ F I 7	Desgl.	Scherer	
480	Ebendort	Privatbesitz	E B I 3 F I 4	Desgl.	Fuhse	

Begleitende Funde. 1) **Lüneburg**: Bruchstücke von drei nicht näher bestimm-
baren (Br.). — 2) **Helmstedt**: Fibeln, Halsring, Emailperlen, Spiralohrringe,
gewundener Eisenring. S. ◐ 150. — 3) **Lauingen**: S. ∇ 276. Gürtelhaken, gekrüpfte
Nadeln, Spiralohrrin .

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
481	Nordbastedt , Kr. Süderdithmarschen (Holstein)	Kiel	Br. S 2 B I 4	Im Moor gefunden	Mestorf-Kiel
482	Hohen-Luckow bei Bützow (Mecklenburg- Schwerin)	Schwerin	Br. B I 3. 11 F I 6	Einzelfund	Beltz V A M Taf. 46, 27
483	(Gr. Gischau , ¹⁾ Kr. Salzwedel	Salzwedel	E S 2 B I 4 F I 6	Urnenfeld	Zechlin-Salzwedel
484	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 V. E aber rund- licher	Desgl.	Derselbe
485	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. 3 B I 5 F I 7 (Übergang vom Vogelkopf)	Desgl.	Derselbe
486	Ebendort	Ebendort	E S 2. 3 B I 4 F I 11	Desgl.	Derselbe
487	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 14	Desgl.	Derselbe
488	Ebendort	Ebendort	E S 2 B I 4 F nicht erkennbar (unvollst.)	Desgl.	Derselbe
489 bis 492	Kricheldorf , ²⁾ Kr. Salzwedel	Ebendort	Br. B I 3. 17 F I 8 (gekerbt)	2 Grabfelder mit Urnen- und Kno- chenlagern	Lüdemann, A. f. A. N. F. I S. 242, Fig. 3
493	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4. 17 F I 8	Desgl.	Desgl. Fig. 12
494	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 3 (am Kopf Ko- rallenscheibe) F I 2 (mit Koralle)	Desgl.	Desgl. Fig. 15
495	Ebendort	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 18. F I 10	—	J. Schlemm
496	Arneburg , ³⁾ Kr. Stendal	Stendal	Br. B. I 2 F I 2	Urnenfeld am Galgen- berg (I)	Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 17
497	Kakerbeck , Kr. Garde- legen	Salzwedel	E Bruchstücke von 5 Fibeln	—	Ebendort, S. 19
498	Althaldens- leben	Neu- haldens- leben	E S 2 B I 4 F I 2	—	Hahne-Hannover

Begleitende Funde. 1) **Gr. Gischau**: Mehrere ähnliche. — 2) **Kricheldorf**:

2 kleinere Δ , ∇ 374 Q 5 Gürtelhaken (E u. Br.), Kreuznadeln, holst. Nadeln, Spiralohrringe, Messer usw. (vgl. auch Kupka, S.-Thür. Jahresschr. 1910, S. 16). — 25 Latènefibeln Δ und ∇ . — 3) **Arneburg**: Altertümer verschiedener Perioden, auch Hallstattfibel, s. auch ∇ 391.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
499	Bülstringen ¹⁾ , Kr. Neuhaldensleben	Neuhaldensleben	E S 2 B I 4 F I 13	Urnenfeld auf dem Windmühlenberge. Urnen meist ohne Steinschutz, meist mit Deckel	Wegner, Zeitschr. f. Ethnol. 1895 S. 121 (S. 139 Fig. 6c)
500	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E S 2 F I 14 (unverziert)	Desgl.	Ebendort, S. 138 Fig. 53
501	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E Bruchstück	Desgl.	Ebendort, S. 138 Fig. 62
502 bis 503	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E S 2 B I 4 F I 5*) (der zweite Bruchstück)	Desgl.	Ebendort, S. 139 Fig. 49
504	Farsleben ²⁾ , Kr. Wolmirstedt	Halle	Br. V. E S 2 B I 4	—	Reuss. Kupka. Jahresschr. S.-Th. Vorg. 1910 S. 17
505	Lohne ⁴⁾ Kr. Jerichow I	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 4 F I 7	Zahlreiche Urnen ohne wesentlichen Steinschutz in einem künstlichen Hügel (Nachbestattung?) und an ihm	J. Schlemm. Undset, Eisen S. 229
506	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 17. 18 F I 11	Desgl.	J. Schlemm. Kossinna, Korr.-Bl. 1907 S. 60
507	Altmark	Salzwedel	E S 2 B I 4 F I 7 (am Ende durchbohrter Knochenkopf)	—	Zechlin
508	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4 Bruchstück	—	Derselbe
509	Ebendort	Berlin M. M.	E S 2 B I 4 F I 8	—	Kiekebusch

Begleitende Funde. 1) **Bülstringen**: Reiche Ausstattung im Charakter Latène I—III. E Angelhaken, halbr. Messer, Nägel (mit br. Köpfen), Gürtelhaken. Ringe, Zierbleche u. dgl., Pinzette, Nadeln (z. T. m. br. Kopf), Nähnadeln. — Br. Zierbleche, Ösenring, Segelohrringe (auch Spiralohrring?), Knotenring. — Glasperlen, Knochenkamm s. auch ▽ 392, ● 207. Q 7. — 2) **Farsleben**: Br. abgeschnürter Ring, E Gürtelhaken (zugehörig?) vgl. ● 209, ▽ 371 a. — 3) **Lohne**: Auch ▽ 386. Reiches Inventar. Br. Kolbenhalsringe, Segelohrringe mit Glasperlen, Ketten.

*) Verbunden durch Eisenbänder mit einem Blech.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
510	Bücknitz ¹⁾ , Kr. Jerichow I	Berlin M. M.	Sonderform Br. V. D F verbunden mit dem Bügel; auf diesem auch eine Scheibe	—	Kiekebusch
511	Cörbelitz , Kr. Jerichow I	Magdeburg	E F I 2	—	Hahne
512	Eulenmühle ²⁾ , Kr. Jerichow I	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 17 F I 7	Urnenfeld	J. Schlemm. Nachr. d. A. 1900 S. 57
513	Hohenwarthe ³⁾ , Kr. Jerichow I	Ebendort	Br. B I 4 F I 8	—	J. Schlemm
514	Ebendort	Genthin	E Sonderform Certosacharak. S 1 B I 6. 17 F flache Scheibe	—	Reinecke in Lindenschmit, A. V 349
515	Leltzkau ⁴⁾ , Kr. Jerichow I	Burg	Br. S 1 B I 3 F I 4 (klein)	Urnenfeld I	Hahne. Hirt, N. d. A. 1895 S. 79. 21 a
516	Ebendort	Ebendort	E = dem vorig.	Ebendort	Hirt, N. d. A. 21 b
517	Schermen ⁵⁾ , Kr. Jerichow I	Ebendort	E S 1 B I 2 F abgebrochen	—	Hahne. Hirt, N. d. A. 1895 S. 79. 15
518	Ebendort	Halle	Br. S 2 B I 4 F I 5 (dazu Bruchst. v. ähnlichen)	Grosses Urnenfeld	Reuss. Kupka, Jahresschr. Th. Vorg. 1910 S. 17
519	Ziesar ⁶⁾ Kr. Jerichow I	Berlin M. M.	E B I 2 F I 2	Desgl.	Kiekebusch
520	Ebendort	Ebendort	Br. B. I 4 F I 7	Desgl.	Derselbe
521	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 4 F I 7 Bruchstück	Desgl.	Derselbe
522 bis 523	Ebendort	Halle	Br. S 2 B I 1 F I 4	Desgl.	Reuss
524	Rossdorf Kr. Jerichow II	Magdeburg	S 1 E B I 1 (geschwollen) F abgebroch.	—	Hahne

Provinz Sachsen (Norden)

Begleitende Funde. 1) **Bücknitz**: Br. Segelohrringe. S. ∇ 403. — 2) **Eulenmühle**: Gefässe meist noch Lausitzer Typ. Br. Segelohrringe, Halsring mit Pechhaftenden. E Nadeln, Gürtelhaken. S. ∇ 405. — 3) **Hohenwarthe**: S. ∇ 408. — 4) **Leltzkau**: S. ∇ 410. Q 8. — 5) **Schermen**: S. Q 9 ∇ 412. Br. Segelohrringe. E gekröpfte Nadeln, Messer. Glasperlen. — 6) **Ziesar**: E Gürtelhaken. Br. Ringe mit Einschnürungen. † 234 Q 11 ∇ 417.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
525	Schollehne ¹⁾ , Kr. Jerichow II	?	—	Mehrere Urnenfelder	Undset, Eisen S. 231
526	Butzow ²⁾ , Kr. Westhavel- land	Privat- besitz	Br. Bruchst. F I 3 (mit Bernstein- scheibe?)	Grosses Urnenfeld	Voss-Stimming. IV a Taf. 6. 6
527	Ebendort ³⁾	Desgl.	Br. S 2. 3 B I 2. 11 F I 7	Desgl.	Derselbe, IV a Taf. 6. 1 Oben Abb. 28
528	Wagenitz ⁴⁾ , Kr. Westhavel- land	Berlin M. M.	Br. B I 3 F I 4 (klein)	—	Kiekebusch
529	Vehlefanz ⁵⁾ , Kr. Osthavel- land	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 4 (geschwollen) F I 8 mit übergreifender Spitze (besond. Stück fast gleich † Var. C.)	Urnenfeld	J. Schlemm. Goetze, Vorg. der Neumark. F. 81. Nachr. d. A. 1894 S. 29, 1895 S. 32. Ztschr. f. Ethn. 1892 S. (464), 1894 S. (186. 201), 1899 S. (144).
530	Ebendort	Berlin M. M.	Sonderform Br. S 1 B I 10 F I 10 (tierkopfähnl.)	Desgl.	Kiekebusch
531	Storkow ⁶⁾ , Kr. Templin	Ebendort	E B I 4 F I 1 (Verdickung)	Desgl.	Derselbe
532 bis 533	Milmersdorf , Kr. Templin	Prenzlau	Br. B I 4 F I 7	Urnengrab	Schumann-Löck- nitz. Blume, Ver- zeichnis der Sammlung, S. 50
534	Hohen-Wutzen ⁷⁾ , Kr. Königsberg i. N.	Berlin V. K.	Br. S 2 B I 10 F I 8	—	J. Schlemm. Goetze, Vorg. der Neumark F. 81.
535 bis 536	Kaulsdorf , Kr. Nieder- Barnim	Berlin M. M.	E V. D. S 2 Ähnlich Abb. 39	—	Kiekebusch
537	Löwenbruch ⁸⁾ , Kr. Teltow	Privat- besitz	Br. B I 4. 17 F I 5	Urnengrab	Hindenburg. Mannus II S. 199 F. 21
538	Derwitz ⁹⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Berlin V. K.	Br. F I 5	—	J. Schlemm
539	Alt-Töplitz ¹⁰⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Berlin M. M.	E B I 2 F I 2 (m. langer Spitze)	—	Kiekebusch
540	Ragösen ¹¹⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Privatbesitz	E S 1 B I 2 F I 2	Urnenfeld	Voss-Stimming IV b Taf. 16, 1.

Begleitende Funde. 1) **Schollehne**: S. ∇ 402. Br. Ohringe, Messer, E Nadeln, Ringe, Gürtelhaken, Glasperlen. — 2) **Butzow**: In derselben Urne Segelohrringe. — 3) **Butzow**: In derselben Urne br. Schwanenhalsnadel. ∇ 427. — 4) **Wagenitz**: Segelohrringe, Nadel (E mit Br.-Kopf). Bruchstück einer Fibel Δ(?). — 5) **Vehlefanz**: S. † 245, ● 231. — 6) **Storkow**: S. ∇ 510. — 7) **Hohen-Wutzen**: ∇ 521. — 8) **Löwenbruch**: E Gürtelhaken, Urne mit gestreifter Wandung. Spinnwirtel. — 9) **Derwitz**: † 247. ∇ 410 ● 232. — 10) **Alt-Töplitz**: S. ∇ 456. ● 233. — 11) **Ragösen**: Segelohrringe ∇ 454.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
541	Brandenburg Rietz ¹⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Privatbesitz	Br. B I 13 F I 4	Urnenfeld	Voss-Stimming Taf. III, 15, 9.	
542		Berlin V. K.	Br. S I 3 B I 5 F I 7	—	J. Schlemm	
543		Ebendorf	Ebendorf	E B I 4 F I 2	Desgl.	Dieselbe
544		Krummendorf ²⁾ , Kr. Züllichau	Ebendorf	Bruchstück	Urnenfeld	Ztschr. f. Ethnol. XI. 1879, S. 222
545	Böhmen Neu-Bydzwow ³⁾	Bydzwow	Br. 11 Ex. B I 2 bis 4 F I 4 und I 11	Flachgräber	Piç, Čechy na usvite dejin I. S 11/12 Taf. 20	
546		Dobschitz ⁴⁾	Prag	Br. 4 Ex. E 1 Ex. meist V. D mit S 2	Desgl.	Ebendorf, Taf. 4
547		Ebendorf	Ebendorf	E S 1 B I 8 F I 2	Desgl.	Ebendorf
548		Dux ⁵⁾	Wien H. M. Prag, Dux, Schloss- museum. Dresden u. a.	Br. S 3 B I 4 F I 5 Doppelkegel	Massenfund in der Riesenquelle in einem Bronzegefäß	Much, Atlas S. 199, 1
549		Ebendorf	Ebendorf	Br. Typ	Desgl.	Derselbe, S. 199, 2
550 bis 551		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 7. 16 F I 4	Desgl.	Derselbe, S. 199, 3, 5
552		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 7. 16 F 4	Desgl.	Derselbe, S. 199, 4
553		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 6 F I 11	Desgl.	Derselbe, S. 199, 6
554		Ebendorf	Ebendorf	Br. B Typ. S 2 B I 16 F I 2	Desgl.	Derselbe, S. 199, 7
555		Ebendorf	Ebendorf	Br. B Typ, I 16, F fehlt	Desgl.	Derselbe, S. 199, 8
556		Ebendorf	Ebendorf	Br. B Typ Bruchstück	Desgl.	Derselbe, S. 199, 9
557		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 11 Bruchstück	Desgl.	Derselbe, S. 199, 10
558		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 15 (?) Bruchstück	Desgl.	Derselbe, S. 199, 11
559		Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 2. 12 F I 4 (stärker profilirt)	Desgl.	Derselbe, S. 199, 12

Begleitende Funde. 1) **Rietz** gemischtes Grabfeld. In derselben Urne br. Armring, Segelohrringe, gekröpfte Nadel, einschneidiges Schwert. — 2) **Krummendorf**: Br. Schnallen. E Nadeln, Golddraht. — 3) **Neu-Bydzwow**: Br. Halsringe mit Stempelenden, Nussknotenringe mit Charnier u. ä. Lignitring. — 4) **Dobschitz**: Br. Knotenringe. — Tongefässe. E Schwerter. — 5) **Dux**: S. auch Piç, a. a. O. Tafel zu S. 18 (noch weitere Beispiele des gleichen Schema). — Oben Abb, 15. 17 20

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
560	Dux	Wien H. M. Prag. Dux. Schlossmus. Dresden	Br. F I 13 Bruchstück	Massenfund in der Riesenquelle	Much, Atlas S. 199, 13
561	Ebendort	Ebendort	Br. F I 2. 10	Desgl.	Derselbe, S. 199, 14
562	Ebendort	Ebendort	Br. B I 9 F I 2	Desgl.	Derselbe, S. 199, 15
563	Ebendort	Ebendort	Br. B I 9 F I 5	Desgl.	Derselbe, S. 199, 16
564	Ebendort	Ebendort	Br. B Typ F I 5	Desgl.	Derselbe, S. 199, 17
565	Ebendort	Ebendort	Br. S 2. B I 7 F I 4	Desgl.	Derselbe, S. 201, 1
566	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B I 3. 17 F I 11	Desgl.	Derselbe, S. 201, 2
567	Ebendort	Ebendort	Br. Typ	Desgl.	Derselbe, S. 201, 3 Oben Abb. 15
568	Ebendort	Ebendort	Br. B I 7. 16 F I 8	Desgl.	Derselbe, S. 201, 4
569	Ebendort	Ebendort	Br. Typ, mit stärkerer Profilierung	Desgl.	Derselbe, S. 201, 5
570	Ebendort	Ebendort	Br. S 3 B I 3. 17 F I 5	Desgl.	Derselbe, S. 201, 6
571	Ebendort	Ebendort	Br. Typ B I 17	Desgl.	Derselbe, S. 201, 7
572	Ebendort	Ebendort	Br. Typ B I 16 F abgebrochen	Desgl.	Derselbe, S. 201, 8
573	Ebendort	Budweis	Br. 7 Exemplare Typ B I 3. 6. 12 F I 4 und I 11	Desgl.	Löwenhöfer- Budweis
574	Ebendort	Berlin V. K.	Br. B I 3 F I 7	Desgl.	J. Schlemm
575	Ebendort	Ebendort	Br. Typ	Desgl.	Dieselbe
576	Ebendort	Ebendort	Br. F I 13. 14 V. D	Desgl.	Dieselbe
577	Ebendort	Ebendort	Br. F I 7	Desgl.	Dieselbe
578	Ebendort	Ebendort	Br. V. D F I 7	Desgl.	Dieselbe
579	Ebendort	Ebendort	Br. F I 7 (vogelkopf- artig)	Desgl.	Dieselbe
580 bis 581	Ebendort	Ebendort	Br. F I 7	Desgl.	Dieselbe
582	Ebendort	Ebendort	Br. B I 16 F I 7	Desgl.	Dieselbe

Böhmen

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
583	Dux	Berlin V. K.	Br. B I 15. 17 F I 7	Desgl.	J. Schlemm
584 bis 600	Ebendort	Ebendort	Br. V. D, aber F I 7	Desgl.	Dieselbe
601	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 2	Desgl.	Dieselbe
602 bis 603	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4	Desgl.	Dieselbe
604	Ebendort	Ebendort	Br. B I 4 F I 7	Desgl.	Dieselbe
605	Julska ¹⁾ (= Podbaba)	Prag	Br. 3 Exempl. Typ u. V. D., eins mit ge- wundenem Bügel in Art der Armringe	Flachgräber	Pič, XII
606	Kobylisy	Ebendort	Br. S 2 B I 7	Desgl.	Dieselbe, Taf. VII 12
607	Ebendort	Ebendort	Br. B I 3. 11 F I 4	Desgl.	Dieselbe, VII 13
608	Kostomlaty ²⁾	Ebendort	Br. B I 3 F I 2	Desgl.	Dieselbe, 32, 6
609	Klobuky ³⁾	Ebendort	Br. stark B I 4. 11 F I 11	Desgl.	Dieselbe, Taf. III 3
610	Langugest ⁴⁾ bei Bilin	Teplitz	Br. B I 6. 17 F I 11	Flachgräber- feld (Skelette ohne Stein- schutz, meist n. — s)	Reinecke i. Lindenschmit, A. V, 1045 v. Weinzierl, 1. T. Grabfeld von Langugest, Taf. V 6 (S. 38)
611	Ebendort	Desgl.	Br. B I 6. 16 F I 6	Desgl.	Dieselben, V 1046, V 5 (S. 38)
612	Ebendort	Desgl.	Br. B I 6. 17 F fehlt	Desgl.	Dieselben, V 1047, V 4 (S. 38)
613 bis 614	Ebendort ⁵⁾	Desgl.	E B I 4 F I 3 (?) 2 gleiche Exemplare	Desgl.	Dieselben, V 1048, V 24, V 25
615	Ebendort ⁶⁾	Desgl.	Br. I 9. 12 F abgebr.	Desgl.	v. Weinzierl, Taf. IV 5

Begleitende Funde. 1) **Julska**: Br. Ringschmuck (mit Stempel, Knoten,

Voluten, Halbkugeln). — 2) **Kostomlaty**: Br. ∇ 594, Br. Halbkugelringe im

Stil Latène II, Gürtelhaken (Augustusmünze?). — 3) **Klobuky**: Br. Ringschmuck

verschiedener Art. — 4) **Langugest**: Männergräber mit Schwert, Lanze, Schild, ger-

ingem Schmuck. Frauengräber mit Ringschmuck. (Gew. Bernstein, Glas nur

einmal) Tongefäße fehlen. Von den zahlreichen Fibeln (besonders Eisen) sind nur

die von v. Weinzierl beschriebenen aufgezählt. Gr. 12. Br. drei Schmuckringe. —

5) **Langugest**: Gr. 25. S. Δ 631. — 6) **Langugest**: Gr. 1 u. 2. Br. Knotenring, kl.

Ring usw.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
616 bis 617	Böhmen } Langugest ¹⁾	Teplitz	Br. B I 3 F I 7	Flachgräberfeld	v. Weinzierl. S. 36, 10
618 bis 619		Desgl.	E Bruchstücke	Desgl.	Derselbe, Taf. IV 9
620		Desgl.	Br. S 1 B I 9 F I 2	Desgl.	Derselbe, Taf. IV 17
621		Desgl.	E B I 9 F I 3	Desgl.	Derselbe, Taf. IV 24
622 bis 623		Desgl.	E B I 4 F I 3 (?)	Desgl.	Derselbe, V 7. 8
624		Desgl.	E B I 4 F I 3	Desgl.	Derselbe, V 13
625		Desgl.	E B I 2 F I 2	Desgl.	Derselbe, V 14
626		Desgl.	E S 2 B I 4 F I 2	Desgl.	Derselbe, V 17
627		Desgl.	E ähnlich den vorigen	Desgl.	Derselbe, S. 40
628		Desgl.	E B I 3 F I 10 Übergang zu ▽	Desgl.	Derselbe, V 19
629		Desgl.	E unerkennbar	Desgl.	Derselbe, V 21
630		Desgl.	Br. B I 9. 10 F I 4	Desgl.	Derselbe, V 26. S. 41, 22
631		Desgl.	Br. B Typ F I 8	Desgl.	Derselbe, V 27, S. 41, 23
632		Desgl.	E B I 4 F I 3	Desgl.	Derselbe, VI 3
633	Desgl.	Br. B Typ, aber Schrägstriche. F I 4 (länger)	Desgl.	Derselbe, VI 12, S. 41, 24	
634	Desgl.	Br. B I 9 Fabgebrochen	Desgl.	Derselbe, VI 13, S. 41, 27	

Begleitende Funde. 1—14 **Langugest**. 1): Gr. 4. Br. Knotenring mit Volutenverzierung. E Gürtelkette. — 2): Gr. 4. — 3): Gr. 5. Typisches Frauengrab. Br. Halsring mit Stempelenden, Knotenarmring, gewundener Handring. E Fibel, Oberarmring, Gürtelkette. — 4): Gr. 10. E Fibel. — 5): Gr. 12. — 6): Gr. 14. Br. 2 gerippte Armbänder, quengerippter Ring mit Kolbenenden. Fibelbruchst. — 7): Gr. 15. — 8): Gr. 18. Br. Armring. — 9): Gr. 20. — 10): Gr. 21. E Armring. — 11): Gr. 24. Br. Armring. E Fibel. — 12): Gr. 25s. auch 613. Br. 2 Armringe, E Pinzette. — 13): Gr. 38. Br. Armring. — 14): Gr. 39. Br. 2 Armringe, Fussring mit Stempelenden. E Oberarmring.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
635 bis 636	Langgest ¹⁾	Teplitz	Br. B Typ F I 11 (mit Füllmasse)	Flachgräber- feld	v. Weinzierl, VI, 23. 24. S. 46 Fig. 33
637	Ebendort ²⁾	Ebendort	E B I 2 F abgebr.	Desgl.	Derselbe, VI, 26
638	Ebendort ³⁾	Ebendort	E Bruchstück	Desgl.	Derselbe, VI, 27. 28
639 bis 640	Ebendort	Ebendort	E Übergang zu ▽	Desgl.	Derselbe, VII, 2. 3
641	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E B I 8 F abgebr.	Desgl.	Derselbe, VII, 7
642 bis 643	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E B I 4 F I 3 die eine sehr gross	Desgl.	Derselbe, VII, 15. 16
644 bis 645	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. B I 1 (breites Blech, besondere Form) F I 7	Desgl.	Derselbe, VII, 24. 25, S. 54, 47
646	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E B I 2 Bruchstück	Desgl.	Derselbe, VII, 26
647	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	Br. B I 4 F I 11	Desgl.	Derselbe, VII, 30 S. 54, 48
648	Letky ¹⁰⁾ (Lettek)	Prag	Br. 6 Ex. etwas abweichend B oft B I 6 mit 10. 17 F Typ, F I 13 usw. E 2 Ex. S 1 B I 1	Grosses Reihen- gräberfeld	Pič, Taf. XIX, 15 Oben Abb. 19. 24
649	Libčeves ¹¹⁾	Ebendort	Br. 3 Ex. z. T. S 2 B I 1. 6 Sonder- form mit hohen Buckeln F I 2. 8. 13	Desgl.	Derselbe, XXV. XXVI
650	Libesnitz ¹²⁾	Prag	E B I 8 F I 3	Flachgrab	Pič, Taf. VI, 5 Oben Abb. 26
651	Libodritz ¹³⁾	Ebendort	Br. 2 Ex. Typ u. V. D.	Flachgräber	Derselbe, XIII

Begleitende Funde. 1) 1—9 **Langgest**: Gr. 45. Br. gerippter Fussring mit Stempelenden. — 2) Gr. 46. Br. Unterarmscharnierring. — 3) Gr. 49. Br. 2 Armreifen. — 4) Gr. 51. Br. Armreif. — 5) Gr. 52. Br. 2 Unterarmringe (einer gekerbt, reich verziert). E 2 Schmuckringe. — 6) Gr. 66. — 7) Gr. 72. Br. dünner Armring, 2 gekerbte Fussringe. Lignitring. — 8) Gr. 73. E Pfriemen. — 9) Gr. 74. E 2 Fibeln. Br. 2 Knotenringe am Unterarm, 2 Stempelendenringe an den Füßen. — 10) **Letky**: Reiche Ausstattung. Br. Ringschmuck (Knoten, Stempel). E Schwerter, Lanzenspitzen, Ringe, Pferdeschmuck. — 11) **Libčeves**: Br. Ringe (mit Knoten), Gürtelhaken und Kette im Charakter Latène II. E Ringe ▽ 595. 12) **Libesnitz**: Br. glatter Halsreif. — 13) **Libodritz**: Br. Knotenringe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante- Genauere An- gaben	Zur Fund- geschichte	Nachweis. — Literatur	
652	Morawes ¹⁾ b. Saaz	Privat- besitz	Br. Sonder- form B I 3 ge- schwollen F I 11	Gräber	Much, Atlas S. 203, 3	
653	Neuhof ²⁾	Prag	B I 15 F I 11	—	Piç IX, 6	
654	Nimburg ³⁾	Ebendort	Br. 5 Ex. Typ u. V D mit S 3 B I 15	—	Derselbe, Taf. X (oben Abb. 29)	
655	Okor	Ebendort	Br. B I 9 F I 2	Flachgräber	Derselbe, XIII, 20	
656	Ohrada ⁴⁾	Kolin	Br. B I 15 Voluten ge- gossen F I 11	Flachgrab	Derselbe, S. 47, 13	
657	Pchery ⁵⁾	Prag	Br. B I 12 F I 4	Flachgrab	Derselbe, Taf. XVIII, 4	
658	Böhmen	Přemýšleni ⁶⁾	Ebendort	Br. B I 9 F I 2 mit Augen und Voluten	Desgl.	Derselbe, Taf. II, 2
659		Podlešín ⁷⁾	Ebendort	Br. 3 Ex. F I 4 u. F I 11 mit S 3 B I 12	Desgl.	Derselbe, Taf. VII
660		Řeporyge ⁸⁾	Ebendort	Br. 4 Ex. Typ u. V. D	Flachgräber	Piç, XIII
661		Štítary ⁹⁾	Kolin	Br. B I 8 F I 4 (mit Bügel ver- bunden)	Desgl.	Derselbe, S. 34, 11
662		Třebusitz ¹⁰⁾	Prag	Br. B I 9 F I 2	Flachgräber	Derselbe, S. 28, 4
663		Türnitz	Berlin V. K.	Br. B I 4	—	J Schlemm
664 bis 665		Ebendort	Ebendort	Br. F I 6	—	Dieselbe
666		Ebendort	Ebendort	Br. F I 7	—	Dieselbe
667		Ebendort	Ebendort	Br. V. D B I 1	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Morawes**: Br. 2 Knotenringe. — 2) **Neuhof**: Br. Ringschmuck. — 3) **Nimburg**: Br. Ringschmuck (Halbkugeln, Knoten, Stempel). — 4) **Ohrada**: Br. Halsring mit Stempelenden. — 5) **Pchery**: Br. Ringe (mit Stempeln torquiert usw.) — 6) **Přemýšleni**: S. † 248. — 7) **Podlešín**: Br. Ringe mit Stempelenden u. ä., z. T. Knotenringe. — 8) **Řeporyge**: Br. Ringschmuck. E Schwert. — 9) **Štítary**: Br. Nussknotenring mit Scharnier. — 10) **Třebusitz**: Br. Halbkugelringe jüngeren Charakters, Gürtelkette.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
668	Böhmen	Vokowitz ¹⁾	Prag	Br. 6 Ex. Typ, einfacherer Art (etwas jüngerer Charakter)	Flachgrab	Pič, XI
669		Wodolitz	Budweis	Br. B I 3 F I 4	Hügelgrab	Löwenhöfer-Budweis
670		Zahbelitz ²⁾	Prag	Br. 7 Ex. B z. T. B I 10 ein B I 12 F I 4. 7. 11	Flachgräber	Pič Taf. XVII. XVIII, 10
671		Žižkow ³⁾	Ebendort	Br. 4 Ex. F Typ und V. D	Desgl.	Derselbe, Taf. VIII
672		Zlonitz ⁴⁾	Ebendort	Br. B I 4 F I 11	—	Derselbe, IX, 11
673		Austerlitz ⁵⁾ (Mähren)	?	Br. B I 12 F I 3	Flachgräber	Červinka, Mitt. d. K. K. Kommission III 3/4 S. 414
674		Gr. Latein ⁶⁾ bei Olmütz	Olmütz	Br. 2 Ex. S 2 B I 3 F I 11	Gräber	Much, Atlas S. 203, 10. Schneider, Mitt. d. Zentralkommission 1884 S. XCVI
675		Getzersdorf ⁷⁾ bei Herzogenburg, Niederösterreich	Wien	Br. u. E. 8 Ex. Typ, B I 3 F I 7 u. 8.	Flachgräber	Baumgartner, Mitt. d. K. K. Zentralkommission III 5,6 S. 289
676		Gurina ⁸⁾ , Kärnten	Klagenfurt, Wien	Br. mehrere	Burgwall benutzt in Hallstatt- bis Römerzeit	A. B. Meyer, Gurina 1885
677	Watsch Krain	Wien	Br. S 1 F endend in gespaltenen Lappen	Grabfeld	Much, Atlas S. 121, 6	
678	St. Michael ⁹⁾ Krain	Ebendort	E S 1 Bruchstück	Desgl.	Ebendort, S. 139, 17	

Begleitende Funde 1) **Vokowitz**: Br. Ringschmuck (mit Knoten, Perlen, Stempel). — 2) **Zahbelitz**: Br. Ringe (mit Stempelenden usw.). — 3) **Žižkow**: Br. Ringe mit Volutenwülsten, Knoten, Perlen, Einkerbungen. — 4) **Zlonitz**: Br. Voluten- und Knotenringe, Glasperle mit „geschichteten Augen“. — 5) **Austerlitz**: Br. Ringe mit Stollenenden. E Schwerter, Lanzenspitze. — Drehscheibengefäß. — Wildschweinkiefer. — 6) **Gr. Latein**: Br. Doppelarmband, Scharnierbuckelarmring. — 7) **Getzersdorf**: Grab V (w.) — In Frauengräbern, Br. Hals-, Arm- und Fussringe mit Stempelenden und Stollenenden, Glasperlen. In Männergräbern E Schwert, Lanzenspitze. Auch ∇ 607 (in einem Grabe mit Δ). — 8) **Gurina**: Vgl. auch Szombathy, Mitt. d. Wiener Ges. f. Anthr. 1885, Verh. S. 102. S. ∇ 610 — 428, — 9) **St. Michael**: S. ∇ 613.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
679	Tirol	Trient	Br. S 1 B I 11 F I 11 (?)	Zerstörtes Grabfeld mit Beerdigung und Leichenbrand	Much. Atlas S. 149, 24	
680						Ebendort
681		Ebendort	Br. B I 5 F I 11	Desgl.	Derselbe, Atlas S. 149, 26	
682		Schweiz	Kreuzlingen ²⁾ Kanton Thurgau	Konstanz	Br. S 1 B I 2 F I 2	—
683	Schönenbuch ³⁾ , Kanton Basel		?	Br.	Flachgräber (Skelette)	Heierli, Urg. d. Schweiz S. 389
684	Muttens ⁴⁾ , Kanton Basel		Liestal	Br. V. D B I 15 — V. D B I 6. 17	Desgl.	Viollier, 276. 278. 284 Heierli, Urg. d. Schweiz S. 389 3. Jahresber. der Schw. Ges. f. Urg. S. 88
685	Rickenbach Kanton Solothurn		?	Br. V. D B I 15	—	Reinecke, Festschr. S. 81
686	Windisch, Kant. Aargau		Zürich	Br. B I 6. 15 F I 4 (mit Voluten- ornament)	—	Viollier, 261
687	Vilters ⁵⁾ , Kanton St. Gallen		St. Gallen	Br. mehrere V. D. u. ä.	„Burg“ Severgall besiedelt v. Steinzeit b. Römerzeit	Heierli, Urg. d. Schweiz, S. 327
688	Steinhausen ⁶⁾ Kanton Zug		Zug	Br. S 1 B I 5 F I 7	Flachgräber (Skelette)	Ebendort, S. 389
689	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. B I 6. 15 F I 4	Desgl.	Ebendort	
690	Altstetten, Kanton Zürich	Zürich	mehrere Br. B I 6. 11 V. D, auch B I 14	—	Viollier, 258. 266. 267. 274 290. 291	
691	Dachelsen b. Mettmens- stetten Kanton Zürich	Ebendort	Zahlreiche Ex. Br. V. D (Email) F I 2. 5 usw.	Flachgräber	Heierli Anz. f. schw. Alt V Taf. 19, 5.	

Begleitende Funde. 1) **Mechel**: S. ∇ 608. Funde von mittlerer Latène- bis zur Römerzeit (vgl. v. Campi, Mitt. d. anthr. Ges. Wien XV, Verh. S. 100. Archivio Trentino 1884). — 2) **Kreuzlingen**: E Halsring mit Einschnürungen. Br. Armring. — Eberzahn, Hirschhornstück. — 3) **Schönenbuch**: Br. Armband, Halsring mit eingelegten Pasten. — 4) **Muttens**: Certosafibeln, Halsringe usw. — 5) **Vilters**: S. ∇ 621, \blacktriangledown 429. — 6) **Steinhausen**: Br. Armringe. Potinmünze (Sequaner) s. ∇ 622.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
692	Egerten-Ütliberg ¹⁾ , Kanton Zürich	Zürich	Br. 2 Exempl. S 1 B I 1. 11 F I 1	Frühlatäne- gräber	Ulrich Katalog I 3145
693	Hard-Altstetten ²⁾ b. Zürich	Ebendorf	Br. V. D (F m. Email)	—	Lindenschmit, Alt. II VI 3, s. Oben Abb. 31.
694	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 7 F I 4	—	Lindenschmit a. a. O, 2
695	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 11. 18 F I 11 F m. Email	—	Ebendorf, 3
696	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 4 F I 11	—	Ebendorf, 4
697	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 14 (Querkerben) F I 11	—	Ebendorf, 10
698	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 11 F I 11	—	Ebendorf, 11
699	Kilchberg , Kanton Zürich	Ebendorf	Br. B I 3 F I 5 (Übergang von $\frac{1}{2}$ V. C)	—	Viollier, 264
700	Mettmenstetten , Kanton Zürich	Ebendorf	Br. mehrere B I 13 F I 11	—	Derselbe, 281
701	Rüti (Winkel) ³⁾ b. Bülach, Kanton Zürich	Ebendorf	Br. V. D (Email) (2 Ex.) Br. B I 12 F I 2 (4 Ex.)	Flachgräber (Skelette)	Heierli, Anz. für schweiz. Alter- tumskunde 1890 Taf. 18 4. 5 Ulrich, Katalog 1890 I 3221
702	Nieder-Rüti bei Winkel Kanton Zürich	—	Br. V. D (Email)	—	Heierli, Anz. für schweiz. Alter- tumskunde 1890 S. 294
703	Hochdorf , Kant. Luzern	Luzern	Br. S 2 B I 4 F I 11	—	Viollier, 250
704	Ober-Ebersoll , Kant. Luzern	Ebendorf	Br. B I 3 F I 11 (m. Email)	—	Viollier, 270
705	Aarberg , Kanton Bern	Bern	Br. V. D	Grab	Heierli, 1. Jahresber. der Schweiz. Ges. S. 61
706	Bern , (Schwarzthor b. Monbijou)	—	Br. mehrere	Desgl.	Heierli, Urge- schichte S. 390
707	Ebendorf ⁴⁾ (Schosshalde)	—	Br.	Desgl.	Ebendorf
708	Ebendorf ⁵⁾ (Wabernstr.)	—	Br. mehrere	Desgl.	Ebendorf

Begleitende Funde. 1) **Egerten-Ütliberg**: Br. 3 Certosafibeln, 3 Stöpselringe, 3 massive Ringe. — 2) **Hard-Altstetten**: Vgl. Ulrich, Katalog I 3222. Br. Stöpselringe und andere Ringe. — 3) **Rüti**: Br. Knotenhalsring mit Email, Knotenarmring. — 4) **Bern**: Br. Ringe. E Schwertfragment, Lanzenspitzen. — 5) **Bern**: Br. Armringe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
709	Kirohlindach Kanton Bern	Bern	Br. V. D (Email)	—	Viollier, 264
710	Langenthal , Kanton Bern	Ebendorf	Br. V. D	—	Derselbe, 282
711	Münsingen ¹⁾ , Kanton Bern	Ebendorf	Br. grosse Anzahl bes. V. D in allen Varietäten u. reichstem Schmuck	Grosses Grabfeld (Flachgräber m. Skeletten)	Wiedmer-Stern. Arch. des hist. Vereins Bern 1908 (vgl. Heierli, Jahresb. d. Schweiz. Ges. f. Urg. I 1909 S. 56, III 1911, S. 85) S. auch oben Abb. 14. 16. 18
712	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 2. 11. 15 F I 11	Desgl.	Reinecke in Lindenschmit A. V S. 335, 3 c
713 bis 716	Ebendorf	Ebendorf	Br. V. D B I 15	Desgl.	Ebendorf, 3 d. e, g, h
717	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 18 F I 11 (f. Einlagen)	Desgl.	Ebendorf, 3 f
718	Ebendorf	Ebendorf	Br. B I 15 F I 4	Desgl.	Ebendorf, 3 i
719	Rüchigen , Kanton Bern	Ebendorf	Br. B I 6 F I 11	Desgl.	Viollier, 272
720 bis 721	Schonegg ²⁾ bei Spiez Kanton Bern	Ebendorf	Br. B I 9, 12 F I 11 V. D (B I 17)	Desgl.	Ebendorf, 273, 275, 287 Naef, A. f. schw. A. 1902/03, S. 264
722	Ebendorf	Ebendorf	Br. zwei Stück	Desgl.	Heierli Urgeschichte, S. 391
723	Worb ³⁾ , Kanton Bern	Ebendorf	Br. V. D S 2 B I 4	Flachgrab mit Steinkranz	1. Jahresb. der Schweiz. Ges. f. Urg. 1909, S. 60
724	Gempnach ⁴⁾ (Champagny) Kant. Freyburg	Ebendorf	Br. mehrere	Grosses Flachgräberfeld	Heierli, Urgeschichte S. 391
725	La Tène ⁵⁾ , Gemeinde Epagnier, Kanton Neuchâtel	Neuchâtel, Biel, Bern, Zürich usw.	Br. vereinzelt	Befestigter Platz im See	Heierli, Urg. der Schweiz, S. 341. Jahresbericht d. Schweiz. Ges. f. Urg. 1909, S. 52., 1910, S. 79 Vouga, les Helvètes à la Tène, 1885 usw.

Begleitende Funde. 1) **Münsingen**: Das wichtigste Grabfeld der Periode S. ∇ 633. — 2) **Spiez**: Br. Halsring, geknoteter Armring, Certosafibel, Halskette von Bernsteinperlen. — 3) **Worb**: Gr. 3. 2 Goldringe, darunter ein „geknickter“. — 4) **Gempnach**: Br. Ketten, Ringe. E Lanzenspitze, Schwertfragmente. S. ∇ 637. — 5) **La Tène**: Der klassische Fundplatz. S: ∇ 638, ● 79. ♥ 482.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
726	Baulmes ¹⁾ , Kanton Waadt	—	Br.	Grab (?)	Heierli, 2. Jahresber. der Schweiz. Ges. S. 84
727 bis 729	Belmont , Kanton Waadt	Lausanne	Br. S 2 B I 6. 14 F I 5 B I 6. 11 F I 4 S 2 B I 13 F I 11	—	Viollier, 256. 257. 280
730	Lausanne , Kanton Waadt	Zürich	S 2 B I 13 F I 11	—	Ebendort, 279
731	Montreux , Kanton Waadt	Bern	Br. B I 9 F I 4	—	Ebendort, 253
732	Niedens dessus , Kanton Waadt	Yverdon	Br. mehrere	Grab	Heierli, 2. Jahresb. der Schweiz. Ges., S. 83
733	Ollon , Kanton Waadt	Lausanne	Br. B I 3 F I 3 u. F I 5	—	Viollier, 262. 263
734	Rances , Kanton Waadt	Bern	Br. V. D B I 14	—	Ebendort, 283
735	Vevey ²⁾ , Kanton Waadt	Vevey	Br. Typ B I 17	Flachgräber (Skelette, meist in Holzsärgen)	Naef, Anz. für schweiz. Alt. N. F. III 1901 S. 112
736	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B I 3. 11 F I 5	Desgl.	Ebendort S. 112
737 bis 738	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B I 7. 16. 17 F I 4	Desgl.	Ebendort, S. 112. 64
739	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. B I 4 (schmächtig) F I 5	Desgl.	Ebendort
740	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. Sonder- form B I 12 F I 7	Desgl.	Naef, Anz. f. schweiz. Altk. N. F. IV. 1902/03 S. 18
741	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	Br. V. D	Desgl.	Ebendort, S. 24
742	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	F S 1 B I 3 (dünn) F I 2	Desgl.	Ebendort, S. 28

Begleitende Funde. 1) **Baulmes**: 2 Bronzearmringe. — 2) **Vevey**: Vgl. auch

▽ 655ff. S. 661. Gr. 11 (männlich); dazu noch eine Fibel (E.). — 3) **Vevey**: Gr. 12. Br. Armband. Noch eine Eisenfibel. — 4) **Vevey**: Gr. 13 (Kind). — 5) **Vevey**: Gr. 16 (männlich). E Schwert, Lanze, Messer. — 6) **Vevey**: Gr. 17. Armring aus Glas.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
743 bis 744	Vevey ¹⁾ , Kanton Waadt	Vevey	Br. B I 12. 16 F I 5	Flachgräber (Skelette, meist in Holzsärgen)	Naef, Anz. f. schweiz. Altk. N. F. IV. 1902/03 S. 32
745 bis 746	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. Typ B I 12 bzw. B I 16	Desgl.	Ebendorf, S. 260
747	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. V. D B I 11	Desgl.	Ebendorf, S. 260
748	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. B I 11 F I 13	Desgl.	Ebendorf, S. 260
749	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. B I 9 F I 4	Desgl.	Ebendorf, S. 261
750 bis 752	Ebendorf ⁴⁾	Ebendorf	Br. V. D mit Email (rot und weiss) B unverziert oder mit Email (selten)	Desgl.	Ebendorf, S. 262
753	Ebendorf ⁴⁾	Ebendorf	Br. I 11 F I 5	Desgl.	Ebendorf, S. 262
754	Yverdon ⁵⁾ Kanton Waadt	Bern	Br. V D B I 15 V. D B I 4	„Auf dem burgun- dischen Friedhofe“ Flachgrab	Lindenschmit, Alt. II, VI, 3, 7 Bonstetten, Rec. ant. suiss. XV, 20 Viollier, 277, 285, 289

Begleitende Funde. 1) **Vevey**: Gr. 21. — 2) **Vevey**: Gr. 27 (weiblich). — 3) **Vevey**: Gr. 28. Bronzeknopf. — 4) **Vevey**: Gr. 29. Br. 3 Armringe, Kolbenwellenförmiger Armring, Schmuckketten aus Glas- und Bernsteinperlen. — 5) **Yverdon**: Reinecke, Festschr. S. 39. —

„Altmärker“ Fibel.
(= Var. Q) und ähnliche.

Lfd. Nr.	Fundort.	Sammlung	Variante	Zur Fundgeschichte	Nachweis Literatur
1	Ripdorf , Kr. Ülzen	Hannover	Nietstacheln (f. Email?)	grosses Urnenfeld	v. Estorff, Heidn. Altert. IX, 2 Müller-Reimers S. 102
2	Tinsdahl ¹⁾ Kr. Stormarn	Kiel	Br.	grosses Urnenfeld, zum Teil Hügel	39 Ber. S. 6. 40. Ber. S. 10. Knorr, F. d. ält. Eisenzeit VI. 78
3	Segrahn Kr. Lauenburg	Ebendort	Br.	—	Mestorf, Urnenfr. S. 25. Knorr, F. d. ält. Eisenzeit VI, 78a
4	Mühlen-Eichsen ²⁾ bei Gadebusch (Mecklbg.-Schw.)	Privat- besitz	E mehrere	Urnenfeld mit grossen Stein- setzungen	Beltz
5 bis 6	Kricheldorf ³⁾ Kr. Salzwedel	Salzwedel	Br	zwei Urnen- felder	Zechlin
7	Bülstringen ⁴⁾ , Kr. Neuhaldens- leben	Neuhaldens- leben	E	Urnenfeld	Wegner, Ztschr. f. Ethn. 1895, S. 121
8	Leitzkau ⁵⁾ , Kr. Jerichow I.	Privat- besitz	E Nietstacheln (f. Email) (? ob hier gefunden)	—	Bauer, N. d. AF. 1896, S. 83 F. 6
9 bis 10	Schermen ⁶⁾ , Kr. Jerichow I.	Burg	E mit den Schlussteilen eines Ketten- schmuckes	Urnenfeld	Hirt, N. d. AF. 1895, S. 79 F. 17. Reinecke in L. A. V, 348
11	Ziesar ⁷⁾ Kr. Jerichow I.	Halle Berlin M.M.	mehrere, meist in Bruchstücken	Grosses Urnenfeld	Reuss Kiekebusch
12	Weschkau , Kr. Guhrau	Breslau	E	in einer Urne	Seger
13	Kaulwitz ⁸⁾ , Kr. Breslau	Ebendort	E	Urne mit Deck- schüssel	Seger, Schl. V. VII S. 223
14	Jungwitz ⁹⁾ , Kr. Ohlau	Privat- besitz	E	Urne	Seger
15	Willenberg ¹⁰⁾ , Kr. Stuhm. West- preussen	Königsberg	E S 3 äussere Sehne, Bügel geknickt. Fuss ähnlich F I 10 (Zuschreibung zweifelhaft)	—	Kemke- Königsberg

Begleitende Funde. 1) **Tinsdahl**: Urnen usw. im Charakter der ältesten Eisenzeit. 2) **Mühlen-Eichsen**: Reiche Funde im Charakter Schwantes II. 3) **Kricheldorf**: Δ 489. 4) **Bülstringen**: S. Δ 499. 5) **Leitzkau**: Δ 515 ∇ 410 Segelohrringe usw. 6) **Schermen**: Δ 517 ∇ 412; in derselben Urne eiserne Ringe und Kette. 7) **Ziesar**: S. Δ 519. 8) **Kaulwitz**: E: Schwannenhalsnadel. In demselben Felde Gesichtsurne. 9) **Jungwitz**: E: Nähnaedel, Gürtelhaken (s. 11). 10) **Willenberg**: S. ∇ 541.

3. Mittellatèneffeln ▽.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
1	Gladbach	Berlin V. K.	Br. V. F aber der Knopf am Fuss klein und an der Verbindungsstelle profilierter Kegel	—	J. Schlemm
2	Neuss¹⁾	Bonn	Br. Auf der Klammer M-förmige Verzierung	Römerlager, Augusteische Zeit	Lehner, Bonner, Jahrb. 111/112 1904, S. 388
3	Neuwied	Berlin V. K.	Br. V. J	—	J. Schlemm
4	Andernach, Kr. Mayen	Ebendorf	Br.	—	Dieselbe
5	Coblenz²⁾	Coblenz	E F II 1	Brandgräber im Stadtwald	Günther, Korresp. Bl. d. Westd. Ztschr. 1902 XXI, 11
6	Arzheim³⁾, Kr. Coblenz	Ebendorf	Br. F II 1 (m. Sicherungskettchen)	Brandgrab	Günther, Mannus III, 1911 Taf. VI, 11
7	Kobern, Kr. Coblenz	Berlin V. K.	Br. = Nr. 1 (Gladbach)	—	J. Schlemm
8	Münstermalfeld⁴⁾, Kr. Coblenz	Coblenz Kaiserin Augustagymnasium	Br. starker Schieber	—	Günther
9	Hirschwiesen, Kr. St. Goar	Trier	Br.	—	Krüger
10	Kreuznach od. Umgegend	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
11	Trier oder Umgegend	?	Br. V. J	—	Reinecke, Ztschr. f. Ethn. 1900 V. S. 598
12	Langenaubach, Dillkreis	Wiesbaden	E: mit Wulst am Schlusstück	Reste von Wohnstätten	Ritterling
13	Braubach⁵⁾, Kr. Rheingau	?	Br. Bruchst.	Grabfeld III Leichenbrand	Bodewig, Nass. Annal. 33 S. 10, 11, 11
14 bis 16	Ebendorf⁶⁾	?	E Bruchstück	Desgl.	Ebendorf, II, 12-14
17	Gelsenheim⁶⁾, Kr. Rheingau	Mainz	E	Hügelgrab	Neeb. Period. Bl. d. Gesch. u. Altertumsvereine 1854. 1855
18	Wiesbaden⁷⁾	Wiesbaden	E B II 4 Verbindungstück wulstig. F abgebrochen	In dem römischen Kastell (Beimengung?)	Ritterling, Oberg. rhaet. Limes II B 31. 1909 S. 91 Fig. 1

Begleitende Funde. 1) Neuss: Bau Nr. 109 (S. 176) „Präfektenbau“. — 2) Coblenz: Tongefässe. — 3) Arzheim: E zusammengebogenes Schwert, Lanzen Spitze. Br. Armring mit Glasperlen. Tongefässe. — 4) Münstermalfeld: Tongefäss. — 5) Braubach: E Ringe. Schwert (Rest). Tongefässe. Glasperlen. S. Δ 16 \blacktriangledown 14. — 6) Gelsenheim: Gr. 1. E Reste von 8 ähnlichen, Schlüssel, Schlossteile. Reiche Keramik. — 7) S. \dagger 8 Δ 14.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
19	Regierungsbezirk Wiesbaden	Hofheim ¹⁾ am Taunus, Kr. Wiesbaden	Wiesbaden	Br. mehrere Exemplare	Römisches Erdlager	Ritterling
20		Heddernheim ²⁾ , Kr. Wiesbaden	Frankfurt a. M. H. M.	Br. einfach	—	Beltz
21 bis 22		Flörsheim ³⁾ , Landkreis Wiesbaden	Frankfurt a. M. V. M.	E	Urnengrab	Frank, Frankfurter Festschrift 1908 Taf. 2, 11
23		Altkönig ⁴⁾	Frankfurt a. M. H. M.	E Typ; mit einer zweiten kleinen Kugel	Ringwall	Beltz
24		Ebendorf	Ebendorf	E Sonderform V. J mit Doppelspirale	Aus dem Tor- weg des Ring- walls	Ritterling
25	Grossherzogtum Hessen	Nauheim ⁵⁾ , Kr. Friedberg	Darmstadt L. M.	Br. V. M. u ähnl. (dazu mehrere Bruchstücke)	Urnengrab	Quilling, Nauheimer Funde S. 100. 101.
26		Nauheim , Kr. Gr.-Gerau	Mainz	E	—	Lindenschmit
27		Mainz	Ebendorf	Br.	aus dem Rhein	Neeb
28		Ebendorf	Wiesbaden	E	—	Ritterling
29		Ebendorf, Dimeser Ort	Mannheim	Br. B 11 3	—	Gropengiesser
30		Ebendorf	?	Br. V. J	= 48 ?	Reinecke, Ztsch. f. Ethn. 1900 V. S. 598
31 bis 33		Budenheim ⁶⁾ , Kr. Mainz	Mainz	E	Gräber	Neeb
34 bis 35		Essenheim ⁷⁾ , Kr. Mainz	Ebendorf	E	Grab	Derselbe
36		Ebendorf ⁷⁾	Ebendorf	Br.	Grab 4	Derselbe
37		Ebendorf	Ebendorf	Br. S 2	Grab 3	Derselbe
38 bis 42	Nieder-Olm ⁸⁾ , Kr. Mainz	Ebendorf	Br. eine E	Brandgräber	Derselbe	
43 bis 47	Ober-Olm , Kr. Mainz	Ebendorf	E	Desgl.	Derselbe	
48	Weisenau ⁹⁾ bei Mainz	Ebendorf	Br. V. J	Aus dem Rhein	Reinecke i. Linden- schmit Alt. V, 336	
49	Blugen	?	Br. V. J	—	Reinecke, Ztsch. f. Ethn. 1900 V. S. 598	
50	Ebendorf	Worms	Br. Schlusstück durch Draht- windung ver- bunden	—	Köhl	

Begleitende Funde. 1) Hofheim: S. Nachtrag ●. — 2) Heddernheim: Mit römischen Funden. S. ● 15. — 3) Flörsheim: Spätlatene-Gefässe: E Schlüssel (?). — 4) Altkönig: S. † 9. — 5) Nauheim: S. ● 13 ● 22. Spätlatene-Inventar. — 6) Budenheim: S. △ 31. — 7) Essenheim: Gr. 4. Hohlartring ● 34. — 8) Nieder-Olm: S. ● 37 blauer Glasarmring. — 9) Weisenau: S. ● 34.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
51	Bingen	Worms	Br. B. massiv	—	Köhl
52	Dietersheim, Kr. Bingen	Mainz	—	—	Oberrh. Archiv IV 1843 Taf. 4 S. 418
53	Elsheim¹⁾, Kr. Bingen	Ebendort	E	Grab	Neeb
54*)	Gensungen, Kr. Bingen	Darmstadt L. M.	Br. V. F	—	Lindenschmit, A. II, VII 3, 6 Kofler
56 bis 64	Heidesheim²⁾, Kr. Bingen	Mainz	E	Hügelgräber	Lindenschmit, A. II VII. 3, 13 III II. 1, 4
65	Hackenheim, Kr. Alzey	Ebendort	B. V. G	Grab	Lindenschmit
66	Dalheim, Kr. Oppenheim	Ebendort	E V. G	Desgl.	Derselbe
67 bis 68	Eichloch³⁾, Kr. Oppenheim	Ebendort	E F II 1	Brandgrab	Derselbe. Westd. Zeitschr. XXI Taf. 8. 17
69 bis 71	Hahnheim⁴⁾, Kr. Oppenheim	Ebendort	E	Gräber	Neeb
72 bis 73	Nierstein⁵⁾, Kr. Oppenheim	Ebendort	Br. (Bruchst. von mehreren)	Desgl.	Schumacher in Lind., A. V 539. 540
74 bis 75	Ebendort	Ebendort	Br. V. F	Desgl.	Lindenschmit
76	Ebendort	Ebendort	E V. F	Desgl.	Derselbe
77 bis 78	Wolfsheim, Kr. Oppenheim	Ebendort	Br. B II 2 mit Ein- kerbungen	Aus einem zerstörten Grabe	Neeb. Westd. Ztschr. X 1891 S. 399
79	Albig, Kr. Worms	Worms	Br. Knopf am Bügel angegossenen	—	Köhl
80	Blödesheim, Kr. Worms	Ebendort	Br.	—	Derselbe
81	Heppenheim⁶⁾, Kr. Worms	Ebendort	Br.	—	Derselbe
82	Ebendort	Ebendort	E	—	Derselbe
83 bis 84	Mettenheim, Kr. Worms	Ebendort	Br.	—	Derselbe
85	Monshelm⁷⁾, Kr. Worms	Ebendort	Br.	—	Neeb

Begleitende Funde. 1) **Elsheim**: Δ 29. — 2) **Heidesheim**: E Bandf. Schildbuckel, Schwert, Schere. S. Δ 30 — 3) **Eichloch**: E Ringe. Glasringe. — 4) **Hahnheim**: S. \dagger 13, Δ 38. — 5) **Nierstein**: S. \bullet 40. Gr. 4. E Messer. — 6) **Heppenheim**: Waffen, Drehscheibengefäße. \bullet 48 \bullet 11. — 7) **Monshelm**: \bullet 9 Δ 54.

*) 55 fällt aus.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
86 bis 90	Hessen Grossherzogtum	Nackenheim¹⁾, Kr. Worms	Worms	E	—	Köhl
91		Wachenheim²⁾, Kr. Worms	Ebendort	Br.	—	Derselbe
92		Worms Umgegend	Ebendort	Br.	—	Derselbe
93 bis 100		Rhein Hessen	Mainz	Br. 2 Ex. E 6 Ex.	—	Neeb
101	Bayer. Pfalz	Maudach, B.-A. Speyer	?	Br. V. J	—	Reinecke, Zeitschr. f. Ethn. 1900 Verhandl. S. 598
102		Dürkheim³⁾, B.-A. Neustadt	Bad Dürkheim	Br. Bruchstück	Ebersberg Hügelgrab	Mehlis-Neustadt, Studien z. ältesten G. d. Rheinlands XII 1895 S. 7
103 bis 107		Ebendort	Ebendort	Br. Typ	Grab auf dem Feuerberg	Derselbe
108		Rhein zabern, B.-A. Germersheim	?	Br. V. J	—	Reinecke, Zeitschr. f. Ethn. 1900 Verhandl. S. 598
109	Elsass	Strassburg	?	Br. V. J	—	Ebendort, S. 598
110		Hönheim⁴⁾, Kr. Strassburg	Strassburg	Br.	—	Anzeiger f. elsäss. Altertumskunde II 1911 S. 130
111		Dornach, Kr. Mülhausen	S. Forrer, Strassburg	Br.	—	Forrer
112		Feudenheim⁵⁾, Amt Mannheim	Mannheim	E	Brandgrab	Gropengiesser
113 bis 114	Baden	Ladenburg⁶⁾, Amt Mannheim	Ebendort	E B mit breiter quadratischer Platte (nach Art der korallenverzierten)	—	Derselbe
115		Wallstadt⁷⁾, Amt Mannheim	Ebendort	E ähnlich den vorigen	Brandgräberfeld	Derselbe
116		Ebendort ⁷⁾	Ebendort	E einfacher	Ebendort	Derselbe
117		Reilingen⁸⁾, Amt Schwetzingen	Heidelberg	E S 1 Verbindungsstelle mit kleiner Kugel	Brandbestattung der späten Latènezeit	Wagner, Fundstätten u. Funde II S. 201

Begleitende Funde: 1) **Nackenheim**: ● 49. — 2) **Wachenheim**: S. △ 66. ● 51. — 7) **Dürkheim**: Br. Nadeln mit einfachen und doppelten Köpfen, Anhänger, Ringe usw. — 4) **Hönheim**: In der Nähe latènezeitlicher Wohngruben. — 5) **Feudenheim**: Die andern Gräber aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. — 6) **Ladenburg**: S. △ 90 ● 48. — 7) **Wallstadt**: Gräber der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. (Auch Fragment Br. einer anscheinend ●-Fibel.) — 8) **Reilingen**: E: Messer, Schere.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
118	Dühren ¹⁾ , Amt Sinsheim	Karlsruhe	Silber V. G.	Flachgrab (mehrere?)	Schumacher in Lindenschmit, A., V. Taf. 15, 248. Wagner II S. 333. Oben Abb. 47
119	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Silber: ähnlich 118. S 2 noch reicher verziert	Desgl.	Schumacher, 249
120	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Silber, Pracht- stück S 1 B mit 3 Wulsten, mit gegossenen Voluten und Perl- verzierungen, am Schluss- stück 3 ähne- liche kleinere Wulste	Desgl.	Derselbe, 250
121	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. S 2 breiter Ver- bindungsring	Desgl.	Derselbe, 251
122 bis 123	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. Bruchstück	Desgl.	Derselbe, 252 a, b
124	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E Bruchstück Korallenperlen auf Eisenstiften	—	Derselbe, 253
125	Hüfingen ²⁾ , Amt Donau- eschingen	Donau- eschingen	E V. J (mehrere)	—	Wagner, Fund- stätten u. Funde I S. 99
126	Horkheim ³⁾ , O.-A. Heilbronn	Heilbronn	Br. V. F (1) aber anstatt der Kugel eine Scheibe	Flachgrab	Schliz, Fundber. X S. 19 Abb. 25, 36
127	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E V. F die Um- fassungskugel profilirt, die Fusskugel gedreht und verziert, be- sonders fein und gross	Desgl.	Ebendort, S. 19 Fig. 41
128	Ebendort ⁴⁾ ,	Ebendort	Br. zierlich, kleine Kugel auf F	Desgl.	Ebendort, S. 19. Fig. 44

Begleitende Funde: 1) **Dühren**: Skelett mit 4 bis 6 Tongefässen, Br. Kessel mit eiserner Kette und Haken, Kanne, 4 Ziestücke, Spiegel, Henkelkrug, Pfanne. Gold: Fingerring, Spiraling. Glas: 4 Armringe. 2 kleine Schmuckringe, 3 Perlen. 17 Spielsteine. 14 Bernsteinperlen, 2 Gagatringe. Stein: Würfel, Eiförm. Knochen: Zierstück, 2 Haarnadeln (?). E Schere. Silberringe. 2) **Hüfingen**: Zahlreiche früh-römische Funde. — 3) **Horkheim**: Gr. I s. Δ 138. — 4) **Horkheim**: Gr. II s. Δ 139.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. -- Literatur
129	Würtemb. Erpflingen ¹⁾ , O.-A. Reutlingen	Stuttgart	E Bügel verziert, mit Wulsten und Streifen	Erpfinger Höhle.	Schliz. Fundber. 1894 Ergänzungsheft II S. 47
130		Dillingen	Br. Bruchstück (Übergang zu V. J.), im ganzen 6 Exemplare	In einer römischen Kulturschicht	Harbauer-Dillingen Jahresber. 1909 Taf. XVII. S. 181.
131	Bayer. Schwaben Ebendort	Ebendort	Br.	—	Ebendort
132		Ebendort	Br. V. F mit kleinerem Wulst	—	Ebendort
133	Bayer. Schwaben Druisheim , B.-A. Donauwörth	?	Br. V. J	—	Reinecke, Zeitschr. f. Ethn. 1900 Verhandl. S. 498
134		Augsburg	?	Br. V. J	Am Neuen Krankenhause
135	Oberbayern Epfach , B.-A. Schongau	München N. M.	Br. V. J	—	Katalog IV Taf. XII, 8
136		Wildenrot ³⁾ , B.-A. Bruck	?	E Verbindung wulstartig	Hügelgrab, 2 Bestattungen
137	Oberbayern Dietersheim , B.-A. Freising	München Hist. Verein	Br. V. J	—	Reinecke, Ztsch. f. Ethn. 1900 Vhdl. S. 498
138 bis 141		Traunstein ⁴⁾	Traunstein	Br. V. J z. T. Bruchstück	Skelettflachgrab ⁵⁾
142	Oberbayern Karlstein ⁵⁾ b. Reichenhall	Reichenhall	Br. V. J	Wohnstätten	Reinecke in Lindenschmit, A., V, Taf. 63, 1141
143		Ebendort	München St. S.	Br.	Desgl.
144	Oberbayern Manching ⁶⁾ , B.-A. Ingolstadt	Ingolstadt	Br. B mit profiliertem Bande F mit kleinen Perlen	Ringwall	Weber, Beitr. zur Anthr. usw. Bayerns 1905 S. 24
145 bis 146		Ebendort ⁷⁾	München St. S.	E Bruchstück	Skelettgrabfeld

Begleitende Funde. 1) **Erpflingen**: Br. geschlossener massiver geriefter Armreif; 2 dünne, offene Armringe; 1 hohler Armring; 2 grosse und 1 kleiner hohler Ohring; 1 Drahtfingerring (Zusammengehörigkeit zweifelhaft). — 2) **Aislungen**: Δ 169 \cup 52. — 3) **Wildenrot**: Vgl. Δ 173; Gr. 59 Br. Bruchstücke von Späthallstatt-Fibeln. E Oberarmring. — 4) **Traunstein**: Drehscheibengefässe. Br. Blech, Gürtel (?), Nadel, E Messer. — 5) **Karlstein**: Inventar vom Schluss der Latènezeit. S. auch Δ 176 \cup 57. — 6) **Manching** Zahlreiche Funde: Gefässreste, Zügelringe, Wagenbeschläge usw. der letzten Latène-Stufe. — 7) **Manching**: Allgemeines: Ringschmuck, (Buckelringe usw.) Waffen/Schwerter, Lanzen, Schildbeschläge) br. Ketten, Messer, Scheren, Glasperlen und Ringe. Oberhalb des Kopfes Drehscheibengefässe der Mittellatènezeit, (Reinecke, Mainzer Festschrift 1902 S. 64 figd. und Lindenschmit V zu Taf. 20). Die Fibeln lagen oberhalb des Kopfes, auf den Achseln und auf der Brust. — S. Δ 181 \cup 53. Gr. 2, Tierknochen, E Klammern, Schnalle. *) Vgl. dazu Reinecke, Korr. Bl. 1901, S. 27.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
147	Manching ¹⁾	München St. S.	Br. S 1 B II 1 F V. F (1) (dazu 2 Bruchstücke E)	Skelettgrabfeld	Weber, S. 34 Fig. 3
148 bis 149	Ebendort ²⁾	Ebendort	E Bruchstücke von zweien	Desgl.	Ebendort
150 bis 151	Ebendort ³⁾	Ebendort	E desgl. (Form nicht erkennbar)	Desgl.	Ebendort
152 bis 153	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E Bruchstücke (Form nicht erkennbar)	Desgl.	Ebendort
154 bis 156	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	Br. E Bruchstücke von ähnlichen	Desgl.	Ebendort, S. 37, 1
157 bis 158	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E Bruchstück	Desgl.	Ebendort
159	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	Br. (dazu unbestimmbare Bruchstücke E)	Desgl.	Ebendort, S. 40, 4
160 bis 161	Ebendort ⁸⁾	Ebendort	E Bruchstücke	Desgl.	Ebendort, S. 43, 3
162	Ebendort ⁹⁾	Ebendort	E Br. grössere Anzahl Bruchstücke	Desgl.	Ebendort, S. 42 ff. (einige abgeb. Birkner ebda. Taf. VIII)
163	Ebendort ¹⁰⁾	Ebendort	Br. „mit weisser Einlage auf dem Bügelkamm und kleiner Bronzefassung“	Desgl.	Ebendort, S. 45 (unten)
164	Ebendort ¹¹⁾	Ebendort	Br.	Desgl.	Birkner, Beitr. z. A. B. XVI 1905 Taf. XI, 6
165	Ebendort ¹²⁾	Ebendort	E Übergang zu V. F (1)	Desgl.	Derselbe, Taf. XII, 4. Reinecke in Lindenschmit, A., V. 928

Begleitende Funde. 1—12 **Manching**: 1) Gr. 3 w. E Gürtelkette. Br. gewundener Armring. Glasreif. — 2) Gr. 4. E Schwert, Lanze, Schildbuckel. Drehscheibengefässe. — 3) Grab 5. E Schwert, Lanzenspitze, Schildbuckel, Ring. Br. Pinzette, Armring (mit Glasperlen) Drehscheibengefäss usw. — 4) Gr. 6. Waffenausrüstung wie Gr. 5. In einem Tongefäss Eberkopf. — 5) Gr. 7. w. Halsgehänge aus Perlen von Glas, Bernstein, Bronzeblech, Bronzegürtelkette mit Emaille einlage, Armringe aus Br. und Glas. — 6) Gr. 8. Waffen usw. wie oben. — 7) Gr. 9. Ähnlich wie Gr. 7. — 8) Gr. 10. Waffen usw. wie Gr. 5 usw. — 9) Aus weiteren Gräbern, meist ohne Sonderung, soweit erkennbar, in derselben Verteilung wie oben. — 10) Gr. 14, w. Br. Armring, wirtelartiges Hängestück. — 11) Gr. A. w. mit der üblichen Ausstattung (Bronzekette usw. — 12) Gr. 10, w., mit üblicher Ausstattung; auch Δ 181.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
166	Manching ¹⁾ , Kr. Ingolstadt	München St. S.	Br. B stark gewölbt, Über- gang von Δ und zu V. F (1)	Skelettgrab- feld	Birkner, Beitr. z. A. B. 1905 XIII, 3
167	Ebendort ²⁾	Ebendort	Br. V. F (Kugeln flach gedrückt, ähnlich V. H.)	Desgl.	Reinecke in Lindenschmit, A., V, 334. Birkner a. a. O. XI S. 39
168	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. Verbind- ungsstück ein voluten- verzierter Knoten, F mit kleinen Wülsten	Desgl.	Reinecke, V, 335 Birkner XI, S. 39
169	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. auffallend gross	Desgl.	Fink, Beitr. zur Anthr. Bayerns XI 1895 S. 37 Taf. I/II Fig. 10
170	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Br. E V. F (1)	Desgl.	Ebendort, Taf. I/II Fig. 9
171	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E S 2 V. F (an Stelle der zweiten Kugel 3 flache Scheiben)	Desgl.	Ebendort, Taf. III/IV Fig. 7
172 bis 173	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E V. F (1) S 2 (eine Bruchst.)	Desgl.	Ebendort, Taf. III/IV Fig. 8
174	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. V. H (aber kleiner) äussere Schue B II 4	Desgl.	Ebendort, Taf. I/II Fig. 11
175	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. B II 1 V. F, aber die eine Kugel schwach, profiliert, die andere scheibenartig mit Voluten	Desgl.	Ebendort, Taf. I/II Fig. 14
176	Ebendort	Ebendort	E V. F an Stelle der zweiten Kugel Scheibe (für eine Ein- lage)	—	Reinecke in Lindenschmit, A. V 927

Oberbayern

Begleitende Funde: 1–6 **Manching**: 1) Gr. 14, weiblich. Mit Schmuckringen usw. — 2) Gr. IV. Br. Fingerring, Gürtelkettenhaken, Armringe, E Armringe. Tongefässe. — 3) Gr. I, Kindergrab. — 4) Gr. II, w. 2 gläs. Armringe. — 5) Gr. III. E: Schwert, Schildbuckel, Gürtelschliesse, Nagel. — 6) Gr. IV. Br. Fingerring, Gürtelhaken, Oberarmreif. E Unterarmreif, kl. Kette. Tongefässe.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
177	Niederbayern Straubing	Straubing	Br. V. J (mit 3 Kugeln)	Auf der römischen Siedelstätte	Ebner-Straubing, Jahresbericht des H. V. Straubing I 1898 S. 7 und Tafel
178		München N. M.	Br. V. H S 2 F mit ab- geschnürten Wulsten	—	Beitr. zur Anthr. u. Urg. Bayerns IV Taf. 5, 30 Katalog IV Taf. 12, 7 Lindenschmit, A. II VII. 3, 12
179	Oberpfalz (Bayern) Prünthal, B.-A. Parsberg	München St. S.	E Sonderform B II 5 F II 3	—	Scheidemantel, Hügelgräber von Parsberg II Taf. 3, 10a
180		Ebendort ^{*)}	E V. F (nur 1 Knopf an der Ver- bindungsstelle) F II 1	—	Ebendort, Taf. 3, 10b
181		Ronsolden³⁾, B.-A. Parsberg	Bad Dürkheim	E	—
182	Dollmanns- berg⁴⁾, B.-A. Sulzbach	München St. S.	Br. B II 3 F II 5	—	Reinecke in Lindenschmit, A. V 332
183		Ebendort	Br. B II 3 F II 5	Hügelgrab	Birkner
184	Reg.-Bez. Cassel Marköbel⁶⁾, Kr. Hanau	Frankfurt a. M. H. M.	Br. V. F die Kugeln mit- gegossen, Ver- bindungsstück = V. J Seltene Form	—	Lindenschmit (Sohn), Röm.-germ. Centralmuseum Taf. 30 u. 33
185		Cassel	Br. S 2	Doppelter Ringwall	Böhlau, Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. N. F. 38 1909 Taf. I 9
186	Thür. St. Kl.-Gleichberg, (Steinsburg) b. Römhild	Meiningen	Br. B II 5 F II 5	Wallburg	Reinecke in Lindenschmit, A. V 339*) Oben Abb. 43

Begleitende Funde. 1) **Kloster Weltenburg**: S. Δ 194. — 2) **Prünthal**. Mit 179. — 3) **Ronsolden**: Vgl. † 89 (zusammengehörig?). — 4) **Dollmannsberg**: S. † 120, Δ 242. — 5) **Zwischen Högen und Haurnitz**: S. † 119, Δ 243. — 6) **Marköbel**: Br. grosse Kette. — 7) **Altenburg**: Spätlatène-Inventar. S. Δ 265.

*) Auf der Tafel 338.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
187 bis 191	Kl.-Gleichberg¹⁾	Meiningen	Br. V. J (3 Bruchst.)	Wallburg	Pusch. Jacob in VAPS VII VIII S. 26 Fig. 73 Reinecke in Lindenschmit, A., V 337
192 bis 193	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E	Desgl.	Pusch
194	Leimbach²⁾, S.-Meiningen	Ebendort	E	Brandgräber (Urnenfeld)	Goetze in VATH. S. 223 Taf. 17, 248 Reinecke in Lindenschmit, A. V 340
195 bis 197	Ebendort ³⁾	Ebendort	E noch Bruchst. von mehreren	Desgl.	Neue Beiträge Meiningen 5 1888 Taf. IV 8. 9
198	Ebendort	Ebendort	E V. F	Desgl.	Ebendort, Taf. IV 10
199	Jena⁵⁾	Jena	E Br. Buchst.	Urnenfeld auf dem Lerchenfeld	Eichhorn
200 bis 201	Ebendort ³⁾	Ebendort	E V. F (1)	Desgl.	Derselbe
202	Buchfart⁴⁾, V.-B. Weimar	Ebendort	E	—	Goetze in VATH S. 261
203	Kl. Romstedt⁶⁾, V.-B. Apolda	Ebendort	Br. V. J (der übergreifende Fuss gekerbt und verbreitert)	Einzelfund	Eichhorn, Tafeln IV 144 VATH. S. 306
204 bis 205	Sachsen-Weimar	Ebendort	E	—	Eichhorn
206	Gera, Reuss j. L.	Gera	E V. F (die zweite Kugel sehr gross, Übergangsform von F I 2)	—	Auerbach-Gera
207	Alteburg⁶⁾ bei Arnstadt	Arnstadt	Br. V. J	Wallburg	Zschiesche in VATH. S. 254
208 bis 209	Arnstadt, Schwarzburg-Sondershausen	Berlin V. K.	Br. V. J	—	J. Schlemm

Thüringische Staaten

Begleitende Funde. 1) **Kl. Gleichberg**: Vgl. † 171 Δ 266 \bullet 66. — 2) **Leimbach** Zusammen mit Spätlatène-Inventar. S. Δ 279, \bullet 68. Von der Stelle Funde älterer und jüngster Latènezeit; Reinecke in Lindenschmit, Alt., V. S. 105, stellt den Zusammenhang der beiden Gruppen in Frage. — 3) **Jena**: S. Δ 286 \bullet 70. — 4) **Buchfart**: E grosse Ringe, Pfeilspitze, Lanzenspitze. — 5) **Kl. Romstedt**: S. auch \bullet 76. — 6) **Alteburg**: Viele Latène-Funde, darunter auch Regenbogenschüsselchen.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
210	Thür. Staaten	Eischleben ¹⁾ , Kr. Gotha	Gotha	Br. V. J.	Urnen ohne Steinschutz	Florschütz a. a. O. Taf. Fig. 8
211 bis 213		Ebendort ¹⁾	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort. Fig. 4. 6. 7.
214		Ebendort ¹⁾	Ebendort	E V. F	Desgl.	Ebendort, Fig. 5
215		Holzhausen ²⁾ , Kr. Gotha	Privat- besitz	E mehrere	Urnenfeld	Zschesche i. VATH. S. 238
216		Ranis ³⁾ , Kr. Ziegenrück	Hohenleuben Reichenfels	Br. B II 5 F II 6	Grabfeld	Auerbach-Gera
217		Wernburg ⁴⁾ , Kr. Ziegenrück	Ebendort	Br. Bruchstück	Skelett- gräber	Derselbe
218 bis 219		Grossjena ⁵⁾ , Kr. Naumburg	Halle	Br. V. K	Grosses Urnenfeld	Reuss. — VATH. S. 346
210		Ebendort	Ebendort	E V. J (dazu ein Bruchstück)	—	Ebendort
221		Weissenfels	Berlin V. K.	Br. Übergang zu V. J	—	J. Schlemm
223 bis 224		Provinz Sachsen (Südlicher Teil)	Kl. Corbetha ⁶⁾ , Kr. Merseburg	Halle	Desgl.	Urnenfeld
225	Liederstädt ⁷⁾ , Kr. Querfurt		Privat- besitz	Mehrere (Form?)	Desgl.	Goetze in VATH. S. 71
226	Beyernaumburg , Kr. Sangerhausen		Privat- besitz	E	—	Höfer in VATH. S. 135
227	Rietnordhausen ⁸⁾ , Kr. Sangerhausen		Nordhausen	Br. V. J	Urnenfeld	Ebendort, S. 145
228	Meisdorf ⁹⁾ , Mansfelder Gebirgskreis		Berlin V. K.	E	Grabhügel mit Urnen auf dem Osterberge	J. Schlemm. Höfer in VATH. S. 49
229	Ebendort		Ebendort	Br. am Bügel 4 röhren- förmige Korallen (od. Knochen)	Desgl.	J. Schlemm. Kossinna, Korr.-Bl. 1907 S. 60
230	Ebendort		Ebendort	Br. V. J.	Desgl.	J. Schlemm
231	Ebendort		Ebendort	Br. V. F. (5!)	Desgl.	Derselbe
232	Ebendort		Ebendort	E ähnl. V. O.	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Eischleben**: S. Δ 292 \bullet 77. — 2) **Holzhausen**: E Gürtelhaken. — 3) **Ranis**: Δ 297. — 4) **Wernburg**: Vgl. Δ 294. — 5) **Grossjena**: Bronzezeitliche und Latène-Funde, gemischt. — 6) **Kl. Corbetha**: Auch Δ (327). — 7) **Liederstädt**: Segelohrringe, Gürtelhaken, Glasperlen. S. \bullet 101. — 8) **Rietnordhausen**: Urnen z. T. auf der Drehscheibe, Gürtelhaken, \bullet 86. — 9) **Meisdorf**: Br. Situla (Undset, Eisen in Nordeuropa, XXIV, 1), br. und eis. Lanzenspitzen, zusammengebogenes Schwert, Ringe usw. \bullet 88.

I.f.d. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
233 bis 234	Meisdorf, Mansfelder Gebirgskreis	Jena	E	Mehrere Grabfelder	Eichhorn	
235		Ebendorf	Br. Übergang zu V. F (fassetierte Kugel bzw. Halbkugel)	Desgl.	Ebendorf	
236	Provinz Sachsen (Südlicher Teil)	Wernigerode	E	Desgl.	Höfer	
237			Ebendorf ²⁾	Braunschweig, H. M.	E. S 2 B II 4	Desgl.
238	Provinz Sachsen (Südlicher Teil)	Nachterstedt, Kr. Aschersleben	Privatbesitz	E mehrere Ex.	—	Höfer
239		Bernburg	Halle	E	—	Reuss
240	Provinz Sachsen (Südlicher Teil)	Bei Bernburg	Schloss Kühnau	Br. Bügel sechseckig	—	Hahne-Hannover
241			Sorge ³⁾ , Kr. Zerbst	Zerbst Rathaus	E Bruchstück	Urnengräber ohne Stein-schutz
242	Anhalt	Luso ⁴⁾ , Kr. Zerbst	Zerbst Schloss	E V F (dazu Br.)	Urnengrab	Seelmann
243 bis 244		Mühlstedt ⁵⁾ , Kr. Zerbst	Privatbesitz	Br. V. J. Das Schlusstück gestrichelt	Urnengrab	Derselbe
245	Anhalt	Rietzeneck ⁶⁾ , Kr. Zerbst	Desgl.	E viele Bruchstücke bes. V F	Beim Pflügen gefunden	Derselbe
246 bis 247		Kl. Kühnau ⁷⁾ , Kr. Dessau	Desgl.	E V. F. (1 Bruchstück)	Urnengrab	Derselbe. Zeitschr. f. Ethn. 1907 S. 187 Fig. 24/25
248	Provinz Sachsen	Leipzig-Connewitz ⁸⁾	Leipzig	E V. F.	Desgl.	Deichmüller
249		Cröbern ⁹⁾ bei Leipzig	Ebendorf	E V. F. (1)	Desgl.	Derselbe, Korr.-Bl. d. anthr. G. 1887 S. 33
250	Königr. Sachsen	Ebendorf ⁹⁾	Berlin V. K.	Desgl.	Desgl.	Deichmüller
251		Ebendorf ⁹⁾	Ebendorf	Br. V. F (1)	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Meisdorf**: E Gürtelhaken und Ring, Spiralohrring. — 2) **Meisdorf**: E zusammengebogenes Schwert, Lanzenspitze, Segelohrringe mit Glasperlen, Gürtelhaken. — 3) **Sorge**: Auch Δ 350 \cup 109. — 4) **Luso**: E Speerspitzen, Ringe, Gürtelhaken, Nadeln, Br. Anhänger, Kettchen, Perlen. — Glasperlen. S. Δ 357. — 5) **Mühlstedt**: E Gürtelhaken, Br. Ring. — 6) **Rietzeneck**: Gefässe mit Bogen u. Näpfchen verziert. — E Gürtelhaken, Nadeln. — Br. Ringe. — 7) **Kl. Kühnau**: E Nadeln, Ringe, Gürtelhaken. — Br. Spiralring, Ohrringe. — Glas: blaue und grüne Perlen. — Harz. — 8) **Leipzig-Connewitz**: E Gürtelhaken, Fibel Δ 363. — 9) **Cröbern**: S. Δ 373.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
252	Markkleeberg ¹⁾ bei Leipzig	Leipzig	E	Urnen ohne Steinschutz	Jacob, Jahrb. d. Leipz. Mus. 1907 XXI, 134
253	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe, XXII, 142
254	Bobersen ²⁾ bei Riesa	Grimma	Br. Typ Bruchstück	Urnengrab	Wilke-Chemnitz. Zeitschr. f. Ethn., Verhandl. 1899 S. 657 Fig. 3 b u. c
255	Ebendort	Ebendort	Br. V. J. Brchs.	Desgl.	Ebendort
256	Dresden-Altstadt ³⁾	Dresden	E V. F (1)	Urnenfeld	Deichmüller
257	Löbtau ⁴⁾ bei Dresden	Ebendort	Desgl.	Urnenfeld. Nachbestattung in einem Urnenfeld des Billendorfer Typs	Derselbe
258 bis 261	Heidenau ⁵⁾ bei Pirna	Ebendort	E V. F	Urnenfeld	Derselbe
262	Freystadt	Breslau	Br. B. breit mit Perlstreifen Klammer entsprechend breit F mit Vertiefungen f. Einlage	Urnengrab	Seger, Schl. V. VI S. 416, 4. Reinecke in Lindenschmit, A., V, 347 (vgl. Kossinna, Korr.-Bl. d. anthr. Ges. 1907 S. 60
263 bis 264	Zölling ⁶⁾ , Kr. Freystadt	Ebendort	E	Urnen ohne Steinschutz	Seger, Schlesiens Vorzeit VI. S. 420 2. 7.
265	Denkwitz , Kr. Glogau	Ebendort	E. S. 1, auf F rechteckige Platte	—	Derselbe
266 bis 270	Zeipern ⁷⁾ , Kr. Gubrau	Ebendort	E. mehrere Bruchstücke	Brandgruben-gräber	Seger, Schl. V. N. F. II. S. 41 Fig. 39.40.41.42.46
271	Beichau , Kr. Militsch	Ebendort	Br. Typ	—	Seger
272	Przybor ⁸⁾ , Kr. Steinau	Ebendort	—	Brandgruben-gräber	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Markkleeberg**: S. Δ 371. — 2) **Bobersen**: Henkelgefäß. E Gürtelhaken, Reste eines Gürtels. Br. Spiralring, Bruchstück von ∇ -Fibeln, auch \blacklozenge 115a. — 3) **Dresden-Altstadt**: E Gürtelhaken: Br. Armring. — 4) **Löbtau**: S. Δ 393. — 5) **Heidenau**: S. Δ 402. — 6) **Zölling**: \blacklozenge 117; E Gürtelhaken. — Urne mit ausgezogenem Mäander. — 7) **Zeipern**: E Schwerter, Schildbuckel, Lanzen spitze, Schere, Messer, Pinzetten. — Gefäße mit verbreitertem Henkel, Hakenkreuz, ausgezogenem Mäander: nur Mittellatène-Typen. — 8) **Przybor**: E Messer, Priemen, Tonwirtel, \blacklozenge 118.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
273	Bernstadt ¹⁾ , Kr. Oels	Breslau	E V. F F mit Vertiefungen (f. Einlage)	Urnengräber	Sege, Schl. V. VI, S. 413	
274	Fundort unbekannt (Westfalen?)	Münster	E	—	Köpp-Münster	
275	Pyrmont ²⁾ , Waldeck	Pyrmont	Br. S 2 B breites Band	Am Boden des Brodel- brunnens	Führer für Pyrmont, heraus- gegeben von der Brunnendir., S. 14	
276	Braunschweig { Lauingen ³⁾ , Kr. Helmstedt	Braun- schweig St. M.	E V. F (1)	Urnfeld	Fuhse	
277		Ebendort ³⁾	E V. F S 2	Desgl.	Derselbe	
278 bis 279		Ebendort ³⁾	E V. J S 2 (1 Bruchstück)	Desgl.	Derselbe	
280		Blankenburg a. Harz	Privatbesitz	Br. V. J	—	Prochno- Blankenburg
281		Hannover { Nienburg ⁴⁾	Hannover	E B ähnlich B II 3	Hügelgräber, Urnfeld	Hahne
282 bis 283	Ebendort		E V. F	Desgl.	Derselbe	
284	Ebendort		Br. V. H.	Desgl.	Hahne. Lindenschmit, A., V. II. 7. 3. 5. Oben Abb. 48	
285 bis 290	Ebendort		Ebendort	E	Desgl.	Hahne
291 bis 294	Hannover { Wölpe ⁵⁾ , Kr. Nienburg	Ebendort	E V. F (3) Br. V. J Bruchstücke	Urnfeld	Derselbe	
295		Hannover	Ebendort	E eine Kugel (Über- gang zu F)	Desgl.	Derselbe
296	Röttges- büttel ⁶⁾ , Kr. Gifhorn	Braun- schweig St. M.	E V. F	In einer Urne	Fuhse	
297	Thurau ⁷⁾ , Kr. Lüchow	Lüneburg	E	Urnfeld	Lienau, Schwantes, Urnfriedhöfe in Niedersachsen I S. 139, Abb. 10 Taf. 27, 9	

Begleitende Funde. 1) **Bernstadt**: Δ 421. — 2) **Pyrmont**: Br. Schöpfgefäß, 3 Denare (jüngste Caracalla 211 bis 212) g. 200 Fibeln, br. und s., besonders frühromische bis zu Völkerwanderungstypen. S. \bullet 123. — 3) **Lauingen**: S. Δ 477. — 4) **Nienburg**: S + 243 Δ 425 \bullet 127. — 5) **Wölpe**: Bruchstücke von mehreren. — 6) **Röttgesbüttel**: Br. Ohrring, plattierter Gürtelhaken. — 7) **Thurau**: Gürtelhaken, holsteinische Nadeln Keramik im Charakter Schwantes II, III. \bullet 144.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
298 bis 299	Ülzen ¹⁾	Lüneburg	Br. V. G. (3 Rosetten aus Korallen) F II 1	Urnenfeld	Lienau
300 bis 301	Ebendorf ¹⁾	Ebendorf	Br. S 2 V. F. H (Korallen)	Desgl.	Derselbe
302	Ebendorf ¹⁾	Ebendorf	E V. F (3)	Desgl.	Derselbe
303 bis 304	Kahlstorf ²⁾ , Kr. Ülzen	Hannover	E V. F (3) 1 Bruchstück	Desgl.	Derselbe
305	Oltzen ³⁾ , Kr. Ülzen	Lüneburg	E V. F Bruchstück	Desgl.	Lienau, Schwantes, Pr. Z. I S. 154 Urnenfriedhöfe I S. 144
306 bis 307	Oldenstadt ⁴⁾ , Kr. Ülzen	Hannover	E V. F	Desgl.	Lienau
308	Ebendorf ⁴⁾	Ebendorf	Br. S 2 (zwei grössere flache Klammern)	Desgl.	Derselbe
309 bis 310	Ripdorf ⁵⁾ , Kr. Ülzen	Ebendorf	E mit Koralle und Nietstift 1 Bruchstück	Desgl.	Hahne, Kossinna, Korr.-Bl. d. anthr. Ges. 1907 S. 60
311	Römstedt ⁶⁾ , Kr. Ülzen	Ebendorf	E V. F	Desgl.	Hahne
312	Fürstentum Lüneburg	Nürnberg G. M.	Br. V. F	—	Beltz
313	Ebendorf ⁷⁾	Lüneburg	E S 2. 4 V. F (? un- vollständig) in der Kugel Koralle	—	Lienau
314	Ameling- hansen, Kr. Lüneburg	Ebendorf	Br. S 2 auf dem Schlussstück 2 rechteckige Platten	—	Derselbe
315	Gerdau, Kr. Lüneburg	Ebendorf	Br. V. F	—	Derselbe
316	Altenwalde, Kr. Stade	Berlin V. K.	E u. Br. V. F	—	J. Schlemm
317	Ebendorf	Ebendorf	Br. V. H (3)	—	Dieselbe
318	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 3	—	Dieselbe
319	Holszel ⁸⁾ , Ld. Wursten, Kr. Lehe	Geeste- münde	E V. F (br. Kugeln) Bruchstück	Urnen- friedhof auf hohem Geestrande	Plettke- Geestemünde

Begleitende Funde. 1) Ülzen: Spiralohrringe, Gürtelhaken, Ösenring, Inventar im allgemeinen Schwantes III. Δ 449. — 2) Kahlstorf: S. Δ 453. — 3) Oltzen: Δ 455. — Spiralohrringe, Glasperlen, Gürtelhaken, Inventar der Stufe Schwantes III. — 4) Oldenstadt: Δ 456. 3 Bruchstücke von ähnlichen. — 5) Ripdorf: Δ 461 Q 1. — 6) Römstedt: Bruchstück einer ähnlichen. — 7) Lüneburg: 4 Bruchstücke von ähnlichen. — 8) Holszel: \bullet 129.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
320 bis 321	Holszel ¹⁾ , Ld. Wursten, Kr. Lehe	Geestemünde	E S 2 Sonderform B an der Verbindungsstelle stark verdickt (Rosette mit perlenartigem Rande)	Urnfriedhof auf hohem Geestrande	Plettke
322 bis 323	Fo. u. ²⁾	Hannover	E B II 4	Urnfeld	Hahne
324	Westerham ³⁾ , Kreis Neuhaus	Hamburg	E u. Br. V. H.	Hügelgräber (z. T. bronzezeitlich)	Rautenberg, Jahrb. d. wiss. Anst. Hamburg III 1886 S. 18
325 bis 326	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort
327	Ebendort	Ebendort	Br. V. F (3)	Desgl.	Ebendort, S. 19 Taf. 3, 32
328	Rastede , Amt Oldenburg	Oldenburg	Br. V. F (3)	Moorfund	Martin-Oldenburg
329	Ahlhorn , Amt Wildeshausen	Ebendort	E	—	Derselbe
330	Bentrupp , Amt Lönigen	Ebendort	E v. Br. Sonderform. Auf dem verbundenen Schlussstück eine durch Strichgruppe verzierte Pauke	Moorfund	Derselbe
331	Holte ⁴⁾ bei Cuxhaven	Hamburg	E	Bronzezeitliche Grabhügel mit Urnen, ohne Stein- schutz (geg. 30) I. Hügel	Rautenberg, Jahrb. d. wiss. Anst. Hamburg III 1886 S. 11 Taf. 3, 44
332	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort, S. 12
333	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort
334	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort, S. 13 Taf. 3, 37
335	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	Br. V. F (3)	Desgl.	Ebendort Taf. 3, 40
336 bis 337	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E	VI Hügel	Ebendort, Taf. 3, 41

Begleitende Funde. 1) **Holszel**: Urne Nr. 1. ◐ 129. — 2) **Provinz Hannover** 3 Bruchstücke von ähnlichen. — 3) **Westerham**: Urnen zum Teil bronzezeitlichen Charakters. ◐ 160. Nachtrag. — 4) **Holte**: S. ◐ 60 ◐ 151. Urnen meist der Ripdorfer Stufe Br. Holsteinische Nadel, Nadel, Gürtelring, kl. Ring mit Beschlagklammern. E Beschlagstück, Stift. Gr. 43. 47. 55. — 5) Aus zerstörten Urnen. — 6) **Holte**: Gr. 14. Nachtrag.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
338	Süderbrarup , Kr. Schleswig	Kopenhagen	Br. V. F (5)	Aus den Grabhügeln am Torsberger Moor	Mestorf, Urnenfriedhöfe Taf. V, Fig. 6
339	Lottorf ¹⁾ , Kr. Schleswig	Kiel	Br. u. E V. F Bruchstücke	Urnengrab	Mestorf
340	Schellhorn , Kr. Plön	Ebendorf	Br. V. F S 2 Die Kugeln mit Einlage	Desgl.	Mestorf, a. a. O. Taf. I, Fig. 14 Knorr, VI, 128
341 bis 343	Wentorf ²⁾ , Kr. Plön	Ebendorf	Br. u. E V. F	Desgl.	Mestorf
344	Gönnebeck ³⁾ , Kr. Segeberg	Ebendorf	Br. V. F	Urnenfeld	Mestorf, a. a. O. Taf. I, Fig. 10
345	Ebendorf	Ebendorf	E V. F	Leichenbrand ohne Urne	Mestorf
346	Schwissel , Kr. Segeberg	Ebendorf	E V. F (3)	Urnenfeld	Knorr a. a. O. VI, 127
347	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 6	Desgl.	Ebendorf, VI, 134
348	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 5	Desgl.	Ebendorf, VI, 137
349	Barsbüttel , Kr. Stormarn	Ebendorf	Br. S 2 B mit Furchen (f. Email?)	Urnenfeld	Ebendorf VI, 133
350	Hammoor ⁴⁾ , Kr. Stormarn	Ebendorf	E F II 1	Grosses Urnenfeld	Knorr, VI, 129. 41. Bericht d. Schl.-H. Museums
351 bis 357	Ebendorf	Ebendorf	E Bruchstücke	Desgl.	Derselbe
358	Ebendorf	Ebendorf	Br. V. J S 2 B II 6	Desgl.	Knorr, VI, 136
359	Pötran ⁵⁾ , Kr. Lauenburg	Lübeck	E V. F	Urnengrab	Freund, Lübecker Festschr. 1897, X, 9
360	Ebendorf	Ebendorf	E V. F (3)	Desgl.	Ebendorf, X, 10
361	Waldhusen Lübeck	Ebendorf	E V. F	Desgl.	Ebendorf, X, 9
362	Hagenow ⁶⁾	Schwerin	E V. F	Urnenfeld (IV)	Beltz, Mecklbg. Jahrb. 1906, S. 80, VAM S. 306
363	Bellevue ⁷⁾ bei Hagenow	Ebendorf	E V. F	Desgl.	Ebendorf, S. 87, VAM 306
364	Krebsförden ⁸⁾ bei Schwerin	Ebendorf	E u. Br. V. F	Grosses Urnenfeld (I)	Ebendorf, S. 41 VAM 302

Begleitende Funde. 1) **Lottorf**: „holsteinischer“ Gürtel. — 2) **Wentorf**: Teile eines „holsteinischen“ Gürtels. — 3) **Gönnebeck**: holsteinische Nadel, Ösenring, Zwinge. — 4) **Hammoor**: Bronzekessel, Gürtelhaken usw. — 5) **Pötran**: E Gürtelbeschlag, Ring. — 6) **Hagenow**: Urnen unter Steindämmen, „holstein.“ Gürtel usw. — 7) **Bellevue**: Urnen unter Steindämmen, Br. Ösenring usw. E Gürtelhaken usw. — 8) **Krebsförden**: Urnen frei im Sande, junger Charakter. — 178.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
365	Mecklbg.-Schwerin Grabow (Amt)	Schwerin	Br. Übergang zu J. S 2 Klammer und Stelle am Fuss mit vertiefter Furche (f. Email)	Anscheinend Moorfund	VAM Taf. 46, 28
366		Ebendort	E V. F mehrere Ex.	Urnenfeld (II)	Meckl. Jahrb. 1906 S. 132, VAM S. 310
367 bis 369	Mecklbg.-Strelitz bei Friedland	Neu-Brandenburg	Br. V. J Br Klammer geriefelt (zur Aufnahme von Email ?)	Urnenfeld	Brückner-Neubrandenburg
370		Ebendort	Ebendort	Br. V. J. Bügel mit kreuzförmiger Vertiefung f. Email	Desgl.
371	Gr.-Chüden ³⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	E V. F (klein, Übergang) mehrere	Desgl.	Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 18
372		Ebendort	Br. V. J	Urnengrab	Zechlin
373	Nördlicher Teil Güssefeld ⁴⁾ , Kr. Salzwedel	?	E: mit Korallen (noch mehrere)	Ausgedehntes Urnenfeld	Undset, Eisen S. 230
374 bis 375		Kricheldorf ⁵⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	E V. J	Zwei Grabfelder mit Urnengräbern u. Knochenlagern
376 bis 378	Provinz Sachsen Ebendort	Ebendort	Br. V. F	Desgl.	Ebendort
379		Privatbesitz und Berlin V. K.	E (mehrere Exemplare)	Desgl.	Ebendort J. Schlemm
380	Ebendort	Desgl.	Br. klein	Desgl.	Ebendort
381	Ebendort	Desgl.	E (mehrere) V. F (3 St.)	Desgl.	Ebendort
382	Perver ⁶⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	E	Urnenfeld	Zechlin. Kupka, a. a. O. S. 18

Begleitende Funde. 1) **Dargun**: Urnen unter Steindämmen. E. Gürtelhaken usw. — 2) **Pleetz**: ● 193. — 3) **Gr. Chüden**: Auch ● 197. — 4) **Güssefeld**: Zusammengebogenes Schwert, Hohlkopfnadeln, Segelohrringe, Glasperlen. — 5) **Kricheldorf**: S. Δ 489. Q 5. Gürtelhaken, Spiralohrringe, „holsteinische“ Nadeln. 6) **Perver**: Noch mehrere, auch ● 199.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
383 bis 385	Perver , Kr. Salzwedel	Salzwedel	Br. V. J	Urnenfeld	Zechlin. Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 18
386	Lohne ¹⁾ , Kr. Osterburg	Berlin V. K.	Br. B. II 2 mit kleinen rechteckigen Scheiben ver- ziert, auf denen Knochen- (oder Korallen?) knöpfchen	Desgl.	J. Schlemm- Kossinna, K. Bl. 1907 S. 60 Undset, Eisen S. 229 Fig. 17 Kupka, a. a. O. S. 18. Oben Abb. 49
387	Ebendorf	Ebendorf	E V. F aber kleine Kugel	Desgl.	J. Schlemm- Undset, Eisen S. 229, Fig. 16
388	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 6	Desgl.	J. Schlemm
389	Walsleben ²⁾ , Kr. Osterburg	Stendal	E	Grosses Urnenfeld; Urnen oder Knochenlager frei im Boden	Kupka, Beiträge zur Geschichte der Altmark III 1911 S. 97
390	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	E	Desgl.	Ebendorf
391	Arneburg ⁴⁾ , Kr. Stendal	Ebendorf	E	Urnenfeld	Kluge, N. d. A. 1892 S. 38 Kupka, a. a. O. S. 18
392	Bülstringen ⁵⁾ , Kr. Neuhaldens- leben	Neuhaldens- leben	E; mit stärkerer Klammer und Knoten im Schlussstück	Desgl.	Wegner, Zeitschr. f. Ethnol. 1895 S. 138 Fig. 51
393 bis 396	Altmark (Fo. u.)	Berlin V. K.	Br. V. G	—	J. Schlemm
397	Desgl.	Ebendorf	Br. B. II 3	—	Dieselbe
398	Desgl.	Ebendorf	Br. V. F	—	Dieselbe
399	Desgl.	Ebendorf	Br. V. F (1 mit ge- schwungenen Kerben)	—	Dieselbe
400	Schartenke ⁶⁾ , Kr. Jerichow II	?	mehrere	Urnenfeld	Wilke, Deutsche Gesch. Bl. VII S. 308

Begleitende Funde. 1) **Lohne**: S. Δ 505. Dazu Bruchstücke von zwei ähnlichen (Undset, T. XXIII, 12. 13). — 2) **Walsleben**: Inventar im allgemeinen Jastorfstufc. — Gr. 19, in einem rundlichen Topfe. — 3) **Walsleben**: Gr. 21. E Nähnael, Gürtelhaken. 4) **Arneburg**: Auch Δ (496). Segelohrringe, br. Kolbenring, astragalierte Halsringe, vierkantiger grosser „Spindelstein“ aus Glas. — 5) **Bülstringen**: S. Δ 499. Q 7 \bullet 207. — 6) **Schartenke**: Br. Segelohrringe, Schwanenhalsnadeln, Berlocke. E Nadeln (mit Br. Kopf). Gürtelhaken, Tonlöffel, \bullet 216. —

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
401	Schmetzdorf¹⁾, Kr. Jerichow II	Privatbesitz	E gross	Urnenfeld	Jentsch, Zeitschr. f. Ethnol. XX 1888 Verh. S. 53	
402	Schollehne²⁾, Kr. Jerichow II	?	—	mehrere Urnenfelder	Undset S. 231	
403 bis 404	Bücknitz³⁾, Kr. Jerichow I	Berlin M. M.	E	Urnengrab	Kiekebusch	
405	Eulennühle⁴⁾, Kr. Jerichow I	Berlin V. K.	Br.	—	J. Schlemm	
406	Ebendort	Ebendort	E V. F (1)	—	Dieselbe	
407	Provinz Sachsen (Nördlicher Teil)	Heyrotsberge⁵⁾, Kr. Jerichow I	?	mehrere	Grosses Urnenfeld	Nachr. d. A. 1896 S. 81
408		Hohenwarte⁶⁾, Kr. Jerichow I	Burg	mehrere	Urnenfeld	Nachr. d. A. 1895 S. 78 S.-Th. Jahresschr. III S. 140
409		Ebendort	Ebendort	F	Desgl.	Hahne-Hannover
410		Leitzkau⁷⁾, Kr. Jerichow I	Ebendort	Br. V. J	Urnenfeld II	Bauer. Nachr. d. A. 1896 S. 83 a Kupka, a. a. O. S. 17
411		Ebendort	Ebendort	E B II 2 F fehlt	Desgl.	Bauer, a. a. O. S. 83 b
412		Schermen⁸⁾, Kr. Jerichow I	Ebendort	E	Urnenfeld	Hirt. Nachr. d. A. 1895 S. 79, 16 Kupka, a. a. O. S. 17
413		Vehlen⁹⁾, Kr. Jerichow I	Berlin M. M.	E	Desgl.	Kiekebusch
414 bis 416		Ebendort	Ebendort	E V. F	Desgl.	Derselbe
417		Ziesar¹⁰⁾, Kr. Jerichow I	Gr. Wuster- hausen, Privatbesitz	E V. F (4. m. Korallen- einlage)	Desgl.	Kossinna, Korr.-Bl. d. anthr. Ges. 1907 S. 60

Begleitende Funde. 1) **Schmetzdorf**: Br. Ohrringe, Ösenringe, Ringe mit E Zwingen, E Gürtelhaken. — 2) **Schollehne**: S. Δ 519. — 3) **Bücknitz**: E Nadel mit Bronzekopf, Gürtelhaken. — Br. Segelohrringe. — Glasperlen. Δ 510. — 4) **Eulennühle**: S. Δ 512. — 5) **Heyrotsberge**: Ähnlich denen von Schermen usw. Glas, Kämmen, Urnenharz. — 6) **Hohenwarte**: S. Δ 513. — 7) **Leitzkau**: S. Δ 515. Q 8. Br. Segelohrringe, Doppelspiralnadeln. E Gürtelhaken usw. — Glasperlen. — 8) **Schermen**: Δ 517 Q 9. — 9) **Vehlen**: S. \bullet 213. — 10) **Ziesar**: Δ 519. Q 11. — In einer Urne seltener Form (mit Vertikal- und Halbkreisfurchen in Buckelurnenart). Bruchstücke von ähnlichen.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
418	Bluenwalde ¹⁾ , Kr. Ruppin	Berlin M. M.	Br. V. J.	Grosses Grabfeld. — U. in Steinpackung, ringsum Spuren von Leichenbrand	Kiekebusch
419	Ebendort	Ebendort	Br. V. J.	Desgl.	Derselbe
420	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
421	Ebendort	Neu-Ruppin	E V. F (5!)	Desgl.	Schwartz, Progr. d. Gymn. Neu-Ruppin 1871 Undset Eis., S. 200
422 bis 423	Charlottenau , Kr. Ruppin	Berlin M. M.	E	—	Kiekebusch
424	Grausee , Kr. Ruppin	Nürnberg, G. M.	Br. F II 3 mit Korallen	—	Lindenschmit, A. II H. VII 3, 2 Kossinna, Korrbbl. d. anthr. Ges. 1907 S. 60
425	Luggendorf ²⁾ , Kr. Ost-Priegnitz	Berlin V. K.	Br. V. J. (Bruchstück)	Urnenfeld	J. Schlemm Goetze, Alt. d. Priegnitz 1907 S. 56 Taf. 2
426	Ebendort	Ebendort	Br. S V. F (1 klein)	Desgl.	Dieselben
427	Butzow ³⁾ , Kr. Westhavel- land	Privatbesitz	E	Urnenfeld	Voss IVa Taf. 5, 4
428	Ebendort	Desgl.	E V. F (1)	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 6, 5
429	Fohrde ⁴⁾ , Kr. Westhavel- land	Desgl.	E S 2 F II 1	Urnenfeld Gallberg I	Ebendort, IVa Taf. 7, 1b
430	Ebendort ⁴⁾	Desgl.	E F II 1 am Fussende durchlochte Scheibe	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 7, 1c
431	Ebendort ⁵⁾	Desgl.	B V. J Bruchstück	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 7, 2
432 bis 433	Ebendort ⁶⁾	Desgl.	E V. F	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 7, 3
434	Ebendort ⁷⁾	Desgl.	E S 2 V. F	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 8, 6a 6d
435	Ebendort ⁷⁾	Desgl.	E	Desgl.	Ebendort, IVa Taf. 8, 6c

Begleitende Funde. 1) **Bluenwalde**: Kleingeräte, Gürtelschliesse. Urnen älteren Charakters. ● 217. Zahlreiche Fibeln. 2) **Luggendorf**: Hansurne(?). — 3) **Butzow**: In einer Urne mit br. Pfeilspitze; Segelohrringe, Gürtelhaken. S. auch △ 525. — 4) **Fohrde**: In den Urnen eiserne Lanzenspitze, Segelohrringe, Hohlkopfnadeln, Gürtelhaken, Fibel in Hallstattart. Grab 1. — 5) **Fohrde**: Grab 2. Br. Armring, E Gürtelhaken. — 6) **Fohrde**: Grab 3. Nähnadel, Nadel mit doppelkonischem Kopf. — 7) **Fohrde**: Grab 6.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
436	Fohrde ¹⁾ , Kr. Westhavel- land	Privatbesitz	E	Urnenfeld Gallberg I	Ebendorf, IVa Taf. 9, 9a
437	Ebendorf	Desgl.	Br. V. F auf dem Bügel seltsame Verzierung (entartete Vogelprotomen)	Desgl.	Ebendorf, IVa Taf. 10, 11
438	Ebendorf	Desgl.	E V. F (3)	Desgl.	Ebendorf, IVa Taf. 11, 13
439	Ebendorf	Desgl.	E V. F (1)	Desgl.	Ebendorf
440 bis 441	Derwitz ²⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Desgl.	E	Urnenfeld	Ebendorf IVb Taf. 17, 2a, b
442	Ebendorf ³⁾	Desgl.	E V. F	Desgl.	Ebendorf, IVb Tafel 17, 2c
443 bis 444	Ebendorf ²⁾	Desgl.	Br. V. J	Desgl.	Ebendorf, IVb Taf. 17, 3a, b
445 bis 447	Ebendorf	Berlin V. K.	Desgl.	Desgl.	J. Schlemm
448	Krielow ³⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Privatbesitz	Br. V. J.	Urnenfeld	Voss, IVa Taf. I 1
449 bis 450	Ebendorf ³⁾	Desgl.	E	Desgl.	Ebendorf, IVa Taf. 3, 11
451 bis 453	Ebendorf ³⁾	Desgl.	E V. F	Desgl.	Ebendorf, IVa Tafel 2, 5.
454	Ragösen ⁴⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Desgl.	E	Desgl.	Ebendorf, IVb Taf. 16, 3
455	Rochow ⁵⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Desgl.	E	Desgl.	Ebendorf, IVa Taf. 13, 5
456	Alt-Töplitz ⁶⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Berlin M. M.	E V. F	—	Kickebusch
457	Werder ⁷⁾ , Kr. Zauch- Belzig	Ebendorf	E	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Fohrde**: Grab 9. Mit Gürtelhaken. Bruchstücke einer ähnlichen mit Seitenknöpfen. — 2) **Derwitz**: Lanzenspitze. † 247 △ 538 ● 232. — 3) **Krielow**: Segelohrringe, Spindelsteine (gemischtes Grabfeld). — 4) **Ragösen**: Sonst Segelohrringe, △ 540. — 5) **Rochow**: In einer Urne mit Gürtelhaken. Nadel mit doppelkonischem Kopfe. Sonst Segelohrringe. — 6) **Alt-Töplitz**: △ 539 ● 233. — 7) **Werder**: † 246.

I.f.d. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
458 bis 462	Grossbeeren ¹⁾ , Kr. Teltow	Privatbesitz	E 3 Typ 2 V. F.	Urnenfeld mit gruppen- weiser Stellung	Hindenburg, Mannus II S. 197, 9
463	Gr.-Lichterfelde ²⁾ , Kr. Teltow	Berlin V. K.	E	Urnenfeld	J. Schlemm. Zeit- schrift f. Ethnol. 1879 S (348)
464	Ebendort	Ebendort	E V. F (1)	Desgl.	Dieselbe
465	Ragow ³⁾ , Kr. Teltow	Ebendort	Br. V. F	Urnenfeld	Dieselbe
466	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E	Desgl.	Dieselbe
467	Südende ⁴⁾ , Kr. Teltow	Berlin M. M.	E ? Bruchstück	—	Kiekebusch
468	Tempelhof ⁵⁾ , Kr. Teltow	Berlin V. K.	E	—	J. Schlemm
469	Weichersdorf , Kr. Lübben	?	—	—	Wilke, Deutsche Geschichtsblätter VII S. 305
470	Landwehr ⁶⁾ , Kr. Luckau	Berlin M. M.	E mehrere Bruchstücke anscheinend V. J.	Urnen mit Deckelschale und Stein- packung	Buchholz, N. d. A. 1904 S. 30
471	Sagritz ⁷⁾ , Kr. Luckau	?	—	—	Niederlaus. Mitt. IV S. 127
472 bis 474	Koschen , Kr. Kalau	Berlin V. K.	E	Urnenfeld	J. Schlemm
475 bis 476	Ebendort	Guben	E	Desgl.	Jentsch, Gymnasial- programm 1886 S. 19
477	Forst-Pförten , Kr. Sorau	Privatbesitz	E V. F	—	Derselbe, Niederlaus. Mitt. III S. 48
478	Guben	Berlin V. K.	E F II 1	—	J. Schlemm
479	Ebendort ⁸⁾	Guben	Br. mehrere, darunter B II 2 (mit Koralle)	Urnenfeld auf dem Wind- mühlenberg.	Jentsch, Niederlaus. Mitt. IV S. 103 (Taf. I, 3. 4)
480 bis 481	Ebendort ⁸⁾	Ebendort	Br. J	Desgl.	Jentsch, Gymnasial- programm 1885, S. 23 Niederlaus. Mitt. IV S. 103, VII S. 71

Begleitende Funde. 1) **Grossbeeren**: Urne mit ornamentalen Henkeln und Halsornament aus gekreuzten Linien, gekröpfte Nadeln. — 2) **Gr.-Lichterfelde**: Segelohrringe, gekröpfte Nadel usw. — 3) **Ragow**: Br. Halsring mit Stempelenden. E Gürtelhaken. — 4) **Südende**: S. — 210. — 5) **Tempelhof**: — 241. — 6) **Landwehr**: E Gürtelhaken, Nadeln, Ringe, Kette. E mit Br.: Nadeln. Br. Segelohrringe. S. — 71. — 7) **Sagritz**: E Gürtelhaken, Schieberspange. — 8) **Guben**: Br. Gürtelhaken, Ringfibel, Ring. E Gürtelhaken (einfache und zweiteilige). — Glasperlen.

I.f.l. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere An- gaben	Zur Fund- geschichte	Nachweis. — Literatur
482	Guben ¹⁾	Guben	E mehrere	Urnenfeld auf dem Windmühlenberg	Jentsch, Gymnasialprogramm 1885, S. 23 Niederlaus. Mitt. IV S. 103, VII S. 71
483	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	E V. H	Desgl.	Ebendorf
484 bis 486	Haaso, Kr. Guben	Ebendorf	E	Urnenfeld	Jentsch, Vhdlgn. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1889, S. 225 Niederlaus. Mitt. IV S. 105
487	Liebesitz, Kr. Guben	Ebendorf	E	Desgl.	Jentsch, Niederlaus. Mitt. IV S. 107
488	Sadersdorf ¹⁾ , Kr. Guben	Ebendorf	E in grosser Zahl	Urnenfeld mit Übergang zu einem anschliessenden frühromischen	Ebendorf, IV, S. 1
489	Ebendorf	Ebendorf	E V. J mehrere	Desgl.	Ebendorf
490	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 2 Längsfurche mit Koralle	Desgl.	Ebendorf, Taf. 1, 4
491	Ebendorf	Ebendorf	Br. B II 1 (untere Sehne)	Desgl.	Ebendorf, Taf. 1, 2
492	Schlagsdorf, Kr. Guben	Ebendorf	E	Urnenfeld	Ebendorf, IV S. 120
493	Wirchenblatt ²⁾ , Kr. Guben	Berlin V. K.	Br. F II 1, verziert mit kammartigen Einkerbungen	Desgl.	J. Schlemm. Jentsch, a. a. O. IV S. 121
494	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	E	Desgl.	Dieselben
495	Ebendorf ²⁾	Guben	E zahlreich, darunter V. H	Desgl.	Dieselben
496 bis 499	Rampitz ³⁾ , Kreis Weststernberg	Berlin M. M.	E	Urnen frei im Boden	Kiekebusch Goetze, Vorg. d. Neumark, S. 43. Friedel, Ztschr. f. Ethn. 1879, Vhdlgn. S. 372 (vgl. auch Kossinna, Ztschr. f. Ethn. 1905, S. 392)
500	Alt-Ranft ⁴⁾ , Kreis Oberbarnim	Freienwalde a. d. O.	E Übergang zu Var. K.	Leichenbrand- grab	Kiekebusch F. Scheffler, Gymnasialprogramm 1906 Taf. II, Fig. 47
501	Marzahn ⁵⁾ , Kr. Niederbarnim	Berlin M. M.	E Übergang zu V. F (1 Kugel, 1 kl. Wulst)	Urnenfeld	Kiekebusch

Begleitende Funde. 1) **Sadersdorf**: Kleingerät. — 245. — 2) **Wirchenblatt**: Auch spätlatène- und frühromische (?) Sachen. — 246. — 3) **Rampitz**: E Schwert, Gürtelhaken, auch frühromische Funde (Messer, Speere). — 249. — 4) **Alt-Ranft**: E Waffe. — 5) **Marzahn**: Bruchstücke von mehreren ähnlichen Var. F, z. T. mit Bronzekugeln.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
502 bis 504	Flieth ¹⁾ , Kr. Templin	Prenzlau	E	Urnen	Kossinna, Korrbbl. d. anthr. Ges. 1907 S. 52. — Blume, Uckermär- kisches Museum 488
505 bis 509	Hammel- spring ²⁾ , Kr. Templin	Ebendorf (?)	E V J E Übergang zu V. K. Br. (5 Rosetten) E Übergang zu F.	Grosses Urnenfeld	Schumann- Löcknitz (+)
510 bis 511	Storkow ³⁾ , Kr. Templin	Ebendorf	E	Urnenfeld	Blume, a. a. O. 489
512	Ebendorf ³⁾	Berlin M. M.	E B II 3	Desgl.	Kiekebusch. Buchholz, N. d. A. 1893 S. 35. — Oben Abb. 42
513 bis 514	Ebendorf	Ebendorf	E	Desgl.	Kiekebusch
515	Ebendorf	Ebendorf	E V. J.	Desgl.	Derselbe
516 bis 518	Ebendorf	Ebendorf	Br. V. J. B mit Kerben und Querwülsten	Desgl.	Derselbe
519	Schmiede- berg ⁴⁾ , Kr. Anger- münde	Prenzlau	E mit 3 Ver- tiefungen auf dem Bügel (für Email)	Urnengrab	Schumann
520	Helenehof ⁵⁾ , Kr. Prenzlau	Ebendorf	E	Desgl.	Blume, Verzeichnis 482
521	Hohen- Wutzen ⁶⁾ , Kr. Königsberg i. N.	Berlin V. K.	E V. J.	—	J. Schlemm. Goetze, Vorg. der Neumark F. 82 Zeitschr. f. Ethnol. 1874 S. (161), 1898 S. (226), 1899 S. (143). Goetze, Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Neumark V, S. 59. Kossinna, Ztschr. f. Ethnol. 1905 S. 389.
522	Ebendorf	Ebendorf	E. auf dem Bügel kleine Goldplatte	—	J. Schlemm
523	Ebendorf	Berlin M. M.	E V. F. höher gewölbt	—	Kiekebusch

Begleitende Funde. 1) **Flieth**: E Messer, Pinzette, Kropfnadel usw. — 2) **Hammel-spring**: Br. Segelohrringe, blaue Glasperlen, echte Mittelmeerkorallen. Noch viele Exemplare aus Eisen, ● 259. — 3) **Storkow**: E Gürtelhaken. Br. Segelohrringe. — Glasperlen usw. — △ 531. ● 72, ● 260. Bruchstücke ähnlicher Fibeln. — 4) **Schmiede-berg**: E Gekröpfte Nadel. — 5) **Helenehof**: E Gürtelhaken, Ring. — 6) **Hohen-Wutzen**: E. halbmondförmige Messer. Br. Halsring mit Email. △ 534.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
524 bis 525	Mandelkow , Kr. Soldin (Brandenburg)	Stettin	Br. V. G.	Angeblich Moorfund (Gemischter Fund)	Goetze, Vorg. der Neumark F. 82
526	Rügen	Berlin V. K.	Br. V. F. (die Kugeln mit Augenverzierung)	—	J. Schlemm
527	Dumgenewitz¹⁾ , Rügen	Stralsund	E	Urne mit Leichenbrand und Steinschutz	Schumann, B. St. 39 S. 139
528	Radekow²⁾ , Kr. Randow	Stettin	E	Brandgrube	Ebendort S. 192
529	Butzke³⁾ , Kr. Belgard	Berlin V. K.	E	—	J. Schlemm
530	Ebendort	Ebendort	E F II 1	—	Dieselbe
531	Ebendort ³⁾	Stettin	E V. J.	Brandgruben und Urnen	Schumann, a. a. O. S. 109
532	Dünnow⁴⁾ , Kr. Stolp	Berlin V. K.	E V. J.	Brandgrube?	J. Schlemm
533	Gumbin⁵⁾ , Kr. Stolp	Stettin	E (? wohl ♣)	Zahlreiche Brandgruben-gräber	Schumann
534	Koppenow⁶⁾ , Kr. Lauenburg	Ebendort	Br. V. J.	Brandgruben und Urnen	Schumann, a. a. O. S. 156f bes. 165
535 bis 536	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Desgl.
537	Pempau , Kr. Karthaus	Danzig	E B II 1	Urnengrab	Conwentz-Berlin
538	Suckschin⁷⁾ , Kr. Danziger Höhe	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
539	Liebenthal , Kr. Marienburg	Ebendort	E Übergang zu Var. J.	Brandgrube	Conwentz Lissauer, Vorgesch. Denkmäler S. 126. Wandtafeln f. Westpr. IV 15.
540	Willenberg-Braunswalde , Kr. Stuhm.	Ebendort	E	Urnengrab	Conwentz, Lissauer, Denkmäler, S. 126

Begleitende Funde. 1) **Dumgenewitz**: E Gürtelhaken. — 2) **Radekow**: E Waffen, Gürtelhaken, gekröpfte Nadel. — 3) **Butzke**: E ein- und zweischneidige Schwerter, Lanzen spitzen, Schildbuckel, Fibeln, meist Spätlatène s. ♣ 286. — 4) **Dünnow**: Gefäßscherben. — E zwei Bruchstücke von Fibeln, mehrgliedriger Gürtel. — Knochenkamm. — 5) **Gumbin**: In Urnen oder Brandschutt: Schildbuckel, zusammengebogenes Schwert, Lanzen spitze, s. ♣ 303. — 6) **Koppenow**: E Schwerter, verzierte Lanzen spitzen, halbmond förmige und gestielte Messer, Gürtelhaken, Fibeln, meist Spätlatène-Charakter, ♣ 304. 7) **Suckschin**: ♣ 320.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
541 bis 542	Willenberg ¹⁾ , Kr. Stuhm,	Königsberg	Br. V. J. 1 Bruchstück	Urnengrab	Kemke-Königsberg
543 bis 544	Ebendort	Ebendort	E V. J. 2 Bruchstücke	Desgl.	Derselbe
545	Ebendort	Ebendort	Br. V. J. Bügel vorn seitlich erweitert und gestreckt	Desgl.	Derselbe
546 bis 547	Neuguth ²⁾ , Kr. Culm	Danzig	E	Brandgrube	Conwentz
548	Ebendort	Ebendort	E B II 1 F nach innen umgeschlagen	Desgl.	Derselbe
549 bis 551	Ebendort	Ebendort	E (untere Sehne)	Desgl. und Urnengrab	Derselbe
552	Ebendort	Ebendort	E B II 1 F II 1 (selten)	Desgl.	Derselbe
553	Culm a. W. ³⁾	Ebendort	E Übergang zu Var. J.	Urnengrab	Derselbe
554	Ebendort	Ebendort	Desgl.	Brandgrube	Derselbe
555	Ebendort	Berlin V. K.	E gewölbt	Desgl.	J. Schlemm
556	Ebendort	Ebendort	E F II 1	—	Dieselbe
557	Grubno , Kr. Culm	Danzig	Desgl.	Urnengrab	Conwentz, Lissauer Denkmäler, S. 126
558	Rondsen ⁴⁾ , Kr. Graudenz	Ebendort	E B II 1	Brandgräber	Conwentz, Anger, Grabfeld von Rondsen 1890
559	Ebendort	Graudenz	E zahlreiche Ex. Typ und Übergang zu V. J.	Brandgräber und Urnen	Ebendort
560	Ebendort	Ebendort	Br. V. J.	Desgl.	Ebendort
561	Ebendort	Berlin V. K.	E F II 1	Desgl.	J. Schlemm
562	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Dieselbe
563	Mewe , Kr. Marienwerder	Königsberg	E B II 3 B nach vorn verdickt, F auch geknickt	—	Kemke
564	Thornisch-Papau ⁵⁾ , Kr. Thorn	Thorn	E V. J.	Urnengrab	Conwentz

Westpreussen

Begleitende Funde. 1) **Willenberg**: S. V. Q 15 — 326 — 2) **Neuguth**: S. — 347. — 3) **Culm**: — 327 br. Tonwirtel. — 4) **Rondsen**: Spätlatène- und frühromisches Inventar (s. unten bei — 74 — 381). — 5) **Thornisch-Papau**: — 75.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
565	Kirpehnen, Kr. Fischhausen	Königsberg	Br. V. J.	Einzelfund	Bezenberger, Prussiaberichte 20 S. 55
566	Klycken, Kr. Fischhausen	Ebendort	E V. F S 2	Hügel m.gross. Steinkiste, in der Urnen	Brinkmann, Prussia- berichte 22, S. 265
567	Ebendort	Ebendort	E Bruchstück	Desgl.	Desgl. S. 267
568	Ebendort	Ebendort	Desgl. (Zeit unsicher)	Hügel mit Urnengräbern	Kemke, Prussia- berichte 22 S. 403
569 bis 570	Rossitten, Kr. Fischhausen	Halle	Br. V. J. (Schieber breiter)	—	Beltz
571	Sorgenau, Kr. Fischhausen	Königsberg	Br. V. J.	Hügel mit Steinkisten, in denen Urnen- gräber.	Hollack, Prussia- berichte 22 S. 308
572	Warnicken, Kr. Fischhausen	Ebendort	E. Bruchstück	Hügelgrab mit Steinpackung und Urnen	Kemke, Prussia- berichte 22 S. 388
573	Taubendorf¹⁾, Kr. Neidenburg	Ebendort	Br.	Urnengrab	Bezenberger, Prussiaberichte 20 S. 53
574	Ebendort ²⁾	Ebendort	E	Desgl.	Heydek, Prussiaberichte 21 S. 54
575	Ebendort ³⁾	Ebendort	E V. J	Depot auf kalziniert. Knochen und Brandasche	Ebendort S. 53
576	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	Desgl.	Depot auf Knochenasche	Ebendort S. 54
577a bis 577b	Rosko, Kr. Filehne	Berlin V. K.	E. V. F (1) Die beiden Stücke durch eine Kette verbunden	wahrscheinl. Brandgruben	J. Schlemm. Ausstellung Posen 1909 F. 27
578 bis 579	Behle, Kr. Czarnikau	Bromberg	E	Hügelgrab	Schmidt-Bromberg, Jahrb. d. Hist. G. f. d. Netzedistrikt 1892 S. 114
580	Kujawki, Kr. Wongrowitz	Posen K. F.	E S 2	Urnengrab	Kämmerer-Posen. Lissauer, Denkmäler S. 125 Schwartz, Nachtrag I S. 16
581	Johannisdorf, Kr. Hohensalza	Privatbesitz	Br., F aber an Stelle der Kugeln kantige Wulste mit Schmelzfurchen	Brandgrab	Blume--Posen

Begleitende Funde. 1) **Taubendorf**: Strich-, Mäander- und doppeltkonische Urnen. S. auch — 397. — 2) **Taubendorf**: Pfiemen, halbrunde Messer. — 3) **Taubendorf**: E Lateneschwert, Lanzen Spitze mit eingelegtem Muster, halbrunder Schildbuckel. — 4) **Taubendorf**: E Pinzette.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
582 bis 584	Posen	Wszedzin ¹⁾ , Kr. Mogilno	Berlin V. K.	E.	2 Urnenfelder	J. Schlemm. Lissauer, Denkmäler S. 125
585		Ebendort	Ebendort	E. V. F (1. klein)	Desgl.	J. Schlemm
586		Slopanowo , Kr. Samter	Posen K. F.	E S 2	Urne in Branderde	Kämmerer. Undset S. 90, Blume, Ausst. Posen 1909 N. 2617.
587		Sokolnik , Kr. Wreschen	Ebendort	E.	Urnengrab	Blume. Schwartz Nachtrag III 8. 5.
588		Schlichtings- helm ²⁾ , Kr. Fraustadt	Breslau	E dazu 4 Bruchst.	Brandgrube	Seger, Schl. V. N. F. II S. 43 Fig. 59
589	Böhmen	Neu-Bydzwow ³⁾	Bydzwow	E gross derb	Flachgräber (Skelette)	Much, Atlas S. 201, 18 Pic Taf. 33, 3
590 bis 591		Dux ⁴⁾	Nürnberg G. M.	Br. Typ, ziemlich schmächtig	Depotfund	Beltz
592		Kbely ⁵⁾	Prag	Br. 2 Exempl. V. F (an Stelle der Kugeln stark profilierter Knoten)	—	Pic, Taf. 29, 4. 5
593		Kostitz ⁶⁾	Ebendort	Br. V. F (3, mit Voluten- schmuck)	Flachgrab	Derselbe, Taf. 31, 10
594		Kostomlaty ⁷⁾	Ebendort	Br. V. F (2, mit Voluten- schmuck)	Desgl.	Derselbe, Taf. 32, 4
595		Libčeves ⁸⁾	Ebendort	E 2 Exempl.	Desgl.	Derselbe, Taf. 26, 12. 13
596		Přemyšleny ⁹⁾	Ebendort	E 2 Exempl. im einzelnen nicht erkennbar	Desgl.	Derselbe, Taf. 34, 8. 13
597		Semitz	Ebendort	Br. V. F mit Zwischen- gliedern (Scheibe und Steg)	—	Derselbe, Taf. 31, 6
598		Sobschitz ¹⁰⁾	Ebendort	Br. V. F. (1) Umfassungs- klammer und Kugel stark profilirt	Flachgrab	Pic, S. 13/14, 3

Begleitende Funde, 1) **Wszedzin**: E Gürtelhaken, gerade und krumme Messer. — 2) **Schlichtingshelm**: E Messer (halbrund, gerade). — Tongefäss mit verbreitertem Henkel. — 3) **Neu-Bydzwow**: E Schwert, Lanzenspitze, Ketten. Δ 545. — 4) **Dux**: Δ 548. — 5) **Kbely**: Br. Armring mit gekörnten Trauben. — 6) **Kostitz**: Br. Halbkugel-Scharnier-ring mit Volutenschmuck. — 7) **Kostomlaty**: S. Δ 608. — 8) **Libčeves**: S. Δ 649. — 9) **Přemyšleny**: S. + 248. Δ 658. E Schwert, Gürtelkette usw. — 10) **Sobschitz**: E Schwert, Lanzenspitze.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
599	Böhmen } Stradonitz ¹⁾ , Hradisch	Prag	Br. n. E zahlreich bes. auch V. J. (nicht F)	Burgwall (Marobudum?)	Piç, Čechy. na úsvitě dejin II Taf. 3	
600		Berlin V. K.	E	Desgl.	J. Schlemm	
601		Ebendort	Ebendort	Br.	Desgl.	Dieselbe
602		Ebendort	Dresden	3 Ex. 2 Br. 1 E 2? 1 V. J	Desgl.	Deichmüller
603	} Türnitz ²⁾	Berlin V. K.	Br. S 2 F V. F	—	J. Schlemm	
604 bis 605		Lautrach ³⁾ b. Bregenz	Bregenz	Silber, die beiden Exempl. mit einem Kettchen verbunden. B II 4 F II 1 (Übergang zu Spätlatène)	In einer Torfwiese	Much, Atlas S. 205, 9. — Katalog des Bregenzer Museums S. 19
606	Stadlerhof bei Kaltern (Lichtenstein)	Nonsberg	Br. S 3 B geschwollen F mit 5 kleinen Kugeln	Steingruft mit Brand- urnen	Much. Atlas S. 153, 5	
607	Getzersdorf ⁴⁾ bei Herzogen- burg, Nieder- österreich	—	Br. F 2 Ex. B höher als gew., an einem eine kleine Kugel	Skelettgräber	Baumgarten, Mitt. d. Zentral- komm. III 5/6 S. 291, 292	
608	Mechel ⁵⁾ im Nonstal, Tirol	Innsbruck	Br. B II 4	—	Much. Atlas S. 149, 21	
609	Ebendort	Ebendort	Br. B. II 4 Rahmen mit rundlichem Abschluss	—	Derselbe, S. 149, 22	
610	Gurina ⁶⁾ , Kärnten	Wien, Klagenfurt	Br. und E, ver- schiedene Typen	Burgwall	A. B. Meyer, Gurina 1885	
611	Ob. Schleinitz bei St. Marcin, Krain	Laibach	Br. S 2 B II 2 Verbindungs- stück Wulst	Hügelgrab	Much, Atlas S. 145, 6	
612	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 (gross) B hoch, Ver- bindungsstück Wulst, Über- gang zu ●	Desgl.	Derselbe, Atlas S. 145, 7	

Begleitende Funde. 1) **Stradonitz**: Zahlreiche Funde, besonders spätester Latènezeit. ● 77, ● 418. — 2) **Türnitz**: △ 663f. — 3) **Lautrach**: 3 gallische Quinare, 24 Denare der römischen Republik (S). — 4) **Getzersdorf**: S. △ 675 (in einem Grabe). — 5) **Mechel**: ● 426. — 6) **Gurina**: S. △ 676, ● 78, ● 427. — 7) **Ob. Schleinitz**: Bronze-situla (zugehörig?).

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
613 bis 614	St. Michael¹⁾ , Krain	Wien, Privatbesitz und H. M.	E Bruchstück	Grosses Grabfeld	Much, Atlas S. 139, 18. 19	
615	Weiss- kirchen²⁾ bei St. Margarethen, Krain	Laibach	Br. Sonderform △ Typ (B I 5 F Typ), aber mit Klammer am Fussende	—	Derselbe, Atlas S 205, 2	
616	Basel	Strassburg S. Forrer	Br. V. F	—	Forrer, Real- lexikon Taf. 57, 22	
617	Kreuzlingen³⁾ , Kanton Thurgau	Ebendorf	Br. V. F mit breitem Ver- bindungsbügel	—	Derselbe	
618	Windisch , Kanton Aargau	Zürich	Br. V. J. (mit schärferen Ecken)	—	Viollier, 294	
619	Arni , Kanton Aargau	Ebendorf	Br. B. mit kleinen Knoten (Übergang zu V. F)	—	Derselbe, 295	
620	Frauenfeld⁴⁾ (Langdorf), Kanton Thurgau	Ebendorf	Br., mehrere	Flach-Skelett- gräber	Heierli, Jahresb. d. Schweiz. Ges. f. Urg. I 1909 S. 62 II S. 85 III S. 89	
621	Schweiz	Vilters⁵⁾ , Kanton St. Gallen	St. Gallen	Br. mehrere	Burg Severgall besiedelt von Steinzeit bis Römerzeit	Heierli, Urgeschichte S. 327
622 bis 623		Steinhausen⁶⁾ , Kanton Zug	Zug	Br. V. F (1), Übergang von △	Skelettgräber	Ebendorf, S. 389 Viollier, 307. 308
624		Horgen⁷⁾ bei Zürich	Zürich	Silber	Skelettgrab (weibl.)	Heierli, S. 387 Ulrich, Katalog I 3261
625		Mettmen- stetten⁸⁾ , Kanton Zürich	Ebendorf	Br. V. F (2 Paare von je 4 kleinen Kugeln)	—	Viollier, 300
626	Weislungen⁹⁾ , Kanton Zürich	Ebendorf	Br.	Flachskelett- grab	Ulrich, Katalog I 3254	
627	Biel , Kanton Bern	Bern	Br.	—	Viollier, 293	

Begleitende Funde. 1) **St. Michael**: S. △ 678. — 2) **Weisskirchen**: Bronzehelm (zugehörig?) — 3) **Kreuzlingen**: S. △ 682. — 4) **Frauenfeld**: Br. Ketten, Armbänder. Glasringe, Goldringe (?). — 5) **Vilters**: S. △ 687 ♣ 428. — 6) **Steinhausen**: S. △ 688. — 7) **Horgen**: Gagatring, 2 Glasringe, silb. Fingerring, 2 goldene Fingerringe mit Gemme; Goldmünze (Nachahmung einer Philippsmünze), Drehscheibefäss. — 8) **Mettmenstetten**: S. △ 700. — 9) **Weislungen**: Br. Kette aus Doppelringgliedern.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
628	Bern ¹⁾ , (Aaregg)	Bern	Br. mehrere, auch Übergang zu V. F (Gruppen kleiner Kugeln)	Flachskelett- gräber	Heierli, Urg. S. 390 Viollier, 301. 302
629	Bern ²⁾ , (Schärloch)	Ebendort	Desgl.	Desgl.	Heierli, S. 390
630	Bern ³⁾ , (Wylerfeld)	Ebendort	Br. 3 Stück	Skelettgräber	Heierli, S. 390
631	Ferenbalm- Rigenbach , Kanton Bern	Ebendort	Br. Bruchstücke F Scheibe mit Triskele (fraglich ob ▽)	—	Viollier, 305 (Anz. f. schw. Alt. 1871 S. 290)
632	Kirch- thurnen ⁴⁾ , Berner Oberland	Ebendort	Br. mehrere	Skelettgräber	Heierli, S. 391
633	Mürigen , Kanton Bern	Zürich	Br. V. F (kleine Kugeln; an F drei zu- sammen)	—	Viollier, 299 Heierli, S. 329
634 bis 635	Münsingen ⁵⁾ , Kanton Bern	Ebendort	Br. Übergang zu V. F (1 kleine Kugel) Br. F II G	—	Viollier, 303. 306 1. Jahresber. der Schweiz. Ges. für Urgesch. 1909 S. 55 Oben Abb. 40. 45
636	Zollikofen ⁶⁾ , Kanton Bern	Ebendort	Br. 2 Stück	Gräber	1. Jahresber. der Schw. Ges. f. Urg. S. 61
637	Gempnach ⁷⁾ (Champagny), Kanton Freiburg	Ebendort	Br. mehrere	Skelettgräber	Heierli, S. 392
638	La Tène ⁸⁾ , Gem. Epag- nier, Kant. Neuchâtel	Neuchâtel und viele andere	E überwiegend V F in ver- schiedenen Varianten (S. 2, 3 (1 Kugel usw.)	Befestigte Station am See	Derselbe, S. 341 Vouga, les Helvètes à la Tène 1885 Taf. 16 Viollier, 310—319 Jahresberichte der Schweiz. Ges. für Urgesch. mehrfach, zuletzt III 1911 S. 78

Schweiz

Begleitende Funde. 1) **Aaregg**: Br. Kette. S.: Fingerring, massalotische Münze, Armspange (torquiert), Glasperlen und Ringe. — 2) **Schärloch**: Bernsteinperlen, Glasringe. — 3) **Wylerfeld**: Br. Spiralfingerring, Glasringe, Perle. — 4) **Kirchthurnen**: Br. Kette; silberner und goldener Spiralling; Glasring. — 5) **Münsingen**: S. Δ 711 fgd. — 6) **Zollikofen**: Glasringe und Glasperle. — 7) **Gempnach**: S. Δ 721. — 8) **La Tène**: Die überwiegende Form, doch s. Δ 725 ● 79.

Ifd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
639	La-Tène, Kanton Neuchâtel	S. Forrer, Strassburg	Br. F II 2	—	Forrer-Strassburg Oben Abb. 44
640	Ebendort	Berlin V. K.	E Übergang zu V. F. S 2 F mit kleinen Wülsten	—	J. Schlemm
641 bis 643	Ebendort	Ebendort	E S 2	—	Dieselbe
644	Ebendort	Ebendort	E Typ	—	Dieselbe
645	Ebendort	Ebendort	E Übergang zu V. J.	—	Dieselbe
646 bis 649	Ebendort	Ebendort	E. V. F. die Kugeln ver- schieden gross	—	Dieselbe
650	Ebendort	Ebendort	E = Abb. 40, aber S 2	—	Dieselbe
651	Ebendort	Ebendort	E Übergang zu V. F (kleine Kugeln)	—	Dieselbe
652	Ebendort	Ebendort	E S 1	—	—
653	Ebendort	Ebendort	E V. J	—	—
654	Ebendort	Ebendort	E V. F (ver- schieden gross), F eingekerbt	—	—
655 bis 656	Vevey¹⁾, Kanton Waadt	Vevey	Br. Sonderform Übergang von Δ zu ∇ S 2 B II 2 F I V. D (mit Knochenbelag)	Skelettgräber in Steinplatten oder Särgen	Naef, Anz. f. schw. Altertumskunde N. F. III 1901 S. 14 105. Fig. 61e.
657	Ebendort ²⁾	Ebendort	E V. F (1) aber Übergangs- form von I	—	Ebendort. N. F. IV 1902, 1903, S. 29
658 bis 659	Ebendort ³⁾	Ebendort	E Typ (Ver- bindungsstelle kleine Wulste)	—	Ebendort, S. 30
660	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E Übergangs- form, B 19 V. F (1 gross)	—	Ebendort. S. 32

Begleitende Funde. 1) **Vevey**: Vgl. auch Δ 736 figd. Gr. 8 (weibl.) Br. Gürtelkette, Handring, Glas-Handringe, goldn. Fingerring, silb. Fingerring: zu Füssen 6—7 Fibeln (Br. u. EA), daran Bernsteinperlen. — 2) **Vevey**: Gr. 18. E: zweite Fibel. — 3) **Vevey**: Gr. 20. — 4) **Vevey**: Gr. 22, E: weitere Fibeln. Silber: Münze (Massilia), Fingerring.

Hannoversche Fibel

(Abb. 51 = Var. R).

Lfd. Nr.	Fundort.	Sammlung	Variante.	Zur Fundgeschichte	Nachweis Literatur
1/5	Rieste ¹⁾ , Kr. Ülzen	Lüneburg	E dazu 2 Bruchstücke	Urnenfeld	Lienau
6	Nienbüttel ²⁾ , Kr. Ülzen	Hannover	Br.	Ausgedehnt. Urnenfeld; Urnen meist ohne Steinschutz	Schwantes Pr. Zeitschr. I S. 155 Runde, Jahrb. d. Mus. Hannover 1907 S. 21.
7	Rausdorf ³⁾ , Kr. Stormarn	Kiel	E	Urne	Mestorf
8	Bidders , Kr. Steinburg (Itzehoe)	Ebendorf	E	Urne	Knorr, Fundst. d. älteren Eisenzeit 1910. VI, 130
9	Körchow ⁴⁾ bei Wittenburg	Schwerin	E	Grosses Urnenfeld mit Spätlatène u. frühromisch. Inventar	Beltz, VAM Taf. 36, 55
10	Körchow ⁵⁾ bei Wittenburg	Ebendorf	Br.	Ebendorf	Beltz
11	Jamel ⁶⁾ bei Grevesmühlen	Ebendorf	Br.	Urnenfeld m. überwiegend frühromisch. Inventar	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Rieste**: S. ♀ 133. — 2) **Nienbüttel**: Zwei Urnenfelder, Latène und frühromisch, Br.-Fibeln, Waffen, Übergang von Spätlatène zu Frühromisch. — 3) **Rausdorf**: S. ♀ 167. — 4) **Körchow**: Gr. 317 E Schnalle. — 5) **Körchow**: Gr. 319 Br. Gefäss. Noch mehrere ähnliche, nicht deutlich erkennbare, aus anderen Gräbern. — 6) **Jamel**: Gr. 44 E Messer, Pfiemen.

4. Spätlatènefibeln.
1. Nauheimer Fibel. ●

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
1	Troisdorf ¹⁾ , Siegkreis	Cöln	Br. Bruchstück	Sammelfund römischer Zeit	Rademacher, Mannus II, S. 3
2	Urmitz ²⁾ , Kr. Coblenz	Coblenz	E F III 3. 4	Urnengrab	Günther, Bonner Jahrb. 119, 1910 S. 253
3 bis 4	Blewer ³⁾ , Land- kreis Trier	Trier	Br.	—	Krüger
5	Mackenrodt , Birkenfeld	Birkenfeld	Br.	—	Baldes
6	Wolfers- weiler ⁴⁾ , Birkenfeld	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
7	Flörsheim ⁵⁾ , Kr. Wiesbaden	Frankfurt V. M.	Br. und E	—	Frankf. Festschrift 1908
8 bis 12	Rodberg ⁶⁾ bei Giessen	Giessen	E B schmal	—	Kramer-Giessen
13	Nauheim ⁷⁾ , Kr. Friedberg	Frankfurt H. M. Darmstadt L. M.	Br. B. III 1	Ausgedehntes Urnenfeld	Quilling, S. 99 a
14	Ebendorf	Ebendorf	Br.	—	Ebendorf, S. 99 d
15	Ebendorf	Ebendorf	Br. Übergang zu Var. M	—	Ebendorf, S. 100 l
16	Ebendorf	Ebendorf	Br. B III 1 gewölbt	—	Ebendorf, S. 101, 15. 16
17	Ebendorf	Ebendorf	Br. B III 1 F III 5	—	Ebendorf, S. 101, 17
18 bis 19	Ganalgeshelm , Kr. Bingen	Mainz	E	Gräber	Lindenschmit
20 bis 31	Mainz	Ebendorf	Br. und E, ver- schiedene Formen	Im Rhein bei der Gustavs- burg	Derselbe Reinecke in Linden- schmit V 343. 344 Oben Abb. 53
32	Ebendorf	Worms	Br. B. mit Querband	Aus dem Rheine	Köhl
33	Ebendorf	Ebendorf	Silber	—	Derselbe
34 bis 36	Essenheim ⁸⁾ , Kr. Mainz	Ebendorf	Br.	Gräber	—

Begleitende Funde. 1) **Troisdorf**: Ebenda Gräber verschiedener eisenzeitlicher Perioden. — 2) **Urmitz**: In einer typischen „Schlauchurne“. — 3) **Blewer**: ● 11. — 4) **Wolfersweiler**: Bruchstücke einer zweiten gleichen. — 5) **Flörsheim**: Germanische Deckelgefäße. — 6) **Rodberg**: S. ● 16. — 7) **Nauheim**: Weitere ähnliche jetzt nicht mehr vorhandene Exemplare s. S. 101. S. ● 22. — 8) **Essenheim**: Br. Hohlring, Ringperle. ▽ 34.

I.f.d. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
37 bis 38	Nieder-Olm 1), Kr. Mainz	Mainz	Br.	Urnenfeld	Reinecke in Lindenschmit A., V 341
39	Nackenheim , Kr. Oppenheim	Wiesbaden	Br.	—	Ritterling
40 bis 45	Nierstein 2), Kr. Oppenheim	Mainz	Br.	Brandgräber	Lindenschmit. Schumacher in Lindenschmit A., V 527. 528
46	Schwabsburg 3), Kr. Oppenheim	Ebendorf	Br.	Gräber	Lindenschmit
47	Gundheim , Kr. Worms	Worms	Br.	—	Köhl
48	Heppenheim 4), Kr. Worms	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
49	Nackenheim 5), Kr. Worms	Ebendorf	E B schmärer als Typ	—	Derselbe
50	Ebendorf	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
51	Osthofen 7), Kr. Worms	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
52	Wachenheim 6), Kr. Worms	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
53	Wiesoppenheim , Kr. Worms	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
54	Kl.-Winterheim , Kr. Worms	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
55	Worms Umgegend	Ebendorf	Br.	—	Derselbe
56	Hoesheim: Atzelberg , Kr. Mannheim	Mannheim	E	Brandgrab	Gropengiesser
57	Perehting , B.-A. München II	München St. S.	E	—	Präh. Bl. XI 1899 Taf. VIII 9. 10
58	Gnotzheim , B.-A. Gunzen- haufen, Mittelfranken	München N. M.	Br. aber F III 7	—	Katalog d. Baye- rischen National- museums IV Taf. 12, 9
59	Fechenheim 8), Kr. Hanau	Frankfurt H. M.	Br.	Brandgrab	Westd. Zeitschr. 25 S. 429

Begleitende Funde. 1) **Nieder-Olm**: S. ∇ 38. — 2) **Nierstein**: Zwei aus Grab 2 mit keltischer Goldmünze, ∇ 72, br. Gürtelschliesse, Glasring usw. — 3) **Schwabsburg**: S. † 11. — 4) **Heppenheim**: S. ∇ 81. ● 41. — 5) **Nackenheim**: S. ∇ 85. — 7) **Osthofen**: S. Δ 60. — 6) **Wachenheim**: S. Δ 66. ∇ 91. — 8) **Fechenheim**: Br. Goldwage, 2 Kämmе, Zierknäuf; 3 Glasperlen. ● 64.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
60	Holte ¹⁾ bei Hamburg	Hamburg	Br. S 2. 4	Hügelgrab der Bronzezeit mit l. T. Urnen ohne Steinschutz	Rautenberg , Jahrb. d. Hamb. wiss. Anstalten III 1886 Taf. 3, 33
61	Ebendorf ¹⁾	Ebendorf	E	Desgl.	Ebendorf
62 bis 63	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. Typ S 2	Desgl.	Ebendorf, Taf. 3, 34
64 bis 65	Ebendorf ³⁾	Ebendorf	Br. Typ S 2	Desgl.	Ebendorf, Taf. 3, 36
66	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. Bruchst.	—	Ebendorf
67	Fuhlsbüttel bei Hamburg	Ebendorf	E F III 7	Urnenfeld	Berliner Album 1880 V Taf. 8
68	Perdöhl bei Wittenburg i. M.	Schwerin	E B III 4 F III 4	Urnenfeld No. II	Beltz, Jahrb. des V. f. mecklenb. G. 1906 S. 59 VAM. 46, 30 Oben Abb. 54 VAM. 56, 54 Oben Abb. 60
69	Körchow ²⁾ bei Wittenburg i. M.	Ebendorf	E F III 6	Grosses Urnenfeld	VAM. 56, 54 Oben Abb. 60
70	Kl.-Methling ⁴⁾ bei Gnoien i. M.	Ebendorf	Br. stärker gewölbt F III 7	Desgl.	VAM. 46, 31
71	Landwehr ⁵⁾ , Kr. Lueckau	Berlin M. M.	Br. beschädigt S 2 B breite Platte	Grabfeld	Kiekebusch
72	Storkow ⁶⁾ , Kr. Templin	Ebendorf	E (beschädigt)	Urnenfeld	Derselbe
73	Mühlenhagen ⁷⁾ , Kr. Demmin	Stettin	E B gewölbte Platte	Wohl Urnen- feld	Stubenrauch, Balt. Stud. 1904, S. 123
74	Rondsen ⁸⁾ , Kr. Graudenz	Danzig	E B III 1	Brandgrube	Conwentz. Lissauer, Denk- mäler 126
75 bis 76	Thornisch- Papau ⁹⁾ , Kr. Thorn	Thorn	E	Grabfeld	Conwentz
77	Stradonitz ¹⁰⁾ , Hradisch	Prag	Br. Typ und ver- schiedene Varianten	Burgwall	Piě, Čechy na usvite dejm II Taf. 4
78	Gurina ¹¹⁾ , Kärnten	Wien Klagenfurt u. s.	Br. E grosse Anzahl von verschiedenen Formen	Burgberg	A. B. Meyer Gurina 1885

Begleitende Funde: 1) **Holte**: ▽ 331, ● 151. Gr. 46. — 2) **Holte**: Aus zerstörten Urnen; noch weitere (unbestimmbare) Bruchstücke. — 3) **Körchow**: S. ● 173, — 4) **Kl.-Methling**: ● 191. — 5) **Landwehr**: ▽ 470. — 6) **Storkow**: S. △ 531 ● 260 u. s. — 7) **Mühlenhagen**: Br. Plattenfibel älterer Konstruktion. Br. u. E. gekrüpfte Nadeln. — 8) **Rondsen**: ▽ 558. ● 381. — 9) **Thornisch-Papau**: ▽ 564. — 10) **Stradonitz**: S. ▽ 599. ● 418. — 11) **Gurina**: S. auch △ 675, ▽ 610

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
79	La Tène¹⁾ , Gem. Epagnier Neuchâtel	Neuchâtel und viele andere	Br. und E; grössere Anzahl	Befestigte Station	Vouga, les Helvètes à la Tène 1885 Taf. 16, 17 usw. Heierli, Urgesch. d. Schweiz S. 341 u. s.
2. ☉.					
1	Xanten , Kr. Mörs	Xanten	Br. mehrere Ex. Almgren 15	Einzelfund	Steiner, Katalog Xanten 1911 S. 109, 142 figd.
2	Ebendort	Ebendort	Br. B III 4 F III 7 mehrere Ex.	Desgl.	Ebendort, 149, Abb. 17
3	Ebendort	Ebendort	Br. B III 8 F III 7	Desgl.	Ebendort, 150, Abb. 17
4	Ebendort	Ebendort	Br. B III 6 F III 8	Desgl.	Ebendort, 155, Abb. 17
5	Cöln	Berlin M. M.	Br B III 4 F III 5	Beim Abtragen der Festungs- werke der Neustadt	Kiekebusch
6	Ebendort	Ebendort	Br. V. M	Desgl.	Derselbe
7	Coblenz- Neuendorf	Coblenz	E B III 4 F III 1 (mit einem Steg)	Frühröm. Grabfeld	Günther, Bonner Jahrb. 107
8	Coblenz	Ebendort	E B = ● F III 6 (3 Löcher)	Am Jägerhaus	Günther.
9	Kobern , Kr. Coblenz	Berlin V. K.	Br. V. L. Bügel, Scheitel u. Kopf mit auf- gesetzten kl. Stabverzieren- gen	—	J. Schlemm
10	Mayen	Ebendort	Br. V. M.	—	Dieselbe
11 bis 13	Biewer²⁾ Landkreis Trier	Trier	E V. K. u. L.	—	Krüger
14	Braubach³⁾ , Kr. Rheingau	—	Br. Bruchstück	Grabfeld III mit Leichenbrand	Bodewig, Nass. Annal. 33 Taf. II, 15
15	Heddernheim⁴⁾ , Kr. Wiesbaden	Frankfurt a. M., H. M.	B mehrere = Abb. 61 u. ähnl.	—	Beltz.
16	Rodberg⁵⁾ bei Giessen	Giessen	E B III 7 F III 6	Urnenfeld ohne Steinschutz	Kramer. Ergänzung zu den Mitt. d. Oberhess. Gesch. V., X 1902 S. 87
17	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	Br.	Desgl.	Ebendort

Begleitende Funde. 1) **La Tène**: Seltener als ▽; s. auch △ 728, ▽ 635, ● 432. — 2) **Biewer**: ● 3. — 3) **Braubach**: S. △ 16 ▽ 13. — 4) **Heddernheim**: S. ▽ 20. — 5) **Rodberg**: Br. Kettchen, Fingerring, gebuckelter Halsring, Spiralarling. ● 8.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
18 bis 19	Rodberg ¹⁾ bei Giessen	Giessen	E S 2 Bruchstück	Urnenfeld ohne Steinschutz	Eben dort
20 bis 21	Trieb , Kr. Giessen	Ebendort	E S 2 Bruchstücke	Urnengrab	Kramer
22	Nauheim ²⁾ , Kr. Friedberg	Frankfurt H. M. u. Darmstadt L. M.	Br. S 2 B III 7 F III 1	Ausgedehntes Urnenfeld: Urnen ohne Steinschutz	Quilling, S. 101, 3
23	Ebendort	Ebendort	Br. u. E B III 9 F III 1	Desgl.	Ebendort, S. 101, 5. 32 flgd.
24	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9 F III 2	Desgl.	Ebendort, S. 101, 6. 7. 8
25 bis 26	Ebendort	Ebendort	Br. B III 8 F III 7	Desgl.	Ebendort, S. 101, 18. 19
27	Ebendort	Ebendort	Br. V M	Desgl.	Ebendort, S. 101, 29
28	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 7	—	Ebendort, S. 101, 35
29 bis 30	Ebendort	Ebendort	E V. K	—	S. 101, 38 S. 101, 45 usw.
31	Bingen	Berlin V. K.	E. B III 7	—	J. Schlemm
32	Nieder-Ingelheim Kr. Bingen	Mainz	Br. auf dem Bügel Wellenlinie	—	Reinecke in Lindenschmit Alt. V, 345
33	Mainz Dimeser Ort	Mannheim	E	—	Gropengiesser
34	Weisenau ³⁾ bei Mainz	Mainz	Br. S einseitig B an der Stelle des Schiebers Querfurchen und Streifen	Im Rhein	Reinecke in Lindenschmit A. V., 342
35	Friesenheim , Kr. Oppenheim	Ebendort	E BIII 5 F III 2	Skelettgrab (?) (Sk. mit angezogenen Beinen)	Lindenschmit, Westd. Zeitschr. XIV, 1895, S. 367
36 bis 39	Pfaffenschwabenheim , Kr. Oppenheim	Ebendort	Br. V. L. mit Wulsten und Einkerbungen	Grab	Ebendort

Begleitende Funde. 1) **Rodberg**: Br. Kettchen. Glasfluss. — 2) **Nauheim**: Spätlatène-Inventar: Tongefässe in Drehscheibenarbeit. Br. Gürtelhaken. E Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbeschläge, Messer, Äxte. Vier römische Münzen, 1. Jahrh. (zugehörig?). S. auch ∇ 25 ● 13 (ein Exemplar mit Sehnenhaken). — Die 50 Exemplare des Fundes können nur nach Typen aufgeführt werden. S. Quilling S. 99. — 3) **Weisenau**: S. ∇ 48.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
40	Grh. Hessen { Worms ¹⁾ , Rheingewau Heppenheim ²⁾ Kr. Worms	Worms	E B III 9	—	. Köhl
41 bis 45		Ebendort	E S 2	—	Derselbe
46		Privatbesitz	Br. V. O	Flachgrab?	Faudel u. Bleicher, Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace V 1883 Taf. IX, 1
47	Baden { Ilvesheim , Amt Mannheim Ladenburg ⁴⁾ , Amt Mannheim Kirchheim ⁵⁾ , Amt Heidelberg Osterburken ⁶⁾ , Amt Adelsheim Münzdorf ⁷⁾ , O-A. Münsingen (Württemberg) Aislingen ⁸⁾ , B.-A. Dillingen Manching ⁹⁾ , B-A Ingolstadt Eining B-A Kelheim Ashheim , B.-A München I Ebendort Karlstein ¹⁰⁾ bei Reichenhall (Oberbayern) Ebendort ¹¹⁾	Mannheim	E Form?	Brandgrab	Wagner, Fundstätten und Funde II S. 211
48		Ebendort	Br. Bruchst.	—	Gropengiesser
49		Heidelberg	Br. = Abb. 61	Wohngrube	Beltz
50		Maunheim	Br. Bruchst.	—	Gropengiesser
51		Stuttgart	E	In der Bettelmanns- höhle.	Fundberichte XVIII 1910 S. 20 Oberamtsbeschr. Münsingen S. 228
52	Dillingen	E B III 7 F III 4	In einer röm. Kulturschicht	Harbauer- Dillingen	
53	Ingolstadt	Br. mehrere Bruchstücke	Ringwall	Weber, Beitr. zur Anthr. usw. Bayerns 1905 S. 24	
54	Landshut	E B III 6 F III 7	—	Pollinger-Landshut	
55	Berlin V. K.	Br. F III 8	—	J. Schlemm	
56	Ebendort	Ebendort	Br. S 2 B III 7 F III 8 (vgl. Almgren 66)	—	Dieselbe
57	Reichenhall	Br. B III 9 F III 2. 8 (Übergangs- form)	Wohnstätten	Reinecke in Linden schmit. A V Taf. 63, 11:38	
58	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9 (mit Knoten) F III 2. 8 (Übergangs- form)	Desgl.	Ebendort. Taf. 63, 11:39

Begleitende Funde. 1) **Worms**: Spätlatenegefäß. — 2) **Heppenheim**: Spätlatenewaffen und -geräte. ∇ 81 — 3) **Niedermödern**: Vgl. Kossinna, Korrb. 1907, S. 59 (isoliertes Stück in jener Gegend, wohl von den Sueben Ariovists stammend). — 4) **Ladenburg**: S. ∆ 90, ∇ 113. — 5) **Kirchheim**: Frührömisches Inventar (auch geknickte Fibeln). — 6) **Osterburken**: In dem Römerlager. — 7) **Münzdorf**: Gemischter Fund. — 8) **Aislingen**: ∆ 169, ∇ 130. — 9) **Manching**: S. ∆ 181 ∇ 144ff. — 10) **Karlstein**: Nr. 7. Inventar der letzten Latènezeit. S. auch ∆ 176, ∇ 142 (zu den hier angeführten noch mehrere ähnliche). — 11) **Karlstein**: Nr. 7.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
59	Bayern Karlstein ¹⁾ bei Reichenhall, Oberbayern	Reichenhall	Br. B III 9 (mit Knoten) F III 5 (Übergangsform)	Wohnstätten	Reinecke in Lindenschmit. A. u. h. V. Taf. 63, 1140	
60		Ebendort ¹⁾	Br. unvollst.	Desgl.	Ebendort, Taf. 63, 1142	
61		Ebendort ²⁾	Weissmetall Br. B III 1	Desgl.	Ebendort, Taf. 63, 1143	
62		Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. B III 2	Desgl.	Ebendort, Taf. 63, 1144
63	Hgbk. Cassel Enkheim, Kr. Hanau	Frankfurt H. M.	E Bruchst.	—	Krüger, Ber. über Fortschritte der röm.-germanischen Forschung 1905 S. 14	
64 bis 65		Fechenheim ³⁾ , Kr. Hanau	Ebendort	E B III 7 F III 4	Braundgrab	Westd. Zeitschr. 25 S. 429
66 bis 67		Kl.-Gleichberg ⁴⁾ (Steinsburg) bei Römhild	Meiningen	E F III 6 (schlanker, mit Wulst auf dem Scheitel) F III 5 (1 Bruchst.)	Wallburg	Jacob, VAPS. H. VII. VIII usw.
68	Leimbach ⁵⁾ , Sachsen- Meiningen	Ebendort	E V. K. Bruchst. von ähnlichen	Urnenfeld (gemischt?)	Goetze in VATh. S. 223 (Taf. 17, 249) Beitr. zur Gesch. d. Alt. Meiningen. 5 1888 Taf. 4, 2	
69	Thüringische Staaten Gera ⁶⁾	Hohenleuben Reichenfels	E grössere Anzahl, meist Bruchstücke	Urnengräber	Auerbach-Gera Kropp, Latènezeitl. Funde zw. Saale und W. Elster 1911 S. 193	
70		Jena ⁷⁾	Jena	E S 2 B III 4 F III 4 Sonderform	Urnengräber	Eichhorn, Goetze in VATh. S. 306
71		Ebendort ⁵⁾	Ebendort	S 2 Br B III 5 (auf dem Bügel halbrunde Gruben f. Email) F III 2	Desgl.	Eichhorn, Altertümer von Thüringen Taf. IV, 146
72 bis 73		Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E V. K (gestreckter)	Desgl.	Eichhorn
74	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	B V. K Bruchstück	Desgl.	Derselbe	

Begleitende Funde. 1) **Karlstein**: Nr. 8. — 2) **Karlstein**: Nr. 2. — 3) **Fechenheim**: Ein Exemplar mit 59; eins allein (auf dem Grabfelde noch weitere Fibeln). — 4) **Kl. Gleichberg**: S. + 171 usw., mehrere nicht näher bestimmbar Bruchstücke. — 5) **Leimbach**: S. Δ 279 ∇ 194. — 6) **Gera**: S. Δ 289. — 7) **Jena**: S. Δ 286.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
75	Allstedt ¹⁾ , V. B. Apolda	Halle	E B III 7 F III 7	—	Reuss. Goetze in VATH. S. 122
76		Gr.-Romstedt ²⁾ , V. B. Apolda	Jena	E V. K L B III 9 und ähnliche mehrere	Urnenfeld ohne Stein- schutz
77	Eischleben ³⁾ , Kr. Gotha	Gotha	E mehrere Form ?	Urnenfeld	Zschiesche in VATH. S. 236
78	Bebra ⁴⁾ , Fürstentum Schwarzburg- Sondershausen	Sonders- hausen	Br. Form ?	Urnen ohne Steinschutz	Zschiesche in VATH. S. 177
79	Hasenburg ⁵⁾ bei Buhla Kr. Hohenstein	Halle	Br. S 2 B III 4 F III 4	Wallburg	Reuss. Hofer in VATH. S. 185
80 bis 81	Ebendorf ⁵⁾	Ebendorf	E Bruchstücke	Desgl.	Dieselben
82	Ebendorf	Ebendorf	E (mehrere)	Desgl.	Dieselben
83	Mühlhausen ⁶⁾ , Kr. Mühlhausen	Mühlhausen	Br. Bruchstück Form?	In einer Herdgrube	Zschiesche i. VATH. S. 206 S.-Tühr. Jahresschr. 1911
84	Andisleben ⁷⁾ , Kr. Erfurt	Privat- besitz	Br. V. O. aber die Kugeln seit- lich, Bruchstück	Grabfund. Art d. Beisetzung zweifelhaft	Ebendorf, S. 242
85	Gispersleben ⁸⁾ , Kr. Erfurt	Erfurt	E. V. L Bruch- stücke mehrere Ex	Urnen	Ebendorf, S. 248
86 bis 87	Rietnord- hausen ⁹⁾ , Kreis Sangerhausen	Nordhausen	E V. L	Urnenfeld	Höfer in VATH. S. 145
88 bis 89	Meisdorf ¹⁰⁾ , Mansfelder Ge- birgskreis	Berlin V. K.	E B III 5	Grosses Urnenfeld	J. Schlemm. Höfer in VATH. S. 49
90	Ebendorf	Ebendorf	E V. K.	Desgl.	Dieselben
91	Ebendorf	Ebendorf	E B III 4	Desgl.	Dieselben
92	Ebendorf	Ebendorf	E V. K (mit kleinem Wulst)	Desgl.	Dieselben
93	Ebendorf	Braun- schweig	E V. K	Desgl.	Dieselben
94 bis 95	Silstedt ¹¹⁾ , Kr. Wernigerode	Wernigerode	Br. V. K	In einer schwarzen Tonkanne	Höfer, Friedrich, Beitr. z. Altorsk. d. Graftsch. Wernigerode V 1888, Taf. 4 Ebendorf
96	Ebendorf ¹¹⁾	Ebendorf	E V. K	Desgl.	

Begleitende Funde. 1) **Allstedt**: Br. Gürtelhaken. — 2) **Gr. Romstedt**: Vgl. auch 203. Reiche Ausstattung; spätlätene und frühromisch. — 3) **Eischleben**: S. Δ 292. ∇ 210 — 4) **Bebra**: Br. Gürtelhaken, Zierscheiben. E Bruchstücke von Fibeln, gerade und gekrümmte Messer. — Knochennadel. — 5) **Hasenburg**: S. Δ 321. — 6) **Mühlhausen**: Zahlreiche Herdgruben z. T. mit Drehscheibegefässen, bis etwa 100 n. Chr. reichend. — 7) **Andisleben**: Br. Kette; zwei Anhänger mit je sechs Kugeln. — 8) **Gispersleben**: Br. Kette. — 9) **Rietnordhausen**: S. auch ∇ 227. — 10) **Meisdorf**: S. Δ 228. — 11) **Silstedt**: Vier Knochennadeln. —

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
97	Quedlinburg ¹⁾	Quedlinburg	Mehrere: Form?	In einer Urne	Undset, S. 227
98	Halle a. S. ²⁾ , Städtisches Siechenhaus	Halle	E B III 9 F (fehlt)	—	Reuss
99	Löbjeßn ³⁾ , Saalkreis	Ebendort	Br. Singuläre Form, der Bügel zu einem flachen Oval erweitert (für einen aufgesetzten Schmuck)	—	Undset, Eisen XXIII. 3
100	Mücheln ⁴⁾ , Saalkreis	Ebendort	Br. ähnlich V. N S 2. 3 mit Kamm auf Fuss und Bügel	—	Förtsch, S.-Th. Jahresschr. III, Taf. VI, 18
101	Liederstädt ⁵⁾ , Kr. Querfurt	Privat- besitz	Mehrere (Form?)	Urnenfeld	Goetze in VATH S. 71
102	Merseburg	Halle	E schwächig B III 6	—	Reuss
103	Möritzsch ⁶⁾ , Kr. Merseburg	Ebendort	E B III 11 F III 4	Urne	Jacob, Latène-funde XXIII, 147
104	Schenkenberg , Kr. Delitzsch	Halle	E	—	Reuß
105 bis 107	Ebendort ⁷⁾	Desgl.	E B III 9 F III 1	Urnen ohne Steinschutz mit reich- lichem Inhalt	Wahle, S.-Th. Jahresschr. VIII S. 199
108	Marzahne , Kr. Wittenberg	Berlin V. K.	E B III 8 S 2	—	J. Schlemm
109	Sorge ⁸⁾ , Kr. Zerbst	Zerbst Schloss	Br. S. 2 B III 4 (F beschädigt)	—	Seelmann-Becker. S.-Th. Jahresschr. II 1903
110	Ebendort ⁹⁾	Desgl.	E S 2 B III 4 (Bruchstück)	—	Ebendort
111	Ebendort ⁹⁾	Desgl.	Br. Ähnlich V. N. Bügel stark profiliert in Scheiben und Ringern, ebenso F Bruchstück	—	Ebendort
112 bis 113	Strinum ⁹⁾ , Kr. Zerbst	Zerbst Stadt	E S 2 B III 4	Gräberfeld	Seelmann
114	Cöthen	Gr.-Kühnau Schloss	Br. S 2 Knauf am Fuss	In der Stadt beim Funda- mentieren	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Quedlinburg**: E einschneidiges Schwert, Schildbeschlagn. Messer. — 2) **Halle a. S.**: Br. Gürtelhaken mit eigentümlicher Vogelkopfdkoration. — 3) **Löbjeßn**: E Gürtelhaken (noch eine zweite Fibel). — 4) **Mücheln**: S. Δ 339. — 5) **Liederstädt**: S. ∇ 225. — 6) **Möritzsch**: E Gürtelhaken (ob mit Δ 335 zusammengehörig, zweifelhaft). — 7) **Schenkenberg**: Frühromische Angentfibel, Schnalle, Gürtelbehang u. dgl. Vgl. auch Δ 340. — 8) **Sorge**: S. Δ 350, ∇ 241. — 9) **Strinum** Br. Gerippte Armringe, E Gürtelhaken.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
115	Kgr. Sachsen { Gautzsch ¹⁾ bei Leipzig	Leipzig	E V. K	Urnenfeld	Jacob-Leipzig	
115a		Grimma	Br. V. K flach, schwer	Urnengrab	Wilke, Z. f. E. 1899 V. S. 657 Fig. 3a	
116				Hohwelze , Kr. Grünberg		Breslau
117	Schlesien { Zölling ³⁾ , Kr. Freystadt	Desgl.	E V. K	Urnengräber	Derselbe, Schl. V. VI S. 120, 3	
118		Przybor ⁴⁾ , Kr. Steinau	Desgl.	E	Brand- grubengrab	Derselbe
119 bis 120	Fundort unbekannt (Westfalen?)	Münster	E B III 7 F III 7	—	Köpp-Münster	
121 bis 122	Desgl.	Desgl.	E B III 7 F III 7. 8	—	Derselbe	
123	Pymont ⁵⁾ Waldeck	zerstreut Arolsen Bonn Detmold Pymont u. a.	Br. u. S. zahl- reiche Exempl. jungen Typs B III 6. 7 F III 1. 7 usw.	Brunnenfund	Bonner Jahrb. 38. 46. Almgren. Fibeln S. 134. u. s.	
124	Hannover { Rasennühle ⁶⁾ bei Rosdorf, Kr. Göttingen	Göttingen	Br. B III 4 Br. F III 2	—	Hahne	
125		Ebendorf ⁶⁾ ,	Desgl.	Br. B III 4	—	Derselbe
126		Goslar?	Hildesheim	Br. B III 6	—	Hauthal-Hildes- heim
127 bis 128		Nienburg ⁷⁾	Hannover	Br. V. L F III 7	Urnenfeld	Reimers
129	Hannover { Holssel ⁸⁾ , Ld. Wursten Kr. Lehe	Geeste- münde	E S 2	—	Plettke	
130		Pattensen , Kr. Winsen a. L.	Desgl.	Br. B III 7 F III 4	Urnenfeld	Hahne
131 bis 132		Bei Lüneburg	Hannover	E V. K Br. V L (?) Bruchstück	—	Derselbe
133 bis 137	Rieste ⁹⁾ , Kr. Ülzen	Privatbesitz	E B III 7 F III 7	Urnenfeld	Lienau	

Begleitende Funde. 1) **Gautzsch**: S. Nachtrag ▽ 252a. — 2) **Bobersen**: S. ▽ 254. — 3) **Zölling**: S. ▽ 263. — 4) **Przybor**: S. ▽ 272. — 5) **Pymont**: S. ▽ 275. — 6) **Rasennühle**: Bruchstücke mehrerer und einzelne nicht bestimmbare Fibeln — 7) **Nienburg**: S. † 243 △ 425 ▽ 281. — 8) **Holssel**: U. Nr. 1. S. ▽ 319. Br. Schnalle. zusammengerostetes Eisenstück. — 9) **Rieste**: Reiche Ausstattung an Waffen, Scheren, Messern in spätlatene — und frühromischem Charakter s R. 1.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
138 bis 139	Hanover	Lüneburg	E V. K	Urnenfeld	Lienau	
140		Desgl.	E B III 6 F III 7	Desgl.	Derselbe	
141		Desgl.	E V. L (2 Querstreifen)	Desgl.	Derselbe	
142		Desgl.	E (!) = Abb 59 aber Band quer zur Achse	Desgl.	Derselbe	
143		?	Br. B III 9 F III 1 (Übergangsform)	—	Schwantes, P. Z. I Abb. 74 Urnenfriedhöfe in Niedersachs. I S. 9 Abb. 17	
144		Lüneburg	Br. S 2 2 Querfurchen m. Email auch auf den Achsenkugeln	Urnenfeld	Lienau Schwantes a. a. O. L S. 139 Abb. 9 Taf. 27, 8	
145		Desgl.	Br. Abb. 59 Kamm einfacher (Wulst)	Desgl.	Derselbe Schwantes a. a. O. S. 141 Abb. 8 Taf. 27, 15	
146 bis 147		Braunschweig, Privatbesitz	E B III 4 eine Kugel	Desgl.	Fuhse. Voges. Beitr. z. Anthr. Brschwgs. 1898, S. 86, Nachr. d. A. 1902, S. 17	
148		Braunschweig	Braunschweig St. M.	Br. V. N.	—	Fuhse.
149		Braunschweig	Braunschweig H. M.	Br. B III 9 F III 6	In einer bauchigen Urne	Scherer. Voges. S. 32
150	Ebendort	E. B III 1 Übergang zu Δ	Auf dem schwarzen Berg in einer Urne	Ebendort		
151	Hamburg	Hamburg	E B III 7 F III 4	Hügelgräber mit Urnen	Rautenberg, Jahrb. d. Hamb. wiss. Anstalten III 1886	
152 bis 153	Hamburg	Ebendort	E V. L (ohne Gitter)	Desgl.	Ebendort	
154	Ebendort	Ebendort	Br. V. L (ohne Gitter)	Desgl.	Ebendort	
155	Ebendort	Ebendort	E V. L (ohne Gitter)??	III. Hügel (und Urnen)	Ebendort	
156	Ebendort	Ebendort	Desgl. Bruchstück	Desgl.	Ebendort	

Begleitende Funde. 1) **Rieste**: Dazu gegen zehn mehr oder minder bestimmbare Bruchstücke von ähnlichen. — 2) **Schweizerhof**: Inventar spätlatene und frühromisch. — 3) **Thurau**: S. ∇ 297. — 4) **Rhode**: In einem Bronzezeimer (= Willers, Hemmoor, S. 110) mit zusammengebogenem Schwert und Lanzenspitze. — 5) **Weddel**: Römisches Bronzebecken vgl. Willers Neue Untersuchungen S. 19. Frühromische Fibel. — 6) **Helmstedt**: E Fibeln Δ 472. — 7) **Holte**: S. ∇ 331 ◀ 60. Gr. 50 — 8) **Holte**: Gr. 54. Br. Bruchstücke einer Fibel. — 9) **Holte**: Gr. 6. — 10) **Holte**: Gr. 51.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
157	Hamburg Holte ¹⁾ bei Hamburg	Hamburg	E S 2 B III 4	III. Hügel (und Urnen)	Rautenberg, Jahrb. d. Hamb. wiss. An- stalten III 1886	
158		Ebendort	E u. Br. Bruch- stücke, mehrere, im einzelnen nicht erkennbar	IV. Hügel	Ebendort, S. 14	
159		Ebendort	Ebendort	E B III 8 F III 1	Unbezeichn. Hügel	Ebendort, Taf. 3, 38
160	Hannover Westerham ²⁾ , Kr. Neuhaus	Ebendort	E S 2 (?)	Hügel mit Urnen	Ebendort, III, 1886, S. 19	
161		Ebendort	E S 2 B III 4	Desgl. ,	Ebendort, Taf. 3, 42	
162		Ebendort	Ebendort	E B III 7 F III 4	Desgl.	Ebendort, Taf. 3, 43
163	Amrum ³⁾ Kr. Tondren	Privatbesitz Berlin	Br. Typ (Abb. 59) Bruchstück	Urnengrab. Nach- bestattung in einem bronze- zeitl. Hügelgr.	Olshausen-Berlin	
164	Schleswig-Holstein Schliersberg ⁴⁾ , Kr. Flensburg	Kiel	Br. S. 2 B III 6 auf dem Bügel ein Knopf F III 8	Urnenfeld	Knorr VI, 135	
165		Ebendort	Br. V. K. Bruchstück	Desgl.	Knorr VI, 131	
166		Brekum, Kr. Husum	Kopenhagen	Br. V. N.	Desgl.	Mestorf, Urnenfried- höfe. Taf. V Fig. 5
167		Rausdorf, Kr. Stormarn	Kiel	E B III 7 F III 7	Urne	Knorr, VI, 132
168		Schubwiese bei Reinfeld, Kr. Stormarn	Ebendort	E V. O (3) Bruchstück	Desgl.	Mestorf
169	Fürstentum Lübeck*) Malente	Ebendort	Br. Typ (Abb. 59)	Urnenfeld	Knorr, VI, 138	
170		Schwartau	Berlin V. K.	Br. V. O	—	J. Schlemm
171		Selmsdorf bei Ratzeburg (zu Mecklbg.-Str.)	Neustrelitz	Br. V. O	—	Schumann, Lemecke- festschrift 1898 S. 16
172	Zweedorf ⁶⁾ bei Boizenburg (Mecklenburg- Schwerin)	Hamburg	Br. V. K (stark) mit Email	Grosses Urnefeld	Kossinna, Korrespbl. 1907 S. 61 Beltz, Mecklbg. Jahrb. 71, S. 70.	
172a	Gegend von Boizenburg (wohl auch Zweedorf)	Bremen	Br. Sonderform. Ähnl Abb. 62, aber mit zwei Wulsten auf B	In eine Kiesgrube	Weissenborn- Bremen	

Begleitende Funde. 1) **Holte**: Mit 156. — 2) **Westerham**: S. ∇ 324. — 3) **Amrum**: Mehrere Urnen (höhere rundliche Schalen). — 4) **Schliersberg**: Gerippte Gürtelhaken, körbchenförmiges Anhängsel. — 5) **Lottorf-Haddeby**: Holsteinischer Gürtel. — 6) **Zweedorf**: Zahlreiche Urnen älteren Typs. E Kleingerät. Nachtrag.

*) Zu Oldenburg.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
173	Körchow ¹⁾ bei Wittenburg	Schwerin	E B III 4 (ater schwach) F III 3	Grosses Urnenfeld	Beltz, VAM 56, 54
174	Ebendorf	Ebendorf	Br. B III 9 F III 5	Desgl.	Ebendorf S. 340
175 bis 177	Ebendorf	Ebendorf	Br. u. E B III 9 B III 7 (Übergangsform)	Desgl.	Ebendorf S. 340
178	Krebsförden ²⁾ bei Schwerin	Ebendorf	E Variante O (ohne Kreuze)	Urnenfeld No. I	Beltz, Jahrb. d. Ver. f. mecklbg. Gesch. 71, S. 41
179 bis 180	Neuburg bei Wismar	Ebendorf	Br. Var. P.	Urnenfeld	Ebendorf, S. 40
181 bis 184	Raduhn bei Crivitz	Ebendorf	Br. Var. P.	Desgl.	Ebendorf, S. 105 VAM. 46, 26
185	Friedrichs- ruhe bei Crivitz	Ebendorf	Br. V. P.	Desgl.	Ebendorf. 104
186	Kritzow bei Crivitz	Ebendorf	Desgl.	Desgl.	Beltz, Jahrb. d. Ver. f. mecklbg. Gesch. 71, S. 102
187	Bruel	Ebendorf	Desgl.	Desgl.	Ebendorf, S. 111
188	Turloff bei Sternberg	Ebendorf	Desgl.	Desgl.	Ebendorf. S. 110
189	Rachow ³⁾ bei Güstrow	Ebendorf und Privat- besitz	Br. u. E V. L. B III 9 ver- schiedene Über- gangsformen; mehrere	Desgl.	Beltz, VAM. 56. 52, 53 Oben, Abb. 58
190	Dargun	Ebendorf	E. V. K.	Urnenfeld mit Steinpackung. No. II.	Beltz Jahrb. a. a. O. S. 132
191	Kl. Methling ⁴⁾ bei Gnoien	Ebendorf	Desgl.	Grosses Urnenfeld	Ebendorf, S. 136
192	Gehlsdorf bei Rostock	Ebendorf	E 5 Ex. V. K. u. L Bruchstücke	Urnenfeld	Ebendorf, S. 144
193	Pleetz ⁵⁾ bei Friedland	Neubranden- burg	Br. S 2. 4 B III 4 aber gedrungener mit Furchen f. Email	Desgl.	Brückner, Kossinna. Korr.-Bl. 1907 S. 61
194	Peetsch bei Mirow	Neustrelitz	Br. V. O.	—	Schumann, Lemkefestschrift 1898 S. 16

Begleitende Funde. 1) **Körchow**: Bronzekessel, Spätlatène- und frühromisches Inventar R 9 ● 69. — 2) ▽ 364. — 3) **Rachow**: Frühromisches Inventar: Mäanderurnen usw. — 4) **Kl. Methling**: S. ● 70 — 5) **Pleetz**: S. ▽ 367.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
195	Büssen ¹⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	Br. B III 9 F abgebr.	—	Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 25
196	Ebendorf	Privatbesitz	Br. B III 9 F III 7	—	Derselbe
197	Gr.-Chüden ²⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	E V. K	Urnenfeld	Zechlin
198	Ebendorf	Berlin V. K.	Br. V. K	—	J. Schlemm
199	Perver ³⁾ , Kr. Salzwedel	Salzwedel	E V. K	Urnenfeld	Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 18
200	Osterburg	Privatbesitz	Br. S 2. 3 B stark ge- schwollen, Fm. starkem profi- lierten Wulst (Übergang von Δ)	—	Ebendorf, Taf. I, 16. Oben Abb. 62
201	Kl. Möringen ⁴⁾ , Kr. Stendal	Stendal	E V. K	Urnenfeld	Kupka
202 bis 204	Tanger- münde ⁵⁾ , Kr. Stendal	Stendal	Br. 2 Exempl. B III 9 F III 6 E B III 9 Bruchstück	Urnenfeld Nr. II	Kupka, Beiträge zur Geschichte der Altmark Bd. II Heft 5 1908 S. 273 Fig. 1—3 S.-Th. Jahresschr. 1910 S. 21
205	Ebendorf ⁶⁾	Privatbesitz	E V. K	Sehr grosses Urnenfeld (Nr. I)	Ztschr. f. Ethnol. XV 1883 S. 369 XVI 1884 S. 332 Kupka, S. 23
206	Ebendorf	Berlin V. K.	Br. B III 9 F III 7 (Übergangsform)	Ebendorf	Kupka, S.-Th. Jahresschr. 1910 Taf. I, 27
207	Bülstringen ⁷⁾ , Kr. Neuhaldens- leben	Neuhaldens- leben	Br. Bruchst. (Übergang von Δ)	Urnenfeld	Wegner, Ztschr. f. Ethnol. 1895 S. 138 Fig. 48
208	Ebendorf	Ebendorf	Br.	Desgl.	Ebendorf
209	Farsleben ⁸⁾ , Kr. Wolmirstädt	Magdeburg	Br. S 2 Wulst am Ende des Schluss- stückes (an Δ erinnernd)	—	Hahne-Hannover, (Schultheiss Taf. VII, 42)
210	Ebendorf	Ebendorf	Br. V. F aber massiv in einem Stück gegrossen (singuläre Form, an N erinnernd)	—	Hahne

Provinz Sachsen (Nördlicher Teil)

Begleitende Funde. 1) **Büssen**: Schale, Attachen, Trinkgefäße frühromischer Art. — 2) **Gr. Chüden**: Etwa zwölf solcher Fibeln. auch ∇ 371. — 3) **Perver**: S. ∇ 382. — 4) **Kl. Möringen**: Schwarze Situla. — 5) **Tangermünde**: Br. Ring. Goldenes vasen-förmiges Gehänge, platter Spinnwirtel, Perle aus Ton. — Übergang zu frühromisch. — 6) Br. Segelohrringe mit blauen Glasperlen. E Gürtelhaken usw. Ein Exemplar ohne Schlussstück (Kupka 21), nicht näher bestimmbar. — 7) **Bülstringen**: S. Δ 499 Q 7 ∇ 392. — 8) **Farsleben**: Vgl. Δ 504. Nachtrag.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur	
211	Provinz Sachsen (Nördlicher Teil)	Altmark Fo. u.	Berlin V. K.	E S 2 B III 1	—	J. Schlemm
212		Ebendorf	Ebendorf	E V. K	—	Dieselbe
213		Vehlen ¹⁾ , Kr. Jerichow I	Berlin M. M.	E B III 5	Urnenfeld	Kiekebusch
214		Ebendorf ²⁾	Ebendorf	E B III 5 F III 4 (seltene Form, ähnlich Abb. 54)	Ebendorf	Dieselbe
215		Walter- nienburg , Kr. Jerichow I	Halle	Br. S 2 B III 4 F III 1	Auf einem neolithischen Grabfelde	Reuss. S.-Th. Jahresschr. VI Taf. 12 Fig. 27
216	Schartenke ³⁾ , Kr. Jerichow II	?	—	—	Wilke, D. Geschichtsbl. VII 1905 S. 308	
217	Brandenburg	Binenwalde ⁴⁾ , Kr. Ruppın	Berlin M. M.	E u. Br. V. O.	—	Kiekebusch. Ztschr. f. Ethn. 1875 S. (17) Undset, S. 200 XXI, 8 Kossinna, Korrspl. 1907. S. 61. Ruppiner Progr. 1871, S. 20.
218		Ebendorf	Ebendorf	E V. K (länglich)	—	Kiekebusch
219		Ebendorf	Ebendorf	E	—	Dieselbe
220		Charlottenau ⁵⁾ , Kr. Ruppın	Ebendorf	E	—	Dieselbe
221 bis 222		Ebendorf	Ebendorf	E B III 4 F III 4	—	Dieselbe
223		Ebendorf	Ebendorf	E B III 8 Bruchstück	—	Dieselbe
224 bis 225		Ebendorf	Ebendorf	E u. Br. V. O.	—	Dieselbe
226		Sonnenberg , Kr. Ruppın	Ebendorf	E Bruchstück	—	Dieselbe
227		Zühlen ⁶⁾ , Kr. Ruppın	Berlin V. K.	E Übergangs- form von ∇ V. F zu \blacktriangledown V. L. Mehrere Ex.	Grosses Gräberfeld, z. T. Stein- dämme	J. Schlemm. Undset, S. 201
228		Kreis Ruppın	Berlin M. M.	Br. B halb- rund F III 3 (ein Loch)	—	Kiekebusch

Begleitende Funde. 1) **Vehlen**: S. ∇ 413 Br. Segelohrringe, Perlen. E Gürtelhaken, Ringe, Bruchstücke mehrerer Nadeln und Fibeln. Blaue Glasperle — 2) **Vehlen**: In einer Urne mit Glasperlen, Bronzestücken u. a. — 3) **Schartenke**: S. ∇ 400. — 4) **Binenwalde**: S. ∇ 418. — 5) **Charlottenau**: Mehrere Bruchstücke von ähnlichen. ∇ 422. 6) **Zühlen**: Br. Ohrhinge. E Gürtelhaken.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
229	Lünow , Kr. Westhavelland	Berlin M. M.	Br. Bruchst. F III 3. 8 (frühromischer Charakter)	—	Kiekebusch
230	Buchow ¹⁾ , Kr. Osthavelland	Ebendort	Br. B III 9 F III 4 Almgren 2 frühromischer Charakter	—	Derselbe, (vgl. Kiekebusch, Einfl. d. röm. Kult. auf d. germanische 1908 S. 69)
231	Vehlefanz ²⁾ , Kr. Osthavelland	Berlin V. K.	E B III 7 F III 4	—	J. Schlemm
232	Derwitz ³⁾ Kr. Zauch-Belzig	Berlin M. M.	E V. K F abgebrochen	—	Kiekebusch
233	Alt-Töplitz ⁴⁾ , Kr. Zauch-Belzig	Ebendort	E S 2 B III 4 F abgebrochen	—	Derselbe
234	Ebendort	Ebendort	E F III 1 Bruchstück	—	Derselbe
235	Ebendort	Ebendort	E S 2 Bruchstück	—	Derselbe
236	Ebendort	Ebendort	E V. K. B vorn verdickt	—	Derselbe
237	Jütchendorf ⁵⁾ , Kr. Teltow	Privatbesitz	E. V. K.	Urnengrab	Hindenburg, Mannus II, S. 197, 14
238	Gr. Lichterfelde ⁶⁾ , Kr. Teltow	Berlin V. K.	E. B III 8 F III 4	—	J. Schlemm
239	Selchow ⁷⁾ , Kr. Teltow	Anscheinend verloren	E S 2 B III 9 mit Kugeln	Urnengrab	Kiekebusch. — Die Abbildung in Bär 1878, S. 57 an- scheinend ungenau
240	Südende ⁸⁾ , Kr. Teltow	Berlin M. M.	E (dazu Bruch- stück einer ähn- lichen)	Urnengrab	Kiekebusch
241 bis 243	Tempelhof ⁹⁾ Kr. Teltow	Berlin V. K.	E. V. O.	—	J. Schlemm
244	Kolm , Kr. Sorau	Ebendort	E V. L	—	Dieselbe
245	Sadersdorf ¹⁰⁾ , Kr. Guben	Guben	E V. K	Urnenfeld, z. T. römisch	Jentsch, Niederl. Mitt. IV, S. 1

Begleitende Funde. 1) **Buchow**: In einem Mäandergefässe. Br. Gürtelhaken. E Messer, Lanzen Spitze, Schere. — 2) **Vehlefanz**: S. † 245. Δ 529. — 3) **Derwitz**: † 247 Δ 538. ∇ 440. — 4) **Alt-Töplitz**: S. Δ 539. ∇ 456. — 5) **Jütchendorf**: Br. dreigliedriger Gürtelhaken. — Urne schwarz, glatt, angeblich Drehscheibenarbeit. — 6) **Gr.-Lichterfelde**: ∇ 463. — 7) **Selchow**: Mit anderen Nadelresten. — (Vgl. Ztschr. f. Ethn. 1877 S. (254), 1879 S. (58). — 8) **Südende**: E Nadel. ∇ 467. — 9) **Tempelhof**: ∇ 468. — 10) **Sadersdorf**: Kleingerät, besonders Mittellatènefibeln. S. ∇ 488.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
246	Wirchenblatt ¹ , Kr. Guben	Ebendorf	E V. K (zahlreich)	Urnenfeld	Jentsch, Gubener Gymnasialprogr. 1892, S. 21
247 bis 248	Ebendorf	Berlin V. K.	E V. K	Desgl.	J. Schlemm
249 bis 250	Rampitz ² , Kr. Weststern- berg	Ebendorf	E	—	Derselbe
251 bis 253	Seelow ³ , Kr. Lebus	Berlin M. M.	Br. B III 9 F III 5. 8 Almgren 23 Übergang zur frühhömischen	—	Kiekebusch
254	Carow , Kreis Niederbarnim	Berlin V. K.	Br. (unvollständig)	—	J. Schlemm
255	Rosenthal , Kr. Niederbarnim	Berlin M. M.	Br. Sonderform, ähnlich Abb. 62	—	Kiekebusch
256	Gramzower ⁴) Forst Uckermark	Prenzlau	Br. B III 9 F III 5	Urnengräber	Blume, Verzeichnis d. Uckermärkischen Vereins-Sammlung S. 50
257	Ebendorf ⁴)	Ebendorf	E V. K	Desgl.	Ebendorf
258	Ebendorf ⁴)	Ebendorf	E B III 9 F III 7	Desgl.	Ebendorf
259	Hammelspring ⁵ , Kr. Templin	Ebendorf	E V. O	Desgl.	Schumann
260	Storkow ⁶ , Kr. Templin	Berlin M. M.	E V. O, aber ohne Kreuze	Urnenfeld	Kiekebusch. Buchholz, Nachr. d. A. 1893, S. 35
261	Ebendorf	Ebendorf	E V. O (? ver- rostet und nicht erkennbar)	Desgl.	Ebendorf
262	Melzow , Kr. Angermünde	Prenzlau	E V. K	Urnengrab	Schumann
263	Borgwall ⁷) bei Demmin	Stettin	Br. V. O.	Urnengrab	Schumann Balt. Stud. 39 Taf. VII, 13 Lemkefestschrift 1898 T. II, 4
264	Grischow , Kr. Demmin	Berlin V. K.	Br. V. P	Angeblich Moorfund	J. Schlemm Schumann B. St. 39, VII, 12

Begleitende Funde. 1) **Wirchenblatt**: Spätlatene und anscheinend frührömische Inventar, auch ∇ 493. — 2) **Rampitz**: S. ∇ 496. — 3) **Seelow**: E halbrundes Messer, rundliches Messer mit Stiel. — 4) **Gramzower Forst**: E Lanzen spitze, Ring, Messer mit gedrehtem Stiel (Übergangsfund). — 5) **Hammelspring**: ∇ 505 — 6) **Storkow** S. ∇ 510 \bullet 72. — 7) **Borgwall**: Br. Kette. —

I.f.d. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
265	Drosedow , Kr. Grimmen	?	Br. V. O.	—	Kossinna, Korrspl. 1907, S. 61
266 bis 267	Pöglitz , Kr. Grimmen	Stettin	Br. V. P	Urnengräber	Schumann, B. St. 39 S. 192
268 bis 269	Gr.-Lüders- hagen , Kr. Stralsund	Stralsund	Br. V. P (Bruchstück)	Urnengrab	Schumann, S. 146
270	Mölln-Medow bei Bergen Rügen	Ebendort	Br. V. P Verbindungs- achse massiv	Desgl.	Ebendort, Taf. XVI, 15 S. 174 Lemckefestschrift 1898
271	Nadelitz Rügen	Berlin V. K.	Br. V. O	—	J. Schlemm. Balt. Stud. 39 S. 176
272	Patzig Rügen	Stralsund	Br. V. O (3 Kugeln)	—	Ebendort Taf. XIV, 13 S. 191
273	Samtens Rügen	Ebendort	Br. V. P	—	Ebendort, Taf. XVI, 16 S. 207
274	Stubnitz Rügen	Ebendort	Br. V. P.	Urnengrab	Schumann
275 bis 276	Tesch- hagen¹⁾ , Rügen	Berlin V. K.	Br. S 2 B III 8 stark, mit Furchen für Email	Urnengrab	Ebendort S. 239 Kossinna, K.-Bl. 1907 S. 61
277 bis 278	Ebendort ¹⁾	Ebendort	Br. V. K S 2 B mit kappen- artiger Ver- breiterung und Wulst	Desgl.	Schumann, a. a. O. T. VI, 15. 16
279	Rügen (Fo. u.)	Ebendort	E V. O	—	J. Schlemm
280	Ebendort	Ebendort	Br. V. P	—	Dieselbe
281	Rügen (wahrscheinl.)	Nürnberg G. M.	Br. V. P	—	Reinecke in Lindenschmit V 351
282 bis 283	Helmshagen²⁾ , Kr. Greifswald	Greifswald	Br. mit Email auf dem Bügel	Aus Urnen- gräbern	B. St. 39 Taf. XIV, 9 S. 151 Kossinna, Korr.-Bl. 1907 S. 60 Oben Abb. 65
284	Sinzlow³⁾ , Kr. Greifen- hagen	Stettin	E V. K (mehrere Expl.)	Brandgräber	Balt. St. 39 Taf. XIII, 11
285	Brendemühl⁴⁾ , Kr. Kammin	Berlin V. K.	E V. K (Knick verziert)	Urnengrab in Stein- packung	J. Schlemm

Pommern

Begleitende Funde. 1) **Teschhagen**: E Schwert. — 2) **Helmshagen**: E Schwerter, Lanzen, Schildbuckel. — 3) **Sinzlow**: Schwertscheide. — 4) **Brendemühl**: E Schwert, Lanzenspitze.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
286 bis 295	Butzke ¹⁾ , Kr. Belgard	Stettin	E B III 9 F III 7 B III 7 F III 3. 6 Übergangsformen z. frühromischen oder F III 4	Brandgruben- gräber und Urnen	Schumann, a. a. O. S. 109 X 5 XI 3. 4
296		Ebendorf	E V. K	Brandgruben- gräber	²⁴ Ebendorf, Taf. XIII, 11
297 bis 298	Persanzig , Kr. Neustettin	Berlin V. K.	1 Br. 1 E. B III 9	Aus zwei grossen Brandgruben- gräbern	J. Schlemm
299	Ebendorf	Ebendorf	E. V. M mit Wulst auf dem Bügel (Über- gangsform)	Desgl.	Dieselbe
300 bis 301	Ebendorf	Ebendorf	Br. F III 2. 8 (Übergangsform) 1 Bruchstück	Desgl.	Dieselbe
302	Ebendorf ³⁾	Stettin	E V. K und Übergangs- formen; gröss. Anzahl	Desgl.	Schumann 185 Taf. XV, 13. 15 Kasiski, Vaterl. Altert. d. Neustett. Kreises 1881 S. 36
303	Gumbin ⁴⁾ Kr. Stolp	Stettin und Privatbesitz	E; mehrere V. K. u. ä.	Brandgruben- u. Urnengräber	Pommersche Monatsbl. 1896 S. 69. 115
304 bis 310	Koppenow ⁵⁾ , Kr. Lauenburg	Ebendorf	E V. K u. L. B III 9 (z. T. Über- gangsformen)	Brandgruben- gräber und Urnen	Schumann, a. a. O. S. 165
311	Ebendorf	Ebendorf	E Typ, aber einfacher	Desgl.	Ebendorf
312	Quaschin , Kr. Neustadt	Danzig	E B III 6 F III 6 (Löcher recht- eckig)	—	Conwentz
313	Oliva ⁶⁾ , Kr. Danziger Höhe	Ebendorf	E. B III 9 F III 1	Brandgruben- gräber, Urnen- gräber durch- einander	Conwentz, Lissauer, Denkmäler S. 127
314 bis 316	Ebendorf	Ebendorf	E ähnliche Form	Desgl.	Ebendorf
317 bis 318	Ebendorf	Ebendorf	E. B III 6 F III 1	Brandgruben- grab	Ebendorf

Begleitende Funde. 1) **Butzke**: E Waffen, ∇ 529; frühromische Fibeln. — 2) **Lustebur**: E Lanze. Br. Ringelchen. — Blaue Glasperle. — 3) **Persanzig**: E Waffen, Messer, Gürtelhaken, Pinzette. — 4) **Gumbin**: S. ∇ 533. — 5) **Koppenow**: E Waffen, ∇ 534 usw. — 6) **Oliva**: Spätlatene- und frühromisches Inventar.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben.	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
319	Oltva , Kreis Danziger Höhe	Danzig	E. B III 9 F III 7	Brandgruben- gräber	Conwentz, Lissauer, Denkmäler S. 127
320 bis 321	Suckschin , ¹⁾ Kr. Danziger Höhe	Ebendort	E. B III 9 F III 7	Urnengrab	Conwentz
322	Ebendort	Ebendort	E. B III 9 F III 7	Brandgruben- gräber	Derselbe
323	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9 F III 7	Desgl.	Derselbe
324	Marienburg	Berlin V. K.	Br. V. K. B platter	Brandgruben- grab u. Urnen- gräber	J. Schlemm Lissauer, Denkmäler S. 128
325	Ladekopp ²⁾ , Kr. Marienburg	Danzig	E. V. K unvollständig	Urnengrab	Lissauer und Conwentz, Schr. d. naturforsch. Gesellsch. Danzig VI 13
326	Willenberg ³⁾ Kr. Stuhm	Ebendort	E B III 7	Desgl.	Conwentz
327	Culm ⁴⁾	Berlin V. K.	Br. F III 5 Übergangsform zu frührömisch Almgren 18	—	J. Schlemm
328	Ebendort	Ebendort	E V. K	—	Dieselbe
329 bis 332	Ebendort	Ebendort	E B III 7 F III 5	—	Dieselbe
333	Ebendort	Ebendort	E V. K L	—	Dieselbe
334	Ebendort	Ebendort	E V. L	—	Dieselbe
335	Ebendort	Danzig	Br. B III 9 F spitz, geschlossen	Brandgruben- gräber	Conwentz
336	Ebendort	Ebendort	E	Urnengrab	Derselbe
337	Ebendort	Ebendort	E B III 4	Brandgruben- grab	Derselbe
338 bis 342	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
343	Ebendort	Graudenz	E u. Br. Anzahl Ex. von B III 9 (Übergangsform)	—	Anger
344	Grubno , Kr. Culm	Danzig	E	Urnengrab	Conwentz, Lissauer, Denkmäler S. 126
345	Ebendort	Ebendort	E B III 4	—	Ebendort
346	Kaldus , Kr. Culm	Ebendort	Br. O Schrägkreuzfurchen	Streifund	Conwentz, Verwaltgsb. d. W. Pr. M. 1895, S. 41 Fig. 18 Westpr. Mus. T. 67, 3

Westpreussen

Begleitende Funde. 1) **Suckschin**: S. ∇ 538. — 2) **Ladekopp**: Spätlatène und frührömisches Inventar. — 3) **Willenberg**: S. V. Q 15 ∇ 541. — 4) **Culm**: S. ∇ 553.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
347 bis 353	Neuguth,¹⁾ Kr. Culm	Danzig	Br. B III 9 F III 3 oder geschlossen	Brandgruben- gräber	Conwentz
354 bis 356	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 7	Desgl.	Derselbe
357 bis 359	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 5	Desgl.	Derselbe
360 bis 361	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 4	Desgl.	Derselbe
362 bis 363	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 1	Desgl.	Derselbe
364 bis 365	Ebendort	Ebendort	E V. K mit kl. Wulst *)	Desgl.	Derselbe
366 bis 373	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 7	Desgl.	Derselbe
374 bis 375	Ebendort	Ebendort	E B III 4	Desgl.	Derselbe
376 bis 378	Ebendort	Ebendort	Br. Typ mit Knoten	Desgl.	Derselbe
379	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9	Desgl.	Derselbe
380	Marusch²⁾, Kr. Graudenz	Graudenz	E Br. B III 9 mit verschiede- ner Fussbildung Mehrere Ex.	Urnengrab	Anger. Lissauer Denkmäler, S. 126
381 bis 382	Rondsen,³⁾ Kr. Graudenz	Berlin V. K.	E V. K (Knick verziert, Rahmen ein- geschnitten)	—	J. Schlemm
383	Ebendort	Ebendort	E B mit kleinem Wulst	—	Dieselbe
384	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. F V. L (Übergangsform)	—	Dieselbe
385	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9	Brandgrube	Conwentz
386	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 1	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Neuguth**: S. ▽ 546. — 2) **Marusch**: E Gürtelhaken, Ring. — Spinnwirtel, Typen gleich Rondsen. — 3) **Rondsen**: S. ▽ 558 • 74. Br. Schale, Gürtelhaken, E. halbmondförmiges Messer, Messer mit Stiel. — Doppelkonischer Wirtel.

*) Gleich Exemplaren von Koppenow (Pommern). und Taubendorf (Ostpreussen) 397.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
387	Rondsén, Kr. Graudenz	Danzig	E B III 9 F III 6	Brandgrube	Conventz
388	Ebendort	Ebendort	E B III 9 F III 7	Desgl.	Derselbe
389	Ebendort	Ebendort	E V. K	Urnengrab	Derselbe
390	Ebendort	Ebendort	E B III 6 F III 2	Brandgrube	Derselbe
391	Ebendort	Ebendort	E B III 4	Desgl.	Derselbe
392	Ebendort	Ebendort	E B III 9	Desgl.	Derselbe
393	Ebendort	Graudenz	E zahlr., zum Teil mit Kopf- scheibe V. K. L. M.	Brandgruben- gräber und Urnengräber	Anger, Gräberfeld zu Rondsén, 1890
394	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9 Übergangsform. verschiedener Art, zahlreich	Desgl.	Ebendort
395	Warmhof¹⁾, Kr. Marien- werder	Ebendort	E. V. K. L.	In einem frei- stehenden Br. Kessel mit eisern. Rand- reifen	Conventz, Verwaltungs- b. 1906, S. 26, 27
396	Scharnau, Kr. Thorn	Thorn	E V. L (Bruchstück)	—	Conventz
397	Taubendorf²⁾, Kr. Neidenburg	Königsberg	E V. L	Urne	Heydeck, Prussia- berichte 21 S. 54
398 bis 399	Niederhof³⁾, Kr. Neidenburg	Ebendort	E B III 9 (mit Schale auf dem Bügel) F III 2 E B III 9 F III 4	Urnengräber	Brinkmann, Prussiaberichte 22 S. 284
400 bis 401	Grodtken⁴⁾, Kr. Neidenburg	Ebendort	E B III 9 F III 4	Brandgrube mit Grab- urnen	Hollack, Prussia- berichte 22 S. 356
402	Crossen, Kr. Pr. Holland	Ebendort	E V. K	Einzelfund	H. Kemke

Begleitende Funde. 1) **Warmhof**: E Schwert mit Scheide und Lanzenspitze, zusammengebogen; verschiedenartige Bruchstücke. — 2) **Taubendorf**: Beigefässe, Pfiemen. S. auch ∇ 573. — 3) **Niederhof**: Frührömisches Inventar (Tischler B). — 4) **Grodtken**: E Krummesser, Schildbuckel mit grossköpfigen Nietten, Schildfessel, Lanzenspitze mit Ornament.

Lfd. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
403 bis 404	Selchowhammer¹⁾ , Kr. Filehne	Posen K. F.	E S 2 Bruchstücke Form unsicher	—	Blume
405	Muchocin²⁾ , Kr. Birnbaum	Ebendort	E V. K	—	Derselbe
406	Behle , Kr. Czarnikau	Bromberg	E S 1 B III 4	Hügelgrab	Schmidt-Bromberg Jahrb. f. d. Netz- distrikte 1892 S. 114
407	Gr.-Wodek bei Schulitz, Kr. Bromberg	Ebendort	Br. B glatt Nadelhalter kreisförmig durchlocht	—	Schmidt-Bromberg
408 bis 409	Tuczno³⁾ , Kr. Hohensalza	Posen K. F.	E. B III 9 F III 2	Gräberfeld	Blume
410	Ebendort	Ebendort	Br. B III 9	Desgl.	Derselbe
411	Truszczyzna bei Argenau, Kr. Hohensalza	Bromberg	Br. Typ ● mit 2 Knoten und Knoten am Fussende	Einzelfund	Schmidt
412	Lachmirowitz⁴⁾ , Kr. Strelno	Ebendort	E B III 9 F III 2	Urnen	Derselbe
413 bis 414	Dembitsch-Kolonie , Kr. Schroda	Posen K. F.	Br. B III 9 Bruchstücke	—	Blume, Mannus I S. 140. 34
415	Solacz , Kr. Posen-Ost	Ebendort	E V. K	—	Derselbe
416	Kokorzyn⁵⁾ , Kr. Kosten	Ebendort	E B III 9	Brandgruben	Derselbe. Mannus I 140 Nr. 31
417	Grotnik , Kr. Franstadt	Ebendort	E S 2 Bruchstück Form unsicher	Brandgrube	Derselbe Ausstellung Posen 1909, N. 2647
418	Stradonitz⁶⁾ , Hradisch	Prag	Br. zahlreich, bes. Typ und V. K. L	Burgwall (Marbo- dunum?)	Piö, Hradistě u Stradonis Taf. 4, 10. 24
419 bis 423	Ebendort	Dresden	2 Br. 3 E 4 K 1 L	Ebendort	Deichmüller
424	Ebendort	Berlin V. K.	Br. V. L (nicht durch- brochen)	Ebendort	J. Schlemm

Begleitende Funde. 1) **Selchowhammer**: E Gürtelhaken. — 2) **Muchocin**: E Drei Lanzen spitzen. — 3) **Tuczno**: Spätlatene und frührömisches Inventar. — 4) **Lachmirowitz**: Schildbuckel, Schwert, Lanzen spitze, Messer usw. — 5) **Kokorzyn**: Mit zwei br. Fibeln = Almgren 67. 68. — 6) **Stradonitz**: S. ∇ 599 ● 77.

I.f.d. Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
425	Salzburg¹⁾	Bad Dürkheim	Br. V. L	Auf dem römischen Friedhof	Mehlis-Neustadt
426	Mechel²⁾ im Nonstal, Tirol	Innsbruck	Br. B III 2	—	Much, Atlas S. 149, 23
427	Gurina³⁾ , Kärnten	Klagenfurt Wien	Br. E grössere Anzahl von ◐ in verschied. Formen	Befestigte Siedelung	Oben Abb. 61
428	Vilters⁴⁾ Kanton St. Gallen	St. Gallen	mehrere	„Burg“ Severgall	Heierli. Urgesch. d. Schweiz S. 328
429	Wetzikon , Kanton Zürich	Zürich	E B III 5 F III 4	—	Viollier, 320
430	Niederbipp , Kanton Bern	Bern	Br. B III 7 F III 4	—	Derselbe. 322
431	Estavayer , Kanton Freiburg	Ebendorf	Br. Übergang von ◑	—	Derselbe, 321
432	La Tène⁵⁾ Gem. Epagnier	Neuchâtel und viele andere	Br. und F vielfach	Befestigte Station	Vouga. Gross. Heierli u.s.w.

Begleitende Funde. 1) **Salzburg**: Mit Fibeln des 2. und 3. Jahrhunderts, Kopfnadel, Löffel, Glassachen. — 2) **Mechel**: S. ◑ 608. — 3) **Gurina**: S. △ 654, ◑ 610. — 4) **Vilters**: S. △ 687, ◑ 621. — 5) **La Tène**: S. △ 726 ◑ 638 ◐ 79.

Nachträge und Berichtigungen sowie Kartenbeilage folgen in Heft 6.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 21. Oktober 1911.

Vorträge:

Hr. Eduard Hahn: Wirtschaftliches zur Prähistorie.

Hr. Oskar Iden-Zeller: Ethnographische Beobachtungen auf der Tschuktischen-Halbinsel. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben: Hr. Dr. Karl Bolle in Berlin, Mitglied seit 1903, und Hr. Professor Dr. Erich Schmidt in Bromberg, Mitglied seit 1909.

(2) Neu aufgenommen sind:

Altertumsgesellschaft in Insterburg.

Verein für Heimatkunde in Kottbus.

Hr. Dr. Emil Goldberg, Arzt in Lankwitz.

Hr. Amtsgerichtsrat Dr. Kämmerer in Brandenburg a. d. H.

Hr. Diplomingenieur Paul Schuh in Augsburg.

(3) Dem Herrn Stimming in Grosswusterwitz ist zu seinem 80. Geburtstag am 28. August telegraphisch Glück gewünscht worden.

(4) Die fünfte gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft hat vom 6. bis 9. August in Heilbronn stattgefunden. Mit der vorausgehenden Besichtigung des Unterkiefers von Mauer in Heidelberg und der Fundstelle desselben, einem Sitzungstage in Stuttgart, einem Ausfluge auf die schwäbische Alp, der paläethnologischen Konferenz in Tübingen, dem Besuch des Hölfels und des Sirgensteins und einem Ausfluge nach Heidenheim und Steinheim hat sich der Kongress über zehn Tage hingezogen und den Teilnehmern überreiche Belehrung und Anregung geboten.

(5) Der zehnte internationale Geographenkongress, welcher im Oktober in Rom stattfinden sollte, ist verschoben worden.

Der 18. internationale Amerikanistenkongress wird in London vom 27. Mai bis 1. Juni 1912 unter dem Vorsitze von A. R. Markham stattfinden.

(6) Durch Frau A. Bartels ist der Gesellschaft eine ansehnliche Schenkung von Büchern aus dem Nachlasse ihres Gatten zugegangen, welche ein neues Band der Erinnerung zwischen der Gesellschaft und dem um dieselbe so hochverdienten Mitgliede herstellen wird.

(7) Manuskripte sind eingegangen von Herrn W. Müller in Schimonoseki über das japanische Mädchen- und Knabenfest und von Herrn R. Beltz in Schwerin über die Funde von La-Tène-Fibeln in Deutschland. Das erste ist im 3. und 4. Heft der Zeitschrift abgedruckt, das zweite wird später erscheinen, da der Druck zwar schon im August begonnen ist, aber wegen mannigfaltiger Schwierigkeiten nur langsam fortschreitet.

(8) Hr. O. Hauser hat unter dem Titel „Le Périgord préhistorique“ einen Führer durch das Vézèreetal und die Nachbartäler herausgegeben, welcher auf sieben Plänen die Grabungsplätze des Genannten topographisch und stratigraphisch zur Anschauung bringt.

(9) Hr. Rütimeyer bittet, dass in seiner im 2. Heft gedruckten Arbeit in der untersten Zeile der Seite 241 „war“ in „wurde“ geändert werde.

(10) Nach Mitteilung des Herrn Preuss hat das Komitee für die Forschungsreise des Herrn Christian Leden im nördlichen Kanada bisher 6000 *M* zusammengebracht, und der Reisende ist zu einer Vor-Expedition aufgebrochen, von welcher er jedoch im Winter zurück sein will.

(11) Der angebliche Fund von Steinau, welcher in der Juni-Sitzung erwähnt wurde, hat sich nachträglich als eine Fälschung erwiesen. Hr. Matschie hat durch genaue Vergleichung festgestellt, dass es sich um den Schädel einer Rasse des Schimpanse handelt, welche als Tschego bezeichnet wird, und zwar einer Varietät, welche Hr. Matschie Kulkamba nennt. Das Museum f. Naturk. besitzt ein Stück davon aus Loldorf. Auf briefliche Anfrage des Herrn Matschie hat der Fälscher zugegeben, dass sein Schädelstück aus derselben Gegend stamme. Übrigens muss ich aus sehr eingehenden Mitteilungen, welche ich über die Angelegenheit erhalten habe, annehmen, dass es sich ursprünglich gar nicht um eine Irreführung der „Wissenschaft“ handelte, am wenigsten um einen Versuch, eine bestimmte wissenschaftliche Persönlichkeit aufs Glatteis zu locken, sondern nur um einen wesentlich lokalen Scherz. Dem Veranstalter des letzteren ist nur der Vorwurf zu machen, dass er nicht sofort, als die Angelegenheit so weite Kreise zu ziehen begann, mit seiner Persönlichkeit hervorgetreten ist und sich als den Urheber der Verwirrung bekannt hat.

(12) Vor der Tagesordnung macht Hr. Kiekebusch Mitteilungen über eine von ihm im Sommer d. J. aufgedeckte vorgeschichtliche Ansiedlung bei Hasenfelde, Kr. Lebus. Es gelang, drei Grundrisse frei-

zulegen, die den Typus von Buch aufweisen. Auch hier findet sich vor dem Herdraume eine Vorhalle. Die Pfostenlöcher enthielten zum Teil Gefässreste aus der Bronzezeit. Andere Scherben deuten auf spätere Epochen¹⁾. Die in der Ansiedlung gefundenen Tierknochen hat Dr. Hilzheimer untersucht. Genauere Mitteilungen über das vorgeschichtliche Dorf erscheinen im nächsten Heft der „Prähistorischen Zeitschrift“. Am Schlusse seiner Ausführungen erwähnte der Vortragende einen von ihm in einem bronzezeitlichen Gräberfelde bei Paulshof (nahe Alt-Landsberg) aufgefundenen Grundriss und schilderte dann die von ihm geleiteten Ausgrabungen des Märkischen Museums bei Nackel (Nähe von Friesack, Kr. Westhavelland). Herr Pfarrer Wolfram war hier seit Jahren auf Brandspuren in einer Sandgrube aufmerksam geworden und erkannte aus der Veröffentlichung des Vortragenden über Buch den Charakter dieser Überreste. Der Vortragende fand einen Grundriss vom Buchertypus und stellte fest, dass hier eine ganze vorgeschichtliche Ansiedlung — wahrscheinlich der jüngeren Bronzezeit angehörend — von einer 3 bis 4 m hohen Wanderdüne verschüttet worden ist. Ein Profil liess im Lichtbilde die alte, wie eine etwa $\frac{1}{2}$ m unter der heutigen Humusdecke liegende zweite Kulturschicht erkennen; letztere enthielt ebenfalls Brandspuren, konnte aber bisher aus Mangel an Kulturresten keiner bestimmten Periode zugewiesen werden.

Neben einer zweiten frühmittelalterlichen Ansiedlung, die nur fünf Minuten von der vorgeschichtlichen entfernt ist, verdient eine vor- oder frühgeschichtliche Befestigungsanlage ganz besonderes Interesse, die sich vom Gutspark des Herrn von der Hagen auf Nackel auf einer Landbrücke zwischen zwei Luchniederungen etwa $\frac{1}{4}$ Stunde auf Wutzetz zu hinzieht und mit einem Gehölz bestanden ist, das noch heute den Namen „Dreigraben“ führt. Alle drei Gräben, sowie die zwischen den Gräben liegenden Wälle sind noch vorhanden. Seitens des Märkischen Museums werden mit Unterstützung des Herrn Pfarrer Wolfram und des Herrn Rittergutsbesitzers v. d. Hagen, der schon diesmal in freundlicher Weise einige Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt hat, im nächsten Jahre umfangreichere Ausgrabungen vorgenommen werden.

Über die zuletzt berührten Ausgrabungen des Märkischen Museums bei Niedergörsdorf, Kr. Jüterbog-Luckenwalde, wo ein Gräberfeld, ein Bauernhaus aus dem frühesten märkischen Mittelalter und ein Burgwall untersucht wurden, hofft der Vortragende in einer der nächsten prähistorischen Fachsitzungen sprechen zu können.

(13) Herr Moszkowski gibt die nachfolgende Erklärung ab: Hr. Prof. Dr. Neuhauss hat im Diskussionsbericht im Anschluss an den

1) Nachdem es mir nachträglich (im November 1911) gelungen ist, bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland, eine germanische Ansiedlung (Grundriss vom Buchertypus, Pfostenbau) aus der späten Kaiserzeit aufzudecken, unterliegt es nun — nach Vergleichung des Scherbenmaterials — keinem Zweifel mehr, dass bei Hasenfelde neben einem bronzezeitlichen ein frühwendisches Dorf liegt, zu dem auch die drei Grundrisse gehören.

Vortrag vom 29. April neben manchen anderen Dingen, die er hat drucken lassen, ohne sie gesagt zu haben, auch die Behauptung aufgestellt, dass meine Bilder technisch zu unvollkommen, ausserdem zu stark retouchiert seien, als dass man irgend etwas erkennen könne. Gegen den ersten Teil des Vorwurfs brauche ich mich nicht zu wehren, was den zweiten anbetrifft, erkläre ich ihn für objektiv unwahr. In den Ihnen vorgelegten Typen ist weder etwas hinein- noch herausretouchiert worden. Es sind überhaupt keinerlei Manipulationen vorgenommen worden, die bezweckt haben irgend etwas aus den Platten herauszunehmen oder in sie hineinzubringen, was nicht ursprünglich darin enthalten war.

(14) Hr. Eduard Hahn hält den angekündigten Vortrag:

Wirtschaftliches zur Prähistorie.

Die Wirtschaftsgeschichte ist bisher auch in der deutschen Wissenschaft noch nicht gerade zu hoher Bedeutung gekommen. Vielfach versteht man darunter nur einen Zweig der Nationalökonomie, der sich besonders mit dem Material beschäftigt, was Akten, Wirtschaftsrechnungen, die älteren Darstellungen u. dgl. mehr über das Handwerk, über die Verteilung des Grundbesitzes, über die Verhältnisse der Ackerbestellung usw. in den letzten Jahrhunderten bieten. Nach der Art der Quellen können da natürlich nicht eigentlich weitreichende Schlüsse für die ältere Geschichte gezogen werden, viel weniger gar auf die Vorgeschichte und die Anfänge der Wirtschaft überhaupt. Aber auch von der anderen Seite ist bis dahin ausserordentlich wenig für die Erforschung der wirtschaftlichen Beziehungen des Menschen der älteren Zeit oder gar der Urzeit geschehen. Das geht ja schon daraus hervor, dass bis in die heutige Zeit hinein der Urmensch der Steinzeit z. B. allgemein und, wie wir doch eigentlich alle wissen, ohne rechten Grund als Jäger aufgefasst und geschildert wird, während doch nichts uns zwingt, die pflanzliche Nahrung für diese Zeit derart zurücktreten zu lassen¹⁾. Es waltet hier immer noch die Neigung vor, dem heutigen Kulturmenschen seine Vorfahren recht roh und recht unentwickelt erscheinen zu lassen.

Es gibt aber nach unserer heutigen Auffassung der Aussenvölker und doch auch nach psychologischen Erwägungen ein durchaus falsches Bild, wenn wir meinen, unsere Ahnen hätten sich in wenig tausend oder gar nur in hunderten von Generationen aus rückständigster Roheit zum Kulturmenschen emporgeschwungen. (2000 Jahre n. Chr. und 5000 Jahre v. Chr. gibt sieben Jahrtausende, das wären 210 Generationen bis zum Beginn aller geschriebenen Geschichte.) Die „einfachen“ Verhältnisse der Anfänge mögen ja dichterisch sehr schön sein, aber für die Wissenschaft sollten sie ganz aus der Diskussion verschwinden.

Nehmen wir nun auch hier für den Menschen an, dass er den Zusammenhang mit den tierischen Ahnen ungefähr in der Periode verloren hat, in der die gewohnheitsmässige wirtschaftliche Benutzung des Feuers sich bei ihm einstellte²⁾, so werden wir gleich vor die ja freilich rein theoretische, aber doch nicht ganz unwichtige Frage gestellt: in welcher

Art gewann der Mensch das Feuer, das er nun dauernd benutzte: Schlug er es aus dem Stein, rieb er es aus dem Holz?

Wenn man nun, wie Karl v. d. Steinen das nach meiner Meinung mit Recht auch für unsere Urzeit tut, die „Steinzeit“ eigentlich als Holzzeit ansieht, wenigstens für manche Gegenden und für manche Epochen, so hat ja freilich ein älterer Forscher Recht mit der Klage: mit dem Holz würde doch alles für die Urgeschichte wieder hypothetisch! Aber ist denn mit den Steinfunden ohne Hypothese irgend etwas anzufangen? Ich vermisse recht häufig neben der ja sehr wichtigen Einordnung in eine datierbare Zeitstufe irgend eine Art Vorstellung darüber, wozu und wie nun die uns vorliegenden Eolithen und andere Steingeräte in der damaligen Wirtschaft der Menschheit benutzt wurden. Bei all den Klopfern und Schabern, und wie man sie sonst nennt, wird, wie mir scheint, immer viel zu viel an die Zubereitung von Fleisch und von Fellen, also an den Jäger gedacht und viel zu wenig an Wurzeln, Knollen u. dgl., die man ausgrub und zerklopfte oder ausschabte, an harte Früchte und Samen, die man aus den Hülsen herausschlug, an Körner, die zerrieben wurden und an mehr dergleichen Dinge, die wir bei den Aussenvölkern als wichtige Nahrungsmittel finden. Und dabei sollten uns doch die zahlreichen Mühl- und Reibsteine, für die wir häufig ja auch noch den Unterstein im Museum haben, immer an Pflanzstoffe, in erster Linie z. B. an Wildgrassamen denken lassen. Das setzt ja schon die spätere Getreidekultur als eine notwendige Vorstufe voraus. Die einzige Pflanzennahrung aber sind Wildgrassamen denn doch kaum jemals gewesen.

Gegen eine solche Auffassung der älteren Zustände als Holzzeit, d. h. gegen die Hypothese der starken Verwendung hölzerner Geräte und Werkzeuge neben den oder statt der Steinwerkzeuge, kann man ja allerdings mit einigem Grund den Einwand erheben, dass wir nichts davon haben. Aber wenn wir uns die Steingeräte der Australier z. B. ansehen, so finden wir doch, dass die Steine eigentlich nie ohne Fassung mit anderem vergänglichem Material benutzt werden. An diese Haftung denken aber die wenigsten Prähistoriker bei ihren Untersuchungen. So ist selbst der grosse Bergkristall, den ein australischer Zauberer zu verwenden pflegte, den wir im Völkermuseum hier haben, in Harz gefasst, und ähnliches werden wir doch auch für unsere Steinwerkzeuge annehmen müssen; wir haben sie also zumeist wohl gar nicht in der Form, in der sie verwandt wurden. In dem an Lössfunden reichen Museum in Krems an der Donau liegen z. B. viele Tausende aus dem Löss ausgesiebte kleine Steinsplitter, zum Teil unter Fingernagelgrösse. Da wird man sich doch vorstellen müssen, dass sie irgendwie in Holzinstrumente eingesetzt wurden, wie die Haifischzähne der Südseeinsulaner und die Steinsplitter der Australier und Ägypter³). Und weil sie ja nicht durchbohrt waren, kann das nicht durch Knüpfen oder Nähen geschehen sein wie in der Südsee, sondern vielleicht durch Harz oder Kitt. Diese Stoffe können uns ja ganz unbekannt geworden sein; die Australier z. B. stellen ihren ausgezeichneten Harzkitt zum Teil sehr mühsam aus Graswurzeln her, aus

denen sie ihn in der Sonne ausreiben; ähnliche Verfahren können bei uns auch ganz gut vorhanden gewesen sein, um ganz verloren zu gehen.

So sind auch grosse und plumpe Steinbeile anderer Gegenden mit Pflanzenfasern am Holzstiele in einer für uns recht hilflosen, für die Besitzer aber genügenden Weise befestigt⁴⁾. Wir werden uns die Fassungen also auch für uns nicht immer nur recht jägermässig von roher Haut vorstellen müssen, die ja freilich, wenn sie zusammentrocknet, eine sehr feste Verbindung herstellt, sondern wir werden neben dem Harz auch noch an Rinde und dergleichen denken müssen, die erst mit Feuer oder heissem Wasser behandelt wurde und dann gleichfalls sehr fest werden kann. Man kann auch an Bast, Waldrebe und dergleichen auch im europäischen Walde denken, ohne gleich die Lianen und Palmen der Tropen heranzuziehen.

Für ein Gerät kann ich jedenfalls das Holz, und zwar zumeist Holz allein, im weitesten Sinne in Anspruch nehmen, das ist der Grabstock, das älteste Gerät der Pflanzenkultur. Er wird wahrscheinlich in den allermeisten Fällen stets nur aus Holz bestehen und nicht etwa einer Spitze aus härterem Material bedürfen, denn, das ist ein sehr gutes Beispiel: der Pflanzstock, mit dem noch heute der Berufsgärtner oder die Bäuerin bei uns auf dem Beet Kohlpflanzen oder dergleichen „setzt“ ist auch heute meist nur von Holz und nicht etwa mit einer metallenen Spitze versehen.

Übrigens werden wir von dem allergrössten Teil der Jagdpfeile und ebenso von dem allergrössten Teil der Speere, die im Krieg oder zur Jagd gebraucht wurden, immer annehmen müssen, dass sie nur aus Holz mit gehärteter Spitze bestanden. Allzuoft wird uns davon berichtet, und jeder Pfeil und jeder Speer, der dem Feinde vergeblich zugeschleudert wurde, stellte ja einen erheblichen Verlust dar und eine Bereicherung des Feindes, wenn er eine Steinspitze trug.

Der Grabstock ist nun bekanntlich nicht nur das älteste Gerät der Bodenbestellung, sondern, darin stimmen alle Sachverständigen mit mir überein, auch ein Gerät, was aller Bodenbestellung vorangegangen ist. Nur wird gelegentlich sicher eine Verstärkung der Spitze durch ein Tierhorn, die ja ausserordentlich nahe liegt, oder durch eine Muschelschale oder einen Stein vorgekommen sein; auch hier habe ich aber die Klage gegen die Sammlungen und ihre Verwaltung vorzubringen, dass wir nicht oft genug versucht haben, zutreffende Stücke auf die Art des Gebrauchs aus den Sammlungen herauszusuchen, was uns doch ein lebendes Bild geben könnte; dagegen scheint uns ein Steingerät ausserordentlich markant zu sein, das wir denn wohl auch mit Recht überall, wo wir es auftreten sehen, zunächst mit dem Grabstock in Verbindung setzen.

Es ist das der Steinring, mit dem man das obere Ende des Grabstocks beschwert, um ihm grössere Wucht beim Ausheben der Wurzeln, Knollen und Zwiebeln zu geben^{4a)}. Solche Stücke haben wir bei den Buschleuten noch in Gebrauch gefunden, und kennen daher ihre Bestimmung, ja auch ihre Anfertigung. Sie kommen auch anderswo so vor, ich muss aber ausdrücklich bemerken, dass doch nicht alle Steinringe diesen Zweck

haben müssen. Aus Peru kennen wir Steinringe auf Holzschäften, die auch nach der Analogie der Bronzegeräte als Keulen gedient haben, auch wenn uns ihre Verwendung etwas unwahrscheinlich erscheint. Auf die grosse Wichtigkeit des Grabstocks will ich hier nicht eingehen. Ich möchte nur auf die interessante Rolle kommen, die der Grabstock ganz im Einklang mit unserer Auffassung seiner Entstehung mitunter als Auszeichnung der Frau spielt⁶⁾. So scheint der Grabstock bei vielen zereemoniellen Feierlichkeiten der Australierin unentbehrlich. Nach meiner Überzeugung hatte Joest sehr recht, wenn er vor langen Jahren an dieser Stelle einmal ausführte, dass ein grosser Teil der Zeremonial-Geräte und Attribute sich dadurch erklärt, dass der Mensch bei Zeremonien u. dgl. es leichter hat, wenn er etwas hält, er hat dann etwas, woran er sich halten kann. Zeremonien sind ja aber für die Ethnologie nicht etwas Überflüssiges, sondern etwas dem Menschen durchaus Notwendiges. Sehr gerne wird aber der Mensch zu Zeremonialgeräten Dinge aus dem wirtschaftlichen Leben nehmen, da dann diese Geräte gleichsam eine Weihe erhalten, die sie an die Arbeit weitergeben könnten. So fliesst der Tanzstab und der Grabstock zusammen, und nach einer Hypothese ist ja überhaupt die ganze Pflanzenkultur aus der Verwendung des Grabstocks in zauberischer Absicht hervorgegangen. Jedenfalls finden sich in ganz eigentümlicher Verbindung Tanzstab und Zauberstab in dem mexikanischen Rasselstab verbunden, und jetzt lässt sich jedenfalls ausserordentlich schwer sagen, was ursprünglich überwog, die für uns wichtigere werkzeugliche Verwendung oder die Bedeutung des rituellen Zaubergerätes.

Die Vergänglichkeit der hölzernen Geräte hat uns natürlich meist die Möglichkeit genommen, solche Funde aus ältester Zeit in unsern Museen zu vereinigen. Erst die moderne Museumstechnik kann wenigstens die Pfahlbaugeräte aufbewahren, aber es ist sehr interessant, dass Oswald Heer unter dem frischen Eindruck der damals so überraschenden Entdeckungen die Meinung aufstellte, vor dem Auftreten der Pflugkultur — wie ich jetzt sage — wäre der Hirse mit hölzernen Hacken gebaut worden. Später kam er auf diese Anschauungen nicht mehr zurück, ich nehme an, allzu vorsichtige Freunde haben ihm die Ansicht ausgeredet. Aber die hölzernen Hacken werden doch zu seinen Funden gehört haben.

Nun haben wir aber nicht nur aus Peru und Ägypten, sondern aus der ganzen Welt Material genug, um zu wissen⁶⁾, dass Hacken nur aus Holz eine ausserordentliche Verbreitung und eine ausserordentliche Wichtigkeit für die ganze Welt hatten und haben.

Wir finden ja aber bei den Aussenvölkern Hacken genug, auch mit Stein und Muschelklingen. Weil ich aber vor Fachleuten von diesen wirtschaftlichen Dingen spreche, möchte ich auf die eigenartige Sache aufmerksam machen, dass die Hacke der Aussenvölker und die unserer alten Zeit, z. B. die aus Ägypten, uns modernen Menschen ziemlich fremd in der Hand liegt, der Stiel ist uns zu kurz und der Winkel, in dem die eigentliche Hacke angesetzt ist, zu spitz. Ich würde ausserordentlich gerne einmal mit einem Sachverständigen, einem Gärtner oder Landwirt

darüber Versuche machen, welches Material aus unseren prähistorischen Sammlungen nun direkt als Hacken anzusprechen ist, und wie wir uns die Arbeit damit zu denken haben. Besonders aber möchte ich die Prähistoriker bitten, darauf zu achten, ob sich bei Funden von Hacken an den Beigaben nicht entscheiden lässt, ob wir einem Männer- oder Frauengrabe gegenüberstehen. Bei den Aussenvölkern gehört die Arbeitshacke fast überall ausschliesslich der Frau. Die Zeremonialhacke aber —, meist wertvolles Material oder besonders schön gearbeitet, gehört freilich wieder dem Fürsten⁷⁾. Bei den Steinklingen wird es sich ja ohne Fassung nicht immer entscheiden lassen, ob es sich um Beile oder Hacken handelt; dagegen haben wir ein vorzügliches Material, was wir wohl zumeist für die Bodenvirtschaft als Erdhacken in Anspruch nehmen können, in den Hirschhornhacken.

Bei praktischen Versuchen würde sich auch die Frage beantworten lassen, ob wir uns etwa für die ältere Zeit nassen Boden hauptsächlich auch für den Hackbau zu denken haben. Für die Formen der Landwirtschaft, die der Getreidekultur vorangegangen sind, haben wir ja zunächst noch wenig Material; dagegen enthalten die ältesten Weizenfunde, aus Butmir zum Beispiel und von anderen Fundstellen, häufig unter den Resten Anzeichen für nassen Boden, so Equisetum-(Schachtelhalm)-Reste oder ein kleines Schnecken Bithynella, das jetzt auch nur auf nassem Boden fortkommt⁸⁾. Was wir uns dabei zu denken haben, ist freilich noch eine recht offene Frage, aber nach Ferdinand v. Richthofens Theorie, die ich dann weiter ausbauen durfte, gingen bei der ersten Pflugkultur Getreidebau und künstliche Bewässerung Hand in Hand.

Nach der von mir angenommenen Definition beginnt der Mensch mit der ständigen Verwendung des Feuers in seiner Wirtschaft, und da ist es nun kaum einem Zweifel unterworfen, dass unser Vorfahr in der Kultur das Feuer in ausserordentlich viel grösserem Umfang verwendete und zu manchen Zwecken, an die wir heute nicht mehr denken. Er konnte z. B. Tröge, Einbäume u. dgl. durch Feuer herstellen. Er konnte aber auch, wie das auch anderswo vorkommt, Bäume durch Feuer fällen. In grösstem Umfange greift ja aber das Feuer in die Bodenvirtschaft des Menschen da ein, wo, wie noch in ausserordentlich ausgedehnten Gebieten, in den Tropen und Subtropen, aber auch anderswo die neuen Felder durch Feuer im Urwald freigelegt werden.

Daneben gibt es auch bei uns eine eigentümliche Wirtschaftsform, die bei den Prähistorikern ganz unbekannt geblieben war, bis ich vor einigen Jahren auf sie hinwies. Aber auch den Landwirten und Nationalökonomern, die sonst die Brandwirtschaft, die Reutberge, Schiffelwirtschaft, und wie sonst die Namen noch sind, kennen, war es entgangen, dass wir hier eine Form des Getreidebaues haben, in die der Pflug bei uns wenig oder gar nicht eindrang, die bei uns fast überall der Hacke erhalten blieb; die Zubereitung des Feldes für das Getreide aber geschieht durch Feuer. Diese Wirtschaft findet sich jetzt noch besonders in Schweden, das nach einer alten Etymologie sogar seinen Namen vom Schwenden, wie wir sagen, erhalten haben soll. Hier ist der Zusammenhang mit dem

Hackbau aber nicht so ausgesprochen, wie bei uns im Siegener Lande, an der Mosel, auf dem Schwarzwald und in der Steiermark, wo ich sie selbst noch besichtigen konnte⁹⁾. In Schweden wird das Feld, auf dem ebenen Lande wenigstens, nach dem Brennen gepflügt.

Eine für uns moderne Kulturmenschen ganz unverständliche Anwendung des Feuers, die ich hier im Zusammenhang mit dem Getreide erwähne, ist aber das Aussengen des Getreides, das ich in allerlei Resten aus sehr verschiedenen Ländern noch nachweisen kann¹⁰⁾. Wenn unter den Funden aus früherer Zeit so viel „verbranntes“ Getreide erwähnt wird, so handelt es sich vielfach, wie ich glaube, um die Spuren dieses Verfahrens. Eine Verwendung des Feuers, die bis in unsere Zeit hineinreicht und die vielleicht noch einmal von der Technik wieder aufgenommen wird, ist ja das Dörren des Getreides auf der Riege, dem Trockengerüst über einer Flamme. Dies Verfahren wird besonders in Ländern mit kurzen und nassen Sommern angewendet, so in den Ostseeprovinzen, wo Riga den Namen nach einem solchen Trockengerüst bekommen haben soll, in Nordrussland usw. Das Getreide büsst dabei mehr oder weniger seine Keimkraft ein, gewinnt aber sehr an Haltbarkeit, und namentlich gewinnt es auch an Geschmack. Bis vor zwanzig Jahren bezahlte man in Lübeck für das russische Mehl, wenn das Getreide so behandelt war, gern eine Kleinigkeit mehr.

Wenn der Mensch mit dem Feuer beginnt, so beginnt nach mancher Leute Ansicht das Kochen doch erst mit dem Topf, mit dem ersten Tongefäss; bis dahin hätte man nur gebraten, meinen sie.

Ich kann nun ja nicht behaupten, dass die Aufstellungen, die ich jetzt zu machen habe, überall auf alle Verhältnisse und alle Zeiten passen, ich meine aber, wo wir zugleich oder in der Nachbarschaft noch Reste von alten, jetzt sonst abgekommenen Verfahren finden, da können wir doch eigentlich unbedenklich eine ehemals grössere Ausdehnung eines solchen Gebrauchs annehmen, wie ich das bei dem Steinkochen und Grubenkochen, zu dem ich jetzt übergehe, vorschlagen möchte.

Der bekannte Hausforscher Karl Rhamm hat vor gar nicht so sehr vielen Jahren noch bei den Winden in Krain Steinbier getrunken, d. h. solches, das in hölzernen Kufen gesotten war, indem man heisse Steine in den Sud warf. In meinem Elternhause in Lübeck wurde der Holzteer mit einem heissen Stein gekocht, der durch lange Jahrzehnte diese Aufgabe behielt. Es ist eine Erinnerung aus prähistorischen Zeiten, wenn das Volk in Schweden tiefe Löcher in erraticen Blöcken als Kochlöcher eines vergangenen Geschlechts ansieht¹¹⁾. Aber wir haben solche Vertiefungen auch in der Mark, hier in der üblichen Verbindung mit dem Teufel und seiner Grossmutter.

Ich weiss nicht, ob schon irgend Jemand auf die Steine geachtet hat, die wir an prähistorischen Fundstellen finden und die, wenn im Löss gefunden, ja unmittelbar der Tätigkeit des Menschen zuzuschreiben sind. Diese müssten wenigstens zu einem Teile die Einwirkung des Feuers in ihren Veränderungen zeigen. Auch müssten wir wohl leichter flüssiges

Material einmal als Schlacken vorfinden und selbst die Einwirkung des Feuers auf Kalk konstatieren können.

Gelegentlich werden wir aber auch Material aus entfernter Gegend zwischen diesen Steinen finden, wenn das heimische den Ansprüchen nicht genügt.

Wie ausserordentlich übrigens Sand gegen die Einwirkung von Feuer schützt, haben wir immer wieder Gelegenheit bei unseren Fahrten auf der Donau zu beobachten. Wir haben auf dem Schiff, das noch heute zum grossen Teile mit hölzernen Nägeln genagelt wird, einen hölzernen Herd, den nur so und so viel fingerbreit Sand gegen die Wirkung des Feuers abschliessen, und das offene Feuer hinterlässt meist so wenig Kohle, dass ich auf Grund dieser Erfahrung mit aller Schärfe der Aufstellung entgegentreten möchte, die Vikerer hätten an Bord ihrer Schiffe nicht kochen können, weil man sonst den Lehm ihrer Herde hätte finden müssen. Lehm würde Spalten bekommen, die das Feuer nach unten gefährlich machen würden; der Sand schliesst auch stundenlanges Feuer ab, und auf das bisschen Sand wird man bei den Ausgrabungen wohl nicht geachtet haben¹²⁾. Es gibt also, so seltsam uns Modernen das erscheint, nicht nur hölzerne Rauchfänge wie auf den zahlreichen Rauchstuben der Alpen, sondern es gibt auch hölzerne Herde.

Wie ich schon erwähnte, ist es ja aber gar nicht nötig, dass man das Kochen mit dem Tongeschirr beginnen lässt, weil man auch in Gruben und in noch anderen Gefässen kochen kann, so gut, wie in den eben erwähnten Löchern im Stein. Aber da man schliesslich mit einem heissen Stein auch in jeder Vertiefung kochen kann, so will ich hier den Übergang suchen zu einem Material, das ich der Beachtung der Prähistoriker dringendst empfehlen möchte, zur Rinde, denn natürlich kann man auch in einem Gefäss aus Rinde kochen¹³⁾. Dies Gefäss scheint aus technischen Gründen — das liegt wohl in der Natur der Rinde — bei den Aussenvölkern leicht eine kahnförmige Gestalt anzunehmen und das bringt uns sehr einfach zu einer anderen Verwendung der Rinde, an welche die Prähistoriker bisher kaum gedacht haben. Ich muss nun aber aus guten Gründen die Verwendung der Rinde zu Kähnen auch bei uns voraussetzen, kann aber nur wiederholen, dass wir Funde erst machen werden, wenn wir darnach suchen¹⁴⁾. Rinde ist bei den Aussenvölkern, deren Wälder nicht so sorgfältig aufgeräumt sind, wie die unsrigen, ein ausserordentlich bequemes und sehr viel benutztes Material.

Aus Birkenrinde verfertigt der nordamerikanische Indianer nicht nur Boote, die das Vorbild zu unseren Sportbooten geworden sind, sondern auch alle möglichen Körbe, Schachteln u. dgl., so gut wie das der Schwede und der Finnländer tut. Und aus Lindenbast macht der russische Bauer für uns ungläubliche Dinge. Er dient ihm als Pferdegeschirr und Bindfaden so gut wie als Material für seine Schuhe.

Wir müssen dergleichen auch bedenken, meine ich, wenn wir den prähistorischen Wirtschaftsverhältnissen einigermaßen gerecht werden wollen. Hat man jetzt Jägerhütten aus Rinde, warum soll nicht der Mensch der Steinzeit in Rindenhütten gewohnt haben, wie der Australier

seinen Windschutz — er hat ja noch kein eigentliches Haus — noch heute aus Rindenstücken baut. Übrigens halten sich die schwedischen Rasendächer nur so lange, weil unter der Rasendecke eine Schicht Birkenrinde das Eindringen der Feuchtigkeit verhindert.

Wie wir aber Rindenschiffe meiner Überzeugung nach finden werden, wenn wir erst darnach suchen — ich habe an anderer Stelle darauf hinweisen können, dass die Rinde wahrscheinlich eine bedeutende Rolle für die Geschichte des Schiffes gespielt hat¹⁵) — so möchte ich noch darauf hindeuten, dass für die älteste Zeit und das Steinkochen nicht nur an Gefässe zu denken ist, die über der Erde standen, sondern auch an mit Rinde ausgesetzte Kochgruben. Diese liessen sich natürlich in grossem Umfang herstellen und waren sicherer und bequemer wie Rindengefässe über der Erde.

Ich kann natürlich nicht versprechen, dass wir im Löss solche Gruben finden werden, aber meiner Überzeugung nach müssen wir doch darnach suchen.

Ein anderer Stoff, der bei den Prähistorikern lange nicht so viel vorkommt, wie ihm nach den wirtschaftlichen Verhältnissen doch gebührt, ist das Leder. Leder ist nicht etwa nur zur Fellkleidung verwendet, wie sich aus der Vorstellung des Jägers ergibt, und wir haben nicht etwa nur von keltischem Boden aus Wales und aus Irland Nachricht von ledernen Schiffen, sondern Strabo erwähnt sie als in früherer Zeit in Spanien in Gebrauch, und während der Völkerwanderung tauchen Sachsen auf, die Lederschiffe haben¹⁶). Da nun die Veneter, das gallische Volk am Ozean, lederne Segel hatten, so müssen wir uns einen viel ausgedehnteren Gebrauch des Leders auch in der Nautik vorstellen. Otho erwähnt zur Zeit Alfreds des Grossen ausgezeichnete Schiffsseile aus Walfischhaut, und dass man mit roher Haut ausgezeichnet binden und verbinden kann, werden auch die Vorzeitmenschen gewusst haben. So hat die merkwürdige Erwähnung so vieler Sagen von den ledernen Brücken, über die z. B. der Wendenkönig in Burg mit seinem goldenen Wagen fuhr, technisch immerhin eine gewisse Berechtigung. Noch in meiner Jugend waren die traditionellen Dreschflügel in Mecklenburg und Holstein mit gegerbter Aalhaut verbunden¹⁷). Schliesslich wird auch das lederne Gefäss neben dem Fellsack (Felleisen) eine wirtschaftliche Rolle gespielt haben, an den Weinschlauch brauche ich ja dabei nur zu erinnern. Aus dem Leben des S. Columba, eines irischen Heiligen, habe ich die interessante Notiz, dass er als Vorbereitung für eine Wanderung den trockenen Milchschlauch, der sonst brüchig werden konnte, ins Wasser legen liess. In diesem Milchschlauch war natürlich, um das nur zu erwähnen, keine süsse Milch, sondern saure, und zwar eine Form, die in unserem Gebiet jetzt verschwunden zu sein scheint; es war flüssige, wie die der Hereros, die auch in einem Schlauch aufbewahrt wird. Ich weiss von dieser Form noch bis in unser Zeitalter hinein aus Finnland und Island.

Natürlich kann man auch in einem Fellsack mit heissen Steinen kochen. Bekanntlich hat uns der Vater der Geschichte Herodot, den man ebensogut den Vater der Ethnologie nennen kann, die Notiz aufbe-

wahrt (IV, 61), dass die Skythen das Fleisch eines Rindes im eigenen Magen kochten und das Feuer mit dem Fett und den frischen Knochen nährten. Es scheint da freilich, als ob mit dem Fett und Knochen das Feuer für die Steine erhalten wurde, sonst würde der Magen doch wohl kaum standgehalten haben¹⁸). Den ledernen Ranzen unserer Schäfer, Schuljungen und in älterer Zeit wohl auch der Bettler müssen wir auch in diese Kategorie rechnen, und die drollige Geschichte Hebels von der Steinsuppe, in die der fromme Pilger nachher alles mögliche Gute hineinkochen lässt, lege ich mir so aus, dass ursprünglich alle diese guten Sachen in des Bettlers Ledersack mit den erhitzten Steinen gekocht wurden.

Nach den Kochmethoden und nach den verschiedenen uns unbekannt gewordenen Stoffen und deren Verwendung, wie wir sie für die ältesten Verhältnisse annehmen müssen, will ich mich auch noch auf vergessene oder auch zurückgetretene Nahrungsmittel und Zubereitungsweisen einlassen, die wir vielleicht auch noch durch Funde bestätigt bekommen können. Ich habe schon erwähnt, dass die zahlreichen Mahlsteine der prähistorischen Zeit auf einen starken Verbrauch von Grassamen, damals natürlich wilder Gräser deuten. Nun hatte Ascherson das Verdienst, vor einigen Jahren darauf hinzuweisen, dass bis in unsere heutige Zeit in Gegenden, die gar nicht entfernt von Berlin waren — Oderbruch und Westpreussen —, noch der Samen eines Wildgrases, das stellenweise grosse Bestände bildet, für den Handel gesammelt wurde¹⁹). Sein Hinweis hatte natürlich die Wirkung, dass der Preis für die kleinen Quantitäten, die es damals noch gab, ungeheuer in die Höhe schnellte. Er hatte aber, wie es scheint, nicht den Erfolg, den ich wohl für den Hirse für mich in Anspruch nehmen kann, dass ein Wiederaufleben dieses alten und interessanten Nahrungsmittels eintrat²⁰). Die Verwendung von *Glyceria fluitans* scheint jetzt ausgestorben zu sein, im Handel soll die Grütze nicht mehr vorkommen.

Leider ist das grosse Material, was uns die Abfälle der Pfahlbauten bieten, noch lange nicht in dem Masse untersucht, wie die Wichtigkeit das doch eigentlich erforderte. Der geistreiche Ausspruch des Franzosen: Sage mir was du isst, und ich will dir sagen, was du bist, hat auf diese Vorfahren unserer Kultur noch keine Anwendung gefunden. Trotzdem sind manche Dinge so massenhaft vorhanden, wie Haselnusschalen, Holzäpfel u. dgl., dass die Beobachtung nicht um sie herumgehen konnte. So sind auch Knöterichsamen in verhältnismässig grossen Mengen gefunden, und hier besitzen wir aus den russischen Notjahren die Ergänzung, dass die Samen verschiedener Knötericharten, die neben der Stärke sich durch Fettgehalt auszeichnen, vom russischen Bauer verwendet wurden²¹). Hieronymus Bock führt aus dem 16. Jahrhundert und aus der Gegend von Saarbrücken allerlei merkwürdige Sachen, darunter auch Haselnusskätzchen als Notnahrung an²²). Die müsste man natürlich vor dem Aufblühen untersuchen, um ihren Nährwert festzustellen.

Mit gutem Gewissen kann ich für die ältere Zeit die Farnwurzeln in Anspruch nehmen, die Humboldt auf den Kanaren noch als gewöhnliches Nahrungsmittel des unteren Volkes verbreitet fand, die aber auch in

Dalmatien und in Frankreich als Notnahrung in Verwendung gewesen sind.

Auch unser Name Engelsüss für die doch als Wurmmittel bekannte Farnpflanze deutet auf eine frühere höhere Stellung, denn merkwürdig genug trifft sich die Schweiz mit Norwegen in der Angabe, dass man diese Pflanze als Nahrung verwenden könne²³). Die Norweger sagen, man könne daraus Trank und Nahrung für einen Tag gewinnen, die Schweizer aber sind merkwürdigerweise der Ansicht, das Schlossfräulein, bei der die ungeborenen Kinder leben, ernähren sie mit „Engelsüss“. Nun haben wir bei den Aussenvölkern zu viel schwierige Zubereitungsweisen für scheinbar ungeniessbare Dinge kennen gelernt, als dass wir nicht auch an dergleichen bei dem Engelsüss denken sollten. So wird man bei den Pfahlbauten kaum danach gesehen haben, ob etwa die Seerosenwurzeln im Schlamm bloss an ihrer natürlichen Stelle standen, und man wird sich nicht gefragt haben, ob sie vielleicht zur Nahrung verwendet worden waren²⁴). Nun haben wir aber Nachrichten aus Ägypten und Afrika über die Verwendung von Nymphäenwurzeln, und da das in Finnland wiederkehrt, so ist vielleicht für die ältere Zeit auch dergleichen anzunehmen.

Ich möchte aber überhaupt die Notnahrung älterer Zeit daraufhin zusammengestellt und untersucht wissen, was vielleicht für die Urzeit davon in Anspruch genommen werden kann. Und ich möchte noch auf eine andere Quelle der Erkenntnis aufmerksam machen, auf die Dinge, die die Kinder im Spiel gewohnt sind zu verzehren. Allbekannt ist ja die Malve, deren unreife Samen von den deutschen Kindern unter dem Namen Käsepappel usw. gegessen werden. Die Malve hat sich als ein wildes oder auch gezogenes Gemüse bis in eine späte Zeit gehalten. Als Kinder waren wir in Lübeck gewohnt, aus den jungen Schösslingen des gewöhnlichen Rohrs den innersten Herztrieb, der etwas süsslich schmeckt, als Hasenbrot²⁵) zu essen. Das kreuzt sich mit der Verwendung desselben Materials bei den Indianern am grossen See. Hier wurden sehr mühsam von den Weibern kleine sehr süsse Kuchen aus den jungen Schösslingen hergestellt.

Eine andere Notnahrung des Nordens möchte ich auch als einen Hinweis für die ältere Zeit in Anspruch nehmen²⁶). Das ist das Rindenbrot der Schweden und Finnen. Wir dürfen dabei nicht an die Rinde in dem Sinne, wie wir sie vorher behandelten, denken. Es handelt sich vielmehr um die innere saftführende Schicht der jungen Zweige, die abgezogen, getrocknet und gemahlen wird. Aber wie wir schon ersahen, wird Rinde auch sonst vielfach gegessen.

Als eine Quelle der Erkenntnis für die alte Zeit sehe ich ferner die Verwendung mancher Pflanzen als Futter für das Vieh an. So deckt sich die Verwendung der Brennesseln für junge Gänse mit der ehemaligen Verwendung der Pflanze für den Menschen²⁷). Noch jetzt müssen in vielen Gegenden Deutschlands, aber auch in Schweden am Gründonnerstag Brennesseln gegessen werden, entweder allein oder auch mit anderen wildwachsenden oder gezogenen Kräutern als Neunerlei Kraut oder sog. Negenstärke zusammen. Ich würde mir aber auch alles auf die Möglich-

keit der Verwendung in der alten Zeit ansehen, was dem Vieh bei besonderen Gelegenheiten gereicht wird, jungen Kälbern z. B. Die Verwendung von Brennesselsamen, die die Hühner im Frühjahr bekommen, um schneller Eier zu legen, kann ja auf die Vorstellung zurückgehen, dass sie hitzig wirken. Da aber die Nessel als Textil- und als Gemüsepflanze der alten Zeit doch recht vertraut war, so kann sie mit dem Lein und dem Hanf auch die Verwendung des Samens geteilt haben. Die medizinische Verwendung von Leinsamen ist ja auch uns noch bekannt, und er wurde früher, wie jetzt noch in Abyssinien, auch gekocht als Mus gegessen, wie übrigens auch Hanfsamen und Rapssamen gelegentlich noch bei uns. Vielleicht finden sich auch Nesselsamen, wenn wir erst suchen.

Die Gruben habe ich schon bei der Rinde erwähnt, ich muss sie aber noch einmal in einem anderen Zusammenhange bei den Nahrungsmethoden der alten Zeit erwähnen, bei dem Säuern²⁸). Für das Vieh wird auch jetzt noch sehr viel gesäuert, Gras, Rübenschnitzel, Kartoffeln, ja Dinge, die sonst auch für das Vieh gar nicht geniessbar sind, wie Sonnenblumenscheiben und Topinamburstengel. Denn das Säuern macht die härteren Pflanzenteile geniessbarer, die sonst die Rinder nicht fressen würden. Das gilt wohl meist als Neueinführung, aber wie ich glaube mit Unrecht.

Wir kennen ja das Säuern nur für den Kohl, und wenn ich aus meiner eigensten Erfahrung als Lübecker, also Ostholsteiner, urteilen sollte, so müsste ich den Sauerkohl für etwas ganz Neues halten, ist er doch erst Anfang der 70er Jahre sehr allmählich wieder eingedrungen. Ich glaube aber nach unseren Erfahrungen mit den Aussenvölkern müssen wir dem Säuern namentlich gerade für die Anfänge eine viel grössere Ausdehnung und Wichtigkeit zusprechen. Das Säuern hat ja nicht nur den Vorteil, dass es härtere Pflanzenteile erweicht, wie wir das vom Kohl her kennen, sondern, — auch dafür kann uns der Kohl ein Beispiel geben — die gesäuerten Nahrungsmittel erhalten sich länger. Und so finden wir, dass wie unser Bauer seinen Kohl, der südwestdeutsche immer noch seine Rüben säuert, wenn auch im geringeren Umfange wie früher, so der Kamtschadale seine Fische und andere anderes. So verwahrt der Südseeinsulaner seine Brotfrucht, die sich dann, wie man sagt, bis zur Hochzeit des neugeborenen Kindes, also ziemlich 20 Jahre hält. Ein besonders frappantes Beispiel für diese Gewohnheit des Säuerns ist es, dass die Neger in Westafrika den Maniok, der doch erst nach der Entdeckung Amerikas zu ihnen gekommen ist, jetzt ebenso gut säuern, wie die Neuseeländer den noch viel später neu gewonnenen Mais. Man sieht, es handelt sich hier um altgewohnte und den Leuten ganz vertraute Verfahrensweisen, die sie auch auf neue Sachen anwenden.

Neben der grösseren Haltbarkeit der gesäuerten Nahrungsmittel werden wir aber auch in Betracht ziehen müssen, dass diese Gärung in kurzer Zeit sehr starke Veränderung auf etwaigen Bakteriengehalt und dergleichen ausübt. Natürlich weiss der Naturmensch draussen, so wenig wie der Urmensch davon wusste, worauf diese Wirkung beruht,

aber die Erscheinung mit ihren besseren Erfolgen für die Ernährung kann ihm doch ganz vertraut gewesen sein. Es ist jedenfalls sehr auffällig, dass die Aussenvölker, wenn sie überhaupt Milch trinken, in der Regel saure Milch, nicht süsse geniessen. Wahrscheinlich erklärt sich dieses Verfahren durch hygienische Gründe, die ja bei der Milch eine grosse Rolle spielen können.

Ich möchte nun aber die Aufmerksamkeit der Prähistoriker auf den Kohl und andere pflanzliche Substanzen lenken, weil dies Säuern in Gruben stattgefunden haben kann und weil wir dann diese Gruben unter günstigen Umständen noch mit ihrem Inhalt finden können. Solche Gruben können nun natürlich auch mit Rinde ausgesetzt sein, dann müssen eine ganze Reihe von günstigen Umständen zusammen kommen, wenn wir noch etwas davon finden sollen. Aber wir haben in der Steiermark noch vor 2 Jahren die Krautaller kennen gelernt, d. h. Gruben von 6, ja bis 10 m Tiefe und bis 2 m Umfang im Lichten, die sehr sorgfältig mit Tannen-, noch lieber mit Lärchenstämmen ausgesetzt sind. Diese Gruben, die einen durchaus prähistorischen Eindruck machen, bewahren die grossen Mengen Kraut, deren ein Bauernhaus im Laufe des Jahres bedarf. — Der Steiermärker lebt sechs Tage in der Woche von Kraut, es gehört also für einen grossen Bauernhof ein ganz ansehnliches Quantum dazu, und in einen solchen Krautaller gehen ganze Wagenladungen hinein. Dass hier altertümliche Zustände festgehalten werden, das geht auch daraus hervor, dass nach einer persönlichen Mitteilung Roseggers, der in solchen Sachen doch Autorität ist, das geschnittene Kraut für die Steiermärker eigentlich etwas Neues ist und sonst die ganzen Köpfe in die Grube kommen und hier von einem Burschen, der noch ungewichene Lederschuhe trägt, festgestampft werden. Das erinnert daran, dass die ältere Generation in Norddeutschland den Grün-, Blau- oder Braunkohl auch ungeschnitten als sog. langen Kohl im Gegensatz zum „kotten Kohl“ Fritz Reuters ass. — Andererseits hat das Einstampfen früher eine grosse Rolle in der Wirtschaft gespielt. Ich erinnere dazu nur an den Wein, bei dem übrigens schon Karl der Gr. sich das, wenigstens für sich, nicht gefallen lassen wollte.

Solche Gruben können sich im besonderen im Löss doch erhalten haben, und ich möchte daher bitten, auf die Reste solcher Anlagen und auf die Reste ihres Inhalts, die uns ungeahnte Aufschlüsse geben können, zu achten.

Ich habe hier ein etwas eigenartiges Programm aufgestellt, aber es ist ja eine Wunschliste langer Jahre, die ich hier vorzulegen habe. Es sind ja zum Teil auch recht mühsame Untersuchungen, die ich wünsche, und oft wird der Prähistoriker vergeblich suchen. Aber ich meine doch, günstige Funde können uns das Leben und Treiben unserer Vorfahren der alten Zeit blitzartig aufhellen und uns so zu einer lebendigeren Auffassung von der alten Wirtschaft kommen lassen.

Knochen, Steine und Scherben sind alles etwas tote Dinge und es gehört der Meister dazu, um sie reden zu machen. Es gehören aber auch dann noch feine Ohren dazu, um zu hören, was sie uns erzählen.

Da können wir nun nicht verlangen, dass breitere Kreise unseres Volkes vor den Museumsschränken diesen Dingen Verständnis und Interesse abgewinnen und die Scherben mit dem Inhalt des damaligen Lebens ausfüllen. Wäre aber nicht allerlei gewonnen, wenn wir ihnen an irgendeinem packenden Beispiel zeigen können, dass vor tausenden von Jahren die Menschheit freilich etwas anders lebte als wir, dass aber doch, auch auf wirtschaftlichem Boden. Verbindungen vorhanden sind, die über viele Jahrhunderte hinweg unser Wirtschaftsleben mit dem ihren verknüpfen? Denn das was unserer Wissenschaft in der grossen Öffentlichkeit immer noch abgeht, ist das was Ratzel mit einem aus der Fülle der Erkenntnis geschöpften Wort die Tiefe der Menschheit genannt hat, die klare Erkenntnis, dass die Menschheit als ein ganzes auf eine ausserordentlich lange Geschichte zurückblicken muss, wenn sie ihr Wesen richtig auffassen soll.

1) (Zu Seite 821.) Laborde, J. V., *Fonction alimentaire dans le préhistorique: I. frugivore, II. carnivore, III. omnivore.* Revue mensuelle de l'Ecole anthropolog. de Paris 1896, vol. 6 S. 328—330; auch Keane, *Man past and present*, Camb. 1889, 8°, S. 110 meint, zuerst habe der Mensch von Pflanze, weiterhin von Jagd und Fischfang gelebt, und seine Beute vielleicht zumeist roh verzehrt. Aber warum?

2) (Zu Seite 821.) Kein Feuer soll Magellan auf den Marianen getroffen haben. Le Gobien, *Hist. des iles Marianes.* Paris 1700. 8°. S. 44; kein F. — bei Athiopien, die zu Zeiten des Ptolemaeus Lathyrus entdeckt. Solinus, *collectanea* c. 30, 14; dass F. — nicht allen Menschen bekannt sei, behauptete Durcau; in der Diskussion wird aber bestimmt erklärt: F. = Mensch. *Bulletin Soc. d'Anthropologie de Paris*, 2. ser. 1870, vol. V, p. 61—86 und 90—114; Gebrauch des F. — Resultat einer sehr langen mit viel Misserfolgen erfüllten Zeit beim Menschen. H. S. Maine, *Volkstümliche Regierung.* Berlin 1887. 8°. S. 89; F. — die Frucht der Arbeit. H. Schurtz, *Urgeschichte der Kultur*, Lpzg. 1900. gr. 8°. S. 310; bei der Bearbeitung der Werkzeuge muss die folgenreiche Entdeckung des F. dem Menschen von selbst unter den Händen entstanden sein. v. d. Steinen, *Verhandlungen d. 8. dtsh. Geographentages.* Berlin 1889. S. 21—27; Entstehung d. F. durch Bohren mit Holz in Holz. Nach Lazarus Geiger, *Noiré, Werkzeug.* 1880. S. 298; Ratzel, *kleine Schriften II*, S. 231, F. aus Holzstaub. Bonwick, *The white wild man and the blacks of Victoria.* Melbourn 1863. 8°. S. 36; Guppy, *The Solomon Islands.* Lond. 1887. gr. 8°. S. 65; Das erste F. des Menschen zerstört den Weg zwischen Himmel und Erde. van Gennep, *Mythes et legendes d'Australie.* Paris 1905. Nr. 49, S. 67—68.

3) (Zu Seite 822.) Steinsplitter sind in Holzspeer eingesetzt; sehr kleine Steinklingen. Brough Smyth, *Aborigins of Victoria.* 1878. gr. 8°. I. Abb. 68, S. 304 u. 381; Schwert mit Steinsplittern, Northqueensland. Walther E. Roth. *Record. Australian Mus.* vol. VII. Bull. 13. 1909. S. 58, Nr. 9. Harz aus Xanthorrhoea viel benutzt. Aus Graswurzeln ausgegraben. Eylmann, *Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien.* Berlin 1908. 8°. S. 320/321. Mit Asphaltkitt ist ein kleines sägenartiges Werkzeug aus gelblichem Flintstein in seiner aus Eibenholz bestehenden Handhabe befestigt. Pfahlbau bei Nussdorf b. Maurach, Lindenschmit, *Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit.* Mainz 1900. Bd. 4 Text z. Tafel 7, Nr. 8.

4) (Zu Seite 823.) Eine Donneraxt (mit Rotang oder dgl. gebunden) oder schwarzer Donnerstein an einem hülzernen Stiel von Palmenholz. Fünfthalb Pfund schwer, wird erwähnt im *Exoticophylacium Weickmannianum.* Ulm 1659. 8°. S. 37 und liegt noch im Museum in Ulm.

4a) (Zu Seite 823.) Steinringe der Buschleute und der Peruaner aus Ancon im Berliner Museum f. Völkerkunde.

5) (Zu Seite 824.) Grabstock schlägt als Symbol der Archäologie vor. Otis T. Mason, *Womans share in primitive culture*. New York 1894. 8°. S. 11; — bei der Schöpfung der australischen Frau dieser gleich in die Hand gegeben. Brough Smyth, *Aborigines of Victoria*. Lond. 1878. 8°. I.; S. 427; — zum Wurzelgraben unentbehrlich; Würdezeichen der verheirateten Frau als Familienversorgerin, zum Tanz mitgenommen. Lumboltz, *Unter Menschenfressern*. Hambg. 1892. 8°. S. 203; — als Attribut der Weiber viel erwähnt K. Langloh Parker, *Australien Legendary tales*. Lond. 1896. 8°. Z. B. S. 40, 52; usw. — Waffe bei den Trauerscheinkämpfen der australischen Frauen. Spencer and Gillen, *Northern tribes of Australia*. Lond. 1904. 8°. S. 522f.; — besonderes Eigentum der Frau. Spencer and Gillen, *Native tribes of Central Australia*. Lond. 1899. S. 220: — wird nie wie Schaufel, stets wie Hacke benutzt, es wird damit gekratzt. Eylmann, *Die Einwohner der Kolonie Südaustralien*. Berlin 1908. gr. 8°. S. 368; — tragen die Frauen der Betschuanen b. d. Pubertätsweihe, um damit die Männer zu prügeln. Gust. Fritsch, *Drei Jahre in Südafrika*. Breslau 1868. 8°. S. 311; — Frau hat Knüttel in Tibesti, Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879. 8°. I. S. 455. — Rasselstab aus Mexiko. K. Th. Preuss, *Archiv f. Anthropologie*. 1903 N. F. Bd. I. S. 165; — als Säestock, *Zeitschr. f. Ethnol.* 38. Bd. 1906. 8°. S. 962 und *Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges.* Bd. 33. 1903. 3. Folge Bd. 3. gr. 8°. S. 200—201. — Grabstock des Arztes Zauberstab, denn alle Medizin wird ausgegraben, bei den Zulu feierlich von dem, der Arzt (und Zauberer) werden will, gekauft. Callaway, *Religious system of the Amazulus*. Lond. 1870. (Bd. III) S. 295 u. Note. — An einer Stelle in Zentralamerika fand S. als einziges Gerät der Bodenkultur einen langen Grabstock, und zwar nur in den Händen der Männer: er weiss nicht, ob die Frau noch einen Garten pflegt. Sapper, *Globus*, Bd. 97. 1910. S. 8. Ich halte das für eine direkte Umkehrung, es wäre aber wohl eine Untersuchung wert. *Globus*, Bd. 97 S. 202—203.

6) (Zu Seite 824.) In Lengyel wurden keine Geräte zum Ackerbau gefunden [wohl weil Holz. H.] v. Deininger b. Wosinsky, *Prähistorisches Schanzwerk von Lengyel*. Budapest 1891. 4°. III S. 265. Hacken aus Holz aus der Bronzezeit in St. Moritz. Heierli, *Anzeiger f. Schweiz. Altertumsk.* Zürich, Bd. IX 1907. S. 12. In China ist das Zeichen für Haue „lei“, ursprünglich das für ein hölzernes Gerät. Dickens, *Journal of Anthropol. Instit.* Lond. 1881. Bd. X. S. 83; — aus Knochen und Horn, als Axt bezeichnet. Lindenschmit, *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*. Bd. I, Heft II Taf. I; Heft V Taf. I und XII Taf. I Mainz 1864; *Stone Celts* —, Many so called may be have been used as hoes. Buckland, *Journ. of Anthropol. Inst.*, Bd. VII. Lond. 1878. S. 16; —, Vor der Bodenkultur Spencer and Gillen, *Northern tribes of Central Australia*. Lond. 1890. 8°. S. 653—654. —, Die mir bekannten sind offenbar Erdhacken gewesen. Nilsson, *Ureinwohner des skandinavischen Nordens*. Hambg. 1863. 8°. Bd. II S. 59. — Bild einer schwedischen Holzhacke. *Journal. Anthropol. Inst.* Lond. 1881. Bd. X Taf. VI. Steinaxt (wohl Hacke) beim Schwenden usw. abergläubisch gebraucht. Montelius, *Kulturgeschichte Schwedens*. Lpzg. 1906. S. 69; —, Hölzerne, bei den Ba-rolong Totem; eine Abteilung auch eiserne v. Luschan.

7) (Zu Seite 825.) Hacke trägt König. Breasted, *Hist. of Egypt*. New York 1905. 8°. Taf. z. 36; — mit Elfenbeingriff im sagenhaften afrikanischen Königreich Monomotapa. Pory's Relation of the great Princes of Africa bei Leo Africanus ed. Hakluyt. Soc. Lond. 1896. 8°. III S. 95: während sich bei den Bakuba am Kongo das Grabmesser als Häuptlingszeichen erhalten hat, haben die Bassonge die Hacke dafür eingeführt. Frobenius, *Geographische Kulturkunde*, I. Erklär. z. Taf. I Abb. 5 und 11; Häuptlingshaus Neu Britannien. Hemsheim, *Südsee-Erinnerungen*. Berlin o. J. S. 6; —, Aus Polynesien, Herveyinseln. Schurtz, *Urgeschichte der Kultur*. Lpzg. 1900 S. 561.

8) (Zu Seite 825.) Bithynella in der Karhof-Höhle. *Nachrichten über dtsh. Altertumsfunde*. Berlin 1894. V. Jahrg. S. 71; Equisetum deutet auf dasselbe. Deininger bei Wosinsky, *Prähistorisches Schanzwerk v. Lengyel*. Budapest 1891. 4°. III S. 267. *Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde*, 1906. S. 640.

9) (Zu Seite 826.) Waldlichtung durch Brand kommt auf allen Stufen der Kultur vor. Ratzel, *Erde und das Leben*. Lpzg. 1901. 8°. I S. 696. Hahn, *Brandwirtschaft in der Bodenkultur*. *Nachrichten des Klubs der Landwirte zu Berlin* 1910. swedjet; Schweden hat den Namen davon Arndt E. M., *Reise durch Schweden*. Berlin 1806. 8°. I S. 180, 181.

10) (Zu Seite 826.) Sängen, alte Bezeichnung für frisch geröstete Ähren: bei Luther, 3. Mos. II 14, Ruth II 14, Josua V 11, 1. Sam. XVII 17; Tristram, natural history of the Bible 2^{te} ed. Lond. 1868. 8^o. S. 492; geröstete Ähren wurden noch lange Zeit bei jüdischen Hochzeiten als Zeichen der Fruchtbarkeit unter die Kinder verteilt. Brück, Pharisäische Volksitten. Frankfurt a. M. 1840. 8^o. S. 33; Arabien Burton, Pilgrimage to El-Medinah and Mecca. Lond. 1855. 8^o. II S. 19; in der kleinen Oase der libyschen Wüste wird das Feuer zum Herstellen der Sängen aus den Blattstielen der Dattelpalme besonders schnell gewonnen. Ascherson, Ztschr. f. Ethnol. VIII 1876 S. 351; Sängen aus grüner Gerste besonders in Karien beliebt; Aristophanes Eirene v. 595, scholien: mit solchen gerösteten Körnern wurde bei den Griechen das Opfertier beschüttet. H. v. Fritze. Hermes, vol. 32. 1897. S. 235–250; heute noch in Montenegro gegessen. Trojanovicz, Archiv f. Anthrop. 27. Bd. 1902. 40. S. 242; Getreidekörner verkohlt, wahrscheinlich durch Brand, vielleicht durch Rösten. Heer, Mitth. der antiq. Ges. Zürich 1846/47. Bd. XIII S. 112; nur verkohlte Getreidekörner fand Schröter bei Radimsky, neolithische Funde v. Butmir, Bosnien. Wien 1895. Fol. S. 38; gerösteter Weizen in Vorratsgruben bei Mertendorf, Sachsen-Weimar. Klopffleisch, Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1881 S. 139; gebrannten Weizen suchon die Wallfahrer in Andechs. Sepp, Altbayr. Sagenschatz. 2. Ausgabe. München 1893. 8^o. S. 472; Getreide wurde früher vor dem Mahlen auf den Hausmühlen gedörft. Rosegger, Volksleben in der Steiermark. 1895. 8. Auflage. S. 18: Öfen — Kiln — zum Dörren des Getreides vor dem Mahlen in jeder Ortschaft einer. Campbell, J. C., Waifs and Strays of Celtic Traditions. Argyllshire Ser. Nr. 5. Lond. 1895. 8^o. S. 61; Korn ausgesengt, nicht gedroschen; auf den Hebriden 1773. Boswell, Journ. of a tour to the Hebrides. Lond. 1785. II. Ed. S. 190; — Cooke Taylor, natural hist. of society. I S. 200. (Zitat von mir nicht gesehen); — Ztschr. f. deutsches Altert. 1853. IX S. 371; — Riga soll nach der Kornriege so heissen Kohl, J. G., Deutsch-russische Ostseeprovinzen. Dresden 1844. 8^o. I S. 387; — um 1690 dörften die Litauer auf kleinen Öfen, doch wurde es schon verboten. Lepner, Der preussische Littauer (Danzig 1744. 8^o), neu 1848. 8^o. S. 51. Auf den esthnischen Inseln. Russwurm, Eibofolke. Reval 1855. 8^o. II S. 19.

11) (Zu Seite 826.) Steinlöcher im Fels benutzten zum Kochen die Australier von Neusüdwales. Mathews, Journal of the Anthropol. Inst. Bd. XXV. 1896. S. 255 taf.; Jättegryta, Riesengrapen in Schweden sehr oft; hier kochten die Riesen ihre Speisen. Passarge, L., Schweden, Wisby und Kopenhagen. Leipzig 1867. 8^o. S. 118. In den kleinen Grübchen um das Etzel- (Achsel)loch im Stein kochte des Teufels Grossmutter das Essen für ihn. Kuhn, Märkische Sagen. Berlin 1843. Nr. 234 S. 249. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg. Berlin (1886). Nr. 108 S. 158; Suppentöpfe der Riesen im Himmelstein im Fichtelgebirge; —, Mörser im erratischen Block mit alter Siedelung bei Trenton, New Jersey. Abbott, Primitive industry of the native races of the northern atlantic seaboard of America. Salem 1891. 8^o. S. 151; Felslöcher als Mörser bei den Buschleuten. Werner, Journal of the African Soc. Lond. 1910. S. 404. Solche Mörser können auch ohne weitere Veränderung als Kochlöcher gebraucht sein; dann fänden sich daneben Kohlenspuren und Kochsteine.

12) (Zu Seite 827.) Ein Holzrahmen mit Erde gefüllt ist der Herd. Sarasin, Reisen in Celebes, P. u. F. Wiesbaden. 1905. 8^o. I S. 6 in ganz Indonesien. Moszkowski. Auf neuen Wegen durch Sumatra Berl. 1909. 8^o. S. 32.

13) (Zu Seite 827.) In Rindenmulde kochen die Leute auf den Nicobaren. de Roepstorff, Ztschr. f. Ethnol. Bd. XIV 1882 S. 59. Der Rindenkessel kommt direkt aufs Feuer (Bild). Man, Journal of the Anthropol. Institute. Lond. 1886. 8^o. XV S. 444; gutes Bild, Kochgefäß schifförmig nach Svoboda bei Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leip. 1900. — mit Rinde setzten die Neuseeländer ihre Erdgruben für die Maiskörner aus. Willoughby, The American Anthropologist, New York 1906. N. S. Vol VIII S. 132.

14) (Zu Seite 827.) Rinde ungemein viel gebraucht; z. B. um Larven darin zu rösten; stets im Beutel, um Wasser darin zu holen. Grey, Journal of a voyage to Western Australia. Lond. 1841. 8^o. Bd. II S. 266 u. 289; — einfachster Behälter für alle Lebens-

mittels, wird meist nur einmal benutzt, weil so leicht herzustellen, schiffsähnliche Wasserbehälter. Eylmann, Die Eingeborenen d. Kolonie Südastralien. Berlin 1908. S. 370 u. 371 Taf. 24; schiffsähnliche Wassergefäße, Langloh Parker, Lond. 1897. S. 41 u. Register unter Wirree. — Gefäße für Korn aus bitterer Rinde, die von Mäusen und Insekten gemieden werden bei den Badéma. Livingstone, Exped. to Zambesi. London 1865. 8°. S. 57. — Rinde zu den Wigwams, Kohl, J. G., Kitschi Gami. Bremen 1859. 8°. IS. 15 f.; bei den Omaha, Jowa und Sak nach Dorsay 13th Ethn. Ann. Report. for 1891—1892. Wash. 1896. S. 271; Barca, Rindenhütten für die Schweine im Walde. Kretschmer, K., Hist. Geograph. v. Mitteleuropa. München 1904. 8°. S. 203; Kegelhütten, zum Teil aus Tannenreisig, mit R. gedeckt, halblappisch. Arndt, E. M., Reise durch Schweden. Berlin 1806. 8°. I 179, 180; R. das dürtigste Deckmaterial. Rosegger, Gestalten a. d. Volke d. österreichischen Alpenwelt. Pest 1872. 8°. S. 6, 41 u. 136.

15) (Zu Seite 828.) Ztschr. f. Ethnol. 1907 (Verh. S. 42); jetzt: Ztschrft. f. Diplom-Ingenieure Bd. II 1911. S. 620; In Haselrinde bringen die Knaben Erdbeeren aus dem Walde. Ruodlieb XIII v. 110 ed. Seiler S. 283; von Birken und Linden zu Körben, Schachteln, Kästen; Lindenbast zu Schuhen. Storch, Gemälde von Russland, Riga 1797 II S. 442, 443; modern aus Weisstanne, selbst Kinderschuhe als Vasen, Bad Ischl Sommer 1911. Büchlein aus Birkenrinde verfertigt beim Einsiedler Simplissimus I. Buch Kap. 19; wie wir Kinder auch Büchlein von Birkenrinde machten. Mathesius, Sarepta oder Bergpostille, Nürnberg 1564 fol. Bl. 145b: die Birkenrindengefäße werden mit Moos gekocht, um haltbarer zu sein, bei den Samojuden. Finsch. O. Katalog d. Ausst. d. Westsibirischen Forschungsreise, Bremen 1877. S. 10. Bastschuhe aus Linde, das Paar 2 bis 5 Kopeken. Storch, Gemälde von Russland. Leipzig 1799. 8°. III S. 102, 103; Paresken, besser wie die Holzschuhe. Lepner, Der preussische Littauer (Danzig 1744) neu ed. 1848, 8°. S. 45. Die Schuhbänder aus Lindenbast, Simplissimus I. Buch Kap. 19; —, Aus Kornelkirschenbast war der gordische Knoten nach Plutarch, Alexander Kap. 18 ed. Reiske IV, 14. Bastkleider, die Massageten auf den Inseln. Strabo, lib. XI c. 8 § 7 p. 513 ed. Müller S. 440; —, fremder Völker kannte Seneca epistolae morales XIV, 2, Nr. 90; —, bei Josephus vita, Kap. II: — Büsser im Walde in Indien nach Megasthenes, bei Strabo lib. XV. c. I § 60 p. 713 ed Müller p. 607. —, Nachtigal, Sahara und Sudan, Leipzig 1889. 8°. III, S. 183; Bäume dafür gepflanzt, Merensky, Ztschr. f. Ethnol. Bd. XXV 1893 (S. 297); —, Borneo selbst zu Moskitonetzen. Hose, Journ. of Anthropol. Jnst. Lond. 1894. Bd. 23 S. 165. —, P. und F. Sarasin Reisen in Celebes. Wiesb. 1905. Bd. I S. 45, 50; —, Igorroten auf Luzon Hans Meyer, Eine Weltreise, Leipzig 1885. S. 284; die Aino Joest, Ztschr. f. Ethnol. XIV 1882 (S. 184); früher auf Sachalin, jetzt Yeso Dixon Transactions of the Asiatic Society of Japan 1883 XI S. 41; früher die Klamathindianer. Contrib. f. the U. S. National Herbarium. Wash. 1897. 8°. Bd. V S. 94. —, Die Beine umbanden sich mit Birkenrinde die norwegischen Kämpen z. Z. Birger Jarls. Afzelius, Volkssagen aus Schweden. Deutsch von Ungewitter. Lpzg. 1842. 8°. III S. 101; —, Zum Anzug des Pfingstmeier von Linden und Ulmen. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901. gr. 8°. S. 348; Papierkleid (Rinde?) im Märchen von den drei Männlein im Walde. Grimm, Kinder- und Hausmärchen.

16) (Zu Seite 828.) Plinius, nat. hist. VII Kap. 56 § 206 kannte schon die ledernen Schiffe; Sir Will. Wilde, Katalog of the Roy. Irish Acad. Dublin 1857—1861, I S. 294 meint, er habe von dem heute noch benutzten Lederboote bei Ausgrabungen nur die Ruder gefunden. — Unter günstigen Umständen wird sich das Leder wohl auch erhalten: Fellboote auch in Schottland. J. G. Campbell, Waifs and Strays of Celtic Traditions Lond. 1895. 8°. Argyllshire Ser. Nr. V S. 99; Taliesin wird im ledernen Boot ausgesetzt. Mabinogion, transl. by Lady Guest. Lond. 1877. 8°. S. 473; Sceaf, der Kulturheros, der in der Arche Noah geboren, schwimmt auch an, (wie sein Sohn Skiold, der den Namen wohl vom Lederschild hat). Chronic. Anglo-Saxon. ad 855. Monumenta hist. Britt. London 1848. I S. 349. Müllenhoff, Haupts Ztschr. f. deutsch. Altertum. 1849. VII 410f: Uller schwimmt in seinem Schild, dies oft in der Edda als Ullers Schiff bezeichnet. Finn Magnusen, Mythologiae lex. Hafniae. 1828. 4°. S. 492—494;

Leederschiffe hatten die Binnengebiete von Spanien vor seiner Zeit. Strabo, lib. 3, 3, 7; die Veneter hatten lederne Segel, aber statt der Taue schon Ankerketten. Cäsar, bellum Gallicum lib. III Kap. 13. Schiffstane, Other, King Alfreds discription of Europe Kap. IV S. 10; —, der Sachsen erwähnt Sidonius Apollinaris, Carmiana. VII 369–371.

17) (Zu Seite 828.) Dreschfliegel mit Aalhaut. Andree, Braunsch. Volkunde. 2. Aufl. 1901. 8°. S. 244; aus Irland Will. Carleton, traits and stories of the Irish peasantry. II S. 75; Milchslauch, uter lactarius, wird für die Reise ins Wasser gelegt. Canisius, Thesaurus Ecclesiasticus. 1725. 2°. S. 696. —, bei den Kaffern (Maclean) Compendium of Kafir laws and Customs, reprint. 1906. 8°. S. 155; Ledersack voll Äpfel am Königshof in Irland. Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland. Berl. 1901. 8°. S. 135; Lachshaut zu Kleidern, die hell leuchten. J. F. Campbell, popular tales of the West-Highlands. Edinbg. 1860. 8°. II S. 247.

18) (Zu Seite 829.) Mit Steinen kochen. Die Milch kochen mit faustgrossen Kieseln die Basken. Bulletin de la soc. d'anthrop, 3 ser t. VI. Paris 1883. S. 682; das Badewasser wurde mit glühenden Steinen heiss gemacht, 1878 in Karlsbad, Kärnten. Martiny, Benno, Kirne und Girbe. Berlin 1895. 4°. (Note 469 S. 32); —, Das Waschwasser in der Steiermark. Rosegger, Als ich jung noch war. Lpzg. 1900. 8°. S. 245, 246. Schwitzbäder auf h. St. sind ja allgemein bekannt; —, noch heute auf den Shetlandinseln. Rogers, Social life in Scotland. Edinburgh 1884. 8°. I S. 253; Sudsteine, nicht Webergewichte, sollen die durchlöcherten Prismen sein. Truhelka bei Baernreitter, österreichische Rundschau 1909. Bd. 21 S. 102; Steinkochen in hölzernen Gefässen, Livland. (Hiärn) Monumenta livonica antiqua. Riga 1835. 4°. I S. 45; es kocht sich schneller mit heissen Steinen. Trojanovič, Archiv f. Anthropol. 27. Bd. 1902. 4°. S. 250; Bier mit Steinen gekocht ebenda —, noch heute in den windischen Teilen Kärntens. Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit. Berlin 1889. 8°. S. 115; noch heute figurieren in der österr. Biersteuer-Statistik in Kärnten sogenannte Steinbierbrauereien. Notiz d. Red. Wochenschrft. f. Brauerei. Bd. XV 1898. S. 436. —, noch zu seiner Zeit in Litauen. Lasicius, de diis Samogitarum an Michalonis Lituani, de moribus Tartarorum. Basil 1615. 4°. S. 411; im nassen Hafersack kann man so kochen, z. B. Eier. Trojanovič, Archiv f. Anthropol. 27. Bd. 1902. 4°. S. 245; im Tiernagen. a. a. O. S. 251, mit Bild. Im Magen oder in der Haut in Irland. 1600. Tylor, E. B., Primitive Culture I S. 40; —, In der Haut um 1540. Boorde, Andrew, Introduction of knowledge. Early English Text Soc. Nr. 10. 1870. 8°. S. 131; —, zum Reinigen von Sauerteig. Buxtorf, Judenschule. Basel 1603. 8°. S. 403; —, Wasser so erhitzt zur Osterreinigung bei den modernen Juden. Friedel, Brandenburgia. VI. 1897/98. S. 382. Schieferplatte zum Backen der Shrove Tuesday Pfannkuchen in den Midland villages of England. Notes & Queries 10 Ser. III 1905. 8°. S. 225; Fleischbraten in Erdgruben mit darüber angezündetem Feuer in Sardinien 1868. v. Maltzan, Reise auf der Insel Sardinien. Leipzig 1869. 8°. S. 55; (s. dazu Grubenbraten in Europa nicht. Hirt, Indogermanen. Strassburg 1907. 8°. S. 305); —, Schaf mit Feil so gekocht. Anize Araber. Chesney, narrative of the Euphrates expedition. Lond. 1868. 8°. S. 31; Koch- und Glühsteine, älteste Zeit erwähnt. Macalister bei Hugues Vincent, Canaan. Paris 1907. 8°. S. 406. —, Mongolen das Schafffleisch in der Haut Georgi, Beschreibung d. russ. Reichs. Königsberg 1800. 8°. III Th. 6 Bd. S. 1629; in Erdlöchern kochten die Kumaso auf Kiuschiu etwa ums Jahr 70 n. Chr. nach der japanischen Sage. Brauns, David, Japanische Märchen und Sagen. Lpzg. 1885. 8°. S. 187; —, die Herero. Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1899. 8°. S. 181; — mit Steinen braten hiess seine Knaben der künftige König Usikulumi, bei den Zulu sonst nicht gebräuchlich. Callaway, nursery tales of the Zulus. Lond. 1868. 8°. S. 42; — Elephantenfuss nach Eingeborenenart. Livingstone, Expedition to Zambesi. Lond. 1865. 8°. S. 168; — auf heissen Stein wird die Milch gemolken und nur heiss getrunken. Brehm, Ergebnisse meiner Reise nach Habesch. Hamburg 1863. 8°. S. 179; — mit heissen Steinen und zwischen Gras der Australueger. Bonwick, The white wild man and the blacks of Victoria. Melbourne 1863. 8°. 2. Ed. S. 361. Meyer, H. E. A., Native tribes of South Australia. Adelaide 1879. 8°. S. 195; — Eylmann, E. Die Einwohner der Kolonie Südastralien. Berlin 1908. S. 295; In Rindengefässen, die

wie kleine Kähne geformt sind. Leichhardt, Tagebuch meiner Reise durch Australien. Halle 1851. 8°. S. 229 u. 309. Lumholtz, Unter Menschenfressern. Hamburg 1892. 8°. S. 341; s. hier Notiz v. S. 839. Die Engländer lernten Vögel zu braten, indem sie sie mit heissen Steinen füllten. Bischof, Charitas, Amalie Dietrich. Berlin o. J. S. 363; mit h. St. fast wie im Backofen auf Murray Island, Torresstrasse. Hunt, Journal of Anthropol. Inst. Lond. 1899. N. F. Bd. I S. 13; auf den Salomonen geben die Kochsteine oft die Lage verlassener Orte an. Guppy, The Solomon Islands. Lond. 1887. gr. 8°. S. 77; auf Samoa, 50 bis 60 St. formen den Ofen. Turner, Nineteen Years in Polynesia. Lond. 1861. 8°. S. 195; mit h. St. bereiten die Jivaros ihre Kopfmumien. v. d. Steinen im Kolleg 1906; — wird das Nationalgericht Callapurca bereitet. Bollaert antiquarian researches. Lond. 1860. 8°. S. 165; — in Gruben kochen die Gés, haben keine Keramik, geniessen aber nur die zartesten Früchte roh. Martius, Beiträge z. Ethnogr. Brasiliens. Lpzg. 1867. 8°. I S. 295; Die Cedar-Canoes werden weich gekocht, dann die Spanten hinein, auf Vancouver N. W. America. Sproat, Scenes and studies of savage life. Lond. 1868. 8°. S. 87; — gekocht in Kisten, mit hölzernen Zangen. a. a. O. S. 61. „Er war so arm, dass er aus Hunger die Steine abschleckte, mit denen andere Leute gekocht hatten.“ Märchen aus Britisch-Columbia. Boas, Ztschr. f. Ethnol. 23. Bd. 1891 S. (545); — auf h. glatten St. wird Clambake an der Seaside gebacken zum Vergnügen; von den Indianern gelernt. Atkinson, Edw., Suggestions regarding the cooking of food. Wash. 1894. 8°. S. 29; — hoe cake, Maismehlkuchen, in der Asche gebacken. Mason Otis T., womans share in primitive culture. N. York 1894. 8°. S. 30; Hebel, Rheinischer Hausfreund, Werke „Der schlaue Pilgrim“. Stuttg. 1871. II S. 78f.

Erinnerungen an Steinkochen finden sich in Kalendersprüchen: Am 1. Mai schmeisst Petrus einen heissen Stein ins Wasser. Lübeck, mündlich; Sant Matys, werpt enen heeten Steen in't ys. Voetius, Disputat. selectae Ultraj. 1659. 4°. pars III p. 122, der heisse Stein ist durch Umdrehung häufig in einen kalten Stein verwandelt = Sanct Severin wirft den kalten Stein in den Rhein, St. Gertrud holt ihn wieder heraus. Boebel, Haus- und Feldweisheit des Landwirts. Berl. 1854. 8°. S. 50; Sünste Kathrin smitt den kollen Sten innen Rhin, Sünste Gertrud Tüht 'ne wi'er herut. Reinsberg-Düringfeld. Wetter im Sprichwort. Lpzg. 1864. kl. 8°. S. 192; Rochholz, Drei Gangöttinnen. Leipzig 1870. 8°. S. 165; Petri, Landwirts Orakel. Bauernregeln. Breslau 1866. 8°. S. 91; Dahn, Wallhall. Kreuznach 1884. 8°. S. 144.

19) (Zu Seite 829.) *Glyceria fluitans* = Schwaden = Manna. Ascherson. Brandenburgia. Bd. IV 1895 S. 43. — Auch Himmelstau, Nordostdeutschland, Schweden, Litauen, Ungarn; Ascherson-Gräbner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora 1902. 8°. II, S. 447; — früher im Blocklande bei Bremen in besondere Siebe gesammelt. — Kohl, J. G., nordwestdeutsche Skizzen. Bremen 1864. 8°. I S. 171. Laaland und Falster gesammelt für den Handel. Wredow, Ökon. Flora Mecklenburgs. Lüneburg 1811. 8°. S. 162; in Böhmen, Schlesien, in der Mark und anderen Orten mehr gebaut (?); vier Rezepte dazu. *Amaranthus* Frauenzimmer Lexikon. Lpzg. 1715. 4°. S. 1789; wird gesammelt durch die Bauern im Tau. Marperger, Küchen u. Keller Dictionarium. Hamb. 1716. 4°. S. 1055, 1056; Mus davon. Colerus, Calendarium perpetuum. 3. buch cap. 60. Wittenberg 1600. 4°. S. 143; — sehr mühsam zu sammeln; an der Elbe in der Gegend von Lüneburg. Taube, Naturgeschichte des Herzogtums Zelle 1766—69. (II) S. 123; bei Lublinitz sammeln ihn die Einwohner um ihn teils selbst zu brauchen, teils unter dem Namen „Schwaden“ zu verkaufen. Weigel, Beschreibung des Herzogtums Schlesien. Berlin 1806. 8°. VIII 47; — auf den Wiesen bei Meissen und Frankfurt a. Oder. Colerus, Calendarium perpetuum. Wittenberg 1600. 4°. 5. Buch cap. 51; in Westpreussen in Mörsern gestampft. v. Schulenburg, Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien Bd. 17, 1887, (S. 54) jetzt weniger, weil Wiesen besser werden. Pieper, Volksbotanik. Gumbinnen 1897. 8°. S. 554; im Moskowischen Gebiet. Storch, Gemälde d. russ. Reichs. Riga 1797. 8°. II S. 315.

20) Note S. 829. Ztschr. f. Ethnol. 26. Jahrg. 1894. (S. 603.)

21) (Zu Seite 829.) *Polygonum aviculare* in Weizensamen von Butmir: ist jetzt kein Unkraut des Ackers. Schröter bei Radimsky, Neolithische Funde von Butmir. Wien 1895 fol. S. 45; — bistorta. Wurzel auf Island gegessen; eine Art Brot. Sir Gge.

Mackencie, Travels in Iceland. Edinburgh 1812. 4°. S. 413; — samen benutzt. — Ztschr. f. Ethnol. Bd. XVI 1894. S. 263; — Douglasii, Samen benutzen die Klamath Indianer, Idaho. Coville, Contr. f. the U. S. Nation. Herbarium. Wash. 1897. 8°. Bd. V S. 95, 96; P. Convolvulus, neben Hirse noch mit Rind, Schaf, Huhn usw. zusammen gefunden. Bischofshofen b. Königswalde. Braun, Ztschr. f. Ethnol. II 1870. S. 472, 473 u. III 1871 (S. 104, 105) — als Mehlkorn benutzt in Kreuzburg (Lausitzer Urnentyp). — Schaafhansen, Correspbl. d. dtsh. anthr. Ges. Bd. XV 1884. S. 103; — gibt wenig weisses Mehl, und aus den Samen von P. avicularis kann man wohl-schmeckende Grütze machen. Homann, Flora von Pommern. Cöslin 1829. I S. 270 u. 272; Chenopodium in Robenhausen. Forrer u. Messikommer. Prähist. Varia. Zürich 1889. 8°. (S. 9; Ztschr. f. Ethnol. Bd. 25, 1893 (S. 228); — album zu Brot bei den Koni- sten an der Wolga. Wredow, Ökonom. Flora Mecklenburgs. Lüneburg 1811. 8°. I S. 461. Galium palustre in Robenhausen massenhaft gesammelt. Messikommer, Ztschr. f. Ethnol. XV 1883 (S. 235). Forrer u. Messikommer, Prähist. Varia. Zürich 1889. 8°. S. 9; — aparine, der Samen zu Tügelkaffee in Ostfriesland. Lichtenberg, Aphorismen. J. 989. Berl. 1908. 8°. IV S. 167; — mollugo zu Tügelkaffee Leunis Synopsis der Pflanzenkunde Hannover 187. 7. § 499, 1. II, S. 778.

22) (Zu Seite 829.) Notbrot, Haselzapfen Hieronymus Bock, Teutsche Speiszkammer 1550. Strassbg. 1630. Fol. S. 35; — ebenso Gregor v. Tours, Hist. Francorum lib. VII cap. 45. — Populus deltoides von den Pima Indianern das Kätzchen in der Knospe roh gegessen. Russell, 26. Ann. Rep. of Ethnol. f. 1904/05. Wash. 1908. S. 69; — Sauerampfer mit den Körnern trocken ins Mehl gemischt als Schweden als Notbrot. E. v. Bibra, Getreide und Brot. Nürnberg 1860. 8°. S. 436—437; Farnwurzel ins Brot auf den Kanaren. Humboldt, Reisen in die Äquinoctialgegenden. Dtsch. v. Hauff. Stuttg. 1859. 8°. I 103; — Radices felicitis arefactas redactasque in pulverem. Gregor Turonens. Hist. Francorum lib. VII cap. 45; — ins Brot in Frankreich um 1700. Babeau, Vie rurale dans l'ancienne France. Paris 1883. 8°. S. 89; — Diocese v. Angers 1683. Alfr. Rambaud, Hist. d. l. Civilisation française. Paris 1887. 8°. II S. 566.

23) (Zu Seite 830.) Engelsüss. — Tagelang kann man auf der Wanderung davon leben, ohne andere Nahrung. Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau. Aarau 1856. 8°. I S. 228; — Nahrung der ungeborenen Kinder bei der weissen Frau, a. a. O. I S. 228; — Rhizom von Kindern gern gegessen. F. C. Schübeler, Pflanzenwelt Norwegens. Christ. 1862. 4°. S. 104; — kann man essen und trinken; stammt aus der Milch unserer lieben Frau. Magnusen, Mythol. Lexikon. Havniae 1828. 4°. S. 89; diente dem Jesuskind auf der Flucht zur Nahrung. Kassuben. Das Land. 18. Jgg. 1909/10. S. 495. Equisetum, die kleinen Knöllchen, denen wohl die Pflanze den Namen Heernuss, Regen- walde, Pommern, verdankt, werden gelegentlich gegessen, wohl-schmeckend. Name bei Vincent, Bewässerung u. Entwässerung der Acker u. Wiesen. Berlin 1899. 8°. S. 106.

24) (Zu Seite 830.) Nymphaea, Nuphar, Knollen zur Mästung der Schweine; gelegent- lich auch von Menschen gegessen. Leunis. Synopsis 1877 § 452, 1 u. 2, S. 694 bis 695; — Nuphar luteum Sm. in Russland, besonders Finland gegessen. Sprengel, Er- läuterungen zu Theophrast, IX 13, 1, II 373. Th. nennt sie süß: — Rhizom und Samenkapsel scheint Hauptnahrung der Australier. Nordaustralien, Leichhardt. Tagebuch Halle 1851. 8°. S. 203, 205, 211, 243; Süd Queensland. Lumboltz, Unter Menschenfressern. Hambg. 1892. 8°. S. 383; Nymphaeaknollen durch Abbrühen und Auslaugen entbittert. Schweinfurth, Im Herzen v. Afrika, 1874. I S. 168.

25) (Zu Seite 830.) Phragmites vulgaris mahlen die Shoshone zu einer Art süßen Mehles nach Coville bei Otis T. Mason, Origins of invention. Lond. 1895. 8°. S. 189; junge weiche Kamischschösslinge werden am Lcp Nor als Gemüse gegessen. Hedin, Durch Asiens Wüsten. Lpzg. 1899. 8°. II S. 162; auch von Carex sollen die Schösslinge „very palatable, sugary juice“ sein. Klamath-Indianer. Coville, Contribution fr. the U. St. National Herbarium. Wash. 1897. 8°. S. 92; Papyrus in Aegypten gebaut, Wurzelstock roh, ge- kocht oder gebraten ausgekaut. Theophrast, Historia plantarum, IV 8, 2; Papyrus- schaft als billiges Gericht für die Knaten. Diodor, Bibliotheca hist. I c. 80 § 5; Wurzelstock des Papyrus ist so lang er jung süß, wird in Abessynien ausgekaut. Bruce, Travels to discover the source of the Nile. Lond. 1790. 4°. vol. V. S. 7; Typha

angustifolia. Westaustralien, Wurzelstock gebacken und zerstampft zu Kuchen. Oldfield, Transactions of Ethnol. Soc. Lond. 1865. N. S. III 1865. S. 277; — geröstet als Brei genossen, schmecken wie unreife Gurken. E. Eylmann, Die Eingeborenen d. Kolonie Südastralien. Berlin 1908. S. 280 u. 292—293; — *latifolia*, der Wurzelstock im Herbst, wenn voller Nährstoff, von den Klamath-Indianern, Idaho, gegessen. Coville, Contrib. fr. the U. S. National Herbarium. Wash. 1897. 8°. Bd. V S. 90.

26) (Zu Seite 830.) Rinde oder vielmehr Bast gegessen; — und moderndes Holz mit Honig. Schmidt, Emil, Globus, 65. Bd. 1894. 4°. S. 32; — von der Hemlocktanne, als Leckerei, die Indianer am Gebirge. Mackenzie, Al. voyages to the frozen and the pacific oceans. Lond. 1801. 4°, S. 165 u. 306; Klamath Indianer, Coville Contrib. fr. the U. S. Nation. Herbarium. Wash. 1897. 8°. V, S. 89; — junges Holz von d. Dattelpalmen in Borku Nahrung. Nachtigal, Sahara u. Sudan. Berlin 1881, II S. 147. —, von Bork u. Beern, im Märchen. Wisser, Wat Grotmoder; vertellt. Ostholsteinische Volksmärchen. Jena 1905. 8°. S. 53; — brot in Schweden genaue Beschreibung. Arndt, E. M., Reise durch Schweden. Berlin 1808. 8°. IV S. 276; — der Lappländer bei demselben: Bd. III S. 271—272; — in Schweden, Wolf Graf Baudissin, Gedenkbuch f. s. Freunde 1880, S. 207 u. 228.

Brennessel. 27) (Zu Seite 830.) *Brandenburgia*. Berl. 1911. Jhrg. 20. S. 163.

28) (Zu Seite 831.) Einsäuern: die Bayern schnitten Rüben „pour saler“. Montaigne, Journal du voyage. Rome, Paris 1775. I S. 109; — Möhren, Heintl, Landwirtschaft des österr. Kaisertums. Wien 1812. 8°. III S. 502; Grosse geröstete Klösse aus ges. Durrhateig bei den Basuto. Endemann, Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VI. 1874. S. 22; — ähnlich im Sudan. Nachtigal, Sahara u. Sudan. Berl. 1879. 8°. I S. 654; — aus Maniok, die Tschikuanga. Frobenius, Im Schatten des Kongostaates. Berl. 1907. 8°. S. 112; — auf den Marquesas, die Brotfrucht v. d. Geburt bis zur Hochzeit. Baesster. Südseebilder. Berl. 1895. 8°. S. 208; — Sago zu grossen Brotlaiben, die innen säuerlich sind. Graf Pfeil, Studien a. d. Südsee. Brschw. 1899. 8°. S. 104; Mais in Neu Seeland, riecht schlecht, schmeckt gut. A. S. Thomson Story of New Zealand. Lond. 1859. I S. 158.

(15) Hr. Oskar Iden-Zeller hält den angekündigten Vortrag:

Ethnographische Beobachtungen bei den Tschuktschen.

Um zur Halbinsel Tschukotsk zu gelangen, stehen uns drei Wege offen. Der bequemste ist ohne Frage derjenige von Nome mit Kreuzung der Beringstrasse hinüber nach dem Ostkap. Allerdings sind wir dann gezwungen, die Fahrt durch die Beringstrasse innerhalb der Monate Juni-September, in besonders günstigen Jahren wohl auch noch im Oktober zu bewerkstelligen. Etwa 120 englische Meilen von Nome aus gerechnet, die in einem Gasolinschoner, der monatlich einmal die Strasse kreuzt und von der „North Eastern Siberian Co.“ gechartert ist, zurückgelegt werden können. Es existiert von Amerika aus weiter keine regelmässige Verbindung, und die wenigen sommerlichen Fahrten zwischen Nome und dem Ostkap bilden eigentlich die einzige Vermittlung zwischen dem Nordostzipfel der alten und dem Nordwestzipfel der neuen Welt. Wohl kreuzen auch Walfischfänger die Beringstrasse, doch erscheinen sie nur in unregelmässigen Zwischenräumen, halten auch eine bestimmte Fahrtroute nicht ein.

Der zweite Weg führt uns zu Schiff von Wladiwostok bis zur Mündung des Anadyr, von wo wir in Booten bis Anadyrsk vordringen können und in Markowo Gelegenheit finden, uns bei den alljährlich stattfindenden Jahrmärkten den Tschuktschen anzuschliessen.

Die dritte Reiseroute bildet der gewaltige Landweg, der von Jakutsk über das Werchojanische Gebirge unter Überwindung des 5000 Fuss hohen Tukulan Passes nach Werchojansk und von dort weiter bis an die Ufer der Kolyma nach Sredny und Nishny Kolymsk führt. Bei günstigster Witterung und unter Benutzung von gutem Zugmaterial — Pferde, Rentiere und Hunde, die auf den einzelnen, von Jakuten geleiteten Stationen gewechselt werden — immerhin ein Weg, der uns, oft unter schwierigsten Verhältnissen, bei Temperaturen von -30° bis -58° R. fast anderthalb Monate in der Wildnis hält, ununterbrochene Fahrt vorausgesetzt.

Ich wählte den Landweg. Schon aus dem Grunde, weil ich auf diese Weise nicht unmittelbar auf die Tschuktschen-Halbinsel, das klimatisch ungünstigste Terrain der Erde, versetzt wurde und weil ich auch sonst Zeit und Gelegenheit fand, mich ganz allmählich auf die äusserst schwierige Durchquerung der Halbinsel vorzubereiten, die an die Energie eines Menschen höchste Anforderungen stellt. Nur wer langsam aber stetig die Lebensgewohnheiten eines Kulturmenschen bei seinem Vordringen zur fast völligen Unkultur abstreift, wird fähig sein, auf der Halbinsel Tschukotsk zu existieren.

Diese selbst, von der Kolyma und dem Eismeer, der Beringsee und dem Anadyr begrenzt, zählt wohl zu den russischen Besitzungen auf asiatischem Gebiet, hat aber keinerlei obrigkeitliche Verwaltung und, hätte der Schnaps, den die Walfischfänger aus guten Gründen an die Eingeborenen verhandelten, diese nicht wirtschaftlich arg in Bedrängnis gebracht, und ihre Reihen nicht arg gelichtet, wir würden heute noch dasselbe Bild vorfinden, wie anno 1648, als Deshnef die Beringstrasse kreuzte, oder wie der Kosak Popof die Halbinsel vorfand, als er 1711 nach dem Ostkap geschickt worden war, um von den Eingeborenen Tribut zu erheben.

Nur gelegentlich der Jahrmärkte, die im Frühjahr in den Grenzgebieten abgehalten werden, und zwar in Markowo am Anadyr und in Pantelëicha bei Nishny Kolymsk nimmt die russische Regierung bzw. deren Stellvertreter, Isprawnik und Sasedatel, noch einigermaßen Fühlung mit den Tschuktschen, und zwar lediglich in der Form, dass man den zum Jahrmarkt erschienenen Nomaden den Jassak, das Marktgeld oder die Kopfsteuer abnimmt. Das Gebiet der Gouverneure von Jakutsk und Petropawlowsk zu deren Dienstbezirk die Tschuktschen-Halbinsel gehört, ist viel zu gross, als dass sie sich persönlich um diesen Nordostzipfel Asiens kümmern könnten, und die ihnen unterstellten Beamten am Anadyr und an der Kolyma halten es einfach nicht der Mühe wert, einmal selbst nach dem Rechten zu sehen. So sind die Tschuktschen bis heute von aller Kultur verschont geblieben, zu ihrem Glück, denn der Fusel der Walfischfänger auf der einen Seite und die russische Kultur mit ihrer Gefolgschaft, der Syphilis, die ja an den Ufern der Kolyma in entsetzenerregender Weise herrscht, auf der anderen Seite, hätten sie unweigerlich in ihrer Gesamtheit dem Untergange geweiht. Die Tschuktschen, die an sich wohl das armseligste Leben führen, sind darum auch heute noch freie Menschen, die das Gefühl der Untergebenheit und Furcht, wie wir es beispielsweise bei den Samojeden finden, nicht kennen. Und wenn man unter ihnen war, mit ihnen lebte, gewann man sie lieb, aus dem einfachen Grunde, weil sie

selbst in ihrer jammervollen Lage noch aufrechte, treue und ehrliche Naturen geblieben sind. Ihr Misstrauen und ihre zeitweilige Feindseligkeit gegen Fremde, sollte uns nicht verleiten, falsche Schlüsse zu ziehen. Zur nordischen Gruppe der mongolenähnlichen Völker gehörend — Hyperboreer — zeigen ihre Augen kaum noch Schlitzform, auch die Backenknochen treten nur schwach hervor, die Gesichtsfarbe geht oft in Bronzeton über, und nur das schlichte, blauschwarze Haar, das sie oft in absonderlichen Frisuren tragen, sowie der geringe Bartwuchs erinnert stark

an Mongoleneinschlag. Es sind kräftige Mittelgestalten, ausdauernd und zäh, mit allerdings nur dünnen Waden, die sie trotzdem befähigen, weite Strecken zu Fuss zurückzulegen. Sie zählen in ihrer Gesamtheit wohl kaum mehr als 12 000 Seelen.

Während die Frauen Doppelzöpfe tragen, die sie mit bunten Perlen und Blechmarken, hier und da wohl auch Silbermünzen schmücken, ziehen die Männer ganz kurz geschnittene Haare vor. Oft wird der Schädel vollkommen kahl geschoren und nur eine 3—4 cm breite über die Stirne herabhängende Franse bleibt stehen. Andere wieder ziehen es vor, nur auf dem Scheitel ein Büschel Haare wachsen zu lassen, die übrige Schädelpartie aber von jeglichem Haarballast zu befreien. Der ohnedies spärliche Bartwuchs wird zumeist sorgfältig mit primitiven Jakutenmessern beseitigt.

Die Frauen tätowieren sich da



Typ eines Tschautschus mit umhängendem Tabaksbeutel.

„Durch Entgegenkommen des American Museum of National History. New York“.

und dort. Zwei leicht gewellte Linien von der Stirnhaut bis zur Nasenspitze. Auf jeder Wange drei Ovallinien von der Schläfe bis zum Unterkiefer und neun Ovallinien von der Unterlippe bis zum Kinn. In manchen Familiengemeinschaften finden wir allerdings auch Frauen, die sich mit dieser einfachen Form der Tätowierung nicht begnügen und kompliziertere Muster vorziehen. Doch ist überall die Ovalform massgebend. Sie ertragen die Prozedur der Tätowierung mit stoischer Ruhe. Als Färbestoff wird Russ in die Stiche eingerieben.

Ehe ich hier weiter über das Leben der Tschuktschen berichte, möchte ich vorerst noch einfügen, dass wir unter Tschuktschen eigentlich nur die Bewohner der Nordküste der Tschuktschen-Halbinsel zu verstehen

haben, während sich der eigentliche, nomadisierende Bewohner der Halbinsel Tschautschu nennt. Nach ihren eigenen Aussagen war die Eismeerküste zwischen der Tschautschu- und Koljutschinbucht unbewohnt, sie erwähnten mir nie den Namen der Onkilon, und erst als ein Milzbrand grosse Lücken in die Rentierbestände riss, wurden einzelne Gruppen der Tschautschus, weil sie ohne Rentiere in den Bergen und auf der Tundra als Nomaden nicht mehr existieren konnten, gezwungen, sich unter Aufgabe all ihrer bisherigen Lebensgepflogenheiten an der Eismeerküste anzusiedeln. Dort beschäftigten sie sich lediglich mit Robbenfang, ein wenig wohl auch mit Fischfang, und so änderte sich allmählich das Bild. Der zugewanderte Tschuktsche wurde an der Eismeerküste infolge reichlichen Fanges wohlhabend, während der Tschautschu, der ehemals über grosse Rentierherden auf der Tundra verfügte, allmählich infolge stetiger Seuchen unter den Rentieren verarmte. Wohl gibt es auch heute noch im Innern der Halbinsel Tschautschus, die über grosse Herden verfügen, aber auch bei diesen mag die Stückzahl 1000 nicht überschritten werden. Wo Reisende Herden von einigen tausend Stück gesehen haben wollen, war das wohl der gesamte Bestand verschiedener Familien. Es gibt Tschautschus, die nur vier bis sechs Rentiere ihr eigen nennen können, wo also von einem Nomadenleben nicht die Rede sein kann. Die Besitzer dieser paar armseligen Tiere schliessen sich dann gewöhnlich grösseren Gemeinschaften an.

Die Tschautschus sind vollkommen auf die Rentierzucht angewiesen. Mit ihrer Hilfe fristen sie ihr Leben. Gibt ihnen das Rentier doch Nahrung, Kleidung und auch Handelsobjekte. Geld wird von ihnen im Handel nur höchst ungern und sehr selten angenommen. Höchstens in der Nähe vom Ostkap finden wir Tschuktschen, die ihre Einkäufe mit amerikanischen Silberdollars beglichen, und auch auf den Jahrmärkten in Pantelëicha und Markowo kommt da und dort wohl einmal ein russischer Silberrubel zum Vorschein. Sonst ist ihr Handel lediglich ein Tauschverkehr, und die Stelle des Geldes nehmen russischer Blättertabak, der sogenannte Tscherkasskytabak, gepresst in 1 Pfd. Paketen, russischer Ziegeltee, Zucker, Eisenwaren, Werkzeuge und Waffen ein. Sie leben ohne jegliche Selbstverwaltung, haben weder Fürsten noch Häuptlinge, und nur der Wohlhabende hat unter ihnen einigen Einfluss. Aber in ihren Familiengemeinschaften halten sie sich streng an die ihnen überlieferten Traditionen, und ihre Hausgesetze sind ihnen heilig. Während sie geneigt sind, Fremde zu bestehlen, ist der Diebstahl unter Stammesgenossen selbst fast ausgeschlossen. Ich fand eines Tages in den Bergen ein Paar Schneeschuhe, packte sie auf einen meiner Schlitten und fuhr weiter. Als wir am Abend Lager bezogen, sprach ich von dem Funde und gab sie an die Tschautschus ab. Noch am selben Abend machte sich einer von ihnen auf den Weg und brachte die Schneeschuhe wieder an dieselbe Stelle, wo ich sie, meiner Beschreibung nach, gefunden hatte. Der Betreffende war, um diese Aufgabe zu erfüllen, bei starkem Schneesturm zusammen sechs Stunden im Rentierschlitten über die Berge gejagt. Hat sich, um ein anderes Beispiel anzuführen, ein Tschuktsche an der Eismeerküste Treib-

holz zusammengetragen und es irgendwo aufgeschichtet, so wird es keinem Stammesgenossen einfallen, auch nur ein einziges Stück Holz für sich zu verwenden. Selbst die äusserste Notwendigkeit würde ihn nicht zu diesem Diebstahl verleiten können. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, bei dem ein Diebstahl wirklich zur Ausführung kam und, da ich selbst gewissermassen in diesen Fall verwickelt bin, glaube ich annehmen zu dürfen, dass sich die betreffenden Tschuktschen durch die Anwesenheit meiner Person berechtigt glaubten, etwas an sich zu nehmen, was eigentlich nicht ihnen gehörte. Der Tatort liegt in der Nähe des Koetflusses. Wir



Heidnische Krankenheilung bei den Tschuktschen durch Suggestion.
„Durch Entgegenkommen des American Museum of Natural History. New York“.

hatten an der Küste ein bereits zerlegtes Walross gefunden, hatten Hunger und schnitten ohne viel Überlegung, unter Beobachtung des Grundsatzes: „Wer zween Hemden hat, gebe dem, der keines hat“ einige nicht zu bescheiden bemessene saftige Stücke Fleisch ab. In der nächsten Niederlassung stellte sich uns dann der Besitzer des Walrosses vor. Die Übeltäter hätten ja schweigen können, aber sie verwickelten sich gleich von vornherein in derartige Widersprüche, dass ich sofort ersah, wie unbequem ihnen das Lügen war und dass ihnen das Vergehen schwer auf der Seele lag. Alle diese Eigenschaften hinderten sie freilich nicht, mich, den Fremden, den myrki, ganz gehörig zu bemausen, wo immer sie nur Gelegenheit dazu hatten.

Die Kleidung der Tschautschus ist einfach genug. Eine ziemlich

enge, bis zu den Knöcheln reichende Hose aus Rentierfell, Strümpfe aus dem Fell junger Rentiere oder vom Balg der Polarhasen und kurze Stiefel, ebenfalls aus Rentierfell mit einer Sohle aus Walrossleder. Den Oberkörper bedeckt ein während der kalten Jahreszeit doppeltes Rentierfellhemd, die sogenannte Kuklanka, und zwar ist die Winterkuklanka derart, dass sie sowohl Pelz auf der Innen- als auch auf der Aussenseite aufweist. Die Kuklanka ist kragenlos, so dass der Hals frei bleibt. Sie fällt hemdartig bis zu den Knien. Unterwäsche habe ich im Gegensatz zu Nordenskiöld nirgends bemerkt, dagegen liebt man es, über die Kuklanka ein zweites Hemd zu ziehen, das aus buntfarbigen Stoffen her-



Begräbnisplatz der Tschautschus in den Tschaubergen auf einem Bergplateau.
„Durch Entgegenkommen des American Museum of Natural History. New York“.

gestellt ist. Rot ist dabei ihre Lieblingsfarbe. Das Frauenkleid besteht aus einem Stück, ist ebenfalls in den meisten Fällen aus Rentierfell und ähnelt in Form und Schnitt der Hemdhose unserer Damen, nur dass es vollkommen geschlossen ist und nur gerade über die Kniee reicht, bis zu welcher Höhe die Fellstiefel gehen. Kleidungsstück und Fellstiefel werden dann mittels Riemen gut verschnürt. Selten nur tragen die Frauen eine Kopfbedeckung oder Handschuhe. Für die Männer dagegen sind diese Stücke der Bekleidung unerlässlich, wenschon auch sie die Fellmütze zumeist am Ledergürtel tragen. Zur weiteren Ausrüstung eines Tschuktschen bzw. Tschautschus gehört unbedingt ein kurzes Mongolenpfeifchen aus Messing oder Holz mit teilweise eingelegter Silber-, Kupfer- oder Blei-Filigranarbeit, ein kleines Lederbeutelchen mit geschnittenem

Tscherkasskytabak, das an einem Lederriemen um den Hals getragen wird, im Gürtel seitlich ein kleines, einfaches Jakutenmesser mit Holzgriff, und weiter, ebenfalls am Gürtel befestigt, aber in der Gegend des Rückgrats, der Urinbecher, gewöhnlich aus Seehund- oder Walrossfell hergestellt. Als ich gelegentlich des Jahrmarktes in Pantelëicha zum ersten Male mit den Tschuktschen in Verbindung trat, handelte ich von einem der Nomaden gegen ein Schwarzbrot solch einen Becher ein. Ich nahm an, dass er bisher als Trinkbecher gedient hatte und ich hatte ihn vorerst für den gleichen Zweck bestimmt, wurde jedoch bald eines Besseren belehrt. Später, als ich als Knecht den Tschuktschen eingereiht war, trug ich selbst dann dieses Gefäß ständig am Gürtel und es leistete mir oft recht gute Dienste. Wurde nämlich ein Rentier vor dem Schlitten schlapp, hatte man nichts weiter zu tun, als selbst zu urinieren, und zwar in besagten Becher, der dann, voll seines köstlichen Inhalts, dem erschöpften Tiere, gierig ausgeschlürft, als willkommenes Stärkungsmittel diente. Die Tiere konnten noch so ermüdet sein, nachdem sie einen Becher Urin gesoffen, waren sie vollkommen erfrischt. Auch die Frauen, ebenso die jungen Mädchen bedienen sich dieses Bechers, sobald sie mit Rentieren unterwegs sind. Nicht selten kommt es vor, dass man nicht in der Lage ist, zu urinieren; man bittet dann irgend jemand aus der Gefolgschaft um diese Gefälligkeit, die dann auch anstandslos vor aller Augen erwiesen wird. Für die Frauen ist das an sich eine recht umständliche Sache, denn sie müssen zu diesem Zweck ihr Kleidungsstück bis über die Knie abstreifen. Überhaupt spielt der Urin im Leben dieser Nomaden eine bedeutsame Rolle. Alle Felle werden beispielsweise, ehe sie gegerbt werden, in Urin geweicht, und auch das Einfangen der Rentiere geschieht mit Hilfe des Urins, und zwar in folgender Weise. Beim Aufbruch des Lagers werden sämtliche Lastschlitten bereits beladen in Hufeisenform zusammengestellt, schräg, ein Schlitten leicht an den anderen angelehnt, das Geschirr ist an jedem Schlitten bereits befestigt. Einige Meter vor dem Schlittenhufeisen wird mit Urin getränkter Schnee in einzelnen Brocken verstreut. Die von der Weide langsam herangetriebenen Rentiere, der Leitbock voran, stürzen sich nun gierig auf den getränkten Schnee, achten dabei gar nicht darauf, dass sie gleichzeitig in die Schlitten-Umfriedung geraten und sehen sich plötzlich gefangen, denn sobald das letzte Tier den Eingang zum Hufeisen erreicht hat, wird die Öffnung geschlossen, und die Auswahl der für den betreffenden Tag notwendigen Zugtiere wird getroffen. Männer und Frauen beteiligen sich an dieser Arbeit, die geeigneten Tiere werden alsbald eingespannt, die übrigen wieder freigelassen, und die Karawane setzt sich alsbald in Bewegung. Jeder Tschuktsche, auch die Frauen, führt etwa 10 bis 15 Lastschlitten, die hochkufig und stark gebaut sind, im Gegensatz zu den Personenschlitten, die ausserordentlich niedrig und aus leichtestem Material — Birken-, Erlen- und Eschenholz — hergestellt sind. Selbstverständlich werden auch bei den Tschuktschen die einzelnen Schlittenteile nur durch Riemen verbunden. Der Lastschlitten ähnelt dem Samojedenschlitten, hat eine ausserordentliche Tragkraft und wird niemals als Personenschlitten be-

nutzt. Der Personenschlitten wiederum ist nur für eine Person bestimmt und ist eine eigene Konstruktion, nur zum Fahren mit Rentieren eingerichtet, leicht und biegsam, so dass man mit Vorspann von zwei Rentieren grosse Strecken in unglaublich kurzer Zeit zurückzulegen vermag. Er hat, ebenso wie der hochkufige Lastschlitten, keinerlei Ähnlichkeit mit Hundeschlitten. Niemals spannt der Tschuktsche mehr als zwei Rentiere vor einen Schlitten. Er dirigiert sie mit dem dreiteiligen Zügel und benutzt auch keine Peitsche zur Aufmunterung, sondern einen langen, biegsamen Stiel, an dessen Ende ein kleines Stück Knochen oder Horn in Halbvalform angebracht ist. Mit diesem Knochen- bzw. Hornstück tippt er auf das Fell des Tieres.

Gewöhnlich geht der Karawane ein Tschuktsche auf Schneeschuhen voraus, oft schon zwei Stunden vorher, der geeignete Futterplätze sucht, Stellen, an denen das Rentiermoos (*Cenomyce rangiferina*) unter dem Schnee üppig genug wuchert, um einer Herde von einigen Hundert Stück für die Nacht auch genügend Futter zu geben. Ihm folgt dann früher oder später die Karawane, manchmal nur 20 bis 30 Schlitten, oft aber auch 80 bis 120 Schlitten. Jede Abteilung ist für sich, ordnet sich aber dem ganzen Zuge ein; man schlängelt sich in sehr langsamem Tempo im Gänsegang über die Tundra und über die Berge. Jeder Abteilung ist ein Personenschlitten vorgespannt, auf dem der Führer rittlings sitzt und die übrigen Schlitten, die zu seiner Abteilung gehören, mit je zwei Rentieren bespannt und einander folgend an der Rückseite des vorhergehenden Schlittens angebunden sind, lenkt. Seine Beine, die er bald links, bald rechts schräg in den Schnee vorstreckt, dienen ihm als Bremse. Angehalten wird während des Tages nur dann, wenn ein Tier stürzt, etwa ein Geschirr in Unordnung gerät oder einer aus der Gemeinschaft ein Bedürfnis zu verrichten hat. Im allgemeinen ist man, ohne Essenspause, während des ganzen Tages unterwegs, nur kalte Stücke Fleisch, von den Frauen direkt am Körper zwischen Busen und Unterleib aufbewahrt, helfen vielleicht über den Heiss hunger während des Fahrens hinweg. Ist genügend Vorrat an Tabak vorhanden, so qualmen natürlich die Pfeifen vom Morgen bis zum Abend: auch von den Frauen hat jede ihr Pfeifchen. Auch ein eintöniger Dreiklang-Gesang ertönt während der einsamen Fahrt, Lieder, die wahllos sich den Text aus dem Leben der Tschuktschen holen; nebenher oder hinterher trotten frei und ohne weitere Aufsicht die übrigen Rentiere der Gemeinschaft

Ist am Abend der Futterplatz erreicht, werden die Rentiere ausgeschirrt und auf die Weide getrieben. Sie äsen dort einige Stunden und legen sich dann zur Ruhe nieder. Es ist für die ganze Nacht eine Beaufsichtigung der Herde notwendig. Sind die Rentiere ausgeschirrt, werden die Schlitten entladen und die Zelte aufgerichtet; es wird mit Hilfe eines harten und weichen Holzes Feuer gerieben, die kleinen Fünkchen in bereitgehaltenen Holzkohlenstückchen aufgefangen und so das Lagerfeuer entfacht, das sich nur in ausnahmswenigen Fällen innerhalb des Aussenzeltes, nämlich, wenn es draussen schneit oder stürmt, befinden darf. Alles, das Entladen der Schlitten, Aufstellen der Zelte und die Zu-

bereitung der Mahlzeiten liegt den Frauen ob. Die Männer sitzen derweilen im Lager, rauchen ihre Pfeifen, sehen Schlitten und Riemenzeug nach, bauen neue Schlitten, Schneeschuhe usw. und reinigen wohl auch ihre Winchesterbüchsen. Denn es sei gleich hier gesagt, dass die russische Regierung wohl verboten hat, Schusswaffen an die Tschuktschen zu verkaufen, dass trotzdem aber fast jedes Familienoberhaupt im Besitz einer Büchse ist, und zwar fand ich überall das Winchester-system, altes Kaliber. Die amerikanischen Walfischfänger verhandeln sie en masse an die Küstentschuktschen, die sie im Zwischenhandel dann an die Tschautschus in den Bergen weitergelangen lassen.

Die Zelte der Tschuktschen bzw. Tschautschus sind aus gegerbtem Rentierfell, haben ein weisslich-graues Aussehen, und weichen in ihrer Form hier und da voneinander ab. Jedenfalls sind sie nicht mit den Zelten der Tungusen und Lamuten vergleichbar, sind auch nicht absolut rund und nach oben konisch verlaufend wie die Zelte der nordamerikanischen Indianer, sondern präsentieren sich breit, ausladend mit durch das Innenzelt bedingten oft scharfkantigen Ausbuchtungen und sind eher gewaltigen Bienenkörben vergleichbar. Um die Zelte vor dem Umstürzen zu bewahren, was bei dem auf der Tschuktschen-Halbinsel oft herrschenden Schneesturm, die Nomaden nennen ihn „Jojo“, leicht der Fall sein könnte, gruppieren die Tschautschus alle ihre Lastschlitten um das Zelt, und zwar stellen sie die Kufen direkt auf die Enden des Zeltleders. Ausserdem wird rings um das Zelt ein kleiner Schneewall geschaufelt. Die Tschuktschen an der Küste, die nur selten den Wohnplatz wechseln, befestigen die Zeltenden mit Steinen, Treibholz und Walfischknochen. Eine besondere Einrichtung der Tschuktschenzelte sind die Fell-Innenkammern, die gewöhnlich dem Eingang gegenüber vermittelst gekreuzter Stäbe errichtet werden. Es ist meines Erachtens wohl die praktischste Einrichtung, die wir bei arktischen Völkerschaften finden. Gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ m lang, 1 bis 2 m breit und ebenso hoch, bieten sie vollkommenen Schutz auch gegen die intensivste Kälte, so dass man sich eigentlich nicht darüber zu wundern braucht, dass die Tschuktschen in dieser Kammer absolut nackt schlafen und sich nur mit ihren Kleidern, die sie tagsüber tragen, zudecken, Männer sowohl wie Frauen, Buben und Mädchen. Würde sich in diesem Innenzelt das Ungeziefer — Läuse —, von dem die Tschuktschen ganz besonders heimgesucht sind und das sie kurzerhand lebend verzehren, nicht ungewöhnlich bemerkbar machen, der Schlafraum wäre fast ideal zu nennen. Diese Kammer ist eigentlich nichts weiter als ein Würfel aus doppeltem Rentierfell, ohne Boden, dessen eine Seite aufklappbar ist. Haare nach innen nach und aussen, aufgenäht noch ein gegerbtes Sommerfell.

Links und rechts vom Eingang halten zwei gekreuzte Stäbe die Kammer aufrecht. Der Boden wird ebenfalls mit Fellen ausgelegt. Vor dem Eingang des Innenzeltes liegen einige Reisesäcke, gewöhnlich Seehundsbälge, die mit ihrem verschiedenen Inhalt, Fellen, Zeugfetzen, Kleidern, ein weiches Polster abgeben. Da und dort finden wir zur Abwehr Unheil bringender Gottheiten, vor dem Eingang ins Innen-

zelt, ebenfalls rechts und links Wolfsschädel, Bärenköpfe und Walrossschädel.

Wir haben bei besonders heftigen Stürmen, wo es nicht möglich war, an die Aufstellung der Aussenzelte zu denken, nur die Fellkammer ohne weiteren äusseren Schutz als Unterkunft benutzt und auch in diesen Fällen war es möglich, jedweder Kleidungsstücke während des Schlafes zu entbehren. Da die Fellkammer, zusammengelegt, nur ein sehr geringes Gewicht hat, steht auch ausser Frage, dass sie bei Expeditionen in arktisches oder antarktisches Gebiet unschätzbare Dienste leisten könnte. Sie würde das Mitnehmen von schweren Pelzschlafsäcken und Leinen- oder Seidenzelten unnötig machen, und es wäre den Mitgliedern einer Expedition möglich, nicht nur im Zelt zu schlafen, sondern auch zu arbeiten. Meines Wissens wurde ein Versuch in dieser Richtung bisher nicht unternommen. Ich für meine Person werde bei Reisen in der kalten Zone nur das Tschuktschen-Innenzelt benutzen.

Das Hausgerät des Tschautschus ist recht bescheiden. Ein oder zwei eiserne Kessel, einige Mulden, primitiv aus Holz zurechtgeschnitzt, verschiedene grosse und kleine, runde und flache Lederbehälter, ein runder Stein mit einer flachen Aushöhlung sowie der dazu gehörige Steinhammer, um kleine Knochen zu pulverisieren, einige selbstangefertigte zusammenlegbare Kupferlöffel, ein oder zwei russische Teekannen, einige Eimer aus Eisenblech, kleine viereckige, Fussbänken ähnliche Tischchen, auf denen die Abendmahlzeit plaziert wird und eine mehr oder minder grosse Anzahl von Porzellanteetassen, die teilweise von den Jahrmärkten in Pantelëicha und Markowo, teilweise aber auch von den die Beringstrasse kreuzenden Walfischfängern zu den Tschuktschen kommen. Oft sieht man Tassen aus feinstem chinesischem Porzellan in den Zelten, und die Tschuktschen besitzen eine meisterhafte Geschicklichkeit, um zerbrochene Tassen wieder gebrauchsfähig zu machen. Sie verbinden die zerbrochenen Stücke durch Streifen von Weissblech, Kupfer oder auch Blei und verleihen ihnen dadurch wieder eine fast unbegrenzte Haltbarkeit. Zum allgemeinen Besitztum gehören dann noch die verschiedenen Werkzeuge, die sie gebrauchen, um Schlitten und Zelt in Ordnung zu halten, der Feuerbohrer, einige Fanggeräte und bei den Tschuktschen an der Küste die verschiedensten Fischereitensilien und alles nötige Material zum Robben- oder Walfang, wie Frauenboote, Kajaks, Harpunen usw. Ebenso führt jede Familie die Sommerkleider der einzelnen Personen mit sich, die aus gegerbtem Sommerfell der Rentiere angefertigt werden. Und in keinem Zelte fehlen die Hausgötter, plumpe Nachbildungen des Menschen aus Holz, Knochen oder Walrosszähnen, die an einem Lederriemen aufgereiht sind und nur bei besonderen Gelegenheiten, Totenfeiern, Opferfesten usw. in Aktion treten.

Das Familienleben der Tschautschus und Tschuktschen ist äusserst herzlich. Der Verkehr zwischen Eltern und Kindern fast ideal zu nennen. Ich kann mich nicht entsinnen, je ein eigentlich scharfes Wort, das den Kindern galt, vernommen zu haben. Von Schlägen überhaupt nicht zu reden. Vater und Mutter wetteifern eigentlich in dem Bestreben, die

Kinder zu verhätscheln. Man lässt sie auf der einen Schulter oft stundenlang rittlings reiten, übt mit ihnen, wenn sie in entsprechendem Alter sind, Ringkampf, Wettlauf, Hoch- und Weitsprung und bereitet sie in aller Güte für den schweren Beruf des nordasiatischen Nomaden vor. Die Polygamie hat unter den Tschuktschen und Tschautschus, wohl eine Folge der allgemeinen Armut, wenig Anhänger, die meisten von ihnen leben monogamisch. Aber auch in jenen Fällen, wo zwei Frauen das Regiment führen, bleibt die Ehe meist harmonisch. Muss notwendigerweise einmal ein Rasttag eingefügt werden, weil vielleicht Rentiere geschlachtet wurden, Bekannte zu Besuch erschienen oder eine Entbindung zu erwarten steht, so ist das natürlich ein allgemeiner Feiertag. Sehen wir uns diesen Tag einmal genauer an. Die Karawane ist am Abend nach zwölfstündiger Schlittenfahrt am Fusse eines Passes in den Tschaunbergen angelangt. Die Tiere sind auf der Weide, die Zelte bereits aufgerichtet. Vor den Zelten brennen die Lagerfeuer, und rund um die Feuer sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Tschuktschen. Sie reichen ihre Pfeifen dem Nachbar, der einen tiefen Zug tut, geben sie vielleicht einem Zweiten und Dritten und stopfen sie wieder. Sie lachen sehr viel und suchen sich in ihren Erzählungen zu überbieten. Jede besondere Pointe wird mit einem langgedehnten ka-ko-mä, dem Ausruf des Erstaunens, begleitet. etwas weniger wichtiges durch ein kurz hervorgestossenes ko bestätigt. Eine Unterhaltung entwickelt sich dann weiter wie folgt:

Erzähler: Ich sah auf unserem Wege Spuren von Bären.

Zuhörer: Du sahst Spuren von Bären.

Erzähler: Und verfolgte diese Spuren.

Zuhörer: Und verfolgtest diese Spuren usw.

Ist die Erzählung zu Ende und hat sie Eindruck hervorgerufen, so folgt ein lautes, gedehntes ka-ko-mä der gesamten Korona. Die Frauen sitzen unterdessen vor dem Eingang der Zelte, ihre Kleidung ist bis zu den Hüften abgestreift, eine Gewohnheit, die, wenn sie arbeiten, strikt eingehalten wird, auch bei intensiver Kälte. Ihre Brüste sind zumeist stark entwickelt, bei Frauen im Alter von 30 und 35 Jahren aber schon welk und herabhängend. Sie lieben besonders grosse Brüste und wenn wir zusammen im Freundeskreise sassen, kam es oft vor, dass die Mutter ihrem zehn- bis zwölfjährigen Töchterchen vor den Augen aller Männer die Brüste knetete und herunterzog, um sie recht gross werden zu lassen. Die Männer lachten dann behaglich und fanden alles in schönster Ordnung. Inzwischen ist die Dunkelheit hereingebrochen, jeder verfügt sich in sein Zelt, klopft sich im Aussenzelt mit einem eigens dazu bestimmten Stück Geweih den Schnee von der Kleidung, und besonders von den Schuhen, und kriecht dann in die Fellkammer, wo er sich zunächst seines Rockes und seiner Fellschuhe entledigt. Rechts sitzen Vater und Mutter, links die übrigen Familienmitglieder. Ein junges Mädchen hat gewöhnlich im Aussenzelt Küchendienst. Die Männer und Buben haben also nur ihre Fellhosen an, die durch einen um die Hüften geschlungenen Riemen festgehalten sind, im übrigen bleiben sie nackt. Die Frauen und Mädchen entledigen sich ihrer Fellhemdhose bis zu den Hüften. Mutter sorgt für

die Tranlampe, die ein trübes Licht verbreitet. Jeder sitzt mit untergeschlagenen Beinen vor seinem kleinen Holztaburett. Endlich kommt in einem schmutzigen Holztroge die Abendmahlzeit: Blutsuppe mit selbst-bereitetem Knochenmehl und Fettstückchen. Weiter ein grosses Stück Rentierfleisch, ohne Salz in kochendem Wasser zubereitet und einige Rentierzungen, auf dieselbe Art hergerichtet. Das Fleisch nimmt Mutter in Beschlag, die jedem sein Stück zuteilt. Erst wird aber die Suppe verteilt. Jeder greift mit seiner schmutzigen Hand in die Mulde und sucht von der Suppe festen Bestandteilen noch etwas zu ergattern. Das andere wird mit der hohlen Hand herausgeschöpft; nur Vater darf seinen Kupferlöffel benutzen. Mutter, die derweilen sämtlichen Strümpfen der Familienmitglieder wieder Geschmeidigkeit verlieh, indem sie sie nacheinander, besonders die Sohlen, gut durchkaute und sie dann über die Tranlampe zum Trocknen aufhing, händigt jetzt jedem von uns ein Stück Fleisch aus, das wir ohne viele Umstände an einem Zipfel in den Mund nehmen und dann, indem wir mit unserem Messer direkt vor dem Munde Stück für Stück abschneiden, langsam verzehren. Auch die Rentierzungen werden verteilt, sie sind auch in der einfachen Zubereitung recht schmackhaft und saftig. Natürlich ist das Menu verschieden. Nicht immer gibts Fleisch vom Rentier. Oft sind es nur kümmerliche Fragmente vom Seehund oder vom Walross. Beliebt ist auch bereits im Zustande der Verwesung sich befindendes Walrossfleisch. Ferner kommt zuweilen der grünliche Mageninhalt des Rentiers auf den Tisch, auch sind Schnitzel aus gehacktem, rohen Rentierfleisch, verbunden mit dem rohen Mark von Beinknochen der Rentiere sehr beliebt. Ich empfehle dieselbe als ganz besondere Delikatesse. Ist man in der Nähe von Flüssen und Seen, bildet Fisch die Hauptnahrung, und kommt man an die Meeresküste, so tritt an Stelle von Rentierfleisch und Fisch die Robbe. Oft genug ist aber weder das eine noch das andere zu haben, dann genügt wohl auch ein krepierter Hund, eine Suppe aus Kräutern und Wurzeln und ein Gemengsel von gestossenen Knochen. Zu jeder Mahlzeit aber gehört Tee, und zwar verwenden die Tschuktschen nur russischen Ziegeltee, der ohne jedwede weitere Zutat getrunken wird. Ist man im Besitz von Zucker, besonders beliebt ist der russische Hutzucker, den sie beim Jahrmarkt in Pantelëicha einhandeln, so wird auch Zucker zum Tee gereicht, aber Mutter geht äusserst sparsam damit um. Haben wir also zur Nacht gegessen, uns die Finger genügend vom triefenden Fett gereinigt und das andere an die Hosen geschmiert, wird in den schon beschriebenen Tassen der Tee serviert. Das Aufstossen nach der Mahlzeit, rülpsen, gehört zum guten Ton und wird beifällig aufgenommen, auch wenn jemand starke Blähungen hat, braucht er sich durchaus nicht zu genieren, im Gegenteil, er darf im voraus der Zustimmung versichert sein. Vater hält es auch heute wie sonst mit seinen Gepflogenheiten. Er spuckt zuweilen aus und Mutter hält ihm die hohle Hand zu diesem Zwecke unter den Mund. Der Speichel wandert von Hand zu Hand, bis ihn der der Felltür zunächst Sitzende hinaus befördert. Es wird abgeräumt; das übriggebliebene Fleisch wird zur Morgenmahlzeit aufbewahrt. Mutter reinigt die Tassen, die sie

nacheinander sorgfältig ausleckt, dann in schmutzige Lappen wickelt und schliesslich in einem vor Schmutz starrenden Holzkasten unterbringt. Nun wird die Speiseschüssel zum zweitenmal vom Aussenzelt hereingereicht, und zwar von einem jungen Mädchen, das uns jetzt bittet, in diese Schüssel zu urinieren. Als ich ihr die Schüssel zurückreiche, sagt sie, halb erstaunt, halb belustigt: kakoi malinki (wie wenig). Es wird übrigens nicht in allen Haushaltungen der Essnapf auch zugleich als Nachtgeschirr benutzt. Ich beobachtete diese ekelhafte Gepflogenheit nur da und dort.

Der Urin wird im Aussenzelt auf Schnee gegossen und dient anderen Tags zum Einfangen der Rentiere. Nun wird die Tranlampe gelöscht und bald verrät lautes Schnarchen, dass alle im tiefsten Schlafe liegen. Nur die junge Schwiegertochter meines Wirtes wirft sich unruhig hin und her, sie fässt nach meinen Füßen und beginnt plötzlich meine Fusssohlen recht intensiv zu kitzeln. Ich ziehe verärgert die Beine an den Leib und schlafe schliesslich ein. Am nächsten Morgen erzählt mir der Gatte dieser Schönen halb entrüstet, dass seine Frau mit mir hätte schlafen wollen. Das Kitzeln der Fusssohlen ist nämlich der erste ehrbare Annäherungsversuch. Dabei will ich gleich noch bemerken, dass jeder, der das Zelt eines Freundes oder Bekannten betritt und die Absicht hegt, über Nacht zu bleiben, die Frau oder die Schwiegertochter des Gastgeber für die Nacht begehren kann und damit dem Freunde nur eine Ehre erweist. Refüsiert jemand eine ihm angebotene Frau, so setzt er sich von vornherein in Misskredit. Morgens, nach eingetretener Helligkeit, wird wiederum im Innenzelt Tee gereicht, dazu werden die vom vorangegangenen Abendbrot übriggebliebenen Fleischstücke kalt serviert. Wir haben Rasttag, es wurde also schon etwas länger wie sonst geschlafen. Meine Zeltgenossen waschen sich zur Feier des Tages — heute wie sonst — in Urin. Dann geht einer von ihnen mit dem Lasso zur Rentierherde, sucht sich ein passendes Schlachtthier aus, wirft ihm mit geschickten Wurf die Schlinge um den Hals und bringt es so vors Lager. Ein anderer Tschuktsche steht schon mit einem Messer bereit, sucht mit kritischem Blick die Stelle des Herzens und stösst dem Tier das Messer bis ans Heft ins Herz. Wir alle wohnen dieser Handlung bei. Mutter ist schon damit beschäftigt, dem zusammengebrochenen Tier die Hand in die Wunde zu legen und das noch warme Herzblut wird sorgfältig in einer Holzmulde gesammelt, vorher aber bekommt jeder der Umstehenden einige Blutstreifen über Stirn und Wangen, unsere Zeltwand wird mit Blutstreifen dekoriert und auch unsere Kinder erhalten vom warmen Herzblut: damit Segen auf uns ruhe, jeder von uns viele Rentiere habe und der Böse fernbleibe. Das Tier wird dann kunstgerecht zerlegt und grosse Stücke Fleisch werden im Eimer gar gekocht. Sind viele Tschuktschen beisammen und schlachten verschiedene Familien, so kommen die Tschuktschen aus dem Essen nicht heraus. Jeder besucht dann den andern und isst dann dabei so viel, als er irgendwie vertragen kann.

Gegen Mittag werden dann Spiele veranstaltet, Gesang und Tanz. Der grosse Gelehrte Adolf Erik Nordenskiöld hat in seinen Berichten über die Vegafahrt auch den Tanz der Tschuktschen erwähnt. Da ich

seinen Beobachtungen nichts hinzuzufügen habe, so zitiere ich ihn hier wörtlich:

„Zwei von ihnen stellen sich dabei einander gegenüber, legen sich gegenseitig die Hände auf die Schultern, wiegen sich abwechselnd nach den Seiten hin, hüpfen, ohne sich vom Fleck zu rühren, von einem Fuss auf den anderen, tun auch manchmal mit gleichen Füßen einen Sprung vor- oder rückwärts und schwingen sich einmal herum, wozu sie den Takt singen oder vielmehr grunzen. Nehmen mehrere Weiber oder Kinder am Tanze teil, so stellen sie sich in eine Reihe auf, stimmen einen eintönigen, sinnlosen (?) Gesang an, springen im Takte auf und nieder, verdrehen die Augen und werfen sich mit krampfartigen Bewegungen, die augenscheinlich Wollust und Schmerz bezeichnen sollen, bald nach rechts, bald nach links.“

Auch ein Wettrennen mit Rentieren wurde veranstaltet. Eine Strecke von einigen Kilometern wurde abgesteckt und der Startplatz festgelegt. Das Ziel lag vor unseren Zelten und war durch eine Stange kenntlich gemacht, die an ihrer Spitze die Trophäe für den Sieger trug: ein besonders schönes und grosses Stück Rentierfleisch. Wir begaben uns alle mit unseren kleinen, mit zwei Rentieren bespannten Schlitten zum Startplatz und unter lautem ho-ho-ho jagten wir auf ein gegebenes Zeichen dem Ziel entgegen. Der Sieger muss dabei, wenn er das Ziel passiert, im schnellsten Fahrttempo die Trophäe von der Stange herunterholen. Da es ihm aber nur um die Ehre zu tun ist, Sieger zu sein, wird das Fleisch gemeinschaftlich verzehrt.

Ein solcher Feiertag wird dann gewöhnlich mit einem grossen Festessen beschlossen und dabei vergisst man auch nicht, den Göttern zu opfern. Vor dem Mahl werden Fettstückchen in den Schnee gegraben, gerade gegenüber dem Zeltingang, damit die Rentiere während des ganzen Jahres genügend Futter finden. Hinter dem Zelt wird ein grosses Feuer entfacht und um dieses herum placiert man die Hausgötter, die sonst in einem elenden, schmutzigen Kasten ein lichtloses Dasein führen. Sind die Speisen angerichtet, erhält jeder Gott eine Probe. Der hölzerne, kunstlos geschnitzte Mund trieft ordentlich von Fett. Erst nachdem die Götter gesättigt, ist es den Gästen erlaubt, sich niederzusetzen, und wenn draussen das Feuer langsam verflackert, beginnt innen die Schmauserei.

Man kann von den Tschuktschen nicht gerade behaupten, dass sie religiöse Schwärmer sind, aber sie verrichten ihre heiligen Handlungen mit stiller Würde. Das Feuer ist ihnen die Hauptgottheit, doch haben sie auch Gottheiten in Strömen, in der Erde, auf einigen Bergen, und die Gottheit des Sees benennen sie selbst mit Itjaken kamak. Auch Sonne, Mond und Sterne sind ihnen heilig, ebenso das Rentier. Als ich bei äusserst stürmischem Wetter mit zwei Tschuktschen in einem Segelboot die Koljutschinbucht kreuzte, und wir in Gefahr gerieten, zu kentern, schrieten sie mir beständig zu, dass der Itjaken kamak mit mir unzufrieden sei und forderten mich auf, Fleischstücke ins Meer zu werfen, um den Gott zu beruhigen. Der Schamane (Geisterbeschwörer) spielt bei ihnen wohl eine Rolle, ist aber nicht sonderlich geachtet, nur gefürchtet. Ich

entsinne mich eines eigenartigen Vorkommnisses, das ich mit der Sonnenanbetung in Verbindung bringe. Seit mehreren Tagen hatte ich Schmerzen im Unterleib empfunden. Unser Karawanenführer, dem ich zugleich als Knecht diente, versprach mir daraufhin, mich von den Schmerzen zu befreien. Er liess sich von mir meine Handschuhe geben, verneigte sich einige Male stumm vor seiner Frau, ging dann zuerst allein aus dem Zelt, verneigte sich vor der Sonne und hielt ihr eine Ansprache, legte die Handschuhe dann im Kreuzeszeichen auf den Schnee, verneigte sich abermals vor der Sonne und kam dann wieder ins Zelt, um mich zu holen. Nachdem er nochmals mit den Handschuhen den Boden berührt, musste ich mich auf derselben Stelle einige Male langausgestreckt wälzen und, als ich aufgestanden, mich dreimal vor der Sonne verneigen. Dann gab mir mein Wirt und seine Frau die Hand und beide waren fest überzeugt, dass ich von allen Schmerzen befreit sei. Dass es nicht der Fall war, brauche ich eigentlich nicht besonders zu erwähnen. Einen krassen Fall abergläubischer Furcht konnte ich beobachten, als ich mich bei den Tschuktschen an der Eismeerküste befand. Ich hatte von meinen täglichen Fleischrationen eine kleine Quantität Rentierfett zurückbehalten und da ich auch Eier von Polarenten gesammelt hatte, gedachte ich meinem Menü eine europäische Eierspeise einzufügen, umsomehr, als ich auch ein Stück altes Eisenblech im Besitz hatte, dem ich provisorisch die Form eines Tiegels gegeben hatte. Ich hatte das Fett bereits im Tiegel und stand im Begriff, die Eier auszuschlagen, als ein alter Tschuktsche mein Tun beobachtete. Der Bruchteil einer Minute brachte das ganze Lager in Aufruhr. Man nahm eine äusserst drohende Haltung gegen mich an und riss mir Fett und Eier förmlich aus den Händen. Erst später kam die Erklärung: Sie glaubten, dass der Vogel, welcher die Eier gelegt, kommen würde, um sämtliche Rentiere in die Lüfte zu entführen.

Dem Tode bringen sie eine ausserordentliche Furcht entgegen. Sind nämlich mehrere Todesfälle bei den Tschuktschen an der Eismeerküste zu verzeichnen, so brechen sie Hals über Kopf ihre Zelte ab und suchen sich einen anderen Lagerplatz, selbst wenn der eben verlassene noch so günstig lag. Ja, damit nicht genug, sie lassen in der Eile des Abzuges oft auch Dinge zurück, die für sie von Wert sind. Man findet zwischen Tschaun- und Koljutschin-Bucht unzählige dieser verlassenen Zeltplätze, oft schon unter Schutt, Geröll und Treibholz begraben. Dieser Umstand mag auch wohl Nordenskiöld zu der irrthümlichen Annahme veranlasst haben, dass es sich bei all diesen Plätzen um Überreste aus der Existenz der Onkilons handle. Von mir glaubten die Tschuktschen, dass ich den Tod sehen könne. Ich wurde oft gebeten, in den Zelten Umschau zu halten, ob sich etwa der Tod eingenistet habe. — Mehrere Tage lang schleppte ich einen Sack mit mir herum, welcher einige vorzüglich erhaltene Schädel von Tschuktschen enthielt, die ich einer Begräbnisstätte entnommen hatte. Ich wollte dieselben mit nach Berlin bringen, konnte den Plan aber nicht ausführen, weil man auf den Inhalt des Sackes aufmerksam wurde und man mich zwang, die Schädel wieder niederzulegen, wo ich sie gefunden hatte.

120 Tage bin ich als Knecht der Tschautschus mit ihnen über die Tundra und durch die Tschautschberge gezogen, wir litten oft verzweifelt unter dem Hunger, dennoch hatte ich wenig Gelegenheit, mit Kranken in Fühlung zu kommen. Während ich noch an den Ufern der Kolyma auf Aussätzige (*Lepra tuberosa*) stiess und fast die halbe Urbevölkerung an der Kolyma aus Syphilitikern bestand, ich auch unter Jukagiren und Lamuten noch zahlreiche Fälle von Hungertyphus und Skorbut verzeichnen konnte, schienen die Tschautschus von all diesen Übeln befreit zu sein. Einer eigentümlichen Krankheitserscheinung begegnete ich in vielen Zelt-niederlassungen an der Eismeerküste, Frauen waren da regelmässig die Patienten. Sie litten ausnahmslos an überaus starken Anschwellungen der oberen oder unteren Gliedmassen, die als Begleiterscheinung entsetzliche Geschwüre im Gefolge hatten. Verbände wurden nicht angelegt. Die Kranken lagen meist apathisch in den Zelten. — Auch ein Fall von Päderastie wurde mir bekannt. Ein junger, etwa 25 jähriger Tschuktsche sollte mich mit einem Segelboot über eine Bucht bringen. Er verlangte dafür, sich an mir geschlechtlich betätigen zu dürfen. Eine Tracht Prügel belehrte ihm indes bald eines Besseren. Die Tschuktschen gehen rapid dem Untergang entgegen. Allerdings ist die Geburtsziffer bei ihnen sehr niedrig und steht durchaus nicht im Verhältnis zur Totenliste. Aber ich glaube, es liegt nur eine Verschleierung von Krankheitsfällen vor, und durch die Sitte, unheilbar Kranke einfach zu erdrosseln, wird die Krankenliste ohnedies schon beschränkt. Sieht die Familie, dass alle Kunst des Schamanen vergeblich ist, dass auch die Beschwörung der Gottheiten durch ein Familienmitglied, die direkt am Lager des Kranken unter stundenlangem Anschlag des Jarars (der Schamanentrommel) stattfindet, ohne Erfolg bleibt, wird die Exekution beschlossen. Sobald der Kranke in Schlummer verfallen ist, kniet man an seinem Kopfe nieder, legt diesen behutsam auf das Knie und schnürt dann mit einem schmalen Lederriemen die Kehle zu. Nach erfolgtem Tode wird die Brust geöffnet und die Gurgel durchschnitten.

Noch am selben Tage wird der Leichnam, eingehüllt in Felle, mit einem Rentierschlitten nach einem Bergplateau gebracht und dort ohne weitere Zeremonie, lang ausgestreckt, auf den Boden niedergelegt, vollkommen nackt, den Kopf nach Nordost, die Füsse gen Südwest. Der Schlitten, welcher den Toten führte, wird zerhackt, die Rentiere, welche den Leichnam nach oben brachten, getötet und einige Partien ihres Fleisches in Streifen geschnitten, mit denen der Körper des Toten dekoriert wird. Unter den Kopf des Verblichenen placiert man einen Stein, ebenso ist eine Steinumgrenzung in Form eines Rechtecks um den Leichnam üblich. Ein kleiner Napf mit Wegzehrung für den Toten auf seiner Reise ins Jenseits wird an der Begräbnisstätte zurückgelassen, ebenso bleiben einige Gegenstände, die der Tote bei Lebzeiten unentbehrlich fand, insonderheit seine Pfeife, sein Messer usw. auf der Schädelstätte. Die Leiche ist in allen Fällen eine gute Beute für Raubtiere. Und was der Tote in der Gemeinschaft der Lebenden auch immer war und bedeuten mochte, sein Name ist mit seinem Hinscheiden vollkommen aus-

gelöscht und nur mit geheimem Grauen betritt ein Tschuktsche den Ort, der die seelenlosen Hüllen seiner Weggenossen aufnimmt und wo sich nächtlicherweile Raubtiere der Lüfte, der Tundra und der Berge zu festlichem Mahle niederlassen.

Die Tschuktschen an der Eismeerküste verfahren noch liebloser mit ihren Toten. Sie überlassen sie einfach den morastigen Gründen der Tundra und niemals mehr gilt ihnen der herzliche Zuruf der Tschuktschen

Je-tik (kommst du?),

mit dem sie jeden Lebenden begrüßen. Nur die Polareule sitzt in einsamen Nächten auf dem in Verwesung übergehenden Leichnam und putzt sich in Ruhe und Gleichgültigkeit ihr Gefieder.

III. Literarische Besprechungen.

J. G. Frazer: *The golden bough Part II Taboo and the perils of the soul, Part III The dying god*, London 1911.

Diese Fortsetzung des grossen Frazerschen Werks behandelt die Tabugebräuche in ihrer Beziehung zum Seelenglauben und dem primitiven Priester- und Königtum. Der Verfasser betrachtet sie als Isolatoren, um die spirituelle Kraft der Könige und Priester vor dem Kontakt mit der Aussenwelt zu schützen, da diesen „Gottmenschen“ die Sorge für den regelmässigen Verlauf der Naturerscheinungen obliegt. Hieraus entwickeln sich dann die unzähligen Regeln und Vorschriften für Abwehr des Unheils, das die Seele des Menschen überhaupt betreffen kann. Auch Begrüssungszeremonien, Speiseverbote, Namen und Wortaberglaube werden unter diesem Gesichtspunkte betrachtet.

Das zweite Werk Part III beantwortet die Frage, warum der göttliche König von Nemi von der Hand seines Nachfolgers den Tod zu erleiden hat. Es handelt sich um Erneuerung des alten Vegetationsgottes, der durch den jungen ersetzt wird, wodurch die Erneuerung der Naturphänomene gewährleistet wird. Dies führt zur Erörterung des religiösen Königsmordes bei bestimmten Festen. Reste davon fanden sich bei den babylonischen Sacraen, in den Karnevalsgebräuchen, den Riten des Tod- und Winteraustreibens. Auch der Mlythus vom Drachenkampf wird damit in Verbindung gebracht. Ob es wirklich möglich ist, die unzähligen Parallelen aus allen Erdteilen in ein einziges Schema zu zwängen, bleibe dahingestellt, ebenso wie die Richtigkeit mancher mythologischer Deutungen, wie z. B. die Herleitung der griechischen Drachensagen von Wappentieren alter Könige (S. 105 ff.); das wertvollste ist auch hier wieder das überreiche, vortrefflich geordnete Material an tatsächlichen Belegen.

P. Ehrenreich.

George Grant Maccurdy. *A Study of Chiriquian Antiquities. Memoirs of the Connecticut Academy of Art and Science. Vol. III. March 1911. — New Haven, Connecticut. Yale University Press 1911. 249 Seiten und 49 Tafeln Grossquart (darunter eine Anzahl farbiger).*

Es ist mit Freude zu begrüssen, dass der Formenschatz der grossen umfangreichen Sammlung von Chiriqui-Altertümern der Yale University in guten Kopien dem allgemeinen Studium zugänglich gemacht ist. Für die Wiedergabe ist Federzeichnung angewandt worden. Das hat den Vorzug, dass die über eine gerundete Fläche sich verteilenden Ornamente deutlicher herausgebracht werden können. Dagegen ist die Federzeichnung nicht imstande, der Natur des Materials, dem Korn des gebrannten Tones usw., so gerecht zu werden, wie es mit der Photographie möglich ist. Eine Anzahl Gegenstände ist farbig reproduziert worden. Die Herausgabe und insbesondere die reiche Illustrierung ist durch die stets hilfsbereite *Opfer-*

willigkeit der Frau Evelyn Maccurdy Salisbury ermöglicht worden. Die Wissenschaft wird ihr dafür Dank wissen.

In der Einleitung gibt der Verfasser zunächst einen historischen Überblick, beschreibt nach den Berichten der verschiedenen Reisenden, den Ort und die Art der Gräberfelder und versucht, die ethnische Zugehörigkeit der alten Bewohner der Chiriqui-Gegend festzustellen. Über die ethnischen Zusammenhänge haben sich nun allerdings unsere Ansichten durch die Ergebnisse der Reisen und Studien Dr. Lehmanns etwas geändert. Es wird danach wohl auch die Darstellung des Verfassers in einigen Punkten zu berichtigen sein. Die Guëtar, die alten Bewohner des innern Costa Rica, gehören nicht, wie Brinton annahm, zu den Mangue, der Urbbevölkerung der zentralen Gebiete Nicaraguas. Und die ethnische Grenze zwischen Nord- und Süd-Amerika liegt nicht, wie derselbe Autor, und wie auch der Referent früher annahm, in dem Grenzgebiete von Costa Rica und Nicaragua. Die süd-amerikanischen Beziehungen und die sprachliche Verwandtschaft mit der Chibcha-Gruppe gehen an der atlantischen Seite viel weiter nach Westen und scheinen sich bis in das östliche Guatemala zu erstrecken.

In der Einteilung und Beschreibung der Sammlungen schliesst sich der Verfasser im wesentlichen an die klassische Arbeit von William H. Holmes in dem 6th Annual Report of the Bureau of Ethnology, der die Sammlung des Nationalmuseums in Washington zugrunde liegt, an. Für die erste, zahlreichste Gruppe, die unbemalte, und wie es scheint, ausschliesslich für die Grabausstattung bestimmte Gefässe umfasst, die Holmes als terracotta- oder biscuit-group bezeichnet, schlägt Maccurdy den Namen armadillo-group vor, weil das Gürteltier oder einzelne Teile des Tieres oder Verzierungelemente, die aus diesen entstanden sind, auf den Gefässen dieser Klasse viel verwendet werden. In ähnlicher Weise möchte er den Namen für die zweite Klasse, die Holmes black incised group nennt, in serpent group ändern, weil es zumeist Schlangenfiguren oder deren Äquivalente sind, die in weiss ausgefüllten Linien und Punkten auf den Gefässen dieser Klasse dargestellt sind.

Von den Klassen der bemalten Gefässe glaubt Mac Curdy die scarified-group mit der maroon-group Holmes' in nähere Verbindung bringen zu müssen. Darin hat er wohl Recht. Zwar umfasst die erstere Gruppe plumpe, dickwandige, die letztere Gruppe feingearbeitete, dünnwandige Gefässe von gefälliger Form, aber das Material ist eigentlich in beiden Klassen durchweg gleichartig und Maccurdy weist Zwischenformen auf: Gefässe der kastanienbraunen Klasse, die die Strichnarben der scarified-group zeigen. Auf die Verwandtschaft der handled-group und der tripod-group — jener charakteristischen Gefässe, die auf hohe Füsse gesetzte Schalen mit rundem Boden darstellen, — hat schon Holmes aufmerksam gemacht. Da bei einer grossen Zahl von Gefässen dieser zweiten Gruppe die Füsse die Gestalt von Fischen haben, deren breites queres Maul das obere Ende des Fusses bildet, während die Schwanzspitze das Bodenende darstellt, nennt Maccurdy diese Gruppe die fish-group. Für die eigenartig verzierten Gefässe der lost color group Holmes' — die auf hellgelblichem oder dunkelrot bemaltem Grunde schwarze Flächen aufweisen, auf dem Ornamente in der hellgelben oder dunkelroten Farbe des Grundes sich abzeichnen, — erklärt Maccurdy sicher richtig als ein negative painting, vergleichbar dem Verfahren wie es noch heute in San Salvador und Guatemala bei der Bemalung von Calebassen geübt wird. Diese besteht, wie Hartmann beschreibt, darin, dass die Ornamente zunächst mit flüssigem Wachs aufgetragen werden, und darnach das Gefäss in einem Absud gekocht wird, der den nicht mit Wachs überzogenen Flächen eine tiefschwarze Farbe erteilt, die Ornamente dagegen nach dem Abschmelzen des Wachses in der hellen Farbe der Calebassenoberfläche hervortreten lässt. Die interessantesten Gruppen sind die letzten beiden, die Holmes die Alligatorgruppe und die polychrome Gruppe nennt. Maccurdy akzeptiert die von Holmes aufgestellten Formenreihen, die von der natürlichen Tierform durch Vereinfachung und Auflösung in die Elemente zu rein geometrischen Verzierungen führen. Er selbst hat in ähnlicher Weise die Gürteltier-

verzierungen der ersten Tonwarenklasse behandelt und führt uns rein geometrisch angeordnete Verzierungen vor, deren Elemente aus dem Gürteltierauge und dem Gürteltierschwanz bestehen. Von den sehr seltenen polychromen Gefässen, deren Besonderheit in der Verwendung eines purpurgrauen Tons neben dem Rot, Gelb und Schwarz besteht, bildet Maccurdy ein paar prächtige Stücke ab. Ich halte diese Gefässe für Import, für Stücke, die der form- und farbenreichen Töpferei von Nicoya angehören.

Ein nicht unwesentlicher Teil des Buches ist schliesslich der Metalltechnik gewidmet, den Kupfer- und Goldfiguren, durch welche die Landschaft von Chiriqui ja vor allem berühmt geworden ist. Mac Curdy hat ausser den Stücken der Sammlung der Yale University noch andere Sammlungen und die aus dem benachbarten Gebiete des Rio General in Costa Rica stammenden Stücke herangezogen und gibt in guten Abbildungen eine ziemlich vollständige Übersicht der Figurentypen, denen zum Schluss noch ein paar interessante und seltene Stücke, Schmuckplatten aus Goldblech angefügt werden. Im ganzen wird das Werk seinen Zweck voll erfüllen, einem weiteren Kreise das Studium dieser Altertümer und ihrer interessanten Formenreihen zu ermöglichen.

Eduard Seler.

Marshal H. Saville. Contributions to South American Archaeology. The George G. Heye Expedition.

Vol. I. *The Antiquities of Manabi, Ecuador Preliminary Report* New York 1907. (135 S. Grossquart, mit 55 Tafeln und 9 Textbildern.)

Vol. II. *The Antiquities of Manabi, Ecuador. Final Report.* New York 1910. (284 S. Grossquart, mit 114 Tafeln und 17 Textfiguren.)

In dem einleitenden Abschnitte des ersten Bandes weist der Vf. darauf hin, dass in dem ganzen, der Nordgrenze des eigentlichen Peru im Norden vorgelagerten Gebiete in systematischer Weise noch gar nicht und überhaupt nur sehr wenig archäologisch gesammelt worden sei, und daher unsere Kenntnisse von den Altertümern dieser Gegend nur sehr mangelhafte seien. Und doch gäbe es dort, auf dem Hochlande, bis Popayan mindestens vier verschiedene Kulturen, die der Cañari in den Bergen von Azuay, die der Puruha in der Gegend von Riobamba, die der Cara in Quito und endlich die der Caranqui in Imbabura, während an der Küste die alten Bewohner der Provinz Manabi eine sehr bemerkenswerte eigenartige Kultur geschaffen hätten, denen sich im Norden und Süden andere vielleicht verwandte, aber doch selbständige Kulturen anschlossen. Diese Bemerkungen sind richtig. Man muss in der Tat Herrn George H. Heye ganz besonders dankbar sein, dass er die für solchen Zweck erforderlichen ganz bedeutenden Mittel bereit stellte, um durch wiederholte Expeditionen möglichst vollständiges archäologisches Material aus diesen Gegenden zusammenzubringen; wie man ihm andererseits Glück wünschen kann, dass er für diese Aufgabe Prof. Saville gewonnen hat, der praktische Erfahrung, Energie und Umsicht mit den nötigen fachmännischen Kenntnissen in der wünschenswertesten Weise verbindet.

Die erste Expedition wurde im Sommer 1906 unternommen und ging nach der Provinz Manabi. Über die damals erlangten Sammlungen und wissenschaftlichen Resultate gibt der erste Band Bescheid. Er wird als ein „vorläufiger Bericht“ bezeichnet, weil für die beiden folgenden Sommer (1907 und 1908) neue Expeditionen nach denselben Gebiete geplant waren, die durch systematische Ausgrabungen das archäologische Bild wissenschaftlich fundieren und vervollständigen sollten. Über die Resultate dieser zweijährigen Kampagne gibt der zweite Band Aufschluss. Eine dritte Reise wurde von Saville im Sommer 1910 nach dem Hochlande von

Ecuador unternommen. Die Ergebnisse dieser Expedition werden in einem dritten Bande behandelt werden

Die Provinz Manabi zerfällt klimatisch und ökologisch in zwei sehr verschiedene Zonen. Die Kreidekalkplatten, die nach der See überall in hohen Barrancos abfallen, und die niedrigeren Hügel näher der Küste sind trocken und regenarm. Das nötige Trinkwasser verschafften sich die alten Bewohner der Provinz, indem sie tiefe Schachtbrunnen in den lebendigen Fels bis zu den unterirdischen Wasserläufen trieben. Die höher aufragenden Hügel des Hinterlandes dagegen, an denen die aus dem Ozean aufsteigenden Nebelbänke haften, haben ein feuchtes Klima, der ursprüngliche Felsboden ist aufgelockert und humusreich, und wo die Hand des Menschen nicht eingreift, bedeckt tropischer Wald die Gehänge. Die trockene Zone ist nicht ganz ansiedlungsleer. Gleich hinter Manta dehnt sich weithin eine alte Stadt, für die der Name Jocay uns erhalten ist. Aber die Hauptmasse der Ansiedlungen trifft man doch auf den feuchten Hängen der höher aufragenden Hügel des Cerro de Hojas, des Cerro Jaboncillos, Cerro Jupa u. a. Der Vf. beschreibt die Hausfundamente, die grosse viereckige oder ovale Steineinzäunungen „corrales“ bilden, deren Mauern aus zwei Reihen senkrecht in den Boden getriebener Steinplatten bestehen. Der Raum dazwischen war, wie es scheint, mit Erde und Steinen ausgefüllt.

Bekannt geworden sind diese Hügeldörfer vor allem durch die merkwürdigen, aus einem Stein gehauenen Sitze, die in ihnen gefunden worden sind. Ältere Autoren, wie Villavicencio (*Geografia de la Republica del Ecuador*, New York 1855 p. 489) — der der erste ist, der auf diese merkwürdigen Altertümer aufmerksam gemacht hat —, geben an, dass diese Steinsitze in einem Kreise von „mindestens dreissig“ aufgestellt gewesen seien, und es wird sogar von einer Steinplatte in der Mitte des Kreises berichtet. Diese Angaben kann Saville nicht bestätigen. Er hat diese Sitze immer im Innern der Hausringe gefunden, und gewöhnlich einzeln, nur selten zu mehreren, ein einziges Mal bis zu 12 an der Zahl. Der eigentliche Körper oder Träger des Stuhls ist gewöhnlich eine nach Art eines vierfüssigen Tieres auf dem Boden stehende menschliche Figur oder eine Pumafigur. Daneben kommen aber auch seltene Stücke vor, wo der sonst unbearbeitete Stuhlkörper auf der Vorderseite in Relief das Bild einer Eidechse oder einer Fledermaus zeigt.

Zusammen mit diesen Steinsitzen werden stehende menschliche Figuren von eigentümlichem Gesichtsschnitte gefunden. Die Mehrzahl von ihnen ist durch die deutlich angegebenen Geschlechtsteile als männlich charakterisiert. Vor allen Dingen interessant sind aber gewisse Flachreliefe in Sandstein oder grauem andesitischem Gestein, die zumeist vom Cerro Jaboncillo stammen, und von denen bisher nur ein Exemplar im Trocadero-Museum bekannt war, das Hamy auf Tafel 31 seiner *Galérie Américaine* abbildet. Die Hauptstücke stellen nackte weibliche Figuren dar, in der *mamaçouhticac*-Stellung der gebärenden *Tlacolteotl* des *Codex Borbonicus*. Eine quer über den Bauch gehende vertiefte Furche ist vielleicht als Schnürfurche zu deuten, die durch das scharfe Anziehen bei der Befestigung des Hüfttuches entstehen musste. Die Figur sitzt unter einem Baldachin, auf dem bald Treppennuster, bald stilisierte Schmetterlinge, Affen und Eidechsen (Kröten-) Figuren oder Derivate solcher abgebildet sind. Sie ist auf einigen der Stücke von ein Paar Vögeln, auf anderen von zwei Äffchen begleitet. An Stelle der weiblichen Figur sieht man auf einer Anzahl Stücke eine Tierfigur mit scharf markierter *spina dorsalis* abgebildet, die zuweilen mit einem sich einrollenden Schwanz, zumeist aber ohne einen solchen dargestellt ist — eine Art Mittelding zwischen Kröte und Affe — mit einem schmalen Kopfe, der von sich einrollenden Gebilden, die einen bald an die Spiralzunge der Schmetterlinge, bald an *Ocotopus*-Arme erinnern, umgeben ist. Über ihr ist auf einer der Platten eine Fledermaus zu sehen. Auf einer dritten Reihe von Platten und Bruchstücken endlich ist die weibliche Figur durch ein Symbol ersetzt, das aus einer Schale und einem Kreise besteht. Die Schale hat bald den eckigen Umriss des Sagittalschnitts einer wirklichen, mit einem Randversehenen Schale, bald die bekannte Gestalt des türkischen sogenannten „Halb-

monds“, d. h. des jungen Monds des Abendhimmels. Musste man bei der Gestalt der nackten weiblichen Figur in Geburtsstellung schon an die Göttin des Abendhimmels, die Herrin der Zeugung, der Lebensmittel und der Vegetation denken, so wird, meiner Auffassung nach, diese Deutung durch die Homologie mit dem jungen wachsenden Monde zur Gewissheit erhoben. Die Gestalt ist demnach der Tlaçolteotl des Codex Borbonicus nicht nur vergleichbar, sie ist direkt als eine Parallele zu ihr zu betrachten.

Unter den Metallgegenständen, die übrigens selten sind, finden sich eine Anzahl Stücke, die aus Kupfer mit einem Belage von Goldblech bestehen, der durch starke Pressung, Hämmerung, vielleicht im Feuer, auf der Kupferunterlage befestigt wurde. Wir kennen solche goldplattierte Stücke aus der Chiriqui-Gegend, und in dem Jahrgange 1905 der Zeitschrift (S. 444) habe ich einen halbmondförmigen Brustschmuck aus Michuacan beschrieben, der in gleicher Weise aus mit Gold plattiertem Kupferblech besteht. Aus anderen Gegenden sind Stücke dieser Art bisher noch nicht bekannt geworden. Ich erinnere übrigens daran, dass wir in der Sammlung unseres Museums aus der Provinz Manabi eine kleine Maske haben, eine Art Dämonengesicht, die aus Goldblech besteht und aussen mit einem weissen Metalle, augenscheinlich Platina, plattiert ist.

Von Gegenständen aus Muschelschale beschreibt Saville drei Schneckengehäuse (Cassis, Conus, Cyprina), die durch Verschluss der Lippenseite mit einem Stück Muschelschale oder einem Scherben und Ausschleifung einer runden Öffnung auf der äusseren gewölbten Seite in Behälter umgewandelt sind, die für die Llipta, die alkalische Masse (Asche und Ätzkalk) gedient haben, die zusammen mit dem Cocaballen gekaut wird. Der eine dieser Schneckenhausbehälter wurde noch mit der alkalischen Masse gefüllt gefunden. Auch an drei kleinen Tongefässen mit runder Öffnung konnte Saville durch die noch am Rande haftende alkalische Substanz nachweisen, dass sie den „popóro“ genannten kleinen Kürbissen entsprechen, in denen die heutigen Indianer Perus und Columbiens die „Llipta“ mit sich führen, die sie zusammen mit dem Cocaballen kauen. Im übrigen haben sich bei den Ausgrabungen verhältnismässig wenige Tongefässe gefunden, dagegen eine grosse Zahl von Tonfiguren und Bruchstücken solcher, denen Saville eine ganze Anzahl von Tafeln des zweiten Bandes widmet. Dass diese zum grössten Teil in Formen gemacht wurden, wurde durch die Auffindung einiger solcher Tonformen bewiesen, von denen Saville auf Tafel 67 des zweiten Bandes sechs Stück abbildet. Die Typen der Gefässe und der Figuren weichen von den bekannten Typen der peruanischen Gefässe und auch von denen des Hochlandes von Ecuador durchaus ab. Im weiteren Sinne möchte ich sie der kolumbischen Region anschliessen. Saville bildet übrigens, ausser den auf dem Cerro Jaboncillo und an anderen Orten des Distrikts von Manta gefundenen Stücken, noch die von ihm im Gebiete von Caraque gesammelten Tonfiguren und ein Stück aus der Gegend des Cap St. Helena ab. Unter den ersteren ist eine Figur recht interessant, die eine künstlich ausgeschorene Haarfrisur trägt, die einen fast an die Tonfiguren von Tlalixcoyan an der mexikanischen Golfküste erinnert. Die Keramik der Provinz Esmeraldas soll, wie Saville angibt, einen besonderen Stil darstellen. Die dort gemachten Sammlungen haben aber in dem zweiten Bande nicht mehr Aufnahme finden können. — Wenn auch, intolge wiederholter Reisen nach demselben Gebiet, die Bearbeitung naturgemäss etwas ungleich ausgefallen ist, so ist das Ganze doch ein hochbedeutsames Werk, das bei allen späteren Studien über dies Gebiet in erster Linie wird befragt werden müssen.

Eduard Seler.

IV. Eingänge für die Bibliothek.¹⁾

1. Maass, Alfred, Durch Zentral-Sumatra I. Band I. Teil: Reisebericht. Erlebnisse, Funde, geschichtliche Rückblicke. II. Teil: Die Ethnographie der Kuantan- und Kamparländer. Berlin W. Süsserott 1910. 4°.
2. Farfarowski, S., [Russisch], Die Pandorenspieler im Kubangebiet. Charkow 1910. 8°. (Aus: 19. Hefte des Archivs der Charkower histor. philolog. Gesellsch. z. Gedächtnis an Prof. E. K. Redin.)
3. Ebert, Max, Ein Spangenhelm aus Ägypten. o. O. 1909. 8°. (Aus: Prähist. Zeitschr. I.)
4. Ebert, Max, Der Goldring von Strobjehnen. o. O. 1911. 8°. (Aus: Prähist. Zeitschr. III.)
5. Kollmann, J., Das Problem der Gleichheit der Rassen. Leipzig: B. G. Teubner 1911. 8°. (Aus: Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie.)
6. Vierkandt, Alfred, Die Anfänge der Verfassung und Verwaltung und die Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker. Berlin-Leipzig: B. G. Teubner 1911. 8°. (Aus: Die Kultur der Gegenwart.)
7. Wahnschaffe, Felix, Die Eiszeit in Norddeutschland. Berlin: R. Müller. 1910. 8°.
8. Wahnschaffe, Felix, Über die Gliederung der Glazialbildungen Norddeutschlands und die Stellung des norddeutschen Randlösses. Berlin: Gebr. Borntraeger. 1911. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Gletscherkunde. Bd. V.)
9. Outes, Felix F., La controversia sobre las Escorias y tobas volcánicas de los sedimentos pampeanos y la crética europea. Buenos Aires 1911. 8°.
10. Brueckner, Schliemann. o. O. u. J. 8°.
11. Pharphorowski, S. W., [Russisch], Truchmeni (Turkmeni) im Gouvernement Stawropol. Kasan 1911. 8°.
12. Hahn, Ed., Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung . . . Bd. I bis II. Heidelberg: C. Winters Universitätsbuchhandlung 1910/11. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Ethnol. 1911.)
13. Hahn, Eduard, Klabaunermann. Berlin 1911. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde in Berlin.)
14. Hahn, Eduard, Die Erkenntnis des heutigen Volkslebens als Aufgabe der Volkskunde. o. O. 1911. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde in Berlin.)
15. Hahn, Eduard, Die Entstehung des Getreidefeldes. Berlin: A. Scherl 1911. 4°. (Aus: Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft und Technik.)
16. Hahn, Eduard und Ida, Schwierige Methoden der Ernährung bei den Naturvölkern. Jena: G. Fischer 1911. 4°. (Aus: Naturwissenschaftl. Wochenschr. N. F. X. Bd., der ganzen Reihe XXVI Bd.)
17. Hahn, Ed., Zur Rolle Babyloniens für Kultur und Astronomie. o. O. 1911. 4°. (Aus: Deutsche Literaturztg. XXXII. Jahrg.)

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechung der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

18. Craig, J. J., Anthropometry of modern Egyptians. Cambridge London: Fetter Lane . . . Berlin: A. Asher and Co., Leipzig: Brockhaus . . . o. J. 8°. (Aus: *Biometrika* . . . vol. VIII).
19. Hartmann, C. V., Le caebassier de l'Amérique tropicale. Paris 1910. 8°. (Aus: *Journ. de la Soc. des Américanistes de Paris*. N. sér. tome VII).
20. Janusz, Bohdan, Typy etniczne i kulturalne w prehistoryi Galicyi wschodniej. Lwów 1911. 8°.
21. Friedenthal, A., Das Gräberfeld Cournal Kirchspiel St. Jürgens, Harrien, Estland. Reval: F. Kluge 1911. 4°.
22. Moszkowski, Max, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Wohnhauses in Ostsumatra. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: *Arch. f. Anthrop.* N. F. Bd. IX).
Nr. 1 bis 22 *Verfasser*.
23. Johnston, Harry, Die Rassen Afrikas. Stuttgart 1910. 8°.
24. Hildebrand, Eugen, Die diluvialen Knochenreste eines Kindes aus der Ballahöhle bei Répashuta in Ungarn. Budapest 1911. 8°. (Aus: *Mitteil. a. d. Höhlenforschungskommiss. d. Ung. Geolog. Gesellsch. Jahrg. 1911*).
25. Kadić, Ottokar, Paläolithische Steingeräte aus der Szeletahöhle bei Hámor in Ungarn. o. O. 1909. 8°. (Aus: *Földtani Közlöny XXXIX.*)
26. Ströhmfeld, Gustav, Das Schwabenland in Wort und Bild . . . Stuttgart: Württemberg-Hohenzollerische Vereinigung f. Fremdenverkehr. o. J. 8°.
27. Führer, Kleiner, durch Heilbronn. 2. verbesserte Auflage. Heilbronn: Verlag des Verkehrsvereins 1911. 8°.
28. Führer, für den Ausflug zum Hohenneuffen Heidengraben und nach Urach am 11. August 1911 von P. Goessler und E. Fraas. Stuttgart 1911. (Aus: *XLII. Vers. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch*)
29. Festschrift zur 42. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . in Heilbronn a. N., überreicht vom historischen Verein Heilbronn. Heilbronn 1911. 4°.
30. Begouen, Henri, Les Congrès préhistoriques de Nîmes et de Tübingen. Paris 1911. gr. 2°. (Aus: *Journ. des Débats 123. Année*).
Nr. 22 bis 29 *Hr. H. Virchow*.
31. Weule, Karl, Kulturelemente der Menschheit . . . Stuttgart: Kosmos, Gesellsch. der Naturfreunde: Frankhsche Verlagsbuchhandlung. o. J. 8°.
32. Moszkowski, Max, Vom Wirtschaftsleben der primitiven Völker (Unter besonderer Berücksichtigung der Papua von Neuguinea und der Sakai von Sumatra). Jena: G. Fischer 1911. 4°. (Aus: *Probleme der Weltwirtschaft* . . . V).
33. Henry, Jos., L'ame d'un peuple africain les Bambara, leur vie psychique, éthique, sociale, religieuse. Münster: Aschendorff 1910. 8°. (Aus: *Anthropos-Bibliothek Bd. I*).
34. Peekel, P. G., Religion und Zauberei auf dem mittleren Neu-Mecklenburg-Bismarck-Archipel, Südsee. Münster: Aschendorff 1910. 8°. (Aus: *Anthropos-Bibliothek Bd. I*).
Nr. 30 bis 33 *Verleger*.
35. Haldane, Internationale Verständigung. Deutschland und Grossbritannien, eine Studie über nationale Eigentümlichkeiten. Festrede, gehalten am 3. August 1911 . . . Autorisierte Übersetzung von Dr. Rudolf Eisler. Berlin: Friedenswarte 1911. 8°.
Internat. Vorstand.
36. List of Sanskrit and Hindi Manuscripts purchased by order of Government and deposited in the Sanskrit College, Benares. Allahabad 1911. 8°.
Superintendent Gov. Press.
37. Dupenty-Trahan, J. F., Le Moniteur indien ou dictionnaire contenant la Description de l'Hindoustan, et des différents peuples qui habitent cette contrée . . . Paris: Caüet 1838. 8°.
Prof. Lissauer-Stiftung.

38. Holsten, Robert, Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit. Pyritz 1909. 8°. (Aus: Festschr. z. Fünfzigjähr. Jubelfeier des Kgl. Bismarck-Gymnasiums zu Pyritz.)
39. Holsten, Robert, Woher stammt die Weizackertracht? Pyritz 1911. 4°. (Aus: Beil. z. Progr. d. Kgl. Bismarck-Gymnasium zu Pyritz Ostern 1911.)
40. Giuffrida-Ruggeri, V., Controverse intorno all' azione dell' ambiente sull' Uomo. Roma 1911. 8°. (Aus: Riv. di Antrop. vol. XVI.)
41. Hoernes, Moriz, Die Formenentwicklung der prähistorischen Tongefässe und die Beziehungen der Keramik zur Arbeit in anderen Stoffen. o. O. 1911. 4°. (Aus: Jahrb. f. Altertumskunde . . . Bd. V.)
42. Bartels, Paul, Über neuere Ergebnisse der anthropologischen Forschung. Leipzig: G. Thieme 1911. 8°. (Aus: Deutsch. Med. Wochenschr. 1911.)
43. Fehlinger, H., Die Entstehung der Exogamie. o. O. 1911. 8°. (Aus: Sexual Probleme . . . 7. Jahrg.)
44. Fehlinger, H., De l'influence biologique de la civilisation urbaine. Bologna: N. Zanichelli. London: Williams and Norgate. Paris: F. Alcan. Leipzig: W. Engelmann 1911. 8°. (Aus: Scientia vol. X.)
45. Schuller, Rodolfo R., Documentos para la historia de las Misiones de Maynas . . . Madrid 1911. 8°. (Aus: Bol. de la R. Acad. de la Hist. 1911.)
46. Hermann, Rudolf, Rhinoceros Merckii Jäger im Diluvium Westpreussens und seine Beziehungen zur norddeutschen Diluvialfauna. o. O. 1911. 8°. (Aus: Monatsber. d. Deutsch. Geolog. Gesellsch. Bd. 63.)
47. Grunwald, Max, Bericht über die Gruppe „Hygiene der Juden“ in der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911. o. O. 1911. 8°.
48. Bellucci, Giuseppe, L'ipogeo della famiglia erusca „Rufia“ presso Perugia. Perugia 1911. 8°.
49. Pösch, R., Zur Simbäbye-Frage. Wien 1911. 8°. (Aus: Mitt. d. k. k. Geogr. Gesellsch. in Wien 1911.)
50. Hahn, Ed., Die Entwicklung des Schiffs und der Schifffahrt nach wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten dargestellt. Berlin: M. Krayn 1911. 4°. (Aus: Zeitschr. d. Verbandes Deutsch. Diplom-Ing. Bd. II. 1911.)
51. Hahn, Ed., Schriften. o. O. u. J. 4°.
52. Moore, Clarence B., Some Aboriginal sites on Mississippi River. Philadelphia P. C. Stockhausen 1911. 4°.
53. Poutrin, Travaux scientifiques de la Mission Cottes au Sud-Cameroun (1905 bis 1908) . . . d'après les observations et documents recueillis par le Dr. Grivot, Paris: E. Leroux 1911. 8°.
Nr. 37 bis 52 *Verfasser*.
54. Myhrman, David W., Babylonian hymns and prayers. Philadelphia: University Museum 1911. 8°. (Aus: Mus. Pub. of the Babyl. Sect. Univ. of Pennsylv. Vol. I.)
University Museum.
55. Catalogue . . . vol. XI. — Systems of indian philosophy-continued. Madras 1911. 8°. *Supt. Gov. Press.*
56. Visscher, H., Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern Bd. I und II. Bonn: J. Schergens. Utrecht: G. J. A. Ruys 1911. 8°. *Prof. Lissauer-Stiftung*
57. Kalat'a Bolanga na bwambo ba Duala. Duala-Lesebuch für die Schulen der Basler Mission in Kamerun. Basel: Evang. Missionsgesellschaft 1910. 8°. *Basler Missionsgesellschaft.*
58. Dictionary, A., English-Tshi (Asante) . . . edited by the Basel Missionary Society. Second Edition. Basel 1909. 8°. *Basler Missionsgesellschaft.*

Abgeschlossen am 16. Dezember 1911.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Pflanze und Tier im Volksmunde des mittleren Sudan.

Von

Rudolf Prietze.

Die im Jahrgang 1907 Heft 6 dieser Zeitschrift von mir veröffentlichten Haussamärchen gaben bereits Anlass, auf das gemütliche Verhältnis dieses Volkes zur Tierwelt hinzuweisen. Es erinnert an Reinecke Fuchs, wenn einer Reihe von Tiergattungen Personennamen beigelegt werden; nur scheinen es ausschliesslich weibliche zu sein, so Mairo (Mirjam) für den Skorpion, Aisáta (Aiša) für das Weibchen des Falken, Kūsa für das des Honigdachses, El-Fátuma, Tochter der Fatma, für die Hyäne, Adama (in Bornu Fánata) für die Äffin. Daneben finden sich zahlreiche Beinamen, die zum Teil der Furcht ihren Ursprung verdanken, die Nennung des eigentlichen Namens könne seinen Träger herbeirufen; wer nachts über Feld geht, sagt für Schlange lieber igia-l kása Bodenstrick als mačizi.

Indessen beschränkt sich die Neigung, Epitheta zu bilden, weder auf die Tierwelt, noch ist sie lediglich den Haussa eigen. Auch das benachbarte, kulturell ihnen verwandte, unter ihrem geistigen Einfluss stehende Bornu teilt sie, wenn auch kaum in gleichem Grade. Sie entspringt dem Bedürfnis eines heiteren, weltgewandten Volkes von offenem Auge und beweglicher Zunge, allem, was in seinen Gesichtskreis tritt, eine persönliche Note aufzuprägen. Die Dinge werden teils nach ihrem Gebrauchswert, teils nach vorhandenen oder ihnen beigelegten Eigentümlichkeiten etikettiert, bald durch stehende Beiwörter, bald als sprichwörtlicher Vergleich, bald in der Form der Apostrophe, bald indem man ihnen selber Aussprüche in den Mund legt, und was von solchen Einfällen Beifall fand, ward zum geflügelten Wort, gehört zum eisernen Bestand des Zitatenschatzes, ja zu den Urzellen der Volksliteratur. Für die Sprachgeschichte kommt diese Fertigkeit der Charakteristik insofern in Betracht, als sie eine Fülle von Namen geschaffen hat, besonders um die Unterarten einer Spezies zu kennzeichnen¹⁾.

1) Eine Auswahl der bemerkenswertesten sei hier aufgeführt; zunächst aus dem Haussa:

Der Volkskunde eröffnet sie Einblick in den Gesichtswinkel, aus dem die Umwelt angeschaut wird. Mancher Aberglaube, manche wunderliche Anschauung treten zutage, z. B. in dem Liedchen an den Kometen:

taurárua mai-wúzia,
 ganí-ń-ki ba alhēri ba.
 O du geschwänzter Stern,
 man sieht dich gar nicht gern.

(Wörtlich: „Dein Anblick ist kein Geschenk.“)

Oder in dem Ausdruck *fizari-m mačizi*, „Schlangenin“ für Kohlen-
 dunst; tatsächlich wird nicht nur im Sudan, sondern auch bei Arabern

Bohnenarten:

- a) *sa babbá sáta* „verleite einen Grossen zum Diebstahl.“
- b) *harši-n tímkia* „Schafzunge“ (weil schwarz).
- c) *bákí-n žáki* Eselsmaul (weiss und rot oder braun gefärbt).

Hirsenkorn:

- a) *dáwa wúzié-l giwa* Elefantenschwanzhirse.
- b) *dáwa kúmči-n zómo* Hasenbackenhirse.

Eine Pflanze, deren Wurzel gegen Skorpionsstich dient, heisst *žibdal kás*
 = Zibeth der Erde.

Eine andere, mit deren Blattknospen man sich gegen Skorpionsstich einreibt,
gada-m mačizi = Bett der Schlange (weil diese gern unter ihr liegt).

Eine Art Dornstrauch *záza-l giwa*, Schamhaar des Elefanten.

Die Aloe *kába-l giwa*, Elefantenblatt (= Bornu *gillē kumágum-bū*).

Die Brechnussstaude heisst nach Mischlich *či-ni da zúgū* „iss mich mit
 Landeszeug“, d. h. wenn du ein Stück Zeug hat, in das man dich für das Begräbnis
 einwickeln kann.

Eine geflügelte schwarze Ameise heisst, ebenfalls laut Mischlich, *túma da
 gaiwa* „Hüpfen und Auslachen“, weil sie, nachdem sie aufgehüpft ist und gestochen
 hat, davonfliegt.

Der grüne Grashüpfer *wúké-l sárikí*, „Dolch des Königs“ (laut Mischlich,
 nach der mit grünem Leder überzogenen Dolchscheide des Königs).

Brummfliege, *gauró-i* (oder *góbrō*) *kudá* „Witwer oder geschiedener Mann der
 Fliege“.

Schlangenarten:

- a) *kai-ni ínua*, „trage mich im Schatten“, eine klafferlange, ungiftige Schlange,
 die sich dem Wanderer ums Bein rollt und abspringt, sobald er zu einer
 schattigen Stelle gelangt.
- b) *záda ráki*, „stifte Furcht“, ebenfalls klafferlang.
- c) *đa-m múgurži*, Kind des *múgurži*, d. h. des Eisenstäbchens. mit dem die
 Weiber die auf flachen Steinen ausgebreitete Baumwolle mangeln (*gurza*),
 um sie zu entkörnen, nur 0,5 m lang. aber von tödlichem Biss.
- d) *bi-ži-ba-kúká*, „hört kein Schreien“, d. h. mag kein Klagegeschrei hören.
 Eine armlange, rötlich-weiss gestreifte Giftschlange, die sich nachts ein-
 schleicht, den Schläfer beisst und sich versteckt, bei beginnender Toten-
 klage aber davoneilt.

Für das Bornu kommen besonders die Zusammensetzungen mit dem mecha-
 nisierten arab. *abu* in Betracht (Vater in Bornu *aba*).

So *abu timiwa* „Zahnwesen“ = Fledermaus.

- „ *dagumwa* „Kragenwesen“, eine Art Gazelle.
- „ *šériwa* „Augenzahnwesen“ = Fenek.
- „ *kałegiwa* „Stachelwesen“ = Stachelschwein.
- „ *kokiowa* „Büschelwesen“ = Kakadu.
- „ *žiwiwa* „Barthaarwesen“ eine Fischart.

Nordafrikas als Ursache einer Kohlenoxydgasvergiftung der Urin der gehörnten Viper angesehen, der irgendwie auf die Kohlen getropft sei. Noch seltsamere Fälle s. u. 49, 56, 111 u. a. Wie auf die umgebende Natur in ihrer Bedeutung und Verwertung aus solchen Epigrammen manch Streiflicht fällt, so spiegelt sich in ihnen vor allem die Eigenart des Volksgeistes, der sie schuf.

Nachstehende Sammlung dieser im Haussa *kirāri* genannten Floskeln aus dem Haussa (H) und Bornu (B) entstand grösstenteils bei Gelegenheit der Aufstellung eines Vokabulars der Flora und Fauna, wozu mich Irrtümer und Ungenauigkeiten der bisherigen Wörterbücher veranlassten. Noch ist, trotz der grossen Verdienste Mischlichs, vieles ungeklärt und wird es bleiben, bis Botaniker und Zoologen die überlieferten Ausdrücke sämtlich identifiziert haben werden. Einiges habe ich für das Haussa, Bornu und Fulfulde hier in Kairo feststellen können, indem ich den betreffenden Gewährsmann durch den vorzüglich geleiteten zoologischen und den Esbekieh-Garten führte, mir Tiere und Gewächse in seiner Sprache benennen liess und zugleich die angeschlagene wissenschaftliche Bezeichnung aufschrieb. Auch dem Reisewerk des Herrn P. Staudinger danke ich wertvolle Aufschlüsse.

Die weitaus meisten der unten zusammengestellten *kirāri* (s. o.) stammen von dem in meiner eingangs erwähnten Veröffentlichung charakterisierten, in Bornu geborenen, später in den Haussaländern weilenden, jetzt an der hiesigen Azhar-Moschee studierenden Hadsch Musa, einiges im Haussa auch von dem ebendort genannten Hadsch Achmed.

Das hier vorliegende Bornu gehört dem Mangadialekt an, dessen Abweichungen von dem durch Kölle erforschten ich an anderer Stelle behandeln werde.

Gleichartiges Material habe ich sodann noch aus meinen einschlägigen früheren Schriften, „Haussasprichwörter und Haussalieder“¹⁾ (hier zitiert als „Sprichwort“ und „Lied“ unter Angabe der betreffenden Nummer) und „Tiermärchen der Haussa“ (Jahrg. 1907 Heft 6 dieser Zeitschrift; zitiert als „Tiermärchen“) angeführt, sowie aus Kölle, African (Bornu) Literature mit Vokabular, die vorzügliche Bornumärchen enthält, aus Schöns Haussalesebuch, aus Mischlichs Haussa-Wörterbuch und aus Barths Centralafrikanischen Vokabularien.

Abkürzungen (ausser den eben genannten): H = Haussa, B = Bornu, K = Kölle, M = Mischlich, R = Robinsons Hausa Dictionary, St = Staudinger, Im Herzen der Haussaländer.

Zur Schreibung dient mir wie in meiner früheren Publikation (Jahrgang 1907 d. Ztschr.) das Standard-Alphabet von Lepsius mit den für das H von mir hinzugefügten, dort näher gekennzeichneten Konsonanten *r*, *ḍ*, *k*, *z*²⁾, bei denen (ausser *r*) u. a. vor dem folgenden Vokal ein momentaner Kehlkopfverschluss eintritt. Für B reihe ich hier noch *l* an (ähnlich dem *r* des H, das zwischen *r* und *l* liegt). Also:

1) Bei O. Harrassowitz, Leipzig.

2) Mein *z* wurde bisher überwiegend durch *ts* ausgedrückt.

Vokale: a, e, ɛ, i, o, ɔ, u in Länge und Kürze (ɛ und ɔ offen), endlich ɛ̄ (tonloses e).

Diphthonge: ai, ei, au, oi.

Konsonanten: w, y (beide wie im Englischen), r, ɾ, l, ɭ, m, n, ñ (wie n im Ring), z (weiches s), ʒ (französisches j), ʒ, s (scharf), š (deutsches sch), ć (= tš), h, f (bilabial), p (stark aspiriert), b, d, ɗ, g, t, k k' (k mit nachklingendem ch des deutschen „ich“).

A. Pflanzen.

1. H *tuži*, Grasart, deren Same gegessen wird. Genannt *tuži mi-wyɛ-čirá*, das schwer auszureissende Gras.

2. H *tafása*, wildwachsendes, etwa 1 m hohes Kraut mit kleinen, denen des Maulbeerbaums ähnelnden Blättern, die in schlechten Zeiten gekocht und gegessen werden, aber nicht gut bekommen.

H *tafása tamágaži*, *kiu-kái maza gačí* *scıđci tauri-n čiki*¹⁾ du bringst Männern²⁾ nur Härte des Leibes = Schmalhansens Tafassa, du bringst den Leuten als Rettung doch nur harten Leib.

3. H *rafása*, Art Gras. Wasser, in dem es gelegen, wird als Mittel gegen den Bandwurm getrunken.

Spruch des Gebers: *ša yanzú, mágani yanzú*, trink jetzt, Heilmittel jetzt.

Ruf des Verkäufers: *kal kúmia*³⁾, *tahána sayé* = nur keine Scham, sie hindert den Kauf.

4. H B *gaigawáre*, Grasart. Die Wurzel wird mit Pfeffer verschiedener Art zusammengestampft und in Pulverform mit Fleisch als Aphrodisiak gegessen.

H *mágani-n kařefú-m*⁴⁾ *mazá*,
das Mittel der Kraft der Männer.

B *kargún dúno kaŋguá-bé*⁵⁾.
Mittel der Kraft des Mannes.

5. H *turgúnua*, Kraut, aus dem eine grüne Brühe bereitet wird, bei Männern nicht beliebt.

Es heisst von ihm: *turgúnua ta-na řegewa kaře-fú-m*⁶⁾ *mazá*, vermindert die Mannskraft.

1) *mágaži*, Name für den Hungerleider, wörtlich Erbe.

2) *gačí*, wörtlich Ufer, hier rettende Küste für die mit dem Hunger Ringenden.

3) *kal*, zusammengezogen aus *kada*, dass nicht; genauer *kada ka-ži kumia*, schäme dich nicht; denn wer es kauft, verrät, dass er den Bandwurm hat.

4) *kařefú-m*, assimiliert für *kařefi-ń* (auch u durch das dunkle Timbre des folgenden m).

5) *kaŋgua* aus *kamgúa*, der männliche Mensch.

6) Vgl. 4. ⁶⁾ Bei Achmed einfach *F. tana řegewa námiži*, vermindert den Mann.

6. H *kaŕeŋgia*, B *gibi* = Pennisetum distichum, Gras, dessen Stacheln an den Kleidern haften, Viehfutter, dessen Same in Zeiten der Hungersnot gegessen wird. Sprichw. H *ða-n timkiá mi-kaŕeŋgia yana dáuye-l¹⁾ dáuka* = ein Lamm voll Karengiastacheln ist schwer zu tragen.

= B *giláro gibúa gotíro katkéri.*

Widder mit Penn. dist. dem Nehmer ist zu schwer.

7. H *mürmurei kálka(lei²⁾)*, Hirseart, die auch ungekocht mundet, so dass sie der Landmann gleich nach der Heimkehr essen kann. Daher *mürmurei k'alé³⁾ mi-daka* = m., was schert dich der Koch!

8. H. *damró* (Kano-Dialekt *dauró*; vgl. M *gyámro*) ist die zweite Ernte von *maiwa* (*Holcus cernuus*) und *dáwa* (Sorghum). Sie schlagen nämlich, wenn sie nicht, wie sonst, mit der Wurzel, sondern eine Spanne hoch über dem Boden geschnitten sind, auf besonders gutem Erdreich nach der folgenden Regenzeit von neuem aus und liefern eine zweite, der ersten gleichwertige Ernte.

Dauró maháukači-n hazí = Damro, verrücktes Korn (eben wegen dieser Merkwürdigkeit).

Damró-n dáwa gagar fári⁴⁾ = Damro des Sorghum nimmts mit der Trockenzeit auf.

Damró m máiwa šaeša⁶⁾, mi-máta dēwa⁶⁾ = Damrotränke von *maiwa*, o Gatte vieler Weiber (wohl Ruf des Verkäufers, der aus dieser Hirse hergestellten, für besonders stärkend geltenden Klösse).

9. H *burtüntuna*, Korn, das nicht reif geworden ist.

Sprichwort: *burtüntuna mugúnia-l dáwa ta-na báta gari.*
unreife, schlechte Hirse sie verderbt Mehl.

10. H *šínkáfa*, Reis. Er wird sehr geschätzt, vgl. St. 628f.

(Genannt *šínkáfa mi-tagómaši⁷⁾*, der liebe Reis.

11. H *dáunkali*, Batate.

Von ihr heisst es nach Achmed:

dáunkali ša⁸⁾ kuše: dáše máza, či máta'na-Ali⁹⁾ gátari-n kása.
trink Verachtung: Pflanze, Männer, Essen Weiber Axt des Bodens.
= die Batate ist verächtlich: Männer pflanzen sie, Weiber essen sie, die Frucht Alis⁹⁾ spaltet den Boden.

1) *dáuye-l*, zusammengezogen aus *da wuya-l*, mit der Schwierigkeit.

2) Vgl. M. *murmura* auskernnen, *kalkada* ausklopfen.

3) *k'alé*, achte nicht auf (*midaka*, den Koch).

4) M *gagára* überwältigen, *fari* Trockenzeit.

5) M *šayé-šayé*, pl. v. *ša*, das Trinken.

6) *mi-máta*, in Zinder für das *mai-máta* der andern Dialekte = Weiber habend; *dēwa*, aus *dayawa*, viel.

7) M *tagómaši*, Liebe (dem Berberischen entnommen).

8) Zu der phrasologischen Verwendung von *ša* vgl. Sprichw. Nr. 102.

9) Man schreibt die Einführung dieser Knollenfrucht einem gewissen Ali zu.

12. H *rógo*, Kasada (*Manihot utilisima* vgl. St. 634). Sie ist laut Achmed das ehrenvolle Gegenstück zur Batate und wird folgendermassen apostrophiert: *rógo gáida*¹⁾, *ítače Fir'auna, kutúnku*²⁾, *laláta bási*³⁾! *Kówa ye-i-ka, yá-ki dengi*⁴⁾ = Kassada, Elfenbein, Pharaospflanze, Büffelstier, Schulterlass! Wer dich baut, meint's nicht gut mit den Verwandten (weil er ihren Neid erregt).

13. *góaza*, ein Knollengewächs.

Sprichw. *kówa ya-dáfa góaza, ya-ḍauki babbe-l⁵⁾* = Wer die *g.* kocht, nimmt die grosse (d. h. wer etwas verübt, muss dafür aufkommen).

14. H *geda*, B *gángala*, Erdnuss (*Arachis hypogaea* vgl. St. 631f.). H *geda mi-kañ-kárefi, kówa ya-fása-ki, ya-báda wúri* = Erdnuss mit dem starken Kopf, wer dich zerbricht, zahlt eine Kauri (Redensart des Nuss-händlers gegenüber dem Publikum, das seine Ware prüft).

B (Preisliedchen, im H *yabō* genannt),

*gángala gírḍiwa*⁶⁾,
*šiga kal-kalnímia*⁶⁾,
yindí-ro wól-žin,
*kuskusumia*⁶⁾,
dégu-ro wól-žin = die liebliche Erdnuss.
 brichst du sie auf,
 wird sie zu zweien,
 reibst du sie,
 wird sie zu vieren.

15. H *kwařaró*, eine Art Erdnuss in Sokoto, an niedrigem Strauch, in Zaria laut R *yāro da daria* lachender Knabe genannt, eine Bezeichnung, die wohl der Verwendung dieser Nuss beim Spiel entstammt: Man tut eine Anzahl Nüsse, deren jede ihren Eigentümer hat, in einen Topf. schüttelt ihn und leert den Inhalt auf die Erde, in die zuvor ein enges Loch gebohrt ist. Der, dessen Nuss hineinfällt, bekommt die übrigen. Daher *kwařaró gužia el-kuriga* oder *kwařaró gužia et-čáča*⁷⁾ = Quararonus, Tochter des Würfelspiels.

1) *gáida* ist nach A = *hákorí-ñ giwa*, Zahn des Elefanten.

2) M *kutúnku*, männlicher Büffel.

3) *laláta bási*, eigentlich Entwertung der Schuld.

4) M *dañgi* (der Azbin-Sprache entstammend) Bruder, Schwester, Stammesgenoss, R *dengi*, Verwandter, Freund. Músa gibt *dengi* durch Vetter, Base wieder.

5) Grammatisch bemerkenswert ist der weibliche Artikel *l* (in Kano *r*), der hier an *babba* angefügt ist.

6) *gírḍiwa*, wohlschmeckend, sowie die Verba *kalkaligin*, *kuskusgin*, die für *kalkalnímia*, wenn du brichst, *kuskusumia*, wenn du reibst, vorauszusetzen sind. finden sich weder bei K. noch bei Barth. Ein *ḍ*, wie es mir mein Gewährsmann in *gírḍiwa* vorschreibt, ist mir im B. sonst nirgend vorgekommen.

7) Das einheimische Wort ist *čáča*. dem *el* Tochter zu *et* assimiliert ist.

16. H *gautá*, tomatenartige Frucht.

H idanú da žá kama-r gautá.

= Augen, so rot wie eine Tomate.

Achmed: wúriwuri¹⁾ kamá-r baráu-ñ gauta,
hastig blickend, wie der Dieb der Tomate.17. H *albása*, B *lubásar* (aus dem Arab.), Zwiebel.

H bakí-ñ-ka ya-na wáři kama-r ká-či albása.

Mund dein, er macht Geruch gleichwie du assest Zwiebel.

B či-ném kařiwū-žín lubásar girimma-gěi.

Mund dein riecht Zwiebel du kautest wie.

Es gilt also auch im Sudan für unschön, nach Zwiebeln oder Knoblauch zu riechen. Musa behauptet, den mit diesem Geruch Behafteten werde der Eintritt in die Moschee verwehrt.

18. H *na-Gazáua* (zu ergänzen wak'e), Bohne. Bohnenart aus Gazáua, einer Stadt im Mařadi-Distrikt. Zu ihr sagt man: *na-Gazáua ká-ři fári úku**), Gasauabohne, dreierlei Trockenheit kannst du nicht leiden: Die erste, während sie aufwächst; denn sie braucht Feuchtigkeit. Die zweite beim Kochen, zu dem Wasser erforderlich ist. Die dritte während der Verdauung; denn wer sie gegessen hat, muss viel trinken.

19. H *yōló*, *yauló*, wildwachsendes Gemüsekraut mit roten Blüten.
Redensart: *yebki*³⁾ kama-r yōló, Fäden ziehend wie Jodo.

20. H *zakami*, Strauch, dessen Beeren berauschend wirken⁴⁾. Daher:
zakami háukata mutúm.
„ mache verrückt den Menschen.

21. H *žaidáu*, B *kayěi*, dorniger Strauch mit kleinen Blättern, Kameelfutter.

B *kayěi*, ši-ní kuñkumbel-wa⁶⁾) = Dornstrauch, mein Fuss ist voll Hühnermist.

Mit dieser Beschwörungsformel glaubt der Bornumann ein mit *kayěi* bestandenes Gelände unversehrt durchschreiten zu können.

22. H *godaí*⁶⁾), dornige Rankenpflanze, die wie *sařkařia* und *kwágri*, sich von Baum zu Baum schlingend, bei Ilori die feste Grundlage für

1) Músa deutet wúriwuri vielmehr als „Kauri Kauri“ = kleinste Münze. Ein Tomatendieb habe nur wenig zu verkaufen.

2) Zur Form dieses Scherzes vgl. Sprichw. 101 u. 102.

3) M *yabki*, Eigenschaft gewisser Pflanzen und Blätter, Fäden zu ziehen, also zähschleimig.

4) Als Gegenmittel wird die Frucht der Tamarinde verwendet, auch Limone oder saure Milch.

5) *kúñkumbel* (nicht bei K) = H *kaři-n kaři*, Hühnermist.

6) R *gode*, nicht bei M.

ganze Dörfer des nackten unbesiegbaren Heidenvolkes Ingói bilden soll, zu denen Stangen (kadereko) hinaufführen und in denen auch das Rindvieh beherbergt wird. Zu ihr sagt man:

gódaí, ba sára-ñ-ka ba, za-ñ¹⁾,
nicht Abhauen dein, das Ziehen,

d. h. man kann dich nicht abhauen, man muss dich abreissen.

23. H *ḡabdódo*, dorniger Strauch.

Ähnliche Anrede:

ḡabdódo²⁾, ba gamua-l³⁾ da kai, rarábe-l³⁾.
nicht das Zusammentreffen mit dir, das Reißen.

d. h. man kann nicht mit dir zusammenkommen, ohne sich losreißen zu müssen.

24. H *daši*, dorniger, Harz ausschwitzender Baum, aus dessen Rumpf zahlreiche Sprossen wuchern. Daher:

daši mi-raí gōma; a-n saré-ka, ka-na yi-n tófó

lebend 10 man hat gefällt dich, du machst tun von Spross

= Zehnlebiger Daschi, haut man dich um, so treibst du neue Sprossen.

25. H *bagárua*, B *kaingar* = *Acacia nilotica*, kräftig und schattig, doch den Boden ringsum mit Stacheln bedeckend.

H inua-l bagárua ga sángi ga má ḡaia; ga-tá da
der Schatten der „ sieh Kühle sieh auch Dorn; sieh sie mit
sányi, ga-tá da ḡaia.

Kühle, sieh sie mit Dorn.

Sinn: Wer von etwas Nutzen ziehen will, muss auch die Mängel in Kauf nehmen.

B *kōjē kángar-bē dam*⁴⁾ *dakáta dam*, der trockne Stamm des k. hält sich stramm aufrecht. (Im H: *kōje-m bagárua a-zayē ká-k'e k'am*)⁴⁾).

26. *dundu*, Zierstrauch mit gefiederten Blättern, am Stamm mit Stacheln versehen, die eine heftige Entzündung hervorrufen können.

Daher: *dundu mahókači-n itátua.*

die verrückte der Pflanzen.

Ebenso die sprichwörtliche Warnung vor einem Streitsüchtigen:

ákurki-n dundú wáwa ka-zíḡa hannú

Kükenkorb von „ Narr ⁵⁾

= An einen Kükenkorb von d wird nur ein Narr die Hand legen.

1) Wie in 13. der weibliche Artikel l, so ist hier der männliche ñ (= n) bemerkenswert.

2) M-, R *kobdodo*.

3) Zum Artikel l vgl: 13. 22. R *raraba*, Intensivbildung zu *raba* trennen. Es könnte hier auch *rabōwe-l* stehen (Inf. der Reflexivform mit Artikel).

4) H kam s. unter den im Jahrg. IX der Mitt. des Sem. f. orient. Sprachen von mir veröffentlichten Spezifischen Verstärkungsadverbien. B *dam*, angelehnt an *dakata* aufrecht, Part. zu *dāngin*, ist ihnen einzureihen.

5) *ka* soll nach Gewährsmann hier eine Art Futurbezeichnung sein, wie in Lied 31 und *ko* in Lied 37; *zira* = M *zura* herablassen.

27. H *kálego* (in Kano kargo), B *kalúl*, anscheinend *Bauhinia purpurata*. Wildwachsend, an Wuchs und Blättern feigenartig; die Früchte traubenartig aneinander geschlossen, während sie bei dem *duñdu* (s. o.) getrennt hängen.

Dementsprechend folgendes Zwiegespräch zwischen beiden.

Duñdu: kai, kálegó, ka-táui¹⁾ ðiáñ-ka tun su-na kañkana = Du, k., biegest deine Früchte zusammen, solange sie klein sind.

Kálego yé-če: ñm²⁾ sai su-ñ gírma; da su-ka gírma, sú kuá su-kaki tañkósuwa¹⁾ = Der K. sprach: Na na, nur bis sie gross geworden sind, wollen sie sich auch nicht mehr biegen lassen.

28. H *ðúmnia*³⁾, B *kokío*⁴⁾, Feigenart mit schwarzer Frucht. Daher sprichwörtl. Vergleich:

H ka-na da beki kame-l ða-n ðúmnia.
 du bist mit Schwärze gleichwie Frucht der „
 B éilim p'íl táta kokío-bé gei.
 schwarz ⁵⁾ Frucht der „ gleich.

29. H *kawó*, Baum mit sehr schwarzen, nicht essbaren Beeren (nach M gutes Bauholz liefernd).

Vergleich: beki kamá-r ða-ñ kawó.
 schwarz gleichwie Frucht von „

30. H *gónða*, Melonenbaum, *Carica papaya*. Vgl. St. 641.

Vergleich: ka-na dá ža kame-l ða-ñ gónða.
 du bist mit rot gleichwie die Frucht des Melonenbaumes.

31. H *z'ida* = Sant Gerred, *Acacia nilotica* (laut Barth).

Vergleich: mi-k'au kame-l ða-n z'áda⁶⁾,
 schön gleichwie Frucht der „

(d. h. so blank oder glänzend).

32. B *tamsúgá*, Tamarinde (= K, Barth schreibt *temsúku*). Vgl. St. 649.

Genannt *tamsúgá táta rášek*⁷⁾, die fruchtreiche Tamarinde.

Nach K nennt man die Frucht auch *pē tálagá-bē*, „die Kuh des Armen“, weil arme Leute das Wasser, in dem sie aufgeweicht wurde, als Milch trinken.

1) tauí (nicht bei M) = tañkosa zusammenbiegen.

2) ñm Interjektion des Widerspruchs, bei der das erste m um einige Töne höher steht als das zweite. Vgl. áa Tierm. I Anm. 25.

3) Es ist zu unterscheiden zwischen *ðúmnia* dieser *Fucus*-Art, und *dumnia* einem Wasservogel, die bei M lautlich zusammenfallen. Vgl. *ðumniá* auch Sprichwort 93.

4) Barth hat *kaña* statt *kokío*.

5) In den 25., Anm., erwähnten Verstärkungsadverbien steht statt des hier genannten *p'íl* als Verstärkung von *éilim*: *fēt*.

6) Vgl. zu dieser wie zur vorigen Frucht das Gespräch der Schildkröten in Tiermärchen II. und die betr. Anm.

7) *rášek* s. u. den 25. Anm. erwähnten Verstärkungsadverbien.

33. H *doṛóá* = *Parkia biglobosa*¹⁾. Ferner vgl. St. 649.
Genannt *doṛóá makášiya*, tödliche Doroa, weil der aus ihren Bohnen gestampfte Brei, ungekocht, arges Bauchgrimmen verursacht¹⁾.

34. H B *báuyē*, Sykomore.

Der Genuss ihrer Früchte ist bedenklich, weil oft Würmer darin sind.

H *wonda ye-k'e so ye-či ya-n báurē*,
Welche er will er isst die Früchte der Syk.,
káda ya-tóna čikí-n-sa.
dass nicht er zerwühle Magen sein.

Auch bildlich als Warnung vor mancher Freundschaft.

35. H B *kúka*, Baobab, *Adansonia digitata*. Vgl. St. 648.

Epitheton für menschliche Schönheit:

H *mi-sámzi-n*²⁾ *žiki kamá-n na-kúka*.
glatt von Leib gleichwie der des Baobab.

Sprichw.: H *mutúm misandá ši ka či ya-n kúka*.

Mensch mit Stock er wird essen Früchte des Baobab.

36. H *gawósa*, Baum, dessen Frucht einen starken Duft ausströmt (laut M der Mangopflaume ähnlich, nach R aus dem Osten eingeführt).

Zu ihr spricht man:

gawósa, kamši-n-ki yá-fi gani-n-ki
Geruch dein, er übertrifft Sehn dein,

d. h. man riecht dich weiter, als man dich sieht.³⁾

37. H *kimba* (= R, M *kinba*) nach St. = *Xylopiya aethiopica*, „Alligatorpfeffer“, pfefferartige Baumfrucht (nach R aus Nupe), die mit Pfeffer und Hirse zusammengestampft und in Wasser getrunken gegen Brustschmerzen hilft.

Spruch dabei: *kimba a-gögē, ša yanzú, māganīnzú*⁴⁾ = geschabte k., trink jetzt, es hilft jetzt (vgl. oben 3.).

38. H *gur'ía* = *Chorisia crispiflora*. Ihre Rinde wird gekaut, um die Zähne weiss zu erhalten und vor Caries zu schützen. Daraus, dass in der Zahnpflege der Frauen auch *furé*, die Tabaksblüte, eine Rolle spielt⁴⁾, erklärt sich die Redensart *gur'ía magamú*⁵⁾-m *furé*, *Chorisia* Genossin der Tabaksblüte.

1) Näheres über Baum und Frucht s. Barth S. 184 Anm. 9 und in der Fussnote zu Sprichw. 8.

2) Hier erklärt sich auch der von mir missverstandene Schluss meines 1. Haussaliedes: *ki-sani kúka*, du kennst den Baobab (und seine Glätte; also klettere nicht hinauf).

3) Aus *māganí yanzú* zusammengesogen.

4) Mit *furé*, das zu den begehrtesten Toilettenartikeln gehört (vgl. Lied 27 und 30), färben die Frauen ihre Zähne rot, und zwar mit Vorliebe so, dass weisse und rote Zähne abwechseln.

5) *magamu*, sich vermischend.

39. H *z̄z̄ia*, B *z̄z̄ia* = *Ficus bengalensis*, **Banyan**.

B *z̄z̄ia*, *kiskā genī*, *alwoli*¹⁾ *kiskā-bc* = oder **Banyan** ist kein (gewöhnlicher) Baum; er ist der Heilige¹⁾ der Bäume (Bruchstück eines Liedes, vgl. das letzte dieser Sammlung).

40. H *sánya* = ein mansshoher Baum oder Strauch, der für die dortige Heilkunde eine grosse Rolle spielt²⁾. Daher:

sánya uwa-l magungúna.
die Mutter der Heilmittel.

M *inna-l māgungúna* (*inna* Mutter in weiterem Sinne: Alte, vgl. Sprichw. 5) wird vielleicht denselben Baum bezeichnen, da M ihm die gleichen Verwendungen zuschreibt wie der *sanya*.

41. H B *bélangú* = *Kigelia pinnata*. Seine an langen Stengeln herabhängenden grauen zylinderförmigen, an Gestalt und Grösse Schlackwürsten ähnelnden Früchte³⁾ dienen folgendem Vergleich, der, weil schmeichelhaft gemeint, auf die Schönheitsbegriffe des Sudan ein eigenes Licht wirft: H *mācē ta-na da nōno kamē-l dia-m bélangú* = die Frau hat einen Busen wie die Früchte der *Kigelia*.

42. H *óiwō* (M R *óiwō*) nach M *Landolphia*-Art, eine Kautschuk liefernde Pflanze, nach R grosse Palme mit harter Frucht. Diese, weil schwer zu pflücken, symbolisiert den Geizhals:

ció mi-táuri-n hānci, ká-naná ká-ki fádua,
hart von Stengel, du bist reif, du willst nicht abfallen.

43. H *báušī*, Baum ohne essbare Frucht, von festem, nach R rötlichem Holz. Aus der Wurzel werden Stöcke und Bogen geschnitten. Sprichwort:

baka-m báušī yá-ži damána, yá-mēku,
der bogen von „ er hat gespürt Regenzeit, er hat sich gestreckt.
Sinn: Das Kleine wächst unter Benutzung der Umstände.

44. H *tunfáfa* = *Asclepias gigantea*. Nach Nachtigal Oschr. Der Baum gilt für spukhaft, da er nachts die Zweige bewegt, wie der Mensch die Arme. Seine Wurzel wird verbrannt, um böse Geister aus dem Hause zu scheuchen. Daher *tunfáfa mikóbfi* die unheimliche.

44a. H *tába* = Tabak. vgl. St. 654. Ihm gelten viele Bonmots.

Tába ráhema = der T. ist eine Gnade,

„ *búnga garí Ibilis* = d. T. ist ein Aas der Stadt des Teufels.

1) *alwoli* aus dem Arab., ein näheres Verhältnis zu Gott bezeichnend. Der Baum dankt diese Bedeutung wohl dem reichlichen Schatten, den seine vermöge ihrer Senkwurzeln gewaltig sich ausbreitenden Äste gewähren.

2) Der Absud dieser Früchte wird von säugenden Frauen als Mittel gegen das Stocken der Milchentwicklung getrunken.

3) Nach M wird der Extrakt der gekochten Wurzel der *sánya* als Klystier gebraucht und aus der Rinde ein Pulver zum Niesen bereitet.

Mit den Worten *ža* ziehn und *žā* rot spielend:

žé-ń-ki yá-fi ža-n kazáma yárinya; žé-ń-ki
 Ziehn dich, es übertrifft Ziehn von schmutziger Dirne Rot darin
yá-fi ža-n dóki-n uba-n woni
 es übertrifft Rot ross Vaters andern

= dich einziehen ist besser als ein unsaubres Mädchen (ins Haus) hereinziehen; dein Rot ist schöner als das Rotross, das einem Andern gehört (oder: dich einziehen ist besser als einem fremden Herrn das Pferd führen):

Tāba tá-fi uwa, lākin uwa dera¹⁾,

Der Tabak ist besser als eine Mutter, nämlich als eine Schraubenmutter¹⁾.

Ebenso:

Tāba tá-fi obá, lākin obakínta,
 und „ „ „ *tūo* oder *furá* „ *tuo-ń* (oder *fural*) *kása* vgl. St. 627
 = der Tabak ist besser als ein Vater, d. h. ein Stiefvater;
 und „ „ „ „ „ *Brei*, d. h. Dreckbrei.

Ähnlich geringschätzig:

tāba banbánta da garí ń-géro Pennisetum St. 628.
 T. ist etwas anderes als Hirsemehl,
 und *še-ń-ki banza, beři-ń-ki wófi*
 dich rauchen ist vergeblich, dich lassen zwecklos.

45. H *gōra*, Bambus. Er liefert die besten Stöcke:

sandá-ń gōra mi-alkáweli,
 der zuverlässige Bambusstock.

M Sprichw. *gōra uwa-l kara*, Bambus ist die Mutter des Schilfs (der König ist Landesvater).

B. Tiere.

46. H *kudá*, Fliege. Sprichwort:

karámbani²⁾ kudá ya-fáda čiki-n kunú³⁾,
 die fürwitzige Fliege fällt in die Suppe.

M Sprichw.: *kudá ba su bi-n mai-kaya-n gawai,*
 dem Kohlenträger folgen keine Fliegen.

47. H *b'lbazē, bóbua*, grosse Stechfliege. Beide tragen das Epitheton *čira dáwaki*, reiss die Pferde los (weil diese, von ihnen geplagt, sich vom Pflock losreissen); *bóbua* hat überdies den Beinamen *kūra dáwaki*. Hyäne der Pferde.

1) Dem Wortspiel zu Liebe kühn übersetzt; eigentlich ist *uwa dera* „Mutter des Spiels“ unter den verschiedenen Einsatzstellen eines Hazardspiels die gewinnende.

2) *Karambani*, Fürwitz, vgl. Sprichwort 81.

3) M *kúnū*, Mehlsuppe, Mehlschleim.

48. H *sabró* B *kantána*, Mücke.

H *sabró* mi-hána beṛiçi,
die Schlaf verhindernde Mücke.
B *kantána* kaném dabçi,
Mücke Schlaf hindert.
B *çi-n-žú* kalgí-bē gei,
Mund ihr des Stachels gleich.

49. H *zanzáro*, Hornisse (bei M Hauswespe). Der seltsame Volksglaube von der Anomalie ihre Fortpflanzung ist in folgendem Liedchen ausgedrückt (vgl. entsprechendes auch 56 und 111).

Zanzáro seiyedí ne¹⁾.

ši ne ya-kan ḍau zúza zániwa šár,
ya-kai ya-sá a gidá-n-sa, kamú-n²⁾ wóta bókoí
yá-sànya, yá-zama ḍa.
er ist er pflegt aufnehmen Wurm grün ganz,
er trägt er setzt ins Haus sein, Monat 7
er hat sich verwandelt, er ist geworden Kind.

Der Hornis ist ein Heiliger.
Er holt einen grasgrünen Wurm
und trägt ihn in sein Haus.
In 7 Monaten verwandelt der Wurm sich
und wird sein Kind.

Daher sagt man auch:

zanzáro, ká-meida ḍa-n wóni ná-ka,
Hornis, du verwandelst das Kind des Andern (zu) deinigem.

50. H *zánya*, *gyárv*, B (K) *rigiki*, Grille.

H Epitheton mi-tauri-n kai wörtlich: hartköpfig; doch ist der durchdringende Schall ihres Zirpens gemeint. Überhaupt wird mi-tauri-n kai allgemein im Sinne von *βοήν ἀγαθός* gebraucht.

B (K S. 61). Zur Grille sprach Gott, als die Insekten ihn um Beschäftigung gebeten hatten: niye yimpiyáyé lokte tsétia, wögórma yéke = künde Botschaft, solange es an der Zeit ist.

51. H *fará*, Heuschrecke. Sinnspruch:

fará, fári, fama sú su-ka bāta dūnia,
Heuschrecke, Dürre, Kampf sie sie haben zerstört die Welt.

52. Heuschreckenarten (bei M und B nur *bābē* angegeben):

H a) *bābē*, grösste Art, b) *kworsayá*, gelblich wie die vorige, c) *zánka*, rot, d) *šada-mái*, „gib Fett zu trinken“, rötlich, klein und fett, e) *zánká lalé* (*lálé* Henna?) über 1 dm lang.

1) seiyedí, dem Arab. entlehnt wie 39 *alwoli* und in gleicher Bed., mit dem Nebenbegriff Wundertäter.

2) *kāmu* eig. Ergreifung. Mass: hier im Bereich, im Lauf von.

Für B gibt K S. 72ff. (in engl. Übers. S. 198ff.) eine ausführliche Beschreibung von fünf Heuschreckenarten.

In folgendem H-Liedchen werden die genannten als Sippe besungen, deren Vorkämpfer zañká lalē ist.

Na¹⁾-kworsayá, na¹⁾-zañka,
miži-n šadamái, töró-n²⁾ bābe,
yá-sa maza³⁾ dána, zañkálalē.

Er, der Kworsaja, der Sanka Bruder,
Gatte der Schademai, Bulle des Babe,
hat das Volk in die Wildnis gescheucht, Sankalale.

53. H kēlú⁴⁾ (in Zindir und Daura), makésua (= M R, in Sokoto und Kano), B kelūma, Glühwurm.

Kinderruf: H kēlú, hannu-ná da mái,
Hand mein mit Fett,

d. h. komm in meine Hand und mache sie glänzend.

B kelūma, yellē háskē rúskin,
öffne Licht, (dass) ich sehe.

Sprichwort H (M): wúta-n makésuwa ba ta-dáfa wākē, das Feuer des (Glühwurms kocht keine Bohnen. (Mit Lügen kommt man nicht weit.)

54. H wažizi, Schmetterling. Direkt zur Benennung dienen auch folgende Beinamen:

H litāfi-n Alla, Buch Gottes,
H málim fatata, blättrender Gelehrter, (fatata Schreibheft)
B málem batatá-ma, „ „

Daher: B málem batatá-ma kákadó- nún ferumné, wende dein Blatt (kákadó) um.

Anlass zu solchen Bezeichnungen bot das stete Klappen seiner Flügel.

55. H kurgúngumá⁵⁾, B kuleimu, Motte.

H kurgúngumá máte-l buzúzu,
die Frau des Mistkäfers.

Ebenso auch in Lied 11 genannt.

B kuleimu kúrugú bannaži,
die Motte die Tobe zerstört.

Vgl. noch H Sprichw. 29: kúlakai kurgúngomá da güdu-n šáfo (wo es nur auf Grund von Schön und Barth falsch übersetzt war), die eitle Motte flieht vor dem Habicht.

1) na männliches Deuteelement, das hier speziell Bruder bedeutet; vgl. u. šáfo.

2) tóro, Männchen grosser Vierfüßler. Sinnbild hervorragender Kraft. vgl. u. bauna.

3) maza, Männer sind hier die nicht zur Sippe gehörigen Heuschrecken; zillēi der kworsayá ähnlich, aber mit längeren Hinterbeinen (kalemú) und furdúdua (dem Bornu entlehnt), grau gesprenkelt, kleiner als zañka.

4) Vgl. kēlú, Name einer aus Bornu stammenden Sängerin in Lied 34 Anm. 17.

5) kurgúnguma bei Schön und Barth unrichtig durch Käfer, bei M durch kleine Larven wiedergegeben.

56. H *buzúzu*, Mistkäfer. Der Volksmund, der ihn zum Gatten der Motte macht (s. 55), schreibt ihm gleichwohl in folgendem Liede, das seine Parallele oben bei der Hornisse (49), unten beim Raben hat, eine unerhörte Form der Fortpflanzung zu.

Buzúzu seiyedi¹⁾ ne,
 ši ne ya-kan ɗau titu zāmi²⁾ kór,
 ya kai ya-sá gidá-n-sa.
 kamú-n¹⁾ wota bókoi yā-sáuya,
 yā-zama ɗa.

Der Mistkäfer ist ein Heil'ger.
 Er holt sich den schärfsten Mist
 und trägt ihn in sein Haus.
 In sieben Monden verwandelt der Mist sich
 und wird sein Kind.

Ein anderes Liedchen

buzúzu-n Gwāri,
 títokudi mi-kāsi,
 ka-ćinye kāsi-n³⁾!

57. H *kúđi*, Wanze. Ihr Geruch wird für den des Himmels erklärt, ist übrigens auch bei Arabern beliebt. Stehende Epitheta mi-ćizo bissig und hana bērići hindern Schlaf (wie u. Mücke 48).

58. H *komá*, Floh. Beiwort mi-zallé, der Hüpfende.

59. H *gizogizo*, B *ańkabúti* (aus d. Arab.), fuleifuleima Spinne.

B létu ńgúbua⁴⁾ ańkabúti-bē gei
 „ „ fuleifulema „
 er läuft immer hin und her wie eine Spinne.

60. H *ćirnaka*, schwarze Ameise (nach Barth gross, nach R klein).

Genannt mi-ba-ń háuši, Geber des Zorns. Denn sie macht dem Menschen viel zu schaffen, ohne dass er sie fassen kann.

In Lied 36 wird sie spöttisch mit dem dunkelen Bornumann zusammengestellt:

ćernaka Ba-Bárbari ne,
 beki ɗa-n kōrio

= die dunkle Ameise ist ein Bornuer, ein schwarzes Nöpfchen.

1) S. die Erklärungen in den Anm. zu 49.

2) Unter den obenerwähnten Verstärkungsadverbien wird *zāmi kór* von mir als „ganz sauer“ angeführt.

3) Mistkäfer, du Heide (Gwāri, meist Baguarē, pl. Guarāwa, Heidenvolk, zwischen Haussa u. Bornu vgl. Lied 40), stoss den s. Notdurft Verrichtenden um, friss den Kot.

4) létu Inf., létu ńgúbua, wörtl. mit viel Gehen.

61. H. *kólkwasá*, rötliche Ameise (Barth *korkāsa*, Wanderameise), welche die etwas kleinere Termiten aus ihrem Bau vertreibt.

Daher: *kolkwasa fudda migidá,*
hole heraus den Hausmann.

62. H. *gōanó* (M *goano*, schwarze Wanderameise), ebenfalls Feindin der Termiten.

Beiname *mi-yáki*, Kriegsmann.

Die Sprichwörtlichkeit ihres Mutes bezeugt der Anfang eines Heldenliedes: *Amadu ya-na da yáki kama-r gōanó*, A. führt den Krieg wie ein G.

63. H. *gará*, Termiten, *mi-bánná*, zerstörend genannt.

Liedchen:

gará da ruá mā¹⁾ tá-na gína.

bábu ruá mā¹⁾ tá-na gína²⁾.

Alla nē ya-bá-ta,

wā za-ya hana-ta?

Wenns Wasser gibt, baut die Termiten,

wenns keins gibt, baut die Termiten.

Gott ist's, der's ihr gab;

wer wehrt sie ab?

64. H. *giná* (nicht bei M B, wohl von obigem Zeitwort bauen, graben). weisse, fette Termiten, die in der Regenzeit geröstet und mit Pfeffer und Salz verspeist wird.

Daher: *giná ta mármāsō³⁾ mi-ḡamši-n dáḡi* = entbeinte G., lieblich duftend.

65. H. *zagó*, grosse Termiten, die mit der *gōanó* (s. 62) kämpft (M Termitensoldat).

Epitheton *mi-fáḡa-n takáíci.*

Kämpfer des Ingrimmes.

M Sprichw. *gari-n-yudu-gará ya-háye ma zágō*, weil er vor der *gara* (s. o. 63) lief, stiess er auf die z. — Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.

66. H. *šánšani*, Tausendfuss. Auch *kunāme-l Fuláni*, Skorpion der Fulbe genannt, weil diese ihn mit dem wirklichen Skorpion verwechseln sollen.

1) *mā* kürzere Nebenform zu *Kuma* auch, wieder.

2) M hat die beiden ersten Zeilen, und zwar in der Fassung

in da rúa gará ta yi gini

„ būbu „ „ „ „ „

3) *mármāsa* zwischen den Fingern wirbeln, z. B. die Erdnuss, um sie von der Hülse zu befreien, hier um die Beine abzustreifen, (bei M nicht ganz richtig durch streuen wiedergegeben.) Das Subst. in pass. Sinne ist *marmāsō*. Für den Vorsatz ta zum Anschluss eines Attributs an ein vorhergehendes Feminin (vgl. Tiern. I Anm. 37).

Von Einem, der sich viele Wege macht, heisst es scherzhaft *mi-yáwo-n-ka* (od. *mi-yawo-n tafía*) *kamá-n šánšani* vielfüssig od. vielwandernd wie der Tausendfuss.

67. H *kunáma*, Skorpion.

Zu ihm sagt man:

Mairó¹⁾, *el-kunáma*, kōwa yá-goyē-ki,
Mirjam, Tochter des Skorpions, nur auch immer er hat gewartet dich,
má yá-yes-ki.
auch er hat weggeworfen dich.

68. H *kurkúnu* B *gúdi* (K *ngúdi*) Guineawurm, weiss, 1 Klafter lang, lästige und lähmende Plage zu Beginn der Regenzeit²⁾.

H *kurkúnu* *girgamó*³⁾ *mi-támakám*³⁾
der lähmende, hilflos machende Guineawurm.

H *kái-ži* *damána*,
Du hast gespürt Regenzeit,
ká-táši.
du bist aufgestanden.

B *gúdi ši-ga či-tei dunorám-bē*⁴⁾ = der Guineawurm fasst das Bein an der Stelle der Kraft (am Knöchel oder am Knie).

69. H *sankára*, Gurowurm.

Beiwort: *mi-banne-l goro*.
Zerstörerin der Kolanuss.

70. H *gimla*, Holzwurm.

Sprichw. *gāri-n gumḍa gāri-m banza, dam*⁵⁾ *ba-a túo da ši*, das Mehl des Holzwurmes ist unnützes Mehl, weil kein Brei davon gemacht wird.

71. H *kwadó*, B *kókó*, Kröte.

H *kwadó bábu ya-na tóna síbka kóa*
nichts er gräbt d. Saat wessen auch immer d. h. sie ist
harmlos, tut keinen Schaden.

1) Vgl. Einl. 1. Seite.

2) Mein Gewährsmann behauptet, in Tripolis, wohin er von Sindir gepilgert war, deren fünf gehabt zu haben, weil er daheim zuvor schlechtes Wasser getrunken hätte. Als Heilmittel wird *tafarnua*, laut St. *Allium sativum*, Knoblauch gestampft und auf das Loch gebunden; der Wurm stirbt davon und wird dann herausgezogen. Auch Hundē, Hühner, Ziegen, Schafe verfallen ihm, während Pferde und Kühe verschont bleiben.

3) *Girgamo* wird von M ebenfalls für Guineawurm angegeben, während es nach meinem Gewährsmann vielmehr dessen Beiwort ist im Sinne von *mai-sā gurgúnēi* hinken machend. Laut ihm ist *támakám* (nicht bei M R) hilflos, *mi-támakám* hilflos machend.

4) *duno*, Kraft, *duno-ram*, Gegenstand der Kraft; das Suffix *bē* hier wie in *táskin músko-bē*, ich nehme bei der Hand.

5) *dam* od. *dqm* aus *domin* weil.

H kwadó mágani-n žiri.

Das Heilmittel des Schnupfens.

Denn man glaubt sich vom Schnupfen zu heilen, wenn man sich die Stirn mit einer Kröte eiureibt, bis diese blutrot wird.

B Sprichw. kóko-ro láinē, margubán-¹⁾ti keládo
 der Kröte sei verträglich, der Urol¹⁾ Feind
 = verträgst du dich mit der Kröte, wird dir der Urol¹⁾ böse.

72. B *burdiddek* (K *bertétege*), Ochsenfrosch. Wer sich mit seinem Fleisch einreibt, verbrennt sich nie. Es ist weiss und fett, daher auch willkommene Speise:

burdiddek da-n-žu giláro-bē gei
 Ochsenfrosch Fleisch sein des Widders gleich

73. H *hawóinia*, B *kašingo*, Chamäleon.²⁾

H hawóinia mi-dáči-n náma, kówa cí-ki, ya-amayes³⁾-ki.
 bitter von Fleisch, wer auch isst dich, er speit aus dich.

Zu einem unruhigen Menschen sagt man:

ka-na tafia ka-na kómowa kama-t tafia-l hawóinia
 du gehst, du kehrt zurück gleichwie das Gehen des Chamäleons
 (wegen seiner Hurtigkeit auf der Fliegenjagd).

B ini girga-žina, falfal-žin kašingo-gei.
 ein Gewisser hat sich geärgert, er wechselt Farbe dem Chamäleon gleich.

74. H *damó*, B *margubán* (cf. unter 71) Urol, grosse Eidechse.

M Sprichw.: Allah ši kai dámo ga haráwa, kó bai cí ba, ši yi bírgima.
 Gott bringe den Urol zur Bohnenranke; auch wenn er nicht frisst, möge er sich ergötzen.

Sprichw. 77: abóki-n dámo gúza, abóki-n wasá-n kuńkúru⁴⁾ bušia,
 des Urol Freund ist die gúza (grössere Eidechse), der Schildkröte⁴⁾ Spielgenoss der Igel (gleich und gleich gesellt sich gern).

75. H *kadó*, B *karam*, Krokodil.

Ihm wird zugerufen:

H fafáu⁵⁾, dama-ruá⁶⁾, su da kai yā-báci:
 Zerschneider, rühre das Wasser, Fisch mit dir er ist verloren;
 kowá-i-gamú da kai, sai kúwa.
 jeder der zusammentrifft mit dir, nur Wehgeschrei.

1) Grosse Eidechsenart = H *damó* s. u. 74.

2) Es gilt für glückbringend. Sein Kopf, nebst einer mit einem Zettel voller Koransprüche unwickelten Hundszunge als Amulett am Oberarm getragen, bewahrt vor Hieben. Wer einen so Geschützten schlägt, muss die Zunge herausstecken und kann sie erst wieder einziehen, wenn jener ihm Wasser zu trinken gibt.

3) M *amai* Erbrechen. Die Entstehung der Bildung auf *s* erhellt aus der Angabe meines Gewährsmanns, *s* könne hier auch durch *r* oder *l* vertreten sein.

4) Näheres über die für schlau und witzig geltende Schildkröte s. Term. 11.

5) Substantiv zu M *fafa* zerschneiden.

6) Bildung wie Tunichtgut, italienisch *fa rabutto*.

Sprichw.: wónde yá-sami lámíni daga kádó, sai ya-i ta-wońká¹⁾ = wer vom Krokodil freies Geleit erlangt hat, nur der mag baden.

B auch abu inktwa Wassermann genannt.

76. H *máčízi*, B *kádi*, Schlange (allgemein).

Sprichw. banzá k'an ða-m máčízi, domín ya-na ézo²⁾.
umsonst schön der Sohn der Schlange, weil er beisst.

Vgl. Sprichw. 90: wónda máčízi yā-sāra³⁾, in ya-ga beki-n zúmma, ya-kan gudu = wen einmal eine Schlange gestochen hat, der läuft schon, wenn er einen schwarzen Lappen sieht. Nach einer Bornulegende bei K S. 62 ff. stammen die Schlangen vom Krokodil ab und dann eine Art von der andern. Seit der erste Mensch ihrem Biss zum Opfer fiel, gestattete ihnen Gott in Verborgenheit zu leben. Eine eingehende Beschreibung von neun Schlangenarten in Bornu s. ebendort S. 65 ff., in englischer Übersetzung S. 189 ff.

77. H *kwákia*, sehr lange Schlange, Lieblingsobjekt des Schlangengebändigers, rot unter dem Halse (nach M schwarz und weiss gefleckt, nach R lang, schlank, hellfarbig).

Liedchen: kwákia mi-za-ń wuyá⁴⁾,
kowe-i-gamú da k'e sei kúká⁵⁾
= Kw am Hals mit dem roten Schein,
begegnet man dir, gibt's Heulen und Schrei'n.

78. H *kisa* (von M irrig als Pythonschlange aufgefasst), 1 m lang, armsdick, erdfarbig mit dunkeln Punkten, sehr giftig, lebt von Mäusen und kleinen Vögeln. Sie schläft des Tags und wacht selbst getreten nicht auf. Nur wenn man sie mit Urin benetzt, schnellst sie empor und holt dann selbst den Reiter ein.

Sprichwörtl.: bející kame-l kasa = ein Schlaf (so tief) wie der der Kassa.

79. H *salo* (nicht bei M R), kleine braune Schlange, die sich im Stroh versteckt, daher auch máčízi-ń kaiķái, Strohschlange genannt. Ihr ruft man zu: Lumbúlumbú⁶⁾, máčízi-ń kaiķái, sārí ka-na nók'ewa, Strohschlange, du Heuchler, du stichst und ziehst dich zurück.

80. *kubúbuu*, kleine, sehr giftige⁷⁾, gelbe und pantherartig gefleckte Schlange (bei M kleine, dunkelrote, giftige Schlangenart. bei R 5–6 Fuss

1) ya-i ta-wońká, wörtlich: er tue das (Ding) des Waschens.

2) Das Beissen der Schlange wird der Regel nach nicht durch ézo, sondern, dem Eindruck des Vorgangs entsprechend, durch sāra, hauen, wiedergegeben.

3) ʒa rot, wuyá Hals.

4) Die zweite Zeile fast gleichlautend schon unter 75.

5) lumbúlumbú, Heuchler, anderswo nicht angegeben.

6) Ihr Biss ist tödlich, sai da makari, d. h., wenn nicht ein Gegengift angewandt wird, bestehend aus zusammengestampften Blättern verschiedener Bäume. Auch muss die Wunde ausgesogen werden.

lang, schwarz-weiss gefleckt). Sie erhebt sich, sowie sie Menschen oder Rinder kommen hört, und schnappt zu. Daher sagt man zu einem jähzornigen Menschen:

halí-ń-ka kama-n na kubúbua,
Charakter dein gleichwie der der Kububua.

81. H *tándara*, von der Grösse der vorigen und ebenfalls gefleckt, aber unschädlich. Sie versteckt sich im Staube.

Liedchen: futó, futo¹⁾), *tándara*,
futó daga ramí,
ki-zo dúnia gida-n dādí!
Heraus, heraus, Tandara,
aus der Höhle heraus!
Komm in die Welt, in der Wonne Haus!

82. B *čárko*, in K s. Bornulesebuch, das S. 65—72 (in engl. Übersetzung S. 189—198) eine eingehende Beschreibung von neun Schlangenarten enthält, šárگو genannt und als harmlose, schön schwarz und weiss gefleckte, daumdicke und einen halben Klafter lange Hausschlange geschildert. Von ihr heisst es:

B *čárko kádi kamwá-be*; amguá-ga²⁾ dū-či,
„ Schlange der Frauen: die Männer vertreibt sie.

Denn als Hausschlange ist sie den Frauen bekannt, während die Männer sie aus Unkenntnis fürchten.

Daher vielleicht identisch mit H *máčízi-m máta*, Schlange der Frauen, einer kleinen Hausschlange.

83. H *gamšiká*, B *kádi čilim*³⁾), lange, schwarze, träge Schlange.

H *gamšiká*, fūte-l-ka rána rána
„ Herauskommen dein Tag Tag

= B *kádi čilim*, lugo-num im imma = g. bzw. k. č., du kommst nur einen Tag in der Woche heraus.

84. H *měsa*, Riesenschlange. Ihr Fleisch wird wie guter Fisch geschätzt. An ihre Erlegung knüpfen sich wunderbare Geschichten. Wenn der Jäger sie im Wasser erblickt, setzt er sich an den Rand, streckt die Beine hinein und lässt sich bis an den Rumpf überschlucken; hierauf spreizt er die Beine, steckt ihr sein Messer ins Maul und schlitzt sie auf. Oder der Vorgang spielt sich auf dem Trockenen ab, wo dann der bis an den Leib Übergeschluckte sich das Schwanzende der Schlange über die Schulter wirft, so dass sie zerbricht.

Stehende Wendung *měsa mi-hadía da-n woní*, die mancherlei Leute (wörtlich: das Kind des anderen) verschlingende Riesenschlange.

1) futó, komme heraus.

2) K. amkóa, Mannsleute; ga Suff. des Obj.

3) kádi čilim, schwarze Schlange.

85. H 2 Fischarten, *taywodā*¹⁾ (= B abu žitiwa „Bartharwesen“) lang und schlank, und *zāwo* (R zau) gross, ohne Gräten. Beide mit dem Beiwort:
mi-dāđi-n náma.
lieblich (an) Fleisch.

86. H *gáíwa*, Protopterus. Er geht zur Trockenzeit in den Schlamm und nimmt seinen Schwanz ins Maul. Daher sagt man:
gáíwa, ki-či wuziē-l-ki.
du isst Schwanz dein.

87. H *kurúngu*, Fisch mit drei Stacheln. Wer darauf tritt, dem dringen sie durch den Fuss.
Epitheton: mūgu-n kifi, böser Fisch.

88. H *lolú*, B abu kałegiwa („Stachelwesen“), bunt gestreifter, 1 Elle langer, stachliger Fisch. Er wird mit der Harpune erlegt.
H lolú ba kámi-n yáro ba
nicht Fang der Knaben
d, h. der Fang des l. ist kein Kinderspiel.

89. H *munžiriá* (M myīrya), Zitterwels, 1 Elle lang, so elektrisch, dass seine Berührung tödlich sein kann. Er wird gegessen, besonders aber zu Amuletten verwertet.

Beiwort: kázziki (aus kas-žiki)
„töte den Leib“.

90. H *zakára*, Hahn. Von ihm heisst es humoristisch:
zakára yé-če: ná-ki kámu-n²⁾ deřé, ko sáriki zā-ka
der Hahn er sagt: Ich hasse den Fang der Nacht, und ob König willst du
bá-ni³⁾
geben mich.
= Der Hahn spricht: Ich mag keine nächtliche Abholung²⁾, und wenn
man mich zum König machen will.

91. H *zakó*, Kuchlein. Man sagt zu ihm:
zakó samú ka-ki deŋgi⁴⁾
finde hasse Sippe.

Denn sowie es einen Bissen erhascht hat, eilt es davon, um ihn nicht mit seinesgleichen teilen zu müssen.

Zu meinem Sprichw. 21 *da-n zakó da láya-r kámzo*, das junge Kücken (Kind des Kückens) ist seiner Kruste sicher (hat den Zauber seiner Kruste).

1) Auch das H kennt die Redensart dessen, der nach Fischgenuss durstig wird: Der Fisch will schwimmen = kifi ya-so kúrmua.

2) Um ihn zu schlachten, holt man ihn im Dunkeln.

3) ba im Sinne v. sa für machen vgl. Nr. 148.

4) deŋgi erläutert Nr. 12⁷⁾.

Vgl. Schöns Haussamärchen Nr. 48, wo das Kücken mit dem Zauber der Kruste, in Schöns Schreibung: dan čiako da layan kámzó, sich alle möglichen Tiere und Elemente dienstbar macht.

92. H *kuzá*, B *kukúí*¹⁾, Henne.

H Die Plejaden *kazá mi-điá* „Henne mit Kindern“ vgl. Hiob 9, 9. Sprichw. 25 *hauší-n kazá fućé a ka-n dáwa*, Hühnerzorn lässt sich an der Hirse aus.

B (K) Scherz: *kugui tímt líťsía*, *wu nígā beántseskin*, ich will dich bezahlen, wenn das Huhn Zähne bekommt.

Sprichw. *kām kánā kúguibē ntšétsōma bágo sai álla*. Niemand kann den Hunger des Huhns stillen, als Gott. K 47f. gewinnt das Huhn eine Wette mit dem Elefanten, wer am meisten fressen könne.

93. H *fákara*, B *kūye*, rebhuhnähnlicher Vogel.

Hier das scherzhafte Sprichwort:

H *ko ba deđé*²⁾, *fákara za-ta kai zábua*.

Ob geben verweilen, Rebhuhn wird sie bringen Perlhuhn, ins B übersetzt *umbiyaē zāman kurgū-žia*, *kūye kāči-ro wol-žín* = wenn man's nur abwartet, bringt's das Rebhuhn noch zum Perlhuhn.

94. H *tarikariki* (B *terikerike*, grosse Art Waldtaube), blauer Vogel, etwas grösser als ein Perlhuhn.

Beiname: *zakára-n dána*
Hahn der Wildnis.

Nach B auch *malemi-n daji*, Lehrer der Wildnis, seines Lärms wegen.

95. H *tantíbara*³⁾, B *kantábar*⁴⁾, Haustaube.

B *kantábar kukúí maiwā-bē*.

Taube Huhn der Könige.

Denn sie darf ungestraft auf den Feldern naschen.

96. H *bárdo*, kleine wilde Taube.

Man nennt sie *mai-kíwo-n zábta*⁵⁾, die sauber weidende, im Gegensatz zu der gefräßigen *kūrčia*⁶⁾ einer anderen Wildtaube.

97. H *bámbami*, kleiner Vogel, der sein Nest aus Baumwolle baut. Zwischen ihm und dem eben genannten *bardo* dichtet der Volksmund folgende Neckerei:

1) K *kugui*, Barth *kokí*.

2) Zu *ba* vgl. 90. Der Anfang könnte hier auch lauten in *a-n deđé*.

3) cf. u. 159.

4) K *kátapar*, Barth *katábora*.

5) M *tsabta*, Sauberkeit.

6) Von ihr heisst es Sprichw. 44 *kūka-n kūrčia ba-i-ya hana dáwa ido*, das Geschrei der Wildtaube hindert die Durra nicht, Körner zu treiben.

Bámbamí, yé-é: bárdó, r̄ua-n yá-kafé?

Bardó ye-é: úm¹⁾, bámbamí bari ža-m fáda²⁾).

Der Bambami spricht: Wildtaube, ist der Regen versiegt?

Die Wildtaube spricht: Na na¹⁾, Bambami, fange keinen Streit an.

Denn das Nest des Bambami ist auch oben geschlossen, während das der Wildtaube dem Regen offen steht.

98. H *žámbaka* „Rotschnabel, kleiner Vogel, der das Feld in grossen Schwärmen verwüstet.

Daher mi-bánna, Zerstörer. Knaben fangen ihn in der Falle und spielen mit ihm, indem sie ihn am Schnabel fassen, den herabhängenden hin und her drehen und dazu singen:

zúnzua³⁾ öiki-n šeme⁴⁾,

žámbaká, ná öiki-n⁵⁾,

iná bá-n⁵⁾ žambaká?

Vogel-Sie im Röhrlicht,

Rotschnabel, wo ist innen,

wo ist aussen, Rotschnabel?

99. H *sudá*, dunkelbrauner Waldvogel von Taubengrösse, den Feldern gefährlich. Infolge seiner Geschwätzigkeit trägt er den Beinamen: mai-labári, der Neuigkeitskrämer. Auch sagt man zu ihm, wie zum Papagei, fađi ba a-tambayé-ka ba, sprich, wenn du nicht gefragt wirst.

Als Nachahmung seines Gesanges ist ihm Lied 35 in den Mund gelegt, und Nr. III meiner Tiermärchen schildert seine Beutefahrt, Gefangenschaft und Befreiung.

99a. H *da-n raguá*, Sohn der faulen Frau oder řágomazá „der Faule der Männer“ d. h. der Allerfaulste, also „Erzfaulpelz“, ein dem vorigen sehr ähnlicher Vogel, nur etwas grösser. Er gilt für das Ebenbild dessen, der sich von der Arbeit drückt, indem er Zahnschmerzen heuchelt, um, wenn das Essen beginnt, um so lebhafter einzuhauen. Denn während der Feldbestellung sitzt er auf dem Baum und klagt hm hm; sowie aber die Ernte naht, ruft er fröhlich ná-woriki, ná-woriki „ich bin geheilt“, und sein Weibchen verkündet yá-doso, yá-doso „er kommt, er kommt!“

100. H *akú*, Papagei. Man nennt ihn akú mi-yáu-magána wortreicher Papagei, auch unter Hinzufügung des eben erwähnten fađi ba a-tambayé-ka ba.

1) Vgl. o. 27⁶⁾.

2) Wörtl. lass das Herbeiziehen von Streit.

3) Fem. zu zunzu, Vogel.

4) Rohrdickicht, in dem diese Vögel sich ähnliche Nester bauen wie die bambani.

5) Grammatisch wichtig ist bei öiki-n und ba-n (verkürzt für bayan, eigentl. hinten) wie auch u. 97 in r̄ua-n, das determinative n, vgl. Tierm. II A. 7.

101. H *kúbaré*, B *káfar*, gelber Vogel, sehr geschwätzig, von Sperlingsgrösse, gelb und braun, mit rötlichem Kopf. Sein Pfeifen, unterwegs gehört, bedeutet Unglück. Auch von ihm heisst es H *mi-yawo-n magána* (cf. d. vor.). In B sagt man von einem Schwätzer

kām nemé-wa káfar-gei.
Mensch wortreich dem „ gleich.

102. H *čárki*, kleiner dunkler Vogel, der Pferden, Rindern, Eseln und dem Kleinvieh das Ungeziefer abliest.

Daher sprichwörtl. mutum mi-sa-ń¹⁾ hawa bísá kamá-n čárki. Einer, der immer oben aufsitzen will wie der č. Sein Schnabel dient zum Vergleich für die Guronuss, die in frischem Zustand purpurfarbig ist:

góro kama-r baki-n čárki.
Guro gleichwie der Mund des „

103. H *čilekówa*, schwarz-weisser Vogel, Brust und Hals rötlich, von hüpfendem Gang, zwischen Tauben- und Perlhuhngrösse. Nach Barth kleiner schwarz und weisser Vogel mit langem Schnabel und langem Schwanz. Seinem langen, krummen, inwendig gezackten Schnabel dankt er den Beinamen *mi-záwo-n baki*, der langschnäblige.

Auf ihn wird wegen seines beständigen Hin- und Herfliegens das Liedchen gesungen:

čilekókó²⁾ čilekówa,
el-mi-tafiye-l banza³⁾,
ta-kai⁴⁾ gusúm, ta-kái yamma,
ta-bar wúzia baya.
Tschilekoko Tschilekowa
zieht vergeblich hin und her,
kommt nach Süden, kommt nach Westen,
und den Schwanz lässt sie zurück.

(Denn mit dem langen Schwanz wird das Nest gepolstert.)

104. H *čokóikóíwa*, nach Achmed ein brauner, fast eine Elle hoher, sehr geschwätziger Vogel. Sein Name ahmt seine Stimme nach, die mit dem Schall des Schmiedens verglichen wird.

Daher in Lied 36 (aus Kano).

čakáikaiwa iri-n mákera,
da širi-n ktra ši-ke

= der č. ist von der Schmiedezunft und Schmieden sein Gewerbe.

Epitheton: *mi-yawa-n dumí*, der geräuschvolle.

Ebenso Sprichw. 82: *čokóikóíwa da tá-i yawa magána mi ta-sámu?*
der č., der viel Worte macht, was erreicht er?

1) mi-sa-ń durch Einfluss des ń aus mi-so-n.

2) čilekókó, einfach Laut nachahmend.

3) Wörtlich Tochter der vergeblich Reisenden.

4) kai heisst bringen, aber auch erreichen.

105. H *kosókosá*, Pelikan.

Sprichwörtl.: mi-záwo-n baki kama-n na-kosókosá.
mit Länge von Mund gleichwie der des Pelikans.

106. H *búrtu*, schwarzer Waldvogel von Gansgrösse mit rotem Hals. Er soll nur alle zwei Tage trinken, woher der Beinamen: mi-hakuri-ñ kíši-ruá, der geduldig durstende.

107. H *táze*, Insektenfressender Vogel von Putergrösse. (Nach M wäre es ein grosser aschgrauer Vogel, nach B eine grosse schwarze Rabenart). Beiwort: ða-m babá-ñ¹⁾) koi, Kind des grossen Ei.

108. H *germáka*, B *guborin*, Sumpfvogel, grösser als der Storch, mit einem Büschel auf dem Kopf, roten Beinen und braunen Flügeldecken, sonst weiss; als Freund von Erdnüssen auch Feldräuber. Nach B wäre es der Kranich, nach Barth, falls mit dessen gomráka identisch, Ardea Goliath, Rüppell. Sein Bornunamen guborín ahmt den Laut nach, den er ausstösst, wenn er sich auf einen Baum erhoben hat; sonst lautet sein Gesang auch bóbó. Man hört ihn gern und nennt einen Sänger lobend einen germáka mai-dáñi-n kúka, d. h. von lieblicher Stimme.

109. H *zárbi*, nach M schiefergrauer Reiher. Von ihm wird behauptet, er angele eine Schlange, indem er sie seinen Fuss überschlucken lässt, diesen dann spreizt und mit ihr emporfliegt. Aus der Höhe lässt er sie fallen und kehrt zurück, die betäubte oder zerschmetterte zu verspeisen.

Hieraus erklärt sich das Diktum:

zárbi ya-kan ce da múciži²⁾): kóda mí-ñi-ñ kẹkẹsáññia³⁾?)

er pflegt sagen zu Schlange: ob wohl essend vertrocknete?

= der Z. sagt zur Schlange: Vielleicht ein trockenes Bein gefällig?

110. H *zanwáka* (M *čanwáka*), grüner Vogel, etwas kleiner als der Rabe. Von ihm wird gesungen:

zanwáka ñi-n sárak⁴⁾,

kúlum kóre⁵⁾ gará-s⁶⁾

= der z. ist vom Königsstamm, immer im Festgewand.

111. H *hanwáka*, B *gágu*⁷⁾, Rabe.

Wie der Hornisse (49) und dem Mistkäfer (56) wird ihm in einer gleichgeformten Strophe (cf. dort) eine, übrigens ernsthaft geglaubte, eigene Methode zugeschrieben, sich Nachkommen zu verschaffen.

1) Gewährsmann behauptet, wegen des folgenden n hier nicht, wie sonst babba, sondern baba schreiben zu müssen — wohl wegen der mit dem ñ verknüpften stärkeren Betonung.

2) múciži, Variante von mačiži, vielleicht am besten męciži zu schreiben.

3) Hier wird kafa Fuss, Bein zu ergänzen sein.

4) sáraki pl. v. sáriki, König. Vgl. u. 159.

5) kóre, Festtobe.

6) gará-s für gará-sa, das neben garé-ñi vorkommt = zu, auf ihm.

7) K ñgágé, irrig für Elster.

H hañkàka sèiyedí ne,
 ši ne ya-kan yō¹⁾ sate-l kwō-ñ wōni,
 ya-zo ya-sā a gidá-n-sa.
 kamú-n wōta bókoí yā-sáuya,
 yā-zama dā.

Der Rabe ist ein Heil'ger.
 Er stiehlt eines anderen Ei,
 er kommt und bringt's nach Hause.
 In sieben Monden verwandelt es sich
 und wird sein Kind.

Die Furcht der Tiere vor dem Menschen wird dem Raben folgendermassen in den Mund gelegt (Tiern. I Anm. 75):

H hañkàka yé-če: nì ina zayé, a-ka yi ña-n Adam a-zayé ye-k'e k'am ba-ši kar-káta. Iñ ká-ga yā-yi kar-káta, muguntá zā-ya í; im bi (für ba-ya)-halbé-ka ba, yā-zéfé-ka = Der Rabe spricht: Ich stehe immer auf der Wacht, ob der Mensch, aufrecht geschaffen wie er ist, gerade steht und nicht krumm. Siehst du, dass er sich gebückt hat, so hat er eine Bosheit vor: schiesst er dich nicht, so wirft er nach dir.

B gágu zolí²⁾ der törichte Rabe. Denn man hält sein stetes Schreien für unmotiviert.

Weiteres über den Raben s. u.

112. H *mužiá*, B *abu-šimma* („Augenwesen“), Eule. Sinnbild des Bösen, Unheimlichen, weil sie mit andern Vögeln keine Gemeinschaft pflegt und ein Nachtleben führt. Daher heisst es von einem Unhold:

H mi-báki-n žini kamá-n na mužiá.
 von schwarzem Blut wie dem der Eule.
 B letu búne-bé dimin abu-šimma-bé gei.
 Gehn der Nacht tust du der Eule gleich.

113. H *šáfo*, Falke. Sein Beinamen *karambáta* (s. Tiern. II, wo er von der Schildkröte überlistet wird) steht vielleicht zu *karambáni*, Vorwitz, in Beziehung. Ausserdem nennt man ihn *na-Aisáta* „der der A.“, d. h. Bruder oder Gatte der A. (der Personennamen *Aisáta*, M *Aišętu*, wohl arab. *Aiša*, wird dem Falkenweibchen beigelegt, vgl. Einleitung).

Man ruft ihm zu:

šáfo, saka sūrá, na-Aisáta sářiki da wōnda-ñ gāši.
 Falke, lass los Fang, Mann der Aischa, König mit der Hose von Federn.

114. H *šįrua*, Habicht³⁾.

Lied 36: šįrua ři-m mayáki,
 da šįri-n yáki ši-ke.
 Der Habicht ist vom Kriegerstamm
 und Krieg ist sein Gewerbe.

1) yō für yi, weil es für sein Haus geschieht.

2) k tsóli, dumm, verrückt.

3) Nach M der Steigbügel von Messing, den früher nur Könige und Prinzen benutzen durften, seiner breiten Form wegen wútsiya-l shirwa, Habichtschwan genannt.

115. H *dánkoiwá*, etwas grösserer Raubvogel (Adler?). Sein *kirári* (Motto) stellt ihn jedenfalls dem vorigen nahe:

dánkoiwá, kē ba širua ba, kín-yi kamár širua.
du nicht Habicht, (aber) du tust wie der Habicht.

116. H *águlu*, B *kóko* (Barth *kógo*, K *kóge*), Geier.

H *águlu ba zúfa tē-i ba, kama cé ya wónnañ*
nicht Alter sie macht, Gleichheit ist wie dies

= der Geier stellt kein Greisenalter dar, aber er sieht so aus.

Zum Kahlköpfigen sagt man spottend:

B *kelá-num silkáta kela kóko-be gei, nángua bágo.*

Kopf dein kahl, dem Kopf des Geiers gleich; schamhaft nicht.

Der Geier wird auch B *kóko bírni-bé*, Stadtgeier genannt, d. h. der Geier, der den Fleischabfall der Stadt frisst.

Laut K S. 77f. (Übers. S. 204f.) herrscht in Bornu der Glaube, die *kóge*, die er hier ungenau durch eagle wiedergibt, hätten einen König, der einen besonderen Stein im Magen trüge. Sobald ein Aas gefunden würde, speie er diesen aus und frässe Augen, Zunge, Herz, Leber und Nieren des gefallenen Tieres. Erst wenn er dies getan, seinen Stein wieder verschluckt und sich auf einen Baum zurückgezogen habe, stürzten sich die übrigen Geier auf das Aas.

117. H. *mékia*, grösserer Geier.

Genannt: *mékia mi-gáni-n nēsa,*
blickend weit.

Man singt ihm zu: *mékia, námá-ñ-ki da wári¹⁾,*
Fleisch dein mit Geruch,

b-in-éi²⁾ ba sei góbe da sáfe,
nicht wird gegessen ausser morgen mit Frühe.

= Geier, dein Wildpret muss riechen¹⁾,
wird morgen früh erst gefressen.

118. H *zímēna*, B *gidégu³⁾*, Strauss. In Zaufara genannt *kaza-n sarki* (M), Huhn des Königs.

H *tóri⁴⁾ maḡasáu⁴⁾ tafi akurki zímēna,*
sie übertrifft Kückenkorb Strauss.

Singsang: Der Strauss ist zu gross für den Kückenkorb.

B sprichwörtlich: *kúnkuna raḡoma gidégu gei,*
Geld liebend dem Strauss gleich.

Dem es heisst, dass er Muscheln verschlinge, bekanntlich die dortigen Kurantmünzen.

1) M *wári*, Gestank. nach meinem Gewährsmann nur scharfer Geruch, während *doi* den wirklichen Gestank bedeute.

2) *b-in-éi* dürfte aus *ba in-éi* zusammengezogen sein „dass man nicht esse“.

3) In B Strauss bei Barth *kerḡoko*, K *kerḡéḡe*.

4) *tóri* und *maḡasáu* nicht bei M und R; *tóri* soll nach meinem Gewährsmann allgemein etwas Grosses, *maḡasáu* Füllung, Ausfüllsel bedeuten.

119. H *zémáge*, Fledermaus. Von ihr herrscht die seltsame Anschauung, sie habe nur eine Leibesöffnung, die jedem Bedürfnis diene, sowohl der Nahrungsaufnahme, als der Ausscheidung und der Fortpflanzung.

Sprichwort: *ká-či* na-bísa, *zémáge*

du hast gefressen das der Höhe „

(weil sie sich von Baumfrüchten nährt), d. h. auch auf den Menschen übertragen: Du gehst hoch hinaus.

Über die Verwendung ihres Herzens, um Liebesgunst zu gewinnen vgl. Sprichw. 17.

120. H *béra*, *kúsu*¹⁾, *réma*²⁾, *dambariá* M *gyabji* (Schilfmaus). B *gargúma*³⁾, Maus.

H *dámbariá*³⁾ *ya*¹⁾-*tába* *sóyé* *yá-gazá* *zamá*

hat geschmeckt Braten ist ermüdet Ruhen

wie B *gargúma* *gàngala* *úitambina* *nébtu* *tikéri*⁴⁾,

Erdnuss sie hat geschmeckt Ruhe hat sich gebunden

= Wenn die Maus Braten (bzw. Erdnüsse) gekostet hat, ist ihr Schlaf dahin.

H (M) *wuya mawučia inži*⁵⁾ *gyabji* = Schweres geht vorüber, heisst es bei der Schilfmaus.

121. H *kurége*, B *kinéri* (K *kenyéri*) Erdeichhörnchen, ein dem Eichhörnchen ähnliches Tier (nach R der Leib etwa 8, der Schwanz 10 Zoll lang), das in Erdhöhlen lebt und Nüsse und Körner frisst. Barth hält es für eine Manguste, Schön ebenso irrig für den Fuchs. M für das Eichhörnchen, K für eine Art Wiesel. Der Verwirrung ein Ende gemacht zu haben, ist das Verdienst G. A. Krauses, der ein Fell des Tieres an das Kgl. naturhistor. Museum in Berlin sandte, wo es als Erdeichhörnchen bestimmt ward.

Es spielt in der Tierfabel des mittleren Sudan die Rolle unseres Fuchses, und zwar, wie aus K S. 58 hervorgeht, weil es wie dieser in seinem unterirdischen Bau Notausgänge besitzt, durch die es dem nachgrabenden Jäger zu entschlüpfen weiss. K 56ff. wird näher ausgeführt, wie es den Sack voll Schlaueit, den Gott den armen Tieren zum Schutz gegen Nachstellungen gesandt hat, grösstenteils für sich behielt und unter den übrigen nur dem Hasen etwas Bemerkenswertes abgab. Es überlistet die Hyäne wie Reinecke den Isegrimm (vgl. Schöns Märchen 2, 13, 39, K S. 45f.), auch einen Gelehrten (Schön 3) und den Elefanten (K S. 38ff.),

1) Barth, H *kúsu*, Feldspringmaus, B *gerguma*, Ratte. Sprichwort zu *kúso* s. u. *giwa*.

2) H *rême* nach Barth, der noch *miyáso*, Baummaus, anführt, Felsmaus, nach M eine Art Meerschweinchen, nach R sehr grosse, schwanzlose Ratte, in Felsen lebend.

3) *dambaria* „Kind des Rauchfangs“, vgl. Tiern. II Anm. 17.

4) *tikéri* lautet bei K *tergéri*.

5) Zu *inži* vgl. Tiern. I Anm. 23, wo indess „es sei gehört“ zu übersetzen ist. Vgl. ferner o. 117 *inči*.

ja in einem Beitrag von G. A. Krause zu Schöns Märchen (Schön S. 275f.) den Elefanten und das Kameel zugleich. Daher sein Beinamen: B (K S. 58) mei bürgobē = König der Schlaueit. Und von einem schlaun Menschen sagt man:

B (K S. 41) kām āte, bürgōntse bürgō kenyēribē gadi = die Schlaueit dieses Menschen ist wie die des Erdeichhörchens. Sein Fell dient dem Zauber, einen Mann impotent zu machen.

H ba ka-kas kuṛēge, ba ka-ži tuže¹⁾ wúzia,
nicht du tötest „ nicht du fühlst enthaaren Schwanz.
= erlegst du das Erdeichhörchen nicht, kannst du auch seinen Schwanz nicht enthaaren.

B gafareī²⁾ kinēri-bē gei = wie ein Erdeichhörchenschwanz.

122. H zómo, B tērguna³⁾, Hase.

Wie eben erwähnt, gab ihm (laut K S. 58) das Erdeichhörchen etwas aus dem Schlaueitssack, nämlich den Rat, mit offenen Augen zu schlafen, mit geschlossenen zu wachen.

Auch berichtet eine reizende Geschichte, die G. A. Krause zu Schöns Sammlung beigesteuert hat (Schön S. 272ff.), wie der zómo durch List den Löwen umbringt.

H (Sprichw. 41) dāḍi m magána ita ta-kai zómo kásua = ein freundliches Wort bringt einen Hasen auf den Markt.

(Sprichw. 75) zómo in yā-šīḍa⁴⁾ ba-ši ži-ñ ganga-m faráuta = wenn der Hase sich niederlässt⁴⁾, hört er die Jagdtrommel nicht.

B kam kiriwa geni dan-žu-ga citāmbin bāgo,
Mensch mit Hund ist nicht Fleisch sein er schmeckt nicht,
= wer keinen Hund hat, schmeckt keinen Hasenbraten.

123. H dagē⁵⁾ Honigdachs. Er gilt für den Typus von Neid und Bissigkeit. Wenn er nachts auf die Weide geht, lässt er kúsa (s. Einl.), sein Weibchen, einige Schritt hinter sich hertrotten. Hat sie etwas Gras gefunden und zischt, so wendet er sich um und frisst es ihr vor der Nase weg. Menschen packt er hinterrücks bei der Fersensehne. Man stellt ihm nach wegen seines Felles, das, auf den Sattel gelegt, den Reiter hieb- und stichfest macht, wie früher seinen Träger, der nur durch einen Schlag auf die Nase zu erlegen ist.

Sprichwörtlich: da kiši kama-d⁶⁾ dagē,
eifersüchtig wie ein Honigfuchs.

1) tuže = fiḍa gaši, das Haar abziehen, bei M ungenau = gerben.

2) K ḡgafareī, Barth ḡgaberē, Schwanz.

3) Barth tērgona, K tērgūna.

4) Hier war a. a. O. die Übersetzung unrichtig.

5) M dagē. Buschtier von Katzengröße, R dege, grasfressendes Tier, das nur nachts ausgeht, Barth dege, Dachs. Von mir im zoologischen Garten Kairos als Honigdachs festgestellt. Übrigens war das hiesige Exemplar sehr zahm und für Liebkosung empfänglich.

6) kama-d assimiliert aus kama-l.

127. H *gadú*, B *gursulu*¹⁾, Eber.

Hier ist das Epitheton H *múgu-n dáua*, der Böse der Wildnis, auch zu direkter Bezeichnung geworden.

Sprichwörtlich sein Hauzahn: H *haḳoři kama-n ná-gadū* B *timi gursulú-bé géi*, ein Zahn gleich dem des Ebers.

128. H *dōrina*, B *gerútu* oder *gorentú* (Barth *ngurutú*, K *ngurutu* Flusspferd.

H *dōrina mi-kabri-n*²⁾ *fáta*, das Flusspferd mit dem dicken Fell.

B *gerútu*, *búrego-núm buné* = Flusspferd, deine Schlaueit (zeigt sich) nachts.

B *da-n-žú zógo*³⁾ *mēgu-gei či-dína*

Fleisch sein 10 gleich es tat

= Sein Fleisch macht 10 Körbe voll aus. Wenn man es mit Natron kocht, schwillt es zu zehnfacher Ausdehnung.

129. H *giwa*, B *kumágun*, Elefant.

An ihm scheint dem Sudan nur die Masse bemerkenswert, keineswegs die Klugheit. Er wird überlistet von Erdschhörnchen (s. ob. 121), vom Hahn (K S. 48 ff.), ja vom Huhn (s. ob. 92), vor dessen Schrei er seitdem davonläuft.

H *ka-na girma kama-r giwa*,

du bist (so) gross gleichwie ein Elefant.

Sprichw. 84: *ko giwa tá-rámé tá-fi ḳarefi-n tokúnya dēa*, *ko giwa tá-rámé tá-fi šiga rámi* = selbst für einen mageren Elefanten ist ein Topf zu klein, selbst ein magerer Elefant ist zu gross, um in eine Höhle zu gehen.

Als grösstes einem kleinsten Tier gegenübergestellt in dem Sprichw. (M): *giwa gari-m wōni kāsú* (s. ob. 120) = ein Elefant ist an einem andern Ort nur eine Maus.

B *sumo kumágum-bé gei* = gleich dem Ohr des Elefanten.

Scherzhafte Bornuredensart (K):

wuma mei tšigā kamágunbé = ich bin der König Elefantensack, d. h. ich bin so stark, dass ich einen Elefanten im Sack tragen kann.

130. H *ziki*, B *kulgú/i*⁴⁾, Löwe. Nach St. 693 Sinnbild der Herrschaft.

Laut meinem Tiern. I vom Löwen und Schakal und der parallelen Bornuerzählung vom Löwen und wilden Hund bei K S. 55 f. gilt er auch dem mittleren Sudan als König der vierfüssigen Tiere, der nur den

1) Barth hat für H *gürsunú* neben *gadū* und ist über ihren Unterschied unsicher. Eins von beiden sei *Phacochverus Aeliani*. R führt *gurusunu*, *gursuna* auch für zahmes Schwein im H an.

2) M *kabri*, Dicke.

3) K *tsógō*, Korb.

4) K *kúrguli* oder *kúruguli*, Barth *kúrguri*. Daneben *miná*, K *mína*. Barth *mína* in den westlichen Provinzen.

Menschen über sich zu fürchten hat¹⁾. Daher wird er H *mánya-n zézi* oder *mánya-n dáua* = Fürst der Wildnis genannt.

Andre H-Beinamen sind: *wondáwa* und *wondára* (vgl. *Wandara* als Beiname eines tapferen Sokotowesirs in Lied 43), z. B.:

wondára yā-sa máza gúdu,
er macht die Männer laufen.

Ferner *gadaŋga*²⁾ M „Mächtiger“ (wörtlich „sieh Zaum“), z. B. *gadaŋga, ka-či da kárefi* = du frisst mit Gewalt.

In B heisst es von ihm, ähnlich wie im H vom Leoparden (s. u.):
*induyaé gulandō niro feležia či-telgin*³⁾ *bāgo,*
wer auch immer Finger die wenn er zeigt er zieht zurück nicht,
d. h. wer mit dem Finger auf dich zeigt, zieht ihn nicht zurück, weil er ihm abgerissen wird.

131. H *damisa*, B *gam*⁴⁾, Leopard.

H (Tierm. I) *ki-sābo* = unbezähmbar. Ebendort (s. Anm. 52—54) wird er angedet:

Da *kē da mai-nāua sei dáuka* = wen du nicht packst, der muss hurtig sein.

Wonda ye-i nūna-ki da yāza, ba-i-ya kai labāri = wer mit dem Finger auf dich weist, bringt keine Nachricht heim (vgl. 130 B).

Kōa ya-gamú da kē bābu ya-na ařima-m bodirwā = wer mit dir zusammentrifft, führt nie eine Maid heim.

Ebenso: B *induyaé-rō tadúwa*⁵⁾, *féro gōžin bago,*
wem auch immer belegend, Maid er nimmt nicht.

132. H *k'ānwa*, B *gambatú*⁶⁾, Katze.

Der Ausdruck ihrer Augen wird mit dem bösen Blick verglichen. Daher sagt man zu einem damit Behafteten:

H *idanú-ñ-ka ya na k'ānwa,*
Augen dein wie die der Katze.

B *šim-núm gambatú-bé gei,*
Auge dein der Katze gleich.

Von ihrer Unheimlichkeit zeugt auch das Sprichwort:

B *induyaé kanašim*⁷⁾ *či-dina gambatú-ya či-tána, korō kanašim*
wer auch immer Traum er machte Katze er hielt, wieder Traum

1) Freilich fällt er in einem H-Märchen das List der Hasen zum Opfer (s. ob. 122), und in dem B-Märchen vom Hahn und Elefanten (K S. 48ff.) unterliegt das von ihm und dem Elefanten geführte vierfüssige Heer schmählich gegen die Schar der Vögel und Insekten unter dem Hahn und dem Strauss.

2) *gadaŋgama* (mit der B-Endung *ma*) steht in der letzten Zeile von Lied 34 als Epitheton ornans einer Bornusängerin.

3) Das vorausgesetzte Verb ist *telgiskin*, nicht bei K.

4) Dafür bei Barth *džazérma*, *ngam karagābē* bei K *džādzirma, zázirma, ngampātu karagābe*.

5) Vgl. K *tādeskin*, ich begegne.

6) K *ngampātu*, Barth *ngam tsilim* „schwarze Katze“.

7) Barth *kanašin*, K *kanāšin, kennāšin, nášin*, Traum.

ši-ga kol-zína yē¹⁾ či-dí
 sie er liess los auch er machte

= wer träumt, er griffe eine Katze, der träumt auch, er liesse sie los
 (vgl. zur Form Sprichw. 57).

133. H *karē*, B *kéri*, Hund.

Er wird im Sudan ungemein gering eingeschätzt und gilt trotz der Hilfe, die er bei der Jagd leistet, für töricht, falsch, träge und völlig nutzlos.

Folgendes Liedchen verhöhnt ihn, weil er nicht einmal als Braten²⁾ zu gebrauchen sei:

H karē na-arnāko³⁾ mi-kōri-ñ-ka,
 Hund mit dem Köcher des Kopfs,
 ka-na čiki-ñ gidá,
 du bist drinnen im Hause,
 a-na nēma ḍa-n akúya-n suná;
 man sucht das Kind der Ziege des Namens (festes);
 lalatátče káhu⁴⁾ matátče!

unnützig du übertriffst gestorben!
 = Hund mit dem Köcher im Kopf voller Zähn',
 da hat man dich im Hause stehn
 und muss nach dem Festzicklein suchen gehn,
 bist verdorben mehr als gestorben!

Sprichw. 81: mī ya-kai karé biki-ñ kúpa?
 was es bringt den Hund zum Fest der Hyäne?
 karambáni.
 Der Fürwitz.

B *kéri* ščliwa kuma-n-ží-ga ži-gilí,
 Hund mit Augenzahn Herrn seinen er beisst.
 B létú kaké-nem giní, súno gérini,
 Gehn Sache dein ist nicht, Sandale bindest du.

134. H *dilá*, B *illāma* (K *dóla*) Schakal.

Nach Tierm. I ist er (wie in der parallelen B-Erzählung bei K S. 55f. der wilde Hund) Freund und Berater des Wüstenkönigs (s. o. 130) und wird *mālemi-n dáua*, Lehrer der Wildnis genannt.

Ähnlich B *mālam da káragabē* (K) = Lehrer der wilden Tiere.

Denn der Sage nach war er ehemals wirklich ein Malleum und wurde zur Strafe dafür, dass er kraft seines Gebetes den Feldzug des Moses

1) Zu *yē* vgl. K Gramm. § 286.

2) Lied 11 heisst es *nāma-n karē sai Bobáwa*, nur nackte Heiden essen Hundefleisch. Doch soll der Hund auch dem armen Moslim zuweilen als Bairambraten dienen, vgl. Sprichw. 30 *karé da gudu lēhia*, der Hund läuft vor dem Fest.

3) Für den Beinamen *na-arnāko* konnte ich keine Erklärung erhalten; er ist mir ebenso rätselhaft wie *karnúka*, der Pl. n. *karē*.

4) *hu* durch Vorausschneide der Artikulationsstellung des folgendem *m* aus fi entstanden.

gegen eine durch Sodomiterei berüchtigte Stadt vereitelte, in seine jetzige Gestalt verwandelt (s. Tiern. I Anm. 8). Seine Stellung in der Tierfabel streift ein wenig an die sonst hier vom Erdeichhörnchen (s. o. 121) übernommene des deutschen Reinecke Fuchs, weshalb Schön auch dila in den beiden Erzählungen VI 7 u. 8 (S. 240ff.) durch Fuchs wiedergibt. Indessen geht aus der Geschichte von Schakal und Hyäne bei K S. 41ff. hervor, dass das Übergewicht des ersteren nicht sowohl in seiner Schlaueit, als in seinen priesterlichen Zauberkünsten besteht. In erster Linie gilt er für wild und scheu.

Sprichw. 22 wirft er dem Hunde sein Bündnis mit dem Menschen vor: Dila yé-če: kaṛe ba-ya či-n kaṛe sai da mügu máṛebi = Der Schakal spricht: Kein Hund würde den andern fressen, wenn nicht ein Böser sie entzweite.

Weitere H-Beinamen (Tiern. I Anm. 6 u. 7: Gandéu (aus gan da yao, sieh viel), Guck dich um, Masó-či, Gierfrass. Maša-ruá-da-na-góbē, Auchförmorgensäufer. Denn er säuft für zwei Tage, weil er zu scheu ist, um je dahin zurückzukehren, wo er gestern war.

135. H *yanyíwa*¹⁾, Fenek.

Sprichwörtl.: mi-haṛori yenciényáwa²⁾, mit einem Gebiss wie der Fenek.

136. H *kuṛá*, B *bóltu*, Hyäne. Nach St. 694 Sinnbild der Gier.

Wie H *kuṛége* (s. o. 121) in der Fabel unserem Fuchs entspricht, so H *kuṛá* unserem Wolf. Vgl. Schön's Märchen 2, 3, 13, 21 (unsere Geschichte vom Wolf und Zicklein, nur abgeschwächt), 39, 40; für das B K III 4 u. 5 (S. 41ff.). Sie spielt neben der Rolle des beständig Betrogenen auch die des Gierigen, Unheimlichen, ja des Zaubers. Laut M trägt sie den Spottnamen *bisa mai-či-n bisašē*, Tier, Fresser von Tieren.

Tiern. I (vgl. Anm. 34—37) sind folgende H-Beinamen für sie genannt: El-Fatuma, ta-ḍa-n Fátuma, Tochter der Fatuma. Duruṅgu, Buntfell (dessen Flecken oder Streifen laut Schön Nr. 13 der Bosheit des *kuṛége* (121) ihren Ursprung verdanken).

Ta-ḍaṅ wáši, Tochter des Wetzens, kleine Wetzlerin (der Zähne).

„ „ wúrí, kleine Späherin.

Ba-wasōso, Raffgierige.

Daguyáu oder daṅguyan, Frissdrauflos (M *dagúya* fressen).

Kaṛkáta fiḍa, Schindeschief (weil sie in ihrer Hast das Fell ihres Opfers schief herunterreißt).

Mabi-dúfu, Gefolge der Finsternis³⁾.

Bezüglich des Zaubers, durch den sie den Jäger betört, vgl. a. a. O. Anm. 38—43; die verschiedenen Schreckrufe auf der Hyänenjagd s. ebendort Anm. 44.

Bei Pflanzenbenennungen dient *kuṛa* dazu, der zahmen Art die wilde gegenüberzustellen: M *gauta-n-kúra*, eig. Hyäentomate.

1) Nicht bei Barth u. M R vermutet Fuchs.

2) Zusammenggezogen aus *ya ná yanyáwa* = wie das des Fenek.

3) Vgl. das Sprichw. bei M *gato-n kúra ya-sába da rábá*, der After der Hyäne ist an den Tau gewöhnt.

137. H *túnkia* (M Barth *túmkia*), Schaf.

Sprichwörtl.: *mi-láfia kama-r túnkia*.
sanft gleichwie das Schaf.

138. H *bunsúru*, B *dál*, Ziegenbock¹⁾. Vgl. weiteres über ihn unter 157, wo er *da-n akúya* Sohn der Ziege genannt wird.

H *bunsúru mai-wári na-búba*²⁾.
riechend.

Bei M das merkwürdige Sprichwort: *bunsúru ya tafi ši yi bárbarā, yakómō da čiki*, der Ziegenbock ging zur Begattung und kehrte trüchtig zurück.

In B spricht man zu ihm:

*kam ní-ga čibia*³⁾, *zátoma-nem-rō čibó*⁴⁾.

Mensch dich wenn er kaufte, Strick deinetwegen er kaufte,
d. h. wenn jemand dich gekauft hat, hat er auch deinen Strick gekauft.

139. H *bárēwa*, B *giri*, Gazelle⁴⁾.

Sprichwörtlich wegen ihres leuchtenden Auges:

H *idanu ya na wolkiá*⁵⁾ *fari fát*⁶⁾ *kama-n na bárēwa*
Augen wie die des Blitzes meist sehr gleichwie die der Gazelle
= B *šim yiliyili-žin*⁵⁾ *buł fok*⁶⁾ *giri-be gei*.
das Auge blitzt strahlend hell wie das der Gazelle.

140. H *gadā*, eine dunkle Antilopenart⁷⁾, Muster der Behendigkeit.
Daher:

mi-zállē kama-l gadā
springend gleich der „

Ferner: *k'čta řukūki. gadā* = durchbruch das Dickicht, Antilope.

141. H *déri*⁸⁾, Tetel, *Strepsikeros kudu*, ein schwer zu erlegendes Wild, vgl. Lied 32 Anm. 1). Daher der Beinamen:

ma-ša dáfu-n řagó,
trinkend das Gift des Faulen,

d. h. das Pfeilgift des Schwächlings kann ihm nichts anhaben.

1) Barth H *bunsuru*, B *dál*.

2) *na* determinativ, das Subjektiv wieder aufnehmend; *búba* (nicht bei M R Barth), das Meckern, als Brunst gedeutet, die ihm auch nachts keine Ruhe lässt.

3) Die betr. Formen lauten bei K *čifia*, *čifū* von *yífuskin*, kaufen.

4) Barth H *berēwa*. B *ingeri* (K *ngéri*). Nach St. richtiger kleine Antilopenart.

5) M *walkiya*. Blitz. B *yiliyiližin* weder bei Barth noch bei K.

6) *fat*, *fok*, spezifische Adverbien vgl. ob. 25 Anm.

7) Barth *gadā*, *gádu*, eine grosse Varietät von Antilope. R *gada*, kleine rote Antilope, M *gedā*, kleine Antilopenart, mit dem Sprichwort *da kurú gadā ta-tsira*, durch Wagen rettete sich die Antilope.

8) Barth *delli*, M *dari*. Ein anderes wegen seiner Wildheit sprichwörtliches Hornvieh ist der *gónki*, wohl Wasserbock, vgl. Lied 47 Anm. 3, wo der Druckfehler *goriki* zu verbessern ist.

142. H *ṛakúmi-n dáua*¹⁾, Kameel der Wildnis. B *kiregu*, Giraffe.
 Zum Vergleich dient in B die Länge ihrer Zunge und ihres Halses:
télam kiregu-be gei, eine Zunge wie die der Giraffe.
dágu " " " ein Hals wie der der Giraffe.

143. H *ṛakúmi*, Kameel. Vgl. St. 684ff (Dromedar aus Bornu oder Asbin).

Ihm wird in folgendem Liedchen seines Treibers Heimweh nach Abzin zugeschrieben (auch Azbin, Oasendistrikt etwa unter dem 11. Breiten- und 9. Längengrade, hier allgemeine Bezeichnung für das Gebiet der Tuareg):

*ṛakúmi, ṛakúmi, zolólo*²⁾,
žuya gabá-ńka zúa Abzin.
 Wende um Brust dein Kommen Abzin.
 Abzin *tā-taŋi, tā-bár-ka.*
 Abzin, sie ist gegangen, sie verliess dich.
Káwo kúrđi iń-kai-ka,
 Hole Geld, dass ich führe dich
*žilim*³⁾ *žilim da*⁴⁾ *wuya.*
 Kameel, Kameel, du grosses²⁾,
 wende die Brust nur nach Tuaregland;
 es ist fern, hat dich in die Fremde entsandt.
 Schaff mir Geld, so führ' ich dich hin
 mit nickendem, nickendem⁵⁾ Halse.

Sein Höcker gab Anlass zu Sprichw. 16, dessen Schreibung und Übersetzung ich bei dieser Gelegenheit verbessere: *ṛakúmi za-i mütu da guri končie-l řigińgine* = das Kameel möchte sterben vor Verlangen, auf dem Rücken zu liegen.

144. B *fi*, Kuh.

Man sagt: *fě kargum*⁴⁾ *mėgúa* = die Kuh, die zehn Mittel hat, d. h. zehnerlei nutzbare Dinge liefert. Es sind dies: Milch, Fleisch, Fett, Fell, Knochen (woraus z. B. der Schwertgriff hergestellt wird), Horn, Huf, Schwanz (als Fliegenwedel), Kot, Urin⁵⁾.

1) Barth H *ṛakúmi n dáua* B *kúńđzer*. Er bemerkt dazu, dass auch in Bornu zuweilen der dem H entsprechende Ausdruck *kargimō karagabē* gebraucht wird, und schliesst aus dieser Benennung, dass die betr. Völker, weil früher mit dem Kameel als mit der Giraffe bekannt, nicht ursprünglich Bewohner des tropischen Afrikas waren.

2) *zolólo* soll Grösse ausdrücken und ist wohl identisch mit M *tsóloluwa*, Spitze: Gipfel.

3) *žilim* bezeichnet lautsymbolisch das Auf und Nieder mit dem Halse (da *wuya*) beim Gehen.

4) Barth *kurgún*, K *kárgun. kúrgun*, Mittel, Zauber.

5) Der Kuhharn wird zur Herstellung eines Mittels benutzt, um Milch bzw. Butter mit einem pikanten Arom zu versehen. Man lässt sieben Tage lang die Wurzeln von *žangorá*, *maragówa*, *kandili* (Talha) und *bagárúa* (s. o. 25; leider konnte ich die ersten beiden nicht identifizieren) in ihm auslaugen. Die Mischung, H *kii-giri* genannt, duftet lieblich und wird in die Milch gegossen, die man buttern will

145. B *kinnágirzá'*), *dáló*, *ferdí* ausgewachsenes Bullenkalb.

Die Ausdrücke werden auch direkt für den Kronprinzen oder den jungen Fürsten gebraucht.

In gleichem Sinne und der Form *daaló* ist *däló* ins H übergegangen, vgl. Lied 36, wo es indes unrichtig gedeutet ist.

146. H *fúrtumi*, Stier. Man sagt zu ihm:

fúrtumí, ɾaka máta-n šánu
Stier führe die Kuhweiber²⁾

147. H *tarkaɾkaɾí* (Dual . . *ɾei*, Pl . . *ɾū*), Lastochse (mit einem Strick durch die Nase). Epitheton *maɾauki-n kaya*, lasttragend.

Zum Zeitwort ist sein Name geworden in dem Sprichwort:

abú-n wóni ba ná-ka ba, ka-takaɾkaɾé ka-samú abi-ñ kañ-ka
= was anderen gehört ist nicht dein; trage wie ein Stier, und du kommst zu Eigentum.

148. H *bauná*, Büffel. Von ihm heisst es:

bauná ba hawa-ñ kaia
gieb Steigen Dorn

d. h. der die Menschen auf den Dornbusch treibt.

So auch übertragen auf Tančmu in Lied 40:

bauná ba hawá bisá
Büffel, der emporklettern macht³⁾.

Ähnlich wird auf Recken angewandt noch H *tóro*, Männchen grosser Säugetiere, s. Lied 46, ferner *goñki* (s. o. 141), *kutúunku* (s. o. 12), M *bajini*, Bulle in *mutúm bajini*, Bullenmensch, endlich *gauzi* (s. u. 156).

In B die gleiche bildliche Verwendung vom Bullenkalb s. o. 145.

149. H *žakí'*), B *kiro*, Esel.

Dass der bei uns übliche metaphorische Gebrauch des Worts auch hier so wenig fehlt wie bei den Arabern, zeigt Sprichw. 74 *yáro babu tambáia žakí ne*, ein Knabe, der nicht fragt, ist ein Esel.

Ebenso anheimelnd klingt Sprichwort 27: *na-bar žakí a góna, na-dúka táiki a-wófi*, ich lasse den Esel im Feld und schlage vergeblich den Sack.

(Geringschätzung atmet auch folgendes:

H *žakí yé-će: babbá im bi-yi'*) *kúmie-l*
Esel er spricht: Grosser wenn nicht macht die Scham

1) Vgl. K *kéna*, *kénna*, weibliches Kalb von Kühen oder Kamelen bis zum zweiten oder dritten Jahre.

2) Danach scheint mir die Wiedergabe von *furtumi* durch *verschnittener Stier* bei M und Barth kaum zutreffend. Laut St. 678 wird keine Verschneidung ausgeübt.

3) Die betr. Zeilen sind dort nicht sinngemäss wiedergegeben und müssen lauten:

Büffel, vor dem man auf Bäume steigt,
immer zum Kampf mit der Flinte geneigt!

4) *Bingi*, von Barth als Bezeichnung eines grossen und starken Eselhengstes angeführt, findet sich als Personennamen in Tiern. II.

5) *bi-yi* aus *bá-ye-yi*, *bá í-yi*.

hawa-na, ba na-yi ba kúmię-l káše-ši
 des Besteigens mein, nicht ich mache die Scham des Abwerfens ihn
 = der Esel spricht: Wenn der Herr sich nicht schämt, mich zu besteigen,
 schäme ich mich auch nicht, ihn abzuwerfen.

B kórommiyaé¹⁾ bei, kórommiyaé bei, kóro gini ba? = Wo du nur
 immer einen Esel siehst, besteige ihn; ist es nicht ein Esel? (Wäre es
 ein Pferd, so müsste man zuvor seinen Herrrn fragen).

Übrigens ist die Eselin nach Barth in Bornu das Sinnbild zärtlichster
 Mutterliebe: agó dúnya-nyin kóro-n kir-nyin-no tata tserágena go bago,
 in der Welt gibt es nichts, das sein Kind so liebt, wie die Eselin oder
 die Sklavin.

150. H áura, starker rötlicher Esel, sehr geschätzt.
 Wortspiel wónda bá-ši da áura, bá ya-áura budúrua ba.
 wer nicht er mit Rotesel, nicht er freit Jungfrau
 = wer keinen roten Esel hat, freit keine Braut.

151. H šagara (dem B entlehnt)²⁾, rötliches Pferd.
 Sein kiráři (s. Einleitung) lautet:
 šagara ulimao kura zan dóki kómi nisa-n wuři ka-kai uban-
 „ Imam ³⁾ rot Pferd was auch immer Ferne des Orts du bringst
 gizi-n-ka gidá
 Herrn deinen (nach) Haus
 = Schagara, trefflicher Vorkämpfer, Rotross, auch aus weitester Ferne
 trägst du deinen Herrn nach Haus.

152. H kúra, Pony (M kuru, zwerg-, ponyartig).
 Wortspiel: tuřa kuru-n dóki řukuki⁴⁾, ka-ga ido-n kuru řukuruku⁵⁾
 stosse Pony = Pferd du siehst das Auge des Pony
 = treibst du das Pony ins Getümmel, siehst du sein Auge (vor Schauder)
 glotzen.

153. H kili⁵⁾, B kili, Schimmel.
 Wortspiel, um das Hervorleuchten des Schimmels in der Schlacht zu
 malen:

1) kórommiyaé zusammengezogen aus kóro rommiyaé,
 „Esel du siehst wie auch immer.“

2) Edlere Rassen werden von Bornu eingeführt, so z. B. auch iúgerma dóki-n
 sářaki „starkes Ross der Könige“, wo iúgerma ebenfalls dem B entnommen ist
 (iúgerma, gross⁶⁾, vgl. Barth, S. 188 A. 10.

3) kura laut meinem Gewährsmann = vortrefflich, doch nur auf Pferde an-
 gewandt (vgl. hierzu u. kuru, Pony). Wenn, vom Manne gesagt, laute das Wort kura-
 go = mikwari, stark, mit dem es wohl zusammenhängt (vgl. kwaréi sehr, tüchtig).

4) řukuki, sonst Dickicht (s. o. 140), hier Schlachtgetümmel.

5) řukuruku, seltsames Wort, wohl mit řuka in Lied 44 u. 46 zusammen-
 hängend, hier etwa = hervortreten.

H kili kililitá¹⁾ kōrá sa kōrá ta-yi nisa. Wa a-ka kōrá?
 treiben, mache treiben es macht fern. Wen man trieb?¹⁾
 mi-kili! Wa ye-i kōrá? mi-kili!
 Wer er machte Treiben?¹⁾

= Schimmel, du schimmerst, ob jagend, ob gejagt, in die Ferne. Wen jagt man? Den Schimmelmann! Wer führt die Jagd? Der Schimmelmann!

Daher: B kīfi kuma-n-ží-ga źú-bui

Schimmel Herrn sein er isst

= der Schimmel bringt seinen Herrn ins Verderben.

154. H *bíri*, B *dágil*, Affe.

Schön berichtet (S. 132) die H-Legende, die Affen wären ursprünglich Menschen gewesen, hätten aber, als sie, von ihren Weibern verführt, dem Befehl Gottes zuwider auch am Feiertage Fische gefangen hätten, Schwänze bekommen und wären in den Wald verbannt worden. Wegen ihrer Menschenähnlichkeit werden sie nicht gegessen:

H kilisi-m bíri sai Anná (in Sokoto Asna, in Kano Arna) = getrocknete Streifen von Affenfleisch (essen) nur Heiden. (Besonders sollen es die Magasaua sein, Heiden zwischen Bornu, Bedde und Katagum).

Als Feldräuber wird der Affe gekennzeichnet in folgenden Sprüchen:

H bíri lalāta gōna masu-gidá,

„ „ „ ragó

„ alami-yańkáu²⁾

= Affe, Verderben des Feldes der Häuslichen,

„ „ „ „ des Faulen,

„ Meister der Ernte.

Ähnlich H alami-yańkáu, ká-báta gōne-l masu-gidá, Meister der Ernte, du hast das Feld der Häuslichen zerstört.

Ferner H sá mutún ǵaia zancé
 setze Mensch einzeln Rede

= du bringst den Menschen zu (zornigem) Selbstgespräch.

Ebenso B ǵkam tiló-ro zancé-ro čakí.

den Menschen (zu) einzelнем Gespräch er setzt.

B dagil, bannámi kúlo fíto raguma-bé

Affe, du hast zerstört Feld des Haus-Liebenden.

H Sprichw. 28 kōwa ye-za bíri gōna-n-sa, ya-ga abi-n da za-a i

= wer einen Affen aufs Feld schleppt, gebe acht, was geschieht.

Ferner knüpfen sich an ihn im H:

Sprichw. 79 wónde ye-i ǵaua da bíri, sandá-n-sa ba-i ya-máńkalé ba
 = wer den Affen zum Freunde hat, dem bleibt sein Stock nicht am Baume hängen.

Sprichw. 33 ǵa-m bíri ka-či kanya, obá-ńka na ka-ń ǵési = Affenkind
 du hast gut Früchte essen, wenn dein Vater auf dem Ast sitzt.

1) kili ist ebenfalls dem B entlehnt und davon das Subst. mi-kili, Schimmelreiter, sowie das Zeitwort kililita hervorschimmern gebildet.

2) alami (aus dem Arab.) = goni, Zuchtmeister, yańkau (wohl für yańkawa [das Geschäft des Schneidens).

Sprichw. 38 *zúgúno ba i-káre ba, a-n sáida karé, a-n sai bíri* = das Krummsitzen bleibt dasselbe, wenn man seinen Hund verkauft und sich einen Affen anschafft.

155. H. *zúla*, nach M und B Affenart mit rötlichem Haar.

Genannt *zúla* mi-zawo-n wúzia.

„ mit langem Schwanz.

156. H. *yíbki* (nach Achmed, pl. *yíbkoki*), auch *gáuži-m bíri*¹⁾, der Grossaffe. Von ihm wird erzählt und geglaubt, dass er Männer überfalle und töte, Frauen aber mitschleppe, nachdem er ihnen die Arme mit Schlingpflanzen oder Bast gebunden, in seinem Schlupfwinkel gefangen halte und notzüchtige, jedoch niemals umbringe. Hyänen zerschlage er mit Steinen die Knochen, fresse aber kein Fleisch, nur Früchte und Korn. Das Männchen hat mehrere Weibchen, die ihm auf Wanderungen mit den Jungen voranziehen. Die Magasana (s. o. 154) jagen ihn mit Pfeilen und essen ihn; den erlegten zu tragen sind manchmal vier Mann erforderlich.

Allgem.: *gáuži-m bíri* mi-bánna.

der Grossaffe der Zerstörer.

Als Anhang seien den vorstehenden *kirari* noch folgende grössere, mir von Músa mitgeteilte Stücke angereiht, in denen einzelne Tiere miteinander verglichen werden.

157. Gespräch des Fisches mit dem Ziegenbock (H).

Wónna-n zaná-n kifi da da-n akúya.

Dies das Gespräch des Fisches und des Sohnes der Ziege.

Kifi yé-če wa da-n akúya: sabada mi ka-k'e bóbótu
Fisch er sprach zu Sohn der Ziege: Wegen was du tust *)

daře dúka, bá-k-ka²⁾ da beriči? Da-n akúya yé-ce wa kifi:
Nacht ganz, nicht du mit Schlaf? Der Sohn der Ziege er sprach zu Fisch:
domíu náfi kówa haífua. kifi yé-če
Weil ich übertreffe wen auch immer (an) Zeugung. Fisch er sprach

wa da-n nkúya: kária ká-k'e, ná-fi-ka háífua.
zu dem Sohn der Ziege: Lüge du tust, ich übertreffe dich (an) Zeugung.

Da-n akúya yé-če wa kifi: ná-fi-ka háífua.
Der Sohn der Ziege, er sprach zu Fisch: Ich übertreffe dich (an) Zeugung.

1) Vgl. Tierm. I, wo Anm. 48 *gauži* oder *gaudži* dem B *furdi* (s. o. 145 *ferdi* gleichsetzt und als ein Wort bezeichnet, das man bildlich auch auf starke Männer anwendet (wie die andern unter 148 genannten).

2) *bóbotu*, in Herkunft und Bedeutung identisch mit *búba* (s. o. 138) brünstig meckern.

3) *ba-k-ka*, *ba-n-na* vgl. Tierm. I Anm. 45).

Kifi ye-če wa da-ñ akúya: tō, ina tambeye-l-ka,
Fisch er sprach zu dem Sohn der Ziege: gut, ich tue Fragen dein,
ka-gáia mi-ni gáskiä. Mátel ka ta-na háifua náua a čiki
sage zu mir Wahrheit. Frau dein sie tut Geburt wie viel in Bauch
dāia? Da-n akúya ye-če: ta-na haifua-l fúdu, biel,
eins? Der Sohn der Ziege er sprach: sie tut die Geburt 4, 5,

in tā-i yáwa šída. Kifi yé-če: ši k'e nám ma abi-n da
wenn sie tut viel 6. Fisch er sprach: es ist dies auch Sache die
ká-k'e háifua, ka-hána idanú-ñka ka-na bóbotu dēre dúka?
du tust Zeugung, du hinderst Augen dein du tust 1) Nacht ganz?

Kifi yé-če wa da-n akúya: ni mātá-ta ta-na haifua
Fisch er sprach zu dem Sohn der Ziege: ich Frau mein sie tut Geburt
dúbu úku a čiki dāia; in karia ná-k'e. ka-tambayí mutané, ka-ži.
1000 3 in Laich 1; wenn Lüge ich tue, frage Menschen, du hörst.

Lakinni bá-n-na*) yi-n bóbotú kame-l-ka. Da-n akúya
Aber nicht ich machen von 1) Gleichheit dein. Der Sohn der Ziege

yé-če wa kifi: 1, ná-ži ká-fi-ni háifuá,
er sprach zum Fisch: Ja, ich habe gehört, du übertriffst mich (an) Zeugung,
lakin ní kuá haifuá ta tá-fi tá-ka ampaní a
aber ich auch Zeugung mein sie übertrifft die deine (an) Nutzen an

wuri-m mútané. Kifi yé-če: domúm mi ká-če háka?
dem Ort der Menschen. Fisch er sprach: weshalb du sagst so?

Da-n akúya yé-če: domúm da fáta-ta a-k'e yi-n
Der Sohn der Ziege er sprach: wegen mit Fell mein man tut Machen von
sírdi, a-k'e yi-n žiká, a-k'e yi-n ližami. a-k'e
Sattel, man tut Machen von Sack, man tut Machen von Zügel, man tut

Machen von allem und allem. Ši k'e nán
yi-n kómi da kómi. Es ist dies

kifi. yé-če: ná-fi-ka háifuá, kai
Fisch, er sprach: Ich übertreffe dich (an) Zeugen, du

kuá ká-fi-ni ampaní a-gum*) mutané. Ši k'e
wieder du übertriffst mich (an) Nutzen am Ort der Menschen. Es ist

nán, zanče-ñ kifi da da-ñ akúya yā-kāre.
dies, das Gespräch des Fisches mit dem Sohn der Ziege ist beendet.

1) bóbotu, in Herkunft und Bedeutung identisch mit buba (s. o. 138) brünstig meckern.

2) ba-k-ka, ba-n-na (vgl. Tierm. I Anm. 45).

3) gum nur dialektisch verschieden von wuri-m s. oben. Vgl. dazu Tierm. II Anm. 24).

Übersetzung.

Der Fisch sprach zum Ziegenbock: Weshalb meckerst du so brünstig die ganze Nacht und schläfst nicht?

Ziegenbock: Weil ich im Zeugen stärker bin als alle.

Fisch: Da lügst du. Ich bin zeugungskräftiger als du.

Ziegenbock: Nein, ich bin zeugungskräftiger als du.

Fisch: Gut, lass mich dich befragen und sage mir die Wahrheit. Wieviel gebiert dein Weib auf einen Wurf?

Ziegenbock: Sie gebiert vier, fünf, wenn es hoch kommt, auch sechs.

Fisch: Und das ist alles, was du zuwege bringst, weswegen du die Augen nicht zutust und die ganze Nacht meckerst? Mein Weib gebiert dreitausend auf einen Wurf. Meinst du, ich lüge, so frage nur die Menschen, und du wirst's hören. Aber darum meckere ich doch nicht herum wie du.

Ziegenbock: Nun, ich begreife, dass du mir im Zeugen überlegen bist. Und doch übertrifft wiederum meine Zeugung die deinige an Wert, was die Menschen anbelangt.

Fisch: Wie meinst du das?

Ziegenbock: Weil man aus meiner Haut Sättel, Beutel, Zügel, kurz alles mögliche macht. So ist es.

Der Fisch sprach: Ich übertreffe dich an Zeugungskraft und du mich an Nutzen für die Menschheit.

So wars. Das Gespräch zwischen Fisch und Ziegenbock ist aus.

158. Wie Schwalbe und Rabe mit einem fallenden Stein um die Wette flogen (H).

Zázzawa da hańkáká wónnē yā-fi sáuқи?
Schwalbe und Rabe welcher er übertrifft (an) Leichtigkeit?

Harikáká yé-če: nā-fi-ta sáuқи.

Rabe er sprach: Ich übertreffe sie (an) Leichtigkeit.

Zázzewa tá-če: nā-fi-ka.
Schwalbe sie sprach: Ich übertreffe dich.

A-ka če: a-góda-su, a-gani.
Man hat gesagt: Man messe sie man sehe.

A-ka¹⁾ đauki hańkáká da fári.
Man hat aufgehoben Rabe zuerst.

A-ka đauki dúzi, a-ka yí sama da hańkáká, sai ya-
Man hat aufgehoben Stein, man hat gemacht hoch mit Rabe nur er
fáđo; záfi²⁾ ya-hána-ši.
fiel zurück; Hitze sie hinderte ihn.

Kuma a-ka-đauki¹⁾ zázzewa, a-ka i sama da
Wieder man hat aufgenommen Schwalbe, man hat gemacht hoch mit

1. Der Träger ist der Engel Gabriel.

2) Die Hitze der Sonne, der man sich näherte, oder des Thrones Gottes, s. u

ita da dūzi; a-ka i sama da nisa kúsa-n alárši.
ihr mit Steine man hat gemacht hoch mit Ferne Nähe von Thron (arab.).

A-ka sakó dūzi, ita kuá zázáwa ta-na¹⁾ šigá kalkāši
Man hat losgelassen Stein, sie auch Schwalbe sie tat Absteigen Unterseite
ná-sa, ta-na¹⁾ fitá. Dūzi ya-zó ya-fādi a kása; ta-dera
seinige sie tat Hervorkommen. Stein er kam er fiel auf Erde sie sprang
a kai na-sa, ta-i káši.
auf Kopf seinigen, sie machte Kot.

Übersetzung.

Wer von beiden ist geschwinder, die Schwalbe oder der Rabe?

Der Rabe sprach: Ich bin geschwinder als sie.

Die Schwalbe sprach: Ich bin geschwinder als du.

Da hiess es: Man prüfe sie und sehe.

Zuerst nahm man den Raben.

Man nahm einen Stein auf und hob den Raben empor; doch er sank zurück, die Hitze schreckte ihn ab.

Nun nahm man auch die Schwalbe und hob sie und den Stein in die Höhe. Man stieg hoch empor bis in die Nähe von Gottes Thron. Dann liess man den Stein los; sie aber, die Schwalbe, flog beständig unter ihm durch und über ihn weg (umkreiste den fallenden). Der Stein kam und fiel auf die Erde; da hüpfte sie auf ihn hinauf und — hinterliess ihre Visitenkarte.

159. H Sammellied auf verschiedene Vögel (ganz parallel dem Liede 36, das ebenfalls beim Menschen anknüpft, um dann auf Tiervergleiche überzugehen).

Almaziri iri-n malemai,
Schüler Art v. Gelehrten,

da búzu²⁾ ye-ke yini
mit Fell er tut den Tag.

Hankaka iri-n-kú barai³⁾,
Rabe Art eurer Diebe,

sāte-l koi ku-k'e yi.
Diebstahl des Eis ihr tut machen.

1) Der Charakter der Gleichzeitigkeit des Tempus auf na tritt hier besonders klar ans Licht.

2) búzu, vgl. Tiern. I A. 57, ist hier das Fell, auf dem die Schüler sitzen.

3) M barāwo, pl. barayī = Dieb. Den Raben s. ob. 111. In Lied 36 lautet die Parallelstelle:

hankaka iri-n barai,
da širi-n sāta ši-k'e

„und Diebstahl ist sein Handwerk“.

Zanwaka iringu sarakai,
s. o. 110 Art euer Könige.
da kore ku-k'e yini.
mit Festtobe ihr tut den Tag.

Šamua iringu karuwai¹⁾,
Storch Art v. Huren,
da lelle ta-k'e yini.
mit Henna sie tut den Tag.

Falfela iringu Fullani²⁾,
Rinderhüter Art von Fulbe,
a kiwo ta-k'e yini,
im Hüten sie tut den Tag.

Agulu iringu mahautá³⁾,
Geier Art von Fleischerei,
a fawa ta-k'e yini.
im Schlachten er tut den Tag.

Tantabara da k'au da zane⁴⁾.
Taube mit Schönheit mit Zeichnung.

a gida-n sarki-n Kano.
im Haus des Königs von „

1) Hier weicht die Auffassung des Storchs gröblich genug ab von der ihn betreffenden Stelle in Lied 36:

šiamua iringu sarakai
da ' mši lüle ši-k'e
„Der Storch ist gleich den Königen
mit dem roten Fuss in der Hülle.“

Das tertium comparationis ist indes in beiden Fällen das nämliche, die rote Farbe der Füße. Zur Färbung mit Henna (léllé) und Umwicklung (k' mši) vgl. Lied 36 Anm. 13 bis 15.

2) So auch Lied 36: Belbela iringu Fállani. Falfela oder belbela = Ardea bubulcus, Rinderhüter, stets bei den Herden, daher ein Sinnbild der viehzüchtenden Fulla. Auch Lied 4 beginnt Falfela iringu Fellani; es verwendet Falfela allerdings als Mädchennamen, hat aber merkwürdige Anklänge an Lied 36.

3) Fast dasselbe in Lied 36:

angulu iringu mahautá,
da širi-n fawu ši-ke (vgl. ob. 116).

4) Fast ebenso in 36:

tantabara iringu da čau da zane
gida-n sarki-n kano (vgl. o. 95).

Wegen ihres schönen Gefieders werden laut M noch der alhudahuda (aus dem Arab. „Wiedehopf“), der zuladdi und der salau (beide bis jetzt nicht identifiziert) auch sarkin tsuntsayē, „König der Vögel“ genannt (wie v. 110 nwaka und u. 160 der Storch).

Übersetzung.

Der Schüler gehört zur Gelehrtenzunft,
auf dem Fell verbringt er sein Leben.
Ihr, Rabe, gehört zur Diebeszunft;
seid dem Eierstehlen ergeben (vgl. 111)
Sanwaka, ihr vom Königsgeschlecht,
ihr verbringt im Festkleid das Leben
Der Storch gehört zur Hurenzunft¹⁾,
mit Henna verbringt er das Leben.
Der Rinderhüter vom Fullageschlecht²⁾
verbringt auf der Weide das Leben.
Der Aasgeier von der Fleischerzunft (s. 116)
verbringt mit Schlachten das Leben.
Die Taube in schönem buntem Gewand
ist im Hause des Kanokönigs.

160. Bornulied auf den Storch (cf. vor. Seite ¹⁾) als den König der Vögel gegenüber dem Wettbewerb von Rabe (111), Falke (113), Geier (116), Rinderhüter (vor. Seite ²⁾), Marabu, Wiedehopf (vor. Seite ⁴⁾), Hahn (90), Rebhuhn (93) und Kranich. Er ist der *alwólí* „Heilige“ unter den Vögeln (wie der Banyan unter den Bäumen s. o. 39¹⁾), weil er den Regen bringt; 15 Tage nach seiner Wiederkehr treten die Niederschläge ein.

Áti-ti aigá gašío-bē.
Dies (ist) Lied des Storchs.
Gašío gúdo gení,
Storch Vogel ist nicht,
alwólí guduá-bē.
(s. 39¹⁾) der Vögel.

Gágú zojí kwakwázin:
Rabe Tor er krächzt:
ú-te mā mai nāngin.
ich³⁾ König³⁾
Ćiné lēné,
Steh auf geh,
gāšío mā máí go.
Storch³⁾ König ist.

1) Siehe Anm. 1, S. 908.

2) Siehe Anm. 2, S. 908.

3) *ma* dient, das vorhergehende Wort hervorzuheben. K Gramm. S. 139 nennt *nāngin* oder *nāngskin* „ich gehe“ als ein bei den Mäbr- und Kóyām-Stämmen gebräuchliches Zeitwort. Es entspricht in seiner Bedeutung hier etwa dem *zā-ni* „ich werde“ des Haussa. Auf weiteres sprachliche gehe ich hier nicht ein, da ich bei Veröffentlichung eines grösseren Textes die Eigenart dieses Bornudialektes demnächst zu erörtern gedenke.

Gašio gúdo geni,
alwolí guduá-bē.

kadáfū isina godóžin;
Falke ist gekommen bittet;

ú-te ma mai náugin!
ich König

Čině lěné,
Steh auf gehe,

gašio ma mái go!
Storeh König ist.

Gašio gúdo geni,
alwolí guduá-bē.

kóko ée-kasí isi:
Geier lief kam:

ú-te ma mai náugin!
Niti kela-núm bōgú,
Du Kopf dein leer,

kondúli ma bágo.
Haar nicht.

Nan-súnori táye,
Fleischergewerbe ergreife.

wónagen ni-ka kargúžin.
vielleicht dich fördert es.

Čině lěné,
gašio ma mái go!
Gašio gúdo geni,
alwolí guduá-bē.

Balbólo čekasí isi:
Rinderhüter lief kam

u-te má mai náugin!

Čině lěné,
ni-ti siní kani-bē.
du Hirt der Ziege.

Leně, lěné,
gašio ma mái go.
Gašio gúdo geni.
alwolí guduá-be.

Aba gúrgua¹⁾ isi:
Marabu kam:

1) Aba gúrgua = *Leptopilus crumeniferus*, eigentlich Vater mit dem Beutel (gurgu). Hier wie in abá-kokio (s. u.) ist das B-Wort aba Vater statt des sonst üblichen mechanisierten arab. abu zur Wortbildung verwertet (vgl. Einl.).

ú-ṭe mā mai náŋgin!
 Gurgu-núm táye,
 Beutel dein ergreife,
 wónagen ní-ti káŋia mái-bē.
 vielleicht du Sklav des Königs.
 Činé, lēnē,
 gašio mā etc. etc.

Bútutū če-kasí isí:
 Wiedehopf lief kam:
 úṭe-mā mai náŋgin!
 Činé lēnē,
 nam-mái abā-kokio mā bāgo.
 Königtum Väter des Büschels nicht.
 Lēnē lēnē,
 gašio mā etc. etc.

Gubögúm čekasí isí:
 Hahn lief kam:
 ú-ṭe mā mai náŋgin!
 Ní-ti-ga ladán go!
 Du Gebetsrufer bist!
 Činé lēnē,
 ladani-ti ma faidawa.
 Gebetsruf der auch vorteilhaft.
 Lēnē lēnē,
 gašio ma etc. etc.

kúye mā isí:
 Rebhuhn auch kam:
 ú-ṭe mā mai náŋgin!
 Činé lēnē,
 kamó nam-mái čidin bāgo.
 Frau Königtum sie macht nicht.
 Činé lēnē,
 gašio ma etc. etc.

Guborí isí čekasí:
 Kranich kam lief:
 úte mā mai náŋgin!
 Činé lēnē,
 ní-ti kam kúra kókio-wa!
 Du Mensch gross mit Schopf!
 Činé lēnē,
 nan-kir-mai kókio mā bāgo.
 Königtum Schopf nicht.

Ćinó lené,
gašío ma etc. etc.

Fáto-núm garné,
Haus dein ordne,
gašío, ní-ti ma mái go!
Storch, du König bist!

Dúnia-núm yāé,
Welt dein trinke,
gāšío, ní-ti mā mái go!
kórē-núm¹⁾ yek'é,
Festrobe dein lege um,

gāšío, ní-ti mā mái go!
Léllē-núm²⁾ yek'é,
Henna dein lege auf,

gašío, ní-ti ma mái go!
Búskē-num³⁾ yāé,
Tanzmusik dein trinke,
ćićiri ćićiri ćići!

Daži aigā gašío-bē.
Aus ist Lied des Storchs.

Übersetzung.

Der Storch ist kein Vogel bloss,
er ist der Heil'ge der Vögel.

Es krächzt der dumme Rabe:

Ich will König sein!
Flieg auf, flieg fort,
der Storch der ist König. •
Der Storch ist kein Vogel bloss,
er ist der Heil'ge der Vögel.

Der Falke kam, um zu betteln:

Ich will König sein!
Flieg auf, flieg fort,
der Storch der ist König!
Der Storch ist kein Vogel bloss,
er ist der Heil'ge der Vögel.

1) kórē ein dem H entlehntes Wort = schwarzglänzende Festrobe (M).

2) Zu léllē vgl. 159 Anm. 3.

3) K bēsgē, Tanzgesellschaft junger Leute, Barth biskē, Spiel. Hier jedenfalls Musik, wie die folgende Lautnachahmung zeigt.

Der Geier kam hergeeilt:

Ich will König sein!
 Hast einen kahlen Kopf,
 bist ganz ohne Haare.
 Halt dich ans Fleischgewerbe,
 Das wird dich wohl vorwärtsbringen.
 Flieg auf, flieg fort,
 Der Storch der ist König!
 Der Storch usw.

Der Rinderhüter kam eilig:

Ich will König sein!
 Flieg auf, flieg fort,
 Du bist der Ziegenhirte,
 Geh fort, geh fort.
 Der Storch der ist König usw..

Auch der Marabu kam:

Ich will König sein!
 Fass dich an deinen Kropf!
 Möglich, du wirst der Sklav des Königs.
 Flieg auf, flieg fort,
 Der Storch der ist König usw.

Der Wiedehopf kam herbeigeeilt:

Ich will König sein!
 Flieg auf, flieg fort,
 ein Königreich ist nicht für den Schopfmann.
 Flieg fort, flieg fort,
 Der Storch der ist König usw.

Auch der Hahn kam geschwind herbei:

Ich will König sein!
 Du bist ja der Küster!
 Flieg auf, flieg fort,
 auch Küsterei ist ein gut Geschäft.
 Flieg fort, flieg fort,
 Der Storch der ist König usw.

Selbst das Rebhuhn kam:

Ich will König sein!
 Flieg auf, flieg fort,
 ein Weib kann nimmer regieren.
 Flieg auf, flieg fort,
 Der Storch der ist König usw.

Der Kranich kam eilig herbei:

Ich will König sein!
 Flieg auf, flieg fort,

Du bist ein gewaltiger Schopfmann!
Flieg auf, flieg fort,
mit dem Schopf hat ein Reich nichts zu schaffen.
Flieg auf, flieg fort,
Der Storch der ist König!
Der Storch ist kein Vogel bloss.
er ist der Heil'ge der Vögel.

Rüste nun dein Haus,
o Storch, du bist ja der König!
Freu dich deines Reichs,
o Storch, du bist ja der König!
Zieh dein Festkleid an^{*)},
o Storch, du bist ja der König!
Färbe den Fuss dir rot¹⁾,
o Storch, du bist ja der König!
Freu dich der Festmusik:
Tschitschíri tshítscheri tshítschi!

Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier?

(Ein Kommentar zu E. Fischers gleichnamigem Aufsatz.)

Von

Dr. **Franz Baron Nopcsa.**

„Gelingt es ein paar alter Namen ausfindig zu machen, die ungewungen ihre Entsprechung im Albanesischen finden, so wäre die Kontinuität“ (zu ergänzen: zwischen Albanern und Illyriern) „allerdings erwiesen. Solche Namen habe ich nun einige gefunden¹⁾.“ Da dies, wie mir scheint, der wesentlichste Satz in Fischers Einleitung zu einer Arbeit über die alten Illyrier ist (Zeitschrift f. Ethnologie 1911 Heft 3—4), so kann ich nicht umhin, mir dazu einige Bemerkungen zu erlauben.

Die Namen, deren Kontinuität Fischer aufgefunden zu haben glaubt, sind: 1. dardha = Dardani; 2. delme = Delminium; 3. das = Dassaretier; 4. Tara = Antariatae; 5. vard = Vardaei; 6. Bal = Ballaios; 7. kodra = Skodra. Zu diesen Gleichungen ist trotz ihrer spärlichen Anzahl vor allem zu bemerken, dass mit Ausnahme der unwahrscheinlichen das = Dassaretier, und vard = Vardaei, keine einzige von Fischer aufgefunden wurde, denn die Nummern 1, 2, 4, 7 sind sämtliche schon in dem von Fischer selbst im 1904 als „unerschöpfliche Fundgrube“ zitierten²⁾ Werke „Hahn, Albanesische Studien, Wien 1853“ enthalten und was die Gleichung Nr. 5 Bal = Ballaios anbelangt, so ist dieselbe in Jirečeks Werk „Die Romanen in den Städten Dalmatiens“, Wien, II. Teil pag. 62 zu treffen. Den Anspruch der Neuheit dürfen also Fischers Auffindungen nicht erheben.

Die zweite Frage, die sich bei der Analyse des zitierten Fischerschen Satzes ergibt, ist die, ob denn der Fischersche Satz überhaupt zu Recht besteht und ob es zulässig ist, aus der Kontinuität einiger weniger Namen auf Rassenkontinuität zu schliessen. Dies möchte ich verneinen. Heute gibt es sowohl in Ungarn als auch in Rumänien viele slavische Ortsnamen und in beiden Sprachen sehr viele slavische Lehnworte, ergo müssen, falls Fischers Argumentation zu Recht bestehen soll, zukünftige Ethnographen sowohl die Ungarn als auch die Rumänen für Slaven halten, und dies trotzdem dass für die Rumänen Siebenbürgens der Beweis ihrer

1) Von mir gesperrt.

2) Fischer, Herkunft der Rumänen. Bamberg 1901. pag. 19.

Einwanderung von niemandem besser erbracht wurde, als eben von Dr. Fischer (Herkunft der Rumänen, Bamberg 1904).

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Kontinuität eines Namens in einer Sprache uns viele Aufschlüsse über die Vorgeschichte des betreffenden Volkes gibt, aber dasselbe auf Grund einiger Namen direkt für die Nachkommen irgend eines anderen Volkes zu halten, heisst dennoch etwas zu weit gehen, sonst müsste man, wie A. Wirth es übrigens auch tut, ununterbrochen eine weltumspannende „Kas“-Rasse konstruieren (Memmon 1909).

Da ich mich in letzter Zeit ziemlich viel mit den alten und neuen Namen Illyriens, namentlich Nordalbaniens beschäftigt habe und ähnlich wie Fischer „noch einigen anderen alten Namen auf der Spur bin“, halte ich es für zweckmässig, auf Fischers Publikation sofort zu reagieren und Fischers (lies: „Hahns“) Beobachtungen teilweise zu ergänzen, teilweise zu modifizieren.

I. Ortsnamen.

1. *An-derba* (auch *An-derva*) = *Derbani* erinnert an *Deri-opes* (vergl. *Mer-opes*, *Dol-opes*, *Hell-opes*, *opikes*) *Derenistae*, *Deri*, was wieder an das heutige albanische Maja Derit (Berg des „Der“) und an „der“ (albanisch „Schwein“) hinweist. Ferner erinnert *Der-bani* auch an *Ter-buni*, was offenbar mit Trebinje, Trabojna usw. ident ist. Sollte *Ter-buni* etwa, nicht wie es bisher geschah, aus Tre (drei) und bun (Hütte), sondern aus „Der buni“ abgeleitet werden müssen? Buni aus bujt (schlafe, wohne) ist nach Meyer als echt albanisches Wort zu bezeichnen. Interessanterweise ist die albanische Bezeichnung für „Haus“ *špi* ein Lehnwort. Vgl. auch die Völkerschaft *Buni*. Möglicherweise ist Debra eine slavische Anpassung an *Derbani*. — Dass *An-* in *An-derba* eine Vorsilbe ist, lässt sich aus *An-tariatae*, *An-titanes* und auch *A-penestae* folgern. *A spestos* (Achilles Beiname) erinnert an albanisch *špëit* (-schnell). Im heutigen Albanischen findet sich etwas analoges, z. B. *abrend* = *mbrenda*, *agezon* = *gaz*, *achimaz* = *chime*, *ajaste* = *jašte*, *akrep* = *škrep*, *andromidhe* = *dramide*, *ani* = *ni*, *anguše* = *ngušt*. An *An-tariatae* erinnert *Taras*, die alte Bezeichnung für *Tar-entum* (Italien). Durch die Osmanen ist in das Gebiet des alten Illyriens die türkische Ortsbezeichnung *dervan* (Enge) importiert worden und dies gibt ein klassisches Beispiel dafür, wie leicht es ist, sich bei Namensgleichungen zu irren. Die falsche Gleichung *an-derva* = *Derven* ist für die zukünftigen Palaeoethnographen eine gefährliche Klippe.

2. *Alv-ona* = *Olbona* (?) = *Albano-polis* = *Albani* = *Alb-ius* (-*uis* auch in *Mons Ardius*, *Mons Rebius*) = Albaner usw. usw. Albaner hat übrigens auf skiptarisch = albanesisch keine Bedeutung. -*ona* ist ein Suffix, das sich in vielen illyrischen Städten findet, wie: *Flamona*, *Narona*, *Acnona*, *Alvona*, *Avlona*, *Blanona*, *Heronna*, *Medione* (?), *Salona*, *Siarona* (?), *Stridona*. Ferner scheinen die *Dessarenses* (von Heros Eponymos *Dassaros* stammend wie *Narenses* gebildet), dann die *Ditiones* und *Olbonenses* darauf zu deuten, dass auch die nicht überlieferten Orte *Dassarona*, *Ditiona*, *Olbona* existiert

haben könnten. Auch in Oberitalien haben zahlreiche Städte die Endung -ona.

3. *Arants-ona* = Arents, albanesisch „Stahl“ (nach Meyer ein altes arisches Wort, das bloss im Albanischen im Gebrauch ist).

4. *Arnissa* = *Arnistae* = Arnja (Ort in Albanien) = Arnja, albanisch „Lärchenbaum“.

5. *Arsia* = *Arsa*. Das Wort Ars (Genetiv: *Arsit*) ist ein in albanischen zusammengesetzten Ortsnamen häufiges Substantiv. Was es bedeutet, konnte ich nicht eruieren. Da es in Verbindung mit Fuša (Ebene) u. a. vorkommt, muss es offenbar etwas heissen. Möglicherweise ist es eine Pflanze. Pflanzennamen wie Arnja (Lärche), Arra (Nussbaum), Dardha (Birne), Lejthiz (Haselnuss), Mola (Apfel) u. a. spielen in der topographischen Nomenclatur Albaniens eine grosse Rolle. *Arsia* aus *Arra* abzuleiten scheint gewagt.

6. *Bassania* (in Illyrien) = *Bessania* (Thrakien) = *Bassa-nte* (Bosnien) = *Bessen* (Volksstamm) = *bessa* (albanisch „Versprechen“) das Wort *bessa*, das auch im Sinne von „Verbünden“ verwendet wird, ist ein albanisches Urwort.

7. *Blan-ona* = *Castrum Planu* = *Planius* (illyrischer Eigenname) = *Plana* (heute in Albanien und Dalmatien gebräuchlicher Ortsname), daher kaum aus dem Slavischen abzuleiten. Der Ableitung vom römischen *planus* widerspricht die Form *Castrum Planu*.

8. *Bolourus* = *Balyra* = *balaur* (mythische Schlange der Rumänen) = *bular* (im Albanischen mit gleicher Bedeutung wie im Rumänischen) ein nur aus der albanischen Sprache bekanntes „Urwort“. Eine onomastische Parallele zum Ortsnamen *Bolouros* lässt sich in dem heute in Albanien gebräuchlichen Ortsnamen Gjarpen Vuklit (Schlange von Vukli) erkennen. Der Drache war das Feldzeichen der Daker.

9. *Brun-disium* = *bren* (messapisch „Horn“) = *brin* (albanisch „Horn“) = *Brin-dašit* (Widderhorn) Bergname in den Hochgebirgen Albaniens. Vgl. analog die Schröckhörner der Alpen.

10. *Burnum* = *Burn-istae* = *Burius* = *byrion* (messapisch „Haus“) = *bur* (albanisch „Mann“). Die Ideenassimilation, die sich in *byrion-bur* fände, hat ihr Analogon darin, dass man auch heute in Albanien den Ausdruck *špi* (Haus) für „Familie“ verwendet. Darf etwa *byrion* (messap.) auch mit *bun* (alban. = Schlafstätte) zusammengestellt werden? N und R wechseln im Albanischen ab.

11. *Codro-polis* (auch *Cedro-polis*) = *Skodra* = *Škodra* (heutiger Name des alten Skodra) = *Skodria* (in Dacien) = *Kodra* (albanisch „Hügel“). Die Gleichung *Škodra* = *Kodra* kann darin eine Unterstützung finden, dass auch heute im Albanischen neben der Form *Škrep* (Fels) auch die Formen *Krep* und *Kep* existieren. — Das Wort *Kodra Kodru* findet sich nur in der albanischen und rumänischen Sprache.

12. *Crepsa* = *Krep* (albanisch „Fels“).

13. *Dardani* = *Darda-para* (Festung Justinians). *Dardha*¹⁾ (Ort in Albanien) = *Dardhjan* (die Bewohner dieses Ortes) = *dardha* (alb. Birne). Zu *Dardani* ist dessen lateinische Übersetzung, nämlich *Pirustae* (von

pirus = dardha = Birne) zu stellen. Die Pirusten finden sich in dem westlichen, daher dem römischen Einflusse am leichtesten zugänglichen Teile des ehemaligen Dardaniens.

14. *Diti-ona* = dit (albanisch „Tag“); nach Meyer ist das albanische Wort „dit“ nicht aus dem Lateinischen übernommen.

15. *Majense castrum* (Südtirol) = *Di-mallum* = *Mi-mallontes* (Attribut der Bacchantinnen) = *Maleates* (Beiname Apollos) = *Malea* = Maja, Mal (albanische Bezeichnung für „Berg“). Meyer zufolge ist das Wort mal für die albanische Sprache typisch. Als Ortsbezeichnung fehlt dieses Wort im Altertum im östlichen Teile Thrakiens. Das jetzige Malaj-esd. Maleia u. dgl. in Siebenbürgen ist daher entweder auf rumänischen Import zurückzuführen oder slavisch (mala slav. klein).

16. *Ocra* (Stadt in Thrakien) = M-okra (Gebirge in Albanien). Die Präposition m- (mi) lässt sich aus manchem modernen albanischen Namen belegen, z. B. M-šurdh (vgl. Šurdha) u. a. Vgl. auch das vorhergehende *mi-malontes*. Ob nordalbanisch ograj [Feld, Waldung (!) fide Meyer] aus serbisch ograda (Umzäunung) abzuleiten ist, bleibt, da Mokra ein Gebirge bezeichnet, fraglich. Nicht ausser acht gelassen werden darf der messapische Name *Mokros*.

17. *Salia* (Dakischer Eigenname) = *salia* (dak. Pflanzennamen) = Šala (albanischer Stamm) = ? šala (alban. „Sattel“) = šal (Pflanzen, borago officinalis auf griechisch), ferner ist damit *Sal-isia* und *Sal-ona* zu vergleichen. — Šala = šala ist eine in Albanien akzeptierte Volksetymologie.

18. *Scardus* = *Skord-isker* = *Scard-ona* = *scardia* (dakischer Name für Osterluzei) = Šar (heutiger Bergname in Albanien). Die Gleichung *Scardus* = Sardagh, die man häufig antrifft, ist falsch. dagh ist türkisches Lehnwort und heisst „Berg“, z. B. Karadagh = Mali-zi-černa-gora = Montenegro. Mit *Scardus* ist jedoch zu vergleichen *Dini-skartu* (in Skythia minor). *Dini* ist thrakischer Eigenname.

19. *Sardaeor* = *Sarda* (Stadt) = Šurdha (Ruinen derselben Stadt) = Maja Šurdhs (häufiger Name = Berg von Šurdha), Šn Šurdh (albanisch „heiliger Šurdh“ (Šn = heilig) = *Zibel-Thiurdos*) = šurdh, albanisch „taub“. Šn Šurdh ist der Gewittergott der heutigen Albaner, *Zibel thiurdos* ein thrakischer Gott. Die Verehrung des Šn Šurdh zeigt thrakische Züge.

20. *Sipar-untum* = siper (albanisch „oben“). Siper ist nach Meyer ein für die albanische Sprache charakteristisches „Urwort“. Die Endung -untum in *Salluntum*, *Salentum*, *Dallnuntum*, *Tarentum*, *Uzentum*, *Truentum*.

21. *Strid-ona* = štrua (albanisch „ausbreiten“), ein arisches Gemeingut, vgl. germ. „streuen“; albanisch štrat = Bett.

22. *Tri-ballum* stelle ich zu *Balloia* (in Makedonien), *Ballaiois*, *Dekebalus*, *balen* (phrygisch „König“), *bal* (albanisch „Stirne“), *Bala* (heute in Albanien gebräuchlicher Name).

23. *Vigilia* lässt sich mit *Vegium*, *Vegia* (Stadt), *Velia* (in Italien), *Vilius* (aus Rom), dann *Veglia* (in Dalmatien), *Maja Vels* (Berg von Velja in Albanien), *Vele-bit*, *Vele-čik* vergleichen. *Vegium* lässt an albanisch *vegž* „Topf“ denken. Aus dem Albanischen kann ich den Stamm *Vel*, *vil* nicht erklären. *Vale* „Totenlieder“ scheint forciert, eher könnte man

an die mythischen „Vilen“ der Südslaven denken, doch müssten die Vilen dann am Balkan „autochthon“ sein. Eine Frage für Slavisten! Der Ableitung von slav. *veli* (gross) widerspricht sein Vorkommen in Italien. Abgesehen von allem diesem ist an das unerklärbare albanische Urwort *vla* (= Bruder) zu denken, das im Lappischen mit gleicher Bedeutung als *velja* vorkommt.

Wenn wir die angeführte Liste überblicken, so ergeben sich einige Resultate von allerhöchstem Interesse. Von den 23 analysierten alten Ortsnamen ergeben 21 einen Sinn und von diesen sind zufällig nicht weniger als fünf phrygischen, trakischen oder messapischen Ursprungs, nämlich *bal*, *bren*, *bur*, *salia*, *scardia*. Volle 11, mit dem sogar 12 Namen ergeben sich als solche, die im heutigen Albanischen zwar eine bestimmte Bedeutung haben, jedoch bloss die albanische bzw. die rumänische Sprache charakterisieren, es sind dies: *der*, *arents*, *arnja*, *bessa*, *bular*, *delm*, *kodr*, *krep*, *dardha*, *dit*, *mal*, *siper*. Zwei weitere Worte, *strat*, *šurdh*, lassen sich aus gemein arischen Wurzeln erklären. *Alb*, *Ars*, *Plan* sind in ihrer Bedeutung noch nicht fixiert worden oder aus dem Albanischen vielleicht zum Teil überhaupt nicht zu erklären und bloss ein Wort *ograj* kann als slavisch verdächtigt und daher bei der Erklärung von *Ocra* nur zögernd gebraucht werden. Das letzte Wort der Liste, nämlich *Vel*, ist das einzige, was der Analyse bisher trotzte.

Nach diesem erfreulichen Resultate kann auf jene illyrischen und thrakischen Namen übergegangen werden, deren Spuren sich auch heute noch in Nordalbanien nachweisen lassen.

II. Personennamen.

1. *Agron* (thrakisch) = *Cafa Agrit* (albanesisch „Pass des Agr“).
 2. *Balaios* = *Bala* (s. vorigen Abschnitt unter *Triballum*).
 3. *Bato* (illyrisch und thrakisch) = *Vata*, *Beta*, *Bat-uš*. *Uša* ist, wie z. B. aus *Pjetr* (*Peter*) = *Pjetruš* (*Peterchen*) hervorgeht, Diminutivsuffix. Zu vergleichen das Hirtenwort *batš* (der Oberschäfer) und die troische *Bateia*.

4. *Bizes* (illyrisch) = *Bica*. Ob mit echt-albanisch *bits*, mits „Ferkel“ zusammenhängend, erscheint fraglich, aber nicht unmöglich.

5. *Dasa* (illyrisch) = *Daš*. *Daš* ist albanischer Eigenname, heisst gleichzeitig aber auch „Widder“. Zu vergleichen damit ist das thrakische *Desu-dava*. Eine interessante Form ist das messapische *Dasomas*, da dieses wie das griechische *Teutà mos* das albanische Urwort *madh* (= gross) zu enthalten scheint. — *Dessaretier* mit *daš* in Zusammenhang zu bringen, scheint mir wegen des *R* gewagt. Die mythische Ahnfrau der *Dassaretier* hiess *Dassaro*. Das albanische Wort „*daš*“ steht ohne weiteren linguistischen Zusammenhang da.

6. *Jetus* (illyrisch) = *Jeti*, *Jeta*.

7. *Laso* (illyrisch) = *Iasin*.

8. *Lonus* (illyrisch) = *Loni*.

1) D. h. wie neugriechisches *δ* auszusprechen.

9. *Manius* (aus Thrakien) = Mani. Die heutige Identifizierung von Mani = Osman lässt sich durch den Hinweis auf einen „Mano Vlah“ im Jahre 1350 in Makedonien widerlegen.

10. *Plaetor* (illyrisch) = Pletto (von Jireček aus 1198 von der Insel Veglia zitiert).

11. *Sisiros* (thrakisch) = Šišeri.

Für Erklärungsversuche bieten die albanischen Eigennamen naturgemäss ein viel spröderes Material als die Ortsnamen, aber dies ist ja schliesslich überall der Fall und wir können uns daher schon damit voll- auf mit der Konstatierung befriedigen, dass, von dem „ausgestorbenen“ Namen Pletto absehend, noch heute nicht weniger als 10 vorrömische Eigennamen in Albanien im Gebrauch sind.

Da ich meine langen, fast 2000 Ortsnamen umfassenden Listen albanischer Namen noch nicht durchgearbeitet habe, muss ich es vorläufig leider auf den hier angeführten Namengleichungen beruhen lassen, aber dies ist von un- so geringerer Bedeutung, als sich ja schon aus ihnen im grossen ganzen die zu erwartenden Resultate erkennen lassen. Es zeigt sich, dass das, was in letzter Zeit Patsch und Penka über die Thraker, Illyrier und Albanesen publiziert haben, seine Bestätigung findet. — Das Vorkommen von zahlreichen auf -ona auslautenden Städtenamen in Italien und Illyrien, das Fehlen dieser Wortendung in Thrakien, ferner das Fehlen der thrakischen Endung *dava* im nördlichen Teile Illyriens, gepaart mit dem Vorkommen thrakischer Namen (Bal u. a.), ebenso die linguistische Ähnlichkeit des Thrakischen mit dem Albanischen (beides Satemsprachen) und seine Verschiedenheit vom Venetischen (Centumsprache) zeigen alle, dass bereits zur Römerzeit die Bevölkerung des heutigen Südbosniens und Nordalbaniens aus einer thrakischen Unterschichte und einer illyrischen Oberschichte bestanden haben dürfte. Der älteren thrakischen Unterschichte werden wir wohl die Butmir-Kultur Bosniens, der jüngeren illyrischen Oberschichte die Glasinac-Kultur Bosniens (= Hallstattkultur) zuzuschreiben haben.

Welches der Einfluss der den Kelt (= die Fustanella) nach Albanien importierenden Kelten im heutigen Albanien war und ob etwa die sozialen Verhältnisse, die die Römer im Reiche der Königin Teuta antrafen, auf keltischen Einfluss zu setzen seien, ist vorläufig noch schwer zu sagen. Die blosse Möglichkeit, dass eine Frau zur Regierung gelangte, weist jedenfalls darauf, dass die Frau bei den Illyriern zur Römerzeit eine ganz andere soziale Stellung inne hatte, als bei den Thrakern, Griechen oder den modernen Albanern. Es könnte die Stellung der illyrischen Frau ganz wohl auf den Einfluss der Kelten zurückgeführt werden, allein es muss auch auf die ganz besondere Stellung hingewiesen werden, die nach dem Tode Alexanders des Grossen die Mutter dieses Königs in Epirus inne hatte, und man muss daher auch mit der Möglichkeit einer Beeinflussung der Illyrier von dieser Seite her rechnen.

Auch der Name *Teuta* gibt einiges zu denken.

Der Name der Königin *Teuta* findet sich auch in Thrakien (*Tiuta* und *Tiuta-menos*), kaum ist aber seine Bodenständigkeit in Thrakien

fraglich, dann muss auf die keltische Gottheit *Teuta-tes* hingewiesen werden und endlich ist zu betonen, dass wir im Namen eines anderen illyrischen Herrschers derselben Zeit *Pleur-ates* wohl den Volksnamen *Pleraci*, aber auch die keltische(?) Endung *-ates* finden. Weitere Untersuchungen über den keltischen Einfluss in Albanien überschreiten den Rahmen dieser Arbeit, hoffentlich genügen aber diese Andeutungen, um Fischer davon zu überzeugen, dass die Frage, ob die Illyrier die Nachkommen der alten Illyrier sind, viel komplizierter ist, als er meint, und dass „die von ihm eingangs erwähnten alten Namen für sich allein“ nicht genügen, „um die Ausdauer der alten Illyrier in ihren balkanischen Sitzen und ihre Fortsetzung in den heutigen Albanesen völlig zu beweisen“. --

Wegen anderer Details sei auf meine 1909 in Serajevo erschienene Arbeit „Aus Šala und Klementi“ und meine demnächst in den *Wissensch. Mitt. a. Bosn. u. d. Herzogewina* erscheinende Arbeit „Zur Vorgeschichte und Ethnographie Nordalbaniens“ verwiesen, woselbst sich auch ein ausführliches Literaturverzeichnis befindet.

Ujarad, November 1911.

Einige grundsätzliche Bemerkungen über Sonne, Mond und Sterne im alten Mexiko.

Von

Hugo Kunke.

Den Ausgangspunkt für diese Untersuchung hat eine Darstellung des Haupttempels in Mexiko gebildet, die sich im Auhang zu dem Werke des Pater Duran (Lam. 16) befindet. (Abb. 1.) Auf dieser sehen wir die

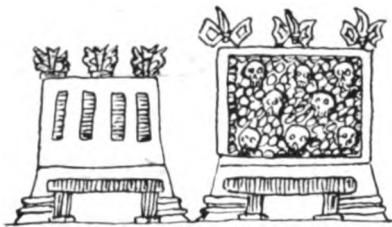


Abb. 1. Die Sakrarien des Tlaloc und des Uitzilopochtli. Duran.

Sacrarien der nach der Sage vereinten beiden Gottheiten, des Tlaloc und des Uitzilopochtli. Tlaloc ist der bekannte Regengott der Mexicaner, an seinem Tempel sind senkrechte blaue Streifen zu sehen, ein verständliches Symbol für herabkommendes Wasser. Der danebenstehende Tempel Uitzilopochtli zeigt eine Bekrönung von Meerschneckengehäusen, sowie eine eigentümlich verzierte Fassade. Auf ihr nämlich sind runde Steine und Steine von Schädelform dazwischen zu sehen. Man hat solche Steine im Original gelegentlich der Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexiko gefunden (vgl. Selters Bericht, Ges. Abh. Bd. II S. 767 bis 904), und zwar kegelförmige Steine, die mit der runden Unterseite aus dem Mörtel der Wand herausragten und mit dem zapfenförmigen Ende in demselben befestigt waren, sowie Steine in Schädelform, die gleichfalls mit Zapfen versehen und in ähnlicher Weise befestigt zu denken sind. Die runden Steine werden wahrscheinlich als Augen gemalt gewesen sein, wie man in der Regel die Sterne abzubilden pflegte (s. u.). Was aber bedeuten die Schädel? Ferner, was bedeuten die Meerschneckengehäuse auf dem Dachfirst? Um der Bedeutung dieser Verzierung auf die Spur zu kommen, müssen wir etwas weiter ausholen. Wir müssen auf den Mythos des Gottes zurückgreifen, dem dieser Tempel geweiht war, wir müssen das Wesen des Gottes aus dem Mythos zu bestimmen suchen, und das ist keineswegs schwer. Uitzilopochtli wird auf dem Schlangenberg von der Coatlicue geboren, die ihn als Federball empfangen hat, er wird in voller Waffenrüstung in dem Augenblick geboren, wo die Centzon uitznaua, die 400 Südlichen, gegen den Schlangenberg unter Führung des Coyolxauhqui heranstürmen, um ihn und seine Mutter zu töten. Er aber greift sie an,

zerschmettert die Coyolxauhqui, schneidet ihr den Kopf ab und verjagt und tötet die 400 Südlichen. (Sahagun III 1 § 1.)

Der hier zugrunde liegende Naturmythus ist ausserordentlich durchsichtig. Uitzilopochtli ist der junge Sonnengott, der, am Morgen von der Erdgöttin geboren, den Mond und die Sterne verjagt. Und mit einem Male haben wir die Antwort auf die oben aufgestellte Frage. Die Sterne sind die von der Sonne Getöteten, sie werden aus diesem Grunde als Schädel abgebildet. Interessant ist auch die Tatsache, dass ein grosses, beim Haupttempel in Mexiko gefundenes Werkstück aus Stein den mit Schellen und der Hieroglyphe für Gold auf den Wangen versehenen Kopf einer Göttin darstellt, eine Darstellung, die ohne Zweifel den Kopf der Coyolxauhqui (coyolli = Schelle, xaua = bemalen) betrifft (vgl. Seler a. a. O. II S. 814).

Aber noch eine andere Beziehung scheint bei den auf der Fassade des Tempels eingefügten Schädeln vorzuliegen, nämlich die zum Monde. Das sechste Tageszeichen, miquiztli, Tod, das durch einen Schädel repräsentiert wird (Abb. 2), hat zum Regenten den Mondgott, Teccistecatli („Der mit dem Meerschneckengehäuse“, vgl. Seler, Erläuterungen zum Cod. Borgia, Bd. I S. 102 ff.). Der Mond wird nämlich auch bei anderen Völkern einfach als Schädel aufgefasst. Und ebenso zeichneten die Mexikaner den Mond als Knochengefäss, in welchem sich Wasser und ein Kaninchen, ihr „Mann im Monde“, befinden. Jedenfalls werden auch die Beziehungen des Mondes zum Tode mitgesprochen haben, denn der Mond ist der Sterbende und Wiederauflebende.



Abb. 2.
Das 6. Tageszeichen,
miquiztli. Cod. Borgia.

Um ferner die Darstellung der Meerschneckengehäuse auf dem First des Tempeldaches zu verstehen, müssen wir uns erinnern, dass der Mond in der Tat als Meerschneckengehäuse aufgefasst wird (s. o. Tecqistecatli, vgl. als weiteren Beleg die Darstellungen von Sonne und Mond am Stern-

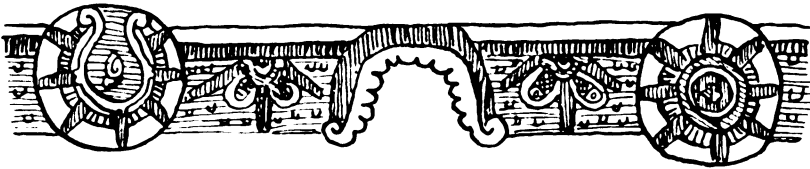


Abb. 3. Sonne, Mond und Sterne am Himmel. Cod. Nuttall 19.

himmel, Cod. Nuttall 19, wo die Sonnenscheibe im Innern das olin-Zeichen, der Mond ein Meerschneckengehäuse zeigt, Abb. 3), eine Anschauung, der die unmittelbare Naturbeobachtung zugrunde liegt. Der Mond zieht sich in sein Gehäuse zurück und kommt daraus wieder hervor, er verschwindet teilweise und ganz und wird dann wieder mehr und mehr sichtbar. Wir hätten demgemäss die Darstellung von Meerschneckengehäusen auf dem Tempeldachfirst als mit der Idee des Mondes zusammenhängend anzusehen. Warum sind aber mehrere Schneckengehäuse und Schädel abgebildet? Hätte man den Mond allein darstellen wollen, so

wäre der Kopf der Coyolxauhqui etwa oder eine Meerschnecke ausreichend gewesen. Man wird sich wohl vorstellen dürfen, dass Mond und Sterne nicht scharf getrennt worden sind und dass infolgedessen Monde als Sterne oder Sterne als Monde, wie man will, — abgebildet worden sind.

Wir wollen versuchen, einige weitere Stützen für die zuletzt aufgestellte Hypothese beizubringen, dieselbe jedoch noch einmal so formulieren: Die Darstellung von Mond- und Sternbildern geht in Mexiko vielfach ineinander über, ist also nicht immer scharf



Abb. 4. Der herabkommende Planet Venus. Dresdner Maya-Handschrift Blatt 58.



Abb. 5. Der Mond mit dem Steinmesser. Cod. Borgia 50.

zu trennen. Zunächst möchten wir auf eine Darstellung des Mondes bei den Maya aufmerksam machen. In der Dresdener Handschrift, Blatt 58 (Abb. 4) ist die Sonne, der Mond und der Morgenstern abgebildet (entsprechend dem schönen Blatte des Cod. Borgia Nr. 71), und zwar ist der Morgenstern in menschlicher Gestalt, Sonne und Mond dagegen sind als Scheiben auf je einem hellen und einem dunklen Felde abgebildet, also als Lichtkörper, die zwischen Auf- und Niedergang stehen (vgl. das mexikanische Tageszeichen olin; dazu Seler, Cod. Borgia, I S. 14). Die Sonne ist in üblicher Weise als kleiner Kreis mit Strahlen nach den vier Richtungen dargestellt, der Mond gegenüber geradezu als Schädel. Nach dem obengesagten ist die Analogie zu der mexikanischen Auffassung unmittelbar verständlich.

Einen weiteren Beleg für die oben aufgestellte Hypothese, der zufolge Mond- und Sterndarstellungen nicht immer scharf von einander zu trennen sind, bietet uns die Auffassung des Mondes als Steinmesser. Ganz deutlich geht diese aus manchen Bildern des Mondes im Cod. Borgia, und zwar Blatt 18, 50 und 58, hervor, wo geradezu ein Steinmesser im Monde gezeichnet ist (Abb. 5). Ausserdem begegnen wir Darstellungen, bei denen die Erdkröte ein Steinmesser aus ihrem geöffneten Rachen entlässt (Borbonicus 15), was natürlicherweise auf nichts anderes als den Mond gedeutet werden kann, den Mond, wie er aus der Erde hervortritt.

Und so ist auch ein Steinmesser Symbol und Abzeichen des Mondgottes naui tecpatl (vgl. Seler, Cod. Borgia, II 228). Xipe totec wird in manchen Bilderschriften als Steinmesser — d. h. als Opfer- und Mondgott gezeichnet. Denn Xipe, „der Geschundene“, der Gott, welcher die Haut abstreift (wie eine Schlange; s. u.), ist wiederum ein Mondgott. Später ist er dann zum Vegetationsgott geworden infolge einer naheliegenden Ideenverbindung. In einer nordamerikanischen Sage von Tawiskara (bei Irokesen, Huronen und Verwandten) gebiert die Mondgöttin einen Feuerstein (mex. tecpatl = Feuerstein oder Steinmesser).

Nun aber sind die Figuren von Steinmessern zuweilen auch gleich Sterngottfiguren (Seler, Cod. Borgia, II 12). Und so finden wir an manchen Stellen Himmelsdarstellungen, wo Augen, d. h. Sterne und Steinmesser, d. h. Sterne oder Monde, vereinigt sind (Abb. 6). Hier ist also wiederum deutlich, dass Monde und Sterne nicht scharf unterschieden werden. Dass der Mond als Steinmesser gezeichnet wird, hat seinen Grund in der Gestalt des Halbmondes, der einem steinernen altmexikanischen Opfermesser ähnlich sieht.

Auf einen weiteren hierhergehörigen Zusammenhang hat zuerst Preuss die Aufmerksamkeit gelenkt. Wir meinen den Zusammenhang zwischen den vielfach in den Bilderschriften vorkommenden Häkchen und dem halbmondförmigen Schmetterling (Abb. 7). Wir meinen, dass man die Häkchen in vielen Fällen einfach wird als Mondsicheln bezeichnen

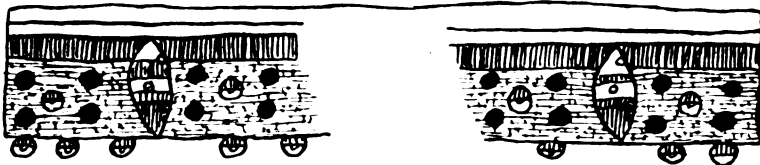


Abb. 6. Steinmesser und Augen als Himmelskörper. Cod. Borgia 50.



Abb. 7. Pulqueschale mit herausschäumendem Getränk, darauf Häkchenzeichnung und zwei Monde. Cod. Borgia 58.



Abb. 8. Hieroglyphe Youallan, „am Orte der Nacht“. Libro de los tributos 15.

dürfen; dass die Häkchen aber auch noch mancherlei andere Bedeutung haben, muss dabei jedoch gleichfalls festgestellt werden. Denn ebenso wie Schädeldarstellungen nicht überall Monde und Sterne bedeuten, sondern einfach als Köpfe von Geopferten oder Todessymbole anzusehen sind, wie ferner die Steinmesser in den meisten Fällen in den Handschriften, wie auf Skulpturen und anderen Werkstücken als Opfermesser aufzufassen sind oder auch zur Bezeichnung des Scharfen, Reissenden usw. dienen, so bedeuten die Häkchen an vielen Stellen der Bilderschriften etwas anderes als Monde und Schmetterlinge. Sie deuten nämlich oft die lockere oder flockige Beschaffenheit (Baumwolle) einer Substanz an, oder etwas Körniges (Erde), schaumiges (Pulque), endlich auch zerstochnes Papier. (Hieroglyphe Çoçollan im Cod. Mendoza, „am Orte des vielfach Zerstochnen“.) An den meisten Stellen treten allerdings die Häkchen zusammen mit Augen in der Darstellung des Nachthimmels auf, wo die Augen, wie wir bereits bemerkt haben, Sterne bedeuten (Abb. 8). Oder

man sieht die Häkchen auf Himmelsdarstellungen mit Sonne und Mond zusammen abgebildet (Cod. Nuttall 19, Abb. 3). Wir werden also hier die Vermutung wagen dürfen, dass die Häkchen hier Monde oder Sterne bedeuten, was, wie wir nun bereits an mehreren Beispielen gesehen haben, vielfach auf ein gleiches hinauskommt.

Von bildlichen Darstellungen erwähnen wir endlich noch diejenigen des von Seler so genannten Stern- oder Strahlenauges (Abb. 9). Hier ist ein Auge (Stern) mit Braue darunter gezeichnet; diese ist ganz so wie ein Nasenhalbmond (z. B. der Tlaçolteotl) gestaltet; man kann also auch hier annehmen, dass der Mond mit dem Stern kombiniert dargestellt sein soll.

Ausserdem gehen von dem Auge Strahlen aus, die teils als gestielte Augen, teils als Steinmesser gezeichnet sind, was gleichfalls auf den obendargelegten Zusammenhang hinzudeuten scheint.

Wir gehen nunmehr dazu über, einige zu diesen Anschauungen gehörige Bezeichnungen für Sterne, und was damit zusammenhängt, anzuführen. Die Pulquegötter heissen im Mexikanischen „centzon totochtin“, d. h. die 400 Kaninchen. cen-tzon bedeutet eigentlich „ein Haar“, d. i. ein Haarschopf, und so wird auch in den Bilderhandschriften eine Rispe dafür gezeichnet, welche ein Haarbüschel darstellt. 400 bedeutet natürlich ebensoviel wie eine grössere, nicht näher zu bestimmende Anzahl. Eine interessante Parallele hierzu

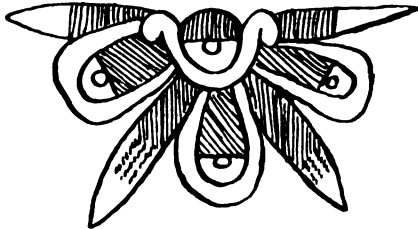


Abb. 9. Stern- oder Strahlenauge.
Wandmalereien von Mitla. Nach Seler.

bietet die Angabe, dass primitive Indianer Südamerikas, wenn sie aufgefordert werden, zu zählen, und die gewünschten Zahlen ihre Fassungskraft übersteigen, an die Haare fassen und dazu „Menge Menge sagen.

totochtin heisst „die Kaninchen“, d. h. die Monde. Denn die mexikanische Sage (Sahagun VII, 2) weiss folgendes zu berichten: Als die Götter in Teotihuacan berieten, wer von ihnen Sonne und wer Mond werden sollte, meldeten sich Nanauatzin, „der kleine Syphilitische“ und Tecçistecatl, „der mit dem Meerschneckengehäuse“ (s. o.). Sie bereiteten sich denn auch durch Fasten und Opfer vor und sprangen darauf ins Feuer, Nanauatzin zuerst, er wurde zur Sonne, dann Tecçistecatl, er wurde zum Monde. Als dann die beiden Himmelskörper aufgegangen waren, schlugen die Götter dem Monde, damit er nicht ebenso hell leuchte wie die Sonne, mit einem Kaninchen ins Gesicht, weswegen derselbe noch heute ein Kaninchen auf seiner Fläche zeigt. — Eine ganz ähnliche Anschauung hatten übrigens auch die Sanskrit-Inder, welche den Mond sašin, „den mit dem Hasen“, nannten. In Japan und bei den primitiven Waldindianern Zentralbrasiliens finden wir dieselbe Anschauung, nämlich das Kaninchen im Monde, eine Anschauung, welche demgemäss auf einer gleichartigen Naturbeobachtung beruhen muss.

Auf eine Naturbeobachtung glauben wir übrigens auch die seltsame Konzeption des Sonnengottes als Syphilitiker zurückführen zu dürfen.

Den Mexikanern, die den Planeten Venus als Morgen- und Abendstern und ebenso den Mond genau beobachtet haben, werden sicherlich auch die Sonnenflecke aufgefallen sein, es ist daher nicht unmöglich, dass sie dieselben als den venerischen Aussatz der Sonne aufgefasst haben, und so den Sonnengott syphilitisch nannten. Es wäre nicht unmöglich, dass man im alten Mexiko auch die Veränderung der Sonnenflecke, ihr Verschwinden und Wiederauftauchen beobachtet und mit der Veränderung der durch Syphilis pathologisch affizierten Haut verglichen hat, doch dies nur nebenbei.

Das Kaninchen ist also der Mond und die Pulquegötter sind Mondgötter, auch sie hängen wie Xipe (als Mond- und Vegetationsgott; s. o.) mit den Ideen der Lebensmittelfülle unmittelbar zusammen. Da es nun aber nicht eine Menge Monde gibt, wenigstens nicht für die alten Mexikaner, so werden wir wohl wiederum die Idee heranziehen dürfen, dass Mond und Sterne nicht prinzipiell verschieden sind, die centzon totochtin werden also sowohl als Mond, wie Sternengötter zu gelten haben.

Wir haben oben beim Mythos des Uitzilopochtli von den Centzon Uitznau gesprochen. Diese repräsentieren, wie ihr Name sagt, recht eigentlich die Sterne des Südhimmels; im Gegensatz dazu stehen die Sterne des Nordhimmels, welche centzon Mimixcoua, die 400 Wolken-schlangen heissen. Dieser Name ist zunächst etwas befremdlich, er wird aber sofort verständlich, wenn wir ihn auf mythische Konzeptionen, die den Mond betreffen, beziehen. Der Mond wird an vielen Stellen der Erde als Schlange aufgefasst. Denn wie die Schlange ihre Haut abstreift und nach der Häutung um so prächtiger erscheint, so verjüngt sich auch der Mond immer wieder (vgl. das oben über Xipe gesagte). Die hierher gehörige mexikanische Auffassung vom Monde findet ihren Ausdruck in dem Namen und teilweise auch in der Darstellung des Windgottes, des alten Mondgottes Quetzalcouatl. Sein Name bedeutet Quetzalfederschlange, eine mit Federn bedeckte Schlange. Es ist der Kulturheros, der nach Osten, der Sonne entgegen, wandert, um in ihren Strahlen zu verbrennen. Sein Herz steigt dann als Morgenstern zum Himmel empor.

Der Name Quetzalcouatl hat aber noch eine zweite Bedeutung, und zwar: „kostbarer Zwilling“. Das sonst für Zwilling gebrauchte Wort ist Xolotl, dies wird zur Bezeichnung von Geminationen gebraucht, aber auch auf die Larve des in den mexikanischen Seen vielfach vorkommenden Wasserlurches *Amblystoma mexicanum* angewandt. Dieser heisst Axolotl, d. h. Wasserzwillling, was genauer ein Tier bedeutet, das in verschiedenerlei Gestalt auftritt (Amphibie). Wenn nun Quetzalcouatl der kostbare Zwilling heisst, so liegt bei Heranziehung des Wortes Xolotl und seiner Bedeutungen die Vermutung nahe, dass man ihn so genannt hat, weil er ein Mondgott ist und der Mond in verschiedener Gestalt erscheint. Auch die typische Gesichtsbemalung des Gottes stimmt anscheinend zu seiner Mondnatur, im Profil ist die Vorderseite des Gesichtes gelb, die Hinterpartie schwarz gemalt, (um den Mund herum rot) wenn man sich also das Gesicht en

face gedreht denkt, ergibt sich ungefähr eine gelbe Mondscheibe auf schwarzem Grunde, dem dunklen Nachthimmel. Ausserdem trägt Quetzalcouatl als Brustschmuck den Querschiff einer Meerschnecke (s. o.), ferner abgerundeten und gewundenen Schmuck u. a. m., was alles für seinen Mondcharakter spricht.

Quetzalcouatl wird nun in Chiapas, als Cuchulchan, „die Schlange, die im Wasser geht“, genannt; das bedeutet ganz klar den Mond, der durch den Himmelsozean streicht. Und ebenso werden wir uns die oben genannten Sterngötter des Nordhimmels, die Mimixcoua, die Wolkenschlangen, als Mondsterne zu denken haben, die durch die Wolken wandern.

Übrigens ist Mixcouatl, „die Wolkenschlange“, der Gott der Chichimeken und der Jagd, gleichfalls ein Sterngott.

Auch die als Sterngottheiten aufzufassenden Tzitzimime, die Dunkelheitsdämonen, die entweder in der Gestalt von gespenstischen Weibern (den im Kindbett gestorbenen Frauen wird diese Rolle zugewiesen; vgl.

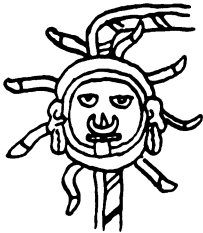


Abb. 10. Tzitzimitl.
Cod. Borgia 34.

Cod. Borgia 50), oder von spinnenartigen Wesen gedacht werden, tragen Nasenhalbmonde (NB. auch dann, wenn sie als Spinnenwesen gezeichnet sind; vgl. Cod. Borgia 34, Abb. 10), wie sie im Grunde nur von alten Mondgöttern (Xipe, Tlaçolteotl, den Pulquegöttern) getragen werden. Auch hier also geht wiederum die Auffassung von Mond- und Sternwesen durcheinander. Übrigens verschmelzen bei der Anschauung von den Tzitzimime Motive des Alb- und Fratzentraumes mit der Auffassung von ihnen als Sternwesen. Die im Kindbett gestorbenen Frauen

erscheinen, wie auch leicht erklärlich, als alldrückende Wesen, wie es heisst, „als gespenstische Weiber, welche die Männer zu Sünde und Unzucht verführen“, oder als Spinnen, eine häufige Form des sogenannten Fratzentraumes. (Vgl. über den Alb- und Fratzentraum als die beiden Formen des Angsttraumes Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1906. Bd. II 2 S. 109—122.)

Quetzalcouatl ist, wie wir oben gesehen haben, der Mond, der nach Westen wandert, um im Tlillan-Tlapallan, dem Schwarz-Rotlande, dem Lande des Unterganges, dem Lande der Schrift, zu verschwinden. Auf das schwarzrote Land der Dämmerung bezieht sich u. a. auch die schwarzrote Bemalung des Gewandes der Tlaçolteotl, der alten Mondgöttin, auf welchem Halbmonde in Menge zu sehen sind. Auch die zweigeteilte Bemalung der Ballspielplätze in den Bilderschriften wird sich darauf beziehen, sollten doch die Ballspielplätze den Himmel darstellen, an dem sich Sonne und Mond als Bälle bewegten.

In einer immer noch recht rätselhaften Figur des mexikanischen Pantheons finden wir nun schwarz und rot vereinigt. Oder vielmehr, diese Figur tritt das einmal schwarz, das anderemal rot auf; beide mit verschiedenen Farben bemalt, treten sich (im Cod. Borgia) auf dem Ballspielplatz gegenüber. Es ist der rote (tlatlahqui) und der schwarze

(yayauhqui) Tezcatlipoca. Dieser Name bedeutet „der rauchende Spiegel“, der Gott heisst auch ce miquiztli (eins Tod, s. o., durch einen Schädel repräsentiert), was zugleich sein Tag ist. Den Rätseln, welche diese Figur bietet, beizukommen, ist am ersten möglich, wenn man sie als Mondgotttheit fasst, sie ist dann in ihrer Doppelgestalt am leichtesten zu begreifen, und zwar als Hell- und Schwarzmond. Die grosse, rötliche, leuchtende Mondscheibe am Horizont und der in den Tropen deutlich zu sehende schwarze Mond (der rauchende Spiegel, tezcatl, welcher in den Bilderschriften schwarz dargestellt wird) haben den Ausgangspunkt für diese mythologische Konzeption gebildet. Ausserdem wird Tezcatlipoca mit einem abgerissenen Fuss abgebildet, es ist also ein Lichtkörper gemeint, dem ein Teil abgezackt wird. (Symplegadenmotiv.) In einigen Bilderschriften sehen wir bei ihm ein Krokodil (cipactli, „der Fisch, aus welchem die Erde gemacht ist“), das Tier der Erde, welches den Fuss abgerissen hat. Tezcatlipoca trägt ferner als Brustschmuck einen Ring,



Abb. 11. Tezcatlipocas Anauatl als Auge (Stern).
Cod. Fejérváry-Mayer 24.

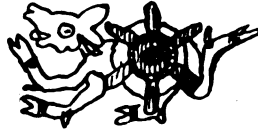


Abb. 12. Der Hirsch, die Sonne tragend und das Kaninchen, den Mond tragend.
Cod. Borgia 33.

Anauatl; dieser wird zuweilen einfach als Auge, also als Stern, dargestellt (Abb. 11, s. die Zusammenstellung bei Seler, Ges. Abh. Bd. II S. 71). Es ist nicht unmöglich, dass auch hier wiederum die Idee mitspricht, dass die Darstellungen von Mond und Sternen im Grunde nicht so sehr voneinander verschieden, als vielmehr ineinander übergehend anzusehen sind.

Wenn wir ferner noch bedenken, dass der Mond vielfach als Sonne der Nacht gezeichnet wird, so können wir wohl verstehen, dass mythologische Gestalten, welche den Mond repräsentieren, gelegentlich Sonnenzüge tragen, ebenso, dass Sterngottheiten mit Mondzügen ausgestattet werden u. a. m.

Endlich möchten wir noch auf folgendes aufmerksam machen. Wie das Kaninchen im alten Mexiko das Tier des Mondes ist, so ist der Hirsch das Tier der Sonne (Abb. 12). Nun fand Preuss bei den Cora die Anschauung, dass die Sterne als Hirsche aufgefasst werden. Wenn wir also diese mythologische Konzeption mit der der alten Mexikaner in Parallele setzen, so erscheint auch der Unterschied von Sonne und Sternen in diesem Kulturkreise nicht allzu rigoros aufgefasst worden zu sein.

Nach den obigen Ausführungen wird es verständlich sein, dass in den Mythen und Anschauungen der alten Mexikaner eine gewisse Vieldeutigkeit und Buntheit zutage tritt, dass aber nichtsdestoweniger die Beziehungen der Dinge zueinander, welche die Einheit unter ihnen vermitteln, in vielen Fällen auf das Deutlichste sich erkennen lassen.

Nachträge und Berichtigungen

zu **Robert Beltz-Schwerin**

Die Latènefibeln

s. S. 663.

S. 669 Z. 3 von oben ist nachzutragen: Hagenau i. E., Städtisches Museum.

Desgl. S. 669 Z. 10 von unten: Mülhausen i. E., Städtisches Museum.

S. 670 Z. 17 von oben: Saalburgmuseum.

S. 673 Z. 9 von unten: 255 (für 250).

S. 685 Z. 9 von oben: Die Fibel mit umgeschlagenem Fuss in Gesellschaft echter Mittellatènefibeln ist jetzt auch in Südrussland (Maritzyn Guvrn. Cherson) nachgewiesen: M. Ebert Pr. Z. III S. 235.

1. A. 1. Maskenfibeln ●.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 696 10 a	Fo. unb. (Rheinhessen?)	Darmstadt L. M.	Br. V. A. Kopf an Bügelkopf und Fuss S einseitig	?	Anthes-Darmstadt
S. 697 13 a	Fischen ¹⁾ , B.-A. Weilheim	München St. S.	Br. Bruchstück Menschenkopf	Grabhügelgruppe zwischen Fischen und Pähl	Naue, Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee 1887 S. 14 Taf. XXV, 6
S. 697 13 b	Huglfing ²⁾ , B.-A. Weilheim	Ebendort	Br. Bruchstück B geschwollen, unverziert, F Menschenkopf	Grabhügelgruppe VII B	Ebendort S. 49 Taf. XXV, 12

1. A. 2. Vogelkopffibeln +.

S. 699 15 a	Schirrhainer Weg ³⁾ bei Hagenau (Unterelsass)	Hagenau	Br. Var. B	Grabhügelgruppe	Forrer-Strassburg
S. 699 15 b	Uhlweller , Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendort	E S 1 B A 2 F A 5	Desgl.	Derselbe
S. 700 25 a	Fischen ⁴⁾ , B.-A. Weilheim	München St. S.	Br. B A 5 F A 4. 5 (mit B verbunden)	Grabhügelgruppe zwischen Fischen und Pähl	Naue, Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee 1887 S. 14 Taf. XXV, 5

Begleitende Funde. 1) **Fischen**: Hügel c + 15a. E Krummesser, Ring. Tonschüssel. — 2) **Huglfing**: Gr. 2. Durch Nachbestattung gestört. — ∇ 135a. — 3) **Schirrhainerweg**: S. Δ 82 l. — 4) **Fischen**: Hügel c. ● 13a. E: Krummesser, Ring. Tonschüssel.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 700 25 b c	Pähl ¹⁾ , B.-A. Weilheim	München St. S.	Br. S 4 (Armbrust) B A 1 F A 5 (1 Bruchstück)	Grabhügelgruppe zwischen Pähl und Wilshofen	Naue a. a. O. S. 19 Taf. XXV 7. 9
S. 700 25 d	Ebendorf ²⁾	Ebendorf	Br. äussere S B A 2 F beschädigt	Desgl.	Naue a. a. O. S. 19 Taf. XXV, 8
S. 707 122 a	Haghof ³⁾ , B.-A. Sulzbach (Oberpfalz)	Nürnberg N. G.	B A 2 F runder Kopf, mit B verbunden, S abgebrochen	Grabhügel in der Stadelleite (Skelett)	Hörmann-Nürnberg
S. 707 129	Schernfeld	—	—	—	—
S. 707 130 a	Mischelbach , B.-A. Weissenburg (Mittelfranken)	Gunzenhausen	Br. S 2. 4 B A 1 F A 2	Hügelgrab Nachbestattung	Hock-Würzburg. Eidam, Jahresber. d. Ver. f. Mittelfranken XLIII. 1889 S. 39 Taf. VI, 1
S. 708 137 a	Taschendorf ⁴⁾ , B.-A. Scheinfeld (Mittelfranken)	Würzburg	Br. Sonderform S 2. 4 B A 1. 5 an den Seiten grosse Augen F A 1; aus dem zurückgebogenen Kopf entwickelt sich ein zweiter kleinerer	Hügelgrab	Hock
S. 708 139 a. b. c	Mittelfranken	Ansbach	Br. S fehlt B A 1. 5 F A 1 S fehlt B A 1 F A 1 mit grossem Auge S 2 B A 1 F A 1 klein	—	Derselbe
S. 708 143	Cammerlohe	—	—	Zweifelhafter Fundort	Derselbe
S. 710 169 a	Staffelberg ⁵⁾ , B.-A. Staffelstein (Oberfranken)	Lichtenfels Privatbesitz	Br. S fehlt B A 2 F A 2	Ringwall	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Pähl**: Hügel 6 (Skelett): Br. Fingerring, Nadel. — 2) **Pähl**: Mit dem vorigen. — 3) **Haghof**: Kleine Toilettengegenstände, Tongefäss. — 4) **Taschendorf**: Br. Bandfibel (hallstättisch?). — 5) **Staffelberg**: Br. Tierfibeln, Δ 254 d.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 710 169 b	Oberleitersbach, B.-A. Staffelstein (Oberfranken)	Bamberg	Br. S fehlt B A 1 F A 2	Hügelgrab (Skelett)	Hock, Hermann. 5 Jahresber. d. hist. V. Bamberg S. 15 Taf. VII, 87
S. 712 235 a	Gr. Tschirnau, Kr. Guhrau	Breslau	E B A 2 F A 5 (einem Seeferdchen gleichend)	Urnengrab	Seger
S. 713 243, 244	Nienburg. Gegend von Lüneburg	—	—	Herkunft unsicher	Hahne-Hannover

S. 712. 713 No. 236 bis 241 s. unten S. 935.

2. Frühlatènefibeln Δ .

S. 715 18 a	Rittershausen, Dillkreis	Wiesbaden	E derb, gross S 4 B I 1 F I 3 (durch Rost entstellt)	Ringwall	Brenner-Wiesbaden
S. 715 15 a	Wiesbaden	Ebendorf	E	In dem römischen Kastell	Ritterling, Limes Nr 31 Wiesbaden S. 91 Abb. 5, 1
S. 715 15 bis e	Ebendorf ¹⁾	Ebendorf	Br. u. E	Brandgräber	Ritterling, Jahresber. des Landesmuseums f. 1910
S. 718 82 a. b	Königsbrück²⁾, Kr. Hagenau (Unterelsass)	Hagenau	Br. S 1 B I 1 F I 1 (eine mit Fortsatz)	Hügelgräber	Forrer
S. 718 82 c	Kurzgeländ, Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendorf	Br. gleich der vorigen	Desgl.	Derselbe
S. 718 82 d	Mägstab³⁾, Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendorf	E! B I 12 F I 2	Desgl.	Derselbe
S. 718 82 e. f	Ebendorf	Ebendorf	Br. S 1 B I 1 F I 1 z. T. mit Fortsatz	Aus Hügelgräbern	Derselbe
S. 718 82 g. h	Oberfeld, Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendorf	Br. S 1 B I 1 F I 1 mit kleinem Fortsatz	Desgl.	Derselbe
S. 718 82 i	Schirrhein, Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendorf	Br B I 4 F I 11 (mit Email)	Desgl.	Derselbe. Vgl. Vor- u. frühgesch. Wandtafeln für Elsass-Lothringen F. 88 Reallexikon S. 59, 18

Begleitende Funde. 1) **Wiesbaden**: E. zusammengebogenes Schwert, Lanzen-
spitze. — Tonflasche, Töpfe. — 2) **Königsbrück**: Paukenfibel. — 3) **Mägstab**: Pauken-
fibel.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 718 82 k	Schirrhein , Kr. Hagenau (Unterelsass)	Hagenau	Br. B I 5 F I 3	Hügelgräber	Derselbe. De Ring in Faudel u. Bleicher, Matériaux V Taf. X, 14
S. 718 82 l	Schirrheimerweg¹⁾ bei Hagenau (Unterelsass)	Ebendort	Br. ähnlich dem vorigen	Desgl.	Derselbe
S. 718 82 m	Uhlweiler²⁾ , Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendort	Br. B I 10 F fehlt	Desgl.	Derselbe
S. 718 82 n. o	Weißbruch , Kr. Hagenau (Unterelsass)	Ebendort	Br. B I 3 F I 6	Hügelgrab	Derselbe
S. 718 85 a	Habsheim , Kr. Mülhausen (Oberelsass)	Mülhausen	Br. S 1 B I 1 F I 1	Desgl.	Derselbe. Faudel u. Bleicher a. a. O. Taf. X, 14

S. 726 Nr. 188: Nach gefl. Mitteilung von P. Reinecke ist das Fundstück identisch mit dem von Bruck a. d. Alz Δ 177.

S. 728 Nr. 224: Kl. Alfalterbach vor Δ 203 zu stellen.

S. 730 249 a	Forchheim³⁾ , (Oberfranken)	Forchheim	Br. S 1 B I 3 F I 10	Ringwall Walberla	Hock
S. 730 254 a	Wattendorf , B.-A. Bam- berg I (Ober- franken)	Bamberg	Br. S 1 B I 1. 17 F I 5. Sehr klein	Hügelgrab mit Kinder- skelett	Hock. Hermann, 5. Jahresb. d. hist. Vereins Bamberg S. 18 Taf. VII, 85
S. 730 254 b	Schwabthal⁴⁾ , B.-A. Staffel- stein (Ober- franken)	Privat- sammlung in Lichten- fels	Ähnlich Abb. 9, aber F zu einem Kolben verändert	Steinsetzung auf der Tiefenthaler Höhe	Hörmann-Nürn- berg
S. 730 254 c	Ebendort	Ebendort	Ähnlich Abb. 13	Ebendort	Derselbe
S. 730 254 d	Staffelberg⁵⁾ , B.-A. Staffel- stein (Ober- franken)	Desgl.	Br. S 1 B I 3. 13 F I 7 (rudimentärer Vogelkopf)	Ringwall	Hock.
S. 730 254 e	Ebendort	Desgl.	Br. S 1 B I 3 F I 7 (Kopf)	Ebendort	Derselbe
S. 730 254 f	Ebendort	Desgl.	Br S 1 B I 3 F abgebrochen	Ebendort	Derselbe
S. 730 254 g	Ebendort	Desgl.	Br. S 1 B I 1 sehr hoch F I 6	Ebendort	Derselbe.

Begleitende Funde. 1) **Schirrheimerweg**: S. \dagger 15a. — 2) **Uhlweiler**: S. \dagger 15b.
3) **Forchheim**: Frühmittelalterlicher Fund von demselben Wall P. Z. III S. 163. —
4) **Schwabthal**: Einzige Beigabe des Beerdigten. — 5) **Staffelberg**: Bruchstücke
von vielen ähnlichen. S. \dagger 169a.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 730 255 a	Köttel , B.-A. Lichtenfels (Oberfranken)	Bamberg	Br. S 1 B I 3. 14 F I 10	Hügelgrab (Skelett)	Hock. Hermann, a. a. O. S. 18 Taf. VII, 87.
S. 730 258 a	Engelthal ¹⁾ (Mühlanger), B.-A. Hersbruck (Mittel-franken)	Nürnberg N.-G.	Br. S 1 B I 3 F I 10	Hügelgrab II	Hock. Wunder, Abh. d. naturhist. Ges. Nürnberg XV Taf. VII, 8.
S. 730 258 b	Schambach , B.-A. Weissenburg (Mittel-franken)	Weissenburg	Br. S 1 B I 2 F I 10	Nachbestattung in einem Hügelgrabe	Hock. Pr. Bl. IV S. 4 Taf. I, 6
S. 731 260 a. b	Mittel-franken?	Ansbach	Br. S 1 B I 1 F I 9.	—	Hock
S. 732 264 a	Wohlmut-hausen	Jena	Br. m. eis. Achse S 2. 4 (Arm-brust) B I 7 F I 5	Wallburg Disburg	Eichhorn, Goetz-
S. 732 282 a	Jüdewein ²⁾ , Kr. Saalfeld (S.-Meiningen)	Meiningen	Br. B I 3 F I 10	Skelettgräber am Abhänge der Altenburg	Kropp, a. a. O. S. 77
S. 732 282 b	Köditz ³⁾ , Kr. Saalfeld (S.-Meiningen)	Ebendorf	4 Exemplare Duxer Art, auch mit F I 11	Skelettgräber	Kropp, a. a. O. S. 83.

S. 732 zu 286 Anm. 7: Die Gussstätte hängt mit den Fibelfunden nicht zusammen, ist altbronzezeitlich (Eichhorn).

S. 732 zu 288	Nerkewitz	—	Eisen. B I 2 (runder Querschnitt) F kleiner Doppelkegel	—	Eichhorn
S. 734 319 a	Ranis ⁴⁾ , Kr. Ziegenrück	Hohenleuben Reichenfels	S Br. Sonderform B Drahtverschlingungen F I 16	Skelettgräberfeld	Kropp, a. a. O. S. 32 Abb. 49
S. 734 319 b	Wöhlsdorf ⁵⁾ , Kr. Ziegenrück	Ebendorf	Br. B I 3 (m. umfassendem Wulst auf dem Scheitel) F I 10 (Mit kleiner Kette)	Skelettgräberfeld	Kropp, a. a. O. S. 51—52. Abb. 75

Begleitende Funde. 1) **Engelthal**: Vgl. † 133. — 2) **Jüdewein**: Von anderen Stellen Δ 282. 318. Grab 1: 5 Hals- und Armringe, Nadel mit Doppelschale. — 3) **Köditz**: Br. Hals- und Armringe. — 4) **Ranis**: Grab 28: 3 Skelette übereinander. E: 2 Armringe, Br. Ohrring, Rest einer Fibel. 2 Spinnwirtel. Tongefäss. — 5) **Wöhlsdorf**: Grab A 10 (unsichere Untersuchung).

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 736 345 a	Umgegend von Magdeburg	Magdeburg	E. S 2 B I 4 (geschwollen) F I 3	—	Kupka
S. 736 361 a	Hänichen ¹⁾ b. Schkeuditz Kgr. Sachsen	Leipzig	Br. Sonderform, 7 walzenförmige Korallen aufgesteckt auf die Achsenden, seitlich von B u. F	—	Jacob-Leipzig
S. 737 360	Gr. Kühnau	Dessau, Heimatmuseum	—	—	—
S. 737 360 a	Rossdorf ²⁾ , Kr. Dessau	Ebendorf	E. S anscheinend 1 B I 1 (stark) F I 2	Urnenfeld auf dem Galgenberge	Seelmann-Dessau
S. 737 360 b	Ebendorf	Ebendorf	E. S 3 B I 8 (stark) F I 4	Desgl.	Derselbe
S. 737 360 c	Ebendorf	Ebendorf	E. S 3 B I 2 F I 4 mit langer Spitze	Desgl.	Derselbe
S. 737 360 d	Ebendorf	Ebendorf	Br. Bruchstück B I 2. 11 F abgebr.	Desgl.	Derselbe
S. 737 360 e	Ebendorf	Ebendorf	Br. norddeutsche Lokalform S 2. 3 F I 5 (Halbwulst)	Desgl.	Derselbe
S. 739 401 a	Pausitz ³⁾ b. Riesa	Dresden	E B I 3 F I 4	Urnenfeld	Deichmüller
S. 739 421 a	Bunzlau ⁴⁾	Breslau	Br. S 2. 3 B fast I 9, leicht gerippt F I 11	—	Sege, Schl. Vorz. VI S. 416, Abb. 1
S. 739 421 b. c	Kentschkau ⁵⁾ , Kr. Breslau	Ebendorf	Br. B I 2. 11 F I 6	Flachgräber mit Skeletten	Sege, a. a. O. S. 406, Abb. 13. 15
S. 739 421 d. e	Oberhof ⁶⁾ Kr. Breslau	Ebendorf	Br. B I 11 F I 6 — Br. S 2 B I 6 F I 13	Skelettgrab	Sege, Schl. V. N. F. III S. 55, Fig. 8. 9.

Begleitende Funde. 1) **Hänichen**: Br. Tierfigur, Gürtelhaken. E Gürtelhaken, Messer. — Tongefäss. (Ähnliches Stück Δ 328). — 2) **Rossdorf**: Reichliche Beigaben: E gerade und gekröpfte Nadeln, Gürtelhaken, Ringe, Br. Armband, Draht. — 113b. — 3) **Pausitz**: Br. grosser Ring, Blechröhre, Nadel, Tutuluskopf. E Nadel mit Kopfscheibe. — 4) **Bunzlau**: [Irrtümlich unter † 236 aufgeführt]. — 5) **Kentschkau**: (Gr. 2: Br. Halsring, 3 kleine Ringe, 2 Schmuckketten, Knopf. 3 Bernsteinperlen, Bärenzahn, Tongefäss. [Irrtümlich unter † 238, 239 aufgeführt]. — 6) **Oberhof**: Br. 2 Armringe mit Scharnierverschluss. 2 Knotenringe. — Lignitring. Tongefässe. [Irrtümlich unter † 241 aufgeführt.]

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 739 740 425 bis 434	Nienburg¹⁾ *	—	—	Fundumstände meist nicht verbürgt	Hahne-Hannover
S. 739 423. 424 S. 740 444. 445 S. 741 446. 447 449 bis 452	Neustadt, Erichshagen, Wölpe, Ulzen, Emmendorf	—	—	Fundverhältnisse nicht verbürgt. Das Wölper Feld identisch mit dem Nienburger	Derselbe
S. 743 481 a	Berensch²⁾ bei Cuxhaven (Amt Ritzebüttel)	Hamburg	Br. V. D. (auf der Scheibe x eingeschnitten, Schmelzeinlage fehlt)	Urnenfeld mit kleinen Hügeln	Byhan-Hamburg
S. 743 481 b	Ebendort ³⁾	Ebendort	Br. V. E	Desgl.	Derselbe
S. 745 516 a. b	Möckern, Kr. Jerichow I	Magdeburg	Br. V. E**) E V. E	—	Kupka
S. 755 704	Hohenrain⁴⁾, Hiltfeld bei Oberebersoll, Kanton Luzern	Luzern	6 Exemplare, Bruchstücke von 5	Skelettgräber	Heierli. Führer durch die präh. Abt. d. Museums Luzern S. 19
S. 755 704 a	Hochdorf⁵⁾, Kanton Luzern	Ebendort	6 Exemplare, Bruchstücke von 4	Desgl.	Ebendort
S. 755 704 b	Oberkirch⁶⁾, Kanton Luzern	Ebendort	Fussknopf	Desgl.	Ebendort

3. Mittellatènefibeln ∇.

S. 763 109 a. b	Strassburg I. E.	Strassburg	Br. B steil ansteigend	= 109?	Forrer
S. 763 111 a	Mülhausen, Oberelsass	Strassburg Slg. Forrer	Br. B steil ansteigend	—	Forrer, Vor- und frühg. Wandtafel Fig. 108

Begleitende Funde. 1) **Nienburg**: 425 und 438: Hügel 11 segelförmige Ohringe; 428: Hügel 9 mit Segelohrringen; 431: Knochenlager 8, allein; 434 und 439: Hügel 10, Knochenlager; 427, 429, 430, 432, 440: Fundstelle C. — 2) **Berensch**: Langer eiserner Gürtelhaken, 14 kl. eiserne Ringe, grosse Urne. — 3) **Berensch**: E Gürtelhaken, Ring mit gr. Klammer, 2 kl. Ringe mit je zwei kleinen Klammern: Bronzespirale; gr. Urne. — 4) **Hohenrain, Hiltfeld**: Br. Ringe verschiedener Art. — 5) **Hochdorf**: Br. Ringe (gewellt). — 6) **Oberkirch**: Br. Ringe, Knopf.

*) Grosses Grabfeld; teils in künstlichen Hügeln, teils flach begraben, Urnengräber und Knochenlager, angeblich gesondert; in einem Falle Nachbestattung in in einem bronzeitlichen Hügel.

**) Identisch mit Δ 344?

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 765 135 a	Huglfing ¹⁾ , B.-A. Weilheim	München St. S.	E stark gerostet. B steil ansteigend	Grabhügelgruppe	Nauw, Hügelgr. zwischen Ammer- und Staffelsee 1887 S. 40 Taf. XXV, 13
S. 771 243. 246 bis 247	Mühlstedt. Kl. Kühnau	Dessau, Heimathmuseum	—	—	—
S. 771 251 a	Gautzsch ²⁾ bei Leipzig	Leipzig	Br. V. J	Urnenfeld (ohne Steinschutz)	Jacob-Leipzig
S. 773 281	Nienburg ³⁾ *)	—	—	Fundumstände meist nicht verbürgt	Hahne
S. 773 291 bis 295 S. 774 311	Wölpe, Hannover, Römstedt	—	—	Fundverhältnisse nicht verbürgt	Derselbe
S. 775 327 a	Westerham ⁴⁾ , Kr. Neuhaus, Prov. Hannover	Hamburg	—	Bronzezeitliche Hügelgräber mit Urnen	Byhan
S. 775 327 b	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 327 c	Ebendort	Ebendort	E, Var. H (mit 2 Br.-Scheiben und 1 Br.-Ring)	Desgl.	Derselbe
S. 775 327 d	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 327 e	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 327 f	Ebendort ⁷⁾	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 327 g	Ebendort	Ebendort	Br., Var. H (mit 3 ovalen Buckeln)	Desgl.	Rautenberg. Jahrb. der wiss. Anstalten, Hamburg III (1886), Taf. III, 33

Begleitende Funde. 1) **Huglfing**: Gr. 6. Nachbestattung (Form?). Br. Gürtelhaken. E Reste. — ● 136. — 2) **Gautzsch**: E ● 115, 2 Gürtelhaken. — 2 Urnen (1 Drehscheibearbeit). — 3) **Nienburg**: 282; 284; 285 Fundstelle C, Knochenlager mit Beigefässen (s. oben Δ); 283: Hügel 10 (s. Δ 434; 439). — 4) **Westerham**: 3 E. Fibeln ● u. ●, 2 Hähchen, Bronzestift. — 5) **Westerham**: U. 46, E. Ring. — 6) **Westerham**: E. Fibel ●. — 7) **Westerham**: U. 46 Bruchstück einer E. Fibel ●.

*) S. oben S. 936.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 775 330 a	Alsterdorf ¹⁾ bei Hamburg	Hamburg	Br.	Urnenfeld	Byhan
S. 775 330 b	Ebendort ²⁾	Ebendort	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 c	Fuhlsbüttel ³⁾ bei Hamburg	Ebendort	E (Bruchstück)	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 d	Ebendort	Ebendort	E	Desgl. U 3	Derselbe
S. 775 330 e	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 f	Ebendort	Ebendort	E, Var. H (mit 2 orna- mental Br.-Walzen)	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 g	Ebendort	Ebendort	Br., Var. J	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 h	Ebendort	Ebendort	Br., Var. J	Desgl. U 4	Derselbe
S. 775 330 i	Ebendort	Ebendort	E	Desgl. U 6	Derselbe
S. 775 330 k	Ebendort	Ebendort	Br., Var. J	Desgl.	Derselbe
S. 775 330 l	Ebendort	Ebendort	Br., Var. F	Desgl. U 31	Derselbe
S. 775 337 a	Holte bei Cuxhaven (Amt Ritze- büttel)	Ebendort	E, Var. H (Bruchstück, 3 Bronze- scheiben)	Bronze- zeitliche Hügel- gräber, mit Urnen, z. T. in Stein- packung Hügel I (zwischen Urnen- scherben)	Rautenberg, Jahrbuch der wiss. Anstalten, Hamburg III (1886), Taf. III. 49
S. 775 337 b	Ebendort	Ebendort	Br., Var. J (Bruchstück)	Desgl.	Byhan
S. 775 337 c	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 337 d	Ebendort	Ebendort	E, Var. F (2 Paar Br.-Kugeln)	Desgl.	Derselbe
S. 775 337 e	Ebendort	Ebendort	Br., Var. H (mit 3 Scheiben)	Hügel X	Rautenberg, Jahrbuch der wiss. Anstalten, Hamburg III (1886), S. 152

Begleitende Funde. 1) **Alsterdorf**: U. 29 2 Ringe mit Klammer, Ring. —
2) **Alsterdorf**: E. Fibel • Kette mit Klammer, Ring mit Klammer, 4 Ringe,
gr. Gürtelhaken. — 3) **Fuhlsbüttel**: E. 2 Ringe, Stücke einer Klammer, Fragment.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 775 337f	Holte bei Cuxhaven (Amt Ritzebüttel)	Hamburg	Br., Var. H (mit 3 ovalen Buckeln)	Hügel X	Rautenberg, Jahrbuch der wiss. Anstalten, Hamburg III (186), S. 152
S. 775 337g	Ebendort ¹⁾	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 775 337h	Ebendort	Ebendort	E	Hügel I	Rautenberg a. a. O. S. 148
S. 775 337i	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Rautenberg a. a. O. S. 148
S. 775 337k	Ebendort ²⁾	Ebendort	E	Desgl.	Rautenberg a. a. O. S. 154
S. 775 337l. m	Ebendort ³⁾	Ebendort	E	Hügel I U 54	Ebendort. S. 148
S. 775 337n	Ebendort	Ebendort	Br. (Bügel, Bruchstück)	Hügel VII U 31	Ebendort, Taf. III, 39
S. 775 337o	Ebendort	Ebendort	E (Bruchstück)	Hügel V U 22	Ebendort, S. 151
S. 775 337p	Ebendort	Ebendort	Br.	Hügel I	Ebendort, Taf. III, 34
S. 775 337q	Ebendort ⁴⁾	Ebendort	E (Bruchstück)	Hügel I U 44	Ebendort, S. 148
S. 775 337r	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	E, Var. H (Bruchstück)	Hügel I	Ebendort. S. 149
S. 775 337s	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	E	Desgl.	Rautenberg a. a. O. Taf. III, 38
S. 775 337t	Ebendort	Ebendort	E	Desgl.	Ebendort, Taf. III, 44
S. 775 337u	Ebendort	Ebendort 1891, 49	Br., Var. F (mit 2 Knöpfen)	—	—
S. 775 337v	Ebendort ⁷⁾	Privat- sammlung	E	Hügel III	Ebendort, S. 150
S. 775 337w	Satelsberg ⁸⁾ bei Gudendorf (Amt Ritzebüttel)	Hamburg	E	18 bronzezeitliche Grabhügel mit Urnen, z. T. mit Stein- packung Hügel 10, N.O.	Byhan
S. 775 337x	Ebendort ⁸⁾	Ebendort	E, Var. F (mit 2 Bronze- kugeln)	Hügel 10	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Holte**: E. Ring, Klammer, Fibelkopf. Bronze-
rest. — 2) **Holte**: Stück einer E. Klammer. — 3) **Holte**: Bruchstück einer Br. Fibel. —
4) **Holte**: E. halbmondförmiges Messer. — 5) **Holte**: E. Messer. — 6) **Holte**: E. Gürtel-
haken mit 2 Br. Nietten, 7 Ringe mit je 2 Klammern, gr. Ring mit 1 Klammer,
Br. gr. Masse halbkugelige Blechstücke (Riemenbeschlag). Urne. — 7) **Holte**: E. halb-
mondförmiges Messer. — 8) **Satelsberg**: Urne, E. kl. Ringe mit 2 Klammern.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 775 387y	Oxstedt bei Cuxhaven (Amt Ritzebützel)	Hamburg	E	—	Byhan
S. 775 387z	Amt Ritzebützel	Ebendorf	E, Var. F (2 Kugeln)	—	Derselbe
S. 776 362a	Zweedorf bei Boizenburg (Mecklenburg-Schwerin)	Ebendorf	E, Var. F (mit 2 Br.-Buckeln)	Urnenfeld	Derselbe
S. 776 362b	Ebendorf ⁴⁾	Ebendorf	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 776 362c	Ebendorf	Ebendorf	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 776 362d	Ebendorf	Ebendorf	Br., Var. J	Desgl.	Derselbe
S. 776 362e	Ebendorf	Ebendorf	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 777 371a	Farsleben ⁵⁾ , Kr. Wolmirstadt	Magdeburg	Br. V. F (3)	—	Kupka
S. 780 426a	Vehlow ⁶⁾ , Ostpriegnitz	Berlin V.-K.	E mehrere	Urnen- und Brandgräber	Goetze-Berlin

S. 785. — Δ 527 ff. \bullet 263 ff. Schumann, Urnenfriedhöfe in Pommern ist Baltische Studien Band 39 Stettin 1889 S. 81 gedruckt; die Sonderabzüge tragen die Bandnummer 38; und die Abhandlung wird gewöhnlich, auch von dem Verfasser selbst, danach zitiert.

4. Spätlatènefibeln 1 ●.

S. 794 7a	Hofheim ¹⁾ , Kr. Wiesbaden	Wiesbaden	Br.	Brandgräber	Ritterling
S. 794 12 a. b, c	Dumberg bei Giessen	Ebendorf	Br.	Ringwall (Wohn- stätten)	Derselbe
S. 795 56a	Achenheim , Landkreis Strassburg	Strassburg	Br. F III 6	Wohngrube	Ferrer
S. 795 58a	Hartmanns- hof , B.-A. Hers- bruck (Mittel- franken)	Ausbach	E (!) S 1 B III 1 (ähnl. dem Typ) F III 5	In einem Steinbruch	Hock

Begleitende Funde. 1) **Zweedorf**: S. ● 68a, \bullet 172. — 2) **Farsleben** S. Δ 504. \bullet 209. — 3) **Vehlow**: \bullet 255a Gürtelhaken usw. — 4) **Hofheim**: ∇ 19. Br. Tongefäße.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 795 59 a	Westerham ¹⁾ , Kr. Neuhaus (Prov. Hannover)	Hamburg	E	—	Byhan
S. 796 66 a	Alsterdorf ²⁾ bei Hamburg	Ebendort	E	Urnenfeld	Derselbe
S. 796 66 b	Ebendorf ²⁾	Ebendort	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 796 66 c	Ebendorf	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 796 67 a—g	Fuhlsbüttel ³⁾ bei Hamburg	Ebendort	E	Desgl.	Derselbe
S. 796 67 h—k	Ebendorf	Ebendort	Br.	Desgl.	Derselbe
S. 796 67 l	Oxstedt ⁴⁾ bei Cuxhaven (Amt Ritzebüttel)	Ebendort	Br.	—	Derselbe
S. 796 67 m	Amt Ritzebüttel	Ebendort, Privatbesitz	Br.	—	Derselbe
S. 796 68 a	Zweedorf ⁶⁾ b. Boizenburg (Mecklenburg-Schwerin)	Hamburg	E	Urnenfeld	Derselbe
S. 796 68 b	Ebendorf ⁶⁾	Ebendort	Br., Var. L	Desgl.	Derselbe
S. 796 68 c	Ebendorf	Ebendort	Br. (auf dem Bügel I-Ein- schnitt mit Schmelz- einlage)	Desgl.	Derselbe

4. Spätlatènefibeln 2 ●

S. 797 9 a	Weissenturm ⁷⁾ , Kr. Coblenz	Coblenz	E B III 6 F III 7	In einer früh- römischen Urne	Günther
---------------	---	---------	----------------------	--	---------

Begleitende Funde. 1) **Westerham**: S. ∇ 324, ● 162. — E. 2 Fibeln ●, Fibel ∇, Häkchen, Br. Stift. — 2) **Alsterdorf**: E. Ring mit Klammer. — 3) **Fuhlsbüttel**: E. 2 Ringe, 2 Fragmente. 10 Bruchstücke, E. und Br. Stift, 2 Bruchstücke, E Gürtelhaken, Ring, Messer. S. ∇ 330c, ● 159c. — 4) **Oxstedt**: ∇ 337y, ● 159p. — 5) **Zweedorf**: S. ∇ 362a, ● 172. Urne, Br. Ring mit Klammer, E. Ring, Ring mit Klammer. — 6) **Zweedorf**: E. Ring, Br. kl. Ring mit 2 Klammern, 2 Anhängsel. — 7) **Weissenturm**: Römische Plattenfibel, Halsring.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. (Genaue Angaben)	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 797 14a	Zugmantel¹⁾ , Kr. Untertaunus	Saalburg	Br. Etwa 25 Ex. junger (römischer) Form. B V K L M; sämtlich F III 7	Limeskastell	Barthel in Jacobi, Obergerm-rhät. Limes Band II No. 8 1909 S. 71 Taf. IX
S. 797 14b	Holzhausen , Kr. Unterlahn	Wiesbaden	Br. B III 6 F III 7	Desgl.	Pallat , O.-Rh.-L I, 6 1904, Taf. VII, 1
S. 797 15a	Hofheim , Kr. Wiesbaden	Ebendorf	Br. B III 9 F III 7	Römisches Erdlager	Woll , O.-Rh.-L II B No. 29 1907 S. 32, a
S. 799 50a	Osterburken , Amt Adelsheim	Mannheim. Hall	Br. 4 Ex. B III 6 F III 7	Limeskastell	Schumacher, O.-Rh.-L. IV B No. 40 1895, S. 32
S. 800 62a	Weissenburg a. S., Mittelfranken	Weissen- burg	Br. B III 6 F III 7	Desgl.	Fabricius, O.-Rh.-L VII B 72 1906, Taf. VI, 3
S. 800 62b	Stockstadt , B.-A. Aschaffenburg	Saalburg	Br. Etwa 12 Ex., römischer Zeit, (vgl. Abb. 61) V O. u. ä.	Desgl.	Drexel, O.-Rh.-L. III No. 33 1910, S. 49, Taf. VII
S. 800 74a	Schwarza²⁾ bei Rudol- stadt	Wernige- rode	E Bruchstück wohl V. K	Urnen- gräber	Höfer in VATH S. 258
S. 802 113a	Bornum³⁾ , Kr. Zerbst	Dessau, Heimat- museum	E fast = Abb. 54 (Bügel schmäler)	Urnengrab	Seelmann-Dessau
S. 802 113b	Rossdorf⁴⁾ , Kr. Dessau	Ebendorf	Br. S 2 ähnl. Abb. 62 (an der Ver- bindungsstelle auch Wulst)	Urnfeld auf dem Galgenberge	Derselbe
S. 805 162a-h	Westerham⁵⁾ , Kreis Neuhaus (Prov. Han- nover)	Hamburg	E	Bronze- zeitliche Hügel mit Urnen, z. T. in Stein- packung	Byhan
S. 805 159a	Alsterdorf⁶⁾ bei Hamburg	Hamburg	4 Exemplare E	Urnfeld	Derselbe
S. 805 159b	Boberg bei Bergedorf	Ebendorf	Br. (mit E.-Spirale, Bruchstück)	—	Derselbe
S. 805 159c-g	Fuhlsbüttel⁷⁾ bei Hamburg	Ebendorf	E	Urnfeld	Derselbe
S. 805 159h-i	Ebendorf	Ebendorf	E (Bruchstück)	Desgl.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Zugmantel**: S. a. a. O. — 2) **Schwarza**: Schwarze glänzende Urne E. Schildbuckel, Schwert, Lanzenspitze, Messer. — 3) **Bornum**: Br. Schalenfibeln hallstättischer Art. — 4) **Rossdorf**: Zusammen mit Δ -Fibeln (!) S. Δ 360a. — 5) **Westerham**: S. ∇ 324, \blacktriangle 59a. — 6) **Alsterdorf**: ∇ 330a, E. Kette mit Klammer, Ring mit Klammer, 4 Ringe, gr. Gürtelhaken. — 7) **Fuhlsbüttel**: ∇ 330c, \blacktriangle 67a, E. Ringe.

Seite und Nr.	Fundort	Sammlung	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis. — Literatur
S. 805 159k-1	Fuhlsbüttel bei Hamburg	Hamburg	Br., Var. K	Urnenfeld	Byhan
S. 805 159 m - n	Ebendort	Ebendort	2 Exemplare E, Var. N (2 bzw. 4 verzierte Br.-Knöpfe)	Desgl.	Derselbe
S. 805 159 o	Gudendorf bei Cuxhaven (Amt Ritze- büttel)	Ebendort	E (Bruchstück)	—	Derselbe
S. 805 159 p	Oxstedt¹⁾ bei Cuxhaven (Amt Ritze- büttel)	Ebendort	E	—	Derselbe
S. 805 172 b bis e	Zweedorf²⁾ bei Boizen- burg (Mecklenburg- Schwerin)	Hamburg	E	Urnenfeld	Derselbe
S. 805 172 f	Ebendort	Ebendort	Br. V. K (mit E-Stift)	Desgl.	Derselbe
S. 805 172 g	Ebendort	Ebendort	E Var. L	Desgl.	Derselbe
S. 810 255 a	Vehlow³⁾ , Kr. Ostprie- nitz	Berlin V. K.	E mehrere	Urnen- und Brand- gräber	Goetze-Berlin
S. 810 262 a	Melzow⁴⁾ , Kr. Anger- münde	Prenzlau	B III 9 F III G (1)	Urnenfeld am Galgen- berge	Mitt. des Ucker- märkischen Museum-Vereins IV. 1911 S. 241 Taf. I, 821
S. 810 262 b	Ebendort ⁵⁾	Ebendort	B III 4 Bruchstück	Ebendort	Ebendort Taf. I, 820f.
S. 810 262 c	Ebendort ⁶⁾	Ebendort	B III 9 F beschädigt	Ebendort	Ebendort Taf. IV, 850b
S. 810 262 d	Forsthaus Rahmbütte bei Berlinchen, Kr. Soldin	Berlin V. K.	E mehrere	Grosses Urnenfeld bis in das 4. Jahr- hundert reichend	Goetze

Begleitende Funde. 1) **Oxstedt**: ▽ 337y ▲ 67b. — 2) **Zweedorf**: S. ▽ 362a, ▲ 68a. — 3) **Vehlow**: Gürtelhaken usw. ▽ 426a. — 4) **Melzow**: Frührom. Urnen mit Mäander- u. Rädchentechnik, frühromische Fibeln und Kleingerät. — 5) **Melzow**: In derselben Urne: E. Dolchmesser, Schnalle, Klinge, Scheere, Punze. — Räucherharz. — 6) **Melzow**: Allein in einer Urne älterer Form.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 18. November 1911.

Vorträge:

- Hr. R. R. Schmidt (Tübingen): Die Grundlagen für die Diluvialchronologie und Paläethnologie West-Europas. Mit Lichtbildern.
Hr. H. Friedenthal: Die Behaarung der Menschenrassen und Menschenaffen. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Verstorben sind Hr. stud. phil. Fritz Berwerth, Mitglied seit 1911, und Hr. Geh. Medizinalrat Bernh. Fränkel, Mitglied seit 1871.

(2) Neue Mitglieder:

- Hr. Eisenbahn-Obersekretär Paul Albrecht in Schlachtensee.
Hr. M. H. Baege in Wilhelmshagen.
Hr. Adolf Diehl in Mamfe, Kamerun.
Pädagogische Lesegesellschaft in Frankfurt a. O.
Hr. Kreisarzt Grape in Salzwedel.
Hr. Dr. phil. Hauschild in Dresden.
Hr. Gymnasialdirektor Holsten in Pyritz.
Hr. Stadtrat Jeremič in Tuzla.
Fr. Mathilde Kocherthaler in Berlin.
Hr. J. Konietzko in Hamburg-Eilbeck.
Hr. Georg Lippold in München.
Frl. Dr. Dora Mitzky in Berlin.
Hr. M. Leon Plazikowski in Charlottenburg.
Hr. H. Singer in Schöneberg-Berlin.

(3) Herrn Joh. Ranke ist zum 75. Geburtstag gratuliert worden.

(4) Von unserem Mitgliede Herrn Frizzi ist ein Brief aus Korómira auf Bougainville, der westlichsten der Salomonsinseln, eingegangen, in welchem mitgeteilt wird, dass es unmöglich sei, in dortiger Gegend Skelettmaterial zu sammeln, weil die Leichen verbrannt werden. Dagegen habe er im Süden der Inseln bei verschiedenen Stämmen des Innern

einige Schädel erhalten, welche von erschlagenen Feinden stammen.

(5) Hr. von Luschan hat die Gesellschaft auf dem First universal races Congress in London vertreten.

(6) Am 6. November fand in der Ausstellung Nordland eine Vorführung der dort befindlichen Eskimos, Samojuden und Lappen statt mit erläuternden Vorträgen der Herren Regener, Solberg, Planert und Crehmer. Die Mitglieder unserer Gesellschaft waren in grosser Zahl erschienen und auch Gäste waren in reichlicher Menge mitgebracht worden.

(7) Der Vorstand der Vereinigung der Saalburgfreunde fordert auf, am 6. Dezember einen Vortrag des Direktors der Treptower Sternwarte Herrn Archenhold über den „Sternenhimmel in antiker und moderner Betrachtung“ zu besuchen.

(8) Ein Manuskript ist eingegangen von Herrn Kunike: „Einige grundsätzliche Bemerkungen über Sonne, Mond und Sterne im alten Mexiko“ (s. S. 922).

(9) Hr. R. R. Schmidt hält den angekündigten Vortrag:

Die Grundlagen für die Diluvialchronologie und Paläethnologie Westeuropas.

Ein erster Versuch, die diluvialprähistorischen Dokumente chronologisch zu ordnen, ist schon in den 80er Jahren von Lartet unternommen worden, der sich vorwiegend auf paläontologische Basis stützt, und der Fundplätze mit einer älteren und einer jüngeren Faunenreihe unterschied. Die G. de Mortillet'sche Klassifikation dagegen ist ein rein archäologisch-typologisches System, das sich auf den Wechsel des Gerätinventars der paläolithischen Schichten aufbaut. Massgebend waren für ihn die Hauptfundgebiete der Somme und der Dordogne, wobei er zu einer einseitigen Betonung der ihm hier entgegentretenden auffallenden Gerättypen gelangte. Über die Kompliziertheit der industriellen Entwicklung sah Mortillet hinweg. So war es kein Wunder, dass die strikte Anwendung des Mortillet'schen Systems auf andere Fundgebiete nicht möglich war, was wiederholt, besonders durch Geologen, eine völlige Negierung der Typologie zur Folge hatte.

Es bedarf gegenwärtig keines Beweises mehr, dass ein Hand in Handgehen der paläontologisch-geologischen Forschung und der archäologischen Forschung unumgänglich ist, um die grossen Grenzlinien zwischen den einzelnen Epochen aufstellen zu können. Um unsere Kulturgeschichte der Diluvialzeit in die Phasen der Erdgeschichte einzureihen, werden wir immer auf die Untersuchung der alpinen und nordischen Vereisung zurückgreifen und von hier aus der Lösung der Altersfrage näbertreten müssen. Dass sich aber auf Grund der archäologischen Typologie eine eingehendere

Gliederung der Diluvialzeit erzielen lässt als durch die geologisch-paläontologische Methode, mit deren Hilfe wir innerhalb der späten Diluvialzeit keine weitere Einteilung treffen können, dies haben die Untersuchung des letzten Jahrzehntes vollauf bewiesen. Die Entwicklung der menschlichen Kultur erlaubt eine viel reichere Stufenfolge aufzuzeichnen als die diluvialgeologisch-faunistische Stratigraphie, natürlich nur dort, wo wir uns inmitten reicher paläolithischer Fundzentren befinden. In Deutschland ist wiederum, im Gegensatz zu Westeuropa, eine stufenreichere paläontologische Einteilung der späten Diluvialzeit möglich, ohne die wir nur schwerlich genauere Grenzen innerhalb des Spätpaläolithikums abstecken könnten.

Nach diesen Darlegungen wird es verständlich sein, wenn ich in meinen nachstehenden Ausführungen die Typologie und Morphologie der Steingeräte in den Vordergrund der Betrachtung über die Grundlagen für die Diluvialchronologie Westeuropas rücke. Gerade für diese ist mit den Forschungen der letzten Jahre eine neue Ära angebrochen, dank zahlreicher neuer Erschliessungen, die sich der modernen stratigraphischen Hilfsmittel bedienen konnten, und die uns eine exakte Schichtentrennung zusichern. Den Hauptanteil an der Ausgestaltung der modernen stratigraphischen Basis des westeuropäischen Paläolithikums verdanken wir Breuil, Bouyssonie, Cartailhac, Commont, Obermaier, Peyrony und Rutot.

Durch das Entgegenkommen der westeuropäischen Forscher war ich in der Lage einen Einblick in die stratigraphischen Verhältnisse der wichtigsten Fundgebiete zu gewinnen, welche die eigentliche Grundlage für die paläethnologische Forschung Westeuropas überhaupt bilden. Mehrfach konnte ich an der Aufschliessung paläolithischer Profile kürzere oder längere Zeit selbst teilnehmen und mir ein eigenes Urteil über eine Anzahl der wichtigsten Fundstätten Nord- und Südfrankreichs, Nordspaniens, Belgiens und Englands bilden. Die Durchführung meiner Reisen und Studien verdanke ich dem Vorstande der Rudolf Virchow-Stiftung, der an meiner Arbeit regen Anteil genommen hat; er ermöglichte es mir, aus den reichen Fundquellen Westeuropas zu schöpfen, um auf Grund neuer kritischer Nachforschungen allmählich einen Vergleich zwischen den verschiedenen paläolithischen Fundgebieten Europas herbeiführen zu können. Nur auf dem Wege einer umfangreichen vergleichenden Stratigraphie wird sich eine Scheidung zwischen provinzieller Kultur-entwicklung und einer allgemeinen paläolithischen Kulturentwicklung der diluvialen Vorzeit Europas treffen lassen.

Ich betrachte es hier als Aufgabe aus der Fülle der westeuropäischen Paläolithfunde, die nur zum geringsten Teile ein stratigraphisch einwandfreies Material lieferten, das hervorzuheben, was unseren Grundbestand für eine exakte Chronologie und Paläethnologie der westeuropäischen Diluvialvorgeschichte bildet. Dies in möglichster Kürze darzulegen, muss ich von einer Schilderung meiner Einzelstudien, die ich auf meinen Reisen durchgeführt, hier absehen, sie werden an anderer Stelle zu Worte kommen. Eine Darstellung auf breiterer Basis haben überdies meine Aus-

fürungen in dem Werke über die diluviale Vorzeit Deutschlands¹⁾ gefunden.

In das Altpaläolithikum Frankreichs sind in erster Linie die Forschungen Commonts, Daleaus und d'Ault du Mesnils tiefer eingedrungen. Die Arbeiten Daleaus beziehen sich auf die quartären Ablagerungen von Marignac in der Gemeinde Tauriac (Gironde), diejenigen d'Ault du Mesnils dienen der Klärung des stratigraphischen Aufbaus von Abbeville (Somme), während die mustergültigen Beobachtungen Commonts aus einer sorgfältigen Inventarisierung der Einschlüsse aus den Quartärablagerungen von St. Acheul bei Amiens hervorgegangen sind.

Nach den Untersuchungen Daleaus²⁾ enthält die Fundstation von Marignac (Gironde) folgende Kulturschichten:

Neolithikum.

1. Moustérien mit einseitig bearbeiteten Moustierspitzen. Fundschicht: Obere feine Sandschicht (1 m).
2. Acheuléen mit kleinen éclats und zweiseitig bearbeiteten Acheuléenstücken. Fundschicht: Grober Sand mit Quarzkieseln (3 m).
3. Chelléen mit beiderseitig roh zugeschlagenen Fäusteln. Fundschicht: Dunkelroter, toniger Sand (1 m).
4. Tertiär.

Zu ähnlichen Ergebnissen führten die Untersuchungen über das Quartär von Abbeville³⁾ (Somme):

Neolithikum.

1. Spätpaläolithische Klingeindustrie (Magdalénien?) mit Rangifer tarandus.
2. Aurignacienzeitliche Industrie mit Elephas primigenius und Equus caballus.
3. Moustérien mit diskusförmigen Geräten. Fauna: Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus.
4. Früh- bis Spätacheuléen mit regelmässig zugeformten, mandelförmigen Fäusteln. Fauna: Elephas primigenius; in den mittleren und unteren Schichten Elephas antiquus.
5. Chelléen mit grob zugeschlagenen, plumpen Fäusteln. Fauna: Elephas antiquus, Rhinoceros Merkii, Hippopotamus amphibius.

In übereinstimmender Weise ergaben die Profile von Marignac und Abbéville die Folge der altpaläolithischen Industrien Chelléen, Acheuléen und Moustérien, die auch durch die Fundplätze Chelles (Seine) und Moru (Oise) u. a. bestätigt wird. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr

1) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart 1912.

2) Daleau, Le gisement quaternaire de Marignac, commune du Tauriac (Gironde). Actes de la Société Linéenne de Bordeaux, 1904. Bd. LXIII.

3) D'Ault du Mesnil, Note sur le terrain des environs d'Abbeville. Rev. Ecole d'Anthr. de Paris, 1896. Bd. VI. — Capitan et d'Ault du Mesnil, Stratigraphie quaternaire des plateaux et des alluvions de la Vienne et de la Vézère comparée à celle des vallées de la Seine et de la Somme. Rev. Ecole d'Anthr. de Paris, 1900. Bd. X.

diese Aufstellung durch die Commonschen Untersuchungen über das Quartär von St. Acheul und Montières, dem schon früher die Forscher Evans, Gaudry, Prestwich, Rigollot und Mortillet ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten.

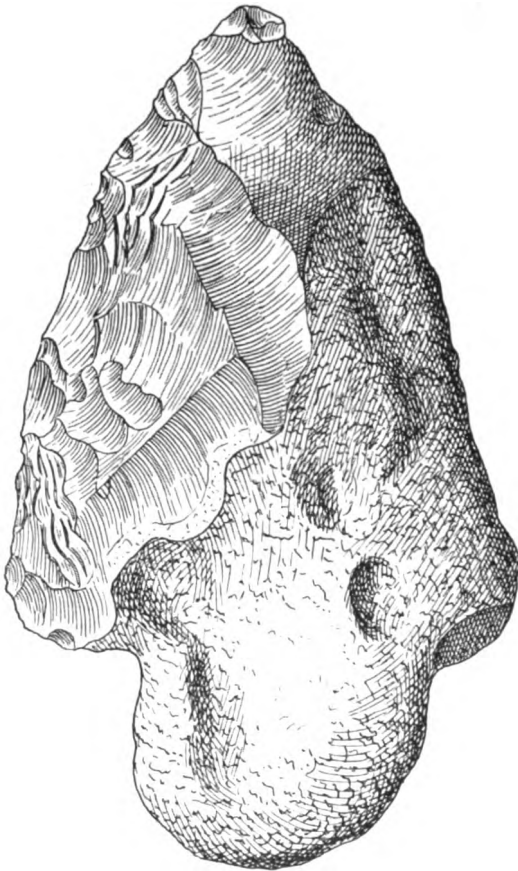


Abb. 1. Teilweise entschälter, fäustelförmiger Silexknollen des Praechelléen. St. Acheul. Von der Basis der Schicht 9. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)



Abb. 2. Fäustel des Frühchelléen. St. Acheul. Aus dem oberen Niveau der Schicht 9. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)

Nach den jüngeren Feststellungen von Commont¹⁾ ergab das

1) Commont, Les découvertes recentes à Saint-Acheul, Rev. de l'École d'Anthr. 1906. — Derselbe, St. Acheul et Montières, Bull. de la Soc. Géologique du Nord, 1909. — H. Obermaier, Die Steingeräte des französ. Altpaläolithikum. Mitteil. d. prähist. Kommission d. k. Akademie der Wissensch., II. Bd. 1908.

Quartärprofil von St. Acheul und Montières folgende Gliederung, der wir eine eingehendere Berücksichtigung schenken müssen.

Neolithikum.

1. Alt-Magdalénien. Fundschicht: Laimen.
2. Aurignacien. Fundschicht: Löss- und Kiesschichten abwechselnd.
3. Vervollkommnetes Moustérien im oberen Teile der Schicht, an der Basis Moustérienhorizont mit vereinzelt Fäusteln. Fundschicht: Kiesschicht an der Basis des Jüngeren Lösses.
4. Moustérien-Spät-Acheuléen-Übergang. Kleinartefakte des Moustérien und La Micoque-Typen. Fundschicht: Alter Lösslaimen.
5. Hoch-Acheuléen mit leichten, spitzovalen und lanzenspitzförmigen Fäusteln. Fundschicht: Alter Lösslaimen.
6. Im wesentlichen die gleichen Geräte (Früh-Acheuléen) wie in Schicht 7. Fundschicht: Löss mit Schwemmsanden.
7. Früh-Acheuléen: Vorherrschen der Flachovalfäustel (Schollenform, limande); daneben noch einzelne spitzmandelförmige Fäustel. Fundschicht: Sandlehm, an der Basis Kiesschicht mit *Elephas antiquus*.
8. Hoch-Chelléen. Schwere, spitzmandelförmige Fäustel (*ficrons*), daneben plumpe Ovalfäustel. Fundschicht: Fluviale Sande, an deren Basis Muschelfauna.
9. Früh-Chelléen. Beginn der Fäustelkultur.

An der Basis der Fundschicht Praechelléen mit primitiven Artefakten (Abschlagstücke) und Prototypen des Fäustels. Fundschicht: Alter Flussschotter mit *Elephas antiquus*.

10. Kreide.

Auf den Beginn der altpaläolithischen Besiedelung des Sommetals sind die aus der Basis der alten Flussschotter von St. Acheul hervorgegangenen primitiven Prototypen der Fäustel (Abb. 1) und Abschlagstücke zurückzuführen, die als Schab- und Schneidegeräte dienten, und die alle Merkmale des künstlichen Abschlages tragen. Die Bearbeitung der Stücke beschränkt sich auf das notwendigste, auf die Herausarbeitung von Spitzen und Kerben; Schutzretusche dient zur Entfernung scharfer Kanten, die sich bei der Handhabung des Gerätes als störend erwiesen. Diese dem Chelléen vorangehende primitive Industrie bezeichnen wir am besten als Prae-Chelléen.

Bereits im oberen Teile der gleichen Fundschicht treten diesem primitiven Gerätinventar die ersten vollkommeneren, aber gleichfalls noch roh zugeschlagenen Fäustel (Abb. 2) an die Seite, denen, wenigstens in der Mehrzahl, nur an der verdickten Basis zur leichteren Handhabung die Kruste belassen wurde. Gleichzeitig kommen bereits in reicherer Formvariation Silexspitzen, Schaber, Hobelschaber, Bohrer und grobe klingenförmige Abschläge zur Herstellung, eine Industrie, die wir der Frühstufe des Chelléen, dem Frühchelléen, zuschreiben.

Technisch vollendeter sind die Gerätschaften aus der folgenden Schicht, den fluviatilen Sanden, welche die Kultur des spitzmandelförmigen Fäustels, das Hoch-Chelléen, einschliessen. Der spitz-



Abb. 3. Fäustel des Hochchelléen. St. Acheul. Aus Schicht 8. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)



Abb. 4. Fäustel aus Hochchelléen. (Übergangsform zum Acheuléen.) St. Acheul. Aus Schicht 8. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)

mandelförmige Fäustel (Abb. 3 u. 4) bildet den Haupttypus dieser Kultur, den die Grubenarbeiter von St. Acheul als „ficon“ bezeichnen. Neben ihm entwickelt sich ein ovaler Fäusteltypus, der vorerst nur selten auftritt. Das übrige Kleingerät unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der vorangegangenen Epoche.

Der Ovalfäustel, dessen Entwicklung auf das Chelléen zurückgeht, wird nun zur eigentlichen Leitform des Früh-Acheuléen, dessen Industrie der Sandeilm (Schicht 7) einhüllt. Der Ovalfäustel des Frühacheuléen (Abb. 5) ist leichter und flacher als sein chelléenzeitlicher Vorgänger, und von gleichmässig dünnem Durchschnitt, was durch die feinere Retuschierung des Acheuléen bedingt wird. Auch die verdickten

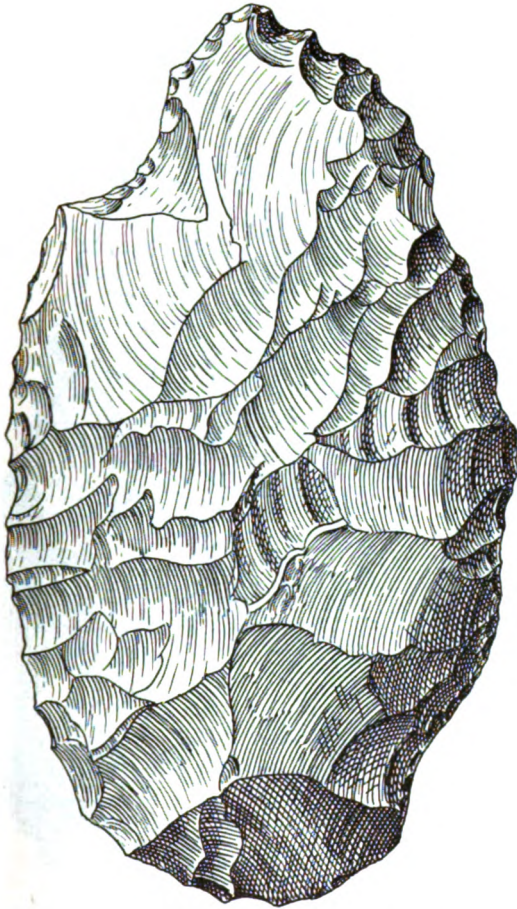


Abb. 5a. Fäustel des Frühacheuléen.
St. Acheul. Aus Schicht 7. (Nach den Funden
von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)

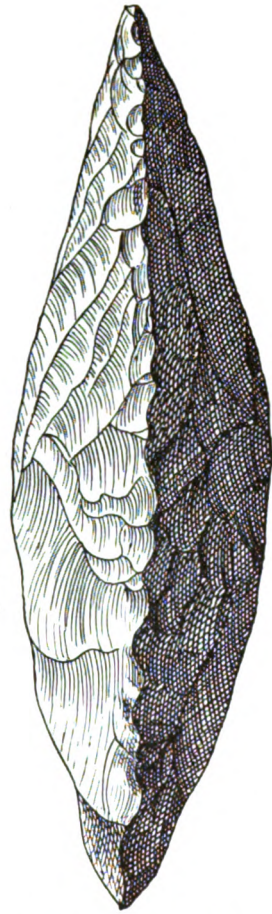


Abb. 5b. Seitenansicht
desselben Stückes.

Griffe, die für die Fäustel des Chelléen charakteristisch sind, kommen jetzt nur selten vor. Von 300 Fäusteln, die dieser Schicht entnommen wurden, gehören allein 271 der Schollenform (limande) an, wie wir am besten die Ovalfäustel des Frühacheuléen bezeichnen; die übrigen nähern sich den chelléenzeitlichen Fäustelformen. Diskusförmige und zylindrische Schlagwerkzeuge bilden einen weiteren Fundbestand dieser Ablagerung. Die Spitzen, Schaber und Kratzer weisen eine feinere Randschärfung auf.

Die Funde aus der Lössschicht und den Schwemmsanden zeugen von der gleichen industriellen Höhe.

Tiefgreifendere Unterschiede erkennen wir dagegen in der Werk­ tätigkeit, von der uns die Gerätschaften aus dem älteren Lösslaimen künden. An Stelle der alten schollenförmigen Fäustel sind nun spitz­ ovale (Abb. 6) und lanzenspitzförmige Fäustel (Abb. 7) herrschend geworden; eine Neigung für sehr leichte, scharfschneidige und spitze



Abb. 6. Fäustel des Hochacheuléen. St. Acheul. Aus Schicht 5. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)

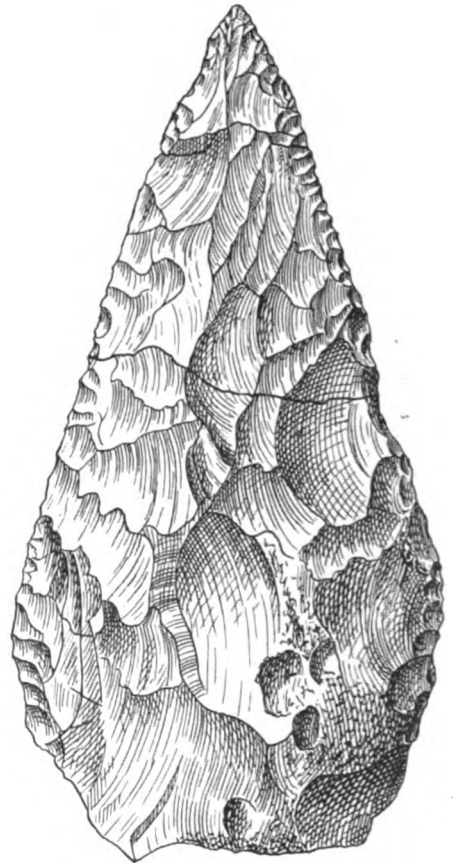


Abb. 7. Fäustel des Hochacheuléen. St. Acheul. Aus Schicht 5. (Nach den Funden von Commont, $\frac{3}{4}$ Gr.)

Typen macht sich geltend, die ein Hauptmerkmal der Industrie des Hoch­ Acheuléen ist. Gracilere Stücke, die gleichmässiger geformt und nach einem bestimmten Verfahren retuschiert sind (stufenförmig abgesetzte Retusche), zeigt auch das Kleingerät. Diese Morphologie der altpaläolithischen Fäustelindustrie wird auch durch Beobachtungen an anderen Fundplätzen bestätigt.

Mit dem Ausgange des Acheuléen, im Spät-Acheuléen, scheint die Weiterentwicklung der Fäustelindustrie in zwei Richtungslinien zu ver­ laufen; die eine wird durch die lanzenspitzförmigen Fäustel vom Typus

La Micoque (Abb. 8), die auch in St. Acheul dürftig vertreten ist, repräsentiert, die andere kennzeichnet sich durch subtrianguläre, sehr dünne, scharfschneidige Fäustelformen (wie Abb. 9). Über das ausgehende Acheuléen geben die Funde von Chez-Pourret bei Brive, La Sénétrière bei Maccon und La Micoque (Dordogne) Aufschluss. Die stratigraphische Stellung des Spätacheuléen ist noch nicht in der Weise gesichert wie die der vorausgehenden altpaläolithischen Epochen.

Aus dieser Untersuchung ergibt sich, dass sich nur die Höhepunkte der paläolithischen Kultur auf Grund ihres Formenkreises und ihrer

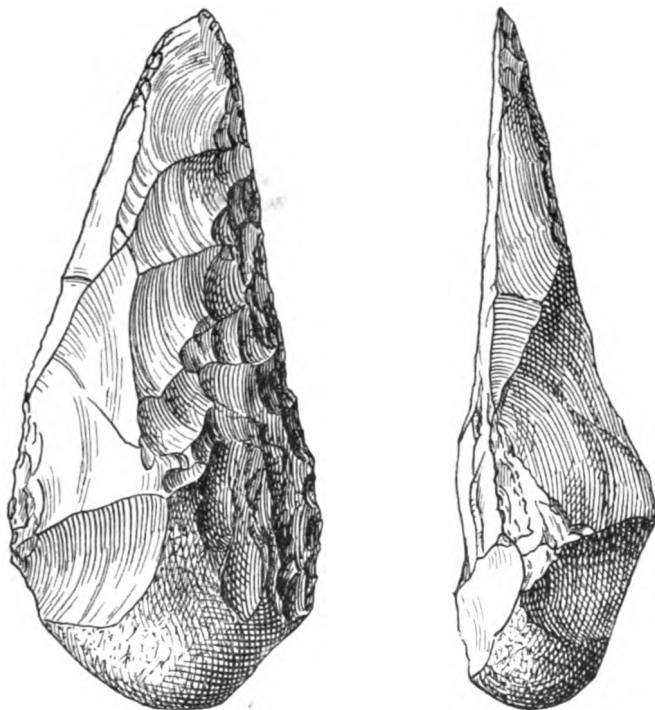


Abb. 8. Fäustel des ausgehenden Acheuléen vom La Micoquetypus (Spätacheuléen). La Micoque. ($\frac{3}{4}$ Gr.)

Technik festlegen lassen. Die natürliche Evolution der paläolithischen Industrie erschwert es, schärfere zeitliche Grenzen abzustecken.

Dass die altpaläolithische Bevölkerung Belgiens einen ähnlichen Entwicklungsgang zurückgelegt hat wie die Frankreichs, wird uns durch die Untersuchungen Rutots nahegelegt, wenn auch die einzelnen Unterabteilungen in Belgien in ihrem Schichtenverbände nicht in gleich prägnanter Weise hervortreten, wie bei den altpaläolithischen Industrien von Amiens.

Bei der Frage nach dem Beginn der paläolithischen Kultur haben vor allem die von Rutot aufgestellten „Übergangsepochen“ zum Paläolithikum, das Mesvinien und Strépyien, eine wichtige Rolle gespielt. Durch eigene Untersuchung der Diluvialablagerung der Grube Hélin bei Spienne, die mir durch das Entgegenkommen Rutots ermöglicht wurde, konnte ich

mich von der stratigraphischen Lage des Mesvinien unter dem Chelléen überzeugen. Meines Erachtens geht die chronologische Übereinstimmung der mesvinienzeitlichen Geräte mit dem praechelléenzeitlichen Inventar von St. Acheul klar hervor. Auch aus stratigraphischen Gründen müssen wir das Mesvinien Belgiens wenigstens annähernd dem Praechelléen Frankreichs zeitlich gleichsetzen. Skeptischer stehe ich dem Strépyien gegenüber, soweit seine Aufstellung sich auf die bekannten Silexdolche (Abb. 10) als Haupttypus stützt. In Strépy selbst ist die stratigraphische

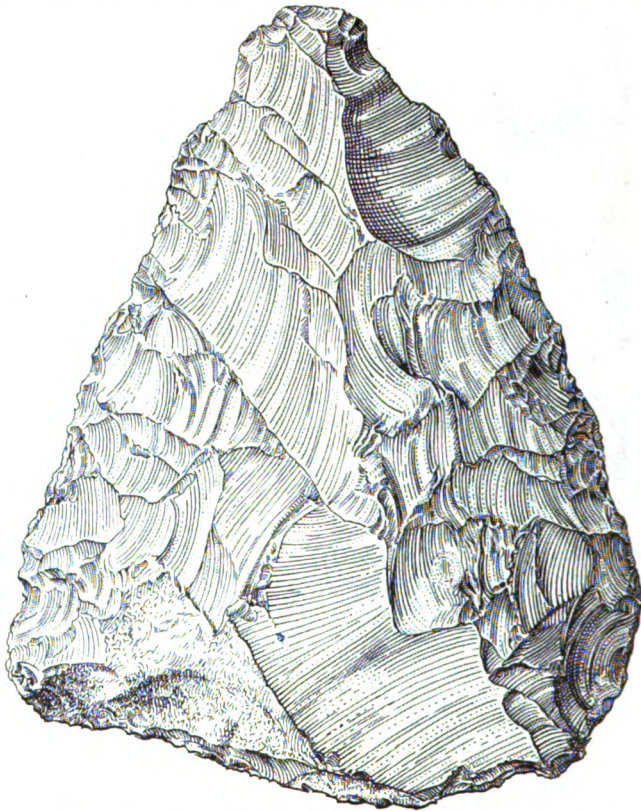


Abb. 9. Triangulärer Fäustel des Spätacheuléen (Übergangsform zum Moustérien). Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{3}{4}$ Gr.)

Herkunft dieser Silextypen nicht feststellbar, da hier die altpaläolithischen Industrien vermengt sind. Die Aufstellung des Strépyien im Profile von Hélin stützt sich auf unberechtigte Analogieschlüsse, denn nicht ein einziger Silexdolch ist hier den primären Schichten entnommen worden, nur längliche Silexknollen mit entkrusteter Spitze, Bohrer usw., die Rutot dem Strépyien zuschreibt. Derartige Geräte pflegen aber noch in den jüngeren Stufen des Altpaläolithikums, dem Chelléen und selbst dem Frühacheuléen vorzukommen und sind von mir selbst z. B. in den Diluvialablagerungen der Themse angetroffen worden.

Südengland, in erster Linie die Themseterrassen, bieten ein ausgezeichnetes Studienfeld für die Erforschung der altpaläolithischen Kultur-

entwicklung. Unter den reichen paläolithischen Sammlungen, die in Londoner Privatbesitz, in dem Naturhistorischen- und dem Britischen Museum sich befinden, treffen wir den gleichen Formenkreis und die gleiche Technik wieder, die uns aus dem Sommetal bekannt sind. Leider hat aber die ältere Steinzeit Englands nicht die umfassende stratigraphische Untersuchung erfahren, die den Grundstock zu einer gesicherten Klassifikation bildet.

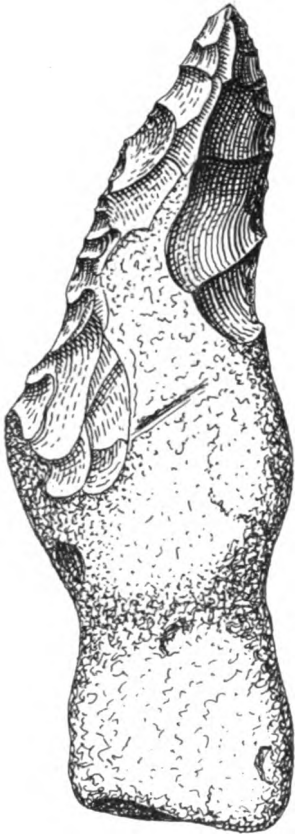


Abb. 10. Teilweise entkrusteter Silexknollen (Silexdolch) des Strépyien.
Strépy. (Nach Rutot, $\frac{3}{4}$ Gr.)

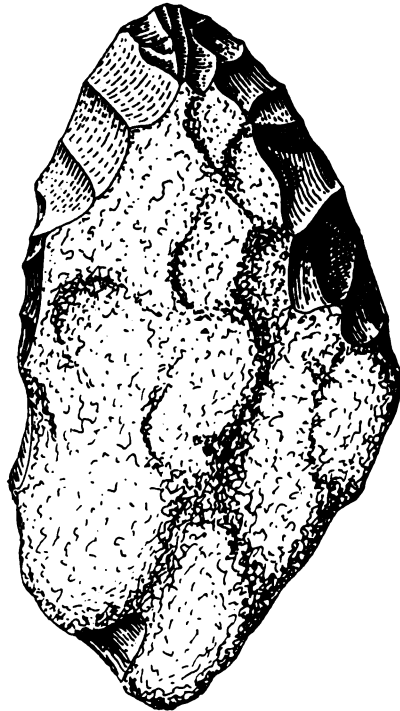


Abb. 11. Amygdaloider, teilweise entkrusteter Silexknollen des Strépyien.
Bray. (Nach Rutot, $\frac{3}{4}$ Gr.)

In Spanien ist das Früh- und Hochchelléen und das mittlere Acheuléen nachweisbar. Dagegen schliesst sich das Spätacheuléen vom Typus La Micoque der grossen Verbreitung der altpaläolithischen Fäustelkulturen, die sich über Frankreich, Belgien und England erstreckten, nicht an.

Über die faunistische Zusammensetzung der altpaläolithischen Epochen orientiert die Tabelle am Schluss meiner Ausführungen.

Schwieriger gestaltet sich der stratigraphische Zusammenhang der einzelnen Moustérienindustrien. Vielleicht brachte die Umwandlung der Lebensweise, das Zurückweichen der altpaläolithischen Bevölkerung

aus den breiten Flusstälern und ihre stärkere Zerspaltung und Verteilung in den einzelnen kleineren, höhlenreichen Gebirgszügen es mit sich, dass die Kulturentwicklung im Moustérien nicht mehr die starre Gleichheit bewahrt. Jedenfalls begegnen wir von nun an kleineren Kulturzentren, die ihre Einflüsse nicht mehr über ganz Westeuropa ausstrahlen. Aus dem Fehlen der einen oder anderen Industrie werden wir deswegen noch keineswegs auf einen Hiatus schliessen dürfen.

Durch das Profil von St. Acheul wird die stratigraphische Folge von



Abb. 12. Herzförmiger Fäustel des Frühmoustérien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

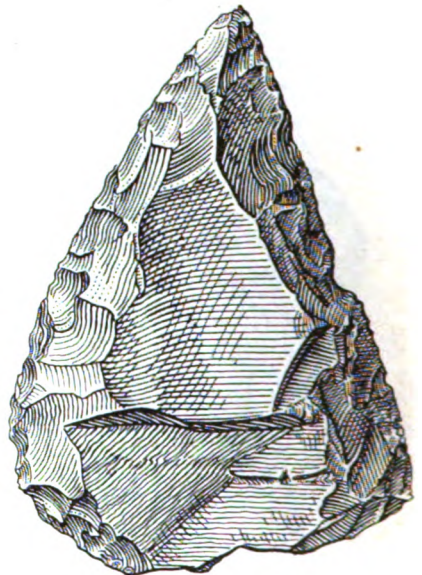


Abb. 13. Moustierspitze des Frühmoustérien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

Acheuléen und Moustérien dokumentiert. Tiefere Einblicke in den Entwicklungsgang des Moustérien gewähren die Abris und Höhlenablagerungen. Als das älteste Moustérien haben wir nach der Überzeugung Breuils die Moustérienindustrie von Combe-Capelle anzusprechen, die mit ihren herzförmigen Fäusteln (wie Abb. 12) zweifellos dem Spätacheuléen morphologisch am nächsten steht. Die übrigen Geräte, Schaber, Moustierspitzen usw. vergegenwärtigen ein typisches Moustérieninventar.

Die Weiterentwicklung des Moustérien wird vor allem durch das Profil von Le Moustier¹⁾ stratigraphisch bezeugt. Die tiefste Fundschicht

1) Boursillon, Une fouille au Moustier. L'homme préhist. 1905. Nr. 7. — Ders., L'industrie moustérienne au Moustier. Congrès intern. d'Anthr. et préhist. 1906. — Ders., L'industrie des foyers supérieurs au Moustier. Rev. préhist. 1910. Nr. 6.

Bourlons enthielt: ein primitives Moustérien, ohne Knochenindustrie. Das folgende Niveau lieferte sorgfältig bearbeitete Moustierspitzen (wie Abb. 14) und zeigt das Moustérien in seiner reinsten, für das Hoch-Moustérien charakteristischen Ausprägung.

Dieser Industrie folgt ein Spät-Moustérien, mit den charakteristischen Geräten der La Quinaepoche, mit grossen feinretuschierten Schabern (wie Abb. 15), vereinzelt kleinen Fäusteln und Knochenunterlagen (Compresseurs), die bei der Herstellung der Steingeräte als Amboss dienten.

Die Zeitstellung der Combe-Capellekultur und des Primitiv-Moustérien zu einander bedarf noch des stratigraphischen Aufschlusses, doch dürfen

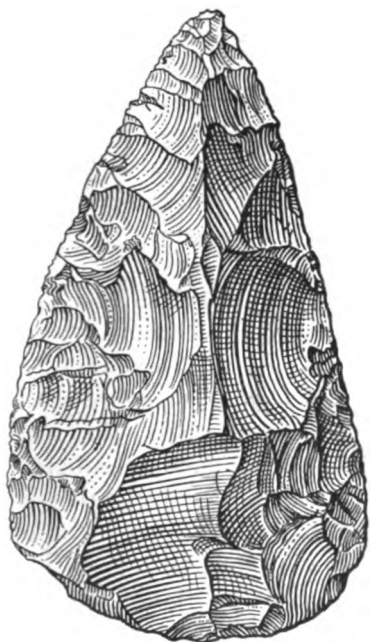


Abb. 14. Moustierspitze des Hochmoustérien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{1}$ Gr.)



Abb. 15. La Quinaschaber des Spätmoustérien. La Quina. ($\frac{1}{1}$ Gr.)



wir es als feststehend betrachten, dass beide Industrien dem frühen Moustérien angehören.

Der Übergang vom Moustérien zum Aurignacien vollzieht sich in der Industrie vom Typus Abri Audit. Hier treffen wir noch vereinzelte winzige Fäustel, offenbar dekadente Nachzügler der herzförmigen Moustierfäustel. Als Leitformen gelten die Abri Auditspitzen (Abb. 16), eine Klinge mit einem bogenförmig verlaufenden, schräg retuschierten Rande und kleine D-förmige Schaber. Durch das Auftreten vorerst noch unregelmässig prismatischer Klingen, massiver Kratzer, die eine Annäherung an den Kielkratzer zeigen und der ersten spätpaläolithischen Stichel, kündigt sich zweifellos der Beginn der jungpaläolithischen Industrie. Die enge Verbindung mit dem Jungpaläolithikum wird uns auch durch die stratigra-

phische Stellung dieser Kultur versichert, die von einem typische Aurignacien überlagert wird.

Diese Moustérienindustrien weisen noch an verschiedenen Fundplätzen Nuancen auf, die Lokalentwicklungen nicht ausgeschlossen erscheinen lassen.

Die aufgestellte Gliederung des Moustérien ist vorerst auch nur für das mittel- und südfranzösische Gebiet anwendbar. In Spanien hat wohl das Moustérien Verbreitung gefunden, doch konnten bisher seine verschiedenen Unterabteilungen hier nicht beobachtet werden. Aus den Höhlen- und offenen Fundplätzen Belgiens und Englands ist mir die Technik und der Formenkreis des frühen Moustérien, des Hoch- und Spät-Moustérien bekannt.

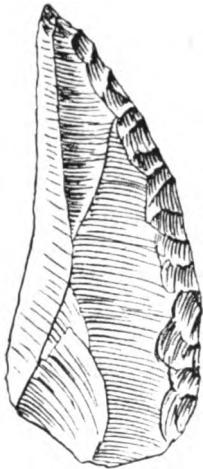


Abb. 16. Bogenspitze vom Typus Abri Audit. Le Moustier. (Coll. Bourlon, $\frac{3}{4}$ Gr.)

Klimatisch fällt das Moustérien mitten in eine Kältezeit. Relativ selten ist das Rentier noch im älteren Moustérien, erst später rücken das Ren und die arctoalpine Fauna mehr in den Vordergrund. Eine Ausnahme bilden die südlich gelegenen Moustérienstationen von Mentone, die noch das Faunenbild des älteren Altpaläolithikums zeigen. (Siehe Tabelle.)

Mit dem Beginn des Jungpaläolithikums vollzieht sich ein vollkommener Umschwung der Industrie. Die Klingeindustrie und die Verwertung von Geweih und Knochen zum Werkzeuggebrauch bot neue Entwicklungsmöglichkeiten. Erst die in dem letzten Jahrzehnt erschlossenen Funde erlauben es, den feineren Entwicklungszügen der jungpaläolithischen Kultur nachzugehen. Die neuen Aufschlüsse ermöglichten u. a. die Aufstellung des Aurignacien¹⁾ und stellten vor allem das System des Jungpaläolithikums auf eine breitere und gesicherte Basis. Von der Erweiterung der Stratigraphie und Morphologie des Jungpaläolithikums unterrichten die Einzelstudien Breuils.

Die Gliederung des westeuropäischen Jungpaläolithikums begründet sich vor allem auf die Stratigraphie der französischen Fundplätze Le Trilobite, Le Ruth, Laussel, Roc de Combe-Capelle, La Ferrassie, Le Placard, Pairnon-Pair, Solutré, Brassempouy, Arcy-sur-Cure, Cro-Magnon, Badegoule. Für die Entwicklung des Jungpaläolithikums Belgiens sind die Fundplätze Spy, Trou-Magrite und Goyet bedeutsam.

Einige der wichtigsten Profile, die über die Folge der jungpaläolithischen Kulturen orientieren, stelle ich hier, um einen Vergleich zu ermöglichen, in schematischer Darstellung nebeneinander. In derselben ist das charakteristische Gerätinventar der einzelnen Schichten angeführt.

Die Schichtenfolge von Le Trilobite, Le Ruth, Laussel, Roc de Combe-

1) Breuil, La question aurignacienne. Rev. préhist. 1907. Nr. 6 u. 7. — Ders. L'aurignacien présolutréen. Rev. préhist. 1909. Nr. 8 bis 9.

Vergleichende Stratigraphie der Profile Le Trilobite,

Le Trilobite ¹⁾		Le Ruth ²⁾
Magdalénien. Steinindustrie des Magdalénien, Speerspitzen, Nadeln, Kommandostäbe, Skulpturen. (Rentierfauna.)		Früh-Magdalénien. Verschiedene Stichelarten, Speerspitzen mit einseitig zugeschärfter Basis, primitive einreihige Harpune (Prototypus). (Rentierfauna.)
Früh-Solutréen. Gewöhnliche Stichel, Eckstichel mit Transversalretusche. Klingenspitzen m. einflächiger Solutréretusche. Lorbeerblattspitzen selten. (Fauna: Mammut häufig; Höhlenbär und Hyäne.)		Spät-Solutréen. Typische Kerbspitzen, kleine Lorbeerblattspitzen. (Fauna: Rentier häufig; Edelhirsch, Wildpferd, Wolf, Fuchs u. a.) Sterile Schicht.
Spätes Aurignacien. Bogenstichel (Typus Bouitou sup.), Klingen mit Kerben, zahlreiche Gravettespitzen, eine Aurignacienspitze mit gespaltener Basis. (Fauna: Mammut, Rhinoceros tichorhinus, Wildpferd, Ren u. a.)		Hoch-Solutréen. Grosse Lorbeerblattspitzen; wie im unteren Solutréen noch einflächig bearbeitete Blattspitzen. (Fauna: Rentier häufig, wie im oberen Solutréen.)
Hoch-Aurignacien. Kielkratzer, vereinzelte Chatelperronspitzen, Klingen mit Nutzbuchten, Pflriemen mit Kopf. (Fauna: Mammut, Rhinoceros tich., Höhlenbär, Hyäne, Rentier selten, Eisfuchs u. a.)		Früh-Solutréen. Primitive Blattspitzen (Weidenblattspitzen = feuille de saule) meist einflächig bearbeitet. (Fauna: Rentier, Wildpferd, Wolf.) Sterile Schicht.
Moustérien an der Basis des Profils.		Spätes Aurignacien. Gravettespitzen, atypische Kerbspitzen, Bogenstichel. (Fauna: Rentier, Hirsch, Wildpferd, Fuchs u. a.) Sterile Schicht.
		Hoch-Aurignacien. Kielkratzer, Bogenstichel, Chatelperron- und Gravettespitzen. (Fauna: wie im oberen Aurignacien.)

1) Nach den Ausgrabungen von Parat, interpretiert durch Breuil. — 2) Peyrony, Dr. Lalanne. — 3) Nach Breuil. — 4) Nach den Ausgrabungen von Peyrony.

Laussel, Roc de Combe-Capelle und La Ferrassie.

Laussel ³⁾	Roc de Combe-Capelle ⁴⁾	La Ferrassie ⁵⁾
Solutréen. Kerbspitzen.	Hoch-Solutréen. Lorbeerblattspitzen.	Spät-Solutréen. Kerbspitzen.
Solutréen. Einbearbeitete Schicht.	Übergangskultur v. Typus Font-Robert. Spitzen vom Typus Robert-Robert, Gravettespitzen, verschiedene Stichelarten. Einflächig retuschierte Solutrérétusche.	Spät-Aurignacien v. Typus Font-Robert. Gravettespitzen, Stielspitzen vom Font-Robert-Typus.
Solutréen. Font-Robert. Kielkratzer, Bogenstichel, Eckspitzen, Terminalspitzen. Schicht.	Spät - Aurignacien. Gravettespitzen, Bogenstichel, Kielkratzer.	Hoch - Aurignacien. Kielkratzer, Knochenstichel, Stichel usw.
Aurignacien. Bogenstichel, Chatelperron-Klingen mit Bogenstichel, Knochenstichel mit gespaltener Basis. Schicht.	Hoch - Aurignacien. Kielkratzer, Knochenstacheln mit gespaltener Basis. Atypische Moustiergeräte.	Übergangsindustrie vom Audit-Typus. Bogenspitzen vom Typ. Audit.
Moustérien v. Combe Capelle.		

1) Revue archéologique du Ruth, Rev. de l'Ecole d'Anthr. de Paris, 1909. — 3) Nach den Funden von

Capelle und La Ferrassie belegen in klassischer Weise den Entwicklungsgang des Aurignacien und Solutréen; auch deren stratigraphische Stellung zwischen dem Moustérien und Magdalénien wird in wünschenswerter Weise klargelegt.

Auf Grund der Fundplätze von Châtelperron (Allier), Germolles (Saône-et-Loire), Roche au Loup (Yonne), Haurets (Garonne) und Gargas unterscheidet Breuil noch eine ältere frühaurignacienzeitliche Industrie, die aus den eben erwähnten Profilen von Le Trilobite, Le Ruth, Laussel u. a. nicht hervorgeht.

Das Früh-Aurignacien gestaltet sich als charakteristische Vorstufe des vollentwickelten Hoch-Aurignacien. Da das Frühaurignacien auch eine weitere Verbreitung besitzt und von mir in Deutschland nachgewiesen wurde, so nimmt diese Kultur berechtigterweise einen Platz im System des Jungpaläolithikums ein. Weniger Wert möchte ich auf ihren Haupttypus, die Châtelperronspitze (Abb. 17 und 18) legen, die vereinzelt auch noch im Hoch-Aurignacien erscheint, als vielmehr auf die Gesamterscheinung dieser Industrie. Die meisten Gerätformen des Hoch-Aurignacien sind hier bereits vorgebildet, stechen aber durch ihre gröbere Bearbeitungsweise, die unregelmässige Retuschierung, merklich von den vollendeteren Geräten des Hoch-Aurignacien ab; die symmetrischen Geräte des vollentwickelten Hoch-Aurignacien fehlen noch ganz, ebenso verraten die Werkzeuge aus organischer Substanz, die noch selten sind, eine unvollkommene Technik.

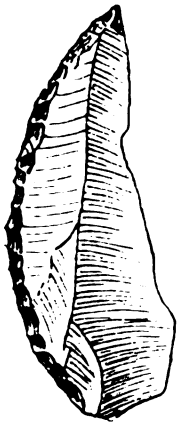


Abb. 17.



Abb. 18.

Bogenspitzen vom Typus Châtelperron des Frühaurignacien, Gargas u. Châtelperron. (Nach Breuil, etwa $\frac{3}{4}$ Gr.)

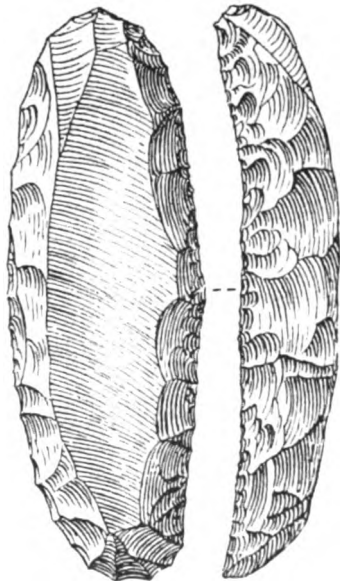


Abb. 19. Klingenkratzer des Hochaurignacien. Coumbâ-del-Bouitou. (Nach Bouyssonie, $\frac{1}{4}$ Gr.)

Die weitere Entwicklung des Aurignacien ist durch die dargestellte Schichtenfolge der Fundplätze Le Trilobite, Le Ruth, Laussel, Roc de Combe-Capelle gegeben.

Im Hoch-Aurignacien erreicht die Klingenindustrie ihren Höhepunkt. Durch die sorgfältige gleichmässige Randretusche werden symmetrische Geratformen, wie vollovale Doppelspitzen, blattförmige Spitzen, Doppelkratzer (Abb. 19) u. a. erzeugt. Die Klingen sind, im Gegensatz zu denen des späten Jungpalolithikum, grösser, breiter und von kraftigerem Durchschnitt; häufig werden an ihnen seitliche oder terminale Kerben (Nutzbuchten) angebracht. Das charakteristischste Steingerät des Hoch-Aurignacien ist der Kielkratzer (Abb. 21), ein kleiner hochdicker Kratzer mit steil abfallender Kannelierretusche; er kommt in diesem Niveau am häufigsten vor, während er in dem jüngeren Aurignacien seltener ist. Die verschiedenen Stichelformen, die das Jungpalolithikum auszeichnen, sind hier bereits entwickelt. Unter den Knochengeräten besitzt die Aurignacienknochenspitze (Abb. 20), deren Hauptvorkommen in diese Epoche fällt, typologische Bedeutung. Reichlich wird zur Herstellung von Waffen und Geräten das Elfenbein verwertet; aus den Mittelfussknochen des Pferdes und des Ren werden Pfeifen gefertigt. Selten sind dagegen noch knöcherne Wurfspiespitzen mit einseitig abgeschrägter Basis, die zuweilen mit einfachen geometrischen Ornamenten dekoriert sind.



Abb. 20. Aurignacienknochenspitze. ($\frac{1}{4}$ Gr.)

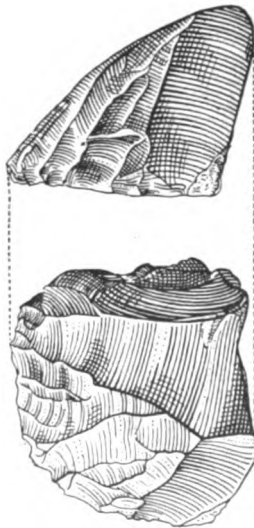


Abb. 21. Kielkratzer des Hochaurignacien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

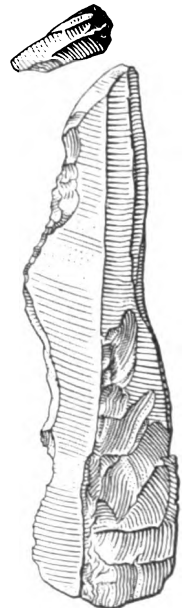


Abb. 22. Bogenstichel des Spätaurignacien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

Im Spät-Aurignacien ist ein deutlicher Rückschritt in der sorgfältigen Ausarbeitung der Steingeräte zu bemerken. Kielkratzer gehen auch aus den spätaurignacienzeitlichen Werkstätten hervor, indessen sind dieselben hier meist kleiner, das gleiche trifft auch für das übrige Gerätinventar zu. Das Retuschierverfahren nähert sich bereits dem der späteren Mikrolithik, für die auch die Messer und Spitzen mit einer steil abgedrückten Schneide charakteristisch sind. Unter den letzteren zeichnet sich besonders die Gravettespitze (Abb. 23) durch ihr häufiges Vorkommen aus. Die Stichel-fabrikation ist im späten Aurignacien besonders rege. Nucleusförmige und polyedrische Stichel gesellen sich zu den schon früher aufgetretenen Eck- und Kantensticheln. Der Bogenstichel (Abb. 22) ist gewöhnlich zahlreicher und variationsreicher in diesem Niveau. Die Knochengерäte sind im wesentlichen die gleichen, die Aurignacienknochenspitze erscheint nur noch in vereinzelt Exemplaren.

Die Übergangskultur vom Aurignacien zum Solutrén, die Industrie vom Typus Font-Robert, enthält als auffällige Leitform die Stielspitze (Abb. 24), die in ihrem Vorkommen streng auf dieses Niveau beschränkt ist. Hier sind die ersten Anfänge der Flächenretusche zu beobachten, die für das kommende Solutrén charakteristisch ist. Von den Stichelarten sind die Eck- und Kantenstichel (Abb. 25) häufiger. Von den eigentlichen Aurignaciengeräten wird nur noch die Gravettespitze übernommen.



Abb. 23. Gravettespitze des Spätaurignacien. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

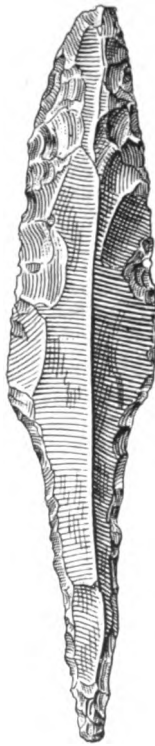


Abb. 24. Font-Robertspitze der Font-Robertkultur. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)



Abb. 25. Stichel der Font-Robert-Industrie. Spy. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

Zur Aufstellung eines Früh-Solutréen hat erst die Untersuchung der Fundplätze Le Ruth und Le Trilobite in neuerer Zeit geführt. Die Flächenbearbeitung ist hier in einer weiteren Entwicklung begriffen. Spitze Klingen und weidenblattspitzenförmige Geräte (*feuille de saule*) (Abb. 26) werden teils oder vollkommen über eine Fläche retuschiert. Die übrigen Gerätschaften setzen sich aus Doppelkratzer, Stichel (Eck- und Kantenstichel) und kleineren Gravettespitzen zusammen. Auf die Knochenbearbeitung wird hier, wie im ganzen Solutréen, wenig Gewicht gelegt.

Das Hoch-Solutréen eröffnet uns die bekannte Kultur der Lorbeerblattspitzen (Abb. 27), die auf beiden Flächen durch Abtrennung feinsterspandünnere Lamellen (Schuppenretusche) eingeebnet werden. Klingen mit einfachem und doppeltem Kratzerende, Eckstichel und feinere, kleine Bohrer bilden das übrige Gerätinventar.

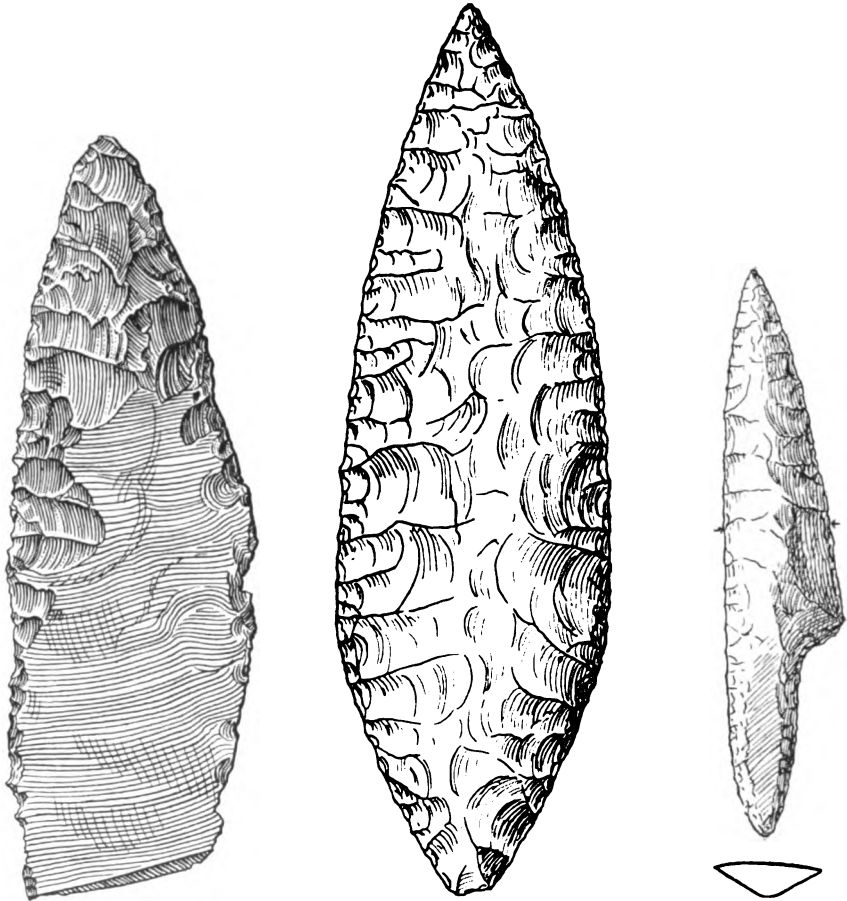


Abb. 26. Weidenblattspitze (*feuille de saule*) des Frühsolutréen. Spz. (Nach de Puydt u. R. R. Schmidt, $\frac{1}{4}$ Gr.)

Abb. 27. Lorbeerblattspitze des Hochsolutréen. Laugerie-Basse. ($\frac{1}{4}$ Gr.)

Abb. 28. Kerbspitze des Spätsolutréen. Laugerie-Basse. ($\frac{1}{4}$ Gr.)

Diese Industrie wird abgelöst durch das Spät-Solutréen, das noch dekadente Lorbeerblattspitzen von kleinerer Form und gröberer Bearbeitung besitzt. Leitform ist die Kerbspitze (*pointe-à-cran*) (Abb. 28), die noch die charakteristische Flächenbearbeitung zeigt und meist einseitig, seltener auf beiden Flächen bearbeitet ist. Zahlreich sind die Messer mit einem abgedrückten Rücken, ferner Bohrer und Eckstichel. Unter den Knochengeräten begegnen wir Wurfsperspitzen mit abgeschrägter Basis und Nadeln, die aber noch selten sind.

Die unmittelbare Folge von Solutréen und Magdalénien ist gleichfalls aus den Profilen von Le Trilobite und Le Ruth ersichtlich. Die einzelnen Unterabteilungen des Magdalénien sind in prägnanter Weise aus Le Placard und La Madeleine hervorgegangen. Die Teilung des Magdalénien in ein Früh-, Hoch- und Spät-Magdalénien findet auch durch die neuerlichen Grabungen Peyronys in La Madeleine Bestätigung, in deren stratigraphische Folge ich selbst Einblick gewann.

Mit dem Früh-Magdalénien setzt eine starke Dekadenz in der Steinbearbeitung ein. Die Klingen bleiben grösstenteils unretuschiert, und man begnügte sich meist mit einer flüchtigen Abrundung der Klingenden. Um so grössere Aufmerksamkeit wird den mikrolithischen Geräten zugewandt. Feine, länglich dünne Messerchen mit einer abgedrückten Schneide stehen jetzt stark im Vordergrund der Produktion. Die Stichelarten setzen sich aus Eckstichel, Kantenstichel und Stichel mit Mittelspitze zusammen; auch diese fallen durch weniger sorgfältige Retuschierung und durch ein stärkeres Hervortreten von Kleinformen auf. Einen lebhafteren Aufschwung zeigt die Knochenindustrie. Im Frühmagdalénien beginnt die Harpune ihre Entwicklung und tritt hier in Form eines länglichen, im Durchschnitt flachovalen Stäbchens hervor, das an einer Seite mit tiefen Einschnitten versehen ist, die die Umrisse der später freistehenden Widerhaken bereits andeuten. Dieser Prototypus der Harpune (Abb. 29) kehrt in mehreren altmagdalénienzeitlichen Fundschichten wieder, z. B. in Placard, Mas d'Azil, Laugerie-basse und Altamira. Speerspitzen mit einseitig abgeschrägter Basis (wie Abb. 30 und 31), halbrunde Stäbchen aus Rentierhorn und elliptische, vielfach mit einfachen Gravierungen bedeckte Knochenstäbchen, sind der gleichen Epoche eigen. Zahlreich sind mitunter die feingearbeiteten dünnen Nadeln.

Eine grössere Verbreitung als dem Früh-Magdalénien kommt dem Hoch-Magdalénien zu, das uns aus Raymonden, Bruniquel, Laugerie-Basse, Gourdan, Mas d'Azil (r. Ufer), Teyjat und einigen hundert anderen Fundplätzen bekannt ist. Überall erscheint hier als Leitform die einreihige Harpune (Abb. 32 und 33). In sehr reichen Fundplätzen haben sich weitere Variationen dieses Typus herausgebildet, zu denen wir auch die einreihige Harpune mit Schwalbenschwanzbasis rechnen. Typologische Bedeutung besitzen für das Hochmagdalénien auch die Speerspitzen mit gegabelter Basis (Abb. 34 und 35), meist von einfachem zylindrischen Durchschnitt. Unter den Knochengeräten bemerken wir einen grösseren Formenreichtum, der teils durch die dekorative Ausschmückung bedingt wird. Nadeln sind hier, wie im Magdalénien überhaupt, sehr zahlreich.

Unwesentliche Verschiedenheiten zeigt die Steinindustrie gegenüber der des Frühmagdalénien. Kratzer- und Stichelformen sind die gleichen, die Mikrolithik gelangt noch mehr zur Vorherrschaft.

Im Spät-Magdalénien ist die Harpune vorwiegend mit zweireihigen Widerhaken versehen (Abb. 36 und 37), während die einreihige Harpune zurücktritt. Ein sehr häufiges Gerät ist der zylindrische Meißel aus Ren-



Abb. 29. Prototypus der Harpune. Frühmagdalénien. LeRuth. (Nach Peyrony, $\frac{2}{5}$ Gr.)



Abb. 30. Wurfspeer-
spitze mit einseitig
abgeschragter Basis.
Frühmagdalénien.
Le Placard.
(Nach Maret, $\frac{1}{1}$ Gr.)



Abb. 31. Wurfspeer-
spitze mit einseitig
abgeschragter Basis.
Frühmagdalénien.
Brassempouy.
(Nach Piette, $\frac{1}{1}$ Gr.)

geweih, der vielfach an seinem oberen Ende zugespitzt und von einer Rille durchzogen wird. Kunstvoll ausgeschmückte Kommandostäbe sind hier, wie auch im mittleren Magdalénien zahlreich. Die Mikrolithik erreicht, soweit die Magdalénienepoche in Frage kommen, im Spätmagdalénien ihren Kulminationspunkt. Zu den Klingen mit abgestumpftem Rücken gesellen sich zahllose Federmesserchen. Einzelne kleinere Geräte nähern sich den geometrischen Formen des Azilien-Tardenoisien. Unter den Stichelarten dominiert der Stichel mit Mittelspitze; eine charakteristische Stichelform

dieser Epoche ist auch der „Papageienschnabel“ (Abb. 39). Brüniquel, Les Eyzies, Teyjat, Lorthet, Le Souci, La Madeleine, Lourdes, Mas d'Azil, Gourdan und zahlreiche andere Funde haben ein typisches Spätmagdalénien geliefert.



Abb. 32.

Abb. 33.

Abb. 32 und 33. Einreihige Harpunen des Hochmagdalénien. Saint-Lizier. (Nach einer Photographie nach Obermaier, etwa $\frac{4}{8}$ Gr.)



Abb. 34.

Abb. 35.

Abb. 34 und 35. Speerspitzen mit gegabelter Basis. Hochmagdalénien. (Nach Breuil, $\frac{1}{1}$ Gr.)

Das Azilien beschliesst als letztes Glied die Kette der paläolithischen Kulturentwicklung. Seine Stellung im jungpaläolithischen System wurde vor allem durch die Untersuchungen Piettes in der Flusshöhle von Mas d'Azil in der Ariège (Pyrenäen) beleuchtet. Der Schichtenaufbau zeigte von unten nach oben die folgenden Kulturstufen: a) Hochmagdalénien über einer kiesigen Ablagerung, b) sterile Schicht, c) Spätmagdalénien, d) sterile Schicht, e) Azilienschicht mit breitflachen Hirschhornharpunen (mit runder oder länglicher Durchbohrung), bemalten Kiesel, degenerierten Silexgeräten von Magdalénienform, Knochenpfiemen und Glättern. Fauna vorwiegend Edelhirsch, ferner Reh, brauner Bär, Wildschwein, Biber u. a. f) Übergang zur jüngeren Steinzeit (Piettes sogen. Arisien), g) vollneolithische und bronzezeitliche Funde.

Charakteristisch für das Azilien sind die flachen Hirschhornharpunen (Abb. 40 und 41), die nun die zweireihigen zylindrischen Harpunen des Spätmagdalénien ersetzen, und die bemalten Kiesel, denen beide nur ein relativ geringer Verbreitungskreis zukommt. Dass aber die Azilienkultur tatsächlich

eine weitere Ausbreitung erfahren hat, als ihre auffälligen Leitformen, die Azilienharpune, und die bemalten Kiesel, anzeigen, schliesse ich aus dem ausgedehnten Vorkommen der Aziliensteinindustrie, die im wesentlichen die gleichen Formen wie das Magdalénien besitzt, durchschnittlich aber noch flüchtiger retuschiert sind. Diese Industrie hat bereits viele Geräte aus dem Formenkreis des Tardenoisien in sich aufgenommen. Die Knochenindustrie ist in einem völligen Niedergang begriffen, auch die künstlerische Tätigkeit des Spätpaläolithikums ist erloschen. Bobach



Abb. 36.

Abb. 37.

Abb. 36 und 37. Zweireihige Harpunen des Spätmagdalénien. Saint-Lizier. (Nach einer Photographie, nach Obermaier, etwa $\frac{1}{5}$ Gr.)



Abb. 38. Zweireihige Harpune mit Schwalbenschwanzbasis. Spätmagdalénien. Saint-Lizier. (Nach einer Photographie, etwa $\frac{1}{5}$ Gr.)

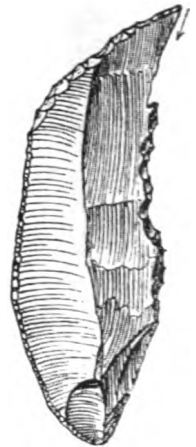


Abb. 39. Sogen. Papageienschnabel. Spätmagdalénien. Laugerie Haute. (Nach Breuil, $\frac{2}{3}$ Gr.)

(Isère), Ecosse, Lortet a. d. Neste, Massat, La Vache bei Tarascon, La Madeleine, Laugerie-Basse (Dordogne), Abri Dufaure bei Sordes (Landes) und die Grotte Labric (Gord) zeitigten ein typisches Azilien. Jedoch nicht überall ist eine klare stratigraphische Scheidung von Spätmagdalénien und Azilien möglich gewesen, und ich nehme an, dass die Entwicklung der Azilienharpune bereits mit dem Spätmagdalénien beginnt; erst später erlischt die zweireihige Magdalénienharpune, während die

flache Hirschhornharpune allein bestehen bleibt und den Hauptgerättypus des reinen Azilien bildet.

Innige Zusammenhänge zeigen, wie schon aus dem gesagten hervorgeht, das Azilien und Tardenoisien. Für das Zusammenvorkommen dieser beiden Industrien haben in jüngster Zeit die Ausgrabungen von Breuil, Obermaier und Bouyssonie in der nordspanischen Höhle von Valle bei Gibaya (Prov. Santander) Zeugnis abgelegt. Hier fand sich über einer reichen Magdalénienschicht eine klassische Azilienstrate mit einer Serie flacher Hirschhornharpunen, die von typischen Tardenoisengeräten begleitet waren. Aus dieser Feststellung geht unzweideutig hervor, dass das erste Auftreten der Tardenoisienindustrie in das Azilien fällt, wenn



Abb. 40.
Abb. 40 und 41. Flache Hirschgeweihharpunen des Azilien. Mas d'Azil. (Nach Piette, etwa $\frac{3}{4}$ Gr.)



Abb. 42. Mikrolithische Geräte des Tardenoisien. (Nach G. u. A. de Mortillet, $\frac{2}{3}$ Gr.)

auch die Tardenoisienformen (Abb. 42) die Azilienzeit noch weit überdauern. Der neolithische Kulturbesitz, Töpferei und Haustiere, gehört noch nicht zur Errungenschaft dieses Zeitalters. (Die Tierwelt des Spätpaläolithikums siehe Tabelle.)

Über die tatsächliche Folge der jungpaläolithischen Kulturen Aurignacien, Solutréen, Magdalénien und Azilien-Tardenoisien kann gegenwärtig kein Zweifel mehr bestehen. Ihre Supraposition vergewissern uns auch die letzten Ausgrabungen in Nordspanien, die von dem Institut für Urgeschichte in Paris in der Höhle Castillo bei Puento Viesgo in der Provinz Santander vorgenommen wurden, an welchen ich selbst zwei Monate teilnahm. Das Profil von Castillo hat bisher 1 Azilienniveau, 2 Magdalénienschichten, 1 Solutréenschicht, 3 verschiedene Aurignacienniveaus und 2 Moustérienschichten ergeben; die Funde sind noch nicht vollkommen erschöpft, und es bleibt zu erwarten, dass noch ältere Schichten erschlossen

werden. Durch seine reichen stratigraphischen Aufschlüsse rückt Castillo schon jetzt in den Vordergrund unseres Interesses.

Was die Verbreitung der jungpaläolithischen Kulturen anbetrifft, so zeigt die Kultur vom Typus Châtelperron nur geringe Ausdehnung. Das Hoch- und Spät-Aurignacien ist ausser in Frankreich auch in England und Belgien, im letzten Gebiete durch die Höhlenfunde Ponte-à-Lesse, Trou-du-Sureau, Spy und Goyet vertreten. In Spanien, wo diese Kulturen gleichfalls Wurzel gefasst haben, wurden sie bisher in den Fundstätten El Miron, Salitre, Mar, Camargo und Hornos de la Peña nachgewiesen¹⁾.

Einer weiteren Untersuchung bedarf noch die stratigraphische Stellung der Font-Robert-Kultur. In den belgischen Profilen lässt sich dieselbe gleichfalls beobachten; hier scheinen indessen, nach den älteren Ausgrabungen zu urteilen, die Font-Robert-Kultur und das Früh-Solutréen miteinander verschmolzen zu sein, und es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich auch in Frankreich um Parallelkulturen handelt.

Eine weit geringere Expansion hat die Kultur des Solutréen. Die Dordognefunde zeigen die Entwicklung dieser Kultur am besten. In Belgien und England fehlt das typische Hoch- und Spät-Solutréen, während die Frühstufe dieser Kultur in diesen Ländern nachweisbar ist.

Das Magdalénien hat, wie das Aurignacien, auch ausserhalb der reichen Fundzentren Frankreichs, zahlreiche Funde gezeitigt; besonders die jüngeren Stufen des Magdalénien sind über England, Belgien und Nordspanien verbreitet.

Auch das Azilien lässt sich, wenn wir die Verbreitung seiner lithischen Industrie berücksichtigen, über ganz Belgien, England und Nordspanien verfolgen.

Ein wichtiges stratigraphisches Hilfsmittel für die Einteilung und die Chronologie des Jungpaläolithikums ist auch die Kunst, wengleich hier der Abgrenzung der einzelnen Entwicklungsphasen, besonders bei der parietalen Kunst, noch grössere Schwierigkeiten begegnen. Ich greife hier nur die wesentlichsten Züge heraus.

Aus dem Früh-Aurignacien liegen die ersten Versuche vor aus einfachen Strichkombinationen bescheidene geometrische Muster zu entwickeln. Aus den hochaurignacienzeitlichen Werkstätten der Pyrenäen gehen die ersten plastischen Darstellungen, die bekannten Venusstatuetten hervor. Die Deutung dieser Kleinplastiken als erotische Idole darf als vollkommen zutreffend bezeichnet werden, da auch andere aurignacienzeitliche Darstellungen aus der Dordogne, wie solche des Phallus und der Vulva²⁾, diese Auffassung bestätigen. Die übertriebene Betonung der Sexualorgane in der figuralen Kunst des Hoch-Aurignacien ist charakteristisch für die Epoche. Der Schritt von der plastischen Darstellung zur abstrakteren Zeichnung vollzieht sich sehr früh und tritt bereits — ent-

1) Vergl. H. Obermaier, Der Diluviale Mensch in der Provinz Santander. Praehist. Zeitschr. 1909 I. Bd. 2. H.

2) Aus dem Abri Blanchard (Gemeinde Sergeac). Ausgegraben von L. Didon in Périgueux.

gegen den Annahmen Piettes — im Aurignacien der Zeichnung an die Seite. Im Spät-Aurignacien erreicht die zeichnerische Darstellung bereits ein Stadium höherer Entwicklung. Von der vollen Skulptur des Aurignacien vollzieht sich im Solutréen die Umwandlung zur erhaben gearbeiteten Rundfigur (ronde bosse) und zum Tiefrelief. Im frühen und mittleren Magdalénien zeigen die Tierplastiken ihre höchste Vollendung und sind von frischer naturalistischer Auffassung. Bemerkenswert ist die kunstgewerbliche Verwendung dieser Plastiken zu Wurfstöcken, Meisseln u. a. Geräten. Mit dem Magdalénien erreicht zugleich die Umrisszeichnung ihren Höhepunkt, durch welche uns die ganze Liste der magdalénienzeitlichen Tierwelt verewigt wird; das eigene Abbild des Menschen aber ist künstlerisch so minderwertig, dass wir hieraus keine Schlüsse auf die äussere Gestalt des Menschen ziehen können. Im frühen und mittleren Magdalénien wird der naturalistischen Darstellung noch der Vorzug gegeben. Im Hoch-Magdalénien gewinnt die ausgeschnittene Umrisszeichnung an Bedeutung. Die Gravierung zeigt Tendenz zu einfacheren Figuren, zuweilen in schwacher Reliefausführung. Die dekorative Kunst entfaltet sich im Hoch-Magdalénien lebhaft. Bewundernswert ist der Reichtum an Ornamenten, die teils, wie Breuil gezeigt hat, auf die fortlaufende Stilisierung der Tierbilder zurückzuführen sind. Mit dem Spät-Magdalénien ist die plastische Kunst erloschen. Sehr feine Gravierungen wurden vorzugsweise auf Stein ausgeführt. Die Ornamentik des Spätmagdalénien verfügt im wesentlichen noch über die gleichen Motive wie das Hoch-Magdalénien. Mit dem Anbruch des Azilien ist ein völliger Verfall sowohl der naturalistischen Darstellung, wie auch der ornamentalen Zierkunst eingetreten. Jegliche Tradition der alten Kunstschule scheint abgeschnitten. Die Zeichen, die wir auf den bemalten Kieseln des Azilien antreffen, sind anscheinend Embleme von totemistischer Bedeutung.

Einen kurzen Überblick über die einzelnen Entwicklungsphasen, die die parietale Kunst erkennen lässt, soll die nachstehende Tabelle geben. Die Aufstellung geht vor allem auf die Arbeiten Breuils und Cartailhacs zurück, die eine kritische Untersuchung der zahlreichen Kunststätten Südfrankreichs und Spaniens eingeleitet haben. Diese stützt sich auf die Erforschung von etwa 40 Höhlen, die sichere diluviale Felsgravierungen und Malereien enthalten, von denen hier Font-de-Gaume, Les Combarelles, La Mouthe, Bernifal, Teyjat, La Grèze und Laussel in der Dordogne, Pair-non-Pair (Gironde), Niaux (Ariège) Gargas und Marsulas (Haute Garonne), Altamira, Hornos de la Peña, Castillo, Pasiago (Prov. Santander) und Pindal (Oviedo) genannt sein mögen.

Die hohe künstlerische Produktivität der südfranzösischen und nordspanischen jungpaläolithischen Bevölkerung teilt sich den paläolithischen Bewohnern Englands und Belgiens nicht mit. Die Höhlenfunde Belgiens zeugen nur von einem schwachen Abglanz dieser Kunstblüte.

Auf meine Untersuchungen über die chronologische Stellung der ältesten Menschenrassen kann ich hier nur kurz eingehen. Wesentlich war es vor allem, Klarheit über stratigraphische Zugehörigkeit und das Alter des Galley-Hill-Menschen zu erlangen. Die Auffindung der mensch-

	Entwicklungsstadien der parietalen Kunst	Dargestellte Tiere	Stationen
Solutrén und Aurignacien	I. Figuren meist tief eingraviert. Blosser, steife Profilumrisse; einzelne Linien rot oder schwarz nachgezogen.	Steinbock, Pferd; Bison und Mammut selten.	Pair-non-Pair. La Grèze, La Mouthe, Les Combarelles, Bernifal, Font-de-Gaume, Altamira, Marsulas.
	II. Zunächst noch tief eingravierte Umrisslinien. Schwarz, selten rot aufgetragen. Einzelheiten mehr betont, aber noch schwache Modellierung; später starkes Hervortreten der Silhouette.	Pferd, Hirschkuh, Rentier, Mammut, Bison.	La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume, Marsulas, Altamira.
Magdalénien	III. Eingravierung weniger tief; mit Graffitilinie leicht nachgezogen. a) Feinere Modellierung in schwarz; b) Flächen- und schattenhafte Auftragung in rot oder schwarz. Bilder von grosser Ungleichheit.	Hirsch, Rentier, Mammut, Pferd, Steinbock, Bison.	Font-de-Gaume, Altamira, Marsulas.
	IV. Die Graffitiumrisslinie tritt mehr und mehr vor den das Haar kleid markierenden Linien zurück. a) Schwach polychrome Fresken. b) Lebhaft polychrome Fresken.	Bison sehr zahlreich, Wildschwein, Hirschkuh, Rentier, Pferd.	Die grossen Fresken von Altamira, Marsulas, Font-de-Gaume.
Azilien	V. Konventionelle, gemalte Azilienzeichen, ähnlich denen der kolorierten Steine. Keine Tierdarstellungen.	—	Marsulas, Pindal.

lichen Reste von Galley-Hill erfolgte im Jahre 1888; aber erst mehrere Jahre später wurde der Frage nach dem Alter dieser Menschenreste nähergetreten. Das Skelett, das bei seiner Auffindung intakt war, lag nach Angaben des Lehrers von Galley (Hill) 3,50 bis 4 m unter Tag und etwa 0,60 m über der Kreideformation. Die Fundstelle, die mir näher bezeichnet wurde, ist jetzt von den Kreidewerken abgetragen. Sie befand sich auf der Mittelterrasse der Themse, deren Schichten und Einschlüsse ich, dank der freundlichen Leitung von Mr. Corner, in dessen Besitz der Galley-Hill-Schädel übergegangen ist, näher untersuchen konnte. Die Schichten dieser Mittelterrasse sind durch mehrere Gruben aufgeschlossen, die mir selbst ein typisches Alt-Acheuléen, Hoch-Acheuléen, eine Levollisindustrie und Früh-Moustérien lieferte. Das Alt-Acheuléen liegt in gleicher Horizontale mit der angeblichen Fundstelle von Galley-Hill, und zwar in einem rostbraunen Sande mit Kiesen. Aber nur an einer Stelle war

eine Trennung von älteren und jüngeren Industrien durchführbar, während an anderen, stärker geneigten Fundstellen eine stratigraphische Scheidung nicht möglich ist, hier vielmehr stark abgerollte Alt-Acheuléenartefakte mit dunkelbrauner Patina und hellgelb getönte Silices des späten Acheuléen nebeneinander angetroffen wurden. Die Ablagerung selbst ist an einzelnen Stellen nicht sehr mächtig, an der Fundstelle des Galley-Hill-Menschen etwa 4 m. Die Oberfläche der Kreideformation ist von sehr ungleichem Verlauf, oft von durch Auslaugung entstandenen grossen, sackförmigen Vertiefungen durchfurcht.

Diese Vertiefungen haben vielerorts ein Abrutschen und Einstürzen der auflagernden Schichten zur Folge gehabt, eine bekannte Erscheinung, mit der wir an manchen Fundplätzen zu rechnen haben, und die eine kritische Nachprüfung der Fundumstände erfordert.

Die fossilen Tierreste, die der Mittelterrasse der Themse entnommen wurden, und die wir mit der Fundschicht von Galley-Hill in Zusammenhang bringen können, enthalten Hippopotamus, Elephas primigenius, Elephas antiquus, Rhinoceros (?Merckii), Höhlenlöwe, Hirsch, Trogonterium u. a. Diese Fauna dürfte kaum einheitlicher Provenienz sein.

Nach dieser stratigraphischen Untersuchung der Diluvialablagerung des Themsetals bei Galley-Hill bleiben immerhin zwei Möglichkeiten offen: entweder die fossilen Menschenreste sind der primären Lagerstätte entnommen und damit altacheuléenzeitlich, oder sie entstammen einer der zahlreichen umlagerten Auflagerungen der Kreide und gehören damit überhaupt nicht in das Bereich des bei Galley-Hill vertretenen Alt-Paläolithikums.

Auf die Aussagen von Laien, die sich nach Jahren erinnerten, dass der Schichtenverband der Fundstelle einen vollkommen ungestörten Eindruck gemacht habe, dürfen wir erfahrungsgemäss kein zu grosses Gewicht legen. Eine alte Schichtstörung gibt sich zudem nicht immer augenfällig kund, sondern geht oft erst aus der genauen Prüfung der Einschlüsse hervor.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des Schädels selbst zu, so fällt uns zunächst die erstaunliche Verschiedenheit in der Erhaltung und Fossilisation des menschlichen Schädels und der faunistischen Einschlüsse von Galley-Hill auf, woraus wir unbedingt schliessen müssen, dass beide nicht gleichaltrig sein können. Der Schädel hat ein weit frischeres, rezentes Aussehen und eine geringere Fossilisation als die verstreuten, meist schlecht erhaltenen fossilen Tierreste.

Von einem ähnlichen Schicksal als die älteren Funde ist die Auffindung eines erst in den letzten Jahren bei Galley-Hill aufgedeckten zweiten Skelettes, das dem gleichen Typus angehört, betroffen. Auch dieses Skelett teilt, was seine Erhaltung anbetrifft, mit dem früher aufgefundenen die gleichen Merkmale. Anscheinend rühren beide aus Bestattungen jüngerer prähistorischer Zeit her.

Selbst wenn wir uns über die berechtigten Zweifel an dem hohen Alter des Galley-Hill-Menschen hinwegsetzen würden, so ist es meines Erachtens mit unseren paläanthropologischen Erfahrungen vollkommen unvereinbar,

denselben als altpaläolithisch hinzustellen. Der Mensch von Galley-Hill würde — seine altpaläolithische Provenienz vorausgesetzt — zeitlich ein Bindeglied zwischen dem Menschen von Mauer und den Neandertalmenschen von Le Moustier, La Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, Spy, Neandertal u. a. darstellen.

Morphogenetisch repräsentiert indessen der Galley-Hill-Mensch, was auch von Klaatsch hervorgehoben wurde, ein jüngeres Glied in der Entwicklungskette, das wir etwa der Brünner Rasse oder der Rasse von Engis an die Seite stellen können, die ausserhalb des Alt-Paläolithikums stehen und dem Jung-Paläolithikum, bzw. der Jüngeren Steinzeit zugeschrieben werden müssen.

Bedenken gegen das diluviale Alter des Galley-Hill-Menschen sind schon früher, u. a. von Boyd Dawkins und John Evans, geäußert worden. Erst in jüngerer Zeit hatten Untersuchungen dazu geführt, seine Stellung unter den prähistorischen Rassegruppen zu suchen, ohne Kenntnis und Kritik der Fundumstände und der Ablagerungen von Galley-Hill. Dass man den Galley-Hill-Menschen bei dieser anthropologischen Einordnung dem älteren Paläolithikum zudatierte, lag unter den gegebenen Umständen nahe; dass ihm diese Stellung aber nicht zukommt, dafür sprechen deutlich die erwähnten stratigraphisch-paläontologischen Gründe, über die wir uns nicht hinwegsetzen können. Hypothesen sind auch hier bereits helfend eingespungen, die in dem Galley-Hill-Menschen eine Vorneandertalrasse oder einen dem Neandertalmenschen synchronistischen, aber weit höher stehenden Typus erblicken. Diese Hypothese ist auch von Rutot verkündet worden. Wenn ich auch nicht annehme, dass die Fachgenossen dem Gedankenfluge Rutots hie folgen können, der in dem Galley-Hill-Menschen eine ältere diluviale Bevölkerung Europas sieht, der die primitiveren Neandertalmenschen als Sklaven dienten, so erachte ich doch eine Darlegung der Fundumstände, die sich speziell an die Anthropologen wendet, zur Belichtung der Altersfrage für notwendig.

Der Mensch von Galley-Hill muss aus der Reihe derjenigen Funde ausscheiden, die uns Aufklärung über die ältesten diluvialen Rassen Europas bringen können. Für diese aber bieten nur die zweifelsfreien Funde aus der älteren Diluvialzeit, der Kiefer von Mauer und die altpaläolithischen Funde von Le Moustier, La Chapelle-aux-Saints, La Ferrassie, La Quina, Spy und Krapina einen sicheren Bestand, da über deren chronologische Stellung keine Unsicherheit besteht. Über das exakte Alter der fossilen Menschen von Spy habe ich mit Marcel de Puydt eine Mitteilung in Vorbereitung. Auch ohne Kenntnis ihrer stratigraphischen Provenienz dürfen wir die Neandertalmenschen aus dem Neandertal und den Gibraltarschädel derselben Gruppe anreihen.

In keinem aber der gesicherten Funde besitzen wir eine Andeutung, dass eine der Neandertalgruppe gleichzeitige, höher stehende Bevölkerung während des Alt-Paläolithikums in Europa gelebt hat. Sämtliche altpaläolithischen Menschenreste, die ein und derselben Gruppe, der Neandertalrasse angehören, reichen, soweit wir sie archäologisch bestimmen können, vom ausgehenden Acheuléen bis in das ausgehende Moustérien. Erst

Klassifikation der Älteren Steinzeit Westeuropas.

(Frankreich, Spanien, England und Belgien. Deutschland zum Vergleich angegliedert.)
(Tabelle von unten nach oben zu lesen.)

Fauna	Kulturepochen	Hauptgerätfornen	Retuschverfahren	Verbreitung der Kulturen in Westeuropa			
Waldfauna, besonders Edelhirsch, Rentier sehr selten.	Azilien-Tardenoisien	Azilien-Tardenoisien-Mikrolithik. Flache Hirschhornharpunen, Bemalte Kiesel. Verfall der altsteinzeitlichen Kultur.	Retuschierung der Klein-geräte (Steilretusche), ähnlich der des Magdalenien.	+ Frankreich	+ Belgien	+ England	+ Spanien
	arktische Mikrofauna an der Basis des Aurignacien (wie in Mitteleuropa).	Früh-Aurignacien	Primitive Aurignacienindustrie, Châtelperrons Spitze. Schlecht ausgebildete Knochengерäte. Prototypen des Hoch-Aurignacien.	Unregelmässige Bearbeitung der Klingenträger. Steile Randretusche an Spitzen.	+ Frankreich	+ Belgien	+ England
Mammut, Rhinoceros tichorhinus, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Panther, brauner Bär, Edelhirsch und Wildpferd häufiger im Alteren Moustérien. Rentier und die arcto-alpine Fauna haben besonders im jüngeren Abschnitt des Moustérien eine stärkere Verbreitung. (Stationen an der	Abri Audit-Kultur	Übergangskultur zum Aurignacien. Bogenspitzen, D-förmige Schaber.	Unregelmässige Randbearbeitung der Klingenträger. Schräge Randretusche an Spitzen. Zuweilen Flächenbearbeitung.	+ Frankreich	+ Belgien	+ England	+ Spanien
	Spät-Moustérien	La Quina-Industrie mit La Quinaschabern u. Knochenunterlagen.	Stufenretusche über den grösseren Teil einer Schaberfläche.	+ Frankreich	+ Belgien	+ England	+ Spanien
	Hoch-Moustérien	Vorherrschen grosser, schöner Moustierspitzen und Schaber.	Sorgfältige, feine Retuschierung; häufig Flächenretusche, die sich der Solutrétusche nähert.	+ Frankreich	+ Belgien	+ England	+ Spanien

18 (Glazial (Würm Eiszeit)

den
wür
Bin
von
u. a

auch
Ent
Eng
steh
gese

scho
wort
Stel
und
man
dem
nahe
die
nich
gesp
eine
Typ
Wen
fluge
eine
Near
legu
zur

ausse
Euro
Func
paläc
La C
logis
fossil
teilu
Prov
den

eine
währ
paläc
talras
vom

mit dem Beginn des Jung-Paläolithikums begegnen wir verschiedenen Richtungslinien in der Entwicklung der diluvialen Bevölkerung, deren Zusammenhänge noch weiterer Untersuchung bedürfen.

Der Beginn des Jung-Paläolithikums bedeutet auch kulturell einen vollkommenen Wendepunkt in der Entwicklung des Diluvialmenschen auf westeuropäischem Boden. Während wir z. B. in dem Sommetal, den alt-paläolithischen Ablagerungen Belgiens und im Themsetal einen Fundkomplex von einheitlicher Entwicklung haben, beginnen im Jungpaläolithikum Frankreichs, speziell in Südfrankreich sich Kulturkreise von besonderem Kolorit zu bilden, die sich nicht mehr über ganz Westeuropa ausbreiten. Stossen wir doch selbst innerhalb der geographisch sich anschliessenden Gebiete der Dordogne, der Pyrenäen und Nordspaniens noch auf merkbliche Unterschiede in der Industrie und in der darstellenden Kunst.

Die nachstehende Tabelle soll an Stelle längerer Ausführungen einen kurzen Überblick über die zeitliche Folge und die Verbreitung der einzelnen paläolithischen Kulturen in Westeuropa bieten. Die Vertretung dieser Kulturen in Deutschland geht aus der angegliederten letzten Rubrik der Tabelle hervor.

Zusatz.

Im Anschluss an den vorstehenden Vortrag hat Hr. Dr. Rudolf Hermann die nachfolgende Bemerkung eingereicht, welche er durch die beschränkte Zeit verhindert war in der Diskussion vorzubringen.

Da in der Diskussion zu dem Vortrage von Herrn R. R. Schmidt die Frage aufgeworfen wurde, ob das Vorkommen von Renntierresten den Schluss auf ein arktisches Klima rechtfertige, so möchte ich an die Ergebnisse von Brauers Untersuchungen über die Tierwelt der arktischen Subregion¹⁾ erinnern, worin über das gleichzeitige Vorkommen des Renntiers im Frühjahr auf der Steppe und in der Tundra berichtet wird (a. a. O. S. 278). „In den südlicheren Gebieten (des europäischen Russlands) tritt ihrer Ausdehnung als Hindernis der Ackerbau entgegen“ (a. a. O. S. 204), also nicht das Klima. Während die heutige Südgrenze der 54° n. Br. darstellt, ist auch eine Nordgrenze nachweisbar. „Westlich von Grönland und auf der Westküste dieser Insel selbst liegt sie auf etwa 79° n. Br. bzw. 79 $\frac{1}{2}$ °, in Ostgrönland schon auf 75 $\frac{1}{2}$ ° n. Br. Die Gründe in klimatischen oder physikalischen Verhältnissen zu suchen, wäre eine vergebliche Mühe . . .“ „Es bleibt uns somit kein anderer Schluss übrig als der, dass das Renntier seine nördliche Ausbreitung noch nicht so weit wie möglich ausgedehnt hat, dass jene auf 79 bzw. 75 $\frac{1}{4}$ ° n. Br. gefundenen Tiere nur die äussersten Vorposten sind, dass der Hauptzug der Tiere, sobald die Brücke nach Grönland erreicht wurde, nach Norden zu sein Vordringen einstellte und den Weg in einen östlichen veränderte.“ (Ebenda, S. 263.)

Wie unsicher es ist, aus Knochenfunden von Tieren, die heute für ein bestimmtes Klima charakteristisch sind, auf ein ähnliches Klima der

1) A. Brauer, Die arktische Subregion. Ein Beitrag zur geographischen Verbreitung der Tiere. Zool. Jahrb. III, 1888. S. 188–308, Taf. VII.

Vorzeit zu schliessen, haben neuere Untersuchungen mehrfach gezeigt. Ich möchte darüber auf die Ausführungen von Frech und Geinitz in der *Lethaea geognostica*¹⁾ verweisen. In einer Arbeit, in der ich *Rhinoceros Merckii* Jäger als ein Glied auch der nordostdeutschen Diluvialfauna nachweisen konnte²⁾, habe ich auf die scheinbar einander ausschliessenden Bestandteile verschiedener Diluvialfaunen in Westpreussen, im europäischen Russland und in Sibirien hingewiesen. Wenn man gegen die westpreussischen Faunenlisten einzuwenden versucht hat, dass die dortigen Funde auf sekundärer Lagerstätte sich befänden und deshalb aus verschiedenen Elementen gemischt seien, so sei darauf aufmerksam gemacht, dass ausser der vorzüglichen Erhaltung der Funde für ihre Zusammengehörigkeit auch die Übereinstimmung mit unzweifelhaft primären Faunen spricht; es sei hier als bedeutendste die von Tscherski beschriebene Fauna der grossen Ljachowinsel zwischen 73° und 74° n. Br. genannt, wo neben dem Tiger der Eisbär, neben dem Moschusochsen die Saigaantilope sich fand. In dem Kieslager von Gruppe, gegenüber Graudenz, fand sich *Rhinoceros Merckii* und die Saigaantilope (heute das Charaktertier der kontinentalen südrussischen Steppe) neben dem wollhaarigen *Rhinoceros antiquitatis* Blmb. und dem Mammut. In einer Kiesgrube bei Gr. Waplitz (Westpreussen) fand sich neben dem Mammut und *Rhinoceros antiquitatis* ein Löwe, *Felis spelaea* Nehring.

Alle diese Funde mahnen zu grösster Vorsicht in der Beurteilung des Klimas der Vorzeit allein auf Grund von Tierresten.

(10) Hr. H. Friedenthal hält den angekündigten Vortrag:

Über die Behaarung der Menschenrassen und Menschenaffen.

Zur Frage der Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Menschenaffen und dem Menschen hatten die Versuche des Verfassers ergeben, dass die drei grossen Menschenaffen Schimpanse, Gorilla und Orang als gleich nah verwandt mit dem Menschen anzusehen sind. Der Grad von Verwandtschaft entsprach der von Säugetieren der gleichen Familie oder Unterordnung. Dagegen gelang es bisher nicht auf Grund von Blutuntersuchungen eine Stammeseinteilung des Menschen durchzuführen oder Beziehungen der einzelnen Menschenaffen zu einzelnen Menschenstämmen festzustellen. Der Versuch von Bruck durch die Methode der Complementablenkung die verschiedenen Menschenrassen zu unterscheiden, führte bisher nicht zu anthropologisch brauchbaren Resultaten.

Der Grund für das Scheitern der biologischen Methoden zur Untersuchung der Verwandtschaftsbeziehungen der Menschenstämme liegt in der chemischen Einheitlichkeit des Menschengeschlechts und der allzugrossen chemischen Ähnlichkeit des Blutes der Menschenaffen mit dem Menschen-

1) Fritz Frech, *Leth. geogn.* III. Teil, 2. Band 1. Abteilung. Flora und Fauna des Quartärs von Fr. Frech mit Beiträgen von E. Geinitz. Stuttgart 1904. S. 10ff.

2) Rudolf Hermann, *Rhinoceros Merckii* Jäger im Diluvium Westpreussens und seine Beziehungen zur norddeutschen Diluvialfauna. Monatsber. d. Deutsch. Geol. Ges. Bd. 63. Jahrg. 1911. S. 13–33.

blute. Es ist möglich, dass bei weiterer Vervollkommnung der Methodik die biologischen Methoden der Blutprüfung sich auch für Aufhellung ganz naher Verwandtschaftsbeziehungen werden brauchen lassen. Heute ist dies aber noch nicht der Fall.

Die innere Einheitlichkeit des Menschengeschlechts trotz grosser äusserer Formverschiedenheiten wird bewiesen durch das feinste biologische Experiment, welches wir kennen, nämlich durch die Bildung unbeschränkt fruchtbarer Bastarde bei Kreuzung der verschiedensten Menschenrassen. Wir sehen in der Natur bei Vermischung sehr nah verwandter Tierarten, dass die Bildung der reifen Geschlechtszellen auch dann auf innere Hindernisse stossen kann, wenn der Körper des erzeugten Bastardes keinerlei sonstige Hemmungen in seinem physiologischen Funktionieren erkennen lässt. Selbst so nah verwandte Arten wie Zebra und Esel erzeugen unfruchtbare Bastarde, die verschiedenen Menschenrassen stehen sich also innerlich viel näher als diese beiden nächstverwandten Tierarten. Die Bildung unbeschränkt fruchtbarer Bastarde aller Menschenrassen gibt den unwiderleglichsten Beweis für die innere Einheitlichkeit der gesamten Menschheit und zugleich eine Erklärung für die Schwierigkeit weiterer Einteilung des Menschengeschlechts in kleinere Gruppen.

Während die Versuche als gescheitert anzusehen sind aus den Eigenschaften des Skelettes eine Einteilung der Menschheit in grosse Stämme vorzunehmen, vererben sich die Eigenheiten des Haarbodens am Kopfe mit solch absoluter Konstanz, dass wir auf Grund der Haarverschiedenheiten zu einer brauchbaren Gliederung der Menschheit gelangen. Verfasser hat in seinem Werke, Das Haarkleid des Menschen, Jena 1908, S. 90, bereits auf die früheren Einteilungen des Menschengeschlechts nach der Beschaffenheit des Haares aufmerksam gemacht und die bisherigen Einteilungen einer Kritik unterzogen. Berücksichtigen wir die geographische Verteilung der drei Haupttypen der Behaarung, so finden wir Europa, Westasien und Australien mit einem grossen Teil von Ozeanien bewohnt von Rassen mit lockigem Haupthaar, sehr reichem Terminalhaar und einer grossen Variationsbreite der Behaarung. Spiralgekrauste Haare. Armut an Terminalhaar, sehr geringe Verschiedenheit von Kopfhaar und Terminalhaar finden wir bei Hottentotten, Buschmännern, Akkas, Neger, Papuas, Melanesiern, Tasmaniern und Negritos in Afrika und einigen Inseln des stillen Ozeans, sonst nirgends auf der Erde. Straffe Haare mit geringem Terminalhaarwuchs, der aber vom Kopfhaarwuchs oft verschieden ist, finden wir nur bei Nordasiaten, Ostasiaten und Südasiaten und Eskimos. Die amerikanischen Rassen nähern sich zwar diesem straffhaarigen Typus, zeigen aber einen Einschlag von lockenhaarigem Typus besonders in Südamerika. Diese Befunde der Haarbeschaffenheit stehen im Einklang mit Besiedelung Amerikas vom Norden her durch eine straffhaarige Rasse und Vermischung in Südamerika mit maori-ähnlichen Polynesiern. Die absolute Konstanz der Vererbung des Haarbodens zeigt sich darin, dass noch niemals ein straffhaariger Neger oder ein spiralgekrauster Ostasiate geboren wurde. Die Variationsbreite der Menschheitsbehaarung ist grösser als die Variationsbreite der

Rassenbehaarung und der individuellen Haarbeschaffenheit. Kein einziges anderes anthropologisches Merkmal ist bekannt, bei welchem diese unumgängliche Bedingung der Brauchbarkeit für Einteilungszwecke bekannt wäre. Die dreiteilige Gliederung der Menschheit nach der Beschaffenheit des Haarbodens und des Haarwuchses ist als einzig absolut sicheres Ergebnis der vergleichenden Menschenkunde der Unsicherheit der Vergleichung nach anderen Körpermerkmalen (Skelett) gegenüberzustellen. Aufgabe der Anthropologie wird es jetzt sein, die auf Grund der Haarvergleichung gefundene Stammesgemeinschaft von so differenten Rassen wie Togoneger, Tasmanier, Buschmann und Papua auch an anderen Körpermerkmalen nachzuweisen.

Verfasser glaubt, dass auch die Sprachforschung gezwungen sein wird, ihr Augenmerk auf die durch die Haarvergleichung gekennzeichnete Stammeszugehörigkeit verschiedener Rassen zu richten. Eine Dreiteilung der Menschheitssprachen mit besonderer Berücksichtigung der Australiersprache, welche der Ursprache am nächsten stehen wird, scheint dem Verfasser nicht unmöglich. Die geographische Verteilung der Menschheitsstämme lässt die Frage auftauchen, ob wir nicht bloß zwei statt der drei Urtypen der Menschheit aufzustellen brauchen und den mittleren Typus als Bastardtypus zwischen den zwei Extremen ansehen sollen. Tatsächlich stellt sich geographisch der mittlere Typus zwischen die beiden extremen Haartypen, und in historischer Zeit haben zahlreiche sicher bewiesene Vermischungen an den Berührungsgrenzen der Menschheitsstämme stattgefunden. Gegen diese Vermutung spricht die Sonderform des spiralgekrausten Haartypus, welcher im ganzen Tierreich keine Analogon hat. Nur einige krausborstige Schweinerassen zeigen entfernte Ähnlichkeit. Gegen diese Vermutung spricht ferner besonders die Terminalhaararmut des kraushaarigen und des straffhaarigen Stammes im Gegensatz zum Terminalhaarreichtum des mittleren Typus. Wir können den Terminalhaarreichtum nicht entstanden denken durch Vermischung zweier terminalhaararmer Typen, sondern werden bei den Ahnenstufen den Besitz eines starken Haarfelles, ähnlich dem der Anthropoiden vermuten. Dass der mittlere Haartypus in vielen Eigenheiten wie ein Bastardtyp zwischen den Extremen scheint, bildet nach Ansicht des Verfassers gerade einen Grund, um ihn für den ursprünglichen Typus zu halten. Überall im Tierreich, wo ein Stamm sich in zwei Äste gabelt, wird in vielen Beziehungen der Bastard dem Urahn ähnlich werden. Dass Branca den Pithekanthropus für einen Bastard zwischen Mensch und anthropoiden Affen ansah, spricht dafür, dass der Pithekanthropus dem Urahn des Menschengeschlechts sehr ähnlich gesehen haben wird. Aus dem mittleren Haartypus können wir leicht zu den extremen Typen gelangen durch geringe Variation, nicht aber von den Extremen zueinander. Dass unter den extremen Haartypen ab und zu einmal der mittlere Haartypus auftaucht, spricht nach Verfasser ebenfalls dafür, dass der mittlere Typus der älteste menschliche Haartypus sein wird. Dass eine ganze Anzahl von Zeichen dafür sprechen, dass der spiralgekrauste Menschenstamm früher eine grössere Verbreitung hatte als jetzt, dass Europa, wenigstens Südeuropa, früher von diesem Stamm

besiedelt war im Einklang mit seiner afrikanischen Tierwelt, zwingt uns noch nicht, diesen Typus als den ältesten Typus anzusehen. Nichts spricht gegen die Möglichkeit, dass zunächst der kraushaarige Typus in weiten Erdstrichen herrschend war, dass jetzt der mittelhaarige Typus den grössten Teil der Erdoberfläche beherrscht, und dass die Zukunft dem straffhaarigen Typus gehören wird. Ganz besonders aber spricht die Ähnlichkeit der Terminalbehaarung des mittelhaarigen Typus, namentlich der Australier, mit der Behaarung der Anthropoiden für die Ursprünglichkeit dieses Haartypus.

Die Behaarung der drei grossen Anthropoiden, Gorilla, Schimpanse und Orang, ähnelt ausserordentlich der Terminalbehaarung des Menschen, weit mehr als der Behaarung niederer Affenarten. Die Meerkatzen besitzen nicht Fell- sondern Pelzbehaarung, einige amerikanische Affenarten (Kapuziner) besitzen sogar Grannenhaare auf dem Kopf, welche beim Menschen und den Anthropoiden völlig fehlen. Die anthropoiden Affen besitzen eine sehr einheitliche Behaarung auf dem ganzen Körper, während beim Menschen nur der kraushaarige Stamm einen einheitlichen Körperhaartypus aufweist.

Die Stellung der Anthropoidenhaare in Reihen, seltener in Gruppen bis zu sechs, entspricht der Stellung der Terminalbehaarung des Menschen wie der Kopfbehaarung des Menschen. Die Länge der Anthropoidenhaare entspricht der Länge der Terminalbehaarung des Menschen am Bart. Der Orang besitzt die längsten Fellhaare, bis 50 cm lang. Beim Menschen sind Barthaare bis zu 1,5 m Länge beobachtet worden. Nicht nur auf dem Schädeldach sondern auch im Bart nehmen bei einzelnen Individuen die Haare den Charakter von Dauerwuchshaaren (Mähnenhaaren) an. In diesem Falle persistiert das Haar jahrzehntelang auf derselben Papille, während gewöhnlich ein weit rascherer Haarwechsel stattfindet. Am raschesten wechselt das Haar der kraushaarigen Rassen, langsamer das Haar der lockenhaarigen Rassen, am langsamsten das Haar der straffhaarigen Menschenrassen.

Die Dicke der Fellhaare der drei grossen Anthropoiden entspricht der Dicke menschlicher Barthaare, die Haare der Hylobatiden sind weit feiner und dichter gestellt. Das Streckengewicht der Fellhaare der Anthropoiden ist gleich dem Streckengewicht menschlicher Barthaare. Streckengewicht gleich $\frac{\text{Haargewicht}}{\text{Haarlänge}}$. Die Haare der Hylobatiden sind weit leichter als die obengenannten Haararten.

Der Haarquerschnitt aller Anthropoidenhaare ist einheitlich der Querschnitt eines flachen Bandes.

Verfasser mass als Haarindex beim Orang einen Index von 67,5, beim Gorilla 65,0, beim Schimpansen 66,0, beim Europäer Achselhaar 57, beim Australier Schamhaar 55. Die Anthropoidenhaare stammten von jugendlichen Individuen. Es ist besonders bemerkenswert, dass nicht etwa die Fellhaare der afrikanischen Menschenaffen mit den Haaren der afrikanischen Menschenrassen Ähnlichkeit besitzen, noch die Haare des Orang mit denen asiatischer Menschenrassen. Kein Anthropoide besitzt

spiralgelocktes Haar. Das straffste Fellhaar besitzen im ausgewachsenen Zustande die Schimpansenarten, nicht der Orang. Bereits die Foeten von Schimpansen in den letzten Schwangerschaftsmonaten besitzen gerade Haarschäfte oder solche, welche nur in einer Ebene gebogen sind. Das Fell des jungen Gorilla ist etwas lockig, ähnlich dem Schamhaar der poikilodermen Menschenrassen, nicht kraushaarig, wie das Haar der Neger.

Der Orang besitzt gewellteres Haar als die Schimpansen und Tschegos. Besonders ist zu beachten, dass die Krümmung der Haarwurzel nach der konkaven Seite des Haarschaftes bei allen Anthropoiden erfolgt, dass die für den spiralgelockten Menschenhaartypus spezifische Krümmung der Wurzel nach der konvexen Seite bei keiner Tierart sich bisher auffinden liess. Um die Einpflanzung der Haarwurzel in den Haarboden vergleichend beobachten zu können, hellte Verfasser Hautstückchen mit Karbolxylof auf. Selbst bei dickeren Schnitten lässt sich die Einpflanzung des Haarschaftes auf diese Weise bequem beobachten. Die steifen Fellhaare der erwachsenen Schimpansen stehen auf der Grenze zwischen Borsten und Haaren, so dass die Ähnlichkeit mit Schweinefell an einzelnen Stellen des Schimpansenkörpers recht gross ist. Die Barthaare der straffhaarigen Menschenrassen (Ostasiaten) ähneln den Fellhaaren der Schimpansen. Das Terminalhaar aller Menschenrassen zeigt eine geringere Differenzierung als die Kopfbehaarung und bleibt dem Fellhaare der Anthropoiden teilweise ähnlicher als die Kopfbehaarung. Es finden sich spiralgelockte Schamhaare bei Europäern, lockige, selbst etwas krause Schamhaare bei Ostasiaten.

Wesentlich für unsere Auffassung von der Behaarung der anthropoiden Affen erscheint die Entdeckung eines Flaumhaarkleides und einer Kopfkappe der Behaarung bei einem Tschegofetus von Seiten des Verfassers. Die Anthropoiden wechseln ihr primäres Flaumhaarkleid bereits vor der Geburt gegen ein Terminalhaarkleid um, das Wollhaarjunge der afrikanischen Stummelaffen wechselt erst nach Beendigung der Säugetzeit, der Mensch wechselt erst zur Zeit der Pubertät sein Flaumhaarkleid auf einem Teil der Körperoberfläche. Der Fellwechsel erstreckt sich beim Menschen bis zum Tode.

Die Anthropoiden teilen als einzige Tierart die Glatzenbildung auf dem Schädel mit dem Menschen. Wie die Fellbekleidung tritt auch die Glatzenbildung bei den anthropoiden Affen weit früher auf als beim Menschen. Dies spricht dafür, dass die Ausbildung einer sehnigen Umwandlung der Kopfmuskeln über dem knöchernen Schädel als Grund für die Ausbildung einer Kopfglatze auch beim Menschen anzusehen ist. Diese Umwandlung wird, wie die gesamte Ausbildung der Bewegungsmaschine beim Menschen, weit später auftreten als bei den anthropoiden Affen. Beim Gorilla ist keinerlei Glatzenbildung bekannt, beim Orang ist die Haararmut auf dem Schädeldach bereits beim Foetus zu konstatieren und tragen verschiedenen Orangarten Stirnglatzen, andere Scheitelglatzen mit Kahlheit des Fetthöckers auf dem Kopf. Beim Schimpansen finden wir eine Kahlheit der vorderen Kopfmitte, die beim Menschen nur bei Japanern bisher andeutungsweise aufgefunden werden

konnte. Junge Orangs sind oft so kahl wie Menschenglinge. Unter den Schimpansen ist eine Art, *Anthropopithecus calvus*, durch fast völlige Kahlheit des ganzen Schädels ausgezeichnet. Auf Kultureinflüsse kann die Glatzenbildung bei den Anthropoiden ebensowenig bezogen werden, wie die Kahlheit der Gorillabrust und des Gorillarückens. Verfasser verweist in dieser Beziehung auf seine früheren Ausführungen im „Haar-kleid des Menschen“.

Zusammenfassend können wir mit Hilfe der Haarvergleichung die verschiedenen Menschenrassen in die drei Hauptstämme der Menschheit eingliedern, wobei die in historischer Zeit erfolgten Vermischungen zwischen verschiedenen Rassen, wie in Nordafrika oder Nordasien, auch im Haarcharakter der Mischvölker zutage treten. Die Nachkommen der Hunnen und Mongolen in Europa sind heute noch am strafferen Haartypus kenntlich, die Nachkommen der nordischen Einwanderer in Afrika an ihrem längeren Kopfhaarwuchs von geringerer Krümmung. Man hat die Regel aufgestellt, Kraushaar dominiere in der Vererbung über Schlichthaar. Dies ist aber nicht streng richtig, sondern die Haare der Bastarde bilden in den allermeisten Fällen Mischtypen der Elternhaare. Ein Spalten einzelner Charaktere der Behaarung bei Mischlingen verschiedener Menschenrassen ist bisher noch nicht nachgewiesen. Die vergleichende Haarkunde bietet noch eine solche Fülle der Probleme, dass die gemeinsame Arbeit vieler Forscher für die Aufhellung zahlreicher wichtiger anthropologischer Fragen als dringende Notwendigkeit erscheint, zumal die Grundlagen der Methodik der Haaruntersuchung jetzt gegeben und wir imstande sind, wichtige und unwichtige Einzelheiten der Behaarung zu unterscheiden.

Anhang.

Das Haar der Tasmanier wurde vom Verfasser in zwei verschiedenen Proben untersucht. Professor v. Luschan stellte eine blonde Tasmanierkopfhaarprobe zur Verfügung. Professor Klaatsch schwarzes Tasmanierkopfhaar. Beiden Forschern sei an dieser Stelle der aufrichtige Dank des Verfassers ausgesprochen. Von Professor Klaatsch erhielt Verfasser auch zahlreiche Kopfhaarproben aus den verschiedensten Gegenden Australiens, welche an anderer Stelle ausführlicher beschrieben werden sollen. Das Kopfhaar der Tasmanier ist so gänzlich ununterscheidbar von dem Haar der Papuas, dass ein einziges Tasmanierkopfhaar genügt, um mit aller Sicherheit die Zugehörigkeit der Tasmanier zum Menschheitsstamm mit spiralgekrausten Haaren festzustellen. Keine der sehr zahlreichen Australierhaarproben, welche Verfasser untersuchte, zeigte jemals ein spiralgekraustes Kopfhaar. Dieser Befund ist um so auffälliger, als auf Photographien der Kopfhaarwuchs der Australier nicht sehr verschieden erscheint von der Kopfbehhaarung der afrikanischen Negerstämme. Tasmanier und Australier gehören, wie die Haaruntersuchungen mit aller Sicherheit ergeben, zwei verschiedenen Menschheitsstämmen an, trotz vielfacher Ähnlichkeiten, welche auf Verwandtschaft

schliessen liessen. Eine Verwechslung eines Australierkopfhaares mit einem Tasmanierkopfhaar hält Verfasser nur dann für möglich, wenn unter den Tasmaniern sich einzelne schlichthaarige Individuen befunden haben sollten (Atavismus). Bei Papuas sind solche Individuen beschrieben worden. Im Falle der Tasmanier genügte ein Haar eines Individuums einer ausgestorbenen Menschenrasse, um die Stammeszugehörigkeit mit aller Sicherheit feststellen zu können.

Sitzung vom 16. Dezember 1911.

Vorträge:

Hr. Harbort: Ein menschliches Skelett aus dem Kalktufflager von Walbeck in Braunschweig.

Hr. Carl Schuchhardt: Ausgrabungen neolithischer Häuser bei Lissdorf, Kreis Naumburg. Mit Lichtbildern.

Vorsitzender: Hr. Hans Virchow.

(1) Der Vorsitzende erstattet satzungsgemäss den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1911.

Die Zahl der Ehrenmitglieder, sieben, ist unverändert geblieben. Die der korrespondierenden Mitglieder beträgt 113, indem eins, Prosdocim, in Este gestorben und zwei hinzugekommen sind: Bamler in Deutsch-Neuguinea und Romiti in Pisa¹⁾.

Von den ordentlichen Mitgliedern sind die immerwährenden die gleichen geblieben; wir zählen ihrer 12 lebende. Von den jährlich zahlenden ordentlichen Mitgliedern haben wir durch den Tod verloren 12, durch Austritt und Streichung wegen Beitragsverweigerung 28, zusammen 40. Die Namen der Verstorbenen sind: die Herren Berwerth, Bolle, Davidsohn, Fränkel, Horwitz, Körner, Lucae, Madsen, Messerschmidt, Morwitz, Remak, Schmidt. Der Zugang an neuen Mitgliedern beträgt 95, so dass wir nach Abzug der Verluste eine Vermehrung um 55 hatten. Die Gesamtzahl der jährlich zahlenden ordentlichen Mitglieder ist 776. Die Zahl der weiblichen ordentlichen Mitglieder ist 37.

Der Herr Unterrichtsminister hat auch in diesem Jahre die Bestrebungen der Gesellschaft durch einen Staatszuschuss von 1500 *M* unterstützt, wofür an dieser Stelle der Dank ausgesprochen sei.

Von der Zeitschrift für Ethnologie wird der diesjährige Band etwa die gleiche Stärke wie gewöhnlich erreichen. Die beiden letzten Hefte werden u. a. eine ausführliche Arbeit von Robert Beltz-Schwerin enthalten über die Latenefibeln, welche als fünfter Bericht der Kommission für prähistorische Typenkarten erscheinen wird. Es wird darin eine

1) Nach der Dezembersitzung, am 20. Dezember, ist noch Herr Topinard in Paris gestorben, so dass die Zahl der korrespondierenden Mitglieder am Schluss des Jahres 112 war.

schon von Lissauer begonnene Arbeit zu Ende geführt, was uns mit doppelter Befriedigung erfüllt.

Die Prähistorische Zeitschrift hat mit einer Fülle von interessanten Mitteilungen unsere Anschauungen bereichert und dadurch in erfreulicher Weise für unsere Gesellschaft geworben.

Die Zahl der Sitzungen betrug wie im vorigen Jahre 15; darunter 10 ordentliche, eine ausserordentliche, 2 anthropologische Fachsitzungen und 2 prähistorische Fachsitzungen. Die letzteren wurden durch die Herren von Luschan und Olshausen geleitet. Die Zahl der Vorträge war 26. Als auswärtigen Vortragenden hatten wir die Freude, Herrn R. R. Schmidt aus Tübingen über seine ausgedehnten Erfahrungen auf dem Gebiete der westeuropäischen paläolithischen Funde sprechen zu hören.

Von wissenschaftlichen Vorführungen waren vier geboten: eine Vorstellung der Samoanertruppe in Castans Panoptikum mit Erläuterungen des Hrn. Augustin Kraemer, eine Erklärung der Funde von Cucuteni in der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde durch Hrn. Hubert Schmidt, eine Besichtigung der Ausstellung „Nordland“, zu welcher die Herren Regener, Planert, Crahmer und Solberg Vorträge vorbereitet hatten, und ein Vortrag in der Urania, welchen Herr Berndt hielt und zu welchem Herr Görke eingeladen hatte. Allen genannten Herren sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Die zahlreiche Beteiligung an diesen Veranstaltungen hat gezeigt, dass unseren Mitgliedern eine solche Ergänzung unserer Bestrebungen erwünscht ist. Zugleich hat sich aber auch eine gewisse Schwierigkeit herausgestellt, bei dem glücklich gestiegenen Umfang der Gesellschaft nicht nur den Mitgliedern selber, sondern auch, wie ja bei derartigen Gelegenheiten gewünscht wird, auch ihren Angehörigen die Beteiligung freizustellen.

Unser Sommerausflug nach Brandenburg und Grosswusterwitz gestaltete sich besonders lehrreich durch die Besichtigung der umfangreichen Sammlungen der Herren Stimming, Vater und Sohn.

An dem diesjährigen Anthropologischen Kongress, welcher mit seinem reichen Programm nicht weniger wie zehn Tage füllte, nahmen viele von uns teil. Auf dem Rassenkongress in London war die Gesellschaft durch Herrn von Luschan vertreten.

Von erfolgreichem längeren Aufenthalt im Auslande sind heimgekehrt Herr und Frau Seler und Herr Max Schmidt, von welchen wir demnächst Vorträge erhoffen; auf Forschungsreisen abwesend sind von Mitgliedern die Herren Frobenius, Speiser, Fritz Sarasin, Koch-Grünberg.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maass, dass der Bestand an Büchern durch Zugang von 191 Nummern auf 11 568, der an Broschüren durch Zugang von 251 auf 4113 gewachsen ist. Gebunden wurden von Büchern 158 Bände, von Broschüren (253 Stück) 74 Sammelbände, von Zeitschriften 91 Bände, im ganzen 323 Bände.

In unserer Photographiensammlung ist die Stagnation unter dem energischen ordnenden Zugreifen ihres zurückgekehrten Verwalters einem

mächtigen Aufschwunge gewichen. Es ist darüber folgendes zu berichten: Die Photographiesammlung hat gegenwärtig einen Bestand von 11 164 katalogisierten Einzelbildern. Das bedeutet gegenüber dem Abschluss von Ende 1910 einen Zuwachs von 471 Stück. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass während der Abwesenheit unseres Verwalters der Photographiesammlung, Herrn Neuhauss, in den Jahren 1908 bis 1910, die einlaufenden Bilder überhaupt nicht katalogisiert wurden, so dass sich der Zuwachs von 471 Blatt auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahren verteilt.

Ausserdem erhielt unsere Photographiesammlung von Herrn Neuhauss als Geschenk in diesem Jahre eine Gesamtauflage seiner in Neu-guinea gefertigten anthropologischen und ethnographischen Aufnahmen: 1028 Stück auf 134 Tafeln in sechs Mappen.

Die oben erwähnte Zahl von 11 164 Einzelbildern gibt übrigens keine annähernde Vorstellung von der Vollständigkeit unserer Sammlung, da die in besonderen Mappen und Bänden vereinigten Sammelwerke, wie z. B. dasjenige von Neuhauss, im Katalog immer nur unter einer einzigen Nummer geführt werden.

Alles in allem enthält unsere Sammlung gegenwärtig rund 15 000 Aufnahmen.

Dagegen haben die Arbeiten an der Skelettsammlung im wesentlichen geruht, was hauptsächlich dadurch veranlasst war, dass Frau Futterer, welche diesem Besitz unserer Gesellschaft ihre Tätigkeit gewidmet hatte, sich wieder verheiratet und Berlin verlassen hat. Doch hofft Herr von Luschan einen Nachfolger binnen kurzem so weit ausgebildet zu haben, dass er die Arbeit zu Ende führen kann.

An dem Jagorwerk konnte stetig weiter gearbeitet werden, indem Herr Planert noch ausschliesslicher als früher in die Lage gesetzt wurde, sich mit dieser Aufgabe zu befassen. Nach seiner Mitteilung sind ausser den Jagorschen Abbildungen und Photogrammen (63) etwa 120 Zeichnungen angefertigt worden. 175 Blatt Manuskript (Reichsformat) sind druckfertig. Sie beziehen sich auf Malašer, Käder, Kanikkärer, Maleiyali, Wođde, Mařawer, Sānār und Tiyer, Badagaru und Kōtaru. Es ist noch zu schreiben der Schluss des Kapitels über Todaru sowie die Kapitel über Prähistorie, Religion und Kondh.

(2) Der Schatzmeister, Hr. Sökeland, erstattet den statutenmässigen

Rechnungsbericht für das Jahr 1911.

Einnahmen.

Hauptkasse.

Zinsen	1 318 Mk. 25 Pfg.
Staatszuschuss	1 500 " — "
Depotzinsen	276 " 25 "
Mitgliederbeiträge für 1911	15 429 " — "
" " 1910	100 " — "
Prähistorische Zeitschrift	3 224 " — "
Einnahmen zusammen	<u>21 847 Mk. 50 Pfg.</u>

Maass-Stiftung.

Bestand	210 Mk. — Pfg.
Von Herrn Maass	535 „ 50 „
Verkauf von Effekten	7 818 „ 35 „
Zinsen	297 „ 50 „
	<hr/>
	8 861 Mk. 35 Pfg.

Schädel-Sammlung.

Bestand	663 Mk. 01 Pfg.
	<hr/>
	663 Mk. 01 Pfg.

Jagor-Stiftung.

Bestand	3 534 Mk. 25 Pfg.
	<hr/>
	3 534 Mk. 25 Pfg.

William Schönlank-Stiftung.

Bestand	371 Mk. 35 Pfg.
Von der Hauptkasse zurück	212 „ 62 „
Zinsen	525 „ — „
	<hr/>
	1 108 Mk. 97 Pfg.

Ausgaben.

Hauptkasse.

William Schönlank-Stiftung zurück	212 Mk. 62 Pfg.
Ankauf von Effekten	2 121 „ 80 „
Miete	600 „ 50 „
Einladungen	339 „ 10 „
Register	100 „ — „
Porti und Frachten	1 566 „ 05 „
Buchbinder	487 „ 85 „
Bureau und Schreibmaterial	270 „ 80 „
Remunerationen	225 „ — „
An Behrend & Co.:	
Für überzählige Bogen	1 022 „ 07 „
Ankauf von Exemplaren	3 492 „ — „
Abschlagszahlung	4 500 „ — „
Wissenschaftliche Arbeiten und Gegenstände	156 „ 55 „
Prähistorische Zeitschrift	6 326 „ 55 „
Verschiedene Ausgaben	248 „ 45 „
Bestand	178 „ 16 „
	<hr/>
	21 847 Mk. 50 Pfg.

Maass-Stiftung.

Steuer	500 Mk. — Pfg.
Ankauf von Effekten	7 853 „ 85 „
Bestand	507 „ 50 „
	<hr/>
	8 861 Mk. 35 Pfg.

Schädel-Sammlung.

Verauslagt	184 Mk. 95 Pfg.
Bestand	478 „ 06 „
	<hr/>
	663 Mk. 01 Pfg.

Jagor-Stiftung.

Verauslagt	1 832 Mk. 85 Pfg.
Bestand	1 701 „ 40 „
	<hr/>
	3 534 Mk. 25 Pfg.

William Schönlank-Stiftung.

Für die Bibliothek verausgabt	433 Mk. 91 Pfg
Bestand	675 „ 06 „
	<hr/>
	1 108 Mk. 97 Pfg.

Das Kapitalvermögen besteht aus:

1. den verfügbaren Beträgen	
a) Neue Berliner $3\frac{1}{2}$ prozentige Pfandbriefe	24 600 Mk.
b) $3\frac{1}{2}$ prozentige Berliner Stadtanleihe	13 600 „
c) $3\frac{1}{2}$ „ „ „ Stadtoobligationen	8 000 „
2. dem eisernen Fonds, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von je 300 Mk. seitens 17 immerwährender Mitglieder, angelegt in $3\frac{1}{2}$ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen	5 100 „
3. der William Schönlank-Stiftung, in $3\frac{1}{2}$ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen angelegt	15 000 „
4. der Maass-Stiftung, angelegt in $3\frac{1}{2}$ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen	8 500 „
	<hr/>
	Summa 74 800 Mk.

Der Ausschuss hat durch die beiden satzungsgemäss bestellten Revisoren, die Herren Friedel und Minden, die Rechnung prüfen lassen und ihrem Antrage entsprechend dem Vorstande in der Dezembersitzung Entlastung erteilt.

Der Vorsitzende spricht dem Herrn Schatzmeister den Dank der Gesellschaft aus, ebenso den Herren Maass für die Verwaltung der Bibliothek und Neuhauss für die der Photographiensammlung.

(3) Wahl des Vorstandes für das Jahr 1912.

Hr. von den Steinen hat es aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt, in irgend einer Form im Vorstande zu bleiben, sei es als wiederzuwählender Vorsitzender, sei es als Stellvertreter. Der Vorsitzende bringt das lebhafteste Bedauern der Gesellschaft und seiner selbst über diesen Entschluss zum Ausdruck. Der Vorstand ist übereingekommen, insbesondere auch auf Anraten des Herrn von den Steinen, Herrn Seler an Stelle des letzteren als Stellvertreter in Vorschlag zu bringen. Auf Antrag des Herrn Magnus wird die Wahl des Vorstandes durch Zuruf vollzogen, wobei Hr. Seler an die Stelle des Herrn von den Steinen gesetzt und die übrigen Mitglieder wiedergewählt werden.

Der Vorstand hat demnach folgende Zusammensetzung: Vorsitzender Hans Virchow, Stellvertreter des Vorsitzenden Schuchhardt und Seler, Schriftführer von Luschan, Neuhauss, Träger, Schatzmeister Sökeland.

Der Vorsitzende dankt im Namen des gesamten Vorstandes.

(4) Hr. Hans Virchow erstattet den folgenden Bericht über den

Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1911.

Der Vorstand hielt eine Sitzung ab: am 12. Dezember.

Es sei zunächst über die schwebenden Unternehmungen aus früheren Jahren berichtet.

1. Hr. Wiegers (s. vorjährigen Bericht S. 983) ist auch in diesem Jahre nicht dazu gekommen aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die Untersuchungen über die diluvialen Fundstätten des Menschen, für welche ihm 1000 *M* gezahlt waren, auszuführen. Da inzwischen die gleiche Aufgabe in erfolgreicher Weise durch R. R. Schmidt in Arbeit genommen ist und ein ausführliches Buch des letzteren in Aussicht steht, so hält es Hr. W. für förderlicher, sich einer anderen sehr dringenden Aufgabe zuzuwenden, nämlich der geologischen Untersuchung der Hauserschen Fundplätze in der Dordogne. Der Vorstand hat sich mit dieser Änderung der Aufgabe einverstanden erklärt.

2. Hr. Hubert Schmidt hatte bereits im vorigen Jahre seine erfolgreiche Grabung in Cucuteni abgeschlossen (s. vorjährigen Bericht S. 983). Inzwischen sind die von dort zu uns gelangten Funde gesichtet und gesäubert und aus den Scherben eine Anzahl höchst ansehnlicher und wichtiger Gefäße zusammengesetzt worden. Diese, mit anderen Fundobjekten zu einer wertvollen Sammlung vereinigt, wurden als Geschenk seitens der Stiftung an das Museum für Völkerkunde übergeben. Herr Schmidt hat in der Junisitzung über seine Ergebnisse berichtet (s. S. 582). Die Absicht des geschickten Bodenforschers, auch in Macedonien Nachforschungen anzustellen, wovon schon im vorjährigen Bericht gesprochen wurde, liess sich zunächst schon deswegen nicht ausführen, weil derselbe eine ernstlichere Erkrankung durchmachte, von welcher er glücklicherweise vollkommen wiederhergestellt ist. Inzwischen war die bereits erwirkte Erlaubnis zu einer Ausgrabung verfallen. Dieselbe von neuem nachzusuchen schien zurzeit nicht ratsam im Hinblick auf die augenblicklichen politischen Zustände in jener Gegend. Herr S. hatte nach Ausweis seiner genau geführten Rechnungen von der ihm zur Verfügung gestellten Summe noch 1432,03 *M* übrig behalten. Hiervon sind im Laufe dieses Jahres für photographische Aufnahmen und Zeichnungen 538,85 *M* mit Bewilligung des Vorstandes verausgabt worden. Der Rest von 893,18 *M* wurde in den Händen des Herrn Schmidt belassen, um gegebenenfalls bei einer nächstjährigen Unternehmung Verwendung zu finden, welche geeignet wäre, um über den durch die früheren Untersuchungen erschlossenen Formenkreis weiteres Licht zu verbreiten.

3. Über Herrn Hantzsch war im vorigen Jahre berichtet worden, dass er am 26. September 1909 Schiffbruch erlitten und dabei fast seine ganze Ausrüstung verloren hatte (s. vorjährigen Bericht S. 984). Er hatte dann den Winter 1909 auf 1910 als Gast des Missionars Greenshield in Blacklead Island am Cumberland Golf in Baffins Land zugebracht, hat sich aber durch den Verlust seiner Hilfsmittel nicht abhalten lassen, seine Pläne weiter zu verfolgen. Er ist am 23. April 1910 ins Innere aufgebrochen in Begleitung von elf Eskimos, von denen allerdings vier Kinder waren, das jüngste $\frac{1}{4}$ Jahr alt. Das Reisen in dieser Form, im Anschluss an Familien, ist das billigste. Es mussten drei sehr schwere Schlitten mitgeführt werden, je einer für ein schweres Boot, für die Vorräte und für die Kinder und Ausrüstung. Hierzu waren gegen 30 Hunde nötig. Mehrere Berichte des Reisenden sind in der Sonntagsbeilage des

Dresdener Anzeigers erschienen, der letzte in der Nummer vom 8. Oktober 1911; er ist datiert vom 10. August 1910 und geschrieben in Tikkeråkdjuk, einem Platze am Netschilling oder Kennedysee. Hierin wird berichtet, dass die Reisenden anfangs sehr durch Neuschnee, dann durch die Schneeschmelze zu leiden hatten, dass dann im Hochsommer die Wärme lästig und die Moskitoplage unerhört war. H. spricht aber befriedigt von den empfangenen Eindrücken, insbesondere der Tierwelt. Seine Absicht ging dahin, mit zwei der ihn begleitenden Eskimofamilien bzw. neun Personen weiter nach Westen zu ziehen und am Foxkkanal den Winter von 1910 auf 1911 zuzubringen.

4. Das Buch des Herrn Sergio über die aus dem Nachlass von Rudolf Virchow stammenden abessinischen Schädel, zu dessen Herausgabe die Stiftung beigetragen hat, ist noch nicht erschienen (s. vorjährigen Bericht S. 984.)

5. Das gleiche gilt von dem Buche des Herrn Maximilian Mayer über süditalische Altertümer (s. vorjährigen Bericht S. 984).

6. Hr. Carthaus hat seinen Berichten über die Ausgrabung in der Veledahöhle, welche bis zum Schlusse des vorigen Jahres vorlagen (s. vorjährigen Bericht S. 984), das Fundverzeichnis und Skizzen der Topographie der Höhle folgen lassen. Daraufhin wurde ihm die Summe von 100 *M* zur Begleichung eines Kostenrestes gezahlt. Hr. Carthaus hat alsdann über die Ergebnisse seiner Ausgrabung in der Sitzung vom 29. April einen Vortrag gehalten (s. S. 315), welcher in der prähistorischen Zeitschrift (s. dort III. Bd. S. 132 bis 144) erschienen ist. Dasselbst sind auch die am meisten charakteristischen Fundstücke auf einer Tafel abgebildet. Die Scherben, welche im vorjährigen Bericht als römische bezeichnet wurden, sind nach dem Urteile des Herrn Dragendorff karolingisch bzw. merovingisch. — Der Magistrat der Stadt Dortmund hat auf Antrag des Direktors des Städtischen Kunst- und Gewerbe-Museums, des Herrn Baum, durch Schreiben vom 16. Februar darum gebeten, dass die Funde aus der Höhle dem genannten Museum überwiesen werden. Der Vorstand hat dementsprechend beschlossen. Hr. Carthaus ist mit der Überweisung einverstanden.

7. Hr. Kluge hat seine Absicht, die Lazische Sprache grammatikalisch aufzunehmen (s. vorjährigen Bericht S. 985), erreicht. Seine Arbeit wird demnächst in den Abhandlungen der „Göttinger gelehrten Gesellschaft“ gedruckt werden, und ausserdem wird eine russische Übersetzung in der Sammlung von „Materialien zur Kenntnis der Sprachen und Stämme . . .“ erscheinen.

8. Herr Köhl hat über seine Grabungen auf neolithischen Wohnplätzen in der Pfalz (s. vorjährigen Bericht S. 985) in Nr. 9 bis 10 des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine für 1911 (S. 401 bis 406) berichtet und kurze briefliche Angaben folgen lassen. Es ist ihm jetzt in 43 Fällen gelungen, Überschneidungen von Wohngruben mit verschiedenen keramischen Stilen zu finden, auf Grund wovon die Reihenfolge der vier bandkeramischen Perioden ganz sicher festgestellt ist; und zwar folgen einander als älteste

die Hinkelsteinperiode, dann Rössener, dann Grossgartacher und zuletzt Spiral-Mäanderkeramik. — Herr Köhl hat versprochen, nach Abschluss der Grabungen eine Auswahl von Scherben der verschiedenen Perioden sowie Photos zur Verfügung zu stellen.

9. Von dem Reisewerk des Herrn Neuhauss sind zum Jahresschluss der erste und zweite Band erschienen, nachdem der dritte, welcher Berichte von Missionaren enthielt, schon früher herausgekommen war. Von den beiden Bänden enthält der erste 34 Kapitel Text, zwei Nachträge und einen Anhang sowie 334 Abbildungen und eine Karte; der zweite ist mit 764 Abbildungen und gleichfalls einer Karte ein grundlegender Völkertypenatlas von Deutsch-Neuguinea. Nach Vollendung des Werkes ist versprochenenmassen ein zweites Mal die Summe von 3500 *M* an die Verlags-handlung gezahlt worden.

10. Hr. R. R. Schmidt hat seine Studienreise zum Besuche von Museen und paläolithischen Fundplätzen beendet (s. vorjährigen Bericht S. 986). Er hat darüber in der Novembersitzung berichtet (s. S. 945). Hr. Schmidt hat der Stiftung als Entgelt eine wertvolle Sammlung von 150 paläolithischen Steingeräten auf neun Kartons von verschiedenen Fundorten aus Frankreich, Belgien und England überwiesen, welche von dieser als Geschenk an die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde abgegeben worden ist. — Eine wichtige Folge dieser Reise ist es, dass Hr. Schmidt zusammen mit Herrn Marcel de Puydt in Lüttich eine Neubearbeitung des Geräteinventars von Spy in Angriff genommen hat. — Herr S. ist auch in der glücklichen Lage gewesen, sich an der Entdeckung einer neuen Höhle mit Tierzeichnungen und an einer Grabung in Nordspanien beteiligen zu können. Die Veröffentlichungen über diese Originalarbeiten werden an anderen Orten erfolgen.

Neue Bewilligungen.

1. An Herrn Dr. Theodor Kluge wurden weitere 700 *M* gezahlt, diesmal zum Studium der Mingrelischen Sprache.

2. An Herrn Rob. Rud. Schmidt wurden weitere 2000 *M* gezahlt, um sein Programm, eine umfassende Übersicht über die paläolithischen Funde und Fundplätze zu gewinnen, vervollständigen zu können. Seine Reiseziele liegen diesmal im Osten.

3. Herrn Wilh. Müller wurden 5000 *M* bewilligt zur Unterstützung einer Reise nach dem Osten des Malaiischen Archipels. Die Reise selbst geschieht im Auftrage der Generalverwaltung der Königlichen Museen und hat den Zweck, die Sammlungen des Museums für Völkerkunde zu vervollständigen. Die von der Stiftung gewährte Unterstützung aber soll dem Reisenden Gelegenheit bieten zu längerem Aufenthalt an solchen Stellen, welche für sprachliche, soziale, religiöse usw. Fragen geeignet sind. Etwaiges anthropologisches Material hat Hr. Müller zugesagt der Stiftung auszuliefern.

Da die Einnahmen aus Zinsen bis zum 31. Dezember 11 103,65 *M* betragen werden, und da vom vorigen Jahre her ein Überschuss von 1339,50 *M* vorhanden war, so hätten 12 443,15 *M* zur Verfügung ge-

standen. Hiervon wurden gezahlt gemäss früheren Zusicherungen 100 *M* an Herrn Carthaus und 3500 *M* an den Verleger des Herrn Neuhaus; gemäss neuen Bewilligungen 700 *M* an Herrn Kluge, 2000 *M* an Herrn Schmidt und 5000 *M* an Herrn Müller, zusammen 11 300 *M*. Es verbleibt mithin ein Rest von 1143,15 *M*. Doch ist in Betracht zu nehmen, dass an Herrn Sergi und Herrn Mayer die oben erwähnten Zusicherungen gemacht sind, für deren Einhaltung eine bare Summe zur Verfügung stehen muss.

Jahresrechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1911.

Effektenbestand.

Ende 1910 besass die Stiftung:

a) in das Staatsschuldbuch eingetragen:			
3 proz. Preussische Konsols	111 500,—	Mk.	
3½ proz. " " "	112 350,—		223 850,— Mk.
b) in das Reichsschuldbuch eingetragen:			
3 proz. Deutsche Reichsanleihe			21 200,— "
c) bei der Reichsbank deponiert:			
3½ proz. Berliner Stadtanleihe	5 000,—	Mk.	
4 proz. " " "	4 000,—	"	
3½ proz. Westfälische Provinzianleihe	73 000,—	"	
4 proz. " " "	1 000,—	"	83 000,— "
d) bei Delbrück, Schickler & Co. deponiert:			
4 proz. Westfälische Provinzianleihe			5 000,— "

An dem Bestande von 333 050,— Mk.

hat sich im Jahre 1911 nichts geändert.

Von diesen Effekten sind am 31. Dezember 1911:

1. in das Staatsschuldbuch eingetragen:			
auf Konto (3 pCt.) V. 793: 3 proz. Preussische Konsols	111 500,—	Mk.	
auf Konto (3½ pCt.) V. 3510: 3½ proz. Preussische Konsols	112 350,—	"	223 850,— Mk.
2. in das Reichsschuldbuch eingetragen:			
auf Konto (3 pCt.) V. 520: 3 proz. Deutsche Reichsanleihe			21 200,— "
3. bei der Reichsbank deponiert:			
lt. Depotschein 1335934: 3½ proz. Berliner Stadtanleihe	4 000,—	Mk.	
lt. Depotschein 1335935: 3½ proz. Berliner Stadtanleihe	1 000,—	"	
lt. Depotschein 1576602: 4 proz. Berliner Stadtanleihe	4 000,—	"	
lt. Depotschein 1335936: 3½ proz. West- fälische Provinzianleihe	65 000,—	"	
lt. Depotschein 1369362: 3½ proz. West- fälische Provinzianleihe	5 000,—	"	
lt. Depotschein 1372440: 3½ proz. West- fälische Provinzianleihe	3 000,—	"	
lt. Depotschein 1448414: 4 proz. West- fälische Provinzianleihe	1 000,—	"	83 000,— "
4. bei Delbrück, Schickler & Co. deponiert (nach einem Be- schluss des Vorstandes als Spezialreservefonds für eine grössere Unternehmung ausgeschieden):			
4 proz. Westfälische Provinzianleihe lt. Depotverzeichnis vom 31. Dezember 1911			5 000,— "
			<u>zusammen . . . 333 050,— Mk.</u>

Das Barguthaben der Stiftung bei dem Bankhause Delbrück, Schickler & Co. betrug ausweislich des Rechnungsauszeuges vom
 31. Dezember 1910 1 339,50 Mk.
 und beträgt am 31. Dezember 1911 1 170,30 „

Im Rechnungsjahre 1911 waren folgende

Einnahmen

zu verzeichnen:

a) an Zinsen:

1. von den bei der Reichsbank bzw. Delbrück, Schickler & Co. deponierten und in das Staats- bzw. Reichsschuldbuch eingetragenen Effekten (2./1., 18./3., 20./3., 20./6., 27./6., 10./9., 20./9., 19./12, 20./12.)	10 998,25 Mk.	
2. von Delbrück, Schickler & Co. in laufender Rechnung	135,94 „	<u>11 134,19 Mk.</u>

Dem stehen gegenüber folgende

Ausgaben:

a) Für Stiftungszwecke:

1. Zahlung an Dr. Carthaus	100,— Mk.	
2. „ „ Professor Neuhauss	3 500,— „	
3. „ „ Dr. Schmidt	2 000,— „	
4. „ „ Dr. Kluge	700,— „	
5. „ „ Dr. Müller	5 000,— „	<u>11 300,— Mk.</u>

b) Allgemeine Ausgaben:

Porti und Spesen an Delbrück, Schickler & Co. (30./6. u. 31./12.)	3,39 „	
		<u>11 303,39 Mk.</u>

Barguthaben am 31. Dezember 1910	1 339,50 Mk.
Einnahmen im Rechnungsjahr 1911	<u>11 134,19</u> „
	12 473,69 Mk.
Ausgaben im Rechnungsjahr 1911	<u>11 303,39</u> „
Barguthaben der Stiftung am 31. Dezember 1911	1 170,30 Mk.

Das Gesamtvermögen der Stiftung

besteht demnach am 31. Dezember 1911:

a) aus Effekten im Nominalbetrage von	333 050,— Mk.
b) aus dem Barguthaben bei Delbrück, Schickler & Co.	<u>1 170,30</u> „
	334 220,30 Mk.

Der derzeitige Effektenbestand der Stiftung im Gesamtbetrage von nom. 333 050,— Mk. wird für das Jahr 1912 einen Zinsbetrag von zusammen 11 043,25 Mk. ergeben, und zwar:

111 500 Mk. 3 proz. Preussische Konsols	ergeben Zinsen	3 345,— Mk.
112 350 „ 3½ proz. „ „	„ „	3 932,25 „
21 200 „ 3 proz. Deutsche Reichsanleihe	„ „	636,— „
5 000 „ 3½ proz. Berliner Stadtanleihe	„ „	175,— „
4 000 „ 4 „ „	„ „	160,— „
73 000 „ 3½ proz. Westfäl. Prov.-Anleihe	„ „	2 555,— „
6 000 „ 4 proz. „ „	„ „	240,— „
<u>zusammen 333 050 Mk.</u>	<u>ergeben Zinsen</u>	<u>11 043,25 Mk.</u>

Berlin, den 31. Dezember 1911.

Ludwig Delbrück.

(5) Der Vorsitzende macht die nachfolgende Mitteilung über die

Rudolf-Virchow-Plaketten-Stiftung.

Ich habe der Gesellschaft Mitteilung zu machen von einer Schenkung. Was in den Worten des vorjährigen Herrn Vorsitzenden verheissungsvoll angekündigt war: „Herr Georg Minden hat sich bereit gefunden, der Gesellschaft eine alljährlich zu verleihende Rudolf-Virchow-Plakette zu stiften, und seine kunstsinnige Gattin will es sich besonders angelegen sein lassen, für die reizvolle und edle Ausgestaltung der Plakette Sorge zu tragen“ — was in diesen Worten ausgesprochen war, ist der Erfüllung entgegengereift, ja ist bis auf eine zu erledigende Formalität schon Wirklichkeit. Die Plakette steht vor uns, und nachdem sie vollendet war, hat Herr Minden die Stiftungsurkunde entworfen, welche ich verlese:

„In dem Wunsche, die der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zur Verfügung stehenden Auszeichnungen (Ehrenmitgliedschaft, Goldene Medaille und korrespondierende Mitgliedschaft), durch welche die Genannte die in ihren Wirkungskreis fallenden Verdienste belohnen kann, zu vermehren, stelle ich die Mittel für die Verleihung einer bronzenen Plakette zur Verfügung, welche der Erinnerung an Rudolf Virchow, den verewigten Ehrenpräsidenten der Gesellschaft dienen soll.

Hierzu bestimme ich die Summe von 7000 (siebentausend) *M* und bitte die Gesellschaft, diese Summe als Schenkung anzunehmen und die Landesherrliche Genehmigung zur Annahme herbeizuführen.

Die Stiftung soll den Namen führen: Rudolf-Virchow-Plaketten-Stiftung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Ich treffe hierfür folgende Bestimmungen:

§ 1.

Das Vermögen der Stiftung wird von dem Vorstand der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gesondert verwaltet. Über die Verwaltung wird der Gesellschaft alljährlich Rechnung erstattet.

§ 2.

Aus dem Kapital werden die Kosten für die Herstellung einer bronzenen Plakette bestritten, welche nach den vom Stifter in Übereinstimmung mit dem Gesellschaftsvorstande getroffenen Angaben von dem Bildhauer Professor Hugo Kaufmann zu Westend hergestellt worden ist. Ebenso wird aus dem Kapital der für die Herstellung des Gussmodells und der ersten zehn zu Verleihungen bestimmten Abgüsse nötige Betrag entnommen; der Rest wird in mündelsicheren Papieren zinsbar angelegt. Die Zinsen werden aufgespart, um für den Guss der später nötig werdenden Abgüsse verwendet zu werden.

§ 3.

Die Plakette wird verliehen als Anerkennung hervorragender Leistungen auf einem der von der Gesellschaft gepflegten oder auf einem

verwandten wissenschaftlichen Gebiete oder für bedeutende Verdienste um die Gesellschaft selbst. Sie soll in der Regel alljährlich zur Verteilung gelangen mit Ausnahme derjenigen Jahre, in denen die Verleihung der goldenen Medaille stattfindet, also in drei Jahren zweimal. Falls jedoch in einem Jahre eine Veranlassung zur Auszeichnung nicht vorliegt, fliessen die ersparten Zinsen dem Stiftungskapitale zu.

§ 4.

Über die Verleihung der Plakette entscheiden Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft in gemeinschaftlicher Sitzung; das Ergebnis ist in einer der drei auf den Geburtstag Rudolf Virchows folgenden Sitzungen der Gesellschaft zu verkünden.

Der Stifter behält sich auf Lebenszeit das Recht vor, bei der Abstimmung über die Verleihung mitzustimmen, auch wenn er den beiden vorgenannten Kollegien nicht angehören sollte.

§ 5.

Erweiterungen und Änderungen dieser Bestimmungen dürfen nur nach Massgabe des § 40 der Satzungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 19. April 1889 vorgenommen werden. Ausserdem ist bei Lebzeiten des Stifters dessen Zustimmung erforderlich.

§ 6.

Ausser den zur Verleihung gemäss § 4 bestimmten Abgüssen der Plakette dürfen Abgüsse nur mit besonderer Genehmigung des Vorstandes und Ausschusses zur Vervollständigung wissenschaftlicher oder künstlerischer Sammlungen oder zu ähnlichen Zwecken angefertigt werden.

Berlin, 6. November 1911.

Dr. jur. Georg Minden,
Direktor des Berliner Pfandbriefamtes.“

Der Vorstand hat gern im Namen der Gesellschaft diese Schenkung angenommen. Er ist sich dessen wohl bewusst, dass die Arbeiten für unsere Gesellschaft nicht um der Belohnung willen getan werden, aber er glaubt auch, dass es der Gesellschaft erwünscht sein muss, ihre Achtung und Bewunderung für hingebende Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Gesellschaftslebens durch sichtbare Zeichen kenntlich zu machen, und dass es auch für die auf solche Weise Geehrten eine Freude sein wird, sich anerkannt zu sehen.

In den Worten des Herrn von den Steinen ist schon ausgesprochen, dass die Arbeit nach der Absicht der Stifter eine edle und künstlerische sein sollte, und diesem Ziel haben sie mit Besonnenheit nachgestrebt, indem sie einen Künstler in Anspruch nahmen, der seiner Technik vollkommen Meister und doch dabei bereit war, die Rechte des seiner Obhut anvertrauten Objekts, d. h. der darzustellenden Persönlichkeit, voll zu achten und sie nicht zum Tummelplatze technischer Launen zu entwürdigen, und indem sie Berater zuzogen, welche das Porträt begutachten sollten. Dies waren die Herren vom Vorstande unserer Gesellschaft. Es

zeigte sich, dass in ihrem Gedächtnis die Züge dessen, den sie so oft als Vorsitzenden vor sich gesehen hatten, so fest hafteten, dass sie guten Rat geben konnten; und indem der Künstler mit bewunderungswürdig leichter Hand ihre Anregungen verwertete und durchprobierte und sie mit den künstlerischen Notwendigkeiten verschmolz, entstand das, was den Absichten der Stifter entsprach, ein künstlerisch edles Werk, und zugleich ein gutes Porträt der Persönlichkeit.

So dürfen wir nicht nur Herrn und Frau Minden danken, sondern auch dem Künstler. Es ist Herr Professor Hugo Kaufmann, den wir heute als Gast unter uns sehen.

Die Plakette, deren Rückseite eine allegorische Figur einnimmt, ist in einem Rahmen drehbar, und dieser Rahmen ruht auf einem Fuss, in welchem ein archäologisches Objekt zwar stilisiert, aber doch in engem Anschluss an die Vorlage verwendet ist, nämlich ein Hallstattgefäß von Gemeinlebern in Niederösterreich (vgl. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst Taf. 19).

(6) Neue Mitglieder:

Bibliothek der Kunsthistorischen Sammlungen in Wien,

Hr. Apollinar-Maria in Bogotà,

Hr. Professor Ludwig Darmstaedter in Berlin,

Hr. Professor Rothmann, Berlin,

Hr. Gerichtsassessor Teetzmann in Zeitz,

Hr. Anastas Tschilingiroff, Kustos am National-Museum in Sofia.

(7) Am Mittwoch hat auf Einladung unseres Mitgliedes Hrn. Franz Görke, des Direktors der Urania, in diesem Institut für Mitglieder unserer Gesellschaft eine Vorführung von Lichtbildern und kinematographischen Originalaufnahmen stattgefunden, wozu Herr Dr. Wilh. Berndt einen Vortrag hielt über: Geheimnisse der belebten Natur in lebenden Bildern. Beiden Herren sei hiermit herzlich gedankt.

(8) An Herrn von den Steinen ist aus Salatu ein Brief des Herrn Leo Frobenius vom Juli 1911 gelangt, worin dieser die bestimmte Erwartung ausspricht, dass es ihm gelingen werde, in einem bisher unzugänglichen Hochtal im Nordkameruner Gebirge alte Kulturelemente von entscheidender Bedeutung aufzufinden.

(9) Von unserem Mitgliede Herrn Dr. Bleyer in Santa Catharina (Brasilien) sind für die Gesellschaft sieben Photos eingegangen. Derselbe stellt in einem an Herrn von den Steinen gerichteten Schreiben vom 11. Dezember v. J. einen Reisebrief in Aussicht, welcher 40 Quartseiten umfassen, von zahlreichen Photos und Aquarellen begleitet sein und folgenden Titel führen soll: „Über die Ureinwohner Santa Catharinas und der Zona contestada Santa Catharina Paraná zwischen den Flüssen Yguassú und Uruguáy“. Die in ihm besprochenen Ergebnisse sollen sein:

„Entdeckung von Skeletteilen des Vormenschen in Grotten; Auffinden von Resten kannibalischer Mahlzeiten sowie sonstiger Knochenreste der Ureinwohner, verschiedenen Perioden angehörend, selbst der neuesten Zeit, im oberen Quellgebiete des Pelotas-Uruguay; die Totenstätte der ausgerotteten Campindianer unterhalb des Wasserfalles bei „Bom Jardim“; aus der Küstenregion Sambaquireste. Leider ist der Bericht nicht eingetroffen, da Herr B. zu sehr durch Praxis in Anspruch genommen ist, doch geben fünf der übersendeten Photos von einer dieser Höhlen und den in ihr gefundenen Knochen Kunde. Die beiden noch übrigen Photos zeigen einen 12- bis 14-jährigen Knaben aus dem Stamm der Schokleng, einem der Stämme von Santa Catharina.

(10) Herr Dr. Simoens da Silva in Rio de Janeiro, Vizepräsident der dortigen geographischen Gesellschaft, welcher unserer Gesellschaft als Mitglied beizutreten wünscht, übersendet einige brasilianische Zeitungen, in welchen er über seine Reise zur Teilnahme an dem Amerikanistenkongress in Buenos-Ayres berichtet.

(11) Herr Vix bittet, darauf aufmerksam zu machen, dass seine Figur 7 auf S. 511 verkehrt gedruckt sei, so dass die Zeichnungen auf dem Kopfe stehen.

(12) Hr. Dr. Erich Harbort (Berlin) spricht als Gast vor der Tagesordnung über:

Ein menschliches Skelett aus dem Kalktufflager von Walbeck in Braunschweig.

Fossile Knochenreste von *Homo sapiens* sind bereits früher von Barth¹⁾ aus dem Kalktufflager von Walbeck und von Griepenkerl²⁾ und Wollemaun³⁾ aus dem Kalktufflager von Königslutter in Braunschweig erwähnt. In beiden Fällen handelt es sich um Schädelfragmente. Im Kalktufflager von Königslutter wurde auch ein bearbeitetes Feuersteinstück nach Wollemaun gefunden.

Am 10. Juli d. J. teilte mir nun Herr Bergwerksdirektor Schwarzenauer in Helmstedt mit, dass im Kalktufflager von Walbeck von Herrn Ziegeleibesitzer Würzberg ein ziemlich vollständiges menschliches Skelett gefunden sei. Da die Kalktufflager in Braunschweig zum Teil bis in das Diluvium hinabreichen und z. B. in den untersten Schichten des Kalktufflagers von Königslutter ein Zahn vom Rhinoceros gefunden ist, aus dem Kalktufflager des Fallsteins aber zahlreichere diluviale Säugerreste beschrieben wurden, so schien es nicht unmöglich, dass es sich um einen wichtigen Fund handelte. Ich reiste daher noch

1) Barth, Zeitschr. f. Naturw. Halle 1892, Bd. 65 S. 130.

2) Griepenkerl, Das Kalktufflager von Königslutter. Sitzungsber. d. Ver. f. Naturw. in Braunschweig 1877.

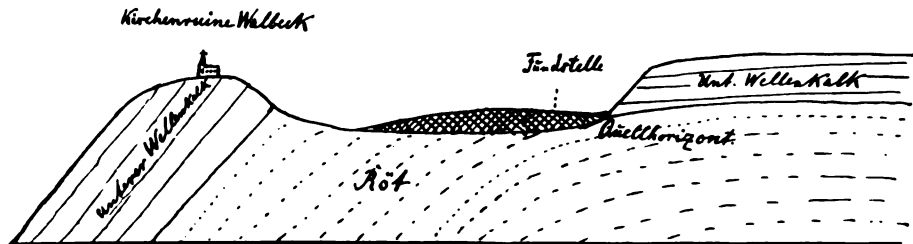
3) A. Wollemaun, Die Fossilien der Kalktuffe des Elm und Lappwaldes. Ebenda 1905—1907 S. 53—57.

am gleichen Tage nach Walbeck, um mit Herrn Direktor Schwarzenauer die Fundstätte zu untersuchen, dem ich hier für seine freundliche Unterstützung verbindlichsten Dank sage.

Das relativ vollständig erhaltene Skelett befand sich, wie das bei derartigen Funden leider meistens der Fall ist, nicht mehr an Ort und Stelle, sondern es waren die Kalktuffstücke, welche die Knochen enthielten, herausgebrochen, aber von Herrn Ziegeleibesitzer Würzberg in dankenswerter Weise aufgesammelt und der geologischen Landesanstalt bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Das Skelett wurde in 1 m Teufe freigelegt, und zwar in der NO.-Ecke der Kalktuffbrüche, 540 m NO. der Kirchenruine Walbeck und 215 m SSW. der Windmühle am Triftberge. Die Mächtigkeit des Kalktufflagers beträgt an dieser Stelle 2,5 m, die obere, etwa 40 cm mächtige Schicht besitzt eine humose Verwitterungsrinde.

Das Kalktufflager verdankt seine Entstehung Quellen, welche an der Grenze von unterem Muschelkalk gegen Rhöt entspringen. Die Lagerungsverhältnisse erläutert das nebenstehende Profil nach den geologischen



Profil des Kalktufflagers von Walbeck.

Nach den geologischen Aufnahmen von Th. Schmierer 1910.

Aufnahmen von Herrn Dr. Schmierer. Die Mächtigkeit des Kalktufflagers beträgt nur 2 bis 4 m. Die unteren Lagen bestehen nach Wolle- mann aus festeren Bänken, während der Kalk nach oben krümelig und körniger wird. Wolle- mann führt ausser den schon erwähnten Schädel- knochen vom Menschen folgende Säugerarten an:

- Ursus arctus L.
- Cervus elaphus L.
- „ capreolus L.
- Bos cf. priscus Bojan.
- Capra hircus L.
- Equus caballus L.

Ausserdem erwähnt er 40 Gastropoden, ein Pisidium und Pflanzenreste.

Die gesamte Fauna, welche bis jetzt aus dem Kalktufflager von Walbeck bekannt ist, weist auf ein alluviales Alter der Ablagerungen hin.

Was nun den Fund selbst anlangt, so war leider nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, ob er sich an primärer Lagerstätte befand. Nach den Angaben der Arbeiter war der Kalk an der Fundstelle lockerer als in der Umgebung. Die Arbeiter wurden darüber befragt, ob sie den Eindruck gehabt hätten, dass der alte Abstich der Grabwände noch deut-

lich zu erkennen gewesen wäre. Ich erhielt die Antwort: „Na natürlich, wenn der Kerl da beige Buddelt ist, muss doch auch ein Loch dagewesen sein.“ Mit diesen Aussagen ist nicht viel anzufangen, da es naturgemäss für den Ideenkreis des Steinbrucharbeiters nur die eine Möglichkeit gibt, dass es sich um eine reguläre Begräbnisstätte handelt und die Angaben leider nicht mehr zu kontrollieren waren.

Für die Annahme, dass sich das Skelett auf primärer Lagerstätte befand, sprechen indes doch wohl folgende Anhaltspunkte. Die Erhaltung der Knochenreste entspricht der aus Kalktufflagern bekannten. Der Kalktuff hat die einzelnen auffällig leichten Knochen vollständig inkrustiert und ist vielfach auch sekundär in die Röhrenknochen eingewandert. Um eine normale Begräbnisstätte scheint es sich nicht zu handeln, da weder Sargteile noch Beigaben zusammen mit den Knochen gefunden wurden. Man könnte also allenfalls vermuten, dass es sich um eine ermordete und hier verscharrte Person handelt.

Ein anderer Anhaltspunkt für die primäre Lagerung des Skelettes ist aber wohl die Beobachtung, dass sich in den liegenden Schichten des Kalktufflagers weithin eine Schicht verfolgen lässt, die von Holzkohleresten erfüllt ist und darauf hindeutet, dass zur Zeit der Ablagerung dieser Kalktuffschichten menschliche Kulturstätten in der Nähe des Quellgebietes vorhanden gewesen sein müssen. Man könnte ja auch hier einwenden, dass ein Waldbrand die Holzkohlereste geliefert hätte, indes liegt die erstere Vermutung wohl näher.

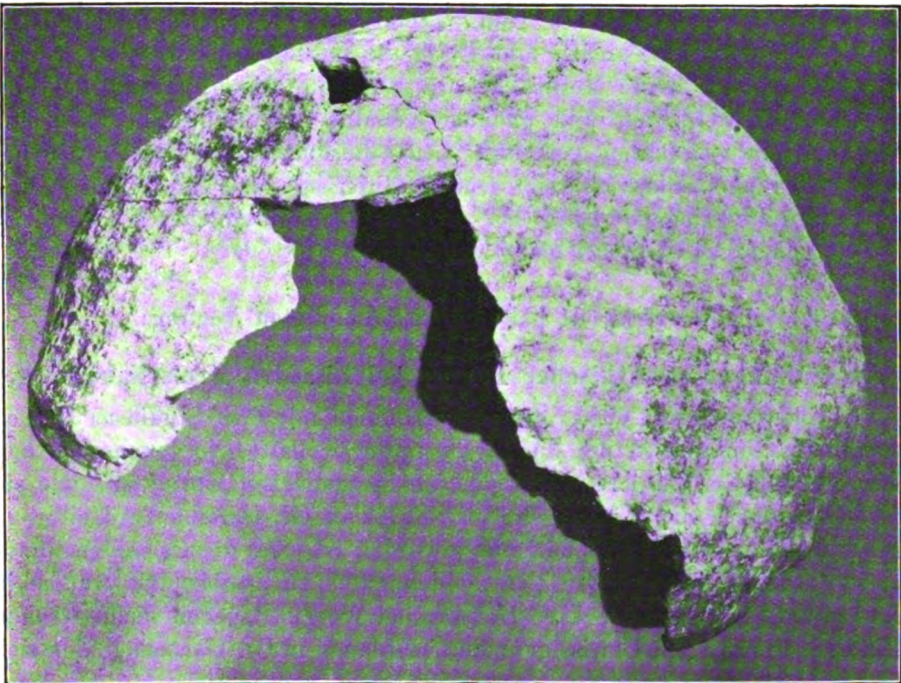
Vom geologischen Standpunkt aus lässt sich unter diesen Umständen nur sagen, dass sich das Skelett anscheinend auf primärer, alluvialer Lagerstätte befand, obwohl die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden kann, dass es sekundär in das Kalktufflager gelangte und der vielleicht zur Eindeckung verwendete Kalktuff unter dem Einfluss der Tagewässer wieder so stark zusammengesintert ist, dass er äusserlich den Eindruck eines primären Gesteines macht.

Was nun das Skelett selbst anlangt, so zeigt es keinerlei auffällige Merkmale, die auf ein höheres geologisches Alter schliessen lassen. Der Schädel ist zierlich gebaut, dolichocephal und hochgewölbt. Kiefer und Augenbögen zeigen nichts Abnormes. Die Zähne sind stark abgekaut. Von sonstigen Skeletteilen liegen vor der grössere Teil der Extremitätenknochen, ein Teil der Wirbelsäule, des Beckens und Fragmente von Rippen. Wenn nun auch dieser Fund vom geologisch-paläontologischen Standpunkt aus zunächst wenig Interessantes zu bieten scheint, so bat mich gleichwohl Herr Geheimrat Virchow den Fund doch zu registrieren. Einerseits könnte er für die Folgezeit zum Vergleich wichtig werden, falls andere Exemplare einwandfrei auf primärer Lagerstätte, vielleicht zusammen mit Artefakten im Kalktuff von Walbeck gefunden werden.

Andererseits aber möchte ich die Herren Anthropologen und Lokalsammler auf die holzkohlenführenden Schichten aufmerksam gemacht haben, die hier doch wohl im Zusammenhang stehen dürften mit den bis jetzt mehrfach aufgefundenen Knochenresten vom Menschen. Es würde also nicht unwahrscheinlich sein, dass wir in diesen Kalktufflagern zum



Menschliche Schädeldecke aus dem Kalktufflager von Walbeck i. Braunschweig.
(Oberansicht.)



Menschliche Schädeldecke aus dem Kalktufflager von Walbeck i. Braunschweig.
(Seitenansicht.)

mindesten aus neolithischer Zeit, vielleicht aber auch aus älteren Perioden, menschliche Skelette in relativ günstiger Erhaltung auffinden.

Der Schädel wurde im anatomischen Institut auf Veranlassung von Herrn Geheimrat Virchow, dem ich hierfür meinen verbindlichsten Dank sage, photographiert¹⁾).

Diskussion.

Herr Menzel bemerkt dazu, das ihm einmal ein alluviales, post-glaziales Alter des Schädels gesichert erscheine; denn eine genaue Untersuchung eines reichen Materials der in dem Kalktuff sehr zahlreich auftretenden fossilen Binnenmollusken hat keinerlei Anhalt für diluviales Alter der Ablagerung ergeben. Zum andern zeigte die Erhaltung der Knochenstücke eine Beschaffenheit, wie sie sich häufig an in Kalktuff eingebetteten Knochen findet. Die organische und die Knochensubstanz wird rasch aufgelöst und davongeführt; daher erscheinen Kalktuffknochen sehr leicht. Ein Ersatz der Knochenmasse durch kohlen sauren Kalk findet merkwürdigerweise nicht statt, sondern die Knochen werden immer poröser und weicher und schliesslich schwinden sie ganz und es bleiben in der Regel nur die Zähne und von Hirschen und anderen Geweihträgern auch die Geweihe übrig. Deshalb findet man in älteren Kalktuffen wie z. B. bei Taubach meist nur die Zähne vom Menschen erhalten.

Was nun das genaue prähistorische Alter des Schädels betrifft, so hat es sich in diesem Falle nicht mit der nötigen Bestimmtheit feststellen lassen; wahrscheinlich aber ist es, wie in vielen anderen Fällen, verhältnismässig hoch, d. h. es geht vermutlich bis über die neolithische Zeit in engerem Sinne hinaus und ist in die mesolithische Zeit zu stellen. Wir haben aber heute Methoden, die bei guter Fossilführung der einschliessenden Schichten und genauer Kenntnis der Fundstelle auch eine nähere Altersbestimmung gestatten. Aus diesem Grunde glaube ich betonen zu müssen, dass es von grossem Interesse und für Geologen und Prähistoriker dringend nötig ist, auf Funde menschlicher Knochen im Kalktuff mehr Gewicht als bisher zu legen.

(13) Hr. Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag:

Ausgrabungen neolithischer Häuser bei Lissdorf, Kreis Naumburg,

die er im September dieses Jahres zusammen mit dem Studiosus Hagemann aus Naumburg, der die Stelle entdeckt hatte, vorgenommen hat. Die Siedlung in Lissdorf gehört der bandkeramischen Kultur an, wie sie besonders durch die Grabungen von Schliz in Gr.-Gartach bei Heilbronn und von Köhl bei Worms bekannt geworden ist. An diesen beiden Fundplätzen waren aber gewisse Verschiedenheiten zu beobachten, indem in Gr.-Gartach lauter rechteckige Häuser, bei Worms dagegen flache Gruben mit unregelmässigem Umriss gefunden wurden. In Gr.-Gartach finden sich

1) Ich werde demnächst zusammen mit Herrn Dr. Bartels noch einige weitere Mitteilungen über den Fund im Jahrbuch der Kgl. geologischen Landesanstalt machen.

die verschiedenen bandkeramischen Stilarten: Hinkelsteintypus, Spiralkeramik, Rössener und Gr.-Gartacher Typus fast in jedem Hause bunt durcheinander; bei Worms gibt es Siedlungen und Gräberfelder, die reine Hinkelstein-, reine Spiral- und reine Gr.-Gartacher Keramik führen. Schliz betrachtet deshalb diese Stilarten nur als landschaftliche Sonderbildungen, die gleichzeitig nebeneinander bestanden haben, während Köhl sie für Dokumente verschiedener Zeiten und wohl auch verschiedener Völker hält.

In Lissdorf fanden sich nun ganz dieselben unregelmässigen Gruben wie bei Worms, aber um sie herum ein rechteckiger Rahmen von Pfostenlöchern, so dass der eigentliche Grundriss des Hauses ebenso wie in Gr.-Gartach rechteckig ist. Die in den Gruben auftretende Keramik zeigt zum kleinen Teile den Spiral-, zum weitaus grössten Teile einen sehr einfachen Hinkelsteinstil. Dieser ahmt noch als ein rein technisches Ornament die Umschnürung des aus dem Flaschenkürbis geschnittenen halbkugligen Gefässes nach. Er lässt sich als Hinkelstein I bezeichnen, während die Hauptmasse der Wormser Keramik mit ihren schraffierten Drei- und Vierecken und dem eckigeren Umriss des Gefässes als Hinkelstein II erscheint. Die Formen dieses II. Stils setzen sich in der Grossgartacher Keramik fort und arten hier in das Festonartige und Blumige aus; so kann man den Gr.-Gartacher Stil einfach Hinkelstein III nennen.

Der alte geschlossene Stil der Bandkeramik (Spiral- und Hinkelstein I) hat seine Heimat an der mittleren Donau einschliesslich Mähren und Böhmen gehabt; von dort ist er, vielfach sich abwandelnd, östlich die Donau hinab, westlich durch Süddeutschland und nordwestlich durch Mitteldeutschland bis an den Nordfuss des Harzes gedungen. In ihrer frühen Zeit muss diese Kultur mit grosser Kraft eine Völkerwelle weit durch Deutschland geworfen haben. Diese Völker waren hochentwickelt und strebsam. Sie sind zur Leichenverbrennung übergegangen und haben die Gefässmalerei in Mitteleuropa zuerst geübt. —

Von den Häusern wurden Modelle, von einem Bildhauer aus Naumburg am Fundplatze selbst verfertigt, vorgeführt, die Hauptfunde in Lichtbildern gezeigt. Eine ausführliche Veröffentlichung wird in der Prähist. Ztschr. erfolgen.

III. Literarische Besprechungen.

John, R. Swanton, *Indian Tribes of the Lower Mississippi Valley and Adjacent Coast of the Gulf of Mexico*. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology Bulletin 43 Washington 1911. 8°. VIII u. 387 Seiten. 32 Tafeln 2 Textfiguren.

Trotz der grossen Anstrengungen, die in den letzten Jahrzehnten in der Völkerkunde der Vereinigten Staaten gemacht worden sind, bilden die ausführlichen ethnologischen Berichte über einzelne Stämme nur Oasen in der Wüste. Für ganze grosse Gebiete setzte das Studium zu spät ein, und solche Zusammenfassungen der alten Nachrichten über die Völker einer Gegend wie die vorliegende, die von den Anwohnern des unteren Mississippi handelt, müssen den Ethnologen mit Resignation erfüllen. Es werden die sprachlichen Gruppen der Natchez, westlichen Muskhogee, Tunica, Chitimacha und Atakapa, deren Wohnsitze etwa im Beginn des 18. Jahrhunderts auf einer Karte angegeben sind, in bezug auf Ethnologie und Geschichte behandelt. Dabei nehmen die geschichtlichen Nachrichten einen weit grösseren Raum ein als die ethnologischen, derart, dass es sich nur bei den Natchez, Tunica und Chitimacha verlohnte, diese in der übersichtlichen Gliederung, wie sie die moderne Völkerkunde verlangt, nebeneinander zu reihen. Aber selbst in diesen Fällen ist die Ausbeute weit geringer, als die Seitenzahl vermuten lässt, denn der Inhalt besteht meist in der unverkürzten Wiedergabe der zum Teil weitschweifigen Angaben der Originalwerke. Auf diese Weise kann man nun aber sicher sein, dass alles Wissenswerte zum eigenen Studium beisammen ist. Der Verfasser, der durch seine eingehenden Studien bei den Haidah rühmlichst bekannt ist, hat hier selbst nur noch einige wenige Mythen und ethnologischen Daten von den heutigen Natchez, Tunica und Chitimacha beibringen können, da die übrigen Stämme entweder ausgestorben oder zu sehr zersetzt sind. Das dabei gewonnene linguistische Material soll an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Den Hauptanteil an dem Werke haben natürlich die Natchez, die wegen ihrer despotischen Sonnenherrschaft, ihrer zentralisierten Regierungsform und ihrer Menschenopfer beim Tode von Mitgliedern der herrschenden Klasse von jeher Aufsehen erregt haben und über die deshalb noch verhältnismässig ausführliche Nachrichten auch bezüglich ihrer Feste und ihres Kultes vorliegen. Ihnen sind etwa zwei Drittel des Werkes gewidmet. Verf. hält an ihrer Verwandtschaft mit den Muskhogee fest, obwohl er sein endgültiges Urteil über den Grad der Verwandtschaft noch von dem Studium seiner Natchez-Texte abhängig macht. Ein anderes Element, das in den Natchez steckt, seien möglicherweise die Chitimacha. Ihre Tempel betrachtet er als Varianten der Ossuarien bei den Choctaw und Chitimacha. Bemerkenswert für Mexikanisten ist die Fesselstellung der Kriegsgefangenen mit ausgestreckten Armen und Beinen an einem Gerüst, wo sie mit brennenden Rohrstäben, die man gegen einzelne Stellen des Körpers stemmt, zu Tode gebrannt werden (du Pratz). Diese Stellung entspricht nämlich der Stellung der Xipeopfer,

die mit Wurfpielen durchbohrt werden. Unter den Quellen wird auch die famose Angelegenheit der gefälschten Grammatik der Taensa, die nach den Traditionen die Sprache der Natchez sprechen, in der *Bibliothèque linguistique américaine* IX 1882 ausführlich erörtert. Die Hauptquellen für die Natchez sind die Werke von Le Page du Pratz, *Histoire de La Louisiane*. 3 Bde. 1758 und von Dumont de Montigny, *Mémoires historiques sur La Louisiane*. 2 Bde. 1753. Im Jahre 1907 fand der Verf. nur noch fünf Individuen, die die Sprache der Natchez sprachen. Von den Tunica und Chitimacha waren im Jahre 1908 noch je 50, erstere allerdings Mischblut, vorhanden, und von diesen beiden Stämmen ist auch noch manches durch Gatschet und den Verf. gerettet worden. Von den ersteren teilt der Verf. unter anderem eine Donner- und eine Flutmythe mit. Von den Chitimacha erwähne ich als besonders interessant das Vorkommen von Blasrohr aus ausgehöhltem Rohr und dünnen Rohrpfählen mit Distelhaar-Befiederung. Sie wurden für kleineres Wild gebraucht. Eine Anzahl der bekannten Körbe werden abgebildet und die Erklärungen der Flechtmuster durch die Eingeborenen gegeben. Als Trommel hatten sie in früherer Zeit einen mit einer Hirschhaut überspannten Tontopf, später einen hohlen Baumklotz statt des Topfes. Auch machte man durch Streichen von Stöcken auf Alligatorhaut Musik. Die Knaben mussten bei der Pubertät sechs Tage im Tempel fasten und tanzen, bis sie umfielen. Ausser einigen Mythenresten nach Aufnahmen des Verf. bringt er auch Material aus einem ungedruckten Manuskript von Martin Duralde.

K. Th. Preuss.

**Wörter und Sachen. Bd. III Heft I. Heidelberg. Karl Winters
Universitätsbuchhandlung 1911 gr. 4^o.**

Da ich so gerne dieser Fachzeitschrift eine recht weite Verbreitung auch in den Kreisen der Ethnologen, Prähistoriker und Wirtschaftsforscher gesichert sehen möchte, habe ich es übernommen auch dem dritten Bande noch ein paar Begleitworte mitzugeben.

Wieder finden wir eine Fülle interessanter Artikel, von denen wohl ganz besonders Pesslers Aufsatz: Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno- und Geographic, programmatischen Wert hat.

Andere Abhandlungen beziehen sich z. B. auf das Postwesen der alten Perser und Inder und auf eine für die arabische Architektur wichtige Frage, wobei auch hier für mich der weitreichende Einfluss des Altbabylonischen zur Geltung kommt. Wie Rhodokanakis feststellt, geht die Orientierung des islamitischen, rein religiösen Mihrab, der „Gebetsnische“ auf das neupersische Hofzeremoniell und so, wie ich mir erlaube hinzuzufügen, wohl auf die altbabylonische Vorstellung einer Identität des Königs beim Neujahrsempfang mit der jungen Sonne zurück. Das wäre ja eine recht originelle Verschiebung!

Bei einem Aufsatz von Fuhse-Braunschweig über den Kräuel (mit 13 Abb.) ist mir nicht ganz klar, ob F. das Gerät vom Teppich von Bayeux für wirklich so ungeschickt geformt hält, wie die Abb. 11 es zeigt. Die nächste Abbildung lässt mich nämlich doch vermuten und die von ihm abgebildeten prähistorischen Fundstücke bestärken mich noch mehr in dieser Ansicht, dass diese Form nur auf dem Mangel an perspektivischem Geschick beim Zeichner beruht und das Gerät in Wirklichkeit also handlicher war.

Der Artikel von Merlo, „Die romanischen Benennungen des Faschings“ bringt trotz reichlichen Materials gerade die Beziehung, die ich hier suchte, zwischen Karneval und Carrus navalis nicht! Bei meinem Interesse für das Schiff vermisste ich das natürlich.

Dafür bringt eine ganz kurze Abhandlung von Hans Sperber über „Den germanischen Schiffsbau“ (freilich ohne von meiner Arbeit über das genähte Schiff, (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 39, 1907, S. 42–56 zu wissen) eine ausserordentlich wichtige

und sachliche Darstellung des Nähens eines Schiffes mit Nadel und Faden aus Russisch-Lappland. (Nach Fataburen 1908, S. 152 und besonders 1909, S. 85f.). Es kann mir nur recht sein, wenn er meine Aufstellungen so glücklich bestätigt! Sachlich darf ich wohl hinzufügen, dass auch der Renschlitten der Lappen seine urtümliche Originalität aufs klarste dadurch beweist, dass der lappische Kulturheros — denn so hoch müssen wir ihn doch wohl stellen — als Gerät nichts Schlitten-ähnliches entlehnte, sondern einen gekielten und genähten Kahn hinter dem Zugtier auf den Schnee brachte.

Dagegen wird vielleicht Sperbers Abhandlung über „Die Harpfe“, die dies Trockengerüst für Getreide mit Kräuel-ähnlichen Instrumenten und sogar mit der Harfe als Musikinstrument zusammenbringt, weniger Anklang finden.

J. Hoops behandelt die interessante Tatsache, dass die Armbrust am Ausgang der klassischen Periode in Gallien vorhanden war und dann doch eigentlich erst im späteren Mittelalter zu grösserer Bedeutung kam. Bekanntlich erhielt sich der Bogen, in England z. B. — Robin Hood hat nicht etwa eine Armbrust — bis an die Entstehung des Feuergewehrs heran, und er hat sich ja in Belgien und England noch heute im Volksgebrauch erhalten, während in Deutschland bei Volks- und Kinderfesten wohl die Armbrust, der Stahlbogen, meist den Gebrauch des Bogens verdrängt hat.

Auf das vielumstrittene Gebiet der Hausforschung geht v. Gerambs Arbeit über „Die Feuerstellen des volkstümlichen Hauses in Österreich.“ Gleichfalls auf eine Anregung des leider vor einigen Monaten verstorbenen, so vielfach verdienten Rhamm geht eine Arbeit Mikkolas über die Dalken zurück. Die Frage ist aber viel schwieriger und viel umfassender, wie Rh. bei der Abfassung seines Aufsatzes in der *Carinthia* 1909 meinte und wie auch M. weiss. Es stösst hier die Frage über das Aussengen und Rösten des Korns in alter Zeit mit dem schwierigen Problem des Säuerns für menschliche Nahrungsmittel zusammen (s. jetzt dazu: *Zeitschr. f. Ethnol.* 1911. Bd. 43. S. 826 u. Note 10 sowie S. 831 u. Note 28). Vom Geisslitz hat Rh. es noch vor seinem für die Wissenschaft immer noch zu frühen Tode erfahren, dass nicht nur die Verbreitung des gesäuerten Getreidegerichtes viel weiter hinaus und zurückgeht, wie er damals meinte, dass vielmehr auch das häufig verwendete Wort G. z. B. beim alten Colerus, dem Verfasser des bekannten *Liber oeconomicus* usw., Superintendent in Berlin, am Ausgange des 16. Jahrhunderts bis zur Bedeutung von „Gallerte“ abgeschwächt ist. Aber abgesehen davon bringt auch dieser Aufsatz eine Fülle sprachlichen, besonders asiatischen Materials und zeigt, wie weit auch eine scheinbar so einfache Sache ihre Kreise zieht.

Ed. Hahn.

IV. Eingänge für die Bibliothek.¹⁾

1. Drumont, Eduard, Das verjudete Frankreich, Autorisierte deutsche Ausgabe von A. Gardon. 7. Aufl. Berlin: G. Ad. Dewald v. J. 8°.
Hrn. v. L. Coq.
2. Mateer, Samuel, The Land of charity a descriptive account of Travancore and its people . . . London: J. Snow and Co. 1871. 8°.
Prof. Lissauer Stiftung.
3. Boerschmann, Ernst, Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen . . . Band I. Berlin: G. Reimer 1911. 4°.
4. Vogel, Hans, Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Mit einer Einführung von Dr. G. Thilenius. Hamburg: L. Friederichsen & Co. (Dr. L & R. Friederichsen) 1911. 4°.
5. Etzel, Gisela, Aus Jurte und Kraal Geschichte der Eingeborenen aus Asien und Afrika. München: Die Lese Verlag G. m. b. H, 1911. 8°.
6. Stanley, Henry Morton, Mein Leben. Bd. I bis II. München: Die Lese Verlag G. m. b. H. 1911. 8°. 2 Bde.
7. Bader, Paul, Sexualität und Sittlichkeit. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig: O. Borggold v. J. 8°.
8. Ploss, Heinrich, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker . . . Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. phil. B. Renz. 1. Bd. Leipzig: Th. Griebens Verlag (L. Fernau) 1911. 8°.
9. Benignus, Siegfried, In Chile Patagonien und auf Feuerland. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1912. 8°.
10. Chaillou, A., et L. Mac-Auliffe, Morphologie médievale étude des quatre types humains . . . Paris: O. Donin et Fils 1912. 8°.
11. Krause, Fritz, In den Wildnissen Brasiliens, Bericht und Ergebnisse der Leipziger Araguaya-Expedition 1908. Leipzig: R. Voigtländer 1911. 8°.
12. Mansûr, Abdullah, (G. Wyman Bury), The Land of Uz. London: Macmillan and Co. 1911. 8°.
13. Almqvist, Hermann, Nubische Studien im Sudän 1877–78 . . . herausgegeben von K. v. Letterstéen. Uppsala: Almqvist & Wiksell. Leipzig: O. Harrasowitz o. J. 4°.
14. Caillot, A. C. Eugène, Histoire de la Polynésie orientale. Paris: E. Leroux 1910. 8°.
15. Neuhauss, R., Deutsch-Neu-Guinea Bd. I, Bd. II. Völker-Atlas, herausgegeben mit Unterstützung der Rudolf-Virchow-Stiftung in Berlin. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1911. 8°.
16. Schultze, Leonhard, Zur Kenntnis der Melanesischen Sprache von der Insel Tumlev. Jena: G. Fischer 1911. 8°.

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechung der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

17. Wilke, Georg, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Würzburg: C. Kabitzsch 1912. 8°. (Aus: Mannus-Bibl. 7).
Nr. 60 bis 74 *Verleger*.
18. Mielke, Robert, Vom Werden des deutschen Dorfes. Berlin: Heimat und Welt-Verlag W. Weicher, G. m. b. H. 1911. 8°.
19. Podenzana, Giovanni, Su di alcune varietà della Conocchia Lunigianese. Spezia: 1911. 8°.
20. Podenzana, Giovanni, Su di un reggilumi di Uglianaldo. Spezia: 1911. 8°.
21. Podenzana, Giovanni, L'antico costume dei dintorni di Sarzana. Spezia: 1911. 8°.
22. Podenzana, Giovanni, Gli antichi costumi dei dintorni della Spezia. I. Valdipino e Biassa. Spezia: 1911. 8°.
23. Röttger, Walter, Über Haarverletzungen und über die postmortalen Veränderungen der Haare in forensischer Beziehung. Leipzig: F. C. W. Vogel. 1911. 8°. (Aus: Arch. f. Kriminalanthrop. u. Kriminalstatistik, Bd. 44.)
24. Seler, Eduard, Die Stuckfassade von Acanceh in Yukatan. Berlin: 1911. 8°. (Aus: Sitzungsber. der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. XLVII.)
25. Kunike, Hugo, Beiträge zur Anthropologie der Chalchaquitéler. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 8°. (Aus: Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. X.)
26. Rivet, P., Les langues Guaranies du Haut-Amazone. Paris: Au siège de la Société 1910. 8°. (Aus: Journ. de la Soc. des Américanistes de Paris. N. s. 'Tome VII.)
27. Rivet, P., Sur quelques dialectes Panos peu connus. Paris: Au siège de la Société 1910. 8°. (Aus: Journ. de la Soc. des Américanistes de Paris N. s. Tome VII.)
28. Rivet, P., A propos de l'origine du mot »Péron«. Paris: 1911. 8°. (Aus: L'Anthropologie. T. XXII.)
29. Benchat, H. et Rivet, P., La famille Betoja ou Toucano. Paris: o. J. 8°. (Aus: Mém. de la Soc. de Linguistique de Paris. T. XVII.)
30. Czekanowski, Jan., Beiträge zur Anthropologie von Polen. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. X.)
31. Outes, Félix F., Variaciones y anomalías anatómo-antropológicas en los huesos del cráneo de los primitivos habitantes del sur de Entre Ríos. Buenos Aires: 1911. 8°. (Aus: Rev. del Mus. de la Plata, tom. XVIII (segunda ser. tom. V).)
32. Zeltner, Fr. de, Notes sur l'archéologie soudanaise. Paris: 1910. 8°. (Aus: Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris.)
33. Schütz, Ludwig Harald, Die deutschen Kolonialsprachen. Frankfurt a. M. J. St. Goar: 1912. 8°.
34. Führer durch die Schausammlungen des Niederösterreichischen Landesmuseums, redigiert von Dr. Max Vancsa. Wien: N.-Ö. Landesmuseum 1911. 8°.
35. Giuffrida-Ruggeri, V., Il supposto centro antropogenico sud-americano. Firenze: 1911. 8°. (Aus: Monit. Zoolog. Ital. Anno XXII.)
36. Brandt, M. von, Der Chinese in der Öffentlichkeit und der Familie, wie er sich selbst sieht und schildert. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) o. J. 8°.
37. Goessler, P., Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer des Oberamts Münsingen, Stuttgart: 1912. 8°. (Aus: Oberamtsbeschreibung Münsingen.)
Nr. 18 bis 37 *Verfasser*.
38. Hohmann, Franz, Zur Chronologie der Papyrusurkunden. (Römische Kaiserzeit) Berlin: F. Siemenroth 1911. 8°.
39. Junod, Henri A., Sidschi-Kultur, Christentum und das Problem der schwarzen Rasse. Deutsch von Georg Buttler. Bevorwortet von Prof. Dr. C. von Orelli. Leipzig: J. C. Hinrichs 1911. 8°.
40. Schuchhardt, Carl, Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen . . . Band I Heft 1 und 2. Die ältesten Friedhöfe bei Uelzen und Lüneburg von Gustav Schwantes. Mit einem Beitrage von M. M. Lienau. Hannover: E. Geibel 1911. 4°.

41. Elbert, Johannes, Die Sunda-Expedition des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Vereins. Band I. Frankfurt a. M.: Minjon 1911 4°.
42. Fritz, Georg, Ad majorem Dei gloriam! Die Vorgeschichte des Aufstandes von 1910/11 in Ponape. Leipzig: Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher) 1912. 8°.
43. Braungart, Richard, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker . . . Heidelberg: C. Winters Verlagsbuchhandlung 1912. 4°.
44. Walkhoff, Neue Untersuchungen über die menschliche Kinnbildung. (Zugleich eine kritische Betrachtung der bestehenden Theorien.) Leipzig: G. Thieme 1911. 8°. (Aus: Deutsche Zahnheilkunde Heft 22.)
Nr. 38 bis 44 *Verleger*.
45. Movers, F. C., Das Opferwesen der Karthager. Kommentar zur Opfertafel von Marseille. Breslau G. Ph. Aderholz 1847. 8°. (Aus: Phönizische Texte 2. Teil.) *Herr Pfeiffer*.
46. Claparède, Arthur de (1852–1911) par Lucien Gautier. Genève: 1911. 8°. (Aus: Journ. de Genève 1911.)
47. Hrdlicka, Ales, Human Dentition and Teeth from the Evolutionary and Racial Standpoint. o. O. 1911. 8°. (Aus: The Dominion Dental Journal.)
48. Gennep, A. van, Études d'ethnographie algérienne . . . Paris: E. Leroux 1911. 8°. (Aus: Rev. D'Ethnogr. et de Sociol. 1911.)
49. Gennep, A. van, Notice des titres et travaux scientifiques. Paris: 1911. 8°.
50. Virchow, Hans, Über das nach Form zusammengesetzte Skelett des Fusses einer Chinesin. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Korrespondenz-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop. Ethnol. u. Urgesch. XLII. Jhr.)
51. Schellong, O., Die erste Befahrung des Kaiserin-Augustafusses am 5. und 6. April 1886. Berlin: W. Süsserott 1911. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Kolonialpol., Kolonialrecht u. Kolonialwirtsch. 1911.)
52. Dempwolff, Otto, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen in Deutsch-Ostafrika. Berlin: D. Reimer (E. Vohsen) 1911/12. 8°. (Aus: „Zeitschr. f. Kolonial-sprachen“ Bd. II.)
53. Pöch, R., Über die Kunst der Buschmänner. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Korrespondenz-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XLII. Jhr.)
54. Pöch, R., Die Stellung der Buschmannrasse unter den übrigen Menschenrassen. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Korrespondenz-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XLII. Jhr.)
55. Pöch, R., Südafrikanische Steinwerkzeuge aus verschiedenen Perioden. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Korrespondenz-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XLII. Jhr.)
56. Hoernes, M., Ursprung und älteste Formen der menschlichen Bekleidung. Bologna: N. Zanichelli. London: Williams and Norgate. Paris: F. Alcan. Leipzig: W. Engelmann 1912. 8°. (Aus: Scientia Bd. XI.)
57. Friederici, Georg, Südsee-Inseln. Strassburg: K. J. Trübner 1912. 8°. (Aus: Mitteil. d. Gesellsch. f. Erdkde. u. Kolonialw. z. Strassburg i. E.)
58. Germann, Paul, Das plastisch-figürliche Kunstgewerbe im Graslande von Kamerun. Leipzig: 1910. 8°. (Aus: Jhrb. d. Städt. Mus. f. Völkerkunde. Bd. 4.)
59. Kalkhof, Josef, Beiträge zur Anthropologie der Orbita. Freiburg im Breisgau: 1911. 8°. (Diss.)
60. Fischer, Eugen, Anthropologische Aufgaben in unseren deutschen Kolonien. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: Korrespondenz-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XLII. Jhr.)
61. Simoens da Silva, A., Uma viagem científica pela America do Sul. Rio de Janeiro, Paris: 1911. 2°. (Aus: A Illustração Brasileira. 3 Anno.)

62. Simoens da Silva, Conferencia realizada na Sociedade de Geographia. Rio de Janeiro: 1911. 2°. (Aus: *Jornal do Commercio*. Anno 85.)
63. Simoens da Silva, Antonio Carlos, 2. conferencia publica realizada sobre a ethnographia da Bolivia . . . Rio de Janeiro: 1911. 2°. (Aus: *Jornal do Commercio*. Anno 85.)
64. Simoens da Silva, Antonio Carlos, 3. e ultima conferencia. Mumias Bolivianas, Lago Titicaca. Ilhas de sol da lua e peninsula de Copacabana, com os habitos e costumes dos indios que as habitam e ruinas da civilização pre-historicas mosmas existentes. Rio de Janeiro: 1911. 2°. (Aus: *Jornal do Commercio*. Anno 85.)
65. Simoens da Silva, Antonio Carlos, Memória apresentada ao 3° Congresso Brasileiro de Geographia actualmente em reunião na capital do Estado do Paraná, em data de hontem. Rio de Janeiro: 1911. 2°. (Aus: *Jornal do Commercio*.)
66. Simoens da Silva, Interview com Dr., o. O. 1911. 2°. (Aus: *Odita* Anno XI.)
67. Lehmann, J, Flechtwerke aus dem Malayischen Archipel unter Zugrundelegung der Sammlungen des Städtischen Völker-Museums. Frankfurt a. M.: J. Baer & Co. 1912. 4°. (Aus: *Veröffentl. a. d. Städt. Völker-Mus.* IV.)
68. Thurnwald, R., Die Denkart als Wurzel des Totemismus. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: *Korrespond.-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.* XLII. Jahrg.)
69. Thurnwald, R, Über ethno-psychologische Untersuchungen bei Naturvölkern. Karlsruhe: 1911. 8°. (Aus: *Verhandl. d. 83. Vers. deutsch. Naturforsch. u. Ärzte.*)
70. Hackman, Alfred, Trouvailles préhistoriques. o. O. 1910. 8°. (Aus: *Atlas de Finlande* 1910.)
71. Giuffrida-Ruggeri, V., L'uomo primordiale come tipo indifferenziato, a proposito di H. Philippinensis (Bean). Firenze: 1911. 8°. (Aus: *Arch. per l'Antrop. e la Etnol.* Vol. XII.)
72. Hauschild, Wolfgang, Zur Tätowierungsfrage: Ein Fall von Tätowierung des Hinterkopfes. Leipzig: F. C. W. Vogel 1911. 8°. Aus: *Arch. f. Kriminalanthrop. u. Kriminalistik* Bd. 45.)
73. Hauschild, M. W., Anthropologische Betrachtungen an der menschlichen Lippe. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: *Korrespond.-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.* XLII. Jhrg.)
74. Schachtzabel, Alfred, Die Siedelungsverhältnisse der Bantu-Neger. Leiden: E. J. Brill, Paris: E. Leroux, Leipzig: C. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung, London: K. Paul, Trench, Trübner & Co. (Lim^d.) 1911. 4°. (Aus: *Internat. Arch. f. Ethnogr. Suppl.* 2. Bd. XX.)
75. Loth, E., Über die Notwendigkeit eines einheitlichen Systems bei der Bearbeitung der Rassenweichteile. Karlsruhe: 1911. 8°. (Aus: *Verh. d. Gesellsch. Deutsch. Naturf. u. Ärzte.* 83. Vers.)
76. Loth, Ed., Anthropologische Beobachtungen am Muskelsystem der Neger. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1911. 4°. (Aus: *Korresp.-Bl. d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch.* XLII. Jhrg.)
77. Chavannes, Ed., Bulletin critique. o. O. 1911. 8°. (Aus: *T'oung-Pao.*)
Nr. 46 bis 77 *Verfasser.*
78. Negelin, Julius von, Der Traumschlüssel des Jagaddeva. Ein Beitrag zur indischen Mantik. Giessen: A. Toepelmann (vormals J. Ricker) 1912. 8°. (Aus: *Religionsgeschichtl. Vers. und Vorarb.* . . . XI. Bd.)
79. Calloc'h, J., Vocabulaire français-Gbèa précédé d'éléments de grammaire. Paris: P. Geuthner 1911. 8°.
80. Calloc'h, J., Vocabulaire français-Ihumu (Batikó) précédé d'éléments de grammaire. Paris: P. Geuthner 1911. 8°.
81. Calloc'h, J., Vocabulaire français-Gmbwaga-Gbaziri-Monjombo précédé d'éléments de grammaire. Paris: P. Geuthner 1911. 8°.

82. Calloc'h, J., Vocabulaire français Sango et Sango-français langue commerciale de l'Oubangui-Chari précédé d'un abrégé grammatical. Paris: P. Geuthner 1911. 8°.
83. Franchet, L., Céramique primitive . . . Paris: P. Geuthner 1911. 8°.
84. Keith, Arthur, Ancient types of man. London and New York: Harper & Brothers 1911. 8°.
85. Klüger, Hermann, Friedrich Delitzsch der Apostel der neubabylonischen Religion. . . . Leipzig, Krüger & Co. 1912. 8°.
86. Bradley, Isaac Samuel, A bibliography of Wisconsin's participation in the war between the states . . . o. O.: Wisconsin History Commission 1911. 8°.
87. Pokorny, Julius, The origin of Druidism. Wahington: 1911. 8°. (Aus: Smithson. Rep. 1910.)
88. Niederle, Lubor, Geographical and statistical view of the contemporary slav. peoples. Washington: 1911. 8°. (Aus: Smithson. Rep. 1910.)
89. Fewkes, J. Walter, The cave dwellings of the old and new worlds. Washington: 1911. 8°. (Aus: Smithson. Rep. 1910.)
90. Balfour, Henery, The origin of West african crossbows. Washington: 1911. 8°. (Aus: Smithson. Rep. 1910.)
- Nr. 78 bis 90 *Verleger*.
91. Cabaton, Antoine, Les Indes Néerlandaises. Paris: E. Guilmote o. J. 8°. *Angekauft*.

(Abgeschlossen am 17. Februar 1912.)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mitgliederverzeichnis	(1)—(22)
Vorstand, Ausschuss, Kommissionen, Vermächtnisse S. (1), Goldene Medaille S. (2), Ehrenmitglieder S. (2), Korrespondierende Mitglieder S. (2), Ordentliche Mitglieder, immerwährende und jährlich zahlende S. (5).	
Periodische Veröffentlichungen , die der Gesellschaft durch Tausch, Ankauf oder als Geschenk zugehen	(23)
Sitzungen des Jahres 1911. (Für die Einzelheiten der Verhandlungen s. Sachregister S. 1010.) 21. Januar S. 114 und 28. Januar S. 133 — 18. Februar S. 139 — 25. März S. 290 — 29. April S. 307 — 20. Mai S. 348 — 17. Juni S. 581 — 15. Juli S. 621 — 21. Oktober S. 818 — 18. November S. 944 — 16. Dezember S. 981.	
Prähistorische Fachsitzungen 2. März S. 161 — 11. Mai S. 347.	
Anthropologische Fachsitzungen 18. März S. 271 — 7. Juli S. 616.	
Eingänge für die Bibliothek	185, 384, 629, 862, 1003

Übersicht für das Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorträge, Abhandlungen, Mitteilungen	1008
Redner in den Diskussionen	1010
Sachregister	1010
Literarische Besprechungen	1027
Verzeichnis der Tafeln	1027

Vorträge, Abhandlungen, Mitteilungen.

	Seite		Seite
Bartels, P. , Zur Anthropologie und Histologie der Plica semilunaris bei Herero und Hottentotten	616	Boerschmann, E. , Ein vorgeschichtlicher Fund aus China	153
Beltz, R. , Die Latenefibeln. Fünfter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten	664	—, Einige Beispiele für die gegenseitige Durchdringung der drei chinesischen Religionen	429
—, Nachträge zu Latenefibeln	930	Brandenburg, E. , Über Höhlenwohnungen	115
Borchardt, P. , Papierabformungen von Monumenten	541	Burger , Demonstration eines Apparates für Kopfmessungen	620
		Busse, H. , Neue und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen	

	Seite		Seite
Einzelfunden, Gräberfeldern und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	346, 436	Leden, Christian , Musik und Tänze der grönländischen Eskimos und die Verwandtschaft der Musik der Polareskimos mit der der Indianer	261
Carthaus, E. , Ergebnisse der Ausgrabungen in der Veledahöhle bei Velmede a. d. Ruhr	315	von Luschan , Schiefer Gorillaschädel	271
Dahse, J. , Ein zweites Goldland Salomos. Vorstudien zur Geschichte Westafrikas	1	—, Zur Stellung der Tasmanier im anthropologischen System	287
Fischer, E. , Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier?	564	—, Tasmanier-Haarprobe	271
Friedemann, M. , Über Groshirnrinde	114	Menzel, Hans , Die geologische Entwicklungsgeschichte der älteren Postglacialzeit im nördlichen Europa und ihre Beziehungen zur Prähistorie	347
Friedenthal, H. , Über die Behaarung der Menschenrassen und Menschenaffen	974	Messing, Otto , Über die chinesische Staatsreligion und ihren Kultus	348
Fritsch, G. , Verwertung von Rassenmerkmalen für allgemeine Vergleichen	272	Moszkowski, Max , Die Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea und auf den vorgelagerten Inseln	315
Frobenius, Leo , Brief aus Salatu	993	Müller, Herbert , Über das taoistische Pantheon der Chinesen, seine Grundlagen und seine historische Entwicklung	138, 393
Gutmann, B. , Zur Psychologie des Dschaggarätsels	522	Müller, W. , Japanisches Mädchen- und Knabenfest	568
Hahn, Ed. , Wirtschaftliches zur Prähistorie	821	Neuhaus, Richard , Reise nach Deutsch-Neuguinea	130
von Hansemann, D. , Ein syphilitischer Schädel aus Südamerika	128	—, Kinematographische und phonographische Aufnahmen aus Deutsch-Neuguinea	136
Harbort, E. , Ein menschliches Skelett aus dem Kalktufflager von Walbeck in Braunschweig	994	—, Über die Pygmäen in Deutsch-Neuguinea und über das Haar der Papua	280
Hauser, O. , Bericht über die Ergebnisse der vorjährigen Ausgrabungen	308, 621	Nopcsa, F. , Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier?	915
Hermann, R. , Knochenfunde und Klima	973	Noetling, F. , Beiträge zur Kenntnis der archäologischen Kultur der Tasmanier	633
v. Hornbostel, E. , Über ein akustisches Kriterium für Kulturzusammenhänge	601	Pastor, W. , Stonehenge	163
Iden-Zeller, O. , Ethnographische Beobachtungen bei den Tschuktschen	840	Preuss, K. Th. , Die Opferblutschale der alten Mexikaner, erläutert nach den Angaben der Cora-Indianer	293
Karutz , Über Kinderspielzeug	237	Prietze, R. , Pflanze und Tier im Volksmunde des mittleren Sudan	865
Kieckbusch , Vorgeschichtliche Ansiedlung und vor- oder frühgeschichtliche Befestigungsanlage	819	Quente , Langobardischer Urnenfriedhof bei Dahlhausen, Kr. Westpriegnitz	163
Kissenberth, W. , Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguaya-Reise	627	Rhamm, K. , Erwiderung auf die Besprechung meines Buches „Die altslavische Wohnung“ durch A. Brückner	382
Klaatsch , Bemerkung zu dem Vortrage des Herrn v. Luschan in der anthropologischen Fachsitzung	291	Rüttimeyer, L. , Über einige altertümliche afrikanische Waffen und Geräte und deren Beziehungen zur Prähistorie	240
Koch, M. , Pathologisch verdickte Schädel	617	Schmidt, Hubert , Bedeutung der Kammmuster	161
Krämer, Aug. , Die Hamburger Südsee-Expedition 1909/10 nach den Karolinen	293	—, Vorläufiger Bericht über die Aus-	
Kunike, H. , Das sogenannte „Männerkindbett“	546		
—, Einige grundsätzliche Bemerkungen über Sonne, Mond und Sterne im alten Mexiko	922		

	Seite		Seite
grabungen 1909/10 in Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	582	Strauch, Curt , Geschlechtsteile eines Zwitters	140
Schmidt (Tübingen), R. R., Die Grundlagen für die Diluvialchronologie und Paläethnologie West-Europas	945	Struck, B. , Bemerkungen über die „Mbandwa“ des Zwischenseengebiets	516
Schuchhardt, Karl , Götterkult und Ahnenkult	153	Strzoda, Walter , Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent	193
—, Ausgrabungen neolithischer Häuser bei Lissdorf, Kreis Naumburg	998	Stumme, Hans , Wortlaut und Übersetzung zweier zum Einlegen in Amulettkapseln bestimmter Schriftstücke in arabischer Sprache	91, 111
Seler, Ed. , Bericht über den Internationalen Amerikanisten-Kongress in Buenos-Aires und Mexico	117	Virchow, Hans , Fragment eines Schädels aus einem neolithischen Begräbnisplatz	133
—, Brief aus Mexico	310	—, Demonstration einer Tätowierten	271
Seyffert, Carl , Die Ausrüstung eines Elefantjägers der Baia nebst einigen Bemerkungen über die Elefantenjagd in Kamerun	91	—, Über die Mamma des am 18. Februar besprochenen Zwitters	291
Sökeland , Rechnungsbericht für das Jahr 1911	983	—, Über die Weichteile des Chinesinnenfusses	375
Spelser, Felix , Mitteilungen von den Neuen Hebriden	307	—, Ein Schädel von Oberhausen im Rheinland	622
Staudinger, P. , Funde und Abbildungen von Felszeichnungen aus den alten Goldgebieten von Portugiesisch-Südostafrika	140	—, Becken mit ungewöhnlich langem Steissbein	622
—, Bruchstück eines westafrikanischen Riesensteinbeiles	146	—, Verwaltungsbericht für das Jahr 1911	981
—, Zinnschmelzen afrikanischer Eingeborener	147	—, Bericht über den Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1911	985
—, Briefliche Mitteilung des Herrn Seiner über Buschleute	582	Vix , Beitrag zur Ethnologie des Zwischenseengebiets von Deutsch-Ostafrika	502
		Weissenberg, S. , Die syrischen Juden anthropologisch betrachtet	80

Redner in den Diskussionen.

	Seite		Seite
Bartels, P.	617, 620	Müller, Herbert	159
von Buchwald	136	—, W.	344, 346
Friedenthal, Hans	279	Neubaus	343
Fritsch	286	Schmidt, Hubert	173
Kiekebusch	163, 171	Schuchhardt	169, 173
von Luschan	272, 280, 286, 619, 620	Staudinger, P.	279
Menzel	998	Virchow, H.	616, 620
Moszkowski	280, 285, 345, 820		

Sachregister.

	Seite		Seite
A.		Abbeville (Somme), Quartär von	947
Abable , Gefässe der, aus Speckstein	258	Abendmahlzeit der Tschuktschen	851
—, Holzschale der	258	Aberglaube der Tschuktschen	852, 854
—, Tabakpfeifen aus Speckstein	259	Abri Auditspitzen	937

	Seite		Seite
Abusso (Koassa Kamboi-Ramboi)	335	Ansiedlung , vorgeschichtliche von	
Acheulléen von Le Moustier	309	Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	583
Ackerbau der Li auf Hainan	211	—, vorgeschichtliche bei Hasenfelde,	
— -Jahreszeiten nach Sternen berechnet	66	Kr. Lebus	819
„Adium“ , Speer der Schilluk (Afrika)		—, vorgeschichtliche bei Nackel (Nähe	
mit Spitze aus Antilopenhorn	243	von Friesack, Kr. Westhavelland)	820
Affektäusserung in Deutsch-Ostafrika	513	Anthropologische Kommission der Ber-	
Afrika , die Staaten der Westküste	17	liner Anthropologischen Gesellschaft	(1)
—, Wechselbeziehungen zwischen dem		Antilope in Kamerun, Aberglauben	95
Westen, Osten und Süden		Antilopenhorn , Speere mit Spitzen aus	243
—, Wurfkeulen aus Nord-		—, s. Flöte	
—, s. Issenghe, Steinbeil, Waffen, Xylo-		Apparat für Kopfmessungen	620
phon, Zinnschmelzen		Araber , Wurfkeule der	248
—, Deutsch-Ost-, Ethnologie des		Arabisch s. Amulettbriefe	
Zwischenseengebiets von	502	Araguaya-Reise	627
—, Portugiesisch-Südost- s. Felszeich-		Archäolithische Kultur der Tasmanier	633
nungen		Argentinien , Alter des Menschen in	118
—, s. Südafrika		Armbänder aus Schweinsleder, Hollän-	
—, s. Westafrika		disch-Neuguinea	336
Afrikanische Speere mit Knochenspitzen	242	Armringe eines Elefantenjägers der	
— Wurfhölzer, Wurfkeulen und Bume-		Baia	94, 95
rangs	244	—, bronzene von Cucuteni bei Jassy	
aggr-y-beads von der Goldküste	46	(Rumänien)	595
Ägypten , Beziehungen nach Westafrika	29	Aschanti , Pythonschlange heilig	38
Ägyptische Einwirkung auf Westafrika	77	—, Symbole der Macht von	15
Ahanta (Goldküste), Woche von zehn		Aschanti-Goldgewichte	58, 61
Tagen	40	Astronomisches , Westafrika	64
Ahnenkultus in China	356, 357	Atakpame , Sage von der Regenbogen-	
Ahnentempel , chinesischer	358	schlange	44, 48
Ähren , geröstete	835	Atlantis , das alte	26
Akustisches Kriterium für Kultur-		Augender Völkerstämme am Mamberamo	
zusammenhänge	601	in Holländisch-Neuguinea	319, 320, 335
Albanesen , Nachkommen der Illyrier? 564,	915	— (= Sterne) als Himmelskörper	925
Aleppo , Juden aus	81 ff.	Aurignacien	958
Altar der Erde, Peking	371, 372	Aurignacienknochenspitze	960
—, s. Himmelsaltar		Ausgrabungen des Herrn O. Hauser	308, 621
Altarschrein , zweistöckiger hölzerner,		— 1909/10 in Cucuteni bei Jassy (Ru-	
im Tempel des eisernen Buddha auf		mänien)	582
dem Heng-shan	433	— neolithischer Häuser bei Lissdorf,	
Alter des Menschen in Argentinien	118	Kreis Naumburg	998
„Altmärkische“ Fibel	680, 682, 759	— in der Veledahöhle bei Velmede a.	
Amerika , Süd-, syphilitischer Schädel		d. Ruhr	315
aus	128	— von vorgeschichtlichen Einzelfunden,	
Amerikanisten-Kongress in Buenos-Aires		Gräberfeldern und Wohnplätzen bei	
und Mexico	117	Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	346, 436
Amulett mit dem Stempel des T'ien-shih,		Ausschuss der Berliner Anthropologischen	
China	405, 406	Gesellschaft	(1)
Amulettbriefe , arabische, in der Aus-		—, s. Wahl	
rüstung eines Elefantenjägers der Baia	111	Ausstellung „Nordland“	945
Amulette eines Elefantenjägers der		Australien , Parierschild aus West-	254
Baia	93 ff.	Axt , goldene, Symbol der Macht von	
—, Holländisch-Neuguinea		Aschanti	15
—, versteinerte Seeigel als	257	—, s. Lochaxt	
Angmagsalik (Eskimodorf)	261	Azilien	965

	Seite		Seite
B.			
Backlocke der Albanesen	566	Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: s. Photographien-Sammlung	
Bala (Kongo), Ausrüstung eines Elefantenjähgers der	91	Berwerth, Fritz †	944
Ballspielplatz der mexikanischen Bilderschriften	304	Bestattung, Neu-Guinea	132
Bamler, Missionar, Deutsch-Neuguinea, korrespondierendes Mitglied	139	Bibliothek der Berliner Anthropologischen Gesellschaft	982
Bannerbrück, Mecklenburg - Strelitz, Fragment eines neolithischen Schädels	133	—, Eingänge für die 185, 384, 629, 862, 1003	1003
Bart der Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	319, 335	— s. Periodische Veröffentlichungen	
Basedow, Dr., Chief-Protector aller australischen Eingeborenen	581	Bibliotheks-Kommission der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (1)	
Bauch- und Trommeltanz-Duell, Angmagalik (Ostgrönland)	263 265	Bilderschrift vom Jahre 1534 (Klageschrift wegen unbezahlter Leistungen)	126
Bauernhaus (Grundriss) mit Stallung aus dem 13. und 14. Jahrhundert, Niedergörsdorf bei Jüterbog	347	—, mexikanische	126
bean-shooter (Spielzeug)	237	Bilderschriften, Häkchen in den	925
Becher s. Urinbecher		Blmbajo, Göttin, Holländisch-Neuguinea	324, 328
Becken mit ungewöhnlich langem Steissbein	622	Bithynella, kleines Schneckenchen	825
Beckerslohe (Mittelfranken), Frühlatène-fibel	676, 677, 680	Blutrache auf Hainan	204
Beerdigung auf Hainan	205	Bogenspitze vom Typus Abri Audit, Le Moustier	958
Befestigung der Ansiedlung von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	588	Bogenspitzen vom Typus Chatelperron des Frühaurignacien	959
Befestigungsanlage, vor- oder frühgeschichtliche bei Nackel (Nähe von Friesack, Kr. Westhavelland)	820	Bogenstichel des Spätaurignacien	960, 961
Begräbnisplatz der Tschautschus in den Tschauenbergen	845, 855	Böhmen s. Dux, Jungfernteinitz, Kyschitz, Langgest, Letky, Libesnitz, Nimburg	
Behaarung der Menschenrassen und Menschenaffen	974	Bolivien, Exkursion des Amerikanisten-Kongresses nach	123
Beifussblätter in japanischem Aberglauben	577	Bolle, Dr. Karl †	818
Beilngries (Oberpfalz), Frühlatène-fibel	676, 677	Boote in Holländisch-Neuguinea	337
Bekleidung, Neu-Guinea	132	Bornulled auf den Storch	909
Bemalung, Holländisch-Neuguinea	337	Borumessu (Holländisch-Neuguinea)	336, 341
Benin, Beziehungen nach dem Osten	25	Brandgruben bei Seebad Rüdersdorf, Kreis Nieder-Barnim	500
—, indische Einflüsse auf	76	Brandwirtschaft in der Bodenkultur	826
—, Schlangenkult	39	Brasilien, Süd-, heutige Verteilung der Indianerstämme	121
Berber, Wurfkeule der	248, 249	Braunschweig s. Walbeck	
Bergtempel vom Heng-shan, China	431, 434	Brennesseln als Nahrungsmittel	830, 840
Berichtigung	994	Brief des Herrn Frizzi aus Korómira auf Bougainville	944
Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: Vorstand, Ausschuss, Kommissionen, Organ, Vermächtnisse (1), Goldene Medaille, Ehrenmitglieder, Korrespondierende Mitglieder (2), Ordentliche Mitglieder (5).		— des Herrn Leo Frobenius aus Salatu	993
— s. Bibliothek		— des Herrn O. Hauser	621
		— des Herrn Seler aus Mexico	310
		— des Herrn Speiser aus Noumea	307
		Bronze-Arminge von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	595
		Bronze-Funde aus einem Grabe auf dem Sprintberge bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	442, 443
		Bronzeringe aus einem Gräberfelde bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	491, 497
		Bronzestücke als Goldgewichte	59

	Seite		Seite
Brücken, lederne	828	Cortez, Zug nach Honduras	127
Brückenbauten, Neu-Guinea	132	Cucuteni bei Jassy (Rumänien), Ausgrabungen 1909/10	582
Brüste der Tschukschen-Frauen	850	— -Funde, Führung durch die Sammlung von	621
Bücherschenkung seitens der Frau A. Bartels	819	Cuzco, alte Hauptstadt des Inca-Reiches	124
Buddha s. Tempel			
Buddhismus in China	406, 432		
Buenos Aires, Internationaler Amerikanisten-Kongress	117		
— s. Museo, Museum			
Büffelschwanz als Fliegenwedel	94		
Bumerang aus Darfor	245		
Burgwall aus vorwendischer Zeit, Niedergörsdorf bei Jüterbog	347		
Bürsten für Papierabformungen von Monumenten	543		
Buschleute	582		
Butzow (Westhavelland), Frühlatène-fibel	678		
buzz (Spielzeug)	237		
C.			
Calchaqui s. Schädel			
Calchaqui-Sammlung im Museo Nacional de Buenos Aires	122		
Calchaqui-Stämme, Kultur der	119		
Castillo s. Höhle			
Chamacoco, Mythen und religiöse Vorstellungen der	121		
Chang-tao-ling, der erste T'ien-shih (s. d.) in China	404, 405		
Chatelperron s. Typus			
Chile s. Sprache			
China, älteste Geschichte	193		
—, Provinz Schantung, vorgeschichtlicher Fund	153		
— s. Religionen			
Chinesen, Haarboden vom Scheitel eines	274, 276		
—, taoistisches Pantheon der	138, 393		
Chinesinnenfuss, Weichteile des	375		
Chinesische Staatsreligion und deren Kultus	348		
Chiquitosprache	121		
Christentum in China	411		
Columbus, Sprache der Briefe des	127		
Combe-Capelle, Moustérienindustrie von	957		
Congrès préhistorique de France in Nîmes	140		
Copan, Chronologie der Reliefskulpturen von	126		
Cora-Indianer	294		
Cortez, Originalmanuskript des Testaments von	127		
		D.	
		Dahlhausen, Kr. Westprießnitz, langobardischer Urnenfriedhof	163
		Dahome, das Reich	18
		Damaskus, Juden aus	81 ff.
		Dankopfer für glückliche Heimkehr, Deutsch-Ostafrika	512
		Darfor, Bumerang aus	245
		Darshofen, Oberpfalz, Tierkopf-Fibel	673
		Darstellungen in Schalen der Cora und in Opferblutschalen der Mexikaner	298
		—, taoistische, auf den Reliefs von Wu-liang-tz'ü, ca. 147 p. Chr. n.	403
		Davidsohn, Sanitätsrat Dr. Herm. †	581
		Deifikation in China	419, 422
		Denkmal für Gerhard Rohlf's in Vege-sack	621
		Denkmalpflege s. Naturdenkmalpflege	
		Dialekte auf Hainan	216 ff.
		Diebstahl bei den Tschukschen	843
		Diluvialchronologie und Paläethnologie West-Europas	945
		Dinka, Stockschilder der	254
		Djenni (Westafrika), die Stadt der Goldschmiede	10
		Dolch s. Knochendolch	
		Donau-Balkangebiet, stein-kupferzeitliche Kultur des	597
		Dreschflügel mit Aalhaut	828, 837
		Dschaggarätsel, Psychologie des	522
		Dualismus in der Philosophie der Chinesen	395
		Dühren (Baden), Mittellatène-fibel	684, 685
		Dunkelmalerei der frühminoischen Keramik	599
		Dux (Böhmen), Frühlatène-fibel	676, 677
		E.	
		Eberzähne, Stirnschmuck aus gespaltenen, Holländisch-Neuguinea	335
		Ehe der Tschukschen	850
		Ehrenmitglieder der Berliner Anthropologischen Gesellschaft	(2)
		Eidechsen, zwei sich kreuzende	62, 67, 68
		Eimerförmige Gefäße aus Gräbern bei	

	Seite		Seite
Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 496	Faustschild vom Senegal	255
Eiserne Pflöcke von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	595	Fellhemd der Tschuktschen-Frauen	845
Elefant im Leben der Neger	109	Fellkammer der Tschuktschen	848
Elefantenfetsch	108, 110	Felszeichnungen aus den alten Goldgebieten von Portugiesisch-Südostafrika	140
Elefantenjagd in Kamerun	91	— bei der Mission Buanja in Kisiba, Deutsch-Ostafrika	512
Elefantenjäger der Baia, Ausrüstung	91	Feng-shen , chinesischer Ausdruck für die Deifikation	421
Elefanten-Totem	110	Feng-shen-yen-yl , Hauptquelle für die Kenntnis des chinesischen Pantheons	423
Elmina an der Goldküste, erstes portugiesisches Fort 1481	11, 16	Fest auf Hainan	202
— s. Stab		—, japanisches Mädchen- und Knaben- bei dem Eintritt ins Männerhaus, Holländisch-Neuguinea	339, 340, 342
Engelsüss (Farnpflanze) als Nahrung	830, 839	Fetschkamm s. Negerfetschkamm	
Ente , durchloches Gefäß in Gestalt einer, aus einem Gräberfeld bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 495	Feuer , Zubereitung des Feldes für das Getreide durch	825
Equisetum als Nahrung	825, 839	Feuermachen , Neu-Guinea	138
Erdbauten in Mexico	315	Feuersteingewehr eines Elefantenjägers der Baia	104
Erde , göttliche Verehrung in der chinesischen Staatsreligion	356	Feuerstein-Manufacte von Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	438, 439
Erdkröte , Reliefbild der	127	Feuersteinpfeilspitzen , feingearbeitete von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	590, 591
Eskimos , Musik und Tänze der grönländischen	261	Fibeln s. Latënefibeln	
— s. Ausstellung		Figug (südwestmarokkanische Oase), Steinstössel aus	255, 256
Eskimolied von Kap Dan in Ostgrönland	268	Firnismaltechnik	599
Eskimotrommel	264, 266	Fisch im Aberglauben der Völkerstämme in Holländisch-Neuguinea	322
Essnapf als Nachtgeschirr	852	—, Gespräch des, mit dem Ziegenbock	904
Ethnologie des Zwischenseengebiets von Deutsch-Ostafrika	502	Fischfang der Li auf Hainan	211
Etrurien , Beziehungen nach Westafrika	70	Flachbell aus Kupfer von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	594
Europa s. Diluvialchronologie		Flachbeile , steinerne, von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	591
Ewestämme	41 ff.	Flaggen bei dem japanischen Knabenfest	577
Exkursionen des Amerikanisten-Kongresses	123, 128	Fliegenwedel eines Elefantenjägers der Baia	94
Expedition nach Holländisch-Neuguinea	315	Flöte (aus Holz und aus Antilopenhorn) eines Elefantenjägers der Baia	94
— s. Südsee		Font - Robertspitze der Font - Robertkultur	961
F.		Forts , europäische an der Goldküste im 17. Jahrhundert	17
Familienleben der Tschuktschen	849	Fränkel , B., Geh. Med.-Rat †	944
Farbensymbolismus des chinesischen Ritus	364	Frauen , Einfluss in Holländisch-Neuguinea	323, 338
Farbentypus der syrischen Juden	85, 90	Frühlatënefibeln	675, 714, 932
Farnwurzeln , Nahrungsmittel der prähistorischen Zeit	829	Fuss s. Chinesinnenfuss	
Fäustel , des Praechelléen, St. Acheul	948		
— des Frühchelléen, St. Acheul	948		
— des Hochchelléen, St. Acheul	950		
— des Frühacheuléen, St. Acheul	951		
— des Hochacheuléen	952		
— des Spätacheuléen	953, 954		
— des Frühmoustérien	956		

	Seite		Seite
G.			
Ga-Volk	42	Goldstaub , Charakteristikum der	
—, Zeremonien	39	Aschantländer	37
Gagho , zweite Hauptstadt Songhais	19, 36	Gorillaschädel , schiefer	271
Galley-Hill-Mensch , Alter des	970	Götter , Klassifizierung der chinesischen	417
Gastfreundlichkeit der Li auf Hainan	198	—, Rangtafel taoistischer	427
Gastreicht bei den Tschuktschen	852	—, s. Hausgötter	
Gebete , chinesische	361	Götterdarstellungen , China	402 ff., 423, 430
Gebräuche , abergläubische, auf Hainan	201	Götterkult und Ahnenkult	153
Geburstag , 80. des Herrn Stimming	818	Gottheiten der Tschuktschen	853
Gefäße der Ababde aus Speckstein	258	Gräberfeld mit ältesten Buckelurnen,	
— aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis		Niedergörsdorf bei Jüterbog	347
Nieder-Barnim	445 ff., 449 ff., 485	Gräberfelder bei Woltersdorf, Kreis	
— aus einem Grabe auf dem Sprint-		Nieder-Barnim	439 ff.
berge bei Woltersdorf, Kreis Nieder-		Grabkammern mit Reliefs, China	402
Barnim	442	Grabstock , stets nur aus Holz	823
—, lederne	828	—, als Auszeichnung der Frau	824
Gehirn s. Grosshirnrinde		Grammatik der Zamuco-Sprache	121
Geister im Glauben der Chinesen	356, 373	Gräser , wilde der prähistorischen Zeit	822, 829
Geld selten angenommen von den		Gravettespitze des Spätaurignacien	961
Tschautschus	843	Griechenland , Trinkgeschirr mit Stern-	
Genetta servalina , Täschchen aus dem		bilderdarstellungen	77
Fell der	96	Grönland s. Eskimos	
Geologische Entwicklungsgeschichte der		Grosshirnrinde	114
älteren Postglacialzeit im nördlichen		Gruben , Säuern in	832
Europa und ihre Beziehungen zur		—, s. Kochgruben	
Prähistorie	347	Grundrisse verschiedener Gehöfte mit	
Gerlatingen (Pfahlbau) am Bieler See,		Wohnhäusern und Sklavenkasernen	
Klopfhammer	252	aus Südafrika	146
Geschenk des Herrn Richard Neuhaus		Guaicurusprache	121
(1028 photographische Aufnahmen)	140	Guansprache , Verbreitungsgebiet	40
Gesichtsindex der syrischen Juden	82	Guarani-Indianer , Sammlung	121
Gestelnsarten Tasmaniens	653, 654	Guayaki (Paraguay), Sammlung	121
Getreide , Aussengen des	826	Guinea als Goldland	9
Getreidebau und künstliche Bewässerung	825	Gurina (Kärnten), Fibeln	689
Gewehrfeder als Feuerstahl	97	H.	
Gewichte s. Goldgewichte		Haar der Völkerstämme am Mamberamo	
Gewichtssystem der Aschantigewichte	63	in Holländisch-Neuguinea	317, 334
Ghana (Westafrika), das Reich von	10	—, Länge des, bei den Negern	279
Giftspeere der Baia (Kongo)	91	— der Papua	280
Gittermuster in der frühminoischen		—, spiralkraustes	279, 280
Keramik von Kreta	599	— der Tasmanier	979
Glatzenbildung bei den Anthropoiden	978	— der Tschuktschen	842
Glocke , Doppel- eines Elefantenjägers		— s. Behaarung	
der Baia	94	Haarbildung , Wert für Rassenver-	
Glyceria fluitans = Schwaden = Manna,		gleichungen	275
Verwendung	829, 838	Haarboden vom Scheitel eines Chinesen	274, 276
Goldbröschchen von der Goldküste	14	—, vom Scheitel eines Hottentotten	275, 276
Goldgewichte , 卍 auf	56	Haarfarbe der syrischen Juden	84, 90
Goldhandel , stummer	9	Haarnadeln , hölzerne von der Goldküste	50
Goldküste (Westafrika)	9 ff.	Haarperrücken s. Perrücken	
Goldland , ein zweites, Salomos	1	Haarprobe , Tasmanier-	271
— s. Guinea		Haarschneiden (?) der Tasmanier	652
Goldschmiedekunst , Westafrika	12, 15	Haartrachten auf Hainan	205

	Seite		Seite
Hacken , hölzerne	824	Hieroglyphen der Tageszeichen	127
Hainan (Insel), die Li auf, und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent	193	Himmel der Chinesen	355
Häkchenzeichnung in den Bilderschriften	925	Himmelsaltar Tien-Tan, Peking	364, 366, 369
Hals schmuck : Ringe aus Schwanzhaaren des Elefanten	92	Himmelstempel Chi Nien Tien,	Peking 363, 369
Hammeraxte , durchlochte von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	591	Hirsch , die Sonne tragend, Cod. Borgia	929
Han-Grab altes Baudenkmal, China	158	Hirschgeweihharpunen , flache des Azilien	965, 967
Han-Zeit , Taoismus der	402	Hirschhornaxt , polierte von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	593
Handel der Phönizier (=Karthager) mit den Völkern der Westküste Afrikas	55	Hirschhornhacke , rohe von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	593
Handelsverkehr zwischen Nordafrika und den Gebieten südlich der Sahara	36	Höhle Castillo bei Puento Viesgo in der Provinz Santander	967
Handelswege im Innern Westafrikas	19	— s. Veleadahöhle	
Hanno (Karthager), Expedition des „Hannoverische“ Fibel	685, 793	Höhlenwohnungen	115
Harpune , Prototypus der, Frühmagdalénien	963, 964	Hohnrätzel der Dschagga	533
Harpunen , einreihige des Hochmagdalénien	963, 965	Höllendarstellungen der Taoisten	406
—, zweireihige des Spätmagdalénien	964, 966	Holzkeule der Ja-Luo	253
— s. Hirschgeweihharpunen		Holzschale der Ababde	258
Haselnusskätzchen als Notnahrung	829	Holzschild der Issenghe (Afrika)	246
Hasenbrot	830	Holzstempel , westafrikan., Schlangemotiv	14, 39
Hasenfelde , Kreis Lebus, vorgeschichtliche Ansiedlung	819	Holzsteller aus Rhodesia (Südafrika), symbolische Zeichen	70
Häuser der Li auf Hainan	209	Holzwaffen aus dem Kongogebiet	245
— der Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	323, 338	Hölzerne Geräte und Werkzeuge neben den oder statt der Steinwerkzeuge	822
—, neolithische bei Lissdorf, Kreis Naumburg	998	— Sichelkeulen der Issenghe, Afrika	245
Hausbauten , Neu-Guinea	132	Homo neogaeus	118
Hausgerät der Tschautschus	849	Homosexuelle in Holländisch-Neuguinea	339
Hausgeräte auf Hainan	212	Honzik , Architekt †	114
Hausgötter der Tschuktschen	849, 853	Hopi-Indianerlied	269
Hausa , Epitheta für Pflanze und Tier	866	Hottentotten , Haarboden vom Scheitel eines	275, 276
Hautfarbe der Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	320, 335	—, Plica semilunaris bei	616
Heirat bei den Völkerstämmen in Holländisch-Neuguinea	322	Hua-hu-king , chinesisches Werk, „Buch von der Bekehrung der Hu (=Türken) durch Lao-tze“	408
Heiratsgebräuche auf Hainan	202, 203	Hund in Holländisch-Neuguinea	330
Heldenfiguren bei dem Aufbau zum japanischen Knabenfest	577		
Helmshagen , Pommern, Spätlatène-fibel	689, 690, 691	I.	
Heng-shan , altchinesischer heiliger Berg	431, 432	Illyrier , Albanesen Nachkommen der?	564, 915-
Henkelschalen aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 496	Inca , Geschlechterverfassung der	121
Herero , Plica semilunaris bei Hessen s. Wachenheim	616	Indianer , mexikanische, Überreste heidnischer Vorstellungen und Gebräuche	127
Hieroglyphe Youallan, „am Orte der Nacht“	925	—, Verwandtschaft der Musik der Polareskimos mit der der	261
		Indianerlied vom Thompson-River	268
		Indianische Elemente in der heutigen Sprache Chiles	121
		Indische Einflüsse auf Benin	76
		Irisfarbe der syrischen Juden	85, 90
		Islam in China	412

	Seite		Seite
Issenghe (Afrika), Holzschilder der	246	Kersbach , Mittelfranken, Tierkopf-Fibel	
— hölzerne Sichelkeulen	245		673, 674
J.			
Jagd bei den Li auf Hainan	210	Ketten , goldene von der Goldküste	58.
— s. Elefantenjagd		Keulen s. Steinkeulen	
Jagor-Sammlung	983	Kiao , chinesische Opferzeremonie	362 ff.
Jahresrechnung der Rudolf Virchow-		Kielkratzer des Hochaurignacien	960
Stiftung für das Jahr 1911	989	Killimia = Plejaden	66
Ja-Luo (nilotischer Stamm, Viktoria		Kindergewehr aus Lübeck	238
Nyanza), Holzkeule der	253	— aus Togo	238
— Steinkeulen	250	Kinderspiele , Neu-Guinea	132
Japanisches Mädchen- und Knabenfest	568	Kinderspielzeug	237
Joehbeine , vorstehende bei syrischen		Kinematographische Aufnahmen aus	
Juden	83	Deutsch-Neuguinea	136
Juden des westlichen Sudan	30	Kleidung der Li auf Hainan	206
—, syrische, Anthropologie	80	— der Völkerstämme am Mamberamo	
Judentum in China	412	in Holländisch-Neuguinea	321
Jungfernteinitz , Böhmen, Maskenfibel	672	— der Tschautschus	844
Jütland , Spätlatène-fibel	690	Kl. Gleichberg , Sachsen-Meiningen, Früh-	
K.			
Kaka (Baiastamm), hervorragende Jäger	92	latène-fibel	676, 677, 680
ka-ko-mä , Ausruf des Erstaunens bei		—, Mittellatène-fibel	683, 684, 685
den Tschuktschen	850	—, Vogelkopf-Fibel	674, 675
Kalebassen , westafrikanische, Stern-		Kl. Jeseritz (Schlesien), Frühlatène-fibel	680
darstellungen	62, 66, 67, 68	Kl. Schweinitz , Kr. Liegnitz, Schlesien,	
Kalenderstein des Museo Nacional de		Tierkopf-Fibel	673, 674
Mexico	298, 303	Klima , Knochenfunde und	973
Kalktufflager s. Walbeck		Klingenkratzer des Hochaurignacien	959
Kalmus in japanischem Aberglauben	577	Klopfhammer , prähistorischer	251, 252
Kamerun , Elefantenjagd in	91	— aus dem neolithischen Pfahlbau	
— s. Antilope, Leopard, Schildkröte		Gerlafingen am Bieler See	252
Kamm s. Negerfetischkamm		— als Knauf der Steinkeule der Ja-	
Kammuster , Bedeutung der	161	Luo	252
Kaninchen = Mond im alten Mexiko		Knabenfest , japanisches	568, 576
	926, 929	Knallbüchsen aus Togo	238, 239
Kano , versteinertes Seeigel aus, als		Knochen zur Anfertigung von Geräten	
Amulett getragen	257	in der archäolithischen Kultur der	
Karawanenstrasse von Fezzan nach		Tasmanien nicht verwendet	640
dem Tschad	28, 29	—, Waffen und Geräte aus, von Cucu-	
Karawanenstrassen quer durch Afrika	21	teni bei Jassy (Rumänien)	592
Karolinen , Hamburger Südsee-Expedi-		Knochendoleh , pfriemenartiger von	
tion 1909/10 nach den	293	Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592
Karpfen , Bedeutung in Japan	576	Knochenfunde und Klima	973
Karthager , Goldhandel der	9	Knochen spitzen , afrikanische Speere mit	242
— s. Handel		Knöpfe , goldene von der Goldküste	58
Kasuar in Holländisch-Neuguinea	330	Koassa Kamboi Ramboi, Stämme am	
Kasuarhaare , Perrücken aus	335	Mamberamo in Holländisch-Neu-	
Keramik , bemalte von Cucuteni bei		guinea	332 ff.
Jassy (Rumänien)	585 ff.	Kochgruben , mit Rinde ausgesetzte	828
— von Kreta	598	Kochtöpfe , steinerne der Ababde	258
Kerb Spitze des Spätsolutrécen	962, 963	— aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis	
Kerbzeichen als Schrift auf Hainan	213	Nieder-Barnim	488, 496
		Kommissionen der Berliner Anthro-	
		logischen Gesellschaft	(1)
		Konfuzius , Gedenktafel	397
		Kongo , Wurfhölzer vom	244

	Seite		Seite
Kongress , 18. internationaler Amerikanisten-	818	Kukia , alte Hauptstadt Songhais	19, 36
— s. Amerikanisten-Kongress		Kuklanka = Rentierfellhemd	der
—, 10. internationaler Geographen-, verschoben		Tschautschus	845
—, internationaler Rassen-	348	Kulturerwicklung , alt-kretische	598
Kontrasträtsel der Dschagga	528	Kulturheroensage in Holländisch-Neuguinea	327, 345
Kopf s. Menschenköpfe		Kulturkreis , mexikanischer	294
Kopfbedeckung der Albanesen	565	Kulturschichten in Afrika	242
— auf Hainan	206	Kulturzusammenhänge , akustisches Kriterium für	601
Kopfhaut eines Chinesen	276	Kunst , Entwicklungsstadien der parietalen	968, 970
— eines Hottentotten	277	Kupfer neben Eisensachen	596
Kopfindex der syrischen Juden	82, 83	— s. Flachbeil, Lochaxt	
Kopfjägerel in Holländisch-Neuguinea	325	Kupferwaffen und -Geräte von Cucuteni	
Kopfmessungen , Apparat für	620	bei Jassy (Rumänien)	594
Kopfstützen , Miniaturnachbildungen von	160	Kürbisschale der Cora	296
Korantasche eines Elefantenjägers der Baia	96	Kysehitz , Böhmen, Maskenfibel	672
Körchow , Mecklenburg-Schwerin, Spätlatène-fibel	688, 689		
Kornspeicher der Li auf Hainan	200	L.	
Körner , Franz †	581	La Micoque s. Typus	
Körperdeformationen der Li auf Hainan	200	La Plata s. Museo	
Körperhöhe der Pygmäen in Deutsch-Neuguinea	281	La Quinaschaber des Spätmoustérien	957
— syrischer Juden	81	La Rochette , Ausgrabungen	309
Körpermasse der syrischen Juden	82	Landwirtschaft , Plejaden in der	65, 66
Korrespondierende Mitglieder der Berliner Anthropologischen Gesellschaft	(2) 139, 981	Langobardischer Urnenfriedhof bei Dahlhausen, Kr. Westprieognitz	163
Korvar = Figur in Hockerstellung, Heimatstätte für die Seele	326	Langugest (Böhmen), Frühlatène-fibel	678
Kosmogonie der Chinesen	395	Lanzen zur Elefantenjagd	104, 108
Krankheilung bei den Tschuktschen	844	Lao-tzè , historische Persönlichkeit in China	399, 400
Krankheiten auf Hainan	205	—, die Geburt von	409
— in Neu-Guinea	132	—, s. Hua-hu-king	
— bei den Tschuktschen	855	Latènefibeln , Formengebung der	671
Kreta s. Keramik, Kulturentwicklung, Metallindustrie		—, Typenkarte	664, 930
Kreuznach , Vogelkopffibel	674, 675	Le Moustier , Ausgrabungen	309
Krüge aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	489, 494	Leden , Christian, Forschungsreise im nördlichen Kanada	819
Krugtassen aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 495, 496	Leder , Verwendung	828
Krugtöpfe aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	489, 494	Lederschiffe	828, 836
Kuan-yin , Figur des taoistischen Pantheons in China, christliches Vorbild	411	Ledertäschchen eines Elefantenjägers der Baia	96 ff.
Kuchen , Herstellen von, Deutsch-Neuguinea	138	Legenden im Feng-shen-yen-yi	423 ff.
Kuerr s. Quèr		— chinesischer göttlicher Wesen	427
„Kuzassuak“ (Schaukelschweif), Schauspielied der Eskimos	265	Lei-chen-tzè , chinesische Gottheit, Legende	425, 426
		Leidingshof , Oberfranken, Tierkopffibel	673
		Leopard in Kamerun	97
		Letky (Böhmen), Frühlatène-fibel	676, 677, 678, 680
		Li , die, auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent	193
		Libesnitz (Böhmen), Frühlatène-fibel	676, 677

	Seite		Seite
Lima s. Museo		Meerschneckengehäuse auf dem First	
Lissdorf, Kreis Naumburg, Ausgrabungen		des Tempeldaches Uitzilopochtli	922
neolithischer Häuser	998	Mell, das Reich von	10
Lochaxt (Bruchstück) aus Kupfer mit		Mene, heilige Stadt der Äthiopier	25
Schafthelm von Cucuteni bei Jassy		Mensch, Abstammung im Aberglauben	
(Rumänien)	594, 596, 601	der Völkerstämme in Holländisch-	
Löffel mit Stiel aus einem Gräberfeld		Neuguinea	322
bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim		— s. Homo	
	495, 497	Menschenköpfe, abgeschnittene, auf den	
Löffelchen (?) aus Knochen in Tas-		buntbemalten Gefäßen von Nazca	
manien	640	in Peru	127
Lohne (Altmark), Mittellatènefibeln	685	Menschenrassen und Menschenaffen,	
Lorbeerblattspitze des Hochsolutréen	962	Behaarung der	974
Lübeck s. Kindergewehr		Merongai (Kerudu)	319, 322
Lucae, A., Geh. Med.-Rat Prof. Dr. †	290	Messerschmidt, Dr. L., Kustos †	290
Lügen in Neuguinea	320	Messiasage bei den Papua	327, 344
von Luschan, Delegierter auf dem First		Mesvinien, „Übergangsepoche“ zum	
universal races Congress in London	945	Paläolithikum	953
M.		Metallfunde, Südostafrika	145
Mädchenfest, japanisches	568	Metallguss, „verlorenes Wachsverfahren“	
Madsen, P. †	348	beim	60
Magdalénien	963	Metallindustrie, alt-kretische	600
Mainz, Spätlatènefibeln	688	Metallspiegel der T'ang-Zeit mit sym-	
Makonde, Kindergewehr der	238	bolischem Dekor	399
Malve als Nahrungsmittel	830	Metallstücke als Goldgewichte	58
Mamberamo (Strom) in Holländisch-		Mexico, Internationaler Amerikanisten-	
Neuguinea, Völkerstämme am	315	Kongress	117
Mamma eines Zwitters	291	—, Brief des Herrn Seler aus	310
Mangossi (Gott), Holländisch-Neuguinea	325	—, Sonne, Mond und Sterne im alten	922
Manichäismus, Beziehungen zu dem Tao-		Mexikaner, Medizin der alten	127
ismus Chinas	408	—, Opferblutschale der alten	293
Männerhaus der Papua, Holländisch-		Miao auf Hainan	211
Neuguinea	339	Milchschlauch	828, 837
Männerkindbett	546	Minden, Dr. jur. Georg, Schenkung	991
Marignac (Gironde), Fundstation	947	miquiztli = das sechste Tageszeichen	923
Marzabottofibel	676, 679, 681	Mitglieder, neue 139, 290, 307, 348, 581, 621,	
Maskenfibern	672, 696, 930	818, 944, 993	
Masse s. Körpermasse		Mitgliederverzeichnis der Berliner An-	
„Matraque“, Wurfkeule der Araber und		thropologischen Gesellschaft	(5)
Berber	248	Mittellatènefibeln	682, 760, 936
—, Verbreitung und Vorkommen	250	MIZPAH-Ring aus Gold von der Gold-	
Maya, Darstellung des Mondes bei den	924	küste	14, 72
Maya-Geschichte	127	Mohammedanische Ansiedlungen auf	
Maya-Verbum, Formation des	126	Hainan	195
Mbandwas, Institution der, Deutsch-		Mokmer (Insel Biak)	328
Ostafrika	503, 516	Mond im alten Mexiko	922
Mecklenburg-Schwerin s. Körchow, Per-		Mondbild	315
döhl, Rachow		Mongolenpfeilchen der Tschuktschen	845
Mecklenburg-Strelitz s. Bannerbrück		Monumente, Papierabformungen von	541
Medaille, Goldene der Berliner Anthro-		— von Tiahuanaca	121, 124
logischen Gesellschaft (2)		Morwitz †	114
Medizin der alten Mexikaner	127	Mossi, das Reich von, im Innern West-	
Meeres-Götter, China	403	afrikas	20
		Moustérienindustrie von Combe-Capelle	956

	Seite		Seite
Moustierspitze des Frühmoustérien	956	Neue Hebriden , Dr. Felix Speiser dort	397
— des Hochmoustérien	957	Neuguth , Westpreussen, Fibel	685
Münsingen b. Bern, Frühlatènefibel		Neuhaus , Rich., Geschenk	140
676, 677, 678, 679, 680		Niedergörsdorf bei Jüterbog, Aus-	
—, Mittellatènefibel	682, 683, 684	grabungen des Herrn Kiekebusch	347
Museo Nacional de Buenos Aires	122	Nienburg (Hannover), Mittellatènefibel	685
— Historico Nacional in Lima	125	Nienbüttel bei Ülzen, Hannover, Fibel	685
— de la Plata	122	Nigeria , Wurfholz aus	248
Museum der Facultad de Filosofía y		—, Wurfkeulen aus	247
Letras in Buenos Aires	122	Nigrische Kulturschichten von Afrika	242 ff.
Musik und Musikinstrumente in Hol-		Nil , Nebenflüsse in alter Zeit	21
ländisch-Neuguinea	320	Nimburg (Böhmen), Frühlatènefibel	678
— und Tänze der grönländischen Eski-		Notbrot	829, 839
mos und die Verwandtschaft der		Nubien , Beziehungen zu Westafrika	32
Musik der Polareskimos mit der der		—, Herkunft des westafrikanischen	
Indianer	261	Schlangenkultes aus	39
Mütze eines Elefantenjägers der Baia	93	Nymphäenknollen als Nahrung	830, 839
N.			
Nackel bei Friesack, Kr. Westhavel-		Oberhausen im Rheinland, Schädel	622
land, vorgeschichtliche Ansiedlung		Oberlippe der Pygmäen in Deutsch-	
und vor- oder frühgeschichtliche Be-		Neuguinea	281
festigungsanlage	820	Oberndorf (Oberpfalz), Frühlatènefibel	
Nahrungsmittel der prähistorischen Zeit	829	676, 677	
Namen , alte, in Albanien	564, 567	Ohr , kurzes breites der Pygmäen in	
Napfförmige Töpfe aus Gräbern bei		Deutsch-Neuguinea	281
Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	488, 496	Ohrläppchen fehlt bei Pygmäen in	
Narben s. Schmucknarben		Deutsch-Neuguinea	2-1
Narbenverzerrungen in Neuguinea	132	Ohringe aus Südostafrika	146
Nase der Völkerstämme am Mamberamo		Olin-Zeichen	301
in Holländisch-Neuguinea	319	O mi shan , heiliger buddhistischer Berg	432
Nasendurchbohrung auf Hainan	201	Opfer bei den Chinesen	361 ff., 365 ff.
—, Holländisch-Neuguinea	336	— s. Dankopfer	
Nasenform der syrischen Juden	84	Opferblutschale der alten Mexikaner	293
Nasenindex der syrischen Juden	82	Opferbrauch in Deutsch-Ostafrika	512
Nasenpflock der Völkerstämme am Mam-		Orakel in Holländisch-Neuguinea	329
beramo in Holländisch-Neuguinea	321, 336	Orientalistenkongress in Athen, Ein-	
Naturdenkmalpflege , Amtliche Stelle für	139	ladung	308
Naturgötter der Chinesen	418, 423	Ornamentbilder von Palenque	313
Nauheimer Fibel	687, 688, 691, 794	Ornamente der Gefässe aus Gräbern	
Negerfetschkamm mit alten und		bei Woltersdorf, Kr. Nieder-Barnim	
modernen Perlen, arabischen Münzen		448, 485 ff.	
und astronomischen Darstellungen	50, 51, 62	Osterburg (Altmark), Spätlatènefibel	690
Neolithischer Schädel (Fragment) von		P.	
Bannerbrück, Mecklenburg-Strelitz	133	Päderastie bei den Tschuktschen	855
Neu-Guinea , Deutsch-, kinematographi-		Pai-shou-t'u , Tafel mit 100 Formen	
sche und phonographische Aufnahmen	136	des Zeichens für shou „langes Leben“	420
—, photographische Aufnahmen	140	Pa-kua , mystisches chinesisches Zeichen	
—, Pygmäen	280	398, 399, 402, 405	
—, Reise nach	130	Palenque , Ruinen von	311
—, Holländisch-, s. Mamberamo, Völker-		Pangwe-Gebiet , Kindergewehr aus dem	238
stämme		Panpfelle	612
		Panthea der chinesischen Literatur	427

	Seite		Seite
Pantheon, taoistisches, der Chinesen	138, 393	Plejaden in Westafrika	65
Papageienschnabel, Stichelform des Spät-		Plica semilunaris bei Herero und	
magdalénien	965, 966	Hottentotten	616
Papierabformungen von Monumenten	541	Polareskimos, Verwandtschaft der Musik	
Papua, Haar der	280	der, mit der der Indianer	261
Papuhunde	330, 331	Polareskimolieder	266, 267, 269
Papuasprachen	318, 343	Polarstern bei den Phöniziern	64
Paraido (Dorf) am Mamberamo in Hol-		Pommern s. Helmshagen	
ländisch-Neuguinea	317	„Pommersche“ Fibel	690, 691
Parierschild aus Westaustralien	254	Prähistorie, geologische Entwicklungs-	
Patagonische Sprachen	121	geschichte der älteren Postglacialzeit	
Pauwi (Dorf) am Mamberamo in Hol-		im nördlichen Europa und ihre Be-	
ländisch-Neuguinea	332	ziehungen zur	347
—, Frau aus	324	—, altertümliche afrikanische Geräte	
Pawnee-Indianerlied	267	und	240
Peking s. Himmelsaltar, Himmelstempel		—, Wirtschaftliches zur	821
Pemari (Koassa-Kamboi-Ramboi)	338	Prähistorische afrikanische Funde	143 ff.
Penis der Buschleute	582	— Kommission der Berliner Anthro-	
—-Amputation in Neuguinea	132	logischen Gesellschaft	(1)
Perdöhl, Mecklenburg-Schwerin, Spät-		Prodoelmi, A., Prof. †	621
latènefibel	687, 688	Protolith	252, 253
Periodische Veröffentlichungen, die der		Prüllsbirkig (Oberfranken), Vogelkopf-	
Berliner Anthropologischen Gesell-		fibel	674, 675
schaft durch Tausch, Ankauf oder		Psychologie des Dschaggarätsels	522
als Geschenk zugehen	(23)	Pulquegott	305
Perlen aus Südostafrika	145, 146	Pulquegötter = Mondgötter	926
— s. aggr-y-beads		Pulverflasche eines Elefantenjägers der	
Perrücken bei Stämmen am Mamberamo		Baia	93
in Holländisch-Neuguinea	335	Puppen für das japanische Mädchenfest	571ff.
Persische Einflüsse auf die religiösen		Pygmäen in Deutsch-Neuguinea	280
Verhältnisse in China	408	Pythonschlange, heilig in Aschanti	38
Personifikationen von Ideen in China	419		
Perú, Exkursion des Amerikanisten-		Q.	
Kongresses nach	123	Quér = Stockschild vom oberen Nil	254
— s. Vasengemälde		Quetzalcoatl, Mondgott	927
Peruanische Grabfelder	126		
Pfahlbau s. Gerlafingen, Sutz, Wauwyl		R.	
Pfellspitze aus Südostafrika	145	Rabe, Schwalbe und	906
Pflanze und Tier im Volksmunde des		Rachow, Mecklenburg-Schwerin, Spät-	
mittleren Sudan	865	latènefibel	688, 689
Pflanzen als Nahrungsmittel	830	Rangtafel taoistischer Götter	427
Pfriemen, eiserne von Cucuteni bei		Ranke, Joh., 75. Geburtstag	944
Jassy (Rumänien)	595	Rasse, Begriff	272
— aus Knochen von Cucuteni bei Jassy		Rassenkongress, internationaler in	
(Rumänien)	592	London	348
Phönizier in Westafrika	72	Rassenmerkmale, Verwertung für all-	
— s. Polarstern		gemeine Vergleichenungen	272
Phonographische Aufnahmen aus		— der Pygmäen in Deutsch-Neuguinea	280 ff.
Deutsch-Neuguinea	136	Rasttag der Tschuktschen	850, 852
Photographie des Königs Mihigo von		Rätsel und Sprichwort	538
Kwidschwi	514	Rätselspiel bei den Wadschagga	525
Photographien-Sammlung der Berliner		Rechnungsbericht für das Jahr 1911	983
Anthropologischen Gesellschaft	982	Redaktions-Kommission der Zeitschrift	
—, Kustos der	(1)	für Ethnologie (1)	

	Seite		Seite
Regenbogenschlange, Sage in Atakpame	44, 48	Sago, Nahrungsmittel der Papuas	317, 323, 331, 339
— bei den Kaffern Südostafrikas	53	Sahara, Steinstössel aus der	255
Regengott s. Tlaloc		Salomo s. Goldland	
Reise nach Deutsch-Neuguinea	120	Salz den Stämmen am Mamberamo in	
Religion, alte, in China	396	Holländisch-Neuguinea unbekannt	331
—, chinesische Staats- und deren Kultus	348	Sama, Goldhandel in	11
— der Völkerstämme am Mamberamo		Samenkörner als Goldgewichte	56
in Holländisch-Neuguinea	324, 327, 342, 344	Sammlungen von den Guayaki und	
Religionen, Beispiele für die gegenseitige		Guarani-Indianern	122
Durchdringung der drei chinesischen	414, 429	— des Museo Historico Nacional in Lima	125
—, fremde in China	407	Samoaner-Truppe in Castans Panoptikum,	
Religiöse Verhältnisse im heutigen China	412	Sondervorstellung	291
Remak, Ernst, Geh. Med.-Rat †	581	Sangen, alte Bezeichnung für frisch	
Rentier selten im älteren Moustérien	958	geröstete Ähren	835
Rentiere, Einfangen mit Hilfe des Urins	846	Santa Catharina, Brasilien, Dr. Bleyer	
— s. Wettrennen		dort	993
Rentierfell, Zelte der Tschuktschen aus		Särge, ausgehöhlte Baumstämme als, auf	
gegerbtem	848	Hainan	205
Rentierfellhemd der Tschautschus	845	Säuern in prähistorischer Zeit	831, 840
Rentierzucht der Tschautschus	843	Schaber des Spätmoustérien	957
Rhodesia (Südafrika) s. Holzteller		Schädel, pathologisch verdickte	617
Riga soll nach der Kornriege so heißen	826, 835	— der Calchaqui-Gräber	118
Rinde, Verwendung der	827	— aus Neu-Guinea	131
Rindenbrot der Schweden und Finnen		— der Pygmäen in Deutsch-Neuguinea	281
	830, 840	— von Oberhausen im Rheinland	622
Rindenschiffe	828	—, syphilitischer, aus Südamerika	128
Ringe, goldene von der Goldküste	14	—, Fragment aus einem neolithischen	
— s. MIZPAH-Ring		Begräbnisplatze von Bannerbrück,	
Rödenberg bei Woltersdorf, Kr. Nieder-		Mecklenburg-Strelitz	133
Barnim, Gräberfeld	440, 498	Schädel-Darstellungen auf der Fassade	
Rohlfis-Denkmal	621	des Tempels Uitzilopochtli	922
Romiti, Prof., Pisa, korrespondierendes		Schädeldecke, menschliche, aus dem	
Mitglied	139	Kalktufflager von Walbeck in	
—, Dankschreiben	291	Braunschweig	997
Rote Haarfarbe der Völkerstämme in		Schädelfund (Schimpanse) von Steinau	582, 819
Holländisch-Neuguinea	318	Schädelindex der Völkerstämme am	
Rüdersdorf, Kr. Nieder-Barnim, Brand-		Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	319
gruben	500	Schalen, kleine, aus Gräbern bei Wolters-	
Rudolf Virchow-Plaketten-Stiftung	991	dorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 496
Rudolf Virchow-Stiftung	583, 985	Schamane bei den Tschuktschen	653
Ruinen der alten Totonaken-Haupt-		Schauspiellieder der Eskimos	265
stadt <i>Cempoallan</i>	314	Scheinkämpfe, Neu-Guinea	137
— von Palenque	311	Scherzrätsel der Dschagga	527, 536
Rülpfen bei den Tschuktschen	851	Schild s. Faustschild, Parierschild,	
Rumänien s. Cucuteni		Rundschild	
Rundschild aus Senegambien	255	Schildkröte in Kamerun, „Fernzauber“	95
		Schilluk (Tonga), Schlafholz der	254
S.		—, Speere mit Spitzen aus Anti-	
Sage von der Regenbogenschlange in		lophenhorn	243
Atakpame	44, 48	—, Stockschilder der	254
—, mexikanische	926	Schlafholz der Schilluk (Tonga)	254
		Schlaginhausen, Otto, Professor für An-	
		thropologie an der Universität Zürich	307

	Seite		Seite
Schlange im Codex Borgia	306	Sonne, Mond und Sterne im alten Mexiko	922
Schlangenkult , westafrikanischer	38	„ Sonne-Nacht “, Zeichen der Bilderhandschriften	304, 305
Schlangemotiv in Kunstarbeiten	14, 39	Sonnen , prähistorische der Mexikaner	126
Schleifen , Kunst des, den Tasmaniern nicht unbekannt	634	Sonnenschirm als Attribut königlicher Macht	15
Schlitten der Tschuktschen	846	Spätlatèneibeln	687, 794, 940, 941
Schmidt , Prof. Dr. Erich, Bromberg †	818	—, Verbreitung der	691
Schminkbüchsen eines Elefantenjägers der Baia	103	Speckstein , Gefäße der Ababde aus	258
Schmuck der Li auf Hainan	208	—, Tabakpfeifen der Ababde aus	259
— der Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	321, 336	Speer der Li auf Hainan	210
—, Neuguinea	132	Speere , afrikanische mit Knochen spitzen	242
— s. Halsschmuck, Stirnschmuck		— mit Spitzen aus Antilopenhorn, Afrika	243
Schmucknarben der Völkerstämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	324	Speerspitzen mit gegabelter Basis, Hochmagdalénien	963, 965
Schmucksachen von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592	Speisen in Albanien	566
Schöpfungsmythus , taoistischer	395	Spiegel in japanischer Anschauung	572
Schrift der Ureinwohner Hainans	213	Spiele , Neuguinea	138
Schriftsprache , papuanische	326, 327	— s. Rätselspiel	
Schlüssel aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	487, 493	Spielzeug s. Kinderspielzeug	
Schwalbe und Rabe	906	Spinnwirtel aus Ton von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592
Schweiz s. Münsingen		Spiralornamentik in der frühminoischen Keramik von Kreta	599
Seeigel , versteinerte, als Amulette	257	Sprache der Briefe des Columbus	127
Seeverkehr , Spuren uralten, nach Westafrika	46, 56, 64	— Chiles, indianische Elemente in der heutigen	121
Seelenlehre in China	396	— der Li auf Hainan	214
Seler , Direktor des Internationalen archäologischen Institutes in Mexiko	307	Sprachen , Handbuch der indianischen	126
Semnonen	498	— der Völkerstämme in Holländisch-Neuguinea	318, 343
Senegambien , Goldindustrie	13, 14	— der sog. nauatlakischen Gruppe	127
—, Rundschild aus	255	— s. Chiquito, Guaicuru, Maya, Patagonisch, Tschü, Zamuco	
Sērūni (Padeaido-Inseln)	318	Sprachtabellen , vergleichende, hainanesischer und kontinentaler Sprachen	222 ff.
Servalgenette s. Genetta servalina		Spruchwort , Rätsel und	538
Shangti , Name des höchsten Wesens in China	354	Sprintberg bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim, Gräberfeld	440, 498
Sichelkeulen , hölzerne, der Issenghe (Afrika)	245	St. Acheul bei Amiens, Quartärablagerungen von	947
Silixdolch des Strépyien	954, 955	Staatszuschuss	981
Sinompi = böser Geist	326	Stab , elfenbeiner goldbesetzter von Elmina, Symbol der Machthaber von der Goldküste	16
Sinflut s. Sündflut		Stein , bearbeiteter, aus Südostafrika	144
Sitten und Gebräuche der Li auf Hainan	202	Steinbeil , Bruchstück eines westafrikanischen Riesen-	146
Skelett , menschliches aus dem Kalktufflager von Walbeck in Braunschweig	994	Steinbeile aus Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	438, 439
Sklavenhandel	17	Steinflgur aus Neuguinea	130, 137
Solutréen	961	Steingeräte aus Deutsch-Neuguinea	137
Solutréenschichten von Badegoule	309	— des französ. Altpaläolithikum	948
Sommerausflug der Gesellschaft	581		
Songhai (Reich am Niger)	19, 37		

	Seite		Seite
Steinhammer aus Südostafrika	143, 144	Swastika-Zeichen auf Aschanti-Goldgewichten	61
Steinkeulen der Ja-Luo	250	— — in Westafrika durch die Phönizier eingeführt	62
Steinkochen	826, 837	Syphilis s. Schädel	
Stein-kupferzeitliche Kultur des Donau-Balkangebietes	597	Syrien s. Juden	
Steinlöcher im Fels zum Kochen benutzt	826, 835	Sze Shu , heilige Bücher der Chinesen	350
Steinmesser , Mond als, Cod. Borgia	924		
Steinpyramiden zwischen Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	449	T.	
Steinring am oberen Ende des Grabstocks	823	Tabak in Holländisch-Neuguinea	336
Steinfössel aus der Sahara	255	— im Tauschverkehr der Tschuktschen	843
Steintempel im Bezirk Lo-kiang-hien, Prov. Szë-ch'uan, China	429, 430	Tabakpfeifen der Ababde aus Speckstein	259
Steintöpfe der Ababde	259	Tabaksbeutel der Tschuktschen	842, 846
Steinwerkzeuge der Tasmanier, Bezeichnung	650	Tageszeichen , Hieroglyphen der	127
—, Verwendung hölzerner Geräte und Werkzeuge neben den oder statt der	822	—, das sechste	923
Steinzeit von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592	Tamaulipas , Ethnologie und Altertümer des Staates	127
Steinauer Höhle bei Schlichtern, Schädel-fund (Schimpanse)	582, 819	Tanabatafest in Japan	569
Steinmühle (Oberpfalz), Vogelkopf-Fibel	674	Tanz der Li auf Hainan	204
Steinsbein , ungewöhnlich langes	622	— der Tschuktschen	853
Sternbilderdarstellungen s. Kalebassen, Trinkgeschirr		Tänze der grönländischen Eskimos	261
Sterndarstellungen im alten Mexiko	922	— der Mokmer-Leute	328
Stichel der Font-Robert-Industrie	961	—, Neuguinea	137
Stichelarten des Spätmagdalénien	964	Tao , Bedeutung des Wortes	394
Stirnschmuck aus gespaltenen Eberzähnen, Holländisch-Neuguinea	335	Taoismus	401
Stockschilde der Dinka und Schulluk	254	— der Han-Zeit	402
Stonehenge	163	Taoistisches Pantheon der Chinesen	138, 393
Storch , Bornulied auf den	909	Tao-tê-king , philosophisches Buch der Chinesen	399
Storkow (Uckermark), Latënefibel	683, 684	Tardenoisien	967
Streitberg , Fränkische Schweiz, Tierkopf-Fibel	673	—, mikrolithische Geräte des	967
Strépyien , „Übergangsepoche“ zum Paläolithikum	953	Tasmanien , Gesteinsarten	653, 654
Stuhl , goldener, Symbol der Macht von Aschanti	15	Tasmanier , Stellung im anthropologischen System	287
Südafrika s. Rhodesia		—, archäolithische Kultur der	633
Südsee-Expedition 1909/10 nach den Karolinen	293	—, Haar der	979
Sudan , Pflanze und Tier im Volksmunde des mittleren	865	Tasmanier-Haarprobe	271
Suggestion , heidnische Krankenheilung bei den Tschuktschen durch	844	Tasmanische Worte zur Bezeichnung der Steinwerkzeuge	650
Sündflut in den Sagen der Stämme am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	340, 344, 345	Tassen , konische mit einem Henkel aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	490, 495
Sutz (Pfahlbau) am Bieler See, Wurfholz	245	— der Tschuktschen	849
		Tätowieren auf Hainan	201
		Tätowierte	271
		Tätowierung der Küstenstämme in Holländisch-Neuguinea	322
		— der Tschuktschen-Frauen	842
		Ta-tu-tzë Mi-lo-lo , „Dickbauch-Buddha“	427
		Taua (Koassa Kamboi-Ramboi)	334
		Tauschverkehr der Tschautschus	843
		Tee bei den Tschuktschen	843, 851
		Tempel in vorchristlicher Zeit	164, 171

	Seite		Seite
Tempel des eisernen Buddha auf dem Heng-shan, China	432, 433	Woltersdorf , Kreis Nieder-Barnim	488, 495
— „die blaue Kammer“ in dem Komplex des Himmelstempels, Peking	365	Töpferel , Neu-Guinea	138
— s. Bergtempel, Himmelstempel, Steintempel		Topfscherben aus Manu, Südostafrika	145
tero-watta , Gebrauch und Verwendung der	650	Totemtier , Elefant als	110
—, Gewicht und Grössenverhältnisse der	642	Totemtiere in Holländisch-Neuguinea	322
— von scheinbar absichtlicher Form	644	Totengebräuche auf Hainan	204
— als Universalinstrument	656, 660	— in Holländisch-Neuguinea	325, 342
Terrinenförmige Gefässe aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	485, 486	Trinkgeschirr mit Sternbilderdarstellungen in Griechenland	77
Tertiärzeit , Existenz des Menschen in der (?)	118	Trommel der Eskimos	264, 266
Tezcatlipoca	929	Trommelsprache , Neu-Guinea	138
Tharschisch , Lage	3	Trommeltanz der Eskimos	261, 263
Tharschischfahrt , Ziel und Einfuhrartikel der	1	Tschautschu , Name der nomadisierenden Bewohner der Tschuktschen-Halbinsel	843
Thessalien als Brücke zwischen Kreta und dem Donau-Balkangebiets	601	Tschisprache	41, 42
Tiahuanaca , Monumente von	121, 124	Tschivölker	40, 41
T'ien-shih , „Himmelsmeister“, seine Funktion bei der Ernennung und Beförderung von Göttern	404, 406, 422	Tschuktschen , ethnographische Beobachtungen bei den	840
T'ien-tan , allerheiligstes Bauwerk der Chinesen	364	Tsu-t'ien , (nicht identifizierte) Figuren in chinesischen Tempeln	433, 434, 435
Tiere im Volksmunde des mittleren Sudan	876	Typenaufnahmen der Völkerstämme in Neu-Guinea	131
Tierkreisdarstellung , westafrikanische	71	Typenkarten , prähistorische	664
Tierkreisymbolismus in dem mexikanischen und dem Maya-Kalender	126	Typus Abri Audit	957
Tier- und Vogelpantomimen der Eskimos	265	— Chatelperron des Frühaurignacien	959
Ti-Tan , Altar der Erde, Peking	372	— Font-Robert	961
Titikakasee , Besuch der Inseln des	124	— La Micoque	953
Ti-ts'ang-wang , der oberste Herr der Unterwelt, China	415		
Tlaloc , Regengott der Mexikaner	922	U.	
Tod , Furcht vor dem, der Tschuktschen	854	Uitzilopochtli , Gottheit der Mexikaner	922
Togo , Kindergewehr aus	238	Umanatsiak , Westgrönland	261
—, Knallbüchsen	238, 239	Unterhaltung der Tschuktschen	850
—, Zunzui (Spielzeug) aus	238, 239	Unterrichtsministerium , Zuschuss seitens des	308
Ton , Spinnwirtel aus, von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592	Uphas (bisher vergeblich gesuchtes Land) = Goldküste (Westafrika)	8, 9, 79
Tonidole von Cucuteni bei Jassy (Rumänien)	592, 593, 594	Urania , Vortrag in der	982, 993
Tontopf , glasierter (500 v. Chr.) aus China	153	Urin , Verwendung bei den Tschuktschen	846, 852
Tonhöhe , absolute, als Kriterium für Kulturzusammenhänge	601	Urinbecher der Tschuktschen	846
Tonmalende Rätsel der Dschagga	535	Urnen , doppelkonische, aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	486, 492
Tonnenförmige Töpfe aus Gräbern bei		Urnenfriedhof , langobardischer, bei Dahlhausen, Kr. Westpreignitz	163
		V.	
		Vasenförmige Gefässe aus Gräbern bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	489
		Vasengemälde , altperuanische	120
		Veledahöhle bei Velmede a. d. Ruhr, Ausgrabungen	315

	Seite		Seite
Verbrennungsplätze bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	449	Weissmalerei , kretische	599
Verein für Volkskunde, Delegierten- versammlung in Einbeck	348	Werkzeuge der Tschuktschen	849
Verfassung der Li auf Hainan	199	Westafrika , Beziehungen zum Osten und Norden	28
Vergleichsrätsel der Dschagga	537	—, Kenntnis der Alten von	20
Vermächtnisse der Berliner Anthro- pologischen Gesellschaft	(1)	—, Spuren uralten Seeverkehrs nach	46, 56, 64
Versammlung , 5. gemeinsame der Deutschen und Wiener Anthro- pologischen Gesellschaft in Heilbronn	291, 818	—, Völkerverschiebungen in	38
Verwaltungsbericht für das Jahr 1911	981	—, Vorstudien zur Geschichte	1
Vézèretal , „Führer“ durch das	310,	Westafrikanische Holzstempel, Schlan- genmotiv	14, 39
—, Studienfahrt ins	581	Westpreussen s. Neuguth	
Vögel , Sammelstück auf verschiedene	907	Westpriegnitz , Kr. s. Dahlhausen	
Vogelkopf-Fibeln	672, 698, 930	Wettrennen mit Rentieren bei den Tschuktschen	853
—, örtliche Verteilung der	675	Winchesterbüchsen der Tschuktschen	848
Völkerstämme am Mamberamo in Hol- ländisch-Neuguinea und auf den vor- gelagerten Inseln	315	Wind- und Wolken-Götter , China	403
Völkerverschiebungen in Westafrika	38	„Windische“ Fibel	685
Volkskunde s. Verein		Wirtschaftliches zur Prähistorie	821
Vorburg bei Delsberg, Seeigel aus neo- lithischer Lagerung aus	257	Woche , viertägige der Ewevölker	43
Vorgeschichte , chinesische	153	— von zehn Tagen in Ahanta (Gold- küste)	40
Vorstand der Berliner Anthropologi- schen Gesellschaft	(1)	Wohnart der Li auf Hainan	208
		Wohnplätze bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim	499
		Woltersdorf , Kreis Nieder-Barnim, Aus- grabungen	346, 436
		Wu-King , heilige Bücher der Chinesen	350
		Wurfholz und Wurfkeule, Unterschied	247
		— aus Nigeria	248
		— aus dem Pfahlbau von Sutz am Bieler See	245
		Wurfhölzer von Darfor und vom Kongo	214
		Wurfkeule aus einem neolithischen Pfahl- bau von Wauwyl (Kanton Luzern)	248
		Wurfkeulen aus Nigeria und Nord- afrika	247
		Wurfspeerspitze mit einseitig abge- schrägter Basis, Frühmagdalénien	963, 964
		X.	
		Xylophon , afrikanisches	610
		Y.	
		Yang Jen , chinesische Gottheit, Le- gende	425
		Yi-king , Dokument ältester chinesischer Philosophie	397, 398
		Yin und Yang der Chinesen	395
		Yukatan (Halbinsel), ältestes Zeugnis von der Existenz des Menschen auf	127

	Seite		Seite
Z.			
Zahlen bei den Völkerstämmen am Mamberamo in Holländisch-Neuguinea	321	Zelte der Tschuktschen	848
Zahlenmystik im religiösen Leben der Chinesen	364, 395	Zeremonien in Holländisch-Neuguinea	326
Zahlwörter der Li auf Hainan	219	Ziegenbock , Gespräch des Fisches mit dem	904
Zähne s. Eberzähne		Zinn in Afrika	26
Zamuco-Sprache , Grammatik der	121	Zinnsehmelzen afrikanischer Eingeborener	147
Zeppern , Kr. Guhrau, Schlesien, Mittel-latènefibeln	686	Zunzui (Spielzeug), Togo	238, 239
		Zwergwuchs in Neuguinea	281
		Zwitter , Geschlechtsteile eines —, Mamma eines	140 291

Literarische Besprechungen.

	Seite		Seite
Arauzadi , T. de, A propósito de algunos ⁵ / ₈ lapones y castellanos (E. v. Hornbostel)	183	Maccurdy , G. G., A Study of Chiriquian Antiquities (E. Seler)	857
Frazer , J. G., The golden bough (P. Ehrenreich)	628	Meringer , R., Meyer-Lübke, W., Mikkola, J. J., Much, R., Murko, M., Wörter und Sachen (Ed. Hahn)	177
—, — — —, Part II, Taboo and the perils of the soul, Part III, The dying god (P. Ehrenreich)	857	Parker , H., Village folktales of Ceylon (P. Ehrenreich)	376
Hartland , Edwin, Primitive paternity the myth of Supernatural Birth in Relation to the History of the family (v. Reitzenstein)	174	Rhamm , K., Ethnographische Beiträge zur Germanisch-Slawischen Altertumskunde (A. Brückner)	180
Jyer , Anantha Krishna, The Cochin Tribes and Castes (W. Planert)	178	Saville , M. H., Contributions to South American Archaeology. Vol. I u. II (E. Seler)	859
John , R. S., Indian Tribes of the Lower Mississippi Valley and Adjacent Coast of the Gulf of Mexico (K. Th. Preuss)	1000	Thonner , Franz, Vom Kongo zum Ubangi (P. Staudinger)	182
Johnson , J. P., Geological and archaeological notes on Orangia (v. Luschan)	183	Thurston , Edgar, Castes and Tribes of Southern India (Grünwedel)	176
Kauffmann , O., Aus Indiens Dschungeln (W. Planert)	628	Weissenberg , S., Das Wachstum des Menschen nach Alter, Geschlecht und Rasse (v. Luschan)	379
		Wörter und Sachen , Bd. II (Ed. Hahn)	376
		—, Bd. III, Heft 1 (Ed. Hahn)	1001

Verzeichnis der Tafeln.

	Seite
Tafel I—III. Seyffert : Die Ausrüstung eines Elefantenjägers	96, 98, 110
Tafel IV. Seyffert-Stumme : Die Ausrüstung eines Elefantenjägers	112

PERIODICAL

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO
IMMEDIATE RECALL

~~UCD LIBRARY~~

DUE FEB 4 1985

~~H~~
FEB 10 1985 REC'D

Library, University of California, Davis

Series 458A

PERIODICAL



3 1175 01067 4573

N^o 479041

Zeitschrift für
Ethnologie.

GN1
Z4
v.43

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

u3

